Deutsche Revue

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

110

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Zweiunddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1907

Stuttgart und Leipzig 1907 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.32 pt 1-2
1907

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXII

(Januar bis März 1907)

Seite

Wer sind die wahren Feinde Frankreichs? Von einem Diplomaten . . 1

Primo Levi (Rom): Kardinal Prinz Hohenlohe. Persönliche Erinnerungen eines Italieners 6. 134

Wilhelm Ostwald: Zur Biologie des Forschers 16

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXII. XXIII. XXIV. 28. 150. 295

Rudolf von Gottschall: Eine deutsche Akademie für Sprache und Literatur 41

E. von Behring (Marburg a. d. Lahn): Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase. IV 59

Nadine Helbig: Franz Liszt in Rom. Aufzeichnungen 71. 173

L. Krehl (Straßburg): Ueber die Ernährung 78

Professor **Carlo Malagola:** Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand. Nach den Urkunden des venezianischen Archivs . . 89. 231

Gegen Rom und Byzanz. Ein Wahlbrief 99

Leutwein, Generalmajor a. D.: Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika und die Schutzverträge 102

Karl Goldmann: Das weise Jungfräulein. Novelle 114. 243

Deutschland, Rußland und England. Von einem Diplomaten 129

Karl von Hase: Was kann die Kirche gegen die Ausbreitung des Atheismus tun? 143

Paschen, Vizeadmiral z. D.: Der Wert des Unterseebootes als Seekriegsmittel 163

Eduard von Wertheimer: Eine ungedruckte Denkschrift über die preußische Zentralstelle für Preßangelegenheiten 181

Karl Blind: Homerische Kenntnis des germanischen Nordens. Die Sage von der Zauberin Kirke und Holda-Hirke 194

Alessandro Luzio (Mantua): Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei 206

579135

Digitized by Google

Seite

Professor **Louis Couturat** (Paris): Eine Weltsprache oder drei? Antwort an Herrn Professor Diels 218. 360
Woldemar Schütze (Hamburg): Der Kaufmann und die Kolonien . . . 227
T. Galimberti: Die Tripelallianz in der Wirklichkeit 257
Heinrich von Poschinger: Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon 267
J. Palisa: Die Photographie im Dienste der Astronomie 279
Prof. **Maurice Vernes** (Paris): Renan und die moderne Religion . . 311
Fregattenkapitän z. D. **P. Walther**: Die Geschichte des Linienschiffs . . 321
Max von Rübeck, Mitglied des Reichsrats in Wien: Werden und müssen wir zum Freihandel in Europa zurückkehren? Eine Betrachtung 336
Bergassessor **Stegemann**, Bergschuldirektor und Privatdozent in Aachen: Ueber die Gefahren beim Bergbau einst und jetzt 344
Graf Eduard Wickenburg: Abessinien 353
Friede H. Kraze: Sturm. Novelle 367

Kleine Revuen

Naturwissenschaftliche Revue 374
Literarische Berichte 123. 254. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 379

Digitized by Google

Wer sind die wahren Feinde Frankreichs?

Von einem Diplomaten

Am 30. September 1681 hatte Louis XIV. sich durch Verrat, dem auch die Entscheidungen der Cours de Réunion kein legales Mäntelchen umzuhängen vermochten, der alten deutschen Reichsstadt Straßburg bemächtigt, und am 30. September 1870, nach genau 189 Jahren, zog der Oberbefehlshaber der deutschen Belagerungsarmee nach dreiundfünfzigtägiger Einschließung und Kämpfen an der Spitze seiner Truppen in das wiedergewonnene Straßburg ein. Wie der Frieden von 1684 den Verlust der deutschen Feste bestätigt hatte, so bestätigte der Frieden von 1871 die Rückerwerbung derselben für das Deutsche Reich. Wohl war der Verlust der schönen Stadt im Reiche schwer empfunden worden, und ihr Andenken lebte in der Erinnerung und im Liede fort, aber niemals war der Gedanke der Rückeroberung maßgebend für die Politik des Reichs oder seiner Fürsten gewesen, wohl wurde es schmerzlich beklagt, daß die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 dem Reiche nicht die ihm entrissenen deutschen Lande zurückgaben, und in keinem der deutschen Staaten war dieses Gefühl vielleicht stärker als in Preußen, das für den Kampf gegen Napoleon so ungeheure Opfer an Geld und Blut gebracht gehabt hatte, aber auch dort zeitigte die Enttäuschung kein Gefühl der Rache, und der Politik des Bundestages und Preußens lag nie das Streben nach der Rückgewinnung der verlorenen Lande zugrunde. Es bedurfte des ewigen Geschreis der Franzosen nach dem Rhein als der Grenze Frankreichs, um in deutschen Herzen das Gefühl aufkommen zu lassen, daß der Besitz von Straßburg und Metz eine fortdauernde Bedrohung der Ruhe, des Friedens und der Integrität des Vaterlandes sei. Dies Gelüste nach dem Rhein war in Frankreich nicht auf einzelne Kreise und Zeiten beschränkt geblieben. Wenn der Vicomte de Chateaubriand Louis XVIII. sagen konnte, „sire, je vous apporte le Rhin“, so war das Drängen nach einer solchen Eroberung unter dem „Bürgerkönig“ in den ersten Jahren seiner Regierung nicht weniger stark, und es hat keine Periode der modernen französischen Geschichte gegeben, in der das Gefühl, daß der Versuch der Verwirklichung dieses Gedankens nur eine Frage günstiger Umstände sei, nicht die Lage beherrscht hätte. Der Druck Frankreichs lastete auch im Frieden schwer auf den deutschen Nachbarstaaten, und an eine Entwicklung der inneren Politik derselben in rein deutschem Sinne war nach dem Eingeständnis ihrer Fürsten und Staats-

Digitized by Google

männer nicht zu denken, solange der Besitz der Ausfallstore Metz und Straßburg in französischen Händen sie der Gefahr aussetzte, bei dem Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich von französischen Streitkräften überflutet zu werden, ehe das übrige Deutschland ihnen zu Hilfe kommen konnte. Daß dies Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit mit dem Bewußtsein des eignen Werts und der eignen Kraft wuchs, daß die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten — denn der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich mit seinen Verbündeten 1866 war eine rein deutsche Sache — immer bitterer empfunden wurde, konnte nicht wundernehmen, und so kam es, daß nach den ersten Erfolgen der deutschen Armeen 1870 das Verlangen, daß das aufzurichtende neue Deutsche Reich durch die Rückgewinnung der ihm entrissenen deutschen Lande gegen weitere Bedrohungen seitens des unruhigen Nachbarn geschützt werde, bald ein allgemeines wurde. Bei der Befriedigung dieses Wunsches — dieses Willens der deutschen Nation wäre vielleicht richtiger — hat man sich deutscherseits auf das absolut Notwendige beschränkt und von allem abgesehen, was etwa auf Grund idealer Erinnerungen und Bestrebungen hätte gefordert werden können. Daß damit Frankreich ein besonderes Unrecht zugefügt worden sei, kann nur derjenige glauben, für den die Lehren der Geschichte keinen Wert haben. Das besiegte Deutschland hätte seine linksrheinischen Gebiete eingebüßt und die Hand des Siegers würde wohl schwerer auf ihm gelegen haben, als dies umgekehrt der Fall gewesen ist. Auch Europa würde sich kaum eines ungestörten fünfunddreißigjährigen Friedens in seinen mittleren und westlichen Teilen erfreut haben, wenn das Schicksal es gefügt gehabt hätte, daß die französischen Truppen in Berlin und nicht die deutschen Truppen in Paris eingezogen gewesen wären. Nach dem Frankfurter Frieden hat Deutschland nie versucht, einen Druck auf Frankreich auszuüben. Den oft widersprochenen und durch nichts bewiesenen Behauptungen von deutschen Bedrohungen Frankreichs 1875 stehen die Tatsachen gegenüber, daß als Frankreich sich bei dem chinesischen Widerstande gegen den Versuch, ein französisches Protektorat über Anam einzuführen, in einer schwierigen Lage befand, Deutschland ihm in der loyalsten Weise seine Unterstützung zuteil werden ließ und ebenso handelte, als die Frage eines französischen Protektorats über Tunis vorlag. An Versicherungen von französischer Seite, daß ein derartiges Verfahren Deutschlands zur wesentlichen Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern beitragen werde, hat es damals nicht gefehlt, aber alle derartigen Hindeutungen sind nur auf Sand geschrieben gewesen, und der nächste Wind hat sie bald spurlos hinweggefegt. Trotzdem blieben die Beziehungen meistens wenigstens äußerlich korrekte, bis die Marokkofrage von Frankreich aufgenommen wurde. Ein großer Teil der französischen und englischen Presse hat es sich angelegen sein lassen, auf Deutschland als den Störenfried hinzuweisen, der die Gelegenheit ergriffen habe, Frankreich unberechtigterweise zu bedrohen. Dieser Behauptung kann nicht scharf genug widersprochen werden. Nicht Deutschland hat den Versuch gemacht, eine bestehende völkerrechtliche Abmachung durch Sonderverträge

Digitized by Google

im eignen Interesse beiseitezuschieben, sondern Frankreich hat das mit spanischer, englischer und italienischer Hilfe getan. Deutschland hat unentwegt auf dem Standpunkt gestanden, daß das, was die Mächte in Madrid geschaffen hatten, rechtlich auch nur durch dieselben Mächte und nicht durch die Sonderverträge einzelner Staaten abgeändert werden könne. Das haben schließlich alle die Mächte anerkannt, die in Algeciras getagt haben. Auch heute steht Deutschland auf einem freundlichen und durchaus korrekten Standpunkt. Solange Frankreich und Spanien auf dem Boden der von ihnen freiwillig abgegebenen Erklärungen bleiben und sich nur als die Ausführer der in Algeciras getroffenen Bestimmungen ansehen, können aus ihrem Vorgehen in Marokko weder internationale Schwierigkeiten noch Verwicklungen entstehen. Die politische Verantwortung für die Folgen einer über diesen Rahmen hinausgehenden Aktion würde nur die beiden Mächte, nicht Deutschland treffen.

Wer sind denn nun die wahren Feinde Frankreichs? Sicher doch nur diejenigen, die es nicht zur Ruhe kommen lassen und im eignen Interesse immer wieder den Haß und den Durst nach Revanche gegen den Sieger von 1870—71 schüren. Sie zerfallen in zwei Klassen, in innere und äußere Hetzer oder, wenn man dies vorzieht, in solche, die ihren eignen persönlichen Interessen ein patriotisches Mäntelchen umhängen, und solche, die im vermeintlichen Interesse der Länder, denen sie angehören, Frankreich im Sinne ihrer eignen Pläne zu beeinflussen und zu benutzen suchen. Zu den ersteren gehören alle die, welche mit der Idee der Revanche Politik zu machen suchen, vor allem ehrgeizige Generäle und Politiker. Daß jede Armee den Tag willkommen heißt und herbeisehnt, der ihr gestattet, auf dem Schlachtfelde zu zeigen, was sie auf dem Exerzierplatz gelernt hat, ist natürlich, daß Tausende und aber Tausende sich danach sehnen, die Langeweile des Friedensdienstes durch einen frischen und fröhlichen Krieg unterbrochen und sich in die Lage versetzt zu sehen, durch eigne Tapferkeit Auszeichnungen und Ehren zu gewinnen, ist ebenfalls selbstverständlich; eine Gefahr ergibt sich aus solchen überall, in jedem Lande und jedem Heere vorhandenen Stimmungen erst, wenn sie von politischen oder militärischen Führern zu eignen Zwecken gefördert und ihnen dienstbar gemacht werden. Eine solche Gefahr lag zur Zeit der Machenschaften des Generals Boulanger vor, und diejenigen, die heute Deutschland als den Feind und Gegner Frankreichs schildern und verschreien, sollten nicht vergessen, welche Ruhe und Geduld Deutschland damals dem bündnislosen Frankreich gegenüber bewiesen hat. Und das ist nicht etwa ein Phantasiegebilde. Hohenlohe schreibt am 10. November 1885 in sein Tagebuch: „Was mich während meines diesmaligen Aufenthaltes am meisten frappiert hat, ist die Wendung, die in der Stellung des Generals Boulanger eingetreten ist. Noch im vergangenen Frühjahr wurde Boulanger als ein ‚Farceur‘ angesehen, als kein Mann, mit dem man zu rechnen habe, als ein Streber, der lediglich persönliche Zwecke verfolge, und so weiter. Jetzt wird mir von urteilsfähigen Leuten versichert, Boulangers Stellung sei eine andre geworden. Während er früher in einer gewissen Abhängigkeit von Clémenceau gestanden habe, hänge

Digitized by Google

jetzt Clémenceau von ihm ab. Boulanger habe nicht allein die äußerste und radikale Linke, sondern auch die Opportunisten und damit auch die Majorität der Kammer auf seiner Seite ... Wenn er noch zwei Jahre im Amt bleibt, wird die Ueberzeugung, daß er der Mann sei, der Deutschland besiegen und Elsaß-Lothringen zurückerobern könne, allgemein werden, und da Boulanger ein Mann ohne jeglichen Skrupel ist, dessen Ehrgeiz sehr hoch geht, so wird er die Massen zum Krieg fortreißen. Diese Ansicht teilen Blowitz (der „Times"-Korrespondent) und Villaume (Militärattaché bei der Botschaft). Beide äußerten sich übereinstimmend. Blowitz fügte hinzu, wenn Deutschland den Krieg für unvermeidlich halte, so könne es Boulanger weiter wirken lassen, dann werde der Krieg im Jahre 1888 kommen. Wolle dagegen Deutschland den Krieg nicht, so müsse es Boulanger stürzen." (II, S. 400.) Das hat nun Deutschland freilich nicht getan und auch nicht zu tun beabsichtigt, sondern hat es der französischen Regierung selbst überlassen, sich und den Frieden zu wahren, aber man bemühe sich nur zu überlegen, wohin etwas Nervosität auf deutscher Seite hätte führen können, um die Gefährlichkeit solcher Quertreibereien einzusehen. Auch die Dreyfus-Affäre mit ihrer unglaublichen Verlogenheit hätte einem nervösen oder übelnehmerischen Deutschland nicht allein manchen guten Vorwand, sondern auch besten Grund gegeben, Frankreich gegenüber eine ernste Sprache zu führen. Ebenso würde sich während des japanisch-russischen Krieges für ein feindliches Deutschland wohl Gelegenheit geboten haben, Händel mit Frankreich zu suchen. Daß Deutschland unter so verschiedenen Herrschern und Kanzlern dies nicht getan und auch nicht einmal zu tun versucht hat, sollte doch dem Blindesten die Augen darüber öffnen, daß Deutschland Frankreich gegenüber keine bösen Absichten hegt. — Noch gefährlicher vielleicht als die ehrsüchtigen Generale sind die ehrsüchtigen Politiker, denn die ersteren müssen mit ihren Absichten ziemlich früh hervortreten und geben so Volk und Regierung eine Möglichkeit, ihren Plänen rechtzeitig entgegenzuwirken, während die andern meistens selbst Mitglieder der Regierung sein werden und ihre Pläne in der Stille des Kabinetts reifen lassen können, bis Interessen und Ehre des Landes weit genug engagiert sind, um keinen Rückzug mehr möglich zu machen. Die Erinnerung an Herrn Delcassé dürfte genügen, um zu zeigen, wie verderblich solche Machenschaften wirken können. — Was nun die Regierungen betrifft, deren Beziehungen zu Frankreich innerhalb der letzten Dekaden solche geworden sind, daß sie die Haltung Frankreichs Deutschland gegenüber beeinflussen könnten, so sind in Frankreich selbst schärfere Urteile über die Absichten, die sie dabei verfolgen, gefällt worden, als dies hier geschehen könnte. Es mag genügen, hier auf das Gebaren eines Teils der englischen Presse hinzuweisen, die keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, Zwietracht zwischen Deutschland und Frankreich zu säen und wo eine Meinungs- oder Interessendifferenz zwischen den beiden Mächten besteht, zu versuchen, den Riß nach Kräften zu erweitern. In Deutschland kann man diesen Machenschaften mit ziemlicher Seelenruhe zusehen. Denn die Absichten, die dabei verfolgt werden, sind zu

durchsichtig, als daß man nicht der Hoffnung sein dürfte, daß sie auch von der französischen öffentlichen Meinung werden durchschaut werden. Verhängnisvoller für die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich dürfte es sein, wenn französische politische Persönlichkeiten, die man nicht umhin kann als erstklassige anzuerkennen, noch immer glauben, für Maßnahmen der inneren Politik sich auf die Bedrohung Frankreichs durch Deutschland beziehen zu müssen, und diese angebliche Tatsache benutzen, um Stimmung für Forderungen für die Armee zu machen. Peccatur extra muros et intra, und es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß ähnliche Mittel auch in Deutschland angewendet worden sind, um Anträgen der Regierung im Reichstag zur Annahme zu verhelfen. Aber dort stand man dem ausgesprochenen Streben nach Revanche gegenüber, während sich ein ähnlicher Vorwand Deutschland gegenüber kaum begründen lassen dürfte. Jedenfalls werden die friedlichen Erklärungen des französischen Ministerpräsidenten weder glaubhafter noch überzeugender, wenn sie mit der Forderung von einigen hundert Millionen Franken für militärische Zwecke verbunden und letztere durch angebliche Bedrohung Frankreichs begründet werden.

Wir halten an der Ueberzeugung fest, daß die wahren Feinde Frankreichs diejenigen sind, die in der französischen Bevölkerung, die eine durchaus friedliche, wenn auch leicht erregbare ist, ein Gefühl der Unruhe und der Besorgnis vor ihren deutschen Nachbarn zu erregen suchen, um auf diese Weise die edelsten Gefühle eines Volkes, seine Vaterlandsliebe, ihren eignen Interessen dienstbar zu machen. Es ist schlimm, wenn dies von seiten der eignen Landsleute geschieht, aber es ist schlimmer, wenn Fremde die Flamme schüren und die Kriegsfackel zu entzünden suchen, in der Hoffnung, durch den entstehenden Brand einen Gegner schädigen zu können, ohne selbst Gefahr dabei zu laufen. Man hat in Deutschland nicht vergessen, wie oft die dargebotene Hand von Frankreich zurückgewiesen worden ist, und es wird sich hoffentlich in Zukunft keine Regierung mehr bereit finden lassen, einen solchen undankbaren Versuch zu wiederholen. Aber ebenso wird, und daran zweifeln wir nicht, jede Regierung in Deutschland bereit sein, in die Hand einzuschlagen, die Frankreich zur Verständigung auf der Basis des status quo bieten sollte. Deutschland hat keine Hintergedanken, aber es muß, wie seine beiden größten Söhne, Friedrich II., der Große, und Bismarck, gesagt haben, immer en vedette stehen, und das um so mehr, solange es bei seinen Nachbarn nicht auf eine ehrliche Anerkennung des status quo rechnen kann. Das sollte man auch jenseits der Vogesen nicht vergessen, wenn man den Frieden wirklich will.

Kardinal Prinz Hohenlohe

Persönliche Erinnerungen eines Italieners

Von

Primo Levi (Rom)

„Rosen von der Villa Este, die ich anzunehmen bitte."
Kardinal Hohenlohe.

In den Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe — über die Opportunität ihrer Veröffentlichung bin ich hier nicht berufen zu urteilen — hat mich eine kurze Stelle besonders interessiert, da sie mir durch Ideenassoziation die Gestalt seines Bruders, des Kardinals von Santa Maria Maggiore, lebendig und sprechend, wie sie mir immer im Herzen steht, vor Augen geführt hat.

Es ist der vom 8. Januar 1893 datierte Brief des Fürsten an den Reichskanzler Graf Caprivi, in dem er von Rauden aus schrieb:

„Eurer Exzellenz beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß ich mich auf meinem Wege nach Rauden, wohin ich gereist bin, um meinen schwererkrankten Bruder zu besuchen, einen Tag in Wien aufgehalten und auch den päpstlichen Nunzius Monsignore Galimberti besucht habe. Ich führte mich bei ihm ein, indem ich ihm die Interessen der katholischen Kirche im Reichslande empfahl und ihn bat, mir für kommende Fälle seine Unterstützung in Rom zu gewähren. Er versprach mir, meinen Wünschen jederzeit entgegenkommen zu wollen. Daran knüpfte sich eine längere Unterredung, in der er als seine in Rom zu verfolgenden Ziele die Bekämpfung des französischen Einflusses und die Versöhnung mit Italien bezeichnete. In ersterer Beziehung meinte er, daß man seitens der französischen Bischöfe und der französischen Partei in Rom die Altersschwäche des Papstes benutzt habe, um ihn in den unheilvollen Weg der Annäherung an die französische Republik zu drängen. Galimberti dagegen sieht das Heil in der Versöhnung mit Italien und in der Anlehnung an den Dreibund. Wie die Versöhnung zu bewerkstelligen sei, ist ihm noch nicht klar. Der Wunsch der Ultramontanen, dem Papst Rom zurückzugeben, sei jetzt nicht mehr zu erfüllen. Italien identifiziere sich mit Rom. Indessen werde sich ein Ausweg finden lassen. Die meisten italienischen Bischöfe, der ganze italienische Klerus überhaupt seien italienisch gesinnt; er hoffe deshalb zahlreiche Freunde zu finden. Es schien mir, als rechne er bestimmt darauf, Rampolla zu ersetzen und dann seine Pläne zu verwirklichen, wenn er sich auch über die Macht seiner Gegner keinen Illusionen hingibt. Jedenfalls hat das Deutsche Reich an ihm einen ergebenen Freund."

Nun gehörte der Nunzius in Wien gerade zu jener sogenannten „liberalen" Gruppe der hohen Geistlichkeit, die außer ihm zu ihren Mitgliedern den Staatssekretär Kardinal Franchi, den Kardinal Schiaffino, Organisator der Vatikani-

schen Ausstellung, zählte, die alle auf einigermaßen geheimnisvolle Weise gestorben sind, ebenso Monsignore Isidoro Carini, Sohn des Garibaldinischen Generals Giacinto Carini und Teilnehmer an den Verhandlungen, die zwischen dem Ministerium Crispi und dem Pater Tosti über die Veröffentlichung der Broschüre „La Conciliazione“ gepflogen wurde, einer Broschüre, die von Leo XIII. persönlich mit Anmerkungen versehen worden war, worauf er sie verdammte und Tosti zu einem halben Widerruf nötigte.

In dieser Gruppe nahm der Kardinal Prinz Gustav Adolf von Hohenlohe die erste Stelle ein, wobei er jedoch eine Partei für sich bildete — nicht weil er von scheuer Gemütsart gewesen wäre, er war vielmehr äußerst gesellig, sondern weil er nie Vertrauen darauf hatte, daß unter Leo XIII. die liberalen Bestrebungen die Oberhand bekommen könnten.

Zwischen den beiden bestand vor allem ein organischer Gegensatz, und die absolute Verschiedenheit ihrer Naturen richtete zwischen ihnen eine Schranke auf, die niemals vollkommen gefallen wäre, auch nicht, wenn ihre Politik konform gewesen wäre; und dann übertrug Hohenlohe, der sein vatikanisches Noviziat unter Pius IX. durchgemacht hatte, auf Leo XIII. die Antipathie, die Pius IX. niemals gegen den Bischof von Perugia verhehlt hatte.

In dieser Hinsicht interessant ist die Schilderung, die Hohenlohe von seiner ersten Begegnung mit Pecci gab.

Als einfacher Monsignore saß er lesend im Vorsaal, während Pius IX. der Ruhe pflegte. Da trat ein großer, hagerer Prälat ein, der den Papst zu sprechen verlangte. Hohenlohe antwortete, daß dies nicht sein könne. Der andre drang darauf, er habe Seiner Heiligkeit einen Brief vom Kardinal Lambruschini zu übergeben; er sei der Bischof von Perugia. Während er dies sagte, setzte er sich neben Hohenlohe mit der Miene eines Mannes, der um keinen Preis fortgehen will. Da entschloß sich Hohenlohe: er ging zum Zimmer des Papstes und klopfte.

„Wer ist da?“ rief der Papst übellaunig.

Hohenlohe teilte ihm mit, daß Pecci gekommen sei und ihn zu sprechen verlange.

„Ah!“ rief Pius IX. aus, „der Intrigant — das fehlte gerade.“

Hohenlohe bat nun seinerseits den Papst, ihn zu empfangen:

„Nun, meinetwegen, ich werde ihn empfangen, aber er wird wenigstens zwei Stunden warten müssen.“

Und wirklich wartete das Lumen de coelo zwei Stunden im Vorzimmer zum großen Verdruß Hohenlohes.

Letzterer erinnerte sich gewiß an den damals empfangenen Eindruck, als Pecci zuerst zum Kämmerer der heiligen römischen Kirche und dann nach dem Tode Pius' IX. zum Papste gewählt wurde, unter ganz andern Auspizien, als sie während seiner langen pontifikalen Laufbahn sich in die Wirklichkeit umsetzen sollten.

Schön, heiter, edelsinnig, ein Grandseigneur in der ganzen Bedeutung des

Wortes, ein großer Freund der Künste und gastfreier Gönner aller Künstler, von Liszt bis zu den Malern, die sich an den Schönheiten jener Villa d'Este begeistern wollten, in der Herr zu sein er wohl würdig war, mehr noch als Hippolyt von Este; kurz, ein echter Kardinal der Renaissance, mit mehr Güte und weniger Fehlern, hatte Gustav Adolf von Hohenlohe mit Pecci keinen Berührungspunkt; nicht einmal den, der manche Augenblicke sie vereinen zu müssen schien, die Liebe zu Italien, deren er sich rühmte, die er aber nicht hegte, während diese Liebe bei Hohenlohe ein inneres Gefühl war, das er von den letzten Hohenstaufen, von denen er abstammte, ererbt hatte, und eine geistige Hülle, die nach und nach mit seinem eigensten Leben eins geworden war. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur nachfolgenden Brief zu lesen, den Kardinal von Hohenlohe im Sommer des Jahres 1889 an den Papst geschrieben hat.

Der vom 24. Juli datierte Brief war durch gewisse Vorstellungen veranlaßt worden, die der Papst durch den Kardinal Rampolla an Hohenlohe wegen dessen vertraulicher Beziehungen zu den italienischen Regierungskreisen gerichtet hatte; denn zu den Widersprüchen in Leo XIII. gehörte es unter anderm, daß er von der Regierung Gefälligkeiten erlangen wollte, aber denjenigen, die, um ihm dienlich zu sein, herzliche Beziehungen zu den Ministern des Königs von Italien unterhalten mußten und tatsächlich pflegten, Vorwürfe machte.

Hohenlohe schrieb also an den Papst:

„In der letzten Audienz sagte ich Eurer Heiligkeit, daß ich den Minister Boselli [1]) eingeladen habe, der die Herstellung der Freitreppe von San Gregorio gestattet und andre Vergünstigungen versprochen hatte. Es schien mir, daß Eure Heiligkeit zufrieden war. Um so größer war meine Ueberraschung, als ich den Brief des Kardinals Rampolla erhielt.

Wir können uns heutigestages nicht mehr von den Persönlichkeiten der italienischen Regierung durch ein chinesisches System absondern. Gott hat die Dinge so geordnet, daß die Kirche die weltliche Macht nicht mehr wiedererlangen kann. Das Heil der Seelen verlangt, daß wir uns darein ergeben, daß wir ruhig in der geistlichen Sphäre bleiben und mit unsern Mitteln und mit unsern Lehren zum Wohle der Gläubigen wirken.

Man spricht von Abreise. Nun sagte mir Seine Exzellenz Herr Crispi neulich, ich möchte Eurer Heiligkeit mitteilen, daß, wenn Sie abreisen wollen, er sich dem nicht widersetzen und Eure Heiligkeit mit allen Ehren begleiten lassen, daß aber Eure Heiligkeit nicht wieder nach Rom zurückkehren würde; daß, wenn Ihre Abreise einen Krieg hervorriefe, zum Beispiel von seiten Frankreichs, die Religion dabei ungeheuer verlieren würde; daß Italien keinen Krieg beginnen werde, wenn Frankreich es nicht angreift; daß im Falle eines Krieges die italienische Regierung für die Sicherheit des Papstes in Rom einstehe, daß aber der Papst sich keine Illusionen machen möge: wenn er einmal fort sei, werde

[1]) Der damalige Unterrichtsminister.

er nicht mehr nach Rom zurückkehren, und der Heilige Stuhl werde eine furchtbare Erschütterung erleiden.

Ueberdies gewährt Frankreich Rußland im Orient alle Erleichterungen zugunsten des Schisma, nur um das politische Bündnis mit Rußland zu bekommen. Es scheint also, daß von dieser Seite recht wenig zu erhoffen ist.

Wir Kardinäle haben die strikteste Pflicht, dem Papste die Wahrheit zu sagen; darum, hier ist sie:

In der Zeit Pius' VI. gingen die fünf Millionen Skudi, die von Sixtus V. in der Engelsburg deponiert worden waren, verloren, und bei alledem *schwor* bis 1839 jeder neue Kardinal, diese fünf Millionen, die nicht mehr da waren, zu bewahren. Erst Kardinal Acton protestierte gegen diesen Schwur im Jahre 1839, und Papst Gregor fand die Einwände Actons berechtigt. So läßt man noch heute die Kardinäle Dinge schwören, die sich nicht aufrechterhalten lassen. Deshalb muß Abhilfe geschafft werden."

Es ist bekannt, daß Leo auf diese wahrhaft evangelische Mahnung in keiner Weise Rücksicht nahm, abgesehen von dem, was seine Abreise von Rom betraf, deren Plan infolgedessen aufgegeben wurde. Crispi hatte als loyaler Gegner den Heiligen Stuhl gerettet, und Hohenlohe hatte das Verdienst, sein Sprachrohr gewesen zu sein. Im übrigen mußte die immer stärker betonte Feindseligkeit der Politik Leos gegen Italien den Abgrund zwischen den beiden immer mehr vertiefen, die das Gebot Christi: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" in so verschiedenartiger Weise verstanden. Und ein Reflex dieser Feindseligkeit war auch in dem Kampfe zu bemerken, der später im Vatikan gegen Rosmini und gegen die Rosminianer, deren Titularprotektor der Kardinal Hohenlohe war, wieder begonnen wurde. Hatte nicht tatsächlich Rosmini schon im Jahre 1848 in Mailand eine Rede über „Die italienische Einheit" veröffentlicht? Stammten nicht aus jener Zeit sein „Entwurf einer Verfassung für Italien" und sein Brief an den Kardinal Castracane, in dem er die italienische und die deutsche Einheit vorhersagte und verlangte, daß das Papsttum sich derart verhalte, daß es sich nicht mit ihnen in Widerspruch befinde? Hatte er nicht in seiner „Introduzione alla filosofia" jenen Zwiespalt genau geschildert, durch den Italien „schwach, und weil schwach, verzagt und träge" war?

Mehr noch wegen dieser seiner Gesinnung als wegen seiner religiösen Anschauungen hatte Hohenlohe sich an Rosmini angeschlossen; und darum trat er für ihn in die Schranken, als gerade wegen dieser Anschauungen der klerikale Zorn, der nie, selbst jenseits des Grabes nicht, zu schweigen pflegt, von neuem entbrannte.

Zu Anfang des Jahres 1892 veröffentlichte die Vatikanische Druckerei gegen Rosmini und seine Lehre ein Pamphlet mit dem Titel: „Rosminianarum propositionum, quas S. R. U. Inquisitio, approbante S. P. Leone XIII., reprobavit, proscripsit, damnavit, Trutina theologica." Sofort übergab mir

Hohenlohe die folgende Erwiderung, damit ich sie heimlich drucken ließe, und sie wurde an alle italienischen Diözesen versandt:

„Der ‚Osservatore Romano' vom 22. April zeigt uns auf der zweiten Seite eine ‚höchst wichtige Veröffentlichung' an. Vielleicht hat er sich geirrt, er hätte diese Anzeige auf die vierte Seite unter die Anpreisungen von Haartinkturen und ähnlichen Betrügereien setzen sollen.

In der Tat, kann man einen größeren Betrug, etwas Groteskeres begehen, als Verleumdungen und grobe Schmähungen gegen das Andenken Rosminis verbreiten, des hervorragendsten und gelehrtesten Geistlichen, den die Kirche seit langer Zeit gehabt hat, den alle großen und gelehrten Männer Italiens und andrer Länder gepriesen, den Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. in besonderer Weise ausgezeichnet haben, indem sie seine Lehre lobten? Aber was wissen der ‚Osservatore Romano' und seine Freunde von der Lehre Rosminis, vom Wesen und Sein,[1]) das die Herren vom ‚Osservatore Romano' vielleicht für ein Stück Braten, für einen Eierkuchen mit Artischoken halten?

Der gute ‚Osservatore Romano' möge wissen, daß nicht nur drei Päpste die Lehre Rosminis gepriesen haben, sondern daß Pius IX. in dem feierlichen Dekret über das ‚Dimittantur' formell erklärt hat, daß die Werke des großen Philosophen von Rovereto ungestraft gelesen werden dürfen.

Der gute ‚Osservatore' möge wissen, daß der unsterbliche Pontifex Benedikt XIV. dekretierte, daß die Werke entweder verworfen werden: condemnentur; oder korrigiert: corrigantur; oder freigegeben werden sollen zur Lektüre für die Gläubigen: dimittantur.

Weitere Genehmigungen, immer nach dem Dekret des gelehrten Pontifex Benedikt XIV., werden von dem Heiligen Stuhl nicht gegeben.

Der ‚Osservatore Romano' möge deshalb wissen, daß durch die feierliche Entscheidung Pius' IX. die Werke Rosminis gebilligt worden sind.

Aber erinnert sich der ‚Osservatore' nicht der vielen ausgezeichneten Autoren, die das immer gesagt haben, die die Unschuld, die Größe, die Heiligkeit der Lehre Rosminis dargetan haben?

Und da will er uns jetzt einreden, daß dieses erbärmliche und lügnerische anonyme Werk, das kürzlich erschienen ist, von Leo XIII. inspiriert sei! Was für eine abscheuliche Beleidigung des Papstes! Allerdings sind seit 1878 viele Texte der Werke Rosminis gefälscht worden (siehe das ausgezeichnete Werk Bulgarinis), man hat das Andenken Pius' IX. und seine Dekrete gescholten, die Traditionen der Kirche beiseitegesetzt, man würdigt den Episkopat herab, indem man die Bischöfe wie Diener behandelt, man will ohne jedes Recht den andern Nationen politische Meinungen aufzwingen, die ein großer Teil von ihnen nicht anerkennen kann, kurz, man tut alles, um die Kirche bloßzustellen; aber das geht von einer Partei aus, denn wenn es wirklich von Leo XIII. ausginge, so würde sich der Episkopat in der harten Notwendigkeit befinden, ihn als

---

[1]) Italienisch: Ente, Essere.

Vorkämpfer falſcher Lehren, im Gegenſatze zu ſeinen Vorgängern, abzuſetzen, quod absit.

Indeſſen möge der Epiſkopat beginnen, ſich aufzuraffen, indem er ſich erinnert, daß Deus posuit Episcopos ad regendam Ecclesiam suam."

Nachdem ſodann der „Oſſervatore Romano" auf die Erwiderung, die „ein römiſcher Prälat" in der Mailänder „Perſeveranza" veröffentlicht, repliziert hatte, indem er das Dekret Leos XIII. „Post obitum" (10. Juli) anführte, das die „vierzig Sätze" verdammt, und den Brief an den Erzbiſchof von Mailand, der es beſtätigte (1. Juni 1889), ſchrieb mir der Kardinal am 13. Juli:

„Geſtern im ‚Oſſervatore Romano' ein ſtupender (!) Artikel über die Rosminianiſche Frage!"

Und zugleich:

„Der Plan, die militäriſchen Kollegien abzuſchaffen, entſpringt jeſuitiſchem Einfluß, damit die italieniſche Jugend immer mehr in die Kollegien der Geſellſchaft gezogen werde. In den ausgezeichneten Erfolgen der militäriſchen Kollegien liegt von jetzt an die Zukunft der Nation. Und auch dieſe will man zerſtören!"

Hohenlohe ſah in Rosmini vor allem den „antijeſuitiſchen Italiener"; in ſeinem Denken verbanden ſich eben Religion und Politik.

Es iſt bekannt, daß Rosmini vergiftet worden iſt, wiewohl man nicht ſicher weiß, von wem; wenn es noch nötig geweſen wäre, ſo würde es ein Buch des Herrn Angelo Maria Cornelio bewieſen haben, das veröffentlicht wurde, als am 12. Juli 1896 in Mailand das von dem Bildhauer Secchi und dem Architekten Luca Beltrami geſchaffene Denkmal des Philoſophen von Rovereto enthüllt wurde, ein Monument, das zwar nicht mit dem Meiſterwerk Vincenzo Velas wetteifern kann, das Rosmini in der Kirche des Kollegiums von Streſa betend darſtellt, das aber zum Denken anregt und einlädt, dort, wo es aufgeſtellt iſt, in jenen alten Gärten von Mailand, welche die Zeit, mehr noch als die Künſte der Menſchen, ſo entzückend zu machen gewußt hat.

Bei der Enthüllungsfeier ließ ſich Hohenlohe durch Monſignore Pietro Bignami vertreten, den er vor Jahren durch meine Vermittlung kennen gelernt hatte, wie ich weiter unten erzählen werde; und er würde gewiß kein ungläubiges Geſicht gemacht haben, wenn ihm damals jemand geſagt hätte, daß er nach weniger als vier Monaten auf eine Weiſe ſterben würde, die an das Ende jenes „großen und heiligen Mannes, einer wahren Leuchte der Kirche" — wie er wörtlich an Bignami ſchrieb —, erinnerte.

Rosmini gerade war einer der Wege zu unſrer Intimität geweſen, da ich ein Buch ziemlich günſtig beſprochen hatte, das ihm vom Abbé Antonio Stoppani gewidmet war, einem Manne, von dem man zwar nicht behaupten kann, daß er der große Geologe war, der er zu ſein glaubte, der aber ebenſo gewiß ein ſo guter und lauterer Charakter war, wie es wenige gibt. Der Kardinal war übrigens ein Mann, den jeder nicht bloß förmliche, ſondern einem inneren Gefühl entſpringende Höflichkeitsakt rührte, und er war um ſo dank-

barer dafür, je mehr er darunter litt, daß er die Luft des klerikalen Milieus atmen mußte, die nur allzuoft die Negation jenes Gefühls war.

Als Beispiel mag folgender Brief dienen:

Rom, den 10. November 1892.

Eine seltene Güte und ein auserlesener Geist fesseln mich an Sie und ich bin dankbar für jedes Zeichen Ihrer Freundschaft; um so mehr, als ich mich in diesen Tagen in einer so giftigen Atmosphäre befunden habe, daß ich wirklich der heiligen Freundschaft bedurfte, mit der Sie glücklich machen Ihren

ergebensten Diener

G. C. von Hohenlohe.

Die Intensität des Gefühls schloß bei ihm niemals das Lächeln des Humors aus, denn seine Güte war eine freudige; hätte es nicht ein andrer vor ihm gesagt, so würde von ihm, aus seinem innersten Wesen heraus, das „Dienet dem Herrn mit Freuden" ausgegangen sein.

Drei Tage später schrieb er mir:

Rom, den 13. November 1892.

Ich bitte, die Trüffeln anzunehmen, die soeben von Oberitalien angekommen sind. Non omne malum ab aquilone.

Dieses Lächeln vermochten auch die nie von ihm verheimlichten Besorgnisse nicht zu verscheuchen, die er für die Sicherheit seines Lebens hegte und die auch in folgenden Zeilen durchblicken:

Rom, den 5. Dezember 1892.

Heute morgen schreibt der „Messaggero", daß ich krank sei. Seit einiger Zeit werden Nachrichten in diesem Sinne verbreitet. Sollte es sein, um einen Coup mit der acquetta [1]) vorzubereiten? „Es ging ihm bereits schlecht, also ist es etwas Natürliches, daß er gestorben ist."

Und am folgenden Tage schrieb der Kardinal:

Tivoli, den 6. Dezember 1892.

Sie werden meinen Brief von gestern erhalten haben. Nun noch eine Zeile, um Sie zu bitten, den beigeschlossenen Brief sicher an Crispi gelangen zu lassen, da ich nicht weiß, wo er sich befindet. [2])

Mir geht es gut, aber ich habe es mir Geld kosten lassen müssen, um den Freunden zu antworten, die angelegentlich nach meiner Gesundheit gefragt haben. Der „Messaggero" müßte mich entschädigen. Es heißt, daß dieser Artikel aus dem Sekretariat des Vatikans gekommen sei. Ich kann es nicht glauben . . .

[1]) Acquetta di Perugia, ein langsam wirkendes Gift.

[2]) Crispi war am 31. Januar 1891 von seinem Amt zurückgetreten; aber das vertraute Verhältnis zwischen den beiden Freunden hatte dadurch nicht aufgehört.

Doch inzwiſchen erkrankte anſtatt ſeiner in Schloß Rauden der Bruder des Kardinals, der Herzog von Ratibor, tödlich; und da dem Kardinal, der einen zuverläſſigen Begleiter bei ſich zu haben wünſchte, von den Prieſtern, die ſich in ſeiner Nähe befanden, keiner paßte, ſo fragte er mich nach einer geeigneten Perſönlichkeit. Ich ſchlug ihm eben jenen Monſignore Bignami vor, einen ſeiner wahrhaft würdigen Mann, der, zu aufrichtig und zu liberal, um als Kanonikus an der Hauptkirche in Mailand, der er war, in Frieden leben zu können, ſich in eine reizende Einſiedelei in den Bergen bei Vareſe zurückgezogen hatte, um Gutes zu tun. Mein Vorſchlag wurde mit der größten Freude angenommen. Monſignore Bignami wurde dann zum Kaplan der königlichen Villa in Monza ernannt und hatte acht Jahre ſpäter die ſehr traurige Ehre, dem König Umberto in der Nacht ſeiner Ermordung die letzten ſeelſorgeriſchen Dienſte zu erweiſen.

Nach einiger Zeit ſchrieb mir der Kardinal von

Schloß Rauden, den 13. Januar 1893.

Nur ein paar Zeilen, um Ihnen Nachricht zu geben von der vortrefflich verlaufenen Reiſe mit dem lieben Bignami, der ein außerordentlich wackerer Mann iſt. Nachdem wir zwei Nächte und einen Tag gereiſt waren, haben wir uns einen Tag in Wien aufgehalten und ſind geſtern abend hier im Schloſſe meines Bruders angekommen, dem es im Augenblick nicht ſo ſchlecht geht, wiewohl die Krankheit ſehr ſchwer iſt; aber im ganzen iſt keine Verſchlimmerung eingetreten. Möge Gott dieſen beſten, edelſten Bruder noch weiterleben laſſen.

Ich bitte, Herrn Crispi und die Freunde herzlich zu grüßen.

G. C. v. H.

Nach dem Tode des Fürſten ſchrieb der Kardinal:

Schloß Rauden, den 7. Februar 1893.

Hier, in domo luctus, ſtehen wir noch unter dem Eindruck des ſchweren Verluſtes, über den Ihre „Riforma" ſo freundlich und ſo trefflich geſchrieben hat; tauſend Dank dafür und tauſend Dank auch für Ihr Beileidstelegramm. Es iſt unendlich troſtreich, zu ſehen, daß ſo viele an unſerm Schmerze teilgenommen haben, vom Kaiſer angefangen, der zu dem feierlichen Leichenbegängnis kommen wollte.

Monſignore Bignami grüßt alle wie auch ich, es geht uns gut und wir ſehnen uns danach, Italien wiederzuſehen, das trotz ſeines kleinen Panama[1]) ein großes, ehrenhaftes, gutes Land von geſundem Sinne iſt.

Ich grüße alle guten Freunde und verbleibe ſtets, Euch alle ſegnend,

Ihr ergebenſter

Guſtav C. v. H.

Dann auf der Heimreiſe:

---

[1]) Der Bankſkandal, der damals tobte.

München, den 17. März 1893.

Liebster Freund, ich danke Ihnen von Herzen für Ihren überaus liebenswürdigen Brief vom 15. ds. Mts. und für die Uebersendung der Blätter und des sehr schönen Artikels über meinen tiefbetrauerten, unvergeßlichen Bruder; zugleich soll ich Ihnen viele Grüße sagen von dem vortrefflichen Monsignore Bignami, der heute abend nach Italien abreist. Ich gehe für einen Monat auf mein Schloß Schillingsfürst (Bayern). Das ist die Adresse, reich an Konsonanten, wohin Sie, wenn Sie es für gut befinden, mir die „Riforma" schicken könnten, hoffentlich mit irgendeiner guten Nachricht, zum Beispiel: daß Crispi wieder Minister geworden, daß . . . für immer gestürzt, daß ein tüchtiger Kriegsminister ernannt worden ist und dergleichen.

Ich gehe den Besuchen und den Liebenswürdigkeiten der Fürstlichkeiten aus dem Wege und trachte so viel wie möglich in der Einsamkeit zu bleiben, die Freunde segnend.

Nach und nach begann die angeborene Heiterkeit in ihm ihre Herrschaft wieder zu gewinnen.

Und so schrieb er von

Schillingsfürst, den 5. Mai 1893.

Ich stecke mitten in Briefen und weiß nicht, wie ich's machen soll, um alle zu beantworten. Bald heiratet eine Nichte, bald kommt eine Großnichte nieder, da ist irgendeiner von meinen Neffen Bräutigam, dort soll man eine Beisteuer für die Landwirtschaft, fürs Wasser, für einen Turnsaal geben, bald will der Erzbischof von Bamberg wissen, ob man die Kapuziner hierher versetzen könnte, bald möchten meine Nonnen, die ich schon seit zwanzig Jahren hierher verpflanzt habe, ein weiteres Stück Garten haben, dann kommen Rampolla del Timpano[1]) und die Kanoniker von Santa Maria Maggiore, oder Ezekiel[2]) mit Briefen, die in Wolle eingewickelt zu sein scheinen . . . . Kurz, man wird nie fertig.

Ich möchte gerne persönlich unter Ihnen sein, Ihre freundschaftliche Unterhaltung genießen und hätte sehnlichst gewünscht, dem englischen Vortrag Bonis[3]) beiwohnen zu können, dessen gedruckter Bericht mir das Wasser im Munde hat zusammenlaufen lassen. Ich will ihm einige Münzen bringen, die kürzlich auf einer Wiese hier in der Nähe gefunden worden sind, wo sie in einem Topfscherben lagen; sie tragen die Inschrift: Philippus Rex, und es wird behauptet, es sei Philipp der Schöne. Er wird ja sehen.

Ich gedenke in wenigen Tagen abzureisen. Ich werde einige Tage in der Villa Carlotta in Cadenabbia am Comersee beim Herzog von Sachsen bleiben.

---

[1]) So pflegte er den Kardinal Rampolla, Marchese del Tindaro, im Scherz zu nennen.

[2]) Amerikanischer Bildhauer, der seit vielen Jahren in Rom lebt.

[3]) Giacomo Boni, der das Forum Romanum aufgedeckt hat; er gehörte und gehört noch immer zu unserm Freundeskreis.

Wenn Sie mich besuchen wollen, werden Sie willkommen sein. Ebenso auch Salvagnini.[1]) Der Herzog liebt die Musik über alles . . .

Er selbst liebte sie leidenschaftlich. Deshalb erlaubte ich mir, ihm häufig jenen wirklich großartigen, vollendeten Musikgenuß zu verschaffen, den uns unter andern der berühmte Violoncellist Gaetano Braga bereitete, ein ebenso prächtiger Gesellschafter wie echter Künstler, den er seit langer Zeit kannte und der jeden Winter einige Monate in Rom zubrachte, nachdem er Paris verlassen hatte, um sich in Mailand niederzulassen, wo er noch jetzt die wohlverdiente Ruhe genießt. Bei einer dieser freundschaftlichen Zusammenkünfte — bei denen er sich in die Tage zurückversetzt glaubte, in denen Liszt bei ihm in der Villa d'Este wohnte — ereignete sich ein Vorfall, der wieder einmal die Liberalität seines Geistes bezeugte.

Als ich ihn eines Tages gefragt hatte, wie es ihm gehe und ob er Lust habe, zu kommen, um das „Erste Trio von Beethoven für Klavier, Violine und Violoncello" zu hören, vorgetragen von dem erwähnten Braga, dem Violinisten Pinelli und dem Pianisten Bajardi, antwortete er mir, erfreut annehmend: „Es geht mir wie Cäsar, wenn es Cäsar gut ging." Und er kam wirklich und fühlte sich bis zu Tränen ergriffen von dieser göttlichen, meisterhaft wiedergegebenen Schöpfung. Unter anderen war Abele Damiani[2]) anwesend, der im ersten Ministerium Crispi (1889—1890) Unterstaatssekretär gewesen war; dieser erzählte während der nachfolgenden Unterhaltung, in der er auf seine Jugendjahre und die Kriegs- und Liebesabenteuer der Garibaldinischen Zeit zu sprechen kam, von einem Plan, den er und andre beherzte, übermütige junge Leute in Florenz ausgeheckt hatten, nämlich heimlich in den Kirchenstaat einzudringen, sich zum Schloß der Bourbonen in Caprarola zu begeben und dort die Exkönigin von Neapel, Maria Sofia, zu rauben, die vom Kirchenstaat aus das Räuberwesen in den südlichen Provinzen organisierte.

Mir schien es, daß in dieser Erzählung Abele Damiani, der doch ein Mann von vollendetem gesellschaftlichen Takt war, ein wenig das Maß überschritten habe, das vor einem Kardinal, mochte er auch noch so liberal und liebenswürdig vorurteilsfrei sein, hätte eingehalten werden müssen. Am folgenden Morgen schrieb ich daher an Hohenlohe und entschuldigte in halb ernstem, halb scherzendem Tone den Freund für den Fall, daß der Kardinal Anstoß an seiner Erzählung genommen habe. Darauf erhielt ich folgende Antwort:

Villa d'Este, den 11. Februar 1894.

Liebster Freund, für einige Stunden hierhergekommen, habe ich Ihr liebenswürdiges Schreiben von gestern erhalten, das mich gerührt hat durch Ihr außerordentliches Zartgefühl; aber die Aufrichtigkeit jener Erzählung hat mir

[1]) Ausgezeichneter Musiker und Gelehrter, Sekretär der Musikkommission im Ministerium des öffentlichen Unterrichts.

[2]) S. des Verfassers „Persönliche Erinnerungen an Francesco Crispi", Deutsche Revue, August-Heft 1906, S. 185.

gefallen. Ich würde sogar, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, dasselbe gesagt haben.

Uebrigens ist San Pier Damiani, der den Kardinälen und den Päpsten die Wahrheit sagte, vielleicht ein Vorfahre unsers Freundes.

Heute abend kehre ich nach Rom zurück; wenn ich kann, werde ich dabei zu Ihnen in die Villa fahren. Tausend Dank für das herrliche Konzert, das mir einen unendlichen Genuß bereitet hat.

Ihr ergebenster

Gustav C. v. H.

Zur Biologie des Forschers

Von

Wilhelm Ostwald

Die Entdecker und Förderer der Wissenschaft sind bisher wie Meteore angesehen worden, die unerwartet auftauchen, eine Zeitlang in überirdischem Glanze strahlen und dann verschwinden, wobei der Weg, den sie durchmessen haben, noch einige Zeit nachleuchtet. Aehnlich wie bei Meteoren hat man dann wohl auch beobachtet, daß sie gern in Schwärmen auftreten, so daß bestimmte Zeiten erheblich reicher als andre an diesen glänzenden Erscheinungen sind. So weit hat es die Naturgeschichte dieser Phänomene aber noch nicht gebracht, daß man wie bei den Meteoren bestimmte Perioden bezeichnen kann, in denen man ein bedeutend reicheres Erscheinen erwarten darf; doch ist es immerhin bereits mehrfach aufgefallen, daß insbesondere in Zeiten dringenden Bedürfnisses ein Volk meist auch eine übergewöhnlich große Zahl genialer Forscher hervorbringt. Vielleicht die auffallendste dieser Tatsachen ist das Auftreten einer ganzen Plejade hervorragendster Mathematiker und Naturforscher zur Zeit der großen französischen Revolution. Hier kann man nachträglich einigermaßen die wirksamen Faktoren bestimmen: es ging einerseits eine Periode hoher Kultur unter einer äußerlich erfolgreichen, wenn auch innerlich ungesunden Regierung voraus, und dann entstand durch den Kampf mit dem alten Europa und durch das Auf- und Durchwühlen aller Schichten der Nation eine starke Nachfrage nach hervorragend leistungsfähigen Männern und gleichzeitig die Freigabe des Weges zu solchen Leistungen für alle, die dazu fähig waren. Wenn einer dieser Faktoren, die Bereitung des günstigen Bodens *vorher* und das dringende Bedürfnis *nachher*, nicht wirksam gewesen wäre, so wäre zweifellos manche Entwicklung nicht eingetreten oder vorzeitig stehen geblieben, so daß das Gesamtergebnis ein geringeres gewesen wäre.

In unsrer Zeit ist die Wissenschaft insofern mehr und mehr in die Breite gegangen, als eine unvergleichlich viel größere Anzahl geeigneter Männer sie

als Grundlage für ihre bürgerliche Existenz gebrauchen kann. Die großen Forscher des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts sind fast ohne Ausnahme Dilettanten gewesen, d. h. Männer, welche die Wissenschaft nur in ihren Mußestunden treiben konnten und welche die für ihre Forschungen erforderliche Zeit und gegebenenfalls auch die äußeren Mittel sich auf irgendeine andre Weise beschaffen mußten, da die Wissenschaft ihnen diese nicht lieferte. So finden wir sie als Aerzte und Geistliche, wir sehen sie entweder im Reichtum geboren oder sich durch Bedürfnislosigkeit davon unabhängig machen. Spinoza ernährte sich durch Brillenschleifen, Lavoisier war Generalpächter, Newton wurde, um ihm eine pekuniär ausreichende Existenz zu geben, zum Münzmeister ernannt.

Von allen Berufen, die sich mit wissenschaftlicher Produktion verbinden lassen, ist der des Lehrers der Wissenschaft aus äußeren wie inneren Gründen der geeignetste, und so beobachten wir, wie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fast in allen Kulturländern die Forschung das Nebenamt des lehrenden Professors, in erster Linie des Universitätsprofessors ist. Die Entwicklung hat in verschiedenen Ländern einigermaßen verschiedenartig stattgefunden; am meisten in solcher Richtung ist sie in Deutschland vorgeschritten. Bei uns ist bis vor kurzem praktisch die ganze wissenschaftliche Produktion das Werk der Universitätslehrer gewesen. Während in England beispielsweise Männer wie Darwin und Herbert Spencer Privatleute waren, die ohne die Sicherung eines akademischen Amtes aus innerem Beruf ihrer forschenden Tätigkeit nachgingen, läßt sich in Deutschland kaum eine wissenschaftlich hervorragende Leistung namhaft machen, die nicht von einem Universitätslehrer ausgegangen wäre, und ein Fall, wie der von H. Graßmann, der trotz seiner ungewöhnlichen mathematischen Leistungen es nicht zum Universitätsprofessor gebracht hat, wird als eine Anomalie, ja fast als eine Schmach für die Nation angesehen. Erst in unsern Tagen, wo die Wissenschaft in alle möglichen Angelegenheiten des Lebens eingreift, mehren sich die Fälle, daß wissenschaftliche Arbeiter ohne Zusammenhang mit Unterrichtsanstalten, wie praktische Aerzte, staatliche und städtische Beamte, Fabrikchemiker, Ingenieure und andre nicht im Lehrberufe stehende Männer hervorragende wissenschaftliche Leistungen hervorbringen. Allerdings macht sich in solchen Fällen alsbald die Vorstellung geltend, daß man derartige Männer, nachdem sie ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit erwiesen haben, sobald als möglich in den Lehrberuf übertragen soll; auch die Männer selbst pflegen eine solche Uebertragung (wenigstens anfänglich) als ein höchst wünschenswertes Ziel anzusehen, allerdings um sich hernach oft zu überzeugen, daß diese Dinge bei näherer Kenntnisnahme doch auch weniger erfreuliche Seiten haben, als sie angenommen hatten.

Es liegt hier in der Tat eine Anomalie vor, die das zwanzigste Jahrhundert, das nach den Proben, die es in seinem kurzen Leben abgelegt hat, in eminentester Weise das wissenschaftliche Jahrhundert wird heißen müssen, hoffentlich gerade auf Grund dieser besonderen Eigenschaft beseitigen wird. So allgemein die grundlegende Wichtigkeit der Wissenschaft, und zwar auch der reinen,

nicht auf unmittelbare Anwendung gerichteten Wissenschaft anerkannt wird, so gibt es doch noch nicht einen einzigen regelmäßigen Beruf, der rein und ungetrübt die wissenschaftliche Leistung zum Ziele hat. Man erwartet allerdings, daß der Universitätslehrer sich auch um die Erweiterung und Vermehrung der Wissenschaft bemühen wird, und die Berufungen und Neubesetzungen pflegen vorwiegend durch die wissenschaftlichen Leistungen des Kandidaten bestimmt zu werden. Aber seine amtlichen Verpflichtungen beziehen sich ausschließlich auf das Lehren und nie auf das Forschen. Und daß dies nicht eine bloße Form ist, der die neue Zeit einen andern Inhalt gegeben hat, geht aus wohlbekannten allgemeinen Tatsachen unzweideutig hervor. Wenn der Professor auch vollständig aufhört, neue wissenschaftliche Arbeit zu produzieren, und nur seinen Lehrverpflichtungen regelmäßig nachkommt, so wird er als ein vollwichtiges Mitglied der akademischen Körperschaft, als einer angesehen, dem durchaus kein Vorwurf einer Pflichtversäumnis gemacht werden darf. Wenn aber umgekehrt ein Universitätslehrer seine Studenten vom Kolleg heimschicken wollte, weil er eben eine wichtige wissenschaftliche Entdeckung zu machen im Begriff ist, so würde er nicht nur sich einer mehr oder weniger energischen Rektifikation von seiten seiner vorgesetzten Behörde aussetzen, sondern auch seine Kollegen, insbesondere die der eben beschriebenen Art, würden sein Verhalten moralisch entrüstet verurteilen. Dieser Gegensatz beweist unzweideutig, daß trotz der unverhältnismäßig größeren sachlichen Wichtigkeit, die der Vermehrung der Wissenschaft gegenüber ihrer bloßen Uebertragung an Schüler zukommt, dennoch die Arbeit dieser Vermehrung selbst vom berufsmäßigen „Gelehrten" nur insofern geleistet werden darf, als die Unterrichtsarbeit es gestattet. Somit wird diese Leistung, die zu den allerwichtigsten der Menschheit gehört, immer noch als freies Geschenk von den dazu Geeigneten beansprucht, und auch in den vorgeschrittensten Kulturgemeinschaften gibt es noch keinen regelmäßigen Beruf, der ausschließlich auf freie wissenschaftliche Leistung gerichtet ist.

Daß das Bedürfnis hierzu vorhanden ist, kann nicht bezweifelt werden, denn es findet sich nicht selten befriedigt, wenn auch nicht in regelmäßiger Weise. So befindet sich Robert Koch, der Begründer der modernen Bakteriologie, in einer staatlichen Stellung, die namentlich nach ihrer neulichen Umgestaltung ihm ganz frei die Zeit und Mittel liefert, um wissenschaftliche Arbeit nach eignem Urteil zu leisten. Und ähnlich kann man in Deutschland wie in Amerika einzelne weitere Fälle nachweisen. Im letzteren Lande der rapiden Entwicklung hat die Einsicht in die Notwendigkeit des reinen Forscherberufes bereits zu dem Begriff des „Research-Professor" geführt, des Mannes, der trotz seiner Verbindung mit der Universität keine bestimmte Lehraufgabe hat, sondern je nach dem Stande seiner Arbeit oder seines Mitteilungsbedürfnisses Vorlesungen hält oder nicht; die Universität liefert ihm ihrerseits die Forschungsmittel und erwartet von der bloßen Tatsache seiner Verbindung mit der Lehranstalt einen günstigen Einfluß auf den Betrieb ihrer Unterrichtstätigkeit. Der Erfolg spricht

ganz zweifellos zugunsten dieser Einrichtung, da die dauernde Anwesenheit eines solchen hohen wissenschaftlichen Vergleichmaßstabes auf die Wissenschaftlichkeit der Lehrprofessoren einen stark anregenden Einfluß ausübt.

Es wird also auch in unserm Lande notwendig sein, einen regelmäßigen Vorrat solcher Stellungen zu haben, die dem Inhaber nur die Verpflichtung wissenschaftlicher Produktion ohne jede besondere Bindung auferlegen. Wenn, wie ich voraussetze, hervorragende Leistungen die notwendige und unumgängliche Bedingung für die Erlangung einer derartigen Stelle sind, so würde es nicht einmal einen Schaden bedeuten, wenn die Hauptleistungen *vor* der Zeit der Erlangung einer solchen Stelle liegen und später keine gleichartigen mehr zutage gefördert werden. Denn natürlich wird die Möglichkeit, durch hervorragende Arbeiten künftig einmal in eine solche Stellung zu gelangen, den jüngeren Forscher oft zu freiwilligen Leistungen und Anstrengungen veranlassen, gerade wie der Privatdozent im Hinblick auf die künftige Professur zu seinen fast unbelohnten Bemühungen angespornt wird. Man darf hier nicht vom wissenschaftlichen Idealismus reden, der solche Leistungen ohne jede Aussicht auf Belohnung bewirkt. Dieser Idealismus ist zweifellos reichlich vorhanden, wenn ich auch ihn eher als einen *Instinkt* auffassen möchte, der gerade wegen der unbewußten Natur, die allen Instinkten zukommt, um so unwiderstehlicher sich betätigt. Er kann und wird sich natürlich nur innerhalb des Gebietes betätigen, wo die entsprechenden Handlungen ausführbar sind. Bei völligem Mangel an Subsistenzmitteln oder Aussichten auf solche hilft auch ein starker Idealismus oder Instinkt nicht. Es kann aber nicht im Interesse der Nation liegen, solchen vorhandenen Idealismus oder Instinkt in seiner Betätigung zu hemmen, und so muß dafür gesorgt werden, daß in sachgemäßer Abstufung dem Forscher die äußere Möglichkeit zur Ausführung seiner für die Allgemeinheit so wichtigen Arbeiten gewährt wird.

Wie im übrigen derartige Stellungen gestaltet werden, wird von äußeren Bedingungen abhängen. Meist wird der Zusammenhang mit einer Universität oder ähnlichen Anstalt anzustreben sein, sowohl in deren Interesse wie auch, weil die betreffende Persönlichkeit meist einen solchen Zusammenhang wünschen wird. Hier spielt indessen die besondere geistige Beschaffenheit des Mannes eine entscheidende Rolle, über die alsbald einiges gesagt werden soll.

Untersucht man nämlich die Lebensschicksale und Leistungen der großen Forscher, so treten alsbald sehr erhebliche Unterschiede hervor. Auf der einen Seite hat man Männer ersten Ranges, die trotz der ungewöhnlichen Bedeutung ihrer Arbeiten und trotz ihrer Stellung als Universitätsprofessoren dennoch keine eigentliche Schule bilden und keinen persönlichen Einfluß ausüben. Ein solcher Mann war beispielsweise *Gauß*. Wir wissen von ihm, daß er das Kollegleſen verabscheute; wenn, wie es damals üblich war, die Studenten bei ihm persönlich erschienen, um zu belegen, so pflegte er ihnen zu sagen, daß die Vorlesung wahrscheinlich nicht zustande kommen würde, um sie abzuschrecken. Auf der andern Seite finden wir Gelehrte, welche die Mittelmäßigkeit kaum überragen

und dennoch erfolgreiche Lehrer sind, indem sie nicht nur zahlreiche, sondern auch hervorragende Schüler auszubilden verstehen. Es steht mit andern Worten der persönliche Lehrerfolg, dies Wort in seinem besten Sinne genommen, in keinem bestimmten Verhältnisse zur Bedeutung des Mannes als Forscher. Gäbe es nun ein Kennzeichen, an dem man die Leistungsfähigkeit im einen oder andern Sinne erkennen könnte, so hätte man ein Mittel, jeden einzelnen Gelehrten gerade unter solche Umstände zu bringen, unter denen er im Sinne seiner besonderen Begabung das höchste leistet, wozu er fähig ist. Einen Mann vom Typus Gauß würde man von der Universitätsarbeit befreien, einen Mann von dem andern Typus, der zum Beispiel durch den Physiker Magnus veranschaulicht wird, würde man mit den besten und reichlichsten Unterrichtsmitteln auszustatten haben, und nicht, wie dies mit Magnus geschah, seine Unterrichtstätigkeit von dem zufälligen Besitz eines eignen reichlichen Vermögens abhängig sein lassen.

Aus der Gesamtheit der wissenschaftlichen Charaktere heben sich bei genauerer Untersuchung zwei Typen hervor, die an den Grenzen der vorhandenen Mannigfaltigkeit stehen. Damit will ich von vornherein betonen, daß bei weitem die tatsächlichen Fälle im allgemeinen Zwischenglieder zwischen diesen beiden äußersten Punkten bilden; doch ist meist die eine oder die andre Seite in dem einzelnen Manne so stark überwiegend, daß seine Zuordnung in eine der beiden Klassen nicht schwierig ist. Gleichzeitig muß hervorgehoben werden, daß, soweit meine bisherigen Untersuchungen gehen, diese typische Beschaffenheit um so stärker ausgesprochen zu sein pflegt, je bedeutender der Mann selbst ist; die Mischformen finden sich viel häufiger bei den weniger hochstehenden Forschern. Hieraus ergibt sich zunächst die praktische Nützlichkeit einer solchen Einteilung (ihre sachliche Richtigkeit vorausgesetzt), weil es viel wichtiger ist, die ausgezeichneten Persönlichkeiten richtig zu behandeln, als das Mittelgut, bei dem die möglichen Fehlgriffe oder Verluste nicht so schwer ins Gewicht fallen.

Diese beiden charakteristischen Typen möchte ich als den klassischen und den romantischen Typus bezeichnen. Eine derartige Namengebung hat immer ihr Mißliches, weil die in dem gewählten Worte mitgenommenen Begriffszusammenhänge immer nur gewissermaßen und halbwegs auf die neue Sache passen können; den eigentlichen Inhalt des neuen Begriffes kann erst eine eingehende Beschreibung und Definition liefern. Ich will daher auch mit dieser Namengebung zunächst nichts mehr bezwecken, als den Blick ungefähr in die Richtung zu lenken, in der die charakteristischsten Eigentümlichkeiten der fraglichen Typen erkennbar sind.

Als den klassischen Typus bezeichne ich denjenigen, dessen Schwerpunkt in der möglichst weitgehenden Vollendung jeder einzelnen Arbeit liegt, während beim romantischen Typus ein Uebermaß von Ideen zu deren Aeußerung und Geltendmachung drängt, auch bevor je einzelne von ihnen eine vollständige Durcharbeitung erfahren haben. Um alsbald eine konkrete Anschauung zu geben, nenne ich den Mathematiker Gauß als einen ausgeprägten Fall des klassischen Typus, während der Chemiker Liebig ein ebenso charakteristischer Romantiker

ist. Man erkennt an diesen Beispielen alsbald, daß der zweite Typ trotz der eben gegebenen Kennzeichnung dem ersten keineswegs an Bedeutung und Wert für die Menschheit nachzustehen braucht. Dies liegt an bestimmten psychologischen Eigentümlichkeiten, die mit jenen Kennzeichen auf das engste zusammenhängen.

Das Bedürfnis nach möglichst weitgehender Vollendung der einzelnen Leistung bewirkt bei dem Klassiker eine entsprechende Zurückhaltung in der Mitteilung unfertiger Ideen. Aus dem Briefwechsel zwischen Gauß und seinen Freunden geht immer wieder hervor, wie viele Dinge dieser große Forscher praktisch fertig hatte, aber doch nicht an die Oeffentlichkeit bringen wollte, weil sie ihm nicht fertig genug erschienen. Immer wieder weigert er sich ausdrücklich, derartige Dinge zu publizieren, und so mußte er namentlich in der zweiten Hälfte seines Lebens es oft geschehen lassen, daß andre Entdeckungen veröffentlichten, die er längst in seinen Papieren hatte. Die wohlbekannte Anekdote, wonach er auf die Frage nach dem Zeitpunkte der Veröffentlichung einer gewissen Arbeit geantwortet haben soll: „Meine Resultate habe ich schon lange, aber ich weiß noch nicht, auf welchem Wege ich zu ihnen gelangen werde," kennzeichnet genau dieses Schwergewicht, das er auf die Form der Darstellung (dies Wort im höchsten methodischen Sinne genommen) legte.

Befähigt eine derartige Charakterbeschaffenheit einerseits ihren Träger zu den dauerhaftesten und insofern auch einflußreichsten wissenschaftlichen Leistungen, so verhindert sie ihn doch anderseits, eine unmittelbare und persönliche Wirkung als Lehrer auszuüben. Es war bereits erwähnt worden, wie ungern Gauß eine derartige Tätigkeit übernahm, und man kann es leicht verstehen, wie bedenklich seinem Charakter die Notwendigkeit erscheinen mußte, in dahinlaufender Rede mancherlei Dinge auszusprechen, deren Begründung nicht gleich oder nicht vollständig gegeben werden konnte. Denn der mündliche Vortrag, wenn er sich nicht auf das Ablesen eines ausgearbeiteten Heftes beschränkt, ist immer etwas Schöpferisches, und dies um so mehr, je höher die schöpferischen Fähigkeiten des Vortragenden selbst entwickelt sind. Bei freier Rede ist es daher unvermeidlich, daß der Vortragende unwillkürlich ins Schaffen und Gestalten hineinkommt. Ist nun diese Tätigkeit etwas, was der Betreffende nur in tiefster Einsamkeit und Sammlung zu tun gewöhnt ist, wie es gerade beim klassischen Typus zutrifft, so erscheint ihm die öffentliche Schaustellung als etwas Schamloses, ja Naturwidriges und Unmoralisches, und er sucht sie instinktmäßig zu vermeiden.

Hieraus ergeben sich mehrere Schlußfolgerungen. Zunächst, daß es sich nicht um einen zufälligen Eigensinn oder eine tadelnswerte Einseitigkeit handelt, wenn ein solcher Mann der persönlichen Lehrtätigkeit möglichst aus dem Wege geht oder sich in solcher Weise mit ihr abfindet, daß seine besondere Begabung dabei keineswegs zur Geltung kommt. Forscher dieses Typus sind, zumal in Deutschland, meist gezwungen, Lehrtätigkeit zu übernehmen, wenn sie überhaupt die Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit erlangen wollen; meist halten sie es dann, ihrer gewissenhaften Charakteranlage entsprechend, auch für ihre Pflicht, sich solcher Arbeit nicht zu entziehen; die Resultate sind aber meist wenig er-

freulicher Natur. Helmholtz, der gleichfalls dem klassischen Typus zuzurechnen ist, hat sogar einmal ein beredtes Loblied dieses Zwanges gesungen, durch den der Forscher genötigt wird, alljährlich einmal das Gesamtgebiet seiner Wissenschaft seinen Schülern und damit sich selbst in großen Zügen vorzuführen. Aber diejenigen, die persönlich sich der Vorlesungen dieses großen Mannes erinnern, bekennen, soweit sie aufrichtig sprechen, daß sie recht wenig von diesen Vorlesungen gehabt haben. Meist vergaß der Meister nach wenigen Augenblicken, daß er lernbegierige Schüler vor sich hatte, denen ein systematischer Vortrag not tat, und ließ sich durch den begonnenen Gegenstand in eine Untersuchung hineinführen, die er ohne Bewußtsein der Anwesenheit von Zuhörern ansetzte, weiterführte, verbesserte oder ganz von vorn begann, bis ihn das Glockenzeichen daran mahnte, daß er die vor ihm Sitzenden zu entlassen hatte. Oder er zwang sich, bei der Sache zu bleiben, und dann brauchte man kein Psychologe zu sein, um ihm die ungeheure Langweile anzusehen, die ihm die untergeordnete Tätigkeit des bloßen Reproduzierens bekannter Dinge machte. Aehnlich wie die Vorlesungen war der Laboratoriumsunterricht beschaffen. Man sah den leitenden Professor nur sehr wenig im Institute, und wenn es gelang, ihn anzureden und zum Verweilen zu veranlassen, und man trug ihm seine Schwierigkeiten und Sorgen vor, so hörte er wohl in abstrakter Weise hin, aber nur in den seltensten Fällen konnte man aus den wenigen Worten, die er erwiderte, die erhoffte Anweisung entnehmen. Meist hatte dann bei ihm wohl wieder die auf die erhaltene Anregung hin automatisch funktionierende Denktätigkeit eingesetzt, und es war dem gewöhnlichen Sterblichen, zumal dem Anfänger, nicht gegeben, alle die Zwischenglieder zu rekonstruieren, über die der Meister zu seiner schließlichen Bemerkung gelangt war. So ist es verständlich, daß dieser ausgezeichnete Forscher, dem an Reichtum und Originalität der Ideen kaum einer gleichkam, dennoch keinen eigentlichen Schülerkreis ausgebildet und mit seinen Gedanken und Methoden erfüllt hat. Nur ein völlig verwandter Geist, wie Heinrich Hertz, konnte in hinreichend nahe Berührung mit ihm kommen, um seiner Anregung teilhaftig zu werden, und hierbei bleibt natürlich die Frage offen, ob Hertz nicht auch in jeder andern Umgebung seine Gaben in gleicher Größe entwickelt hätte.

So sehen wir erfahrungsmäßig bestätigt, was aus allgemeinen psychologischen Gründen zu erwarten war, daß nämlich Forscher vom klassischen Typus zu Lehrern nicht geeignet sind. Findet sich ein solcher daher in einer Stellung, wo ihm das Lehren amtlich zur Pflicht gemacht wird, so kann seine vorgesetzte Behörde nichts Besseres und Verständigeres tun, als ihn in irgendeiner Form dieser Verpflichtung zu entheben und ihm völlige Freiheit der Arbeit zu gewähren. Eine entsprechend größere und wertvollere Ausbeute an wissenschaftlichen Leistungen wird der reiche Lohn dafür sein. Tatsächlich ergibt sich also, auch vom Standpunkte jener Behörde, aus einer solchen Politik nicht nur kein Opfer, sondern ein sehr erheblicher sachlicher Gewinn, denn für die Lehrtätigkeit findet sich leicht ein besserer Ersatz, für die viel höher stehende, viel

seltenere und der Nation viel wichtigere Forschertätigkeit aber keiner. Zur leichteren Erkennung, ob ein junger Forscher diesem Typus angehört, dient neben der charakteristischen Beschaffenheit der Arbeiten der Hinweis, daß der Betreffende im allgemeinen zurückgezogener und wenig mitteilsamer Gemütsart zu sein pflegt und dem cholerischen oder melancholischen Temperament viel eher zuzurechnen ist als dem sanguinischen. Auch pflegt, falls er lehrend tätig ist, schon bald das Mißverhältnis zwischen seiner wissenschaftlichen und seiner pädagogischen Leistungsfähigkeit auffallend in die Erscheinung zu treten.

Bei dem Forscher vom romantischen Typus liegen die Kennzeichen gerade nach der entgegengesetzten Seite. An Reichtum und Mannigfaltigkeit der Ideen pflegt er dem Klassiker überlegen zu sein, doch bedingt gerade diese Mannigfaltigkeit eine gewisse Sorglosigkeit in der Handhabung der Vaterpflichten ihnen gegenüber. Er wird weder ängstlich sein geistiges Eigentum an ihnen wahren, sondern sie mit vollen Händen ausstreuen und verschenken, noch wird er jedem seiner Gedanken eine volle Pflege und Entwicklung angedeihen lassen, sondern sie vielfach halbfertig in die Welt senden, einfach weil die inzwischen neu zur Welt gekommenen ihn nicht dazu kommen lassen, den älteren ihr volles Recht zu tun. Solch ein Mann braucht einen Kreis von Schülern und Mitarbeitern, die sich dieser Gedanken annehmen und sie zu ihren eignen Kindern machen, und er gewinnt ihn selbst unter ungünstigen äußeren Umständen. Das beste und großartigste Beispiel des romantischen Typus findet sich, wie erwähnt, in Justus Liebig verkörpert. Gegen den Widerspruch der gesamten Universität, auf die warme Empfehlung Humboldts von seinem Großherzog zum Professor gemacht, hat er in wenigen Jahren sein höchst bescheiden ausgestattetes Gießener Laboratorium, das er zum allergrößten Teile aus eignen Mitteln und aus den Beiträgen der Praktikanten unterhielt, zur ersten Lehranstalt seiner Wissenschaft in der Welt entwickelt. Aus allen Teilen der Welt eilten lernbegierige Jünger herbei, um bei ihm zu empfangen, was sie sonst nirgends finden konnten: zündende Anregung, solange sie da waren, und einen meist für ihr ganzes übriges wissenschaftliches Leben ausreichenden Vorrat von Ideen nach ihrem Fortgange. Als Persönlichkeit hat in der Chemie sicher kein andrer einen so tiefen Einfluß geübt und so weitreichende und mannigfaltige Fortschritte bewirkt wie Liebig, und es ist zweifelhaft, ob in andern Wissenschaften je ein einzelner so stark hervorgetreten ist wie er in der seinen.

Und dabei war er ganz und gar „ein Zeichen, dem widersprochen wird". Es handelt sich nicht nur um den gewöhnlichen oder normalen Trägheitswiderspruch, der sich gegen jeden wissenschaftlichen Fortschritt geltend macht und eine ganz regelmäßige Erscheinung der wissenschaftlichen Kollektivpsyche ist, sondern Liebig hat wirklich sehr viele Behauptungen aufgestellt, die einfach falsch waren, falsch nicht nur von dem Standpunkte einer späteren, reiferen Wissenschaft, sondern selbst vom Standpunkte des Wissens seiner Zeit. Er hat Schlüsse gezogen aus ungenügend bekannten Verhältnissen und sie als erwiesene Wahrheiten behandelt, er hat Möglichkeiten wie Wirklichkeiten dargestellt, wenn sie in Uebereins-

stimmung mit seinen andern Ideen standen, und ist überall mit Folgerungen bei der Hand gewesen, wo sich der Klassiker noch jahrelang besonnen hätte, ob die Beweisführung überhaupt zureichend sei. Liebig hat mit derselben rücksichtslosen Leidenschaft, mit der er die von ihm erkannten Wahrheiten verfocht, auch seine Irrtümer verfochten, um sie dann aufzugeben, wenn sie sich auch ihm als unhaltbar erwiesen. Während dem Klassiker nichts Schrecklicheres widerfahren kann, als eines begangenen Irrtums öffentlich überführt zu werden, kommt der Romantiker leicht darüber hinweg, da er wegen der kurzen Inkubationszeit naturgemäß ein viel weniger enges Verhältnis zu jeder einzelnen seiner vielen Ideen hat.

Seinem Temperament nach ist der Romantiker vorwiegend sanguinisch, voll des ehrlichsten Enthusiasmus für seine Wissenschaft. Und nichts läßt sich leichter auf andre, namentlich auf junge Menschen, übertragen, als ehrliche Begeisterung. Es braucht nicht erst dargelegt zu werden, wie sehr eine solche Eigenschaft dazu beiträgt, den Schülerkreis zu fesseln und zu vergrößern. Verhältnismäßig wenige Menschen haben die Fähigkeit, sich aus sich selbst auf eine genügend hohe Begeisterungstemperatur zu bringen, während sehr viele es als ein Glück empfinden, in einen solchen Zustand gebracht zu werden. Hier, in der Fähigkeit dieser Uebertragung, liegt die Wirksamkeit des Künstlers, aber auch die des Lehrers im höheren Sinne.

Wie sich aus dieser Darstellung ergibt, steht der Lehrerfolg des Romantikers in keinem unmittelbaren Verhältnis zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Ersterer ist unmittelbar abhängig von der eignen Begeisterungsfähigkeit und der Fähigkeit der Uebertragung und setzt zwar ein gewisses Maß selbständiger wissenschaftlicher Produktivität voraus; aber nicht notwendig einen Höchstwert davon. So erklären sich solche Fälle, wie der eingangs erwähnte des Physikers G. Magnus, bei dem diese spezifischen Lehrereigenschaften höher entwickelt waren als die wissenschaftliche Originalität. Daß es nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete so ist, wird aus der Tatsache erkennbar, daß der Maler Piloty gleichzeitig als Schüler in seinem Atelier beherbergte: Defregger, Lenbach, G. Max und Makart. Jeder von ihnen ist hernach seinem Lehrer als Künstler erheblich überlegen gewesen, und jeder von ihnen hat seine Meisterschaft auf einem Wege gefunden, der anders war als der seiner Arbeitsgenossen und anders als der seines Lehrers. Ebenso finden wir, daß gerade bei den besten Lehrern vom romantischen Typus die Schüler *um so mehr andre und eigne Wege gehen*, je höher der Lehrer als solcher steht. Dies hat gleichfalls eine naheliegende psychologische Ursache.

Während nämlich der Klassiker, wenn er mit einer bestimmten Arbeit beschäftigt ist, sich ganz und gar in den entsprechenden Gedankenkreis einzuspinnen pflegt und ihn nur schwierig, selbst für die Forderungen des täglichen Lebens, verlassen kann, bedingt der Charakter des Romantikers nicht nur eine große Leichtigkeit im Wechsel der Ideen, sondern sogar meist ein bestimmtes Bedürfnis nach einem solchen Wechsel. So sind es denn meist verschiedenartige Probleme, die einen solchen Mann gleichzeitig beschäftigen, und an dieser Mannigfaltigkeit

der Ideen nehmen auch die Schüler teil. So findet jede besondere Natur und Begabung unter ihnen leicht ein Feld, das ihr besonders zusagend ist, und so kommt es leicht, daß infolge einer derartigen glücklichen Kombination der Schüler schnell mehr leisten kann als der Lehrer. Dies ist eine der wichtigsten Wirkungen der Forscher vom romantischen Typus, und wenn auch vom Standpunkte der reinen Wissenschaft die einzelne Leistung des Klassikers im allgemeinen höher steht als die des Romantikers, so ist anderseits die auslösende oder katalytische Wirksamkeit des letzteren für die Gesamtentwicklung der Wissenschaft so eminent förderlich, daß in der Gesamtbewertung sich die höchstentwickelten Individuen beider Typen mindestens die Wage halten können.

Nachdem ich als ersten Leitfaden in der vorliegenden mannigfaltigen und schwierigen Frage mir die Begriffe des klassischen und des romantischen Typus gebildet hatte, mußte ich es als die nächste und wichtigste Aufgabe ansehen, die mir persönlich genauer bekannten Forscher und Gelehrten, soweit sie ausgezeichnete Persönlichkeiten waren, mit diesen Typen in Beziehung zu setzen, um zu sehen, ob diese Begriffsbildung in der Tat geeignet ist, die vorhandene Mannigfaltigkeit zweckgemäß darzustellen. Während ich hierbei im allgemeinen die Einordnung leicht ausführbar fand, sowie eine genauere Kenntnis des Mannes gewonnen worden war, traf ich auf einen bestimmten Fall, der mir große Schwierigkeiten machte. Ich will den Namen nicht nennen, da der Betreffende erst kürzlich verstorben ist; sachlich lagen die Tatsachen so:

Es war ein Mann von ausgeprägter persönlicher Wirksamkeit sowohl auf jüngere wie ältere Männer. Er besaß einen unbegrenzten Einfluß auf seine Studenten und ihm wurde seitens der Kollegen alles Vertrauen entgegengebracht, das nur irgendwie in Frage kommen konnte. An Begeisterung für seine Wissenschaft ließ er nichts zu wünschen übrig, und auch wissenschaftliche Leistungen von recht erheblichem Werte hatten seine ganze lange Laufbahn gekennzeichnet. Solchergestalt hatte er an verschiedenen Orten große Schulen gebildet und zahllose Jünger seiner Wissenschaft sind durch seine Hand gegangen. Insofern war er also ein typischer Romantiker. Trotzdem, und hierin liegt der Widerspruch, hat er keine eigentliche Schule hinterlassen. Unter seinen unzähligen Schülern findet sich kein einziger, der es später zu einer ausgezeichneten Stellung in der Wissenschaft gebracht hätte, und selbst die gute Mittelware ist ihm nur sehr spärlich gelungen.

Hier fehlt also ein wesentlicher Faktor der schulebildenden Kraft im Sinne eines Liebig, und trotzdem ich frühzeitig auf jene merkwürdige Tatsache aufmerksam geworden war und mich um die Ermittlung ihrer Ursache bemüht hatte, fand ich doch sehr lange den Schlüssel nicht. Es lag daran, daß gerade infolge der faszinierenden Beschaffenheit des Mannes ein objektiver Bericht über die Einzelheiten seiner Art kaum zu erlangen war. Erst als nach seinem Tode die unmittelbare persönliche Wirksamkeit aufgehört hatte, kamen auch jene bestimmenden Nebenerscheinungen denen zum Bewußtsein, die sie unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit nicht bemerkt hatten. Es stellte sich heraus, daß der charakteristische

romantische Zug, die Vorausnahme der zu erwartenden Ergebnisse einer noch nicht angestellten Untersuchung, in diesem Falle so stark entwickelt war, daß der Lehrer seinen Schülern nicht nur die Probleme gab und die Wege zu ihrer Lösung wies, sondern auch eine ganz bestimmte Lösung erwartete und so unbewußt den Schüler zwang, seine Ergebnisse so lange zu deuten und zu wenden, bis das erwartete Resultat da war oder wenigstens da zu sein schien. Auf diese Weise erstickte er in seinen Schülern gerade den Keim des künftigen Forschers, welcher der sorgfältigsten, ja ängstlichsten Pflege bedarf: die Unbefangenheit gegenüber der Natur und die Bereitwilligkeit, jeder, auch der unerwartetsten Erfahrung Rechnung zu tragen. Kinder und junge Menschen sind dogmatisch und nur zu leicht geneigt, das zu sehen, was man sie sehen heißt. So zu sehen verstehen, daß man seinen eignen Augen traut und trauen darf, unabhängig von allen Vorurteilen, kennzeichnet den Meister gegenüber dem Schüler, und gerade dies konnte man bei jenem sonst so ausgezeichneten Manne nicht lernen. So hat dieser aus seinem sehr großen und sicherlich auch vielfach ausgezeichneten Schülermaterial nur wenig zu machen vermocht; ja, man muß sogar vermuten, daß mancher seiner Schüler in andern Händen mehr geworden wäre, als er tatsächlich geworden ist.

Dieses Beispiel ist insofern besonders lehrreich, als es zeigt, daß auch bei einem hervorragenden Romantiker der volle Lehrerfolg ausbleiben kann, wenn einer der dazu erforderlichen Faktoren fehlt. Die typischen Eigenschaften haben zwar bewirkt, daß der Einfluß auf die Schüler sehr groß war, die einseitige Uebersteigerung einer besonderen Eigenschaft dieses Typus hat aber den sachlichen Erfolg wieder aufgehoben.

Ebenso wie der Romantiker als Lehrer unzulänglich bleiben kann, kommt es vor, daß ein Klassiker als Lehrer gewisse Erfolge erreicht. Diese verdankt er dann in erster Linie dem systematischen Geiste, in dem er alle Arbeit zu tun pflegt und den er daher auch bei seinem Unterricht zur Geltung bringt. Auf Schüler ähnlichen Charakters wirkt dann ein derartiger Vortrag entsprechend ein. Es ist wichtig, diesen Umstand zu bemerken, da er dazu dienen wird, scheinbare Widersprüche gegen die oben gegebenen Regeln aufzuklären.

Unverhältnismäßig viel weitergehend ist indessen die Wirkung, die der Klassiker durch seine Schriften erzielt. Insofern diese einen bedeutenden Fortschritt enthalten, dienen sie als Grundwerke für das Studium des Gegenstandes auf lange Zeit und beeinflussen so eine ganze Anzahl der nächsten Generationen. Ein weltbekanntes Beispiel hierfür ist Isaak Newton, der ein ausgeprägter Klassiker war. Dies läßt sich schon aus dem vollständigen Mangel an persönlichen Schülern bei ihm schließen und wird durch das Studium seines wissenschaftlichen Stils allseitig bestätigt. Seine „Principia" haben nicht nur der geometrischen Astronomie seitdem die Grundlage und Form geliefert, sondern auch das philosophische Denken eines ganzen Jahrhunderts bestimmt. An diesem bereits genügend weit zurückliegenden Beispiel lassen sich übrigens auch gleich gewisse Nachteile demonstrieren, die mit der klassischen Darstellungsweise ver-

knüpft sind. Die allseitige Abrundung und Konsequenz des wissenschaftlichen Gebäudes gestattet zwar den Nachfolgern die Einzelausführung vorhandener Teile, die der Schöpfer nur allgemein angelegt, aber noch nicht durchgearbeitet hatte, sie verhindert aber geradezu für eine lange Zeit irgendwelche erhebliche Erweiterungen, geschweige Aenderungen des gesamten Planes. Hierdurch wird eine Einseitigkeit bedingt, denn auch der hervorragendste Genius kann seine Arbeit nicht von vornherein für alle spätere Entwicklung geeignet machen; er muß sie notwendig in gewissem Sinne einseitig lassen, schon um sie überhaupt durchführen zu können. So bedingt beispielsweise das unverhältnismäßige Hervortreten des Kraftbegriffes in Newtons Darstellung ein entsprechendes Ueberwiegen dieses Begriffes in der ganzen späteren Mechanik, und erst die harte Notwendigkeit der täglichen Erfahrung seitens der Praktiker, der Ingenieure, hat in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das langsame Eindringen des Arbeitsbegriffes in die vorderste Stelle und die entsprechende (noch keineswegs ausreichend durchgeführte) Zurückdrängung des Kraftbegriffes mit sich gebracht.

So steht den Gefahren der romantischen Stilrichtung, die vorher angedeutet worden sind, auf seiten der klassischen Richtung eine nicht minder bedenkliche Gefahr, die der dogmatischen Erstarrung, entgegen. Wird man für die Schäden auf der ersten Seite zunächst die betreffenden Männer selbst verantwortlich zu machen geneigt sein, so wird man umgekehrt die Schuld an den Nachteilen des Dogmatismus viel mehr den Nachfolgern und indirekten Schülern zuschreiben. Doch darf nicht verkannt werden, daß die eigentliche Ursache beider Gefahren in der Stilart selbst liegt, so daß der entsprechende Vorgang jedesmal mit einer gewissen Unausbleiblichkeit wird eintreten müssen. Die Beispiele drängen sich hierfür so allseitig heran, daß ich mir versagen darf, auch nur eines noch anzuführen.

Ein sehr wesentlicher Faktor für die Ausgestaltung der beiden genannten Typen ist das Lebensalter. Die oben beschriebene persönliche Wirksamkeit des Romantikers findet sich nämlich sehr oft auf eine verhältnismäßig kurze, in den Jugendjahren des Mannes liegende Zeit beschränkt. In gleicher Weise hört auch beim Klassiker nicht selten die Produktion in vorgeschrittenen Jahren ganz auf. Newton bietet auch hierfür ein sehr auffallendes Beispiel. Seine optischen Arbeiten veröffentlichte er in seinem dreißigsten, das Hauptwerk, die Principia, in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre. Hernach hat er noch vierzig Jahre gelebt, ohne Neues hervorzubringen. Es liegt also bei beiden Typen der Schwerpunkt der Leistungsfähigkeit oft in verhältnismäßig frühen Lebensjahren.

Dieser Umstand ist bereits mehrfach bemerkt und hervorgehoben worden. Er ist aber einerseits von so verwickelter Beschaffenheit, anderseits von so großer Bedeutung, daß er eine gesonderte Untersuchung verlangt. Ich hoffe, in nicht zu langer Frist die entsprechenden Ergebnisse vorlegen zu können.

Groß-Bothen, November 1906.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXII

Die Briefe Bennigsens an seine Gemahlin entbehren in den letzten Jahren des Norddeutschen Bundes der politischen Mitteilungen von allgemeinerem Interesse mehr als vorher, so daß wir uns damit begnügen, an dieser Stelle nur einzelne Stellen aus dem Briefwechsel von 1868 bis 1870 zum Abdruck zu bringen.

Berlin, 26. März 1868.

Am Dienstag früh bin ich nach einer ziemlich kalten Nachtfahrt hier in meiner früheren Wohnung wieder eingetroffen. Da wir am Dienstag noch nicht die zur Beschlußfähigkeit notwendige Hälfte der Mitglieder im Saale anwesend hatten, so hat sich der Reichstag erst gestern neu konstituieren können, wobei die früheren drei Präsidenten mit großer Mehrheit wiedergewählt sind. Die Geschäfte beginnen sehr langsam. Heute und morgen sind keine Sitzungen im Reichstage selbst. Ueberhaupt werden Geschäfte von großer Erheblichkeit vor Ostern kaum zu erledigen sein. Am Sonntag vor Ostern kann ich voraussichtlich zurück sein, wahrscheinlich aber nur anderthalb Wochen bleiben, da man, wenn irgend möglich, mit dem Reichstage und Zollparlament bis Pfingsten fertig zu sein wünscht. Unter den uns vorgelegten Gesetzen ist eines, welches ohne Zweifel angenommen wird, wodurch alle obrigkeitlichen und gemeindlichen Polizeibeschränkungen für Eheschließungen am 1. Juli aufgehoben sind. Für die kleinen Leute ist das eins der segensreichsten Gesetze, durch welches eine Menge Elend an wilden Ehen und unehelichen Kindern aus der Welt verschwinden wird und auch die alte Kahlesche nach zehnjährigen vergeblichen Versuchen bei allen Behörden ihren Köhler heiraten kann.

*

Berlin, 23. April 1868.

... Von hier ist noch wenig zu schreiben. Gestern ist dem Grafen Bismarck eine empfindliche Niederlage bereitet, welche er durch seinen Eigensinn gründlich verdient hat, und ihm ganz klar gemacht, daß er nichts ausrichten kann, wenn er fortfahren will, sich auf die Konservativen allein zu stützen.[1]) In Frankreich wird sehr stark gerüstet. Ob es zum Kriege kommt, gilt aber doch für sehr zweifelhaft.

*

[1]) Der Gesetzentwurf betreffend die Verwaltung des Schuldenwesens des Norddeutschen Bundes war von Bismarck wieder zurückgezogen worden, nachdem der Norddeutsche Reichstag am 22. April auf Antrag Miquels trotz scharfer Einsprache des Kanzlers mit 131 gegen 114 Stimmen eine Fassung angenommen hatte, in der die aus etwaigen Mängeln in der Verwaltung des Bundesschuldenwesens hergeleiteten Ansprüche sowohl vom Reichstage als vom Bundestage selbständig gegen die verantwortlichen Beamten verfolgt werden sollten

Berlin, 11. Juni 1868.

Es läßt sich jetzt mit Bestimmtheit annehmen, daß wir Ende nächster Woche durch den König geschlossen werden. Wahrscheinlich wird dann der König Sonntag den 21. auf zwei Tage nach Hannover gehen zur Truppeninspektion (!) und dann über Göttingen nach dem Süden. Ganz fest steht der Plan aber noch nicht.

Die Dinge gehen hier sehr schlecht. Bismarck ist so krank, daß es zweifelhaft ist, ob er in diesem Jahre überhaupt ernsthaft die Geschäfte wieder übernehmen kann. Wer ihn vertreten soll, namentlich wenn seine Krankheit länger dauert oder er ganz zurücktritt, ist eine Frage, auf die niemand eine Antwort weiß. Für die inneren preußischen Reformen ist absolut gar nichts geschehen, die Trägheit und Unfähigkeit im Ministerium des Innern ist so groß, daß sie wegen Mangel an genügender Vorbereitung den hannoverschen Provinziallandtag vermutlich nicht mehr in diesem Monat, sondern erst im Herbst abhalten werden, womit für die Ausführung des Gesetzes über den Provinzialfonds ein ganzes Jahr verloren ist. Alle Welt ist hier verstimmt und widerwillig und segnet den Tag, wo man nach Hause reisen kann.

*

[Mitte Juni 1868.]

... Die Absicht, am Sonnabend zu schließen, besteht fort, da es kaum möglich ist, für nächste Woche eine beschlußfähige Anzahl Mitglieder (149) bei der Hitze und Ermüdung noch hier zu halten. Wir werden daher mehrere Abendsitzungen in dieser Woche extra haben. Es konkurriert das einigermaßen mit den Beratungen, welche morgen abend und an den folgenden Tagen im Ministerium des Innern mit den hier im Reichstage anwesenden fünf Mitgliedern der hannoverschen Provinziallandschaft über die Verwaltung des Provinzialfonds stattfinden werden.

Bismarck reist heute oder morgen auf mehrere Monate nach Pommern auf seine Güter. Er ist so krank, daß er die Reise nicht in einem Tage machen darf.[1])

*

Berlin, 17. Oktober 1869.

... Hier fangen die Geschäfte langsam und langweilig an. Sitzungen im Abgeordnetenhause sind in der ganzen Woche nur zwei gewesen. Dafür haben wir uns aber in der Partei neulich mit Beratungen der neuen Kreisordnung beschäftigt, von der freilich niemand sagen kann, ob dieselbe nicht nach monatelanger Verhandlung im Abgeordnetenhause ins Wasser fällt. Gesetzentwürfe erhalten und erwarten wir so viele, daß niemand recht daran glaubt, wir würden bis Weihnachten fertig. Möglich ist freilich, daß irgendein europäisches Er-

[1]) Diese undatierte Briefstelle ist zu meinem Bedauern mit dem falschen Datum „zwischen 13. und 20. Oktober 1867" schon im Dezember-Heft der „Deutschen Revue" S. 315 abgedruckt worden. Ich wiederhole daher den Abdruck des unter dem richtigen Datum eingeordneten Stückes.

eignis dazwischenkommt. In Frankreich ist eine ganz revolutionäre Stimmung und der Kaiser ganz kaput, die spanischen Zustände sind in voller Auflösung begriffen, und dazu kommt, daß der Kaiser Alexander, welcher Preußen günstig gesinnt ist, während der Thronfolger stockrussisch ist, unheilbar krank ist, wie versichert wird, an Gesichtkrebs, sich kaum mehr zeigen kann und schwermütig wird. Ueber Bismarcks Zustand zuverlässige Nachrichten zu erhalten, ist kaum möglich. Den letzten Mitteilungen zufolge ist er aber in einem so erbärmlichen Zustande und so aufgeregt, daß an eine dauernde Uebernahme der Geschäfte bei ihm kaum gedacht werden kann. Der Finanzminister Heydt wird vermutlich in einigen Wochen seinen Abschied nehmen, da er mit allen seinen Maßregeln durchfällt und die konservative Partei überdies noch entschiedener gegen sich hat als uns. Das große Schulgesetz des Herrn von Mühler wird erst in einem Monat dem Landtage vorgelegt werden können. Es noch zu beraten hieße also leeres Stroh dreschen. Alles zusammengenommen begreifst Du also wohl, daß hier nicht die angenehmste Temperatur unter den Abgeordneten herrscht und ich diese ganze Session schon wiederholt zum Teufel gewünscht habe. Nimmt die Sache diesen Winter für den Landtag nicht eine bessere politische Wendung, so mögen sich die Bremenschen Marschen im nächsten Sommer einen andern Abgeordneten für den Landtag wählen und ich bleibe „bei Muttern".

*

Berlin, 1. November 1869.

Graf Bremers beabsichtigte geheimnisvolle Mitteilung wird wohl damit zusammenhängen, daß die Konservativen in Hannover immer bedenklicher werden über den Wahnsinn, mit dem König Georg das welfische Familienvermögen verschleudert. Die Agnaten seines Hauses, der Herzog von Cambridge und von Braunschweig, sind so unvorsichtig gewesen, zu gestatten — oder doch nicht zu verhindern —, daß im August d. J. 4 Millionen Taler, welche früher in der Englischen Bank zu London aufbewahrt wurden, ihm nach Hietzing übersendet sind. Mit diesem Gelde hat die Bande, welche ihn umgibt, Börsenspekulationen gewagt, mit und ohne Erlaubnis des Königs, an denen er über eine Million Taler verloren hat. Was aber die welfischen Herren noch empfindlicher berührt haben mag, ist, daß auch ein Teil unsrer Junker, verleitet durch die brillanten Aussichten der mit den Geldern König Georgs und andrer begründeten sogenannten Fürstenbank in Wien, sich stark mit Aktien bei dieser Bank beteiligt und ebenfalls, da dieselbe beinahe bankrott ist, erhebliche Summen verloren hat.

*

Berlin, 14. Dezember 1869.

... Mir geht es gut bei allem Aerger, den man täglich über die gesamten erbärmlichen Zustände in Preußen und unsre Parteiverhältnisse im besonderen hat. In der letzten Zeit sind noch die Differenzen hinzugekommen, welche sämtliche übrigen namhaften Personen unsrer Partei mit Lasker wegen des Konsolidationsgesetzes haben, welches er mit einem Sechstel der Parteigenossen umwerfen will.

*

Berlin, 16. Januar 1870.

Nächsten Montag nachmittag 2 Uhr denke ich auf zwei Tage nach Hannover zu kommen. Ich kann leider am Sonnabend noch nicht abreisen, weil Bismarck an diesem Tage uns drei Präsidenten und den Minister Delbrück zum zweitenmal allein bei sich zu Mittag haben will, um wegen der ganzen Geschäftslage, Berufung des Reichstages, Kreisordnung, späteren Landtagssession nach dem Reichstag und allen diesen schönen Dingen vertrauliche Rücksprache zu nehmen. Die ganzen Geschäfte hole hier der Teufel! Das ist die Stimmung, in der sich neun Zehntel aller Abgeordneten befinden. Ich möchte sicher annehmen, daß mehr als ein Dritteil der Mitglieder des Abgeordnetenhauses sich das nächstemal nicht wieder wählen lassen, und wenn ich es nur irgend verantworten könnte, möchte ich liebend gern deren Zahl verstärken. Nachdem der arme Twesten schon seit einem halben Jahre todkrank daniederliegt, hat jetzt Herr von Hennig rasch hintereinander zwei allerdings anscheinend nicht sehr starke Schlaganfälle gehabt. Die Aerzte hoffen, daß er sich wieder erholen wird. Aber an der Landtagssession und dem Reichstage in diesem Frühjahre wird er sicherlich nicht ernsthaften Anteil nehmen können. Es ist das wieder ein schwerer Verlust für unsre Partei, da er einer der schlagfertigsten Debatter der Nationalliberalen ist, und in vielen Dingen, welche gerade in den nächsten Jahren geordnet werden sollen, weit praktischer und erfahrener als Lasker, welcher immer geneigt ist, nach Berliner Art alles systematisch bis zum Titelchen auf dem J zu behandeln, auch die Verhältnisse auf dem Lande, welche jetzt gesetzliche Regelung erhalten sollen, gar nicht aus eigner Anschauung kennt.

Am Mittwoch werde ich eine Jagd bei einem nationalliberalen Gutsbesitzer und Abgeordneten Kiepert in Begleitung der Herren von Unruh, von Benda u. a. mitmachen. Ich erbitte mir dazu — umgehend morgen Montag abzusenden! — mein kleines schwarzes Opernglas. Ich habe durchaus keine Lust, wie der Präsident von Rönne auf einer Jagd bei Unruh vor einigen Wochen eine Ricke zu schießen und dafür nach Recht gerüffelt und mit 2 Louisdor gestraft zu werden.

Ob die Jungens zwei Bücher in der Woche lesen dürfen, kann ich von hier nicht beurteilen, weil ich nicht sehen kann, wie sie ihre Arbeiten machen, und überlasse die Entscheidung Deiner bewährten mütterlichen Fürsorge und Weisheit.

*

Berlin, 5. März 1870.

Ich weiß gar nicht, wie Du dazu gekommen bist, wegen meiner Gesundheit besorgt zu sein. Ich bin doch in Hannover gesund genug gewesen! Auf Deinen Wunsch habe ich Dir gestern aber doch in äußerster Eile — Deinen Brief fand ich erst beim Zuhausekommen, wo mir nur wenige Minuten blieben, mich zur königlichen Tafel umzukleiden — Nachricht über mein Befinden gegeben. Laß Dir nur von Stromeyer nichts weismachen. Eine Badekur — Karlsbad ꝛc. — werde ich nicht gebrauchen. Das ist auch viel zu langweilig und gar keine Erholung für mich, denn an langer Weile haben wir hier in Berlin schon Ueber-

fluß. Eine Tour in die Berge der östlichen Schweiz und nach Norditalien wird mir viel erfrischender sein für Herz und Nerven. Ich muß einmal ganz heraus auf einen Monat aus den Eindrücken Norddeutschlands.

Auf dem Diner beim König traf ich nach langer Zeit auch wieder einmal den Herzog von Koburg. Er bat mich, ihn heute morgen zu besuchen, da er nur auf zwei Tage hier ist zum Besuch beim Kronprinzen.

*

Berlin, 6. April 1870.

... In Hietzing[1]) scheinen die Geldmittel gänzlich auszugehen. Der alte Jeinsen möchte auch gern in die Heimat zurückkehren, wenn er nicht Gefahr liefe, wegen Anwerbung für die Legion in Untersuchung zu geraten. Sein Schwager Herr von Meibom, Mitglied des Reichstages, hatte mir von der Sache erzählt. Gestern nach einem Diner beim Minister Camphausen, wo Bismarck in sehr guter Laune war, habe ich ihm den Fall vorgetragen. Bismarck hat mir versprochen, ein Gnadengesuch, welches Herr von Jeinsen von hier oder Hannover (nicht von Hietzing) ab an den König richte, persönlich zu befürworten, und mich ermächtigt, durch Herrn von Meibom hiervon dem alten Jeinsen Mitteilung machen zu lassen, sowie ferner davon, daß er ohne Gefahr, von den Behörden eingezogen zu werden, ruhig sofort nach Berlin oder Hannover zurückkehren könne. Herr von Meibom, welcher hierüber natürlich sehr erfreut war, wird noch heute dem alten Jeinsen schreiben und ihn zu sich nach Berlin einladen, wo die Sache dann beschleunigt geordnet werden kann.

Es ist noch zweifelhaft, ob wir am Donnerstag oder am Sonntag nach Ostern zum Zollparlament wieder hier sein müssen. Hoffentlich erst am Sonntag. Wenigstens habe ich mich gestern sehr bemüht, Bismarck und Delbrück dies plausibel zu machen, weil wir doch im andern Fall erst am Montag zur Präsidentenwahl in beschlußfähiger Anzahl hier sein würden.

*

Berlin, 18. Mai 1870.

Wir schleppen uns hier mit großer allgemeiner Abspannung und Ermüdung von einem Tage zum andern hin. Das Ende ist aber jetzt abzusehen. Länger als bis zum Schluß nächster Woche dauert die Sitzung jedenfalls nicht, vielleicht nur bis zum Mittwoch. Ich werde natürlich unmittelbar am Abend nach dem Schluß der Sitzung nach Hannover zurückkehren.

Simson ist seit einiger Zeit leidend und seit gestern sogar bettlägerig, so daß der Herzog von Ujest und ich jetzt immer am Platze sein müssen. Der Präsident, welcher ein Fußleiden hatte, war so töricht, trotz unsers wiederholten Zuredens den ganzen Weg bei der Beerdigung Waldecks auf dem zum Teil sehr schlechten Berliner Pflaster inmitten der Fahrbahn zu Fuße mitzumachen zwei Stunden lang.

---

[1]) Residenz des vormaligen Königs Georg V. von Hannover.

Bismarck ist so elend, daß er vielleicht gar nicht mehr während des Reichstages herkommt. Dieser Zustand ist allmählich gar nicht mehr möglich. Bismarck wird am besten tun, auf ein Jahr oder länger sich förmlich von allen Geschäften zurückzuziehen, wenn er überhaupt noch wieder zu Geschäften dauernd tüchtig werden will. Als sein Nachfolger wird eventuell General Moltke genannt.[1])

Heute Mittag bin ich auf einem Diner bei Miquels. Miquel scheint sich hier sehr rasch in der Hautefinance einzubürgern und Ansehen zu verschaffen. Es wird aber allerdings von Börsenleuten schon darüber geklagt, daß er zu anmaßend sei und alles allein zu verstehen glaube.

Nächsten Sonntag werden wir, wenn die Geschäfte es irgend gestatten, eine größere Tour über Land machen, vielleicht nach dem von Wenden, welche noch heute ihre slawische Mundart reden, bewohnten Spreewald, in welchem Fall wir bereits am Sonnabend nachmittag abfahren wollen.

Während des Krieges von 1870/71 konzentrierten die Führer der Nationalliberalen ihre Bestrebungen auf die endliche Vollendung des langersehnten Einheitswerkes, auf Bekämpfung der dagegen in Bayern und Württemberg von den Regierungen und einem Teil des Volkes erhobenen Widerstände, auf die möglichste Ausbildung und Ausdehnung der Verfassung im einheitlichen Sinne; darüber war man von vornherein klar, daß die Stunde nicht geeignet war, eine Erweiterung der freiheitlichen Rechte des Volkes herbeizuführen, wie einige Führer der Fortschrittspartei eine Zeitlang wähnten; um so eifriger wandten diese Männer alle Kräfte auf, um alles Sträuben des politischen Sondertums, das sie seit einem Jahrzehnt so heiß befehdet hatten, vollends zu überwinden. Die Gesamtheit dieser Bestrebungen ist aus einer umfangreichen Veröffentlichung längst bekannt, die aus Laskers Nachlaß im Jahrgang 1892 dieser Zeitschrift erschienen ist.[2]) Lasker stand mit ungemein rühriger Betriebsamkeit, zugleich aber von einem idealen Anhauch beseelt, inmitten dieses ganzen Treibens, überallhin Verbindungen anknüpfend, treibend, mahnend, ratend, mit seinem immer etwas doktrinären Zuge, aber auf der Höhe der ihm eignen Fähigkeiten. In jenen Korrespondenzen, die Lasker sorgfältig gesammelt hatte, sind bereits mehrere Briefe Bennigsens abgedruckt worden, vom 22. und 28. August und vom 11. Oktober, ferner eine Reihe von Briefen Laskers an Bennigsen; zu jener ganzen Briefsammlung soll im folgenden nur eine *Nachlese aus den in Bennigsens Nachlaß befindlichen und noch unbekannten Papieren* gegeben werden, die im Zusammenhang mit jener früheren Sammlung erst völlig verständlich werden. Die Bearbeitung des gesamten Materials bleibt der Biographie vor-

[1]) Ueber die Krisengerüchte aus dem Mai 1870 vgl. neuerdings die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe Bd. 2 S. 9.

[2]) Bd. 17, 2. S. 46 bis 64, 166 bis 186, 296 bis 317. Bd. 17, 3. S. 59 bis 82, 157 bis 177, 283 bis 301. Bd. 17, 4. S. 60 bis 76, 190 bis 203, 352 bis 366.

behalten. Es ist ja keine Frage, daß das ganze Unternehmen nur eine Hilfsaktion sein konnte, deren Wirkung doch nur von den Gewalten, welche die Entscheidung gebracht hatten, abhängig war; aber die von den Liberalen aufgerufenen Kräfte konnten doch von unten her einen Druck auf den Eintritt der widerstrebenden Süddeutschen in den Bund ausüben; und in allen Bemühungen dieser Männer lebt das patriotische Gefühl, nun bei den letzten Hammerschlägen für die Einheit mit anpacken zu können. Es war auch in Bennigsens persönlicher Entwicklung ein ihn tief befriedigender und erhebender Abschluß der Bestrebungen, die mit der Gründung des Nationalvereins von 1859 einsetzen.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 23. Juli 1870.

Mein lieber Freund!

Bei dem ernsten Interesse, welches Sie für die anscheinende Verschiedenheit von Meinungen im Vorstande gezeigt, scheint es mir recht, Ihnen über den Verlauf der gestrigen Rücksprache zu berichten. Es stellte sich bald heraus, daß wohl verschiedene Ansichten vorhanden waren, aber keine scheidende Differenz. Miquel war merkwürdigerweise am ängstlichsten, zunächst nicht auf die Einheit als Ziel des Kampfes hinzuweisen, aber der eben zurückgekehrte Zabel erwiderte, daß dieses Ziel nicht allein im Bewußtsein, sondern auch im Munde aller lebt. Die Telegramme aus den fremden Ländern beweisen übrigens dasselbe. Zuletzt ergab sich Einverständnis, auch dafür, was gar nicht streitig war, daß über die Form der Einheit für jetzt nicht zu sprechen sei; das wäre ja kindische Torheit.

Sie scheinen den Eindruck zu haben, als ob ich um eigener Ansichten willen mich leicht von Freunden trenne; ich glaube von mir das Gegenteil. Aber es gibt Grenzen, wo für mich Zweifel, Bedenken und Rücksicht aufhören; eine solche Grenze wäre gewesen, zu verheimlichen, daß der Krieg um die Einheit geführt wird, der Friede nicht bloß den Bund unversehrt, sondern die staatliche Einheit der Nation bringen muß. Beschlossen ist, bei den Süddeutschen wegen einer Zusammenkunft anzufragen, auf welche ich persönlich übrigens nicht viel gebe. Wir kommen hier täglich zusammen, so viele von uns jeweilig freie Zeit haben; wir müssen in der Tat aufmerksam beobachten und dürfen namentlich kollektiv nicht ohne größte Besonnenheit vorgehen. Ich sage es den Beteiligten nicht, aber die geschehenen Schritte raten zu doppelter Vorsicht. Als wunderlich erwähne ich, daß Ewest, der Restaurateur, kurz nach unserm Mittagbrot wegen Begünstigung französischer Interessen durch Verbreitung unwahrer Gerüchte verwarnt worden ist und sein Lokal am nächsten Tage geschlossen, wie aber scheint, bald wieder eröffnet hat.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und seien Sie überzeugt, daß ich stets glücklich sein werde zu wissen, daß unserer beider Wege ganz zusammengehen, auch in der Einzelheit; denn daß unsere großen Ziele genau dieselben sind, weiß ich über jeden Zweifel.

*

Ueber die Lage in München in den ersten Wochen des Krieges orientiert folgender Brief[1]) Marquard Barths, des Führers der bayrischen Liberalen, an den Historiker Hermann Baumgarten.

M. Barth an Baumgarten.

München, 19. August 1870.

Herr Professor Jolly war heute so freundlich, mir Ihre Zeilen vom 17. d. persönlich zu überbringen. Ich muß mich in Beantwortung derselben kurz fassen, weil ich eben sehr beschäftigt bin und Sie die Antwort bald zu erhalten wünschen. Also zur Sache!

Es ist mir nicht möglich, Ihnen über das, was man hier in den entscheidenden Kreisen augenblicklich denkt und wünscht, aus eigner Beobachtung derselben zu referieren, denn die Majestät sitzt in Berg, wo sie niemand empfängt, die Minister leben von der Hand in den Mund und sind zufrieden, wenn sie ihr Portefeuille von heute auf morgen in Sicherheit wissen, und wir Nationalgesinnte sind bei Hof nichts weniger als personae gratae. Stauffenberg, welcher kürzlich von Berlin zurückkam und einen Auftrag von der Königin Augusta an unsern Serenissimus hatte,[2]) ist trotzdem nicht empfangen worden, und Hohenlohe selbst, bei dem ich vorgestern war,[3]) weiß nicht mehr als ich, vermeidet übrigens auch, sich zuzudrängen.

Indes ich kenne die hiesigen Verhältnisse so lange und aus meinem Kammerleben so genau, daß ich mit aller Sicherheit aus dieser Kenntnis einer- und der momentanen Lage der Dinge anderseits konjekturieren kann, wie man sich zu den letzteren verhält.

Als man seitens unsrer Regierung bereitwillig die Allianzverträge in Vollzug brachte und demzufolge mit in den Krieg ging, hat man deshalb nicht aufgehört, die bayrische Selbständigkeit zu betonen. Lesen Sie, was der Kriegsminister von Pranckh in der Kammersitzung vom 19. Juli sagte:

„Meine Ueberzeugung in bezug auf die neutrale Haltung ist diese: daß wir dann nur das sehr gelegene Objekt sind, über das sich die beiden großen streitenden Mächte in der allerkürzesten Zeit vereinbaren. Und dann ist es geschehen um uns. Beweist Bayern, daß es als selbständiger Staat nicht vergißt, daß es auch deutscher Staat ist ... Darin liegt seine Berechtigung, ein selbständiger Staat in Deutschland zu sein." Ferner: „Am meisten hat unser Gefühl geschmerzt, daß unsere Armee unter preußischem Kommando stehen soll. Wenn wir aber wünschen müssen, daß die deutschen Waffen siegen, dann ist die erste Bedingnis die Einheit des Kommandos. Aber fürchten Sie nicht, daß das, was für den Krieg ist, eine Nachwirkung haben werde. Wenn es aber kommen sollte,

[1]) Ich verdanke ihn dem sehr gefälligen Entgegenkommen von Frau Anna Kerler in Würzburg, der Tochter des mit Barth und Baumgarten befreundeten nationalen Publizisten Karl Brater, der selbst die Erfüllung der deutschen Geschicke nicht mehr erleben sollte.

[2]) Von dieser Sendung ist mir bisher nichts bekannt geworden.

[3]) Vgl. Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe Bd. 2 S. 18 f.

daß der Ausgang des Krieges, namentlich wenn er siegreich wäre, unserer Selbständigkeit zu nahe treten würde, dann, wenn ich nicht auf diesem Posten bin, so rufen Sie mich, dann mache ich dahin feste Front, von wo man diese Selbständigkeit antasten will."

Wegen dieser Rede erhielt der Kriegsminister andern Tags ein eigenhändiges Beglückwünschungsschreiben Seiner Majestät.

Die Selbständigkeit versteht man aber hier so, wie man sie immer verstanden hat, man sieht schon in dem Zollparlamente einen Eingriff in dieselbe, und man möchte lieber zurück als vorwärts. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn man die Ersetzung desselben durch eine andre Einrichtung, die nicht die Wirkung hätte, daß bayrische Abgeordnete nach Berlin kämen, als Preis der bewiesenen Bundesfreundschaft in Anspruch nähme.[1])

Rechnen Sie also nicht so weit auf die nationale Gesinnung der bayrischen Regierung, daß diese einen Teil ihrer bisherigen sogenannten Selbständigkeit freiwillig auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte, sondern seien Sie überzeugt, daß ihr jede Konzession abgerungen werden muß. Einem Impuls von Berlin, zumal wenn er durch die nationale Erhebung unterstützt ist, wird man aber nicht Widerstand leisten können, vorausgesetzt, daß das, was verlangt wird, nicht übermäßig ist und daß man Bayern bei dem Vollzug der Bundesgesetze eine gewisse Selbständigkeit läßt. Uebrigens ist nicht zu fürchten, daß Preußen seine Forderungen zu weit treibt, denn Graf Bismarck weiß sehr wohl, daß ein Staat mit fünf Millionen Einwohnern nach wie vor dem Kriege nicht nach dem nämlichen Leisten behandelt werden kann, wie die Reuß-Greiz und Reuß-Schleiz. Will man einen solchen Staat nicht, so muß man ihn auflösen, wenn man kann, aber solange er besteht, muß man ihn seinen Verhältnissen entsprechend behandeln.

An eine Kammerauflösung denkt weder die Regierung zurzeit, noch könnte ich zu derselben raten. Sie irren nämlich sehr, wenn Sie glauben, daß jetzt die Majorität des bayrischen Volkes eine andere politische Gesinnung habe als vor den letzten Wahlen. Das ist wenigstens jetzt noch nicht der Fall, wenn auch die eigentliche Gesinnung der sogenannten Patrioten zurzeit nicht so grell hervortritt, latet anguis in herba, und bei manchen ist der Ingrimm nur um so größer, weil sie ihn dermal nicht auslassen können. Es kann sich dies bessern, wenn unsere Soldaten zurückkehren und ihre Erlebnisse vis-a-vis den Preußen mitteilen, aber das geht langsam, bis es in Fleisch und Blut der Leute dringt.

Ueberschätzen Sie ja den Beschluß unserer Kammer vom 19. Juli nicht; wir haben unsern damaligen Sieg nicht der geänderten Ueberzeugung der Patrioten, sondern lediglich ihrer schlechten Taktik und Disziplin sowie der Piepmaierei einzelner davon zu danken.

---

[1]) Vgl. dazu die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe Bd. 2 S. 20 (20. August 1870): „Werthern ... erzählte mir, daß Bray schon vor der Kriegserklärung ihn gebeten habe, in Berlin Bedingungen zu stellen, unter welchen Bayern an der Aktion teilnehmen werde, und zwar das Veto im Zollverein und die Revision der Allianzverträge u. s. w."

Was Elsaß und Lothringen betrifft, so glaube ich, daß man sich hier nur dann für den Erwerb derselben interessieren wird, wenn man selbst etwas davon bekommt. Man wird dann gern einwilligen, den Rest an Baden abzulassen, sofern nur gleichzeitig die bayrische Rheinpfalz vergrößert wird. Dagegen würde man eine Vergrößerung Preußens im Süden sehr ungern sehen. Ich für meinen Teil habe dagegen meine großen Zweifel, ob eine weitere Vergrößerung der Südstaaten im deutschen Interesse liegt. Ich glaube übrigens, daß eine Gebietsvergrößerung Bayerns der Köder wäre, wodurch man dieses leichter für die Erledigung der deutschen Verfassungsfrage in einer den nationalen Wünschen entsprechenden Weise bestimmen könnte.

*

Aus den Briefen Laskers an Bennigsen.

Berlin, 18. August 1870.

Um nicht unnütz zu wiederholen, lege ich Abschriften des Briefes von Hölder an mich[1]) und des wesentlichen Teiles aus meinem Briefe an Forckenbeck bei; Sie ersehen daraus, was wir von Ihnen zu wissen wünschen. Mir wäre sehr lieb, wenn Sie mit einem andern die Mission nach dem Süden übernehmen wollten, doch wage ich kaum auf Ihre Bereitwilligkeit zu rechnen. Ich vermute Sie mannigfach in Anspruch genommen; freilich sind unsere Aufgaben beschränkt und leicht zu erfüllen, solange die Waffen noch mit der Lösung der schwebenden Fragen beschäftigt sind. Bezeugen kann ich, daß namentlich unter den Gebildeten, aber auch in den breiten Schichten des Volkes die Vereinigung mit dem Süden als die wesentlichste Forderung bezeichnet und Sorge geäußert wird, ob nicht Rücksicht gegen die beiden Könige von Württemberg und Bayern uns um diesen Preis des Kampfes bringen werde. Hier sind die Freunde alle wohl. Der heute gemeldete Sieg scheint schwer erkämpft, aber von entscheidender Bedeutung. Ich grüße Sie herzlich.

*

Berlin, 24. August 1870.

Soeben empfange ich Ihren Brief,[2]) da ich gestern, bei unserm schwerkranken Twesten in Besuch, ihn nicht in Empfang nehmen konnte. Auch Sie hat das schwere Schicksal des Krieges bereits getroffen;[3]) die vielen Opfer sind es gerade, welche die lebhafte Freude an den Siegen dämpfen. Aus Ihrem

[1]) Der Brief Hölders an Lasker vom 12. August ist gedruckt „Deutsche Revue" 17, 2 (1892) S. 44 bis 51.

[2]) Der Brief Bennigsens an Lasker vom 22. August a. a. O. S. 58/59.

[3]) Bennigsens Schwager Hugo von Müller, damals Hauptmann im 12. Infanterieregiment (jetzt Oberst a. D. in Blankenburg a. Harz), war bei dem Sturm auf Spicheren am 6. August schwer verwundet worden. Bennigsen war in den nächsten Tagen nach Saarbrücken geeilt, um womöglich den Schwerverwundeten nach Hannover schaffen zu lassen; er war erst am 21. August nach zehntägiger Abwesenheit nach Bennigsen zurückgekehrt und trug daher zunächst Bedenken, so bald die Rundreise nach dem Süden anzutreten.

Briefe habe ich mit großer Genugtuung entnommen, daß wir in allen Punkten, bis auf einen, völlig einverstanden sind, in dem einen Punkte aber nicht weit auseinandergehen. Ich bin nämlich der Meinung, daß wegen der Einheit auch von hier aus ein starker Druck ausgeübt werden muß, und nicht allein vom Süden. Bismarck muß wissen, welche Aufgaben wir an ihn stellen, und auch die andern maßgebenden Faktoren des Staates müssen davon erfüllt sein, denn der Geist der Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten wird von diesem Bewußtsein bestimmt. Zum Beispiel darf die in militärischen und höchsten Kreisen gewiß nicht gewollte Abtretung an süddeutsche Staaten kein zu teurer Preis für die Bundeseinheit sein. Rochaus Bedenken teile ich im vollsten Maße nur dann, wenn Bayern dem Bunde nicht beitritt, aber für den fest organisierten Bund ist kein Preis zu hoch. Hierin sowohl wie in zwei andern Punkten stimme ich mit Ihnen völlig überein. Wir müssen in Süddeutschland auch mit Gegnern unterhandeln, wie ich es mit hiesigen Gegnern bereits getan, und wir dürfen uns während dieses Krieges nirgend in einseitigen Parteibewegungen verlieren; mir widerstrebt dieses Gefühl stets, ganz besonders aber jetzt, wo ich gern zufrieden bin, einer aus dem Volke zu sein. Ich habe neue Briefe von Hölder, Marquard Barth, Kiefer,[1]) auch Brief von Forckenbeck. Die süddeutschen Freunde stellen eine Bewegung für die deutsche Einheit in den Vordergrund, besonders lebhaft Marquard Barth. Heute abend werden wir Versammlung haben. Forckenbeck ist halb und halb zur Reise bereit, ich habe ihn wiederholt und dringend darum gebeten, auch Sie würde ich sehr darum bitten, weil ich mir großen Nutzen davon verspreche, und größeren, wenn Sie und Forckenbeck dabei sind, als von andern Freunden allein. Entscheiden Sie, ob es irgend angeht. Mir liegt viel daran, Sie und Forckenbeck von allem unterrichtet zu halten und Ihrer beider Rat einzuholen; ich werde Ihnen dieser Tage ausführlich berichten, Abschriften von Briefen zustellen und meine Ansichten und Absichten entwickeln. Gestern habe ich mich mit Twesten beratschlagt; es geht diesem vortrefflichen Freunde leider nicht gut, aber er nahm doch an der Unterhaltung lebhaften Anteil.

Ich wünsche Ihnen Trost in Ihrem Familienkummer und grüße Sie recht herzlich. Miquel ist leider auf mehrere Tage in Geschäften verreist.

*

Berlin, 27. August 1870.

Ich schicke Ihnen die versprochenen Abschriften aus dem Süden. Ueber das materielle Programm herrscht keine Verschiedenheit der Absichten. Die Freunde stimmen mir sämtlich bei, daß Sie und Forckenbeck für die Rundreise im Süden kaum zu entbehren seien; wir wünschen alle, daß Sie zustimmen. Die Reise müßte im Laufe der nächsten Woche erfolgen und auf höchstens vierzehn Tage zu berechnen sein. Stauffenberg, der heute zurückgekehrt, hält die Mission nach Bayern für sehr wichtig und denkt über die Personen wie wir. Wenn

[1]) Vgl. a. a. O. S. 53 bis 57.

nötig, würde ich bereit sein, mich anzuschließen. Man könnte sich die Aufgabe teilen, denn es ist nötig, mit vielen zu sprechen. — Die Einmischung der Neutralen scheint drohend zu werden, Bismarck selbst wünscht einen Gegendruck. Wir hatten vorher schon an eine kurze Adresse aus dem Volke gedacht, welche den König bitten soll, den Frieden allein mit Rücksicht auf die Einheit und Sicherheit Deutschlands zu schließen und durch keine Rücksicht sich beirren zu lassen. Die erste Idee ging von dem Oberbürgermeister Seidel aus, der sich an mich wendete; sie gefiel unter den Freunden allgemein, nur behielten wir uns vor, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten. Morgen wohl werden wir beraten, ob der Zeitpunkt jetzt eingetreten sei. Mir schien besser, auf einen Sieg oder einen sonstigen Wendepunkt zu warten. Die Adresse darf von keiner Partei ausgehen, sondern man muß eine große Masse Unterschriften aus allen Kreisen sammeln; auch die Konservativen werden wohl unterzeichnen. Am besten wäre, wenn Sie und Forckenbeck ehestens uns besuchten. Schreiben Sie mir doch bald, oder wenn es angeht, telegraphieren Sie mir, ob Sie durchaus nicht nach dem Süden können und ob Sie nicht mindestens herkommen wollen. Die Zusammenkunft von Freunden aus Nord und Süd soll betrieben werden; doch die Reise einzelner nach dem Süden ist unabhängig hiervon ... Bamberger haben Sie, wie ich glaube, mißverstanden; seine Besorgnisse beziehen sich offenbar auf die deutsche Verfassungsfrage und nicht auf den Gebietserwerb. Auch Herr Finger ist dieser Ansicht.[1])

*

Berlin. 28. August 1870.

Heute haben wir beschlossen, daß spätestens nächsten Sonnabend die Reise nach dem Süden erfolgen soll; die Zeit drängt. Wir bitten Sie dringend, Ihre Teilnahme zuzusagen, und das recht bald. Gegen die Einmischung der Neutralen soll eine Adresse an den König beschlossen werden, wenn es gelingt, sie aus der Mitte des Volkes hervorgehen zu lassen. Die Stimmung ist hier sehr dafür, und B(ismarck) wünscht einen Gegendruck. Stauffenberg hält sie auch für den Süden für angemessen. Wir beraten abends 8 Uhr über den Text; ich schreibe Ihnen morgen Näheres.

Die Reise nach München kam schließlich nicht in dem Umfange, wie man ursprünglich geplant hatte, zustande. Von den Liberalen war Unruh im letzten Augenblick verhindert, sich zu beteiligen, und auch Forckenbeck konnte Geschäfte halber erst einige Tage später von Elbing abreisen (und dann gleich nach Stuttgart), so daß Bennigsen und Lasker sich am 9. September[2]) allein auf den Weg nach München machten. Eine Beteiligung andrer Parteien an der Reise war nicht zustande gekommen; Bennigsen hatte bereits am 22. August Lasker dringend gebeten, „bei allen Schritten, soweit es durchführbar sei, den Charakter

---

[1]) Das Schreiben Fingers resp. Bambergers a. a. O. S. 59/60.

[2]) Bei Philippson, Forckenbeck S. 211, ist als Tag ihrer Abreise irrtümlich der 6. September bezeichnet.

einer einseitig nationalliberalen Parteiagitation zu vermeiden"; und in diesem Sinne war jetzt der Versuch gemacht worden, auch Angehörige andrer Parteien zur Mitwirkung zu veranlassen, um der ganzen Aktion ein größeres Gewicht zu geben. Von der Seite der Konservativen, mit deren Berliner Führern Lasker damals in fortlaufendem Gedankenaustausch über die deutsche Frage stand, war man jedoch nicht darauf eingegangen; und auch als man hier lebhafter empfand, daß man nicht tatlos beiseitestehen dürfe, geschah es mehr aus speziellen Parteirücksichten als im allgemeinen Interesse; wenigstens schreibt Moritz von Blanckenburg an Roon am 24. September — nach der Rückkehr der liberalen Führer —, er sei hauptsächlich nach Berlin gekommen, um einen Versuch zu machen, die Grundlagen zu einer neuen deutschen konservativen Partei zu legen, und er fügt hinzu: „Ich wäre beinahe nach München gefahren, um Anknüpfungspunkte zu suchen, — indes sagten wir uns, daß es untunlich sei, hinter Bismarcks Rücken und ohne dessen Aufträge an Delbrück zu kennen, in Bayern anzubinden." [1]) Interessanter noch ist der Versuch einer Anknüpfung nach katholischer Seite hin. Peter Reichensperger hat nämlich im Jahre 1873 dem Präsidenten Ludwig von Gerlach darüber das Folgende erzählt: Bevor Lasker und Bennigsen nach München gereist seien,[2]) hätten sie ihn aufgefordert, mitzureisen; er habe, wiewohl völlig mit ihnen einverstanden, zwar die Mitreise abgelehnt, aber in demselben Sinne an die Opponenten geschrieben, zu Händen von Görres, „ein protestantischer Kaiser sei für die Kirche viel erwünschter als ein katholischer, der als solcher viel mehr Eingriffe sich erlauben würde", unter Hinweis auf das verschiedene Verhalten von Kaiser Joseph II. und von König Friedrich II. zur Kirche und zu den Jesuiten. Man wird es bedauern müssen, daß Männer wie Peter Reichensperger in diesem Augenblicke sich nicht entschließen konnten, ihrer Ueberzeugung auch einen öffentlichen Ausdruck zu geben. Die tatkräftige Mitwirkung wenn auch nur eines Teiles der katholischen Partei bei diesen Schritten zur Neukonstituierung des Reichs hätte vielleicht der Bildung des Zentrums im Dezember 1870 von vornherein eine minder prononcierte Färbung geben können.

So weilten Bennigsen und Lasker allein vom 10. bis 15. September in München und verhandelten mit den Vertretern der Regierung und mit ihren Gesinnungsgenossen über die Modalitäten, unter denen Bayerns Anschluß an den

[1]) Roons Denkwürdigkeiten 3, S. 228.

[2]) Der Bericht Gerlachs (Ernst Ludwig von Gerlachs Denkwürdigkeiten 2, S. 364) bringt — wohl infolge eines Mißverständnisses — in die Erzählung Reichenspergers eine Motivierung hinein, die chronologisch und darum sachlich falsch ist: „Als 1870 Bayern vor dem Kriege geschwankt habe zwischen Preußen und Frankreich und bei der Macht der partikularistischen Ultramontanen in Bayern es zweifelhaft gewesen sei, ob die Kammern das Geld zum Kriege gegen Frankreich bewilligen, seien, um sie dazu zu bestimmen, Lasker und Bennigsen nach München gereist u. s. w." Die oben berichtete Tatsache selbst scheint mir dadurch, daß sie hier in einen verkehrten Zusammenhang gerückt wird, nicht an Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Nordbund zu erfolgen habe. Die Erörterung dieser ganzen Verhandlungen muß der Biographie überlassen bleiben; hier sei nur bemerkt, daß sich auch unter Bennigsens Papieren von seiner Hand das Protokoll über die den Bayern zu machenden Konzessionen befindet, das (in etwas ungenauerer Form) schon aus den Papieren Laskers bekannt ist.[1]) Am 15. September reisten die beiden Männer nach Stuttgart, wo inzwischen auch Forckenbeck eingetroffen war, und nachdem sie hier die Besprechungen mit ihren süddeutschen Parteifreunden fortgesetzt hatten, brachten sie ihre Aufgabe am 18. September in Karlsruhe zum Abschluß. Am 23. September traf Lasker wieder in Berlin ein, während Bennigsen wohl auf direktem Wege in seine Heimat zurückkehrte.

Eine deutsche Akademie für Sprache und Literatur

Von

Rudolf von Gottschall

Es fehlt in Deutschland nicht an Akademien, die wissenschaftlichen Zwecken dienen und sich eines hohen Ansehens erfreuen. Dies gilt besonders von der Berliner Akademie, die 1700 von König Friedrich I. begründet und 1744 von Friedrich II. als Königliche Akademie der Wissenschaften in neuer Gestaltung eröffnet wurde. Die Königlich bayrische Akademie in München wurde 1759 begründet und 1829 neu organisiert. Beide Akademien sowie die ihnen nahe verwandten Gesellschaften für Wissenschaften in Leipzig und Göttingen schließen alles aus, was in das Gebiet der schönen Literatur gehört; die Berliner Akademie hat zwei Klassen und vier Sektionen für mathematische, physikalische, philosophische und historische Wissenschaften; die Münchner war anfangs besonders für Geschichte gestiftet und zerfällt seit 1829 in drei Klassen, eine philosophisch-philologische, eine mathematisch-physikalische und eine historische. Die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische deutsche Akademie, die älteste von allen, die ihren Sitz mit dem Wohnort des Präsidenten wechselt, ist ausschließlich eine Akademie für Naturforscher.

In Frankreich bildet das Institut de France eine Gruppe von fünf Akademien; während aber vier derselben sich wenigstens zum Teil mit den Klassen und den Sektionen der deutschen Akademien decken, ist die erste dieser fran-

[1]) Es ist gedruckt „Deutsche Revue" 17, 3 S. 287—290 und danach wiederholt bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier 2, S. 136 f. Vgl. dazu ebendort den wichtigen Briefwechsel zwischen Bamberger und Lasker über die Angelegenheit. Es ist bekannt, daß Bismarck hinterdrein, eigentlich zu Unrecht, diese Konzessionen der Liberalen als zu weitgehend bezeichnete und darauf die Schuld schob, daß er nicht mehr habe erreichen können. Vgl. dazu die interessanten Tagebuchnotizen des Großherzogs Peter von Oldenburg bei Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches S. 610/611.

zösischen in Deutschland nicht vorhanden; in Frankreich aber wird sie als die wichtigste betrachtet und hat auch vorzugsweise die Bezeichnung „Académie Française" erhalten; sie ist die Akademie für Sprache und Literatur, und für diese in Deutschland ein Aequivalent zu schaffen, ist schon mehrfach von bedeutenden Geistern in Anregung gebracht worden. Ein Blick auf die Geschichte dieser Akademie wird uns über die Vorzüge einer solchen Institution, aber auch über ihre Schattenseiten am besten unterrichten; wir folgen dabei den Mitteilungen, die Paul Mesnard in seiner „Histoire de l'Académie Française" (Paris 1857) und Tyrtée Tastet in seiner „Histoire des quatre fauteuils de l'Académie Française" (4 Bände, Paris 1858) gemacht haben.

Es war eine kleine Privatgesellschaft, aus der die französische Akademie hervorging. Damals gab es manche literarische Vereinigungen. Ronsard hatte seine Plejade; im Palais der Marquise von Rambouillet fand sich der Adel des Geistes und der Adel der Geburt zusammen. Um 1629 hatte sich im Hause eines Herrn Conocrot eine Gruppe strebsamer Geister im Dienste literarischer Interessen vereinigt. Richelieu, der gewaltige Staatsmann, im Nebenamt auch ein literarischer Dilettant, hatte davon Kenntnis erhalten, er wünschte das Patronat der kleinen Gesellschaft zu übernehmen; auch bei den Bestrebungen der Literatur sollten die Staatsgewalt und ihr glänzendster Vertreter nicht müßig beiseitestehen; er wollte, daß die Literatur aus den Geheimwinkeln ins volle Licht der Oeffentlichkeit trete. Nur widerwillig folgten die Gelehrten des kleinen Kreises, als Richelieu ihn zur Grundlage einer Akademie machen wollte, die am 19. Januar 1635 durch ein Patent des Königs begründet wurde. Die Akademie wählte ihre Mitglieder und entwarf ihre Statuten, die der Minister billigte; ihm selbst war nur das Zugeständnis gemacht, daß man seinen Namen in Ehren halten wolle. Gleichwohl waren die Spötter bei der Hand, die meinten, die Akademie gleiche dem Käfig des Vogelstellers, in dem alle Vögel nur seinen Namen zwitschern lernten, und das Parlament wollte sich lange Zeit nicht dazu verstehen, das königliche Patent zu bestätigen. Ihm erschien die Sache zu geringfügig, um sich damit zu beschäftigen, und eines seiner Mitglieder erinnerte an den römischen Kaiser, der den Senat einberufen hatte, um zu entscheiden, mit welcher Sauce er seinen Seefisch essen solle. Zu den grundsätzlichen Bestimmungen der Akademie gehörte die Gleichheit aller Mitglieder. Dies war ein revolutionäres Prinzip gegenüber den bestehenden gesellschaftlichen Unterschieden; die armen Poeten waren den Herzögen und Bischöfen gleichgestellt. In einer Komödie aus jener Zeit wurde das verspottet. „Levez-vous, Colletet," war das Stichwort dieses Spottes; dort sagte der Bischof von Grasse zu dem armen Poeten, der vor ihm auf den Knien lag: „Hier sind wir alle gleich, nur Söhne des Apollo." Im übrigen wurden die Akademiker nicht besoldet, wenn auch Richelieu einzelnen große Pensionen zuwendete. Bald aber sollte die Akademie, trotz der ihr zugesicherten freien Bewegung, unter dem Schenkeldruck des Gewaltigen in die Zügel knirschen. Es handelte sich um den „Cid" des Corneille, ein Drama, das dem Dichter großen Ruhm verschafft und den Beifall der Nation

gefunden hatte. Dieser Ruhm Corneilles war dem Premierminister unbequem, vielleicht wie jeder Ruhm neben dem seinigen, vielleicht wegen der Konkurrenz dilettantischer Versuche in den Mußestunden mit den Schöpfungen eines anerkannten Dichters. Ein Gegner Corneilles, Scudéry, hatte die Akademie mehrfach aufgefordert, als Schiedsrichter zwischen ihnen zu entscheiden. Auch Richelieu verlangte jetzt diese Entscheidung, in der Hoffnung, daß sie zu ungunsten des Dramas ausfallen werde. Lange sträubte sich die Akademie. Sie hatte für sich einen Paragraphen ihrer Statuten, demzufolge sie nur über die Werke ihrer Mitglieder zu Gericht sitzen solle oder über die Werke solcher Autoren, die es ausdrücklich wünschten. Corneille hatte diesen Wunsch nicht geäußert; doch es gelang, ihn gefügig zu machen, so daß er eine etwas gewundene Erklärung abgab, die eine solche Auslegung zuließ. So bequemte sich die Akademie zu einer Prüfung und zu einer Kritik des Werkes, die aber nicht mit der Promptheit einer heutigen Nachtkritik erschien, sondern erst nach fünf Monaten. Diese „sentiments sur le Cid" waren aber keine kritische Vernichtung des Trauerspiels, wie es Richelieu erwartet hatte. Sie waren im ganzen eine eingehende und würdige Kritik; die strenge Wahrung der aristotelischen drei Einheiten, deren Verletzung sie dem Dichter vorwarf, lag im Zeitgeschmack, hat aber der Akademie in späteren Zeiten die Anklage nicht erspart, daß sie eine abgelebte und fossile Aesthetik begünstige.

Nach dem Tode Richelieus war anfangs der Kanzler Seguier der Protektor der Akademie; bald aber trat an seine Stelle ein Machthaber, dem gegenüber selbst Richelieu in den Schatten trat, der Sonnenkönig selbst (1674); er pflegte die Wissenschaften und Künste, weil sie zum Ruhm seines Zeitalters und seiner Regierung beitrugen; die Beredsamkeit und Dichtkunst waren auch außerdem die Organe dieses Ruhms, den sie mit Pfingstzungen verkündeten. Aus diesem Grunde wurde auch jetzt die Akademie den Körperschaften eingereiht, die das Recht hatten, bei feierlichen Gelegenheiten den König mit einer Anrede zu begrüßen. Das Protektorat des mächtigen Herrschers wurde aber für die Akademie verhängnisvoll; es war eine ihrer ruhmlosesten Zeiten, in denen sie dem servilsten Byzantinismus huldigte. Racine sah die einzige Aufgabe der Akademie darin, die Großtaten ihres erhabenen Protektors unsterblich zu machen. In welchen schönen Versen feierten die Akademiker das beglückende Ereignis, daß der König nach der Operation einer Fistel wieder ganz genesen war! Die Hyperbeln der Schmeichelei wurden geradezu lächerlich; man stiftete einen Preis à perpetuité für dichterische Arbeiten, deren Inhalt immer das Lob des großen Königs sein sollte. Tastet führt eine lange Reihe von der Akademie mit dem Preise gekrönter Gedichte an, die des Königs Ruhm in allen Tonarten singen; da erfahren wir, daß die entferntesten Völker ihm ihre Huldigungen darbringen und daß er durch die Liebe seiner Völker furchtbarer wird als durch die Siege seiner Waffen. Ein trauriges Bild, diese von der Akademie dressierte Eloquenz, die vor dem großen Könige auf den Knien liegt! Der allmächtige Monarch aber behauptete der Akademie gegenüber eine anerkennenswerte Reserve;

er mischte sich selten in die Wahlen, er sprach selbst seine Freude darüber aus, daß die Abstimmungen frei blieben und weder durch Kabalen noch Empfehlungen sich beeinflussen ließen, und erklärte sich gegen die Ehrenmitglieder; die Prinzen und der hohe Adel hätten durch derartige Ernennungen ein Ziel des Ehrgeizes erreicht und sich in die Akademie eindrängen können. Das Prinzip der Gleichheit aller Mitglieder hielt der König aufrecht durch Verleihung der vierzig Fauteuils, die bis zum heutigen Tag die Thronsessel der vierzig Unsterblichen geblieben sind. Als der Kardinal d'Estrées, kränklich und altersschwach, auf den bescheidenen Sitzen der Akademie nicht Platz nehmen wollte und auch andre Kardinäle es mit ihrer vornehmen Kirchenwürde nicht in Einklang zu bringen wußten, so bescheidene Sitzplätze einzunehmen, und sich deshalb von der Akademie fernhielten, da schickte der König 1713 die vierzig Lehnstühle in die Akademie; sie bedeuteten gleiches Recht für alle Mitglieder!

Nach dem Tode des großen Königs im achtzehnten Jahrhundert war für die Akademie eine freiere Epoche angebrochen, in der sie nicht der Staatsgewalt so sklavisch die Schleppe trug; aber eine andre Gefahr drohte ihr aus dem Kampfe der Geister, der in dem philosophischen Säkulum aufs heftigste entbrannt war. Die Freigeister aus der Schule der Enzyklopädie und die Anhänger des Kirchentums, das selbst durch einige Kirchenfürsten vertreten war, traten sich feindlich gegenüber, und diesen Riß konnte das gemeinsame Streben nach veredelter Geschmacksbildung und tonangebender Sprachbeherrschung nicht verdecken. In dieser Epoche zählte die Akademie große Namen wie d'Alembert und Voltaire, aber die inneren Zerwürfnisse nahmen kein Ende trotz aller Zugeständnisse und Kompromisse, durch die allein der Zusammenhalt der Akademie ermöglicht werden konnte. Die Partei der Philosophen fand ihre hauptsächlichste Stütze in d'Alembert, dem sich zwar feindliche Einflüsse entgegenstellten, der aber mit seinem europäischen Ruf über sie triumphierte. Mitglied der angesehensten ausländischen Akademien, ein Gelehrter, den Friedrich der Große und Katharina von Rußland auszeichneten und an ihren Hof fesseln wollten, brauchte er sich vor den kleinlichen Intrigen nicht zu fürchten, mit denen die französischen Gegner der Philosophie ihm den Weg versperren wollten. Hierzu kam, daß er ein wahrhaft vornehmer Gelehrter war, von ruhiger Klarheit, ohne alles herausfordernde Wesen, und so wurde der Schriftsteller, der durch seine glänzende Einleitung zur Enzyklopädie die Führung der philosophischen Geister übernommen hatte, nicht nur Mitglied der Akademie, sondern bald darauf auch ihr Sekretär à perpetuité, die einflußreichste Stellung, welche die Akademie zu vergeben hatte. Doch gelang es ihm nicht, einem der geistvollsten Mitarbeiter der Enzyklopädie, einem der erfolgreichsten Schriftsteller des damaligen Frankreich, Diderot, zu einem Fauteuil in der Akademie zu verhelfen, so sehr er in Gemeinschaft mit Voltaire sich darum bemühte. Voltaire selbst, als der größte Schriftsteller und Dichter Frankreichs damals von der ganzen gebildeten Welt anerkannt, fand die Pforten der Akademie zweimal, als er anklopfte, verschlossen, zuerst 1732, wo er mit dem für Frankreich damals unanfechtbaren Ruhmes-

blatte ſeines „Oedipe", „Brutus", der „Henriade", der „Geſchichte Karls XII." erſchien, dann wieder 1743, als der Fauteuil des Kardinals Fleury freigeworden war; mit ſeiner „Zaïre", „Alzire" und „Mérope" hatte er inzwiſchen ſeinen Ruhm vermehrt. Und wie große Mühe gab er ſich, eins der „unnützen Mitglieder der Akademie" zu werden, wie er früher ſich einmal ſpottend geäußert! Es war ihm peinlich, von einer Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein, die für den höchſten Areopag der franzöſiſchen Geiſtesbildung galt; außerdem wollte er ſich, wie er ſelbſt erklärte, in der Akademie einen Schutzwall ſchaffen gegen die Verfolgungen, denen jeder freie Denker und Schriftſteller in Frankreich ausgeſetzt iſt. Um ſein Ziel zu erreichen, wandte er ſich an die Verfolger ſelbſt; er ſchrieb an ſeine klerikalen Gegner, den Biſchof von Mirepoix, den Erzbiſchof von Sens, Briefe, in denen er alle ſeine Ketzereien verleugnete und ſich als getreuen Sohn der Kirche hinſtellte — konnten dieſe Herren vergeſſen, daß ſein Drama „Mahomet" wegen des Skandals, den die Aufführung erregte, von der Bühne zurückgezogen werden mußte, daß ſeine „Philoſophiſchen Briefe" von der Hand des Henkers verbrannt worden waren? Und ſo wandte er ſich auch an die Geliebten des fünfzehnten Ludwig, an die Herzogin von Châteauroux, ſpäter an die Marquiſe von Pompadour, um Fürſprecherinnen bei dem Schutzherrn der Akademie zu finden. Dieſe Damen, beſonders die Pompadour, waren ihm wohlgewogen, und Ludwig XV., obſchon er in Voltaire nur einen gottloſen Philoſophen und ehrgeizigen Schmeichler ſah, zeigte wenigſtens keine offene Gegnerſchaft und ſchien geneigt, ſich die Wahl Voltaires gefallen zu laſſen. Doch zweimal ſiegten die Klerikalen, und erſt bei ſeiner dritten Bewerbung, 1746, nachdem er dem Jeſuitenpater de la Tour, dem Prinzipal des Kollegiums Louis le Grand, einen langen demütigen Brief geſchrieben, in dem er ſeine ganzen antikirchlichen Tendenzen in Abrede ſtellte, wurde er einſtimmig zum Mitglied der Akademie erwählt. Er hatte ſich darauf berufen können, daß er ſich der Gunſt des Königs erfreue, der ihn inzwiſchen zum Hiſtoriographen von Frankreich und zum Kammerherrn ernannt hatte. Dabei hatte jedenfalls ſeine alte Bekannte, die Pompadour, mit der er ſchon vor ihrer Rangerhöhung zur Geliebten des Königs verkehrte, die Hand mit im Spiele. Friedrich II. in Sansſouci machte indes ſeine Spottverſe auf den Biſchof von Mirepoix und auf Voltaires Demütigung vor den „Midas crossés-mitrés". Und der zu Kreuze kriechende Poet hatte ſeine Freude an dieſem Spott. Durch ſeinen Eintritt in die Akademie gewann die Partei der Philoſophen das geiſtige Uebergewicht. Als Lefranc de Pompignan 1759 in ſeiner Antrittsrede ihnen den Fehdehandſchuh hinſchleuderte, von gewagten Meinungen, gottloſen Syſtemen, ſkandalöſen Schmähſchriften, frivolen Gedichten ſprach, da hörte man ihn zwar ſchweigend an, doch von Ferney aus trafen ihn tödliche Giftpfeile, von allen Seiten wurde er verſpottet, und ſelbſt der Dauphin ſagte eines Tages: „Et l'ami Pompignan pense être quelque chose!" Doch der Gegenſchlag blieb nicht aus; die Zeiten waren bedrohlich geworden; die Akademie war ein Gärbottich der Ideen, welche die Nation bewegten. Die Machthaber beſchränkten, ſoviel es

anging, die Freiheit der Akademiker; ein Erlaß des Königs vom 6. April 1772 empfahl der Akademie die größte Vorsicht bei den Wahlen, die strengste Beachtung der Sitten und Meinungen der Akademiker, damit der König nicht in die unangenehme Lage komme, diejenigen abzulehnen, welche die Akademie ihm in Vorschlag brachte. Der Herzog von Richelieu trat an die Spitze einer Partei, die den Thron selbst gegen den Andrang der Neuerer, gegen die Keckheiten der Philosophen zu schützen suchte. Daß diese Partei mächtig, wenn auch nicht siegreich geworden war, zeigte sich bei den letzten Erlebnissen Voltaires in Paris. Als Ludwig XVI. den Thron bestiegen, hörten die Bedrückungen seitens der Regierung auf; es wurde nicht mehr der Nachweis einer guten Gesinnung verlangt; aber in der Akademie selbst machte sich ein royalistischer Parteifanatismus geltend, der durch die königlichen Prinzen genährt wurde; der Graf von Provence machte kein Hehl daraus, daß er die Akademie vom Erdboden vertilgt zu sehen wünsche. Voltaire lebte im Exil in Ferney; doch sein Namen gereichte der Akademie zum Schutz; es wäre ein Akt des Vandalismus gewesen, eine Korporation, der er angehörte, beseitigen zu wollen. An Achtung und Aufmerksamkeit ließ er es der Akademie gegenüber nicht fehlen; er widmete ihr seinen Kommentar über Corneille; in seinem Kampf gegen Shakespeare unterwarf er sich ihrem Urteil; er suchte um ihre Zustimmung nach für die letzten Früchte seiner tragischen Muse. Die Akademie ihrerseits war nicht undankbar; wie oft ertönte sein Lob in den Festreden des Louvre! Im Februar 1778 war er nach Paris gekommen, dem er viele Jahre ferngeblieben war; er wollte noch eine Vorstellung der Comédie Française sehen, noch einer Sitzung der Akademie beiwohnen vor seinem Tode. Im Theater erlebte er bei Aufführung seiner „Irene" so glänzende Triumphe, daß seine Gesundheit diesen stürmischen Huldigungen gegenüber keinen Stand halten konnte. Die Akademie begrüßte ihn durch eine feierliche Deputation unter Führung des Marschalls de Beauvau und sandte ihm eine zweite Deputation, als er erkrankt war, mit Wünschen für seine Genesung. Als er in der Akademie selbst erschien, gingen ihm die Mitglieder entgegen, führten ihn zu seinem Fauteuil, über dem sein Porträt sich befand, und ernannten ihn durch Akklamation zum Direktor, während sonst das Los darüber entschied, wer diese Stelle bekleiden sollte. Bei allen diesen Huldigungen war indes die Akademie keineswegs vollzählig; es fehlten fast alle Geistlichen; nicht vierzig, sondern nur zweiundzwanzig Mitglieder waren anwesend. Und auch bei den Huldigungen nach seinem bald darauf erfolgten Tode, als d'Alembert bei einer Lobrede auf Crébillon in rührender Weise, auf Houdons Bild zeigend, dem großen Toten ein wehmütiges Gedenken widmete, auch später, als der Shakespeare-Bearbeiter Ducis dem Shakespeare-Feind Voltaire eine enthusiastische Lobrede hielt, blieben die Bischöfe und Abbés der Versammlung fern. Es war alter Brauch, daß in der Kirche der Cordeliers jedem verstorbenen Akademiker eine Totenfeier gehalten wurde. Voltaire verweigerten die Cordeliers diese kirchliche Ehrung, einer Weisung des Erzbischofs von Paris gehorchend. Die Akademie beschloß, daß, solange die Kirche eine

Feier Voltaires ausſchloß, auch für keinen andern Akademiker eine kirchliche Feier veranſtaltet werden dürfe. Der Erzbiſchof von Aix ſuchte zu vermitteln; er ſchlug vor, daß à perpetuité eine ſolche Feier jährlich für alle verſtorbenen Akademiker ſtattfinden ſolle. Doch der König gab nicht ſeine Zuſtimmung zu dieſer Neuerung, er war dem Philoſophen nicht hold, während Marie Antoinette gern die Bekanntſchaft des berühmten Mannes gemacht hätte; Ludwig XVI. weigerte ſich indes, ihn zu empfangen. So war die Akademie in zwei feindliche Lager geſpalten. Doch nicht der innere Zwieſpalt, nicht die Gleichgültigkeit des königlichen Protektors und der Haß der königlichen Prinzen ſollte ihren Untergang herbeiführen, ſondern aus einer andern Gegend der Windroſe brach der Sturm los, der ſie vernichtete: es war die revolutionäre Bewegung, die in ihr nur ein geiſtiges Spielzeug des ancien régime ſah, das in die Rumpelkammer gehöre. Bald begannen in der Preſſe die Angriffe auf die Akademie, und einer der geiſtvollſten Akademiker ſelbſt, Chamfort, ein glänzender Feuilletoniſt und erfolgreicher Luſtſpieldichter, arbeitete ein gegen die Akademien gerichtetes Memoire aus, das ſein Freund Mirabeau einer fulminanten Rede in der Konſtituante zugrunde legen wollte. Doch Mirabeau ſtarb vorher; Chamfort veröffentlichte ſeine Anklage der Akademien, die er ein Werkzeug nannte, das die Könige zur Knechtung der Völker benutzten, einen Tummelplatz der kleinlichſten Intereſſen und Rivalitäten zwiſchen den „lettrés, titrés, mitrés“. Chamfort war ebenſo charakterlos wie geiſtreich, ebenſo gehäſſig und ſchwarzſeheriſch wie ſchlagend und blendend, undankbar gegen die Akademie, die ihn früher öfters mit Preiſen gekrönt und deren Mitglied er ſeit zehn Jahren war. Wenn er indes verlangte, man ſolle die Akademie zu ihrer eignen Ehre nicht eines natürlichen Todes ſterben laſſen, ſo erfüllte nicht lange darauf die Schreckensherrſchaft dieſen Wunſch. Im Auguſt 1793 erklärte der Nationalkonvent alle Akademien für aufgehoben. Eine Kommiſſion legte die Siegel an den Sitzungsſaal im Louvre, der ſchon vorher ſeines Schmuckes, ſeiner Porträts, Büſten und Medaillen beraubt worden war. Mit Mühe hatte der letzte Direktor, Morillet, die Archive gerettet. Doch ſchon vor dem entſcheidenden Todesſtoß lag die Akademie im Sterben; ein Teil ihrer Mitglieder befand ſich unter den Emigranten im Ausland; andre hatten Paris verlaſſen und verbargen ſich in irgendeinem Verſteck in Frankreich. Noch im Laufe des Jahres 1793 wurden Bailly, Malesherbes, Nicolai hingerichtet. Condorcet vergiftete ſich, ſelbſt Chamfort hatte einen Selbſtmordverſuch gemacht; Frankreich war, wie Frau von Staël ſagt, décimée de sa gloire. Doch derſelbe Konvent, der die Akademie dezimiert und vernichtet, ſollte noch kurz vorher, ehe er ſelbſt von der Weltbühne zurücktrat, ſie in andrer Geſtalt wieder ins Leben rufen. Durch Dekret vom 25. Oktober 1795 wurde das Inſtitut de France geſchaffen, das eine Akademie umfaßte, deſſen erſte Klaſſe aber den exakten Wiſſenſchaften eingeräumt war. Die disiecta membra der alten Akademie waren in der zweiten und dritten Klaſſe untergebracht, dort mit der Philoſophie und den Staatswiſſenſchaften zuſammen, hier mit den beaux-arts, den ſchönen Künſten. Die geiſtige Bedeutung war gelähmt

durch diese Zweiteilung; Philosophie und Dichtung, in deren Vereinigung früher die tonangebende Macht der Akademie lag, waren getrennt, und die letztere kam mehr nach ihrer formalen Seite in Sprache und Grammatik zur Geltung; doch dem Zeitgeist entsprach die Betonung des Exakten und Positiven, das bald darauf der Weltherrschaft der Napoleonischen Epoche zugrunde lag.

General Bonaparte rechnete es sich zur Ehre an, Mitglied des Instituts zu sein. Lucian Bonaparte, Minister unter dem Konsulat seines Bruders, trug sich mit dem Gedanken einer Reorganisation der Akademie und besprach ihn 1800 mit mehreren Mitgliedern. Sie richteten auf den Wunsch des Ministers an ihn eine Petition, in der sie die Wiederherstellung der alten Privilegien der Akademie verlangten: das Recht, sich selbst Gesetze zu geben, durch freie Wahl sich zu ergänzen, eine Wahl, die keiner Bestätigung bedürfe. Doch Bonaparte, der von Aegypten aus seine Berichte an das Direktorium stets mit der Formel begann: „Bonaparte, Mitglied des Institut national, General en chef", der sich vor seiner Abreise nach Italien vor der Schlacht bei Marengo stets im einfachen grauen Frack neben die andern Mitglieder des Instituts gesetzt hatte, fand nach seiner Rückkehr als sieggekrönter Feldherr, daß er zu viele chers confrères habe, und ließ sich lieber von ihnen huldigen wie Ludwig XIV. von seinen Unsterblichen. Die Vorschläge seines Bruders Lucian wies er zunächst zurück; aber als erster Konsul auf Lebenszeit begründete er ein neues Institut durch das Dekret vom 23. Januar 1803. Die alte Académie Française war auch damit nicht ins Leben gerufen; aber sie bildete doch jetzt eine einzige Klasse, die zweite, und die zwiespältige Verteilung ihrer Rechte, Pflichten und Mitglieder in zwei Klassen war aufgehoben. Das Institut hatte jetzt vier Klassen statt der früheren drei: die erste war diejenige der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, die zweite die der französischen Sprache und Literatur, die dritte die der alten Geschichte und Literatur, die vierte die der schönen Künste. Ganz verschwunden war die Klasse der sciences morales et politiques. Auch war sie nicht, wie früher, der zweiten, der eigentlichen Académie Française, zugewiesen, sondern diese sollte sich ausschließlich auf das sprachliche, das formelle Gebiet beschränken, und nur in der dritten Klasse sollten die Moral und Politik zu Worte kommen, doch ausschließlich in ihren Beziehungen zur Geschichte. Der erste Konsul legte dem Institut ein Papagenoschloß vor; die Herren sollten ihm in seine Herrscherpläne nicht mit hineinsprechen; das Institut de France durfte kein Brutnest der Opposition werden. Noch blieb Napoleon Mitglied des Instituts, und zwar der ersten Klasse; aber sein Name stand nicht in Reih und Glied mit den andern confrères, sondern über ihnen, wie es dem Herrscher gebührte. Auch sonst machte sich die Hand eines Herrn und Gebieters fühlbar. Die Mitglieder der Akademie wurden alle von ihm ernannt; für spätere Zeiten sollten die Ergänzungswahlen indes aus der Mitte der einzelnen Klassen hervorgehen und nicht, wie bisher seit 1795, dem ganzen Institut die letzte entscheidende Wahl zustehen. Napoleon, der Konsul und dann der Kaiser, war der Protektor des Instituts, und es wiederholten sich leider die Auswüchse des

Byzantinismus, an denen es unter dem Sonnenkönig gelitten hatte. Die confrères schwangen das Weihrauchfaß zu Füßen des Imperators mit gleicher Beeiferung. Als 1815 die Bourbons wieder auf den französischen Thron gelangt waren, da zeigten sich die Emigrantenkönige Ludwig XVIII. und Karl X. der Akademie, die ja zu den Kronjuwelen des ancien régime gehörte, wohlgeneigt; ja Ludwig XVIII., als Graf von Provence einst ein Gegner der Akademie, in der er nur einen Herd revolutionärer Gärung erblickt hatte, stellte durch seine Ordonnanz vom 21. März 1816 sie mit ihrem alten Namen und alten Glanze wieder her. Napoleon hatte sie in die zweite Klasse gestellt; Ludwig XVIII. rückte sie in die erste, nicht bloß nach dem Rechte der Anciennität, sondern auch nach ihrer inneren Bedeutung, indem die großen Schriftsteller und Dichter doch die geistigen Führer der Nation sind und bleiben. Freilich, was an das zertrümmerte Napoleonische Regiment erinnerte, mußte ausscheiden; keine Wiedergeburt der Akademie ging von statten ohne ein Attentat auf ihre Privilegien. Der König ernannte neue Mitglieder, und die früheren, die sich als Anhänger Napoleons verdächtig gemacht, darunter Cambacères, Sieyès, Lucian Bonaparte, wurden ausgeschlossen.

Seit jener Zeit ist die Académie Française von den politischen Umwälzungen nur wenig berührt worden; sie hat ihre bevorzugte Stellung unter dem Bürgerkönigtum, dem Second Empire und der Republik behauptet ohne Kriecherei vor den Staatsgewalten und ohne von ihnen beunruhigt zu werden. Ihre Hauptaufgabe blieb die Pflege der Sprache und Literatur; wie die Accademia della Crusca in Italien hatte sie die Herausgabe eines Wörterbuchs von Hause aus in Angriff genommen. Im Jahr 1694 erschien zuerst der „Dictionnaire de l'Académie Française". An diesem Hauptwerke hat die Akademie zu allen Zeiten fortgearbeitet. Als der schwerkranke Voltaire zum letzten Male nach Paris kam und ihren Sitzungen beiwohnte, da ergriff er eine neue Initiative für die fortschreitende Umgestaltung des Diktionärs; die einzelnen Buchstaben sollten an die Akademiker verteilt werden; er selbst nahm den Buchstaben A für sich in Anspruch. Außerdem gehörte alles, was den Stil der Beredsamkeit und der Dichtung betrifft, in den Bereich der Akademie. Die Verteilung von siebzehn literarischen Preisen lag in ihrer Hand, und in der Stellung der Preisaufgaben konnte sie die wichtigsten Fragen des gesellschaftlichen und politischen Lebens in den Kreis ihrer Prüfung und Beurteilung ziehen, so daß die von der Staatsklugheit eines Bonaparte ausgeschlossenen Sciences morales et politiques immer wieder eingeschmuggelt werden konnten. Jedes neu aufgenommene Mitglied mußte das Lob seines Vorgängers im Fauteuil der Akademie aussprechen — in diesen Oraisons funèbres konnte der reichste politische und philosophische Inhalt durchsickern, wie das besonders im achtzehnten Jahrhundert der Fall war. Die Zahl vierzig wurde zu allen Zeiten streng aufrechtgehalten; es gab vierzig Unsterbliche, wie man die Herren nannte, die in ihren palmengeschmückten Uniformen in den Sesseln der Akademie saßen. Freilich, es gab zu allen Zeiten viele Nullen darunter, und wenn ein deutscher Dichter ausruft:

„Allzu sterblich sind die Sterblichen!", so konnte man hinzufügen, daß noch sterblicher eine große Zahl jener Unsterblichen war. Und noch schlimmer ist es, daß die Pforten jener Unsterblichkeit geistigen Größen verschlossen blieben, die Träger des nationalen Ruhms der Franzosen waren, einem Descartes, Molière, Rousseau, Larochefoucauld, Beaumarchais, neuerdings einem Alexandre Dumas, Béranger, Balzac; in der Tat ein glänzender Salon des réfusés, dessen Register uns Arsène Houssaye in einer Schrift mit dem pikanten Titel „Le 41e fauteuil de l'Académie Française" (Paris 1855) mitteilt. Doch ebensowenig fehlt es an großen Namen unter den Akademikern der letzten hundert Jahre; da fehlen nicht Viktor Hugo, Alfred de Lamartine, Alfred de Musset, auch nicht Lustspieldichter wie Scribe und Sardou, und diejenigen, welche die Akademie für eine überlebte und fossile Einrichtung halten, mag man daran erinnern, welche Mühe sich einer der kühnsten und freiesten Geister Frankreichs in neuerer Zeit, Emile Zola, gegeben hat, ein Mitglied der Akademie zu werden. Sie ist in Frankreich zu einer Einrichtung geworden, welche die Nation nicht entbehren möchte; sie ist nicht allein ein Tummelplatz der Sprachgelehrsamkeit, sie ist eine Chronik des literarischen Ruhms und eine Schule der Beredsamkeit.

*

Wir haben hier in allgemeinen Umrissen, mit Hervorhebung einzelner für die Charakteristik des Instituts wichtiger Momente eine Geschichte der Académie Française gegeben. Unsre deutschen Akademien decken die übrigen Klassen des Institut de France, aber eine Académie Française, in Frankreich die wichtigste, die in zäher Lebenskraft alle politischen Umwälzungen überdauert hat, eine Akademie für Sprache und Literatur fehlt uns gänzlich. Im Stiftungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 11. Juli 1700 heißt es allerdings: „Solchem nach soll bei dieser Sozietät unter anderm nützlichen Studium was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer verständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereiche, absonderlich mit besorget werden." Leibniz, der ja den Plan der Akademie entworfen, war jedenfalls durch die italienische Accademia della Crusca und die Académie Française dazu angeregt worden und er konnte die Hauptzwecke der ihm vorschwebenden Musteranstalten doch nicht außer Augen lassen. König Friedrich Wilhelm I. schlug der Akademie die Bearbeitung eines Wörterbuchs der deutschen Sprache nach Art des „Dictionnaire de l'Académie" vor, und als der Große Friedrich die Akademie 1744 neu organisierte, wurde der vierten, der philosophischen Klasse, die deutsche Sprache als besonders zu pflegender Gegenstand empfohlen. Daß die Akademie dies nicht beachtete, lag, wie Jakob Grimm auseinandersetzt, an zwei Gründen: der Akademie wurde für ihre Abhandlungen die französische Sprache aufgedrungen, und da konnte die Pflege der Muttersprache nicht als eine angemessene akademische Aufgabe erscheinen; dann aber sei der Aufschwung der exakten Wissenschaften hinderlich gewesen, denen die nationale Farbe allmählich entwichen sei und die auch noch heutzutage geringen oder gar keinen Anteil am

Gedeihen oder Wachstum unsrer Sprache nehmen. Die Lücke, welche die Berliner Akademie offen ließ, wurde auch durch die andern deutschen Akademien nicht ausgefüllt, aber peinlich empfunden wurde sie stets, und als das Deutsche Reich sich zu einer mächtigen nationalen Einheit zusammengeschlossen, da schien auch der Augenblick für die Gründung einer in Deutschland noch fehlenden Akademie gekommen. Das sprach Dubois-Reymond aus in seiner Rede über eine Kaiserliche Akademie der deutschen Sprache, die er am 26. März 1874 in der Akademie der Wissenschaften hielt.[1]) Der Redner gibt zu, daß die Akademien jetzt nicht mehr Gelegenheit finden, in der Art wirksam zu sein, wie bei ihrer Stiftung erwartet wurde. Zur Zeit des Entstehens der Akademie geschah der Fortschritt der Erkenntnis größtenteils in ihrem Schoße und durch sie; „heute rauschen neben den alten künstlich gebohrten Brunnen tausend lebendige Quellen, und die Wüste ist zum Garten geworden." Viele halten Akademien auf der heutigen Kulturstufe für entbehrlich; doch in mancher Hinsicht sei ihre Bedeutung erhöht. Sie halte, wie Jakob Grimm sagt, die hohe See der Wissenschaft; die Akademie sei ihre staatliche Verkörperung; ihr Dasein lege Zeugnis ab von dem Anteil, den der Staat an Erhaltung und Förderung des Höchsten im Menschen, des Kultus der Idee um der Idee willen, nehme. Was aber eine Akademie der Sprache betrifft, wie sie dem Redner vorschwebte, so geht er besonders davon aus, daß den Deutschen als Volk für Empfindung und Erzeugung der schönen Form im weitesten Sinne hervorragende Begabung nicht zuzuschreiben, daß sie, wie schon Jakob Grimm hervorgehoben, in der Pflege der Sprache hinter den Völkern romanischer Zunge, den Italienern, Spaniern, Franzosen zurückgeblieben seien; namentlich hätten die französischen Gelehrten große Sorgfalt auf die Form ihrer Werke verwendet; die Vergötterung der schönen Rede gehe bei den Franzosen oft zu weit. In Deutschland sei das Gegenteil der Fall; jeder Deutsche spreche eigentlich, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und wie wenig einheitlich habe sich die deutsche Rechtschreibung gestaltet! Dubois-Reymond entschließt sich zu dem schweren Bekenntnis, daß unser größter Dichter auf den deutschen Stil lange keinen guten Einfluß gehabt. „Goethe besaß alles, was der Himmel seinen Lieblingen geschenkt, und was den Zauber der Darstellung ausmacht; aber ihm fehlten oft, was gesunder Geschmack so wenig entbehren mag, wie neben Leckerbissen das Brot, und was nur zähe Arbeit verschafft: Reinheit und Richtigkeit der Sprache, straffe Verkettung der Gedanken, knappe Gedrungenheit.". Darüber mögen die Goethe-Gelehrten mit Dubois-Reymond rechten; was er sonst anführt als Ursachen sprachlicher Verwilderung, den deutschen Kosmopolitismus, die Beschäftigung mit der spekulativen Philosophie, ihrer oft orakelhaften Dunkelheit und irreleitenden Kunstsprache: das hat alles seinen guten Grund. So will er den auf die Pflege der deutschen Sprache gerichteten Bestrebungen einen Vereinigungspunkt schaffen: „Eine über Deutschland verbreitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Ака-

[1]) Reden von Dubois-Reymond. Erste Folge, S. 140—177 (Leipzig 1886).

demie der deutschen Sprache, die eine bestimmte Zahl von Schriftstellern und Sprachkennern in sich vereinigte und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hätte, wäre eine an das Reich sich anlehnende Schöpfung, durch welche dieses, der verkörperte Wille der Nation, laut ausspräche, daß die Pflege der deutschen Sprache ihm am Herzen liegt." Das deutsche Volk würde neben der ergründenden, bestimmenden, gestaltenden Tätigkeit der Akademie fort und fort an der Sprache lebendig schaffen, wie das übrigens die Franzosen, trotz der Académie Française, getan haben und täglich tun. „Im übrigen ist unsre Literatur kein Kind mehr; sie läßt sich nicht mehr mit willkürlichen Regeln gängeln, durch falschen Geschmack mißleiten, durch gespreiztes Wesen einschüchtern. Heute noch der deutschen Prosa charakterlose Eintönigkeit, der deutschen Dichtung prosodische Schnürstiefel, der deutschen Aesthetik Scheuklappen aufzwängen hieße Geschehenes ungeschehen machen." So eingehend sich Dubois-Reymond über die Aufgabe der Akademie, die Sprache fortzubilden und zu kodifizieren, ausspricht, so flüchtig berührt er alles andre, was der französischen Akademie Bedeutung und Geltung verschafft hat; er sagt: „Die äußere Anerkennung literarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde unfehlbar nützlichen Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken." Die ganze geistvolle Rede hielt sich zu streng an eine Akademie für die deutsche Sprache und erschöpfte nicht ihren Einfluß auf die Entwicklung unsrer Literatur.

*

Wie der namhafte Naturforscher und Physiologe, der Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Berlin, so hatte auch ein deutscher Fürst den Plan einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur ins Auge gefaßt, vielfache Entwürfe dazu gemacht und sich auch bei Vertretern der Schriftstellerwelt Rats erholt. Dieser Fürst war der Großherzog Karl Alexander von Weimar, der nicht bloß, um die Traditionen seines Hauses zu pflegen, sich zum Förderer und Schutzherrn der zeitgenössischen Literatur aufwarf, sondern der stets ein intimes Interesse und feines Verständnis für neuere Dichtung zeigte, dem Literatur und Kunst ein wahres Herzensbedürfnis war. Freilich war es ihm nicht gelungen, einen neuen Musenhof in Weimar zu gründen, obschon er Dingelstedt als Intendanten seines Hoftheaters dorthin gezogen und Gutzkow als Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung dort seinen Wohnsitz genommen hatte. Eine Zeitlang war die Rede davon, daß auch Friedrich Hebbel dorthin übersiedeln sollte, und soviel wir wissen, lag es auch in der Absicht des Großherzogs, Paul Heyse an seinen Hof zu ziehen. Viktor von Scheffel war lange Zeit Gast auf der Wartburg, und der große mittelalterliche Roman, der dort zur Zeit des Sängerkriegs spielen sollte, lag ihm lange wie ein Alp auf der Seele; es gelang indes nicht, mit diesen drei Dichtern dauernde Beziehungen zur Musenstadt an der Ilm herzustellen. Die Tagebücher Hebbels und die inzwischen veröffentlichten Korrespondenzen Scheffels mit seinen Freundinnen und Freunden zeigen, wie lebhaft der Anteil des Fürsten an den Bestrebungen dieser

Dichter, wie fruchtbar die von ihm ausgehenden Anregungen waren. Großherzog Karl Alexander hatte nicht das Impulsive wie sein geistreicher Vetter, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der durch seine ganze Persönlichkeit einen bestrickenden Zauber übte und alsbald alle, die ihm näher traten, in seinen Bann zog, ein rastloser Feuerkopf mit leidenschaftlichem Anteil an allem, was Literatur, Theater, Musik betrifft, doch ebenso mit politischen Gedanken und Plänen beschäftigt. Im Vergleich mit dem Koburger Herzog hatte Karl Alexander etwas Kühles und Reserviertes; aber man fühlte bald den warmen Herzschlag heraus für alles, was ihm beifallswürdig erschien, und wenn ihm bei mehr oder weniger festlichen Anlässen die feurige Beredsamkeit des Herzogs Ernst fehlte, so zeigte er im angeregten Gespräch doch einen sinnigen Geist, dem auch das treffende Wort zu Gebote stand. Ich selbst bin oft am Hofe in Weimar, auf der Wartburg und auf Schloß Wilhelmstal sein Gast gewesen und habe im persönlichen Verkehr seine Eigenart begreifen, seine Vorzüge schätzen gelernt. Oft habe ich ihm Gedichte vorgelesen und die Erfahrung gemacht, daß stets sein Beifall an Stellen einsetzte, die mir selbst die gelungensten schienen — und auch andern Dichtern wird es ähnlich ergangen sein. Mochte bei festlichen Gelegenheiten am weimarischen Hofe ein strengerer Ton der Etikette herrschen als in Gotha — die Abende in den Gemächern des Großherzogs, wo der geistsprühende Franz Liszt den Ton angab, dessen Genie wahrlich nicht in spanische Stiefel eingeschnürt war, wo außerdem der liebenswürdige Generalintendant Freiherr von Loën, die Maler Graf Kalckreuth und Graf Harrach und einige andre Herren aus Weimar zugegen waren, zeigten die belebteste und ungenierteste Konversation und hatten jedenfalls mit einem bureau d'esprit mehr Aehnlichkeit als mit einer steifen Hofgesellschaft. Und auch die Großherzogin, eine feingeistige Dame, begeistert für Weimars klassische Ueberlieferungen, mochte mit der ihr eignen Energie auf Wahrung des strengen Hoftons halten, wo der Hof versammelt war; in den Gemächern des Schlosses Wilhelmstal, wo ich bisweilen am Abend mit dem großherzoglichen Paar allein war, konnte die freundlichste Hausfrau, die einem willkommenen Gast den Tee servierte, nicht liebenswürdiger sein.

Wenn den Großherzog von Weimar der Gedanke und Plan einer deutschen Akademie für Sprache und Literatur beschäftigte, so knüpfte er dabei weniger an die Académie Française an als an den deutschen Palmenorden, der ja 1617 an den Ufern der Ilm gegründet worden war, dessen erster Stifter Fürst Ludwig von Anhalt in Gemeinschaft mit weimarischen Prinzen, dessen zweites Oberhaupt 1651 bis 1662 Wilhelm I. von Sachsen-Weimar war. Eine Erneuerung dieses Palmenordens in der Form einer deutschen Akademie schwebte dem Fürsten vor, und sollte nicht auf dem klassischen Boden Weimars, wo unsre großen Dichter gewandelt und noch gegenwärtig die Schillerstiftung ihr Heim, die Goethe- und Shakespearegesellschaft ihren Sitz hat, ein neuer Palmenorden, der an die alten Ueberlieferungen anknüpfte, am besten seine Stätte finden? In der Tat hatte jene Fruchtbringende Gesellschaft vieles mit der italienischen Accademia della Crusca gemein und konnte als eine freie Nachbildung dieser

auf deutscher Erde betrachtet werden; ihr Hauptzweck war, die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter in Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzierlichste und -deutlichste zu erhalten und auszuüben. Wie es die Hauptaufgabe der italienischen Akademie war, die Kleie, crusca, von dem Mehl zu sondern, und wie ihre Mitglieder aus dieser Beschäftigung ihre akademischen oft sehr geschmacklosen Beinamen erhielten, so wurden auch die Mitglieder des Palmenordens mit solchen meistens dem Pflanzenreich entnommenen Beinamen bedacht, wie der Bittersüße, der Nährende, der Steife, der Schmackhafte, der Wohlgeratene u. a. Mitglieder des Ordens sollten nur Männer der höheren Stände oder Gelehrte von Ansehen und Ruf werden können, ein deutscher Fürst sollte das Oberhaupt sein. Wenn der Académie Française schon anfangs der sich heran-drängende hohe Adel ein dilettantisches Gepräge zu geben drohte, so war der Palmenorden von Hause aus eine schöngeistig angeflogene Adelsgemeinschaft, in der die schöpferischen Talente der Zahl nach eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Bis 1668 waren unter 806 Mitgliedern des Palmenordens 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte, darunter kaum hundert eigentliche bürgerliche Gelehrte. An Beweihräucherungen, an Kriecherei und anständiger Bettelei konnte es unter diesen Umständen nicht fehlen; aber das Rittertum hatte auch eine neue Pflicht übernommen, die Pflege und den Schutz der Gelehrsamkeit und der Literatur. Neumark, lange Zeit der Erzschreinhalter und Hauptvertreter des Ordens in Weimar, berichtet zwar von dem Ideal der damaligen Schreiber, großer Herren Gunst zu erreichen, und huldigte selbst diesem Ideal; aber die Dichtung nahm doch nicht bloß Knechtsgestalt an; sie führte auch die Gleichstrebenden zusammen, und an den Ufern der Ilm muß damals, wie aus den Schäfergedichten Neumarks hervorgeht, ein heiteres geselliges Leben geherrscht haben. Auch Frauen durften Mitglieder des Ordens werden, der übrigens keine tonangebende Ausschließlichkeit beanspruchte, denn seine Mitglieder konnten auch andern Genossenschaften angehören, die damals ähnliche Ziele verfolgten. So war Harsdörfer auch Stifter des Nürnberger Pegnitzordens, Zesen der Begründer der Deutschgesinnten Genossenschaft; außer diesen gehörten auch Opitz, Moscherosch, Logau, Rist und Gryphius dem Palmenorden an. Und gering darf man von seiner Wirksamkeit nicht denken, denn in den trostlosen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges bildete der Orden immerhin eine geistige Gemeinschaft, die fest zusammenhielt in den verwirrenden und alles auflösenden Stürmen der Zeit. Ein Dichter wie Opitz wäre in diesen Zeitläufen ohne die Fruchtbringende Gesellschaft nicht zu Ruf und Ansehen gelangt; die Protektion durch den deutschen Adel und die deutschen Fürsten, durch eine große Gemeinschaft gab ihm einen Halt, der damals unentbehrlich war.

Der Großherzog, dessen Lieblingsprojekt damals die Gründung einer modernen, an den alten Palmenorden anknüpfenden Akademie war, legte mir durch Freiherrn von Loën nahe, meine Anschauungen über Zwecke und Einrichtungen einer

solchen in einem Memoire zusammenzustellen; er berief mich nach Weimar, wo ich ihm in Gegenwart des Freiherrn von Loën einen Vortrag hierüber hielt. Der Vortrag fand seine vollkommene Billigung; eine Beratung mit seinen Ministern wurde in Aussicht gestellt, doch fand die Angelegenheit keinen Fortgang und gescheitert ist sie jedenfalls an finanziellen Schwierigkeiten; der Etat des Großherzogtums hätte eine solche Belastung nicht ertragen. Ob aber eine auf Kosten des Deutschen Reichs gegründete Akademie außerhalb der alles verschlingenden Zentrale Berlin an den Ufern der bescheidenen Ilm unter der Protektion eines kunstsinnigen deutschen Fürsten würde entstehen und sich entwickeln können, das ist eine Frage, die damals vielleicht nicht angeregt oder nach eingehenden Erwägungen in ablehnendem Sinne beantwortet worden ist.

*

Einige Jahrzehnte sind seitdem verflossen. Die Frage einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur ist nirgends auf die Tagesordnung gesetzt worden, und doch ist die neueste Entwicklung unsrer Literatur durchaus nicht danach angetan, sie in den Hintergrund zu drängen.

Mehr als der Franzose sträubt sich der Deutsche gegen alles uniformierte Wesen, gegen alle feststehenden Regulative auf geistigem Gebiet. Mit Recht sagt Dubois-Reymond: „Wie nach Boileau jeder Protestant mit der Bibel in der Hand Papst ist, so dünkt sich, aber auch ohne Adelung, Heyse und Grimm, jeder Deutsche eine Akademie.“ Von der Gründung eines solchen Instituts zu sprechen erscheint gefährlich und fordert leicht den Spott heraus, als wolle man der freien Bewegung der Geister Handschellen anlegen; dies gilt für rückständig, reaktionär, modern nicht im geringsten; das heißt die Literatur mit bestaubtem Inventar aus der Rumpelkammer ausmöblieren zu wollen; man erinnert an den chinesischen „Wald der Pinsel“, dem eine solche Gemeinschaft von bezopften Würdenträgern gleichen würde, — und aus der Geschichte der französischen Akademie sucht man alles zusammen, was sie im Laufe der Jahrhunderte gesündigt hat, das pedantische Festhalten an den Regeln des Klassizismus, die knechtischen Schmeicheleien gegenüber den Fürsten und den Großen, die Wahl der sich in den Fauteuils spreizenden Nullen und den Ausschluß großer Geister, die den Ruhm der Nation mehren halfen — gewiß, ein großes Sündenregister; aber ist eine neue Akademie denn von Hause aus zu dem gleichen Sündenfall verurteilt, und hat sich die Académie Française trotz aller ihrer Verfehlungen nicht als ein hochgeachtetes nationales Institut behauptet?

In den letzten Jahrzehnten hat die Anarchie unsrer literarischen Zustände zugenommen, in Wahrheit weiß niemand mehr recht, wer Koch und Kellermeister ist. Es gibt kein tonangebendes kritisches Organ mehr; wenn man die Stimmen der Presse sammeln wollte, so würde man erstaunen über die Menge von Talenten und Genies, die in jedem Preßwinkel entdeckt werden; aber ihre Leuchtkraft reicht nicht weit, und von einem ostelbischen Genie weiß man im Westen der Elbe nichts. Ueberschwengliches Lob wird von guter Gevatterschaft

oder mangelnder Einsicht oft Anfängerarbeiten erteilt, in denen man die Spuren des Talents mit der Lupe suchen muß. Wenn dagegen ein hervorragender Autor aus irgendeinem Grunde den Redaktionen mißliebig ist, so wird er in angesehenen Blättern konsequent totgeschwiegen. Das große Lesepublikum aber hat wieder seine Lieblinge, mag die Kritik sie ignorieren oder verwerfen; sie werden am häuslichen Herd ebenso gefeiert wie die Modernen und Hypermodernen in den Salons der Hauptstädte, während anderwärts wieder die Heimatkunst ihre stillen Blüten treibt und die literarische Atmosphäre mit allerlei würzigen Dialekten durchduftet! Es ist ein wahrer Babelsturmbau; man versteht sich nicht mehr; was die einen Heu nennen, erscheint den andern als herrliches Stroh: es ist ein ästhetischer Sprachenwirrwarr, ein Kauderwelsch, das jedes Verständnis erschwert; unsre Literatur hat den großen Zug der Entwicklung verloren; sie droht sich ganz zu zersplittern und zu zerfasern.

Es ist wünschenswert, daß einer solchen Anarchie wieder eine Autorität gegenübertritt, die am besten in einer geschlossenen Organisation besteht. Auch sie wird ihre Gegner haben, sie wird nicht allgemein anerkannt sein, so wenig sie unfehlbar sein wird; aber sie wird einen starken Halt gewähren für eine große Vorwärtsbewegung, während die Gegner doch nur im zerstreuten Einzelgefecht zum Angriff schreiten können. Einen solchen Halt böte eine Akademie, deren Entscheidungen immerhin ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der literarischen Bestrebungen und Kämpfe werfen würden. Sie dürfte nicht wie der Palmenorden breite gesellschaftliche Kreise in sich aufnehmen; die Zahl ihrer Mitglieder müßte beschränkt sein, wie dies bei der Académie Française der Fall ist. Bei der Neugründung müßte den staatlichen Gewalten das Recht zustehen, einen Kern zu bilden durch die Ernennung einer bestimmten Zahl von Akademikern, die sich dann durch Hinzuwahl selbst ergänzen würden; auch später müßten für ausscheidende Mitglieder die neuen durch Wahlen bestimmt werden. Die Wahl von Ehrenmitgliedern, von solchen, die sich durch ihre soziale Stellung auszeichnen, besonders die von verschwiegenen Ehrenmitgliedern, die in die Reihen der andern eintreten, weil man sie zuläßt in Betracht ihrer Herkunft, ihrer staatlichen Bedeutung, müßte ausgeschlossen sein. Daran krankte lange Zeit die französische Akademie, daß sie Mitglieder des hohen Adels aufnahm, die literarischen Ehrgeiz besaßen, aber sich kaum dilettantisch betätigt hatten. Wählbar sind in erster Linie Dichter und Schriftsteller von Ruf, dann Sprachforscher und Literaturkundige; Staatsmänner, Parlamentsredner und Kanzelredner nur dann, wenn sie Muster einer schönen und glänzenden Beredsamkeit gaben.

Ueber die Aufgaben, die einer solchen Akademie für die deutsche Sprache zufallen würden, hat sich Dubois-Reymond in seiner Rede eingehend ausgesprochen im Anschluß an die Wünsche, die Jakob Grimm selbst mit Bezug auf Erforschung und Fortbildung der deutschen Sprache geäußert. Die Aufgabe, die der Accademia della Crusca und der Académie Française zufiel, den Diktionär ihrer Sprachen zu schaffen, scheint einer deutschen Sprachakademie vorweggenommen durch das Grimmsche Wörterbuch, das ja Reichsunterstützung genießt und,

nach dem Tode der Brüder Grimm durch eine Zahl von Sprachgelehrten fortgeführt, zunächst noch unvollendet geblieben ist, und das „Wörterbuch der deutschen Sprache" von Daniel Sanders (2 Bände, 1859—65), die ausgezeichnete Arbeit eines Privatgelehrten, der durch seine andern Handbücher, besonders das „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache", sein „Wörterbuch der Synonyme", seine „Sprachbriefe" eine ganze Sprachakademie vertritt. Wie sich eine Akademie zu allen diesen Unternehmungen stellen würde, ob ergänzend, ob umgestaltend, würde in ihrem Schoße erwogen und beschlossen werden. Jedenfalls hat Sanders mit seinen Schriften ihr Wege gewiesen, auf denen sie erfolgreich weiterwandeln könnte, und das gilt auch von Wustmann, dessen Schrift „Allerlei Sprachdummheiten" eine Akademie darauf hinweisen kann, wo eine Remedur durch ihre Autorität vonnöten ist.

Wenn auf dem eigentlich sprachlichen Gebiete bedeutende Vorarbeiten vorliegen, so ist dies auf dem Gebiete der Poetik nicht der Fall. Was hier die Universitätsgelehrsamkeit geleistet, sind wertlose Arbeiten wie besonders die Scherersche Poetik. Hier könnte die Akademie mächtig eingreifen, tönerne Götzen der Reklamefabriken vom Piedestal stoßen, törichte Lehren einer neu auftauchenden unreifen Aesthetik ad absurdum führen. Ohne Frage leidet die sogenannte moderne Lyrik an einem unleugbaren Schwulst und es sind Lyriker auf den Schild gehoben worden, deren Dichtungen überreich sind an Sünden gegen den guten Geschmack. Wir wissen, was sich gegen diesen guten Geschmack sagen läßt und was gegen ihn gesagt worden ist; er steht in einer Linie mit dem gesunden Menschenverstand, über den die spekulative Philosophie die Achseln zuckt. Gewiß, wo der gute Geschmack allein das Wort führt, da erhalten wir glatte und geschniegelte Nichtigkeiten, aber wo er fehlt, da gibt es nicht Grenze und Maß, da häufen sich die ästhetischen Mißgeburten. Er soll nicht aufdringlich sein, mit dem Regelkodex in der Hand, fordere selbstverständlich die Lebensluft, welche die dichterischen Schöpfungen atmen müssen. Wo das nicht der Fall ist, da ist der Niedergang der Literatur unvermeidlich, trotz aller hochtrabenden Apotheosen, mit denen die geschmacklosen Poeten heimgesucht werden. Gegen die hyperbolischen Verzücktheiten derselben, gegen einen Bilderwust, bei dem meistens das tertium comparationis unter den Tisch fällt, gegen die übertriebene Wertschätzung von Dichtern, die keine großen Geister, sondern nur konfuse Köpfe sind, wird eine Akademie mit Erfolg Protest einlegen, sie wird solchen aufgedonnerten Tagesgrößen niemals ihre Pforten öffnen: Vertreter aller Richtungen, auch der modernen und modernsten sollen nicht ausgeschlossen sein, aber nur solche von ursprünglicher Begabung, die einen geläuterten Geschmack nicht fortwährend vor den Kopf stoßen. Die Akademie wird gewiß weit davon entfernt sein, in der Lyrik den Reichtum an Bildern zu verdammen — wer ist reicher daran als große Dichter wie Shakespeare und Jean Paul? Auch wäre es verzopfte Magisterweisheit, alle „Katachresen" zu verurteilen, die besonders in der Sprache des Affektes und der Leidenschaft ganz an ihrem Platze sind und auch bei dem kühneren Schwung der Odendichtung oft ihr

gutes Recht haben; doch auch hier gibt es eine Grenze und jenseits derselben nur gewagte metaphorische Purzelbäume, die der Phantasie unmögliche Zumutungen stellen. Auch viele Streitfragen auf dem Gebiete der Lyrik würden durch die Akademie entschieden werden können; wir erwähnen beispielsweise diejenige der gereimten antiken Odenstrophen, über welche die Ansichten weit auseinander gehen.

Noch mehr Streitfragen sind auf dem Gebiete des Dramas zu lösen, wo eine wildwachsende Dramaturgie allerlei Neuerungen einzuführen sucht, die bei einem Teil der Bühnenleiter und der Tageskritik Glaubensartikel geworden sind, so sehr sie im Widerspruch stehen mit den großen Mustern aller Zeiten. So ist es Mode geworden, das Publikum, das von Hause aus im Geheimnis sein soll, durch spätere Enthüllungen zu überraschen, so daß es drei Akte hindurch im Dunkeln tappt und erst im vierten über die Motive der ganzen Handlung aufgeklärt wird. Mode geworden sind die nichtssagenden Abschlüsse, die ins Blaue einer unbestimmten Zukunft hinausreichen. Vor allem aber gehört zu diesen Missetaten einer in allen Theaterwinkeln sich einnistenden Dramaturgie die Verbannung des Monologs, so daß die kundigen Thebaner von den Regietischen oft nur diesen Maßstab an ein neueingereichtes Stück anlegen: „es enthält Monologe, es ist abzulehnen, es steht nicht auf der Höhe der Zeit". Gegen diese Autoritäten, die in Kyritz und Pyritz, aber auch an vielen Berliner Theatern den Ton angeben, ist eine maßgebende Autorität von erdrückendem Gewicht unentbehrlich; die Akademie würde mit ihrem Schild gewiß den Monolog decken gegen diese Angriffe eines unreifen Naturalismus, einer bornierten Natürlichkeitstheorie. Der Monolog bezeichnet Höhepunkte der dramatischen Dichtung aller Zeiten; seine Verbannung ist ein testimonium paupertatis. Auf dem Gebiete der Poetik und Rhetorik würde die Akademie ein großes Arbeitsfeld finden, doch wäre ihre Wirksamkeit nicht darauf beschränkt — das lehrt uns die Geschichte der Pariser Akademie. Die Preisausschreibungen, die zweifellos zu den Lebensbedingungen jeder Akademie gehören, können, durch die Wahl der Stoffe, ihr einen bedeutenden Einfluß auf das ganze geistige und soziale Leben der Nation verschaffen. Nicht im Interesse der Pädagogik werden diese Preise ausgeschrieben und verteilt; sie sollen Anhalt geben zur Bezeichnung der Stellung, die hervorragende Geister der Nation gegenüber wichtigen Fragen der Gegenwart einnehmen.

Nachahmenswert ist jedenfalls das Beispiel der Académie Française, was die Gedächtnisreden der neueintretenden Mitglieder auf ihre Vorgänger betrifft. In diesen Lobreden, die meistens oraisons funèbres sind, kann eine schöne Beredsamkeit Uebung und Bedeutung finden, und auch hier wäre Gelegenheit geboten, über den sprachlichen und ästhetischen Kreis hinaus, anknüpfend an die Lebensgeschicke verdienter Männer, auch andre wichtige Interessen der Nation zu berühren. Die Schriftsteller haben den Rang ihrer Werke; Amt, Titulaturen und sonstige soziale Stellung können ihn nicht erhöhen. Gleichwohl wird die Aufnahme in eine Akademie immerhin eine hoch zu schätzende Auszeichnung sein

und die Hebung des schriftstellerischen Standes mit sich bringen. Die Geringschätzung, mit der die einer Alma mater angehörigen Dozenten auf die Schriftsteller herabsehen, die aus der geistigen Arbeit einen freien Beruf gemacht haben, würde aufhören müssen bei ihrer Gleichstellung innerhalb der Akademie, wo überhaupt die Souveränität des Professors, der auf dem Katheder widerspruchslos und unfehlbar seine Autorität geltend macht, durch den Widerspruch der Gleichberechtigten gebrochen würde. Auf der andern Seite aber würde der Schriftstellerstand, der vom Publikum bisweilen nach den Lokalreferenten, die über Schieferdecker, die vom Dach gefallen sind, und über durchgegangene Droschkenpferde berichten, beurteilt wird, eine bei weitem höhere Einschätzung finden. Wenn aber, wie es bisher nur in der Literatur der Fall ist, verdiente alte Generale von blutjungen Rekruten geohrfeigt werden, so würde dies nicht mehr, wie jetzt noch oft, unter dem Beifall des Publikums geschehen. Durch die Akademie wäre doch eine Schranke gezogen worden, die das literarische Verdienst vor solchen Angriffen verdienstloser Literaturnovizen schützen würde.

Nach allen diesen Seiten hin erscheint eine Akademie für deutsche Sprache und Literatur ein berechtigtes Postulat, dessen Verwirklichung durch die Initiative einer maßgebenden Stelle mit Freuden begrüßt werden könnte.

Diphtherieheilserum, Tetanusheilserum, Bovovakzin, Tulase

Von

E. von Behring (Marburg a. d. Lahn)

IV

Seit langer Zeit wird in der wissenschaftlichen Medizin darauf hingewiesen, daß nur die induktive Methode dazu geeignet ist, Fortschritte anzubahnen auf dem Gebiet der Krankheitsbekämpfung. Mit dieser Behauptung soll vor allem die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die medizinische Wissenschaft eingedrungene Naturphilosophie verurteilt werden, die mit Hilfe von erkenntnistheoretischen Grundsätzen zu neuem Wissen und Können auf deduktivem Wege in ähnlicher Weise gelangen wollte, wie die Mathematik auf deduktivem Wege ihr Wissensgebiet vermehrt durch logische Deduktion neuer Lehrsätze aus traditionellen Axiomen und Hypothesen.

Sie wissen, daß in der Mathematik dem Wort „Hypothese" nicht die tadelnde Nebenbedeutung zukommt, die ihm in der Medizin beigelegt wird. Wenn einem wissenschaftlich arbeitenden Mediziner gesagt wird, daß er in seinen literarischen Auseinandersetzungen und experimentellen Untersuchungen mit Hypothesen rechnet, dann klingt das fast wie eine Beleidigung, während für die Mathematiker das Wort „Hypothese" so viel bedeutet wie fundamentale Voraussetzung und solide

Unterlage. In mathematischen Beweisführungen gilt die zum Axiom erhobene und sanktionierte Hypothese als eine grundsätzliche Wahrheit, aus der durch einen reinen Denkprozeß neue Erkenntnis geschöpft werden kann.

Warum mag nun wohl die von logischen Hypothesen ausgehende deduktive Methode der Mathematiker bei ihrer Anwendung auf die Lösung medizinischer Probleme in Mißkredit gekommen sein?

Ich möchte glauben, daß die Ursache hierfür zu suchen ist in dem Mangel solcher Hypothesen und Axiome im Bereich biologischer Prozesse, die auf generelle Gültigkeit Anspruch erheben dürfen. Selbst die Euklidischen Axiome können nur cum grano salis als zuverlässige Hypothesen in der Biologie verwertet werden. Auf Grund dieser Axiome müßte beispielsweise, wenn wir eine belebte körperliche Einheit in 100 Teile gespalten haben, die Wiedervereinigung dieser 100 Teile von neuem das ursprüngliche Ganze geben, was in der Wirklichkeitswelt nicht zutrifft. Es gibt auch physikalische Verhältnisse, auf welche die Euklidischen Axiome nicht ohne weiteres angewendet werden können. Gesetzt den Fall, Sie haben es mit zwei elektrischen Krafteinheiten von der gleichen Stärke 1 zu tun; die eine Krafteinheit werde aber von der Kathode, die andre von der Anode eines Stromkreises bezogen: dann gibt $1 + 1$ bekanntlich nicht 2, sondern 0. Aus solchen mit der mathemathischen Logik im Widerspruch stehenden Tatsachen ergibt sich, daß die medizinische Forschung jede Hypthese, die sie in ihre Berechnungen hineinzieht, vorerst empirisch auf ihre Tragkraft prüfen muß. Bei jedem Schritt nach vorwärts in ein wissenschaftlich noch nicht erschlossenes Gebiet muß der auf Erfindungen und Entdeckungen ausgehende medizinische Forscher sich bewußt bleiben, daß er nie mit Sicherheit rechnen darf auf die Richtigkeit seiner logischen Deduktionen aus einem allgemein für wahr gehaltenen Grundsatz oder Lehrsatz.

*

Nirgends in der Medizin finden sich lehrreichere Beispiele für die Richtigkeit dieses Satzes wie auf dem Gebiet der Tuberkulosetherapie.

*

Wer heutzutage tuberkulosetherapeutische Fortschritte anzubahnen versucht, der stößt überall auf Spuren der voraufgegangenen Forschertätigkeit Robert Kochs, und wenn zukünftig eine medikamentöse Tuberkulosetherapie mehr leisten wird wie alles, was bis jetzt an pharmazeutischen Präparaten in der menschenärztlichen Praxis erprobt worden ist, dann wird — soviel ich selbst darüber urteilen kann — der Entdecker der neuen Therapie nicht umhin können, R. Koch als den bahnbrechenden Forscher zu bezeichnen, dessen Vorarbeiten am meisten beigetragen haben zu ihrer Entdeckung.

Keinenfalls hätte ohne die Kochsche Tuberkulinentdeckung meine Tulasetherapie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ausgearbeitet werden können.

*

Die Kochschen Tuberkulinstudien haben zum ersten Male in unwiderleglicher Weise die Möglichkeit erwiesen, durch systematisch gesteigerte Giftdosierung einen immer höher ansteigenden Grad der Giftimmunität zu erreichen, und damit den Grund gelegt zu der früher erörterten mithridatisierenden tuberkulosetherapeuthischen Methode (cfr. Abschnitt I und II), welche die notwendige Voraussetzung ist für die Gewinnung antitoxisch wirksamer Heilmittel. Dazu kommt, daß die diagnostische, prognostische und therapeutische Prüfung des Tuberkulins äußerst wichtige Tatsachen hat entdecken lassen, deren Wert dadurch nicht verringert werden kann, daß sie nicht in allen Stücken mit dem übereinstimmen, was Koch selbst ursprünglich darüber gedacht und ausgesprochen hat und was die tuberkulösen Patienten vom Tuberkulin für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit sich versprochen haben.

Wie ich einerseits mich für berechtigt gehalten habe, rückhaltlos zu kritisieren, was ich auf Grund eigner Untersuchungen in den Lehren Kochs von der Entstehung und Bekämpfung der menschlichen Lungenschwindsucht als irrtümlich ansehen muß (cfr. November-Heft dieser Revue), so halte ich anderseits mich auch für verpflichtet, rückhaltlos die Kochschen Großtaten auf dem Tuberkulosegebiet anzuerkennen und die in ihren Konsequenzen nicht hoch genug zu schätzende Entdeckung der spezifischen Tuberkulinwirkungen in die richtige Beleuchtung zu rücken. Die kommenden Generationen werden es kaum begreifen können, daß es eine Zeit gegeben hat, in der nicht bloß das Laienpublikum, sondern auch viele Vertreter der medizinischen Wissenschaft die Kochsche Tuberkulinentdeckung beinahe wie ein Vergehen an der Ehre des deutschen Namens geschmäht haben. Daß das wirklich vorgekommen ist, mag zum dauernden Gedächtnis hier durch die Wiedergabe einer im Jahre 1894 von dem bekannten Chirurgen Professor Schleich veröffentlichten Kritik bewiesen werden, die wörtlich lautet:

„Alle Vorbedingungen sind vorhanden, das Diphtherieantitoxin ebenso schnell und still beiseitegeschoben zu sehen wie das Tuberkulin. Uns will es scheinen, als habe auch diesmal wieder die bakteriologische Schule zu schnell sich von dem lockenden Ehrgeiz der allgemeinen Menschenbeglückung verleiten lassen, nur halbe Wahrheiten zu bieten, welche schlimmer sind als gar keine. In der vorschnellen Erregung solcher ersehnter Menschheitswünsche liegt eine ungeheure Gefahr für die Achtung und Würde der Wissenschaft. Die innere Medizin kann nicht mehr viele solcher Ikarosabstürze vertragen."

Ob wohl Schleich nach wie vor bei seiner Meinung bleibt, daß gerade die Kochschen Tuberkulosearbeiten und meine Serumtherapie die Schuld daran tragen, daß die innere Medizin noch immer nicht recht florieren will und daß viele ihrer Vertreter in Deutschland sich durch das Kurpfuschertum bedrängt sehen!

*

Wie mag es aber gekommen sein, daß ein Mann von der Geistesschärfe und Gewissenhaftigkeit eines Robert Koch tatsächlich über sein Tuberkulin korrekturbedürftige Angaben gemacht und nicht rechtzeitig die übertriebenen therapeutischen Hoffnungen eingedämmt hat?

Ich habe mich viel mit dieser Frage beschäftigt, weil ich gefunden habe, daß das Studium Kochscher Irrtümer äußerst lehrreich ist, viel lehrreicher jedenfalls als die Beschäftigung mit den trivialen Korrektheiten weniger hervorragender Forscher.

*

Auf dem internationalen medizinischen Kongreß vom Jahre 1890 hat R. Koch über tuberkulosetherapeutische Leistungen eines von ihm nicht näher gekennzeichneten Mittels ganz bestimmte positive Angaben in dem Sinne gemacht, daß es ihm gelungen sei, mit seinem Mittel Meerschweine tuberkuloseimmun zu machen. Diese Angaben fehlen in dem ersten Bericht über das später unter dem Namen „Tuberkulin" bekannt gewordene Glyzerinextrakt, welcher Bericht einige Monate nach dem Kongreß in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" publiziert worden ist.

So wie ich Koch kenne, darf man daraus nicht etwa schließen, daß seine Angabe, er sei zur Zeit des Kongresses im Besitze eines Meerschweine gegen Tuberkulose immunisierenden Mittels gewesen, eine Täuschung war. Ich schließe vielmehr aus der Divergenz seiner Angaben, daß er auf dem Kongreß nicht vom Tuberkulin, sondern von einem andern Mittel gesprochen hat. Daß es möglich ist, mit Derivaten des Tuberkulosevirus Meerschweine tuberkuloseimmun zu machen, wissen Sie schon; ich habe Ihnen aber auch gesagt, daß das nicht gelingt mit Hilfe des Kochschen Alttuberkulins, auch nicht mit Hilfe meiner reinen V-Substanz, von der das Alttuberkulin herstammt, wohl aber mit Hilfe von solchen Bestandteilen des bazillären Tuberkulosevirus, die mein TC in aktivem Zustande enthalten. Sie wissen ferner durch die Ihnen vorgelegten Kurvenprotokolle,[1]) daß die TC-Substanz einer besonderen Präparation bedarf, wenn sie nach subkutaner Injektion resorbiert werden soll, ohne Nekrosen oder Abszesse bei tuberkulösen Menschen zu erzeugen. Daß auch das Kochsche Mittel, von dem er auf dem Kongresse sprach, nekrotisierende Fähigkeiten besaß, geht hervor aus seinem Selbstversuch, in welchem an der Injektionsstelle ein Hautstück nekrotisch wurde.

Wenn man diesen Tatbestand berücksichtigt, dann ist es nicht mehr schwer, sich vom weiteren Verlauf der Dinge eine Vorstellung zu machen, die nicht allzusehr von der Wirklichkeit abweichen dürfte.

Ebenso nämlich, wie ich selbst durch meine Erfahrungen über die nekrotisierende Restbazillenwirkung gezwungen wurde, eine neue Präparationsmethode für die immunisierende Substanz ausfindig zu machen, bei der die Entstehung von Entzündungen, Abszessen und Nekrosen vermieden wird, ebenso wird es auch Koch gegangen sein. Ich bin auf dem Wege der Tulasepräparation (Tulaselaktin) zur Lösung dieser Aufgabe gelangt. Koch glaubte im Jahre 1890 auf dem Wege der Tuberkulindarstellung am Ziele angelangt zu sein. Und hatte er nicht ein Recht

---

[1]) Diese Exemplifikation bezieht sich auf einen demonstrativen Vortrag, den ich vor einiger Zeit in einem Kursus für Heilstättenärzte gehalten habe.

zu diesem Glauben nach den Berichten der mit dem Tuberkulin arbeitenden Kliniker, namentlich nach den begeisterten Vorträgen von Bergmanns in der Berliner chirurgischen Universitätsklinik und im Kaiser-Wilhelm-Institut, welche Vorträge von Demonstrationen begleitet waren, die unwiderleglich an lupösen Menschen, an Fällen von Gelenk- und Knochentuberkulose sowie bei der Kehlkopftuberkulose die wunderbare Heilwirkung des Tuberkulins beweisen sollten, ohne daß an der Einspritzungsstelle dieses Mittels auch nur eine Spur von Entzündung entstand?

War es Kochs Schuld, daß danach jede nüchterne Prüfung klinischerseits so lange aufhörte, bis der hinkende Bote nachkam in Gestalt des Schimmelbuschschen Nachweises von dem Nachwuchern tuberkulöser Granulationen im Bereich der scheinbar geheilten Herderkrankungen?

Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger unter den absprechenden Kritikern die von Koch tatsächlich beobachtete Zurückhaltung und Besonnenheit sich bewahrt hätte, nachdem die berühmtesten Kliniker seine Hoffnung, es werde das toxisch dem auf dem Kongreß besprochenen Mittel in allen Stücken ähnelnde Tuberkulin auch in der therapeutischen Wirkung mit jenem Mittel übereinstimmen, enthusiastisch bestätigt hatten!

Aber alle Welt hatte auf das erlösende Mittel gehofft, und die große Masse der hoffenden Menschheit ist von jeher geneigt gewesen, auf das „Hosianna“ ein erbarmungsloses „Kreuzige“ schnell folgen zu lassen.

Daß Koch übrigens früher als sonst jemand die Wichtigkeit des Unterschiedes in der therapeutischen Wirksamkeit des Tuberkulins einerseits, des zur Nekroseerzeugung befähigten Anteils der Tuberkelbazillen anderseits gekannt hat, das scheint mir unzweideutig hervorzugehen aus seinen fortgesetzten Bemühungen, die möglichst wenig modifizierte Leibessubstanz, das bazilläre Somatin, für die präventive und kurative Therapie nutzbar zu machen. Diese Bemühungen haben ihn mit der Herstellung seines TR-Präparates dem, was ich meinerseits mit dem Tulaselaktin erreicht habe, sehr nahe gebracht. Wie es gekommen sein mag, daß Koch auf halbem Wege stehen geblieben ist, darüber kann ich nur Vermutungen äußern; vielleicht hat, wie früher der Enthusiasmus, so später der Skeptizismus seiner klinischen Mitarbeiter auf den Fortgang der Arbeiten einen ungünstigen Einfluß ausgeübt.

Wenn diese Auseinandersetzungen dazu geeignet sein dürften, es verständlich zu machen, daß die Angaben R. Kochs über gelungene Immunisierungen von Meerschweinen gegenüber der Tuberkulose der Wirklichkeit entsprechen, so bleibt nichtsdestoweniger es aufklärungsbedürftig, warum die Nachprüfungen durch andre Tuberkuloseforscher eine immunisierende Leistungsfähigkeit des von Koch durch die Höchster Farbwerke der Oeffentlichkeit übergebenen TR-Präparates nicht bestätigen konnten. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Kunst der Gewinnung und Konservierung dieses äußerst schwierig herzustellenden Präparates im Fabrikbetriebe verloren gegangen ist, will mich aber bei weiteren Erklärungsversuchen nicht länger aufhalten, sondern einige Erwägungen darüber

Ihnen vortragen, was wir aus alledem Nützliches lernen können für die eigne Arbeit und die eigne Urteilsbildung auf tuberkulosetherapeutischem Gebiet.

*

Zuallererst werden Sie aus meiner Darstellung der Tuberkulingeschichte entnommen haben, wie gefährlich es ist, wenn man den Boden der experimentell, nach den Regeln der naturwissenschaftlichen Forschung, festgelegten Tatsachen verläßt, um statt dessen die Wahrscheinlichkeitsrechnung menschenärztlicher Statistiken und logischer Schlußfolgerungen zum Ausgangspunkt für praktische Maßnahmen zu machen. Ich weiß nicht, ob ich nicht auch meinerseits wegen der Aehnlichkeit der toxischen Wirkungen des Tuberkulins mit den toxischen Wirkungen derjenigen Substanz, die ich TC nenne und die Koch wahrscheinlich in Gestalt seines von ihm persönlich hergestellten TR-Präparates in Händen gehabt hat, a priori dem Tuberkulin die gleichen therapeutischen Leistungen zugeschrieben hätte wie dem TC, wenn ich mich in ähnlicher Lage befunden haben würde, wie Koch vor sechzehn und vor zehn Jahren. Das weiß ich aber ganz bestimmt, daß ich mein TC-Präparat nicht früher einer öffentlichen Kritik preisgeben werde, bevor nicht rein handwerksmäßig von jedem halbwegs in tuberkulosetherapeutischen Experimenten geschulten Laboratoriumsarbeiter die immunisierende Leistungsfähigkeit dieses Mittels im Tierversuch bestätigt werden kann. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß diese Voraussetzung für die Freigabe meines Mittels in naher Zukunft verwirklicht sein wird. Zur Zeit meines Pariser Vortrages waren aber noch allerlei subtile Vorkenntnisse und Kunstgriffe, deren Erlernung nicht ganz leicht ist, dazu erforderlich, um die präventive und kurative Wirkung meines Mittels einwandfrei demonstrieren zu können.

Als dann später die Laboratoriumsarbeiten so weit gediehen waren, daß ich diejenigen TC-Präparate, welche ich unter den Namen Tuberkulase und V-Tulase (TV) zur Immunisierung von Rindern, Schafen und Schweinen geeignet gefunden hatte, ohne das Risiko eines nachträglichen Mißerfolgs für wissenschaftliche Kontrollversuche sachverständigen Tuberkuloseforschern hätte übergeben können, da zeigte sich, daß dieses Präparat vom menschlichen Unterhautgewebe nicht resorbiert wird, ohne vorher Nekrosen und Abszesse zu machen. Das neue Präparat (Tulaselaktin), welches auch für den Menschen ohne Gewebsschädigung anwendbar ist, prüfe ich nunmehr auf seine therapeutische Wirkung im Meerschweinversuch, und diese Prüfung kann vor Ablauf von einigen Monaten nicht zuverlässig zu Ende geführt sein. Erst nach der Ausarbeitung einer Methode zur Wertbestimmung des tuberkulosetherapeutischen Wertes an billigen Laboratoriumstieren gedenke ich mein Tuberkulosemittel für die menschenärztliche Benutzung allgemein zugänglich zu machen.

*

Eine sehr bedenkliche Frage werden Sie aber jetzt mit Recht mir entgegenhalten, die Frage nämlich, woher ich denn die Zuversicht schöpfe, daß nach der

einwandfreien Feststellung der tuberkulosetherapeutischen Wirkung im Tierversuch die Tulaselaktinbehandlung menschlicher Individuen einen Fortschritt in der Tuberkulosebekämpfung zur Folge haben wird.

Nun, diese Zuversicht kann niemand mit mir teilen, wer nicht gleich mir durchdrungen ist von der Solidität meiner Voraussetzungen für die Erschließung noch unbekannter Tatsachenverhältnisse. Noch reichen die praktischen Ergebnisse der Behandlung tuberkulöser und tuberkulosebedrohter Menschen mit der Tulase in keiner Weise aus zu der Behauptung, daß dieses Mittel mehr leisten wird wie die vielen andern Tuberkulosemittel, die im Laufe der Jahre in der menschenärztlichen Praxis geprüft worden sind; und nicht früher als nach vielen Jahren werden empirisch die Hoffnungen bestätigt werden können, die ich selbst hege und andern suggeriere in bezug auf eine wirksame Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose mit Hilfe meines Tulaselaktins. Trotzdem ich aber für die Zuversicht, mit der ich an die Uebertragung meiner tierexperimentellen Erfahrungen an die menschenärztliche Praxis herangehe, keine andern als bloß logische Beweise habe und demzufolge die vielgeschmähte deduktive Methode zugrunde lege einem so verantwortungsvollen Unternehmen, wie es die Begründung einer neuen medikamentösen Tuberkulosetherapie ist, so glaube ich doch dabei recht sicher zu gehen.

Was ist es denn eigentlich, was der deduktiven Methode der Mathematiker ihr fruchtbringendes und zuverlässiges Vorgehen sichert? Daß es nicht etwa vom Himmel gefallene und ewige Wahrheiten sind, die den mathematischen Schlußfolgerungen als Ausgangsbasis dienen, habe ich schon angedeutet. Aber für unsre irdischen Zeitverhältnisse können die mathematischen Axiome immerhin ziemlich allgemeine und ausnahmslose Gültigkeit in Anspruch nehmen, und ich zweifle nicht daran, daß wir auch in biologischen Fragen ohne Gefahr uns der deduktiven Methode bedienen dürfen, wenn wir aus einem ausnahmslosen oder doch wenigstens aus einem durch empirische Tatsachen noch nicht widerlegten Gesetz unsre Schlußfolgerungen richtig ableiten. Auf meinem Arbeitsgebiet existiert aber in der Tat ein solches Gesetz. Bisher ist die zuerst für einzelne Lebewesen gefundene, dann auf immer zahlreichere Individuen, Spezies und Genera verallgemeinerte Schutzwirkung des Diphtherieantitoxins gegenüber den durch das Diphtherietoxin, des Tetanusantitoxins gegenüber den durch das Tetanusantitoxin ausgelösten Gesundheitsstörungen für jeden neuen Fall bestätigt worden, welches auch die Tierart sein mag, an der man experimentiert. Da ich nun den Menschen zu den animalischen Lebewesen rechne und annehme, daß die Naturgesetze vor dem menschlichen Organismus nicht ohnmächtig stehen bleiben, so habe ich keine Bedenken getragen, jedesmal, wenn ich eine für alle untersuchten Tiere gültige antitoxintherapeutische Tatsache gefunden hatte, ihre Gültigkeit für das Menschengeschlecht deduktiv zu erschließen, und ich kenne noch keinen Fall, der in diesen meinen logischen Deduktionen mich Lügen gestraft hätte. Scheinbare Ausnahmen haben bei genauerer Untersuchung die Regeln des allgemein gültigen Gesetzes immer nur bestätigt.

Mit dem Bovovakzin steht es anders; der kann nicht für jede beliebige Tierart mit qualitativ gleichem Erfolg zur präventiven Tuberkulosebekämpfung benutzt werden, und ich bin deswegen auch weit davon entfernt, den Bovovakzin als sicheres Mittel zur Schutzimpfung menschlicher Individuen zu empfehlen ohne voraufgegangene direkte Feststellungen seines therapeutischen Wertes für Individuen des Menschengeschlechtes.

Wiederum anders steht es mit dem Tulaselaktin. Soweit ich mir darüber bis jetzt ein Urteil habe bilden können, hat dieses Tuberkulosemittel bei allen Tierarten qualitativ die gleichen Wirkungen, muß aber je nach der generellen und individuellen Sonderart der tuberkulosetherapeutisch zu behandelnden Tiere in sehr verschiedener Dosierung angewendet werden.

Aus dieser Tatsache habe ich die Schlußfolgerung abgeleitet, daß auch das Menschengeschlecht von meinem Tulaselaktin Nutzen haben wird, wenn die richtige Dosierung ausfindig gemacht sein wird.

Dieser Aufgabe, dem Studium der Dosierungsgesetze für die mit dem Tulaselaktin zu behandelnden Menschen, haben sich im Einverständnis mit mir mehrere Kliniker und Anstaltsärzte unterzogen, und das Resultat dieses Studiums muß erst abgewartet werden, ehe ich das neue Tuberkulosemittel mit einer zuverlässigen Gebrauchsanweisung dem ärztlichen Publikum anvertrauen und damit der öffentlichen Kritik preisgeben kann. Sie sehen also, daß vor der Freigabe meines Mittels für den industriellen Vertrieb nicht bloß eine Methode zur tierexperimentellen Wertbestimmung auszuarbeiten ist, sondern daß auch eine möglichst umfangreiche therapeutische Statistik durch Beobachtungen am Menschen nach meinem Programm vorerst gesammelt werden muß.

Den „Fachgenossen", d. h. wissenschaftlich arbeitenden Tuberkuloseforschern, habe ich — meinem Versprechen vom vorigen Jahre gemäß — TC-Präparate schon vor längerer Zeit zur Prüfung übergeben, soweit mein Vorrat reicht, soweit ich von der Teilnahme der mir persönlich als vertrauenswürdig bekannten Fachgenossen eine Förderung meiner tuberkulosetherapeutischen Arbeiten erwarten kann und soweit meine Arbeitskraft ausreicht, um nach einem einheitlichen Plan die Kollektivarbeiten gewissenhaft kontrollieren zu können. Vor der öffentlichen Freigabe der Tulase zum industriellen Vertrieb kann ich über den Kreis der vorstehend charakterisierten Fachgenossen nicht hinausgehen, weil schon jetzt meine Zeit nicht ausreicht zur Sichtung und Verarbeitung des von Tag zu Tag an Umfang immer mehr anschwellenden statistischen Materials.

*

In den voraufgegangenen Abschnitten des vorliegenden Revueartikels habe ich viele experimentell in Laboratoriumsarbeiten von mir untersuchte Streitfragen berührt und zum Teil eingehend diskutiert. Ich erinnere an meine Auseinandersetzungen über das isopathische und homöopathische Heilprinzip; über den Mechanismus des Zustandekommens der Antikörperproduktion; über das Verhältnis der sogenannten „aktiven" Immunisierung zur antitoxischen Serumtherapie; über

meine zum ersten Male gelegentlich des Pariser Tuberkulosekongresses angedeutete Theorie von den Beziehungen der Tuberkulinüberempfindlichkeit zur erworbenen Tuberkuloseimmunität und über meine Auffassung von der Konstitution der zu einer mithridatisierenden Therapie geeigneten Infektionsstoffe; über eine große Zahl von phthisiogenetischen Streitfragen; über das Verhältnis eines Virus zu seinem Vakzin u. s. w.

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß ich die wissenschaftlichen Fragen immer nur mit dem Hintergedanken an ihre Bedeutung für die Anbahnung von heilkünstlerischen Fortschritten in meine Auseinandersetzungen hineingetragen habe. Nur insoweit, als die experimentelle Bearbeitung einer wissenschaftlichen Hypothese geeignet ist zum Auffinden therapeutisch verwertbarer Naturphänomene, habe ich sie dem Leser mitgeteilt. Mit dieser Darstellungsart habe ich mich innerhalb der für medizinische Auseinandersetzungen vor zweiundeinhalb Jahrhunderten von Sydenham umschriebenen Grenzen gehalten, deren Kennzeichnung ich mit Sydenhams eignen Worten wiedergeben will.

Man kann, ohne zu übertreiben, Sydenham als den größten Arzt bezeichnen, den England hervorgebracht hat. Er ist der Begründer der Wechselfieberbehandlung mittels der von Jesuitenpatres nach Europa importierten Chinarinde, der Schöpfer der diätetischen Gichttherapie, der bahnbrechende Forscher auf dem Gebiet infektiöser Geschwülste und Allgemeinerkrankungen, der große medizinische magister mundi im siebzehnten Jahrhundert auf epidemiologischem Gebiet, dessen Forschungsart wieder lebendig geworden ist in seinen Landsleuten, den beiden Hunter, in Jenner, in Lister. Sydenham hat seinen Standpunkt bezüglich der medizinischen Forschungen mit klaren Worten gekennzeichnet in verschiedenen Briefen und wissenschaftlichen Abhandlungen, aus denen in freier Uebersetzung ich hier folgende Stellen zitiere.

*

„Mir ist es schwer begreiflich, wie ein Arzt, der es ernst meint mit seinem Beruf, den größten Teil seiner Zeit mit solchen Untersuchungen ausfüllen mag, die mit der ärztlichen Praxis, im Grunde genommen, nichts zu tun haben.

Man kann den ärztlichen Beruf vergleichen mit dem Beruf eines Steuermanns, der seine Aufmerksamkeit auf solche Kenntnisse zu richten hat, die ihn dazu befähigen, sein Schiff über gefährliche Stellen glücklich hinwegzubringen; er muß die Untiefen des Meeres kennen, um zu verhüten, daß sein Schiff auf den Sand gerät oder an Felsgestaden strandet; aber er wäre sehr zu tadeln, wenn er statt dessen über die Ursachen der Ebbe und Flut nachgrübeln, seine Steuermannspflichten aber vernachlässigen würde. Nun besteht das Amt eines Arztes in nichts anderm als in der Sorge für die Gesundheit der ihm sich anvertrauenden Patienten und in dem Nachdenken darüber, wie er Krankheiten verhüten und krankhafte Prozesse zum Verschwinden bringen kann, aber nicht im Nachgrübeln über allerlei Dinge, die mit seinen ärztlichen Aufgaben nichts zu tun haben. In Wirklichkeit lehrt jedoch unsre heutige Arzneiwissenschaft

mehr die Kunst zu fabulieren und zu disputieren als die Heilkunst; ja man ist dahingekommen, daß nicht das Wohl der Kranken, sondern sophistische Spekulationen als das Endziel des ärztlichen Studiums angesehen werden.

Manche Vertreter der Medizin versuchen es, sich einen Anstrich von Einsicht und Gelehrsamkeit zu geben durch mühsam ersonnene Hypothesensysteme, die zur Heilung der Krankheiten nicht das geringste beitragen, vielmehr gleich Irrlichtern vom rechten Wege in der Heilkunst abziehen. Ich meine aber, daß derartige Mediziner zwar genug Verstand besitzen, um von Krankheiten gelehrt zu sprechen, aber nicht genug Vernunft, um einsehen zu können, daß man nicht anders als durch Erfahrung den Naturgeheimnissen auf die Spur kommen könne und daß wir wohl oder übel in der Medizin uns innerhalb der engen Grenzen unsrer Sinnesorgane halten müssen.

Hippokrates hat gesagt, daß nach dem Glauben sophistisch geschulter Mediziner nur derjenige ein guter Arzt sein könne, der da weiß, wie der Mensch entstanden und bis in die kleinsten Teile zusammengesetzt sei, während doch dasjenige, was die Sophisten von der Natur des Menschen wissen, bloß beschreibende Wissenschaft ist und nichts mit der ärztlichen Kunst zu tun hat.

Um aber vorzubeugen, daß die Kurpfuscher ihre Unwissenheit mit diesem Hippokratischen Ausspruch bemänteln, muß ich entschieden behaupten, daß der Arzt den Bau des menschlichen Körpers so weit kennen muß, um sich von dem Sitz der von ihm zu behandelnden Gesundheitsstörung eine deutliche Idee machen zu können. Denn es ist unmöglich, daß beispielsweise derjenige, der den Nierenbau und die in die Blase einmündenden Nierenausgänge nicht kennt, richtig beurteilen kann, wie die Symptome entstehen, die ein in dem Nierenbecken oder in den Nierenausgängen festsitzender Stein hervorbringt. Nicht weniger wichtig muß auch dem Wundarzte das anatomische Studium der menschlichen Gliedmaßen sein, damit er bei seinen Operationen die Gefäße und andre lebenswichtige Teile nicht verletzt. Auch wird er nicht imstande sein, die ausgerenkten Glieder wieder einzurichten und in ihre natürliche Lage zurückzuführen, wenn er sich nicht an einem menschlichen Skelett geübt und alle Gelenkverbindungen tief dem Gedächtnisse eingeprägt hat.

Gute anatomische Kenntnisse sind also durchaus nützlich und nötig, denn derjenige, der sie nicht hat, muß sozusagen wie ein blinder Fechter gegen die Krankheiten kämpfen oder wie einer, der sich ohne Kompaß auf die hohe See wagt. Diese Kenntnisse erwirbt man sich jedoch schnell und leicht, so daß sie auch von jemand, der nur mäßige Urteilskraft besitzt, erlernt werden können.

Man muß aber eingestehen, daß bei allen akuten Allgemeinerkrankungen, die mehr als zwei Dritteile der überhaupt herrschenden ausmachen, sowie auch bei den meisten chronischen etwas Unbegreifliches vorhanden ist, was durch die Anatomie nnd die übrigen deskriptiven Disziplinen nicht erforscht und ans Licht gebracht werden kann, und ich meinerseits kann mich nicht zu dem Glauben bekennen, daß durch die fortwährende Beschäftigung mit den deskriptiven medizinischen Disziplinen die Heilkunde mehr gewinne als durch die sorgfältige und

gewissenhafte Beobachtung dessen, was den Kranken nutzt oder schadet; und in diesem Sinne, in bezug auf die Allgemeinerkrankungen, hat nach meiner Ansicht Hippokrates von der Anatomie geringschätzig gesprochen.

Sowie nun Hippokrates diejenigen tadelt, welche die Zergliederung und wissenschaftliche Durchforschung des menschlichen Körpers höher schätzen als die sorgfältige Beobachtung und Behandlung kranker Individuen, mit dem gleichen Rechte wird jeder vernünftige Mann unsers Jahrhunderts diejenigen tadeln müssen, die glauben, daß die medizinische Wissenschaft auf keine Art mehr als durch Erfindungen der Chemie gefördert werden kann.

Es wäre durchaus das Zeichen einer undankbaren Gesinnung, wenn man nicht mit Freuden die Fortschritte anerkennen wollte, die wir der Chemie zu verdanken haben; denn sie verschafft uns manche symptomatisch wirksame Arzneimittel, und die pharmazeutische Chemie wird deshalb immer eine lobenswerte Disziplin für den Arzt sein.

Aber diejenigen, die sich zu sehr mit chemischen Präparationen abmühen und plagen, sind nicht von Irrtümern und Fehlern freizusprechen. Wer sich die Sache genauer überlegt, wird einsehen, daß der Hauptfehler der praktischen Medizin nicht darin besteht, daß wir nicht genug Arzneimittel haben und nicht wissen, auf welchem Wege wir dieses oder jenes Krankheitssympton beseitigen können, sondern darin, daß wir das Grundübel nicht hinlänglich genau erkennen und bekämpfen können. Der jüngste Apothekerlehrling wird mir binnen einer halben Viertelstunde sagen können, durch welches Mittel ich Erbrechen, Durchfall oder Schweiß hervorrufen oder beseitigen, wie ich die Fieberhitze mäßigen und Schlaf erzeugen kann, aber wer mir mit voller Gewißheit sagen kann, wo diese oder jene Art von Arzneimitteln im gegebenen Fall den ganzen Verlauf der Krankheit günstig beeinflußt, der muß mehr als Apothekerlehrling sein, der muß in die praktische Medizin schon etwas mehr eingeweiht sein.

Obschon nun die verschiedenen Methoden der Krankenbehandlung ursprünglich aus Hypothesen entstanden zu sein scheinen, so müssen demungeachtet die Hypothesen ihrerseits, wenn sie einigermaßen haltbar sein sollen, doch wiederum der empirischen Beobachtung entnommen sein.

Bei hysterischen Affektionen zum Beispiel verordne ich Eisen und andre Blutmittel und vermeide abführende Mittel, aber nicht deswegen, weil ich für ausgemacht halte, daß die Hysterie von einer Blutschwäche abhängt, sondern weil mich langjährige Beobachtung des Verlaufs der Krankheitserscheinungen gelehrt hat, daß auf Abführmittel eine Verschlimmerung, auf entgegengesetzt wirkende Mittel und auf Eisenpräparate eine Besserung der Hysterie eintritt. Aus dieser und aus andern Beobachtungen entnahm ich mir nun meine Denkhypothese, so daß hier der Philosoph dem Empiriker nachhinkt. Denn wenn ich mit einer spekulativen Hypothese angefangen hätte, so würde ich auf dieselbe Weise unsinnig gehandelt haben wie derjenige, der das Dach, die Dachbalken und das übrige Gerüstwerk eines Hauses vor der Fundamentierung in Arbeit nehmen wollte, was aber doch nur solche

Leute zu tun pflegen, die sozusagen in die Luft Schlösser bauen wollen; denn diese allein haben das Privilegium, vom oberen Ende anzufangen."

*

Seitdem Sydenham sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu dem Glauben bekannt hat, daß die Heilkunst nur von solchen Medizinern eine Vervollkommnung zu erwarten hat, die bei allem, was sie denken und unternehmen, das Endziel ihres ärztlichen Berufs scharf und fest im Auge behalten, hat sich der lehrreiche Inhalt der vielen Disziplinen, von denen jede auf den Namen einer medizinischen Wissenschaft Anspruch erhebt, außerordentlich vermehrt. Mir scheint aber, daß die Geschichte der akademischen Lehrgebiete innerhalb der Medizin ebensowenig zu tun hat mit der Geschichte der hippokratischen Heilkunst, wie die Geschichte der verschiedenen Spezialfächer innerhalb der philosophischen Universitätsfächer mit der Geschichte der sokratischen Philosophie. Es sieht fast so aus, als ob viele akademisch sanktionierte Lehrsätze erst in ihrer Nichtigkeit erkannt und vergessen sein müssen, ehe ein wesentlicher Fortschritt in der Heilkunst angebahnt werden kann.

*

Wenn ich hier als Skeptiker von den „sogenannten" medizinischen Wissenschaften rede, dann darf man daraus aber nicht etwa schließen auf einen Mangel an Respekt vor derjenigen Wissenschaft, die im Französischen durch das Wort „La science" gekennzeichnet wird. Die sogenannten medizinischen Wissenschaften sind doktrinäre Disziplinen, von denen Claude Bernard gesagt hat, daß sie zwar dazu geeignet sind, eine Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Verirrungen zu überliefern, daß man darin aber vergeblich nach derjenigen Wissenschaft suchen wird, die ihrer Natur nach ungeteilt ist und deren Kriterium einzig und allein die Fähigkeit zur sicheren Vorausberechnung und Beherrschung von Naturphänomenen ist. Diese Wissenschaft aber kann nach Claude Bernard nur Fortschritte machen, wenn sie sich frei macht von doktrinären Vorurteilen und traditionellen Dogmen: „La science ne peut avancer que par révolution et par absorption des vérités anciennes" und „Les hommes médiocres sont ceux qui possèdent le plus de connaissances acquises."

*

Die im vorstehenden von mir zitierten medizinischen Autoritäten, der Engländer Sydenham und der Franzose Claude Bernard, sind zwei Vertreter der Heilkunde, von denen der eine als Heros unter den ärztlichen Empirikern, der andre als Heros unter den experimentell arbeitenden Theoretikern in der Medizin charakterisiert werden kann. Beide hatten einen großen Respekt vor der Wissenschaft, die ich meine; aber dieser Respekt ist sehr gut verträglich mit ihrer Kritik der traditionellen Schulmedizin; und so hoffe ich, daß auch folgende Sätze, die in meiner experimentell-therapeutischen Werkstatt wohl jeder meiner jüngeren Mitarbeiter gelegentlich von mir gehört hat: „Sie müssen erst vergessen, was Sie

als Student gelernt haben," und „Sie müssen Eigenurteile an Stelle von doktrinären Vorurteilen sich verschafft haben, ehe ich Ihnen eine Aufgabe zur selbständigen Bearbeitung übergeben kann", nicht im Widerspruch stehen mit meinem Respekt vor derjenigen Wissenschaft, die nur ein Ziel kennt und mit Leidenschaft verfolgt: ich möchte dies Ziel mit Goethe kennzeichnen als „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Pasteur nannte es „Wahrheit" in seinem denkwürdigen Ausspruch, welcher lautet:

„Nous avons une passion supérieure, c'est la vérité."

Marburg, den 15. Oktober 1906.

Franz Liszt in Rom

Aufzeichnungen
von
Nadine Helbig

22. Oktober 1906.

Heute ist Liszts fünfundneunzigster Geburtstag. Ich will ihn still für mich feiern, wie es sich für eine alte Frau ziemt; ich will längstvergangene Zeiten wieder durchleben. Aus meinem Garten steigt der Duft später Rosen zu mir herauf und erweckt die Erinnerung an jene Rosen, die ich viele Jahre hindurch an diesem Tage das Glück hatte, zu den Füßen der Statuette der heiligen Elisabeth dort in der Ecke hinter dem Klavier deponieren zu dürfen. Er lächelte freundlich dazu, er setzte sich ans Klavier, spielte, was ihm und mir das liebste war — fromme heilige Stücke aus seinen Oratorien, seinen Legenden, „Das Rosenwunder", den „Seligen Tod der heiligen Elisabeth", den „Cantico del Sole" ...

Als achtzehnjähriges Mädchen kam ich im Herbst 1865 nach Rom, direkt aus den Händen von Klara Schumann, meiner geliebten, verehrten Lehrerin.

Rom war damals in noch höherem Grade als jetzt eine musikalische Wüste. Liszts Aufenthalt in der ewigen Stadt bildete darin eine herrliche Oase. Er hatte junge römische Künstler an sich gezogen, ihnen seinen genialen Unterricht erteilt, er hatte andre nach Deutschland geschickt, wie zum Beispiel Ettore Pinelli, der dort ein Schüler Joachims wurde.

Gerade um die Zeit meiner Ankunft fingen, von ihm angeregt, die drei Brüder Pinelli, ihr Oheim Ramacciotti, der Däne Raunkilde und Liszts Lieblingsschüler, Giovanni Sgambati, an, klassische Konzerte in einem dunkeln engen Saale in Via della Frezza, zwischen Corso und Ripetta, zu geben.

Bei dem ersten dieser Konzerte, wenige Tage nach meiner Ankunft, erblickte ich zum erstenmal Franz Liszt. Ich war glückselig, ihn auch nur von weitem anschauen zu dürfen, und dachte nicht daran, ihn je kennen zu lernen, geschweige denn ihn zu hören! Wie war es mir, als er sich mir gleich bei dieser ersten

Begegnung vorstellen ließ! Mein Erröten, meine Schüchternheit müssen sein gutes Herz gerührt haben; denn er kam mir unendlich freundlich entgegen, sprach von meinen musikalischen Studien bei Klara Schumann, die er hoch verehrte, und sagte mir, er würde den nächsten Abend bei meiner Landsmännin, der Gräfin Alexandrine Bobrinsky, dinieren und erlaube sich, mich auch dahin einzuladen. Als er mir aber noch sagte, er wünsche mich bei dieser Gelegenheit spielen zu hören, da wäre ich, trotz der eben vorangegangenen großen Freude, doch am liebsten unter die Erde gesunken! Kaum zu Hause angelangt, erhielt ich die versprochene Einladung von meiner geistreichen Landsmännin, der ich nur zu froh war Folge zu leisten. Bei Tisch war Liszt entzückend, liebenswürdig, witzig, aber ich fühlte mich etwas enttäuscht, wie wenn ein Heiligenbild vom Altar herabgestiegen wäre. Dieses Gefühl kam aber meinem Spiel zugute; ich trug mehrere Stücke von Schumann vor und wurde vom Meister väterlich gelobt. Dann setzte er sich ans Klavier und improvisierte ... nun eben, er improvisierte ...

Die intimen Diners bei Bobrinskys wiederholten sich immer öfter und wurden zu einer lieben Gewohnheit. Gleich das nächste Mal brachte Liszt eine von ihm geschriebene Partitur mit und verlangte, ich sollte sie mit ihm vierhändig vom Blatte spielen. Not lehrt beten; das Sprichwort bewährte sich, das Beten half, es ging! Dafür wurde ich aber auch zur „chère collègue“ avanciert.

Einige Wochen später erweiterte sich unser Kreis durch die Ankunft des Grafen Alexis Tolstoi, eines unsrer größten russischen Dichter, dessen Dramen jetzt auch in Deutschland zur Geltung kommen. Seine Frau, die Gräfin Sophie, eine geborene Bachmétieff, war außerordentlich klug und sehr liebenswürdig, und ich habe nie jemand gesehen, der es so wie sie verstand, bedeutende Persönlichkeiten, seien sie Künstler, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Diplomaten oder nur liebenswürdige Menschenkinder, an sich zu ziehen. Ihre Nichte war mit mir gleichaltrig, und wir wurden sehr bald unzertrennliche Freundinnen. Tolstois kannten Liszt von Weimar her, und nun begann ein urvergnügtes Leben. Wir kamen fast alle Tage zusammen bei Tolstois im Palazzo Campanari alle tre Canelle, nahe am Trajansforum. Liszt bildete stets den Mittelpunkt jeder Versammlung. Bei schönem Wetter wurde im Garten gefrühstückt, mitten unter den blühenden Kamelien. Gregorovius, Kuno Fischer, Wolfgang Helbig, der Legationsrat Kurt von Schlözer, Bobrinskys, Fürst Gregoire Gagarin, Direktor der Petersburger Akademie der schönen Künste, die Maler Corrodi, de Sanctis, Botkine und Postnikoff, Hébert, der Direktor der französischen Akademie in Villa Medici, waren stets willkommene Gäste, Liszt war aber der willkommenste.

Gegen mich war der Meister stets rührend gut, anregend, rücksichtsvoll. Die übrige Gesellschaft beklagte sich sogar darüber, daß er sich in Gegenwart von uns jungen Mädchen gar zu sehr in acht nehme und nicht halb so amüsant sei, als wenn wir außer Hörweite wären. Auch fragte er mich stets, was

ich wünſchte, daß er ſpiele, und verwöhnte mich ſonſt auf jede mögliche Art, mich dabei aber ſtets anregend zum ernſten Studieren.

Damals waren Schumanns Werke in Rom noch völlig unbekannt, und Liſzt bat mich, einmal die Woche einige von ſeinen Schülern in meinem Atelier zu empfangen und ihnen die Stücke, die ich bei Klara Schumann ſtudiert hatte, vorzuſpielen. Er ſelber machte mir aber keinen einzigen Beſuch; ich glaube, er ſcheute ſich vor Großmüttern und Tanten, mit denen ich zuſammenlebte!

Er wohnte damals oben auf dem Monte Mario, bei der dortigen Kirche von Sant' Onofrio, woraus ſpäter die Legende entſtand, er habe in Torquato Taſſos Wohnung neben S. Onofrio auf dem Janiculum gehauſt.

*

Im November 1866 kam ich nach Rom zurück. Inzwiſchen hatte ſich vieles verändert. Liſzt war Abbé geworden und hatte die unvergeßliche Wohnung bei Santa Francesca Romana am Forum bezogen. Ich war dem Drange meines Herzens gefolgt und hatte Wolfgang Helbig geheiratet. Wir wohnten ſtolz oben auf dem Kapitol, in der lieben alten Caſa Tarpea. Damals führte noch eine ſchöne ſchattige Akazienallee vom Fuße des Kapitols bis zu Liſzts Wohnſitz. Wir wurden ſeine nächſten Nachbarn. Auch war Liſzt der erſte, der uns in unſerm Heim beſuchte, und von nun an ſorgte er mit wahrhaft väterlicher Liebe für mich, für uns.

Die Stellung meines Mannes, als Sekretär des archäologiſchen Inſtituts, verlangte, daß wir „empfingen", und es wurde beſchloſſen, jeden zweiten Montag „offenen Abend" zu halten. Mir war von jeher dieſe Art Geſelligkeit eine wahre Crux, ich war die unerfahrenſte und ungeſchickteſte der Hausfrauen, dazu noch in ganz fremder Umgebung. Liſzt nahm in dieſem Jahre an gar keiner Geſelligkeit teil, aber er kam doch zu uns und fand mich gleich am erſten Empfangsabende in einem jämmerlichen Zuſtande von ſchüchterner Unbeholfenheit. Er verſtand ſogleich meine Angſt vor dem Publikum, das meiſtenteils aus Leuten beſtand, die ich wenig oder gar nicht kannte und die voller Neugier in großer Anzahl angerückt kamen.

Ohne daß ich nur daran gedacht hätte, ihn dazu aufzufordern, ſetzte ſich Liſzt ans Klavier: er ſpielte lange, er ſpielte gerade, was dem anweſenden Publikum mundgerecht war, Brillantes, Leichtbegreifliches, zuletzt ſeine „Backhändl", wie er einige der entzückenden Walzer von Schubert aus ſeinen „Soirées de Vienne" zu nennen pflegte, immer neue, graziöſe, luſtige Variationen zufügend. Damit begründete er meine „Stellung in der Geſellſchaft", die ich übrigens beide, Stellung und Geſellſchaft, beim Zuhören rein vergeſſen hatte.

Seine liebenswürdige Fürſorge ging aber noch weiter. Beim nächſten offenen Abend ließ er uns die Haydnſche Kinderſymphonie aufführen. Mit luſtigem Humor, mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit ſtudierte er uns das Stück ein. Er war am Klavier, ich blies die Nachtigall, mein abſolut unmuſikaliſcher

Mann leistete Bedeutendes auf der Trommel; Schnarre, Wachtel, Kuckuck, Klingelspiel u. s. w. bearbeiteten die sogenannten Ragazzi — unsre jungen Archäologen, Philologen, Epigraphiker. Wer nicht im Takt blieb, wurde erbarmungslos entlassen. Die Aufführung fiel aber auch wunderschön aus. Liszt spielte seine Partie mit dem größten Ernste. Bei einer der vielen Proben erlaubte sich einer unsrer Jünglinge, Albert von Zahn, das von Liszt genommene Tempo zu kritisieren. Den Meister amüsierte diese naive Unverschämtheit, er gab nach, und von Zahn blieb darauf maßlos stolz während der wenigen Jahre, die er noch lebte.

Liszt hatte keine besondere Liebe zu ganz kleinen Kindern und verhehlte es nicht. Aber wir werden es ihm nie vergessen, wie er im Januar 1868 meine neugeborene Tochter Lili segnete, sie sogar auf den Arm nahm, ans Klavier brachte und ihre Fingerchen auf die Tasten drückte. Der süßen kleinen Last glücklich entledigt, spielte er uns und dem Kindchen lange vor, ganz leise, zart, traumhaft. Er hat meine Tochter immer lieb behalten. Noch ganz zuletzt, als sein getrübtes Augenlicht ihn verhinderte, allein auszugehen, ließ er sich gern von dem hübschen, aufblühenden Mädchen führen und dedizierte ihr sogar als angehender Violinspielerin ein Violinpräludium.

Als Liszt im Oktober 1869 nach Rom zurückkam, fand er mich ganz in Mutterfreuden aufgegangen und meine Musik ziemlich in den Hintergrund gerückt. Da nahm er mich ernstlich vor und sagte, er würde es sich zur Sünde anrechnen, wenn er es zuließe, daß ich, wie die meisten jungen Frauen, meine Musik an den Nagel hinge, und er bäte mich, bei ihm Unterricht zu nehmen und wieder ernstlich zu studieren.

Jeden Mittwoch versammelten sich seine Schüler bei ihm, und er ließ sie der Reihe nach spielen. Er hörte aufmerksam zu und machte ebenso genaue als geniale Bemerkungen. Oft setzte er sich ans Klavier und zeigte, wie er die Stücke gespielt haben wollte. Anfänglich wünschte er nicht, daß ich mit den andern seine Stunden teile, und lud mich ein, Freitags um Mittag zu ihm zu kommen. Erst wurde gefrühstückt, dann musiziert, dann half ich ihm, den Gästen, die er an dem Tage empfing, die Honneurs zu machen. Er beobachtete das Fasten sehr streng, auch war er sonst mäßig und einfach im Essen, obwohl er auch von Zeit zu Zeit ein feines Diner zu würdigen wußte und bei üppigen Gastmählern gar leicht wieder zum flotten, hyperfeinen Weltmann wurde. Desto spartanischer oder vielmehr franziskanischer waren die Frühstücke, die ich das Glück hatte, mit ihm zu teilen. Er lehrte mich rohe Finocchi essen wie auch rote Rüben, sein eigentliches Lieblingsgericht. Bei diesen frugalen Mahlzeiten sprach er gern von seinem geliebten heiligen Franz von Assisi, dem „poverello di Cristo", und weihte mich ein in das wahre, ideale Franziskanertum, indem er mir die entzückenden „Fioretti di San Francesco d'Assisi" vorlas oder erzählte.

Nach Tisch fing der musikalische Unterricht an. Das erstemal ließ er mich die Fis-moll-Sonate von Schumann spielen, und gleich bei den Anfangstakten

wurde ich geradezu gepackt von seinen wunderbaren, prägnanten Bemerkungen. Von dem wuchtigen Basse sagte er: „Bedenken Sie, welch gewaltige Bögen dazu gehören, um diese großartige Melodie emporzutragen!“ — Er ging auf und ab, seine abscheulich starke toskanische Zigarre rauchend, er setzte sich im Nebenzimmer an seinen Schreibtisch, hörte aber aufmerksam zu, und es entging ihm keine Nuance, er lobte, was zu loben war, ließ wiederholen, ging auf jede Intention ein und verlangte, daß man sich und die ganze Welt vergesse. Ein Stück folgte dem andern, neu angekommene Stücke mußten gelesen werden, er spielte selbst, allein oder mit mir vierhändig. Auf diese Weise habe ich die meisten von seinen Kompositionen kennen gelernt; besonders liebte er aber, wenn ich ihm seine geistlichen Werke vorspielte, seine „Harmonies poëtiques et religieuses“, vieles aus den „Années de pélérinage“. Später habe ich mit ihm alle seine symphonischen Dichtungen zu zwei Klavieren gespielt, zuallerletzt noch Bruchstücke aus S. Stanislas, diese aber nur vierhändig.

Sehr bald forderte er mich auf, auch am Mittwoch mit den andern Schülern und Schülerinnen zu kommen. Damals waren es meistens Römer: Sgambati, Oreste Pinelli, Lippi, Zilda Perini, die Mazza. In späteren Jahren dominierte das fremde Element: Georg Leitert aus Dresden, Alfred Reisenauer aus Königsberg, die teuflische Olga Janina, Anna Mehlig, Emma Mettler, Dora Petersen, Lina Schmalhausen, Johanna Wenzel, Zarembsky, Ansorge, Friedheim, Pinner, Pohlig, Bertrand Roth, Emil Sauer, Stavenhagen, Stradal und viele andre. Allen hörte er geduldig zu: aber wenn er bei einem Neuangekommenen anfing, falsche Noten zu korrigieren: „Cis! Mi!! Si bémol!!!“ mit einem „crescendo“ von mitleidiger Ungeduld, so wußten wir schon, daß er am Ende des Stückes ihm freundlichst raten werde, die gute Gelegenheit zu benutzen, Rom kennen zu lernen, dann aber ruhig nach Deutschland oder sonst wohin in die Heimat zurückzukehren; es gäbe ja überall ausgezeichnete Konservatorien und tüchtige Klavierlehrer vom Fache, zu denen er sich durchaus nicht rechne.

Aber so hochinteressant und lehrreich auch die Mittwoche waren, freute ich mich dennoch von Herzen, als er mich aufforderte, nach wie vor am Freitag zu ihm zu kommen, und ich gewahrte, daß ich ihm dabei hie und da nützlich sein könnte.

Erst jetzt, da wir in ähnlichen Verhältnissen, ebenfalls halb abgeschlossen von der übrigen Welt, auf dem Janiculum, in der ästhetisch schönen aber unbequemen baufälligen Villa Lante hausen, habe ich die Gründe würdigen gelernt, die Liszt bewogen, die Wohnung bei Santa Francesca Romana zu beziehen. Einerseits genoß er die herrliche Aussicht, anderseits hatte er keine Nachbarn, ergo keine Klaviere, und sowohl die Entfernung vom Zentrum der Stadt wie die relative Schwierigkeit der Verbindungen verschaffte ihm die erforderliche Ruhe.

Seine Wohnung war sehr einfach. In die westliche Seite der Kirche eingebaut, bestand sie aus einer Reihe von Zimmern, deren Fenster alle auf das Forum romanum, den Titusbogen, den Palatin gerichtet waren. Wenige Stufen

führten zum leeren Vorzimmer, dann kam sein bis auf einen kleinen viereckigen Tisch und einige Stühle ebenfalls leeres Speisezimmer, dann sein Empfangszimmer mit der abscheulichsten, braunen, großblumigen Tapete. An den beiden Langwänden standen je ein Diwan und einige gepolsterte Stühle, vor der Rückwand sein Klavier, dahinter, in der Ecke, die Statuette der heiligen Elisabeth von Ungarn. Das Instrument war ihm vor kurzem von Chickering aus Amerika zugeschickt worden; unter seinen göttlichen Fingern klang es natürlich himmlisch, aber keiner von uns mochte darauf spielen, besonders weil nach kurzer Zeit die Tasten unheimlich unegal wurden und immer neue Mucken zutage kamen. Wir erinnern uns alle an gewisse Tage, an denen das mittlere b fleißig umgangen werden mußte, weil die schwarze Taste sich hartnäckig weigerte, wieder in die Höhe zu gehen. Auf das Empfangszimmer folgte das Studierzimmer, wo er an dem Schreibzimmer beim Fenster so manche Seite entwarf, die zu den erhabensten Schätzen der Menschheit gehört, die Seele aus dem Drangsal und Leiden dieser Welt heraushebend, ihr neue Horizonte des Trostes und der Seligkeit offenbarend. An den Wänden hingen zwei große schöne Handzeichnungen von Gustav Doré, Illustrationen zu Liszts „Zwei Legenden", der heilige Franz von Paula auf den Wellen schreitend und S. Francesco d'Assisi die Vögel segnend. Auf das Studierzimmer folgte das echt franziskanische Schlafgemach.

Liszts Diener und Landsmann, Miszka, war ein braver und tüchtiger Mensch, seinem Herrn von ganzer Seele ergeben und jeden seiner Winke verstehend. Damals waren die italienischen Streichhölzchenschachteln meistens mit sehr unanständigen Bildchen verziert. Ich erinnere mich, wie einst Liszt ihm einige Soldi reichte und bloß sagte: „Rien que des monuments!" Der gute Kerl begriff sofort die lakonische Anweisung und brachte nach Hause die biedersten Vestatempel, Petersplätze, Castel Santangelos u. s. w. In späteren Jahren war es wiederum Miszka, der seinen geliebten Herrn rettete, als in Budapest ein verruchtes Weib in sein Studierzimmer eindrang und auf ihn schoß. Der Tod des treuen Dieners betraf den Meister als ein herber Verlust.

Der Winter 1869—70 war ebenso anstrengend als interessant. Das ökumenische Konzil hatte zahlreiche geistliche Würdenträger und deren Anhang nach Rom geführt. Am Freitage konnte Liszts Salon kaum die vielen Gäste fassen. Kardinäle, Prälaten, darunter der elegante Haynald, Bischof von Kalocsa, der gewaltige Stroßmayer, Bischof von Diakovar, Simor, Erzbischof von Vesprim, Primas von Ungarn, und viele andre, mit ihren Abbés, fanden sich bei Liszt ein, der dabei köstlich und meistens unendlich humoristisch war. So behauptete er, ich weiß nicht mehr, welcher von den geistlichen Herrn, liebe nur ein Musikstück, „La Violette" von H. Herz, und jedesmal spielte er ihm das alberne Stück vor, aber immer mit neuen entzückenden Variationen. Auch viele Damen besuchten ihn um diese Zeit, hauptsächlich solche, die es für ihre Pflicht hielten, sich um den Gang des Konzils zu bekümmern, und für die Liszt den Namen „Les matriarches" erfunden hatte.

Ueberall war Liszt willkommener Gast, in den diplomatischen Kreisen wie in den damals sehr exklusiven Salons der römischen Aristokratie. Besondere Freundschaft verband ihn mit der Familie Caetani. Das Haupt derselben war damals Don Michelangelo, Herzog von Sermoneta, wohl der bedeutendste, gescheiteste und gelehrteste Römer seiner Zeit. Sein Sohn, Don Onorato, Principe di Teano, und seine liebreizende, herrliche, junge Gemahlin, Donna Ada, brachten in den düsteren Palazzo den Sonnenstrahl ihrer Herzlichkeit und Lieblichkeit. Beide Generationen hegten die tiefste Verehrung für den Meister, und dieser hob aus der Taufe den kleinen Roffredo, der jetzt ein großer Musiker geworden ist, während keines seiner fünf Geschwister jemals Anlage zur Musik gezeigt hat. Der alte Herzog hielt damals, trotz seiner Blindheit, wunderbar interessante Vorträge über Dantes „Divina Commedia", während der Marchese Francesco Nobili Vitelleschi den betreffenden Text meisterhaft, und zwar auswendig, vortrug. Diese Danteexegese war es, die Liszt zur Dantesymphonie anregte, zu dieser großartigsten unter seinen Kompositionen. Unvergeßlich bleibt mir die erste Aufführung dieses Werks bei der Einweihung des Saales hinter der Fontana Trevi, der davon den Namen der „Sala Dante" beibehalten hat. Dies war zugleich das erste Konzert unsrer Società orchestrale, die unter Liszts Auspizien entstanden, von Ettore Pinelli dirigiert, so viele Jahre uns Gelegenheit bot, Altes und Neues zu hören und zu genießen.

*

Beim Schreiben tauchen immer mehr alte Erinnerungen auf. Ich gedenke der Sonntagnachmittage bei Minghettis in dem wunderschönen, künstlerisch eingerichteten Salon unsrer lieben Donna Laura Minghetti, die, ewig jung, immer geistreich und liebenswürdig, es so gut verstand, Freunde und Fremde um sich zu versammeln. Damals sang sie noch reizend. Tosti, noch blutjung, brachte zu ihr seine ersten lustigen, jugendfrischen, originellen Lieder. Liszt amüsierten sie unendlich, er ließ sie von Donna Laura und Tosti singen, immer wieder, und jedesmal freute er sich darüber wie auch über das Spiel von Donna Lauras schöner und pikanter Tochter, Gräfin Marie Dönhof, jetzt Gemahlin des deutschen Reichskanzlers. Marco Minghetti war damals Premierminister, und die ganze Rechte versammelte sich bei ihm. Wie oft erstaunten wir über Liszts enorme Kenntnisse von allen die Geschichte und die Politik betreffenden Fragen, die in diesem Salon erörtert wurden. Einmal fragte ihn mein Mann, wann er die Zeit gehabt hätte, sich so vielseitiges Wissen zu erwerben. Liszt erzählte uns dann, daß er grundsätzlich während der Stunden, in denen er Fingerübungen mache, ein Konversationslexikon auf dem Klavier habe und fleißig darin lese. Aber er hatte auch neben diesem angelernten Wissen eine große Intuition für die Gaben seiner Nebenmenschen. So war er der erste, der schon damals die große Bedeutung des Grafen Gobineau erkannte und uns alle darauf aufmerksam machte.

(Schluß folgt)

Ueber die Ernährung

Von

L. Krehl (Straßburg)

Warum essen und trinken wir? Eine banale Frage! Weil wir Hunger haben, weil wir es gewohnt sind, weil es uns gut schmeckt, sagt der eine. Weil wir es tun müssen, um zu leben, sagt der andre. Im Grunde haben alle beide recht oder unrecht. Der lebende Organismus kann leben und seine Leistungen vollführen, ohne daß er Nahrung aufnimmt; er trägt alles in sich, was zum Leben notwendig ist. Diejenigen, die einen Feldzug mitgemacht haben, werden am besten wissen, daß eine Zeitlang auch die größten Anstrengungen trotz Hungers ausgeführt werden konnten, wenn die moralische Kraft es zuließ. Aber sie wissen auch, daß das eine Grenze hat. Denn alle Leistungen des Organismus sind mit Verbrauch von dem verbunden, was der Physiker Kraft nennt.

Kraft läßt sich aber nicht aus dem Nichts schaffen. Das uns gezeigt zu haben, ist ja das unsterbliche Verdienst des großen Arztes, dessen Standbild auf dem Markt in Heilbronn steht, Robert Mayers, und des großen Physikers Hermann von Helmholtz. Sie fanden das Gesetz, das die lebende und unbelebte Natur beherrscht, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder der Energie.

Wenn wir die Hypothese machen, daß die uns umgebende Welt wirklich existiert, so nehmen wir mittels unsrer Sinne Gegenstände wahr, die sich bewegen. Das, was bewegt wird, nennen wir Materie, die Tatsache der Bewegung sehen wir als die Aeußerung von Kraft oder Energie an.

Für unsre Naturwissenschaft sind Materie und Kraft ewig und unzerstörbar; sie entstehen nicht, sie vergehen nicht. Wenn es den Anschein hat, als ob Kraft geschaffen würde oder verschwände, so handelt es sich bei näherem Zusehen nur um Umwandlungen einer Art von Kraft in eine andre, d. h. wir unterscheiden verschiedene Formen von Energie, die ineinander überzugehen vermögen. Energie ist alles, was irgendwelche Form von Arbeit zu leisten imstande ist. So kennen wir mechanische Energie: dazu gehört zum Beispiel das, was unsre Lokomotiven bewegt. Chemische Energie: das, was die chemischen Vorgänge hervorruft. Zur elektrischen Energie gehört das, was unsre Zimmer erleuchtet und unsre Straßenbahnwagen treibt. Thermische oder Wärmeenergie: das, was uns die Empfindung der Wärme verschafft. Durch die Physik wissen wir, daß ebendas, was wir Kraft oder Energie nennen, was äußere Arbeit zu leisten imstande ist, in der Welt nicht nur in verschiedener Weise sich äußern kann, sondern auch gewissermaßen in einem Ruhe- und einem Bewegungszustande existiert.

Wir sprechen von latenter und von lebendiger Kraft. Als lebendig kann man die Kraft bezeichnen, die sich direkt als Bewegung äußert. Latente Energie

oder Spannkraft nennen wir diejenige Form von Energie, die erst in Bewegung übergeführt werden muß, ehe sie Arbeit zu leisten vermag.

Wenn ein Stein oder ein Gewicht zur Erde fällt, so wird dabei Arbeit geleistet durch die Schwerkraft der Erde. Das sieht man daran, daß ein solcher herabfallender Stein die Kopfknochen des Menschen zertrümmert oder in die Erde ein Loch schlagen kann. Heben wir ein Gewicht in die Höhe und bringen es so in eine Stellung, daß es nicht herabfallen kann, so speichern wir die lebendige Kraft, die man aufwenden mußte, um das Gewicht zu heben, in dem gehobenen Gewicht gewissermaßen auf. Sie kann wiedergewonnen werden, wenn man es herabfallen läßt. Das ist uns allen bekannt von den Turmuhren her: ihre Gewichte werden durch das Aufziehen der Uhr hochgehoben. Indem sie allmählich abwärts sinken, treiben sie das Räderwerk der Uhr vorwärts.

Alle die verschiedenen Energieformen, von denen ich vorhin sprach: die mechanische, elektrische, chemische, die Wärmeenergie kann man ineinander überführen. Zum Beispiel wird die elektrische Kraft, die unsre Wohnungen erleuchtet und unsre Maschinen treibt, meist aus der latenten Kraft der Kohlen gewonnen, die im Elektrizitätswerk verbrennen — also zuletzt aus chemischer Energie, aber durch Vermittlung von mechanischer, denn die verbrennenden Kohlen treiben zunächst Maschinen, welche die elektrische Kraft erzeugen. Viel einfacher ist es, wenn man direkt mechanische Energie zur Erzeugung von elektrischer Kraft verwenden kann. Hat zum Beispiel eine Stadt das Glück, einen großen Wasserfall oder einen stark strömenden Fluß in ihrer Nähe zu haben, so kann sie mit dessen Kraft ihre elektrische Beleuchtung bestreiten. Seinerzeit wurde von den Stauungswehren des Neckars bei Lauffen die elektrische Kraft für die Frankfurter Ausstellung geliefert, und noch jetzt wird, soviel ich weiß, die Stadt Heilbronn davon erleuchtet.

Die Umwandlung von latenter Energie in lebendige Kraft und der Uebergang der verschiedenen Energieformen ineinander ist das, was im Kulturleben fortwährend geschieht. Die Gesamtmenge der Energie bleibt dabei in einem Kraftsystem immer konstant — unter Kraftsystem verstehen wir hier die Welt, die zu unsrer Sonne und den sich um sie scharenden Planeten gehört. *Das ist der große Gedanke von Robert Mayer und Hermann von Helmholtz.* Erst durch diesen Gedanken verstehen wir die unbelebte Natur.

Und erst durch ihn bekamen wir ein Verständnis für das Geschehen in der belebten Natur, in der Tier- und Pflanzenwelt. Denn auch für alle lebenden Wesen gilt das große Gesetz.

In uns, d. h. im lebenden Körper, wird fortwährend latente Energie, Spannkraft in lebendige Kraft übergeführt.

Wir nehmen diese Kraft aus chemischer Energie: der normale Mensch gewinnt diese durch Zersetzung der Nahrungsmittel, der hungernde Organismus zersetzt sich selbst; ein Teil seiner Organe wird dabei aufgezehrt. Man kennt da sehr interessante Verhältnisse, die zum Selbstschutz des Organismus dienen. Das, was der Körper braucht, wird vom Hungernden auf das äußerste ein-

geschränkt, die weniger notwendigen Organe werden den lebenswichtigen geopfert. So schwinden das Fettpolster der Haut und die Muskeln, während zum Beispiel Gehirn und Herz ihr Gewicht annähernd unverändert beibehalten.

In diesem Falle, nämlich beim Hunger, schafft der Organismus seine Leistungen aus chemischer Energie, und diese stammt aus der Zersetzung seiner Körperbestandteile: er zehrt sich gewissermaßen selbst auf. Hier muß für den Körper, der leben soll, die Nahrung eintreten. Aber sie tut das in einer ganz besonderen Weise. Ihre einzelnen Bestandteile werden gewissermaßen erst zu Bestandteilen des lebenden Organismus. Während nun der hungernde seinen alten Bestand, sein Reservekapital aufbraucht, hält sich der normal Ernährte immer an das frisch Hinzukommende unter Erhaltung seiner Organe.

Das ist die Aufgabe der Ernährung und der Nahrung: die Kraftentwicklung des menschlichen Körpers zu ermöglichen und ihn trotzdem auf seinem Bestand zu erhalten. Damit verbindet sie unsern Körper mit der allumfassenden gesamten Natur, in der wir leben. Wenn nämlich unsre Nahrungsstoffe die Quelle unsrer Kraft sein sollen, so müssen sie selbst Energie enthalten, latente Energie. Woher stammt die Kraft des Eiweißes, des Fetts, des Mehls, also unsrer hauptsächlichen Nahrungsmittel? Sie stammt aus der Sonne. Es ist die unerschöpfliche Energie dieses gewaltigen Körpers, von dem auch wir leben: sowie alle andre Bewegung auf der Erde letztlich von der Sonne stammt, so auch unsre Kraft. Die Pflanze trägt merkwürdige Einrichtungen, welche die Kraft der Sonnenstrahlen in chemische Energie umzusetzen vermögen, das ist der grüne Stoff in den Blättern, das sogenannte Chlorophyll. Mit dessen Hilfe verwendet die Pflanze die Energie der Sonnenstrahlen zum Aufbau unsrer Nahrungsstoffe aus Substanzen der Luft und des Erdbodens. In diesen unsern Nahrungsstoffen wird Kraft aus der Sonne als sogenannte Spannkraft, als latente Energie aufgespeichert — im Tierkörper wird sie wieder frei und erscheint als lebendige Kraft.

In welchen einzelnen Formen die lebendige Kraft hier erscheint, d. h. um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen: zu welchen Einzelaufgaben wir die Nahrung brauchen, das soll sofort erörtert werden.

Vorher ist aber noch eine wichtige Betrachtung kurz zu streifen. Der Uebergang jeder Art von lebendiger Kraft in eine andre, ebenso wie der Uebergang von latenter Energie, d. h. von Spannkraft, in lebendige Kraft, geschieht stets genau quantitativ. Es ist das der Punkt, der erfahrungsgemäß für viele Menschen dem durchdringenden Verständnis die meisten Schwierigkeiten macht. Und das hängt wohl zum Teil mit der ganzen Art unsrer intellektuellen Ausbildung zusammen, die ja leider den exakten, den messenden Naturwissenschaften wenig hold ist. Vielleicht darf ich an einem Beispiel zeigen, wie wenig leicht wir quantitativ denken. Vielfach hört man Diskussionen darüber, ob elektrisches Licht oder Gaslicht besser und billiger sei. Diese Frage ist so überhaupt nicht zu beantworten, weil in der Regel gar nicht berücksichtigt wird, daß man in

bezug auf den Preis nur Beleuchtungen von gleicher Lichtstärke vergleichen kann. Die am meisten gebrauchten Glühlampen entsprechen etwa 16 sogenannten Normalkerzen, d. h. Kerzen von einer bestimmten Dicke, eine Auer-Lampe etwa der vierfachen Lichtstärke. Daraus, daß man das ganz allgemein nicht berücksichtigt, ergeben sich allerlei schiefe Auffassungen.

Wenn die latente Energie oder die Spannkraft der Nahrung lebendige Kraft im Organismus entwickeln muß, so geschieht auch das in ganz bestimmten Maßverhältnissen. Umgekehrt: Wollen wir eine bestimmte Leistung ausführen, so müssen wir eine genau entsprechende Menge von Nahrung genießen. Zum Beispiel wenn ein Mensch von 70 Kilo das Matterhorn besteigt, so muß sein Gewicht um zirka 3000 Meter gehoben werden. Damit dieses bestimmte Maß von mechanischer Energie geschaffen werden kann, wird eine genau bestimmte Menge von Nahrung zersetzt. Das ist der Punkt, der bei den nicht rein fachmännischen Erörterungen über die Ernährung in der Regel gar nicht berücksichtigt wird.

Also die Nahrung dient dazu, in unserm Organismus Kraft zu entwickeln. Um welche Arten von Kraft handelt es sich?

Im vergangenen Winter hatte ich Gelegenheit, über die Bedeutung der Temperatur bei den warmblütigen Organismen zu sprechen. Ihre hohe Eigenwärme ist dazu da, sie immerdar und jederzeit schlagfertig zu erhalten. Denn die Substanz unsrer Zellen, das, was wir lebendige Substanz nennen, zersetzt sich nur bei dieser bestimmten Temperatur, nur bei ihr können unsre Zellen leben, und also nur bei ihr kann der Organismus seine Leistungen entfalten. Das Mittel, durch das der Organismus trotz des Lebens in einer viel kühleren Umgebung seine Eigenwärme aufrechterhält, ist die Zersetzung der Nahrungsmittel. Man kann da vollkommen den Vergleich mit dem Ofen anführen. In diesem verbrennen wir Holz und Kohle. Dadurch, daß der Kohlenstoff davon sich mit einem Gas der Luft, dem Sauerstoff, verbindet, wird Wärme entwickelt, und so können wir die Temperatur unsrer Wohnräume warm gestalten, auch wenn es draußen friert. Der tierische Körper verbrennt die Nahrungsmittel: das Eiweiß von Fleisch und Eiern, die Fette, die Mehlspeisen, und schafft sich dadurch seine notwendige Temperatur. Gleichzeitig unterstützt er deren Aufrechterhaltung dadurch, daß er in kalten Zeiten die Abgabe von Wärme auf die Haut einschränkt: wir bekleiden uns mit dicken Stoffen und legen Pelze an; die Tiere erhalten ihr Winterkleid mit dichten Federn und Haaren. Auf diese Weise tritt die Kleidung in eine Relation zur Nahrung und zur Ernährung. Die ganze Frage der Abhärtung muß in Beziehung zur Ernährung gesetzt werden. So ist uns allen bekannt, daß schlecht genährte Menschen so leicht frieren. Vor einigen Jahren war es Sitte, zarte Kinder auch bei kaltem Wetter mit bloßen Armen und Beinen und tief ausgeschnittenem Hals umhergehen zu lassen. Das bekommt vielen unter ihnen aber sehr schlecht, weil sie nicht imstande sind, sich die notwendige Wärme zu verschaffen. Zum mindesten werden sie leicht noch elender.

Wir sehen also, daß die Nahrung einmal die Aufgabe hat, die dem Körper

notwendige Wärme zu liefern. Wir brauchen sie ferner zur Leistung der verschiedensten Art von mechanischer Arbeit. Da ihr größter Teil in Muskelarbeit besteht, so darf ich vielleicht von dieser sprechen.

Es ist also wieder ein besonderer Fall von Umwandlung der Energie gegeben: die Spannkraft der Nahrungsmittel geht mit Hilfe mehrerer Organe unsers Körpers, namentlich der Leber und der Muskeln, in mechanische Energie über, und diese äußert sich in Verkürzungen unsrer Muskeln. Auf diesem Wege leisten wir alle unsre äußere Arbeit. Natürlich ist die Menge der Nahrung, die dabei verbraucht wird, wiederum von dem Umfang der Muskelbewegungen abhängig, und es ergibt sich, daß, wer viel Arbeit zu leisten hat, mehr Nahrung verbraucht. Das wissen wir auch alle von uns her; die Nahrungsaufnahme, die bei uns in der Unruhe und Hast des städtischen Lebens oft mangelhaft ist, wächst sofort, sobald wir im Gebirge große Spazierwege machen. Und wieviel ißt der Arbeiter, der schwer arbeitet, im Vergleich zum ruhig sitzenden Bureauschreiber! Aber auch die Menschen der gleichen Lebensweise, des gleichen Standes und Berufs essen, wie bekannt, sehr verschieden viel. Das liegt zum Teil daran, daß sie sich ganz verschieden viel bewegen. Der eine ist phlegmatisch, er vermeidet jede unnötige Bewegung, die Ereignisse der äußeren Welt und die seelischen Erregungen bringen ihn nicht aus seinem Gleichgewicht. Der andre ist niemals in Ruhe, und für alles, was er tun will, macht er dreimal so viel Bewegungen wie die meisten Menschen — erst im Schlaf kommt er zu wirklicher Ruhe. Es gibt ein sehr lehrreiches kleines Instrument, das man als Schrittmesser bezeichnet. Man trägt es in der Tasche, und es zeigt jeden Schritt an, den man macht. Wenn verschiedene Leute es benutzen, so sieht man auf das deutlichste, wie verschieden viele Bewegungen bei scheinbar gleichem äußeren Leben verschiedene Menschen machen. Und nun gar erst, wenn Ungleichmäßigkeit der Leistungen hinzukommt! Also darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die erheblichen Verschiedenheiten der Nahrungsaufnahme in quantitativer Beziehung in recht vielen Fällen darauf beruhen, daß wegen Ungleichheit der körperlichen Tätigkeit die einzelnen Menschen nicht das Gleiche brauchen.

Zur Bildung von Wärme und Leistung von Arbeit kommt als Aufgabe der Ernährung noch ein drittes hinzu. Durch das Leben werden die einzelnen Organe und ihre kleinsten Teilchen, die Zellen, abgenutzt. Sie müssen andauernd neu ersetzt werden. Auch das geschieht durch die Nahrung, indem der Organismus über die Fähigkeit verfügt, aus den Bestandteilen der Nahrungsmittel die Substanz seiner eignen Organe herzustellen. Liegt darin doch eine der charakteristischen Eigenschaften der Vorgänge, die wir als Leben bezeichnen: das lebende Wesen, auch das einfachste, baut sich immer selbst wieder auf; aus toten Materialien vermag es seine lebendige Substanz herzustellen. Ein totes Werkzeug, das abgenutzt wird — und mag es das kunstvollst gebaute sein —, kann nur durch lebende Wesen wieder erneuert werden.

Beim Kind beziehentlich dem wachsenden Menschen beschränkt sich die Verwendung der Nahrungsmittel nicht auf die Wiederherstellung des im Leben Ver-

brauchten, sondern sie dient auch noch zur Vergrößerung und Vermehrung der Körperzellen, also zu dem, was man als Wachstum bezeichnet.

Es muß der größte Wert auf die Feststellung gelegt werden, daß die für jede der genannten Aufgaben notwendigen Mengen von Nahrungsmitteln je nach dem Umfang der Aufgabe außerordentlich wechseln. Physik und Physiologie haben das sehr genau studiert. Aber was weiß der natürliche Mensch davon? Und glücklicherweise braucht er nichts davon zu wissen! Wie kommt es nun, daß er trotzdem von selbst, gewissermaßen instinktiv, in seiner Ernährung das Richtige findet? Es gehört das mit zum Wunderbarsten unter den vielen Wundern, die uns umgeben, und zwar liegt ihm zugrunde die geheimnisvolle Einrichtung der lebendigen Natur, ich muß vielleicht richtiger sagen, die wunderbare Eigenschaft der lebendigen Substanz, die wir als Regulationsfähigkeit bezeichnen. Das lebende Wesen als solches — und sei es die kleinste unbedeutendste Zelle, sei es ein Bakterium, von denen viele Tausende noch nicht das Tausendstel eines Gramms wiegen, — trägt in sich die Fähigkeit, seine Lebensverhältnisse *zweckmäßig für die Erhaltung des Individuums und der Art einzurichten*. Man kann sagen, erst durch diese Eigenschaft ist das Leben möglich, durch sie ist die Konstanz der Form im Tier- und Pflanzenleben gegeben. In jedem lebenden Wesen ist eine Einrichtung, die nach Art einer bewußten Intelligenz arbeitet, und es streiten zur Erklärung davon bekanntlich zwei Theorien in der Biologie. Nach der einen steht am Anfang der Ereignisse ein Wesen mit qualitativ ähnlichen Eigenschaften wie der Intellekt des Menschen. Nach der andern ist das, was wir Zweckmäßigkeit nennen, nur das uns zweckmäßig erscheinende Ergebnis rein mechanischer Prozesse.

Wenn wir auf den hier zu besprechenden besonderen Fall zurückkommen, so handelt es sich darum, daß der Mensch instinktiv die richtige Menge und Art der Nahrungsmittel findet, die er für seine Bedürfnisse braucht. Hier ist zunächst von der *Menge* zu sprechen. Der natürliche Mensch bestimmt sie richtig durch das Gefühl des Hungers und des Durstes. Der Hunger ist eine Empfindung, die jeder von sich selbst her kennt, ohne sie doch näher definieren zu können. An ihrer Entstehung ist wohl der Magen beteiligt. Aber sicher geht nicht das ganze Hungergefühl vom Magen aus. Diese Empfindung fordert gebieterisch, nach Art eines Triebs, die Erfüllung dieses Verlangens, und dadurch erhält sie das Individuum. Es ist bekannt, zu welch gewaltsamen Akten das Tier oder der Naturmensch durch das Gefühl des Hungerns gebracht werden kann.

Beim Kulturmenschen kann die ganze Frage des Hungers in hohem Grade kompliziert sein durch die Empfindung, die man Appetit nennt. Unser Wille hat zweifellos einen Einfluß auf das Hungergefühl; er vermag es zu unterdrücken. Wie weit das möglich ist, wissen wir ja alle aus den merkwürdigen Beobachtungen an den Hungerkünstlern, die freiwillig wochenlang ohne Nahrung blieben. Anderseits genügt beim Kulturmenschen der Hunger nicht in allen Fällen allein für sich, um die Nahrungsaufnahme genügend zu gestalten: wir können Hunger

haben und haben doch keine Lust zu essen, ja vermögen manchmal trotz Hungers nicht zu essen, weil, wie wir uns ausdrücken, der Appetit fehlt. Häufiger noch beobachten wir das bei Kranken. Diese Empfindung fehlenden Appetits bei vorhandenem Hungergefühl hängt offenbar in erster Linie mit dem Zustand unsers Geistes zusammen. Durch die Erziehung und die Kultur lernen wir unsre Triebe unterdrücken. Dadurch wird, wenn ich einen groben Ausdruck brauchen darf, gewissermaßen die direkte Verbindung zwischen unsern Trieben und den Vorrichtungen zu ihrer Befriedigung gelockert oder unterbrochen. Wenn wir ihren Einfluß bekämpfen, erreichen wir den Vorteil, daß wir sie zu beherrschen vermögen. Anderseits verliert nun eben auch der Hungertrieb seine Macht und genügt nicht unter allen Umständen, um uns zum Essen zu bewegen, sondern bei vielen Menschen gehört dazu eine gewisse Geneigtheit zu essen — eben das, was man als Appetit bezeichnet. Diese Empfindung dürfte sich entwickelt haben im Verein mit dem Gefühl des Behagens am Geschmack der Speisen. Doch wird dieser Punkt besser erörtert, wenn wir dann noch kurz auf die Bedeutung der Qualität der Nahrungsmittel eingehen.

Die Empfindung des Appetits und die Freude am Essen haben nun ihrerseits zweifellos leicht einen ganz bestimmten Einfluß auf unsre Nahrungsaufnahme. Ueberläßt sich der Mensch allein dem Gefühl des Hungers und des Gesättigtseins, so nimmt er vermöge der wunderbaren Einrichtungen unsers Organismus etwa gerade so viel auf, wie er braucht. So kommt es, daß viele Menschen, ohne sich irgendwie um ihre Ernährung zu kümmern, jahraus, jahrein das gleiche Gewicht behalten. So kommt es, daß die gesunden Kinder, denen genug Nahrung gegeben wird, wachsen und ihre Muskeln, ihre Knochen wie alle übrigen Gewebe sich vergrößern.

Uebernimmt aber die Freude am Essen die Leitung der Mahlzeit, so kann leicht mehr aufgenommen werden, als gerade gebraucht wird. Was wird aus dieser über das notwendigste Maß hinausgehenden Nahrung? Der Organismus speichert sie auf für Zeiten der Not. Teils als Eiweiß, teils in Form einer dem Mehl nahestehenden Substanz, vor allem aber als Fett. Solche Depots bringen dem Organismus Nutzen für Zeiten der Not. So vermag ein Mensch von gutem Ernährungszustand eine langwierige Krankheit, z. B. einen schweren Typhus, eher besser zu überstehen als ein schlecht genährter.

Bisher wurde immer nur von der Gesamtmenge der Nahrung gesprochen. Nun sind aber die einzelnen Substanzen, die wir essen, ganz verschieden in ihrer Bedeutung für die Gesamternährung. Wir begegnen da von neuem dem besprochenen wunderbaren Gesetz, daß der lebende Organismus von sich aus die für ihn passende und notwendige Zusammensetzung der Speisen herbeiführt. Um so bewunderungswürdiger ist diese Fähigkeit, als theoretisch vielerlei Möglichkeiten für eine dem Organismus nützliche Zusammensetzung des Speisezettels existieren und tatsächlich auch die verschiedensten Möglichkeiten im Leben realisiert sind. Und trotzdem ist der Endeffekt immer die für die Aufgaben des Organismus richtige Kombination.

Vielleicht darf ich einiges über die zum Leben notwendige Zusammensetzung der Speisen vorausschicken. Der Mensch braucht eine große Menge Eiweiß. Die meisten nehmen sie in Form von Fleisch auf. Andre brauchen vorwiegend Milch und Eier hierfür, und die strengsten Vegetarier benutzen auch für diese Aufgabe das spärliche Eiweiß der Pflanzen. Sie müssen dann von diesen natürlich viel mehr essen. Von Eiweiß bezw. Fleisch allein kann der Mensch, wie es scheint, nicht leben. Es gibt ja einige Tierspezies, deren Mitgliedern das möglich ist — dem Menschen ist es bisher nicht gelungen, sich mit Fleisch allein in ausreichendem Ernährungszustande zu halten. Es gelingt einfach deswegen nicht, weil der Mensch nicht so viel Fleisch aufzunehmen imstande ist, wie er brauchen würde. Mehrere Aerzte haben unter größter Anstrengung den Versuch gemacht. Sie haben bis über $1^1/_2$ Kilo Fleisch am Tage gegessen — selbst das reicht nicht aus. Mehr zu essen war aber ganz unmöglich wegen des unüberwindlichen Widerwillens, der sich einstellte.

Außer den Eiweißkörpern braucht der Organismus auch Fett oder zuckerartige Substanzen. Während eine gewisse Menge von Eiweiß notwendig ist, können die andern gegenseitig füreinander eintreten. Die meisten von uns essen ja Fett und Mehlspeisen bezw. Zucker. Das Fett in Milch, Butter, Eiern und Fleisch, die mehlartigen Körper in allen süßen Sachen, vor allem in Brot und dem, was wir Mehlspeisen nennen, also Kartoffeln, Reis, Nudeln, Spätzle. Aber es gibt da unter uns schon große individuelle Verschiedenheiten, die teils von persönlichen Neigungen, teils von Gewohnheiten abhängen. Und nun gar groß sind die Verschiedenheiten bei verschiedenen Völkern! Zwar wird nur selten fast ausschließlich Fett genommen. Aber man kann doch das sagen, daß vielfach im Norden die Fett-, im Süden die Mehlnahrung überwiegt. Jedenfalls kann von mehlartigen Substanzen verhältnismäßig die größte Menge verzehrt werden. Sie allein oder sie in Verbindung mit Fetten sind am leichtesten imstande, dem Körper große Mengen von Spannkraft zuzuführen. Das ist auch der Grund, weshalb Menschen, welche die allerschwerste Arbeit haben, so außerordentlich große Mengen von Mehlspeisen, vor allem von Brot essen. Das ist auch der Grund, weshalb wir Rekonvaleszenten und allen denen, bei welchen wir eine Verbesserung des Ernährungszustands erzielen wollen, Mehlspeisen der verschiedensten Art empfehlen.

Auch in diesen Fragen zeigt sich wieder die wunderbare Fähigkeit des Organismus, das für ihn Richtige von selbst zu finden. Wie vorhin schon gesagt wurde, braucht der Organismus Eiweiß. Dieser Stoff ist für ihn unentbehrlich — wahrscheinlich deshalb, weil er mit dem Eiweiß der Nahrung seine durch die Lebenstätigkeit zerstörten Zellen wieder aufbauen muß. Es hat sich nun durch Untersuchung der vom Organismus unter den verschiedensten Umständen gewählten Nahrung herausgestellt, daß diese immer aus zirka einem Fünftel Eiweiß und vier Fünfteln eiweißfreien Substanzen, d. i. Mehlen und Fetten, besteht. Dieses Verhältnis ist aber merkwürdigerweise gerade das für den Körper günstige. Welch wunderbare Einrichtung! Man kann nicht genug

staunen. Der natürliche Mensch weiß nichts von der Zusammensetzung der Nahrung und weiß nicht, was ihm notwendig ist. Trotzdem findet er von selbst unter den verschiedensten Lebensverhältnissen, was für ihn richtig ist in Menge und Zusammensetzung der Nahrung.

Was nun im Leben der einzelne tut, ich meine, wie der einzelne sich ernährt, das hängt aber nur zum Teil von seinem natürlichen Instinkt ab. Schon als wir die notwendigen Nahrungsmengen erörterten, sahen wir, daß einmal die Freude am Essen sich einmischt. Wenn wir von der Qualität der Speisen sprechen, kommt das noch viel mehr in Betracht. Damit nahe zusammen hängt die Gewohnheit mit ihrer außerordentlichen Macht. Und schließlich spielen — aber leider keineswegs als das Unwichtigste — die Geldverhältnisse eine große Rolle. Diese Momente können sich auf so verschiedene Weise ineinander mischen, daß sich in der Tat die Nahrungsaufnahme der einzelnen ganz verschieden gestaltet — man kann fast sagen: bei jedem Menschen wieder anders. Aber einiges läßt sich doch verallgemeinernd sagen.

Bei den wohlhabenden Ständen tritt die Eiweiß- und Fleischnahrung jetzt ganz ungewöhnlich in den Vordergrund: bei weitem die meisten essen mehr Fleisch, als sie brauchen. In England und im Norden Deutschlands ist das besonders der Fall. Woher die Sitte kommt, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls ist sie sehr teuer. Vielleicht hat sie aber doch noch manche andre Nachteile. So kann man sich des Gedankens nicht ganz erwehren, daß die gesamte Erregbarkeit des menschlichen Nervensystems durch diese Form der Ernährung vielleicht in übertriebener Weise gesteigert wird. Wenigstens sind manche Nervenärzte dieser Meinung. Wahrscheinlich ergeben sich auch noch andre Schädlichkeiten, die in das Gebiet der Gicht hineingehören.

Anderseits sehen wir, daß weiten Volkskreisen wegen der ungünstigen Lage der pekuniären Verhältnisse die notwendige Eiweißmenge nur in ungünstiger Form zugeführt wird. Fleisch, Eier und Milch sind deswegen für die Darreichung von Eiweiß so wichtig, weil sie viel Eiweiß und das in einer Form enthalten, wie es der Darm leicht aufnimmt. Wenn der Mensch seinen Eiweißbedarf durch Genuß von Brot oder Kartoffeln zu decken gezwungen ist, so muß er, weil diese Nahrungsmittel nur wenig davon enthalten, sehr viel von ihnen essen; d. h. gleichzeitig nehmen die betreffenden Menschen dann sehr viel Mehl und in den Kartoffeln auch übermäßige Mengen von Wasser auf. Wir alle kennen das dicke blasse, aufgeschwemmte Aussehen der armen Kinder, die ausschließlich oder ganz vorwiegend von Kartoffeln leben müssen.

Wenn die Freude und Lust am Essen das Maßgebende für die Art der Ernährung sind, so wird zum hauptsächlichen Maßstab für die Wahl der Nahrungsmittel der Geruch und Geschmack der Speisen. Denn unsre beiden Geschmacksnerven und der Riechnerv vermitteln die Empfindungen, die uns das Angenehme beim Essen und Trinken sind. Dabei vermögen wir selbst zwischen Geruch und Geschmack nicht sicher zu unterscheiden. Die Zwiebel zum Beispiel schmeckt an sich süß. Das, was wir als den eigentlichen Geschmack der Zwiebel bezeichnen,

gelangt in unser Bewußtsein lediglich durch Vermittlung des Riechnerven. Wenn man ein Stück Zwiebel mit zugehaltener Nase ißt, hat man lediglich ihren süßen Geschmack; die unangenehme Empfindung kommt nur dann, wenn man die Nase öffnet. Auch der Wein riecht mehr als daß er schmeckt: man kann leicht bei genauer Beobachtung von Weintrinkern sehen, daß sie den Wein vorwiegend nach dem Ergebnis ihrer Geruchsempfindung beurteilen.

Die Art der Nahrung nimmt nun einen ganz besonderen Charakter an, sobald ausschließlich Gewicht auf ihren Geschmack gelegt wird. Einmal geben die Menschen in erster Linie stark und sonderbar schmeckenden Substanzen den Vorzug. Auch hier stehen, wie so oft im Leben, das Nützliche und das Schädliche, das Richtige und das Uebertriebene dicht nebeneinander. Wir brauchen für unsre Ernährung durchaus Substanzen von Geschmack. Nahrung, die überhaupt nicht schmeckt, vermögen wir nicht auf die Länge in größerer oder auch nur in ausreichender Menge zu essen. Sicher ist auch für die Absonderung des Speichels und Magensafts der Geschmack der Speisen von größter Bedeutung. Wie wir jetzt wissen, sind für die Produktion der Verdauungssäfte hauptsächlich Vorstellungen maßgebend. Der Gedanke an eine Speise, die uns angenehm ist, vermehrt bekanntlich die Menge des Speichels im Mund. So ist es auch mit dem Magensaft. Also die Vorstellung des Appetits ist schon von Nutzen, es wäre ärztlich ganz falsch, ihn puritanisch zu verachten. Aber da ist doch noch ein weiter Schritt bis zur Feinschmeckerei. Es ist eben ein sehr gefährlicher Schritt, ein Schritt auf die schiefe Ebene, wenn die gewöhnlichen Geschmacksmittel nicht mehr ausreichen, wenn immer und immer neue herangezogen werden müssen. Denn das ist eine Kette ohne Ende: die Mittel, die voriges Jahr noch den Geschmack reizten, wirken jetzt nicht mehr, Neues und Stärkeres wird erforderlich. Unsre Geschmacksorgane werden im wahren Sinne des Wortes abgestumpft. So ist es zum Beispiel den Aerzten allgemein bekannt, daß Leute, die viel rauchen und starke alkoholische Getränke zu nehmen gewohnt sind, durch zarter schmeckende Substanzen, wie Milch und Früchte, nicht mehr gereizt werden. Selbst bei Kindern sieht man das jetzt schon zuweilen. Wird so jemand krank und muß mildere Kost erhalten, so ist die Not groß. Die Pflege und Ernährung eines solchen Kranken macht erhebliche Schwierigkeiten. Wir sehen also, wie sehr der einzelne die Chancen, durch eine Krankheit durchzukommen, in der Hand hat.

Eine sehr gewürzreiche Ernährung scheint nun aber auch ganz direkt gewisse Organe zu schädigen: die Nieren, die Arterien, das Herz. Und schließlich nehmen erfahrungsgemäß die Menschen, die an stark schmeckende Sachen gewöhnt sind, noch besondere Genußmittel reichlich auf, die ihrerseits für den Organismus nicht ungefährlich sind: vor allem Liköre, schwere Weine, starken Kaffee und importierte Zigarren, und das alles in reichlicher Menge. Der Kampf gegen die Genußmittel wird zweifellos jetzt vielfach übertrieben. Oft führt ihn nicht die Ueberlegung, sondern die Leidenschaft. Ich bin fest überzeugt, daß Wein, Bier, Kaffee, Kakao, Tee, Zigarren in kleinen und für den einzelnen Menschen

verschiedenen Mengen nicht schaden. Wer das summarisch behauptet, müßte sogar erst noch den Beweis antreten, ob diese Sachen, in mäßigen und individuell verschiedenen Mengen genossen, nicht sogar nützlich sind. Dieser Gedanke ist meines Wissens noch nie durchgeführt worden, welchen Vorteil ein Mann, der in der aufreibenden Tätigkeit des Lebens drin steht, eventuell von kleinen Gaben Wein hat. Aber für das Leben und speziell für den Arzt springt zweifellos das schädliche Uebermaß des Genusses zunächst in die Augen, weil eben — das kann man nicht leugnen — so sehr viele, ja wohl die meisten Menschen zuviel trinken.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Art unsrer Ernährung beeinflußt wird durch die Presse und die Industrie. Auch unsrer Ernährung hat sich die Industrie bemächtigt, und sie wirkt auf die Menschen, indem sie Präparate verheißt, die für den Ernährungs- und Gesundheitszustand besondere Vorteile bringen sollen.

Die Hauptrolle spielen in dieser Beziehung die Eiweißpräparate. Vielen Menschen ist jetzt das Eiweiß in Fleisch und Ei, wie sie glauben, nicht konzentriert genug. Die Industrie stellt eine Unzahl von konzentrierten Eiweißpräparaten teils in flüssiger Form, teils als Pulver her. Nun wird gerade der Arzt nicht entfernt leugnen wollen, daß solche Präparate für die Behandlung von Kranken sehr nützlich sein können und sind; zumal dann, wenn man den Kranken nichts Festes zu essen geben will. Aber von da ist es doch noch ein weiter Schritt, diese Stoffe, z. B. Puro, Fleischpeptone, Somatose, Nutrose, Plasmon und wie sie alle heißen mögen, in den Speisezettel des Gesunden aufzunehmen. Wie viele Kinder erhalten nicht jetzt täglich ein- oder zweimal einen Kaffeelöffel eines solchen Präparats, z. B. Somatose! Wie viele Erwachsene halten das im Interesse ihrer Gesundheit für unerläßlich! Dem liegt eine Art Wunderglaube zugrunde. Man ist der Meinung, daß diese Art Nahrungsmittel besonders kräftig seien, daß ein Löffel eines solchen Pulvers, z. B. der Somatose, deswegen besonderen Nutzen schaffe. Man hält diese Sachen vielfach auch für besonders gut verdaulich! Beide Anschauungen sind teils nicht sicher begründet, teils falsch. Nicht erwiesen ist, daß diese Präparate leichter verdaulicher sind als die gewöhnlichen Nahrungsmittel: Fleisch, Milch und Eier. Direkt falsch ist, daß diese künstlichen Eiweißpräparate für unsre Ernährung irgendwie mehr nutzen als die entsprechende Menge Fleisch, Ei oder Milch. Ein Kaffeelöffel Somatose entspricht seinem Eiweißgehalt nach etwa 25 Gramm Fleisch oder 150 Gramm Milch und drei Vierteln eines Eis. Dabei enthalten aber alle diese natürlichen Nahrungsmittel sonst viel mehr ernährende Substanzen; daß diese letzteren viel besser schmecken, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen.

Das, was wir für die Ernährung versuchen müssen zu lernen, ist eine wirklich quantitative Betrachtung. Daß diese wie für die unbelebte so auch für die belebte Natur gilt, das zu zeigen hatte ich mir zur Aufgabe gestellt.

Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand

Nach den Urkunden des venezianischen Archivs

Von

Professor Carlo Malagola

I

Von der Kindheit bis zur Gefangenschaft. (1676 bis 1703.)

Die feierlichen Zeremonien, mit denen Ungarn die sterblichen Hüllen der Helden, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zur Verteidigung seiner Freiheiten so tapfer gefochten haben, enthusiastisch empfangen und würdig geehrt hat, haben ein Echo auch in Italien gefunden, das alte Sympathien mit der ungarischen Nation verbinden.

Unter diesen Helden tritt, vom leuchtendsten Ruhm umstrahlt, Franz Leopold Rákóczy hervor, der die Seele und das Haupt des langwierigen Aufstandes war.

Es ist bis jetzt noch nicht so viel über ihn geschrieben worden, wie seine Verdienste erheischt hätten; und seine Taten haben bis jetzt wegen der Spärlichkeit der bekannt gewordenen zeitgenössischen Berichte weder umfangreiche noch vielleicht genaue Schilderungen gefunden. Vielleicht war gerade die Art der Kriege, in denen er seine Heldentaten verrichtete, die Ursache, daß die Dokumente darüber an den Orten, die der ruhmreiche und zugleich schreckliche Schauplatz derselben waren, vernichtet wurden. Doch zum Glück für die geschichtlichen Studien existiert in Italien ein Archiv, welches das Depositarium der diplomatischen Geschichte von ganz Europa, der Geschichte der Balkanstaaten und überhaupt des ganzen Orients genannt werden kann: das Staatsarchiv von Venedig, in dem insbesondere die Korrespondenzen der Gesandten und der Provveditori [1]) noch von den Ereignissen, die Jahrhunderte hindurch in so vielen Ländern sich abgespielt haben, und dem scharfen politischen Blick der leitenden Staatsmänner Zeugnis ablegen.

Dieses Emporium der Geschichte, das ich die Ehre habe zu leiten, habe ich durchforscht, um daraus die Nachrichten über das abenteuerliche Leben Franz Leopold Rákóczys und die Kämpfe, die er für Ungarn geführt hat, ans Tageslicht zu ziehen. Und die Ernte, die ich dabei erzielt habe, war so reichlich, daß man behaupten kann: es sind hier alle Taten Rákóczys von der Kindheit bis zum Tode klar und genau registriert, hauptsächlich in den Depeschen des venezianischen Gesandten beim Kaiserhof und des Bailo [2]) in Konstantinopel.

In diesen Papieren,[3]) die vielleicht den vollständigsten und zusammenhängendsten

---

[1]) Titel der Verwaltungsvorstände in der ehemaligen venezianischen Republik.

[2]) Titel des venezianischen Gesandten bei der Hohen Pforte.

[3]) Es ist bekannt, daß im Jahre 1866 das Archivio de' Frari auf Befehl der öster-

Bericht über die Unternehmungen Rákóczys geben, der uns erhalten ist, pulsiert das ganze Leben des Helden, erweckt und genährt von einer edeln Begeisterung für die Verteidigung der vaterländischen Freiheiten; beinahe Tag für Tag lassen sich hier die Fortschritte der zwei kämpfenden Parteien verfolgen, an der Hand einer Fülle von Nachrichten mit besonderen Angaben über die Orte und die augenblickliche Lage, mitunter sogar durch die Stimme der öffentlichen Meinung erläutert.

Ungarn war seit beinahe zwei Jahrhunderten von inneren Kämpfen heimgesucht, die durch die Einfälle der Türken, durch Religionsfragen und Mißtrauen gegen das Kaisertum verursacht und von Frankreich gefördert wurden und mit welchen die Aufstände der Unzufriedenen oftmals einen Staat im Staate ins Leben riefen.

An diesen Kämpfen hatten den Hauptanteil die Vorfahren Franz Leopold Rákóczys gehabt. Sein Urgroßvater Georg I., der im Jahre 1631 zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt worden war, hatte sich mit den Schweden verbündet, Polen verheert und die Protestanten Ungarns verteidigt; und nachdem er siegreich die Türken zurückgeschlagen und die beiden Walacheien erobert hatte, war er in Oberungarn eingefallen, wo er mehrere Plätze einnahm, so daß er einen vorteilhaften Frieden mit dem Kaiser schließen und sich um die polnische Königskrone bewerben konnte.

Georg II., der Erbe des Namens und der Reichtümer seines Vaters, der im Jahre 1648 zu seinem Nachfolger auf dem siebenbürgischen Fürstenthron erwählt worden war, bewarb sich wie er und ebenso vergeblich wie er um den polnischen Thron. Nachdem er in dieses Reich eingefallen war, wurde er als Fürst von Siebenbürgen von den Türken abgesetzt, die an seiner Stelle einen andern wählen lassen wollten. Doch er vertrieb diesen und führte die Kaiserlichen und die Ungarn zum Siege gegen die Türken; im Kampfe gegen sie erlag er im Jahre 1660 seinen Wunden.

Sein und Sophie Báthorys Sohn war Franz I., der an den kriegerischen Unternehmungen seines Vaters und den Aufständen Ungarns lebhaft teilnahm und Helena Zrinyi geheiratet hatte, die schöne und kraftvolle Tochter des heldenhaften Grafen Peter, der wegen des ungarischen Aufstandes gegen das Kaiserreich im Jahre 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet wurde. Diese verband sich, als sie Witwe geworden war, in zweiter Ehe mit dem Grafen Emmerich Tököly, der wie sein Vater einer der Führer der ungarischen Insurgenten war.

Franz Leopold, der am 27. März 1676 in Schloß Borhi bei Patak[1]) ge-

reichischen Regierung sehr wertvoller Serien von Urkunden beraubt worden ist. Einige wurden zurückgegeben, aber leider blieben die Originale von den Depeschen von den Gesandten der venezianischen Republik in Deutschland in Wien zurück, die somit ihrem natürlichen Aufbewahrungsort entzogen wurden; im venezianischen Archiv blieben von diesen Depeschen nur die kollationierten Kopien zurück. Ein Gewaltakt barbarischer Zeiten, der hoffentlich in gesitteteren Zeiten wird wieder gutgemacht werden können.

[1]) Histoire des Révolutions de Hongrie (Haag 1739, J. Neaulme), Bd. II, S. 8.

boren war, verlor seinen Vater, während er noch in der Wiege lag. Von seiner Mutter und seinem Stiefvater vernachlässigt, erstarkte er dadurch, daß er sich selbst überlassen wurde.

Die Mutter, eine kriegerisch veranlagte Frau, ist berühmt geworden durch die Verteidigung ihres starkbefestigten Schlosses Munkács, das, auf dem Gipfel eines Berges gelegen und ganz von einem tiefen Graben umgeben, uneinnehmbar blieb und ihr nur durch Verrat im Jahre 1688 von den Kaiserlichen entrissen wurde. Sie wurde dann mit ihren Kindern nach Wien gebracht, und dort wurde Franz Leopold den Prager Jesuiten zur Erziehung übergeben,[1]) die ihn zum Eintritt in den Orden veranlassen wollten und aus deren Klammern er sich im Jahre 1693 befreite, indem er nach Italien reiste. Nach seiner Rückkehr von dort vermählte er sich in Köln am 26. September 1694 mit der Prinzessin Charlotte Amalie, Tochter des Landgrafen von Hessen-Rheinfels.

Diese vornehme Heirat wurde vom kaiserlichen Hofe nicht gerne gesehen, dem Rákóczy, der Abkömmling von zwei feindlichen Familien und der Stiefsohn eines Aufrührers, natürlich verdächtig war, besonders als auf seinen Besitzungen in Ungarn, wohin er sich nach der Hochzeit mit seiner Gattin zurückgezogen hatte, der Aufstand ausbrach. Es wurde infolgedessen dem Kardinal Colonitz und dem Grafen Kinsky, seinen Feinden, nicht schwer, ihn als Urheber oder Begünstiger des ungarischen und siebenbürgischen Aufstandes hinzustellen, um so mehr, als seine Beziehungen zum französischen Gesandten in Wien Mißtrauen erregten. Am 10. April 1701 wurde er auf Befehl des Kaisers in seinem Schloß Saros festgenommen, von wo er, obwohl gewarnt, nicht hatte fliehen wollen, und nach Wien gebracht. Von da an beginnen die Nachrichten über ihn in den Urkunden des Archivs von Venedig mit einer Depesche des Gesandten vom 23. April, in der es heißt, daß er mit Sirmay, dem Protonotar des Königreichs und ehemaligen Sekretär Tökölys, verhaftet worden sei, während andre Depeschen aus demselben Monat und vom Mai die Ursachen der Verhaftung andeuten: Verschwörungen zur Empörung mit Hilfe Frankreichs, laut Briefen, die gefunden und an den Kaiser gesendet worden seien. Die Gefangenen wurden, von dem General Solari eskortiert, nach Wiener-Neustadt gebracht und in dieselben Gefängnisse gebracht, die den Großvater Rákóczys (den Grafen Zrinyi) und den Grafen Nadasdy beherbergt hatten, welche, wie die Depesche vom 4. Juni besagt, mit andern zusammen „in der letzten Verschwörung" hingerichtet worden waren. „Sie zeigten sich überrascht," schreibt der Gesandte, „ich weiß nicht, ob von dem grauenhaften Eindruck oder von irgendeiner unheilvollen Vorbedeutung des Ortes."

Dennoch sah man im Anfang die Schuld der beiden Angeklagten nicht für erwiesen an; man hielt vielmehr den Ankläger, einen ehemaligen Offizier Rákóczys[2]) und Verräter, für „hinterlistig". Während jedoch der Prozeß seinen Fortgang

[1]) E. Sayous, Histoire générale des Hongrois, II. édit. Budapest et Paris 1900, pag. 364, 366, 367.

[2]) Dispacci di Germania, Fasz. 181 (1700 bis 1701), 639, 649, 703, 731; und Fasz. 184 (1701 bis 1702), 260 und 276.

nahm, konnte Rákóczy, wie es hieß, mit Hilfe seiner Gemahlin und begünstigt vom Dragonerhauptmann Leymann, einem preußischen Untertan, der ihn zu bewachen hatte, am 7. November entfliehen und als Offizier verkleidet die Schildwachen passieren.[1]) Hierauf ging Rákóczy, heimlich von Ort zu Ort eilend, nach Polen, wo er den dorthin geflüchteten Grafen Michael Bercsényi fand, und unbekümmert um die über ihn ausgesprochene Acht, den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 10000 Gulden und die Konfiskation seiner Güter, kehrte er von dort, durch diese Verfolgungen zu dem Entschluß gebracht, seinem Lande die Freiheit wieder zu erkämpfen, am 7. Juni 1703 nach Ungarn zurück. Von seinem Schlosse Munkács aus erließ er sodann den berühmten Aufruf an das ungarische Volk.[2])

II

Die erste Periode der ungarischen Revolution bis zum Erscheinen der Rebellen vor Wien.

(1703 bis 1704.)

Der von Rákóczy proklamierte Aufstand fand schon gleich im Anfang die Zeiten günstig und Entschlossenheit zum Handeln bei den Anhängern der Unabhängigkeit vom Hause Oesterreich, das die ungarische Krone durch Handlungen, die ebensosehr wie die Verfolgung der Protestanten die Ungarn empört hatten, gewaltsam aus einer Wahlkrone in eine erbliche hatte umwandeln wollen.[3])

Rákóczy zog mit kaum 500 Fußsoldaten und 50 Reitern ins Feld, deren Reihen bald um Tausende und aber Tausende von begeisterten Kämpfern sich vermehrten, und bald dehnte sich der Aufstand von Oberungarn nach Niederungarn aus.

Franzosen und Bayern hatten sich dem Unternehmen angeschlossen und unterstützten mehr oder weniger heimlich die Empörer gegen die Oesterreicher. „Drei Fahnen," schrieb schon am 9. Juni 1703 der venezianische Gesandte, „sollen von den Unzufriedenen erhoben worden sein, eine im Namen Ragozzis, die zweite in dem des Grafen Berzeni und die dritte in dem des Petroci;" und der erstgenannte versprach kräftige Unterstützung und rief die Völker zur Freiheit auf.[4]) Anfang Juli wurde Rákóczy in Oberungarn überfallen und mit zweitausend Insurgenten von den Generalen Graf Montecuccoli und Negrelli umzingelt und geschlagen, worauf sich seine Truppen unter Bercsényi nach den Grenzen hin zerstreuten. Ende Juli verwüsteten die Empörer Diószeg und Sichetz, und kurz vor dem 18. August überfielen sie die kaiserlichen Truppen, zersprengten

---

[1]) Die Gemahlin Franz Rákóczys blieb in Wien mit ihren Kindern: „Die Gemahlin ... ist hier, frei von jedem Zwang: und es sind auch zwei zarte Kindlein da, welche mit Klugheit erzogen werden." Disp. di Germania, Fasz. 186 (1702 bis 1703), S. 39: Depesche vom 12. Mai 1703.

[2]) Histoire de Révolutions de Hongrie, Bd. II, S. 8, 38 und 54.

[3]) Coxe, Storia di Casa d'Austria (italienisch von Campi), Mailand 1824, Bd. IV, S. 284—85.

[4]) Dispacci di Germania, Fasz. 186 (1702 bis 1703), S. 105.

sie, wobei sie ungefähr zweitausend Tiere erbeuteten, und zogen dann nach Debreczin, um gegen Munkács vorzurücken; um den 8. September versuchten sie Pinovar in Brand zu stecken.[1]) Diese Fortschritte begannen den Wiener Hof zu erschrecken; die Depeschen des Gesandten lassen das klar ersehen.

Nach dem Tode des Generals Negrelli wurde der General Heister zu seinem Nachfolger ernannt, um den Empörern entgegenzutreten, die in zwei Korps geteilt waren, eines von 12000 Mann unter Rákóczy an der Temes, das andre, 8000 Mann stark, unter Bercsényi bei Tokai, und die, bald vorrückend, bald zurückgehend, Anfang Oktober vom Obersten Simon Forgatz geschlagen wurden. Zugleich marschierte der General Graf Schlick mit zwei Regimentern gegen sie und schlug sie bei Leventiz, wobei von den Rebellen fünfhundert getötet, ebensoviele zu Gefangenen gemacht und die Festung genommen wurde.

Nachdem so die Städte im Bergland wieder in die Hände der Kaiserlichen gebracht waren, suchte man Rákóczy gegen die Temes und nach Siebenbürgen zurückzutreiben.

Doch die Rebellen wuchsen an Zahl und an Mut, und nachdem sich ihnen der Graf Alexander Károlyi, ein im kaiserlichen Dienst stehender, aber vom Hofe gekränkter mächtiger ungarischer Magnat, angeschlossen hatte, griff dieser mit Bercsényi bei Alsok den General Grafen Schlick und den Obersten Forgatz an und schlug sie so, daß der letztere nur wie durch ein Wunder den Händen der Feinde entrann.

Inzwischen versuchte Rákóczy von den Türken Hilfe zu erlangen und rückte gegen Mähren vor, wobei er sich mehrerer fester Plätze bemächtigte. Der venezianische Gesandte schilderte die Lage mit kurzen Worten in seiner Depesche vom 1. November 1703 folgendermaßen: „Die Rebellen überschwemmen das Land widerstandslos und verlocken mit dem holden Namen Freiheit die Völker, ihre Partei zu ergreifen.“ [2]) Man begann damals für Kaschau zu fürchten, wo die Krone des heiligen Stephan aufbewahrt wurde, und der Graf Palffy zeigte sich ängstlich besorgt, daß dieses Symbol der ungarischen Souveränität in die Hände der Rebellen geraten könnte. Der Wiener Hof hatte sich daher an den Erzbischof von Kalocsa, Paul Széchényi, einen Freund Rákóczys, gewendet und beabsichtigte, „durch dessen Vermittlung Verhandlungen einzuleiten, die Völker durch gütige Anerbietungen zu beschwichtigen, den Führern Pardon zu gewähren und sie durch edelmütige Bedingungen zum Gehorsam zurückzurufen.“ [3])

Doch die Rebellen zeigten keine Neigung, sich den Friedensvorschlägen zu beugen, und da sie auf Kaschau losrückten, so hielt Palffy es für geraten, die Krone des heiligen Stephan nach Wien in Sicherheit zu bringen.

Das Jahr 1703 hatte Rákóczy bedeutende Vorteile gebracht; der erwähnte

---

[1]) Disp. di Germania, S. 148, 181, 189, 236, 255 und 324.

[2]) Ebd. Fasz. 186, S. 380, 395, 440, 447, 456, 460, 490; Fasz. 187 (1702 bis 1703), S. 102, 104 und 501.

[3]) Ebd. Fasz. 187, S. 515 und 518.

Gesandte berichtete in einer weiteren Depesche vom 29. November, daß „die Partei der Aufständischen fortwährend wachse" und daß, nachdem die Stadt Alsok aus Mangel an Lebensmitteln gefallen war, der größte Teil der Garnison zu den Insurgenten übergegangen sei.[1])

Die Streitmacht Rákóczys hatte in jener Zeit eine festere Organisation bekommen. Die ersten Insurgenten waren arme Leute aus dem Volke und vom Lande gewesen, schlecht bewaffnet, unerfahren im Kriege und desorganisiert; hierauf hatte sich der Adel, durch Rákóczy mit Mut erfüllt, angeschlossen; und nachdem später noch einige Schwierigkeiten, die durch Bercsényis Zugehörigkeit zur protestantischen Religion und durch manche Eigentümlichkeiten desselben hervorgerufen, behoben waren, hatte sich das Heer zusammengeschlossen und die Straffheit und die Disziplin zu erlangen verstanden, die ihm ermöglicht hatten, selbst die berühmten kaiserlichen Truppen zu besiegen.

Ueberdies fehlte es Rákóczy nicht an der Unterstützung auswärtiger Staaten, darunter des Berliner Hofes; in den Memoiren Klements, der bei verschiedenen Höfen als Vertreter Preußens beglaubigt war, wird es sogar so hingestellt, als hätte der Berliner Hof mit Hilfe Rákóczys den Kronprinzen von Preußen zum König von Ungarn wählen lassen wollen.[2])

*

Das Jahr 1704 begann also unter guten Auspizien für die „Unzufriedenen". Während man in der österreichischen Hauptstadt angstvoll auf den Prinzen Eugen von Savoyen wartete, damit er ihr mit Rat und Tat zu Hilfe komme, lehnte nicht nur Graf Bercsényi in den ersten Tagen des Jahres mit respektvoller Festigkeit die vom Erzbischof von Kalocsa angebahnten Friedensverhandlungen ab, sondern es machte sich auch Rákóczy auf den Marsch nach Wien, das zu belagern er mit den Seinigen übereingekommen war.

Wien, die Kaiserstadt, die Hüterin der kaiserlichen Insignien, die der Tradition zufolge dem Grabe Karls des Großen entnommen sein sollen, war damals zwar noch nicht mit den hervorragenden Kunstwerken und Denkmälern geziert, die sie später bekam, hatte aber doch bereits viele ansehnliche kirchliche und weltliche Gebäude, wissenschaftliche Institute und fürstliche Gärten aufzuweisen. Auf sie waren bereits, wie ein Dichter gesagt hat, die lüsternen Blicke der Türken wie auf eine Schöne mit samtgleichen orientalischen Augen gerichtet; doch jetzt wandten

[1]) Disp. di Germania, Fasz. 187, S. 551.

[2]) J. Fiedler, Aktenstücke zur Geschichte Franz Rákóczys und seiner Verbindungen mit dem Auslande. Aus den Papieren J. M. Klements (1708 bis 1711). — In den Fontes rerum austr. die von der Histor. Kommission der Wiener Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Acta, Ser. II, Bd. XVII (II), Wien 1858, S. 3. — S. auch die unter dem Titel Archivum Rácóczianum in den Acta der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Budapest herausgegebene ausgezeichnete Veröffentlichung des Prof. Koloman Thaly, mit den Urkunden über Rákóczy aus den Jahren 1685 bis 1716, und die Arbeiten von Miklau (1894) und Horn (1854).

ihr Rákóczy und die ungarischen Krieger fest entschlossen, im hehren Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes den Sieg zu erringen, ihre Blicke zu.

Das Gerücht von der Ankunft Rákóczys hatte den Hof äußerst besorgt gemacht und die Bewohner der Hauptstadt erschreckt, so daß an Bercsényi und wenige Tage darauf an den Erzbischof von Kalocsa der Sekretär des Kurfürsten von der Pfalz „mit Zustimmung des Kaisers" gesandt worden war, um Unterhandlungen einzuleiten. Die Antwort auf diese Vorschläge war, daß 400 Rebellen die dem Prinzen Eugen gehörige Insel Rácz-keve in der Donau besetzten, welch letztere man auf dem Eis überschreiten konnte, während andre Aufständische in das Dorf Altenburg, auf der linken Seite des Stromes bei der Hauptstadt, einrückten und es in Brand steckten.

Das Heer Rákóczys drang weiter vor, und er, der sich „Graf der ganzen, mit Gott für das Vaterland und die Freiheit kämpfenden ungarischen Streitmacht" nannte, hatte bereits am 19. Januar die Donau überschritten, so daß Prinz Eugen jenseits des Flusses herbeieilen mußte, um die Stadt zu beschützen.[1])

Unter denen, die das Erscheinen der Ungarn fürchteten, befand sich auch der venezianische Gesandte Francesco Loredan, der in seinen zahlreichen Depeschen die Unruhe dieser Tage, die durch die Angst vor inneren Revolutionen vermehrt wurde, lebendig schildert. „Die Verwirrung in dieser Stadt ist groß," schrieb er am 19. Januar. „Jene, die außerhalb der Stadtmauer wohnen, suchen hinter derselben Deckung für sich und für ihr Hab und Gut. Viele fliehen nach Sachsen und Italien. Man fürchtet für den Hof. Alle stimmen überein, daß, wenn der Kaiser fortgeht, Wien verloren ist." Er schließt mit der flehentlichen Bitte, daß Prinz Eugen kommen möge. Und als man am 26. Januar erfuhr, daß die Rebellen schon zwei Stunden von Wiener-Neustadt entfernt ständen, mußte derselbe Gesandte bekennen, daß „das ganze Land, von der Macht, welche die Oberhand hat, in Schrecken versetzt und durch das holde Wort Freiheit verlockt, der Fahne der Empörung folgt." [2])

III

Vom Einfall der Rebellen in Steiermark bis zum Tode des Kaisers Leopold.

(1704 bis 1705.)

Während die Rebellen sich vor Wien befanden, unternahmen sie auch, in der ersten Hälfte des Februar 1704, einen Einfall in Steiermark. Dann steckten sie am 1. März 1704 Kaiser-Ebersdorf, das nur 5 Meilen von der Hauptstadt entfernt war, in Brand, so daß der General Heister mit seinen Streitkräften einen letzten Versuch machen mußte, die Feinde zurückzuwerfen. Es gelang ihm, die vom Grafen Károlyi befehligten Insurgenten zu schlagen und das Schloß

[1]) Dispacci di Germania, Fasz. 186, S. 565 und 566 (5. Januar 1704), und Fasz. 187, S. 14 (12. Januar 1704).

[2]) Ebd. Fasz. 187 (1703 bis 1704), S. 31 und 43 (19. und 26. Januar 1704).

Ebenfurt zu nehmen. Nachdem weitere fünf Bezirke Oberungarns sich hatten ergeben müssen, versuchten Rákóczy und Bercsényi Mitte April ihre Streitkräfte zu vereinigen, die, wie es hieß, sich auf hunderttausend Mann beliefen.

Im österreichischen Heere waren nach dem Beispiel Károlyis noch andre aus Ungarn gebürtige hohe Offiziere fahnenflüchtig geworden, darunter General Forgatz im März und der Oberst Esterházy im Mai, und letzterer hatte den Insurgenten 1500 Husaren zugeführt.

Die Friedensverhandlungen waren jedoch von seiten des Kaiserhofes niemals abgebrochen worden, auf den Rat Prinz Eugens, der zum Gesandten Loredan gesagt hatte, „daß man sich entschließen müsse, Frieden zu schließen oder Krieg zu führen und sie (die Rebellen) zu zwingen, den Waffenstillstand und die angebotenen Bedingungen anzunehmen, oder einen Teil des Reiches in Flammen aufgehen zu sehen".

Doch die Verhandlungen des als Vermittler fungierenden Erzbischofs mit Bercsényi und Rákóczy, welch letzterer einen französischen Gesandten und einen Minister des Kurfürsten von Bayern bei sich hatte, machten nur geringe Fortschritte.

Ende April wurde ein Waffenstillstand auf sechs Wochen geschlossen, nachdem Heister den Ungarn im Kampfe gegen Forgatz Neuhäusel und die Insel Schütt entrissen hatte.[1])

Obwohl am 6. Juni in Wien zwei Abgesandte Rákóczys eintrafen, dauerten die Scharmützel zwischen den beiden Heeren mit wechselndem Glück fort, bis am 13. desselben Monats General Heister, von Raab vorrückend, in erbittertem Kampfe bei Germule Forgatz besiegte, der viertausend Mann in der Schlacht verlor. Mitte August wurde Bercsényis Angriff auf Trentschin von den Mähren verhindert.

Die Friedensverhandlungen kamen nicht vom Fleck wegen Rákóczys Forderungen; nur einige seiner Vorschläge waren vom Kaiser angenommen worden.[2]) So reisten denn die Abgesandten der Ungarn Ende Juni zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben.[3])

Bald darauf trat ein sehr wichtiges Ereignis ein: Franz Leopold Rákóczy wurde, nachdem die Revolution nach Siebenbürgen gelangt war, von den am 26. Juli zusammengetretenen Generalständen zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen. Es wurde vereinbart, daß der mit den Oesterreichern geschlossene Waffenstillstand für den ganzen September in Kraft bleiben solle, hierauf wurde

---

[1]) Disp. di Germania, Fasz. 187, S. 60, 85, 92, 136, 165, 179, 180, 197, 232, 236 bis 240, 253, 272, 281, 315, 331 und 332.

[2]) Ebd. Fasz. 187, S. 419 und 425 ff., wo die Vorschläge und die angenommenen Punkte verzeichnet sind.

[3]) Auf diese Zeit ist ein „Manifesto esortatorio alli Ungheresi istigati alla ribellione da Francesco Rakocsy — l'anno 1704" zurückzuführen, das sich in der Biblioteca Marciana (Misc. Stor. d'Eur. Nr. 1847 bis 1873) befindet; es ist voll von Schmähungen gegen Rákóczy und von Ermahnungen an die Ungarn, den angebotenen Frieden anzunehmen.

er bis zum 15. Oktober verlängert; und obwohl von kaiserlicher Seite ein Kongreß in Kremnitz vorgeschlagen wurde, so verstärkte doch Rákóczy seine Streitmacht nach und nach bedeutend und schlug eine Brücke über die Donau. Der venezianische Gesandte berichtete sogar, daß die Führer der Rebellen den Krieg „bis zum letzten Blutstropfen" fortsetzen und dann im Ausland Rettung suchen wollten und daß Rákóczy zu einem Freunde gesagt habe, er möge, wenn er von jemand in Wien nach ihm gefragt werden sollte, zur Antwort geben, daß es ihm nicht mehr darum zu tun sei, dem Kaiser die Hände zu küssen,[1]) und daß er sich als letztes Auskunftsmittel vorbehalte, zu einem Uebereinkommen mit den Türken seine Zuflucht zu nehmen.

Der Vorschlag, den Kongreß in Kremnitz zu halten, wurde bereits am 15. November für „verraucht" erklärt, weil die Rebellen sich „entschlossen, sich aufrechtzuhalten oder mit den Waffen in der Hand unterzugehen," zeigten. Und in der Tat wandte sich Rákóczy, nachdem er Neuhäusel angegriffen hatte, auch gegen Leopoldstadt, die einzige Festung, welche die Grenze Oesterreichs verteidigte.

Doch der entscheidende Sieg, den Marlborough bei Blenheim über die Franzosen und Bayern erfocht, ermöglichte die Entsendung neuer Truppen nach Ungarn. Diese rückten unter Führung Heisters und des Grafen Montecuccoli gegen Ende des Jahres nach einem gemeinschaftlichen Plan gegen die Rebellen vor: der erstere schloß Bercsényi ein, der sich in Malaczka verschanzt hatte, der letztere nahm Trentschin, obwohl der strenge Winter ihm schwere Hindernisse in den Weg legte. Kaschau war in die Händen der Insurgenten gefallen, und dasselbe befürchtete man für Eperies und Szatmár, so daß mit Ausnahme von Großwardein, Leopoldstadt und Trentschin den Kaiserlichen in Oberungarn nur wenig blieb.

Zudem begann ein Korps von 15 000 Rebellen nach Ueberschreitung der Donau Niederungarn zu verheeren, ohne daß die Oesterreicher etwas dagegen machen konnten, da sie unsicher waren, ob nicht auch die Türken sich entschlössen, die Waffen gegen die kaiserlichen Staaten zu ergreifen.

Zu Weihnachten gelang es Bercsényi, nachdem er Malaczka aufgegeben hatte, die Waag zu erreichen. Leopoldstadt war nahe daran, sich den Rebellen zu ergeben, Großwardein wurde von ihnen schwer bedrängt, und man erwartete von einem Augenblick zum andern seinen Fall.[2])

*

In den ersten Tagen des folgenden Jahres 1705 fand bei Ozkai ein größeres Gefecht statt, in dem Rákóczy, unterstützt von einem französischen Bataillon, das sich mit großer Tapferkeit schlug, die Kaiserlichen unter Heister angriff und mit der Infanterie den Sieg über sie davontrug, während hingegen die Kavallerie,

[1]) Disp. di Germ., Fasz. 187, S. 354, 355, 366, 387, 388, 492, 507, 508, 562, 571, 597, 629, 639; Fasz. 188 (1704 bis 1705), S. 22, 71 und 72.

[2]) Ebd. Fasz. 188 (1704 bis 1705), S. 108, 131, 132, 183, 194 und 212.

die unter dem Kommando Bercsényis stand, geschlagen wurde. Das Handgemenge war so blutig, daß der Gesandte Daniele Dolfin, der Nachfolger Loredans, es mit den Worten „mehr ein Gemetzel als eine Schlacht" charakterisierte; dreitausend Ungarn mußten sich ergeben und zweitausend ihr Heil in der Flucht suchen. Rákóczy zog hierauf rasch nach Leopoldstadt und versuchte, indem er sich als Sieger ausrief, den Kommandanten unter den schärfsten Drohungen zur Kapitulation zu bewegen. Doch da er seinen Zweck nicht erreichte, mußte er sich zurückziehen.

Einem andern Führer der Rebellen, Batthyány, war es anfangs unmöglich, mit den 2000 Mann, die er unter sich hatte, den Uebergang über die Waag zu bewerkstelligen, da ihm dort Heister gegenüberstand. Nachdem Mitte Januar die Kaiserlichen Smolenz wieder erobert hatten, gelang es kurz darauf den Rebellen, durch Ueberrumpelung der Gegner die Waag zu überschreiten; zugleich bemächtigten sie sich auch Szatmárs, wurden aber dann bei Sciemek von Palffy, dem Nachfolger Heisters, aufs Haupt geschlagen.

Infolgedessen mußte Graf Károlyi wieder über die Donau zurückgehen, worauf er sich mit Batthyány vereinigte, während Rákóczy eine Diversion gegen die kaiserlichen Truppen unternahm. Auf diese Weise sollte verhindert werden, daß Verstärkungen nach Großwardein, das sich nicht mehr lange halten konnte, und nach Siebenbürgen geschickt würden, während zugleich gemeldet wurde, daß ein Korps von 8000 Sachsen zu den Rebellen stoßen werde.

Schließlich griffen diese kurz vor dem 2. Mai, als die Kapitulation von Großwardein zu erwarten war, das auf dem linken Ufer der Waag liegende Trentschin an. Am Wiener Hof herrschten wieder Bestürzung, Furcht und Unentschlossenheit, und die unaufhörlich wiederholten Vorstellungen der Generale, die Truppen und Geld verlangten, fanden kein Gehör.

Schon im Januar waren die Friedensunterhandlungen vom Erzbischof von Kalocsa auf Anregung der Königin von England, der Niederlande und der ungarischen Vertreter in Wien, die Rákóczy von „der guten Stimmung des Kaisers" hatten unterrichten lassen, wieder aufgenommen worden. Die Grundlagen für den Frieden waren, wie aus einer Depesche vom 7. März ersichtlich ist: die Bestätigung der Privilegien Ungarns, die Berufung eines Reichstags, die Garantie einiger befreundeter Mächte für die Einhaltung der Verträge und die Begnadigung aller Rebellen.[1])

Auf diesem Punkte standen die Friedensunterhandlungen, wobei jedoch der Krieg unablässig weitertobte, als am 5. Mai 1705 Kaiser Leopold I. starb.

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 188, S. 228, 229, 254, 255, 267, 268, 350, 351, 406, 407, 419, 420, 437, 438.

(Schluß folgt)

Gegen Rom und Byzanz

Ein Wahlbrief

Endlich ist eine große Bewegung gegen die Zentrumsherrschaft im Deutschen Reiche erwacht. Mit freudiger und gehobener Stimmung schreiten alle Gegner des Ultramontanismus zum Kampfe gegen die Römlinge, und der moralische Sieg wird nicht ausbleiben, wenn auch die langjährigen offenen und geheimen Verbündeten der Klerikalen in diesem Kampfe mit unterliegen. Diese Verbündeten sind nicht allein die Polen und die Sozialdemokraten, letztere sind nur als augenblickliche Hilfstruppen des Zentrums bei den nächsten Wahlen zu betrachten, sondern weit mehr noch die charakterlosen Politiker und Parteien, die den Mantel stets nach dem Winde von oben wenden, Politiker und Parteien, die vor kurzem noch die Schleppenträger der Ultramontanen waren und die es morgen wieder sein werden, wenn sie aus Opportunitätsgründen eine neue Verbindung mit dem Zentrum einzugehen für gut halten. Nicht selbstlose vaterländische, sondern persönliche und materielle Interessen sind das Leitmotiv dieser Politiker, sie wollen ans Ruder oder am Ruder bleiben, gleichviel ob sie heute schwarz oder morgen rot erscheinen müssen. Nur mutig die Farben gewechselt, wie es opportun ist, aber äußerlich immer mit patriotischen Phrasen umhüllt als Volks- und Vaterlandsfreunde in die Arena treten, und heute ein Pereat den Schwarzen entgegenrufen, und morgen nach der Wahl, wenn die Schwarzen nicht geschwächt werden und das ultramontane Schaukelspiel weitergeht, wieder mit ihnen vereint gegen die verfassungsmäßigen Volksrechte kämpfen und, wenn es nötig ist, alle politischen Ideale und Ueberzeugungen opfern, um ihre jämmerliche Existenz zu retten. Das ist das wahre Programm dieser Opportunisten. Was ist ihnen Hekuba? Sie sitzen doch im Reichstag und können mit regieren, und wenn sie nicht selbst das Steuer in den Händen haben, so streben sie, wie die Ultramontanen, nach Nebenregierungen. Während die Klerikalen nach Rom blicken, sehen die andern nach Byzanz. Sie haben wie die Ultramontanen aus der Geschichte gelernt, daß Rom und Byzanz Verbündete waren, und sie werden es bleiben.

Im oströmischen Reiche wurde unter Konstantin dem Großen ein Verhältnis zwischen Staat und Kirche ausgebildet, das die innigste Verbindung derselben zur Unterdrückung Andersgläubiger und zur Beherrschung des kirchlichen Einflusses auf den Staatsorganismus hervorbrachte. Alle Rechte und Freiheiten der Untertanen wurden unter dieser Allianz zwischen Rom und Byzanz vernichtet. Die Würdenträger der Kirche und ihre Verbündeten umgaben den Hof von Byzanz mit Schmeichlern und Heuchlern, so daß kein byzantinischer Kaiser die Wahrheit über die wirklichen Bedürfnisse des Reiches und des Volkes erfahren konnte. Byzanz und das alte Rom sind untergegangen, aber die Kreaturen aus jenen längst vergangenen Zeiten sind im Geiste wieder auferstanden und suchen einen Giftstrom über das Deutsche Reich auszubreiten.

Die heutigen Byzantiner in der Politik, in der Kunst und Literatur, in der Wissenschaft und Gesellschaft gleichen ihren Vorbildern in früheren Jahrhunderten. Man lese die „Byzantinae historiae scriptores“, und man wird manche Verwandtschaft mit den modernen Byzantinern finden. Der Byzantinismus ist ein asiatisch-römisches Produkt, eine Giftpflanze im Leben der Völker. Ehrlos ist der Deutsche, der dieses Gewächs im deutschen Vaterlande verbreiten hilft. Wo dieses Gift in die Volksseele eindringt, erstickt es alle edeln und guten Keime einer Nation, es bildet den Schein, die Lüge und die Heuchelei aus, und es vernichtet die Kraft und den Kern eines Volkes, es raubt den Männerstolz, den Mut, den Charakter und das Herz einer Nation, und es wirft dieselbe auf die Knie. Nicht zur gemeinsamen großen und selbstlosen Arbeit für das Vaterland, sondern zum niedrigen Strebertum für sich selbst und zur Rücksichtslosigkeit gegen andre erzieht der Byzantinismus die Generation, die ihm zum Opfer gefallen ist. Ist es Wahrheit oder Uebertreibung, daß wir durch die Herrschaft der Römlinge und deren Verbündete in mancher Beziehung nach Byzanz geraten sind? Es ist leider die Wahrheit. Seitdem der Ultramontanismus am Ruder sitzt, ist eine politische Charakterlosigkeit, ein starker Servilismus und eine Interessenwirtschaft im Deutschen Reiche eingezogen, wie sie ähnlich in Byzanz bestanden.

Nicht weitsichtige Staatsweisheit, sondern dekorative politische Leere und Strebertum erfüllt zahlreiche Politiker. Nach oben heucheln, schmeicheln, sich beugen, nach unten gewaltsüchtig und rücksichtslos, aber immer dem eignen Interesse dienend, das ist die Staatskunst der Byzantiner. Und das Lied der Alten singt leider auch ein Teil der Jugend! Blicken wir auf unsre Hochschulen. Einst beherrschten dieselben ausschließlich der Idealismus, die wahre Freiheits- und Vaterlandsliebe. Jetzt sieht man auf diesen stolzen Burgen des deutschen Geistes viele Bücklinge und Gigerl einherschreiten, vornehm die Lehrstätten der Wissenschaft meidend, aber den Trinkgelagen und der Mode huldigend. Und das Ende vom Liede ist nach mehreren wüst verlebten Semestern nichts wissen, später für das Examen oberflächlich sich einpauken und nichts leisten, aber nach oben Protektionen als Ersatz für den Mangel an Wissen und Können suchen. — Und diese jungen Leute, die weder Befähigung noch Gefühl und Verständnis für die wahren Interessen des Vaterlandes und für die großen Aufgaben der Zeit haben, sollen einmal das Deutsche Reich regieren helfen. Und manche Professoren lächeln dazu!

Und wie steht es in der Gesellschaft? Ist sie in mancher Beziehung nicht byzantinisch angehaucht? Ist nicht ein freies Wort, um die Wahrheit nach oben zum Ausdruck zu bringen, oft verpönt? Nur nach außen glänzen, die innere Leere mit Dekorationen und Titeln zu verhüllen suchen und auf Befehl hassen und lieben, das ist der Charakter weiter gesellschaftlicher Kreise.

Im Staatsdienst werden nicht selten die Namen weit mehr als die Talente berücksichtigt. Darunter leidet vieles, und keine Staatskunst kann dabei aufblühen. Aber das ist auch nicht nötig: wenn man nicht selbst regieren kann, so sucht man

durch Protektionen und Intrigen nach oben zu gelangen und, wenn möglich, eine Nebenregierung im kleinen oder großen zu bilden und den verantwortlichen politischen Faktoren entgegenzuarbeiten, wenn es von persönlichem Nutzen ist und höher hinaufbringt.

Solche Nebenregierungen, mögen sie aus Römlingen oder Byzantinern bestehen, bilden für jeden Staat eine große Gefahr, weil sie ohne jede Verantwortlichkeit bedenkliche und plötzliche Wendungen und Störungen im Staatsorganismus erzeugen können und, um sich zu heben und zu halten, selbst vor einer gefährlichen Bewegung nach außen nicht zurückschrecken. Sind die Franzosen im Jahre 1870 nicht mit durch vatikanische Einflüsse, durch byzantinische Hofleute und Generale in den für Frankreich so unglücklichen und für das Kaiserreich vernichtenden Krieg getrieben worden? Ist Rußland nicht durch den Byzantismus am Hofe des Zaren in Krieg und Verderben gestürzt worden? Und diese Byzantiner und Römlinge, die fast alle Höfe umlagern, sind sie nicht die größten Feinde der Monarchen? Ueberall, wo sie zur vollen Herrschaft gelangten, krachte es in den Fugen des Staates und gingen Monarchien zugrunde. In Spanien, in Frankreich und in Italien haben sie manche Throne und durch sie verblendete Dynastien gestürzt. Und bei uns sind sie an der Arbeit, die Grundlagen des Deutschen Reiches, Verfassung, Recht und Freiheit, zu unterwühlen. Aber es wird ihnen nicht glücken, denn der Klerikalismus und der Byzantinismus sind undeutsch und der Deutsche wird nicht zum Asiaten und Römling werden, während der Asiate zum Europäer sich umzuwandeln sucht.

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" Das deutsche Volk wird bei den nächsten Wahlen über seine Zukunft zu entscheiden haben. Ganz Europa wird auf diese Wahlen blicken, denn von dem Siege über Rom und Byzanz hängen nicht nur das geistige und wirtschaftliche Wohl und die Zukunft des deutschen Vaterlandes ab, sondern auch der Weltfrieden und der Fortschritt in der Veredlung der Menschheit und in der Kultur der Gegenwart.

Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika und die Schutzverträge[1])

Von

Generalmajor a. D. Leutwein

Ein gewagter Versuch war es fürwahr, als wir seinerzeit unsre Herrschaft in Südwestafrika lediglich auf Schutzverträge mit unzivilisierten Völkerschaften zu gründen versuchten, und in der Kolonialpolitik aller Völker und Zeiten wohl selten dagewesen. Ob dieser Versuch für uns als vorteilhaft oder als nachteilig angesehen werden kann, diese Frage muß je nach dem Standpunkte, von dem aus sie gestellt wird, verschieden beantwortet werden.

Wer den Besitz eines Schutzgebietes als ein Glück für den Besitzer ansieht, muß unsre Vertragspolitik loben. Denn nur sie allein ist die Ursache, daß wir die mit dieser Besitzergreifung verbundenen Schwierigkeiten, wie sie uns zurzeit entgegentreten, so spät kennen gelernt haben, daß uns keine Wahl mehr blieb, als sie auf uns zu nehmen. Wer dagegen Südwestafrika für ein Danaergeschenk hält — und solche Leute gibt es gewiß auch —, der muß unsre Vertragspolitik bedauern. Denn sie hat uns, uns selbst fast unbewußt, allmählich dort derart seßhaft werden lassen, daß uns die nationale Ehre jetzt zum Bleiben zwingt.

Diese unsre Vertragspolitik gründete sich auf das kolonialpolitische Ideal des Reichskanzlers, Fürsten Bismarck, „der Kaufmann muß vorangehen, der Soldat und der Beamte erst nachfolgen." Ihm entsprechend schloß in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Bremer Kaufmann Lüderitz Verträge mit den Eingeborenen ab, mittels denen er den ganzen Küstenstrich unsrer heutigen Kolonie mit einem Gesamtareal von etwa 230 000 Quadratkilometern in seinen Privatbesitz brachte. Diesen Privatbesitz stellte dann das Reich unter seinen Schutz, womit der Anfang unsrer Kolonialpolitik gegeben war. Sie ist in der Folge in Südwestafrika durch den Abschluß von internationalen Abmachungen wie durch denjenigen von Schutzverträgen ergänzt worden. Durch die ersteren wurde das ganze Hinterland der Lüderitzschen Erwerbungen zur deutschen Interessensphäre erklärt, durch die letzteren die in dieser Sphäre wohnenden eingeborenen Häuptlinge zur Annahme der deutschen Schutzherrschaft bewogen.

So erschien alles in bester Ordnung. Wir glaubten auf billige Weise ein weiteres Absatzgebiet für unsern Handel, die Eingeborenen dagegen einen billigen Schutz gegen ihre Feinde erworben, beide Teile mithin ein gutes Geschäft gemacht

[1]) Ich darf hier wohl auch auf mein kürzlich erschienenes Werk „Elf Jahre Gouverneur in Südwestafrika", Berlin, Mittler & Sohn, verweisen. Im Rahmen eines Buches läßt sich mit Rücksicht auf Raum und Zweck manches nicht sagen, was gesagt zu werden verdient. Daher wird vielleicht diese Ergänzung willkommen sein.

zu haben. Die billigsten Geschäfte sind jedoch nicht immer die besten. So auch hier. Beide Teile fanden nicht, was sie erhofft hatten, es entstand eine wahre Komödie von „Irrungen und Wirrungen", an deren Schluß das ganze künstlich errichtete Gebäude zusammenstürzte. Die kaufmännischen Unternehmungen von Lüderitz und dessen Erben endigten mit Bankrott, während der damalige machtlose deutsche Regierungsvertreter vor der Wut der Eingeborenen die Flucht auf englisches Gebiet ergreifen mußte. Letzteres geschah sechs Jahre nach unsrer ersten Besitzergreifung.

Bei dem Zusammenbruch der Lüderitzschen Unternehmungen hatten nicht zum wenigsten die zweifelhaften Besitzrechte ihre Rolle gespielt. Wenn die Eingeborenen diese nicht immer anerkennen wollten, so muß ihnen zugute gehalten werden, daß es Lüderitz und seine Bevollmächtigten bei den Kaufabschlüssen mit Prüfung der Besitzrechte des verkaufenden Teiles nicht allzu genau genommen haben. So hatte zum Beispiel Jan Jonker, der letzte selbständige Kapitän des Afrikanerstammes, das weite Gebiet zwischen Kuiseb- und Swakopfluß zu einer Zeit verkauft, in der er als tatsächliches Eigentum nur den Platz Hudaub in der Nähe der Dünen am unteren Kuiseb besaß. Und gerade das Eigentumsrecht an diesem Platze, den er allein hätte verkaufen können, behielt er sich im Kaufvertrag vor. Ferner verkaufte der Kapitän der Topmaars das ganze Küstengebiet nördlich Walfischbai bis tief in unser heutiges Schutzgebiet hinein, während er selbst lediglich als Flüchtling in den Dünen der Walfischbai vegetierte. Und derartige zweifelhafte Besitzrechte zogen sich durch sämtliche Lüderitzschen Kaufverträge hindurch. Kein Wunder, wenn diejenigen mitinteressierten Eingeborenenstämme, welche bei den Verkäufen nicht gefragt worden waren, von einer Anerkennung der letzteren nichts wissen wollten.

Damals, 1891, nach dem erwähnten allgemeinen Zusammenbruch, wäre für uns die Gelegenheit gegeben gewesen, uns noch mit Ehren aus dem südwestafrikanischen Unternehmen zurückzuziehen, wie dies etwa zehn Jahre vorher schon die Engländer getan hatten. In der Tat hat man in jenen Tagen auch an maßgebender Stelle in Berlin eine solche Möglichkeit ernsthaft erwogen. Als man sich dann aber doch wieder zum Bleiben entschlossen hatte — wohl mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung —, griff man, trotz aller Erfahrungen, wieder zum Ideal des Fürsten Bismarck zurück. Abermals wurde eine kaufmännische Gesellschaft, und zwar die auf den Trümmern der Lüderitzschen Erwerbungen aufgebaute Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, in das Vordertreffen geschickt, ihr aber nunmehr wenigstens eine bewaffnete Macht von 25, später steigend bis 50 Soldaten zur Seite gestellt. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Beide, Gesellschaft und Truppe, waren daher zunächst auch ferner auf das „Fortwursteln" angewiesen. Vor allem mußte der wieder zurückgekehrte deutsche Regierungsvertreter auch ferner zusehen, wie er, fast lediglich auf die Verträge gestützt, im Schutzgebiete Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten imstande war. Sehen wir uns daher den Inhalt dieser Verträge etwas genauer an.

Unbeschadet von allerlei Verschiedenheiten in bezug auf einzelne Bestimmungen legten die Schutzverträge den Häuptlingen folgende Verpflichtungen auf:

1. Handelsfreiheit für alle Weißen unter Zusicherung des Schutzes für deren Leben und Eigentum.

2. Rechtsstreitigkeiten zwischen beiden Rassen sowie der Weißen unter sich der Gerichtsbarkeit des Deutschen Kaisers zu überlassen.

3. Ohne Zustimmung der deutschen Regierung keine Landabtretungen oder sonstige Gerechtsame zu gewähren.

4. Bei Streitigkeiten mit andern Häuptlingen die Vermittlung der deutschen Regierung anzurufen.

5. Die deutschen Gesetze anzuerkennen. (Letztere Bestimmung fehlt in einigen Verträgen.)

Indessen, wenn schon unter zivilisierten Nationen papierenen Verträgen oft nur ein zweifelhafter Wert innewohnt, so müssen wir uns um so mehr damit abfinden, wenn solches unzivilisierten Völkerschaften gegenüber erst recht der Fall ist. Denn in politischen Dingen spielt die Macht stets eine größere Rolle als die Feder. Und daher war den mit den Eingeborenen abgeschlossenen Schutzverträgen nur so viel Wert beizumessen, als ihnen die hinter dem deutschen Regierungsvertreter stehende Macht zu verschaffen vermochte. Auch die einzelnen Vertragsbestimmungen besaßen infolgedessen wenig Bedeutung; denn ob durch sie den Eingeborenen der Stempel der deutschen Oberhoheit mehr oder weniger aufgedrückt war, das war keine Vertrags-, sondern eine Machtfrage. Alle spitzfindig-juristischen Erwägungen über Beschränkungen und Erstarken der Reichsgewalt an der Hand der Verträge, wie ich sie in einer Broschüre gefunden habe, haben daher keinerlei praktischen Wert.[1])

Zunächst war, wie wir gesehen haben, die hinter dem deutschen Reichsvertreter stehende Macht auch nach 1891 noch gleich Null. Trotzdem wiegten wir uns damals in der Heimat in andern Begriffen. Denn aus jenen Jahren, 1891 bis 1893, in denen in Südwestafrika die Reichsgewalt lediglich durch eine 25—50 Mann starke Schutztruppe repräsentiert war, lasen wir in der Heimat von Verordnungen über die Ausübung der Jagd, über Alkohol, Munition und Landverkäufe. Wir sahen im Jahre 1892 zwei Gesellschaften (South-West-Africa Company und Siedlungsgesellschaft) mit Landrechten ausgestattet werden, als ob es gar keine Eingeborenen gäbe. Auf Seite 20 der amtlichen Denkschrift über „Die Land- und Minengesellschaften Südwestafrikas vom 28. Februar 1905" finden wir zum Beispiel aus dem Jahre 1892 ausgerechnet, daß nach dem Ausscheiden von Reservaten für die Eingeborenen in den Gebieten von Windhuk, Gobabis und Hoachanas rund 61 000 Quadratkilometer verfügbar seien, und von diesen wünschte das Siedlungssyndikat 50 000 für sich. Heute ist es uns ganz unverständlich, in welcher Weise man sich damals, gestützt auf eine Macht

[1]) Die Schutzverträge in Deutsch-Südwestafrika. Von Dr. jur. Hermann Hesse. Wilhelm Süsserott, Berlin 1905.

von höchstens 50 Soldaten, das Eindämmen ganz unabhängiger Eingeborenenstämme in Reservate dachte. In der Heimat aber mußten Anordnungen und Pläne solcher Art die Meinung erwecken, als ob wir vollständig Herr im Lande seien. Damals wurde mithin bereits der Grund zu jener verhängnisvollen Unterschätzung unsrer Eingeborenen gelegt, an der wir bis in die neueste Zeit zu tragen gehabt haben. Im Schutzgebiet selbst aber gestaltete sich die Sache tatsächlich so, daß unsre Gesetzgebung lediglich auf den Weißen lastete, von den Eingeborenen jedoch mißachtet wurde. Die Vertreter der von uns konzessionierten Gesellschaften dagegen wurden, sobald sie im Schutzgebiete eine Wirksamkeit zu entfalten suchten, seitens der mißtrauischen Eingeborenen an allen Ecken und Enden gehemmt und belästigt. Von diesen Verhältnissen ist jedoch damals fast nichts in die große Oeffentlichkeit gekommen.

Aber nun trat in der Geschichte unsers Schutzgebiets ein Wendepunkt ein, der die ganze bisherige Zauderpolitik über den Haufen werfen sollte. Das Verdienst hierfür — wenn man es so nennen will — gebührt dem Kapitän Witboi. Dieser selbstbewußte Häuptling sah die ohnmächtige deutsche Schutzherrschaft als das an, was sie verdiente, nämlich als Lust. Allen Abmahnungen des deutschen Regierungsvertreters zum Trotz erfüllte er die Kolonie auch ferner mit Krieg und Blutvergießen, namentlich beraubte er die Hereros ihrer schönen Rinderherden. Angesichts der hierdurch aufgerüttelten öffentlichen Meinung beschloß die Reichsregierung endlich im Jahre 1893 ein gewaltsames Einschreiten. Aber gleich jetzt machte sich die Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit der Eingeborenen geltend. Da man diese ja mit 50 Mann bisher so schön beherrscht hatte, hielt man zur Niederwerfung des Witboistammes eine Macht von 350 Gewehren für ausreichend.

Betrachten wir diese Zahl mit der heute in Südwestafrika für erforderlich erachteten, welch gewaltiges Mißverhältnis tritt uns entgegen! Damals schon hätte man während der Abrechnung mit Witboi auch die Möglichkeit von Feindseligkeiten von seiten andrer Eingeborenenstämme ins Auge fassen müssen. Denn grün waren sie uns alle nicht. Außer den Witbois hatten sogar zwei weitere Eingeborenenstämme bis jetzt noch nicht einmal Schutzverträge abgeschlossen, dafür aber sich durch Räubereien und Mordtaten unliebsam bemerkbar gemacht. Es waren dies die im Osten des Schutzgebietes wohnenden Stämme der Khanas- und der Franzmanns-Hottentotten (Gokhas). Aber nicht nur mit einer solchen Möglichkeit hatte die gegen Witboi aufgebotene Truppenstärke nicht gerechnet, sondern auch nicht einmal mit der Widerstandsfähigkeit der Witbois selbst. Die Folge war denn auch, daß uns Kapitän Witboi in einem anderthalbjährigen Kampfe die Palme des Sieges streitig gemacht hat. Schon die Tatsache, daß ihm dieser lange Widerstand gelang, ließ den Kapitän in seinen und seiner Landsleute Augen als den eigentlichen Sieger dastehen.

Zur Beendigung des Krieges mit Witboi, welch letztere mir zugefallen ist, nachdem mein Vorgänger Anfang 1894 das Schutzgebiet verlassen hatte, mußte daher die Diplomatie mithelfen. Diese mußte ersetzen, was der Truppe an

Stärke abging. Mittels diplomatischer Verhandlungen, verbunden mit Anwendung von sanfter Gewalt, gelang es zunächst, die Treue der übrigen schwankenden Häuptlinge des Namalandes wieder zu befestigen und auch noch die beiden letzten Stämme, die keine Schutzverträge eingegangen waren, zum Abschluß von solchen zu bewegen. Hierbei wurde der schlimmste der Namakapitäne, Andreas Lambert von den Khanas-Hottentotten, mittels eines Handstreiches gefaßt und zum warnenden Beispiel kriegsrechtlich erschossen. Nunmehr stand Witboi wieder isoliert im Felde und konnte daher an die Schlußabrechnung mit ihm herangetreten werden, ohne daß nach menschlichem Ermessen eine Störung von andrer Seite befürchtet zu werden brauchte. Allerdings dem Kapitän Simon Cooper von Gokhas habe ich trotz Vertragsabschlusses bis zuletzt nicht getraut. Von seinem Verhalten suchte ich mich daher während des Witboikrieges durch zeitweise Botschaften mit nichtssagendem Inhalte zu überzeugen. Indessen der Kapitän merkte die Absicht und ward verstimmt. „Was hat der Major mir immer Briefe zu schreiben! Ich habe seinen Vertrag unterschrieben und werde mein Wort halten," so schnauzte er eines Tages meinen Boten an.

Die Schlußabrechnung mit Witboi erfolgte dann mittels eines abermaligen blutigen Feldzugs (etwa 27 % Verlust auf unsrer Seite). Erst durch ihn wurde der Kapitän endlich zur Annahme der deutschen Schutzherrschaft gezwungen. Aber immer noch stand er als derart achtenswerter Gegner im Felde, daß nur das Bauen der bekannten „goldenen Brücke" ihm das Eingeständnis, daß er besiegt sei, hatte abringen können. Und ein andres Ergebnis zu erzielen, dazu war die schwache Truppe nicht in der Lage. So entstand der Frieden von Tsams am 15. September 1894.

Um diesen Frieden herbeizuführen, hatte ich mich zweimal persönlich in das feindliche Lager begeben. Das erstemal mußten die Verhandlungen als ergebnislos abgebrochen werden. Fortgesetzt wollte der Kapitän wissen, was das ihm anscheinend recht unbequeme Wort „Unterwerfung" bedeute. Bevor ich mich daher am 15. September morgens zum zweitenmal in das feindliche Lager begab, hatte ich die zu einem erneuten Angriff erforderlichen vorbereitenden Befehle zurückgelassen. Als ich dann aber in das feindliche Lager kam, saß Witboi im Kreise seiner Großleute in einer Haltung, die sofort erkennen ließ, daß seine Hartnäckigkeit erschüttert sei. Bei meinem Näherkommen stand er auf und ging mir mit den Worten: „Ich werde mich unterwerfen" entgegen. Als es aber an die Vertragsfestsetzung ging, feilschte Witboi doch wieder um jede Bestimmung.[1]) Namentlich erregte die Frage der Rückgabe unsrer während des Feldzugs in seine Hände gekommenen Gewehre wie die Aufnahme einer Garnison in seine Residenz Gibeon bei ihm Anstoß. Nach langen Verhandlungen habe in bezug auf die Gewehrfrage schließlich ich nachgegeben, in bezug auf die Garnison dagegen Witboi.

[1]) Witboi war überhaupt der einzige Kapitän des Schutzgebietes, der genau verstanden hatte, was er unterschrieb.

Ich beließ ihm vorläufig unsre Gewehre — im ganzen 9 Stück —, während er sich mit der Stationierung einer Garnison an seinem Wohnplatze einverstanden erklärte. Aber bereits wenige Tage nach dem Vertragsabschluß schrieb mir der Kapitän wieder, ich möchte von der Verlegung einer Garnison nach Gibeon doch noch Abstand nehmen. Dieses Drehen und Winden seinerseits war lediglich der Ausfluß des Mißtrauens Witbois gegen uns. Der Krieg gegen ihn war seinerzeit von unsrer Seite mittels eines Ueberfalles auf dessen damaligen Wohnsitz Hornkranz begonnen worden. Diesen Ueberfall hat uns der Kapitän, der anscheinend eine vorhergehende förmliche Kriegserklärung erwartet hatte, lange nicht vergessen können. Wollten und mußten wir daher überhaupt wieder mit ihm paktieren, so war es an uns, ihm das größere Vertrauen zu zeigen, um so das seinige zurückzugewinnen. Und letzteres gelang auch in der Folge. Denn kaum ein halbes Jahr später hat der Kapitän unsre Gewehre freiwillig zurückgegeben, während er mit der Garnison sich so gut abfand, daß er der treueste Anhänger seines Stationschefs, des Oberleutnant von Burgsdorff, geworden ist. Mit letzterem hat er dann auch ein Jahr später einen Zusatzartikel zum Schutzvertrage abgeschlossen, in dem er sich der deutschen Regierung zur unbedingten Heeresfolge verpflichtete.

Während ferner der Schutzvertrag mit Witboi von einer Verpflichtung zur Befolgung der deutschen Gesetze und Anordnungen nichts enthielt, hat der Kapitän in dieser Beziehung niemals Schwierigkeiten gemacht. Hätte man ihm dagegen bereits beim Vertragsabschluß ein derartiges Ansinnen gestellt, so würde er sich mit Händen und Füßen gegen dieses gewehrt haben, da er dahinter irgendeine Falle gewittert hätte. Damals wurde infolgedessen diese Frage ignoriert, und später spielte sie keine Rolle mehr.

Wenn daher in der südwestafrikanischen Kolonialgeschichte etwas zu tadeln ist, so ist dies nicht der Abschluß von Schutzverträgen an sich oder deren Inhalt. Denn beides hätte uns nicht an der tatsächlichen Beherrschung der Eingeborenen zu hindern brauchen. Wir hätten diesen nur zu sagen brauchen: „Auf Grund eurer Verträge sind jetzt wir eure Herren, denen ihr bedingungslos zu folgen habt," und diese skrupellose Politik durch eine ausreichende Menge von Soldaten zu unterstützen nötig gehabt: um wieviel, möge jeder sich selbst sagen, wenn er jetzt nach Südwestafrika hinübersieht. Die Regierung aber und mit ihr die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes glaubten diesen mit schweren Opfern verbundenen Weg nicht einschlagen zu sollen, bevor die Ungangbarkeit des andern Weges, d. h. des Verbleibens auf dem Boden der Verträge, klar erwiesen war. Und das war nicht zu tadeln. Wem jedoch dieser Wechsel auf lange Sicht unbequem war und wer daher das Betreten des andern Weges anstrebte, das war in der Folge die Mehrzahl der hinzukommenden neuen Einwanderer. Diese wußten schließlich nichts mehr von jenen Zeiten, in denen die Häuptlinge auch noch etwas gegolten hatten, in denen diese von weißer Seite mit Geschenken und Liebenswürdigkeiten überschüttet worden waren, um sie für Konzessionen und Verträge zu gewinnen, von jenen

Zeiten, in denen es dem höchsten Beamten in den Schutzgebieten zum Lobe angerechnet wurde, wenn er mit den Eingeborenen ohne Gewaltmittel auskam, schlimmstenfalls aber einen Stamm gegen den andern auszuspielen verstand. Die Häuptlinge jedoch erinnerten sich dieser Zeiten und zogen naturgemäß aus dieser Erinnerung die sich ergebenden Schlußfolgerungen. Ebenso aber war es naturgemäß, wenn dem weißen Einwanderer die Lehre von der eignen hohen Stellung den „niedrigen und schmutzigen Kaffern" gegenüber weit lieblicher dünkte als diejenige von einer vertragsmäßig bestehenden Rechtsstellung auch der Eingeborenen, geschweige denn von einer Rücksichtnahme auf diejenigen Kapitäne, die in schwieriger Lage für uns gegen ihre eignen Stammesgenossen mit Gut und Blut eingetreten waren. Ich erinnere zum Beispiel an die fortgesetzten Angriffe wegen des Hererohäuptlings Kajata, des tapfersten aller Hereros, weil er dekoriert worden war und einen Offiziersäbel besaß.[1]) Das Verbrechen dieses Mannes war, 1896 — heute möchte ich fast so sagen — töricht genug gewesen zu sein, zugunsten unsrer Sache mit auf seinen Verwandten, den aufständischen Häuptling Kahimema, zu schießen, ihn dem Tode entgegenzuführen helfen, dafür aber manchem deutschen Soldaten das Leben zu erhalten. Ebenso habe ich einmal Angriffe über mich ergehen lassen müssen, weil ich den mich in Windhuk besuchenden Kapitän Witboi mit einer Einladung zum Frühstück erfreut hatte!

Der Deutsche ist eben im Grunde nichts weniger als ein Demokrat. Hat er jemand gefunden, der tiefer wie er steht, so läßt er es diesen gern fühlen und will von Zugestehen von Rechten auch an ihn nicht viel wissen. Unter unsern Einwanderern befanden sich gewiß auch solche von sozialdemokratischer Gesinnung. Aber diese verfuhren nicht anders wie die übrigen und kommen daher zum Teil in Gegensatz zu ihren heimatlichen Gesinnungsgenossen, welch letzteren man es lassen muß, daß sie in bezug auf die von ihnen verfochtenen Grundsätze der allgemeinen Gleichheit auch den Eingeborenen gegenüber konsequent geblieben sind. Der Reichstagsabgeordnete Bebel soll wegen seines Eintretens für die Eingeborenen aus den südwestafrikanischen Arbeiterkreisen zuweilen wenig liebenswürdige Zuschriften erhalten haben. Kurz, es hatte sich in bezug auf die Eingeborenenpolitik allmählich zwischen Regierung und Bevölkerung ein gewisser Gegensatz herausgebildet, der sich auf die beiderseits verschiedenartige Anschauung über die staatsrechtliche Stellung der Eingeborenen, nicht zum wenigsten aber auch über deren Widerstandsfähigkeit gründete. Hier nur einige Beispiele. Im Jahre 1902 erhielt das Gouvernement nach Erlaß der neuesten Jagdverordnung eine Petition von weißer Seite um „Gleichstellung" der Weißen mit den Eingeborenen. Die Ungleichmäßigkeit wurde in der Bestimmung gefunden, daß die Weißen stets Jagdscheine zu lösen hatten, während den Eingeborenen das Jagen innerhalb ihrer eignen Stammesgebiete ohne solche

[1]) Vgl. mein Buch „Elf Jahre Gouverneur", S. 105. Der Säbel war Kajata von dem am 17. Dezember 1905 gefallenen Hauptmann Kliefoth geschenkt worden.

gestattet war. Als ob es überhaupt möglich gewesen wäre, freie Eingeborenenstämme am Jagen innerhalb ihres eignen Landes zu hindern. Daß aus politischen Gründen den Weißen der Besitz des Militärgewehrs ebenso untersagt war wie den Eingeborenen, wurde als unberechtigte Gleichstellung beider Rassen gebrandmarkt. Wurde einem Weißen mit Rücksicht auf die Existenz der Eingeborenen der Kauf einer von ihm gewünschten Farm abgeschlagen, so war dies eine „ungehörige Bevorzugung der Eingeborenen". Wurden einem Händler seitens eines Verwaltungsbeamten die den Eingeborenen gegebenen Kredite nicht ohne weiteres eingetrieben, so nannte man dies „Eingeborenenliebkosungspolitik". Endlich konnten sich sogar manche unsrer Einwanderer entsetzen, wenn sie sahen, wie ein Verwaltungsbeamter einem „schmierigen" Häuptling die Hand schüttelte. Diese Einwanderer wußten eben nicht, daß der Verwaltungsbeamte in bezug auf ihre, d. h. der Einwanderer, Sicherheit auf den guten Willen dieses Häuptlings mit angewiesen war. In der Tat, es hätte eigentlich jedem Auswanderer vor dem Verlassen des heimatlichen Bodens ein Privatissimum über die staatsrechtlichen Verhältnisse in unserm Schutzgebiete gelesen werden müssen. Denn daß derartige Gesinnungen, die unsern selbstbewußten und auf ihre Rechte eifersüchtigen Eingeborenen nicht verborgen bleiben konnten, zur immer größeren Verschärfung der Rassengegensätze führen mußten, liegt auf der Hand.

Solange indessen wenigstens Regierung und Beamte des Schutzgebietes auf dem korrekten Boden des Vertragsverhältnisses verblieben sind, konnten die Gegensätze immer wieder ausgeglichen werden. Denn so lange fühlten die Eingeborenen wenigstens ein gerechtes Walten über sich. Die deutsche Oberherrschaft an sich blieb ihnen zwar auch ferner nicht bequem, aber von diesem Gefühle bis zu dem Entschluß, sich ihrer mit Waffengewalt zu entledigen, war namentlich für die schwerfälligen und friedliebenden Hereros ein weiter Schritt. Anders aber gestaltete sich die Frage, als auch ein Beamter von dem Boden des Vertragsverhältnisses abwich. Und solches geschah im Jahre 1903. Und damit stürzte abermals, wie im Jahre 1891, unser in Südwestafrika errichtetes koloniales Gebäude zusammen, jetzt jedoch mit dem Unterschied, daß uns im Interesse unsrer nationalen Ehre keine andre Wahl mehr blieb, als, wenn auch unter den schwersten Opfern, im Lande zu bleiben und das Zusammengestürzte auf andern Grundlagen wieder aufzurichten.

Der Regierung ihrerseits war das Steigen der Rassengegensätze keineswegs verborgen geblieben. Namentlich der Eisenbahnbau hatte Elemente in das Schutzgebiet geführt, die zu deren rapider Anschwellung beigetragen haben. Maßnahmen, wie dieser Entwicklung der Dinge zu begegnen sei, sind, besonders im Jahre 1903,[1]) wohl erwogen worden. So wurde nach dem Hauptausbeutungsgebiet der kleinen Händler, nach Waterberg, eine Polizeistation ausdrücklich zu dem Zwecke gelegt, die Herstellung korrekter Handelsbeziehungen

[1]) Nach meiner Rückkehr aus Heimaturlaub, nach der mir die Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Weißen und Eingeborenen besonders aufgefallen war.

zwischen Weißen und Eingeborenen herbeizuführen. Auch die von mir fünf Jahre lang verfochtene Kreditverordnung, die endlich in demselben Jahre, 1903, erlassen worden ist, erstrebte das gleiche Ziel, leider nur mit ungenügendem Erfolge, da es den mächtigen Interessengruppen gegenüber nicht gelungen war, sie in dem von mir vorgeschlagenen Wortlaute durchzusetzen. Auch die Einrichtung von Eingeborenenkommissaren nach englischem Muster, um eine gerechtere Vertretung der Eingeborenen vor Gericht herbeizuführen, ist damals in Erwägung gezogen worden.

Das radikalste Mittel zur Eindämmung übler Folgen aus den Rassegegensätzen würde indessen eine entsprechende Vermehrung der Schutztruppe gewesen sein. Aber gerade dieses Mittel war, woran wohl niemand zweifeln wird, in der Heimat nur unter der durchschlagendsten Begründung durchzusetzen. Solange indessen unsre Häuptlinge sich durch die Rassengegensätze nicht abhalten ließen, jeden erreichbaren Viehdieb anstandslos zur Bestrafung einzuliefern, solange sie durch ihre Beisitzer jeden Exzeß Eingeborener gegen Weiße der gerichtlichen Ahndung zuführen halfen, solange endlich der einzeln unter den Eingeborenen lebende und reisende Weiße sich unbedingter persönlicher Sicherheit erfreute, solange war eine solche Begründung schwer zu finden. Denn so lange erschienen die aus den Rassegegensätzen sich ergebenden Mißstände mehr auf das Schuldkonto der Weißen wie auf dasjenige der Eingeborenen zu fallen. Haben sich doch sogar die Hereros bis zum Tage ihres Aufstandes nicht einmal an einem der sie aussaugenden Händler vergriffen, sich vielmehr von denselben nicht bloß vieles, sondern alles gefallen lassen. Kurz, rein äußerlich betrachtet, erschien in dem Widerstreit der beiden Rassen das Uebergewicht der weißen auch 1903 noch zu fest gefügt, als daß Veranlassung vorlag, aus den steigenden Rassengegensätzen Gefahren für die weiße befürchten zu müssen. Immer noch erschien die eingeborene Rasse als die schwächere und darum schutzbedürftigere.

Da schlug, wie der Blitz aus heiterem Himmel, im Jahre 1903, mitten in diesen anscheinend gesicherten Frieden der Bondelzwartsaufstand ein und machte allen Erwägungen ein Ende. Aber auch jetzt wieder war das Unrecht leider mehr auf unsrer Seite wie auf derjenigen der Eingeborenen. Und zwar erschien als der äußerlich Schuldige der damalige Distriktschef. Denn fraglos hatte dieser Offizier die ihm nach seiner Instruktion wie nach dem Vertragsverhältnis zustehenden Befugnisse überschritten, und zwar gerade an einer Stelle, an der auch unsre indolentesten Kapitäne sterblich waren, nämlich an der Person des Kapitäns selbst. Der letztere, der Kapitän der Bondelzwarts, sollte zuerst freiwillig, dann gewaltsam zu dem Erscheinen vor dem Richterstuhl des deutschen Offiziers bewogen werden, und zwar in einer Sache, die gar nicht vor das Forum des Distriktschefs gehörte.

Es würde indessen dem Offizier unrecht tun heißen, wenn wir annehmen wollten, sein unüberlegtes, für ihn sowohl wie für das Schutzgebiet so verhängnisvoll gewordenes Vorgehen sei lediglich seiner eignen Initiative entsprungen. Vielmehr sind es auch in diesem Falle die Rassengegensätze gewesen, die

zum Ausbruch gekommen sind. Er hatte sich lediglich zu deren Träger gemacht. „Die Eingeborenen müssen anders behandelt werden, sie sind zu übermütig, die Regierung aber zu schlapp," so lauteten damals die Stichworte im Südbezirk, deren Wirkung sich anscheinend auch die dort stationierten Offiziere und Beamten nicht haben entziehen können. Um so weniger konnte dies von dem noch nicht lange im Lande befindlichen Offizier erwartet werden. Er glaubte den Eingeborenen gegenüber schneidiger auftreten zu müssen, als dies nach den ihm zugetragenen Schlagworten angeblich bis jetzt geschehen war, und schritt zu dem Wagnis, an der Spitze von sieben Mann gewaltsam gegen einen Kapitän vorzugehen, der über etwa dreihundert Gewehre gebot und davon fünfzig zur Stelle hatte.

Dieses Wagnis mußte der Offizier mit dem Tode, das Schutzgebiet aber mit einer Katastrophe büßen, deren Nachwehen heute noch nicht überwunden sind. Die Bevölkerung des Südbezirks aber erklärte sich mit diesem Vorgehen solidarisch, indem sie nach niedergeschlagenem Bondelzwartsaufstand einmütig den Beschluß faßte, dem gefallenen Offizier ein Denkmal zu setzen, und zwar unter einer Begründung, die deutlich ihre Spitze gegen die Eingeborenenpolitik der Regierung richtete.

Eine andre Gesinnung als die Weißen legten dagegen bei Beginn des Bondelzwartsaufstandes die nicht beteiligten Hottentotten an den Tag. Obwohl die Ursache der Erhebung in dem Versuch, einen der Ihrigen zu vergewaltigen, gelegen hatte, eilten sämtliche Kapitäne des Namalandes mit einer Ausnahme (Simon Cooper von Gokhas) der Regierung gegen ihre eignen Stammesgenossen zu Hilfe. Sie waren mithin auf dem Boden des Vertragsverhältnisses verblieben. Infolgedessen hatte die Mehrzahl der gegen die Bondelzwarts zu Felde stehenden Truppen aus eingeborenen Bundesgenossen bestanden. Die fernere Folge war, daß die Aufständischen, mehr durch die Gegnerschaft ihrer Stammesgenossen bewogen, als weil sie sich besiegt fühlten, bereits nach drei Monaten ihre Waffen ablieferten. Letzteres geschah Ende Januar 1904, mithin zu einer Zeit, in welcher der Norden des Schutzgebietes bereits unter dem Zeichen des Hereroaufruhrs stand, was unsern eingeborenen Bundesgenossen keineswegs verborgen geblieben war. Es ist gar nicht abzusehen, in welche Lage wir geraten wären, hätten die Hottentottenkapitäne damals schon mit den Hereros gemeinsame Sache gemacht.

Bei allen Katastrophen im Völkerleben muß man innere Ursachen und eine äußere Veranlassung unterscheiden. Erst das Zusammentreffen beider pflegt zum Ausbruch zu führen. So ist zweifellos das Vorgehen des Distriktschefs von Warmbad die äußere Veranlassung zunächst zum Bondelzwartsaufstand und dann zu der späteren allgemeinen Erhebung unsrer Eingeborenen gewesen. Die außerdem vorhandenen inneren Ursachen hätten zu einer solchen nicht unbedingt zu führen brauchen. Zündstoffe zu Katastrophen gibt es ja in der ganzen Welt genug, und wie verhältnismäßig selten führen sie zum wirklichen Ausbruch!

Was aber das Verhängnisvollste bei der Sache ist, das ist die Tatsache, daß wiederum die Unterschätzung der Widerstandsfähigkeit unsrer Eingeborenen zu dieser letzten großen Katastrophe geführt hat. „Glücklicherweise wissen unsre Eingeborenen nicht, wie stark sie sind," habe ich im Jahre 1901 zu dem mich in Windhuk besuchenden englischen Major Laffan gesagt, als dieser seine Verwunderung über die Ruhe und Sicherheit im Schutzgebiete äußerte. Aber unsre Ansiedler wußten es auch nicht, und sagen habe ich es ihnen nicht können, die Eingeborenen hätten es sonst vielleicht auch erfahren. Die ungeheure Ueberlegenheit der letzteren auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz über unsre deutschen Soldaten konnte auch nur jemand erkennen, der als Führer Gelegenheit gehabt hatte, sie häufig sowohl als Verbündete wie als Feinde in nächster Nähe zu betrachten. Die Masse der Weißen, die diese Gelegenheit nicht gehabt hat, sonnte sich daher auch ferner in dem Gefühl der eignen Ueberlegenheit und wollte von Rücksichten auf die Vertragsrechte der Eingeborenen nichts mehr wissen. Unter diesem Gesichtspunkte wird auch das Vorgehen des Distriktschefs von Warmbad und derer, die ihn hierzu mit veranlaßt haben, verständlich. Haben sich doch damals sogar seinen fünf Polizeisoldaten zwei Ansiedler freiwillig angeschlossen, weil sie an einen fröhlichen Waffengang mit den „minderwertigen und schmutzigen" Hottentotten dachten. Einer von ihnen hat diese Teilnahme mit einer schweren Verwundung bezahlen müssen.

Diejenigen aber, die in Südwestafrika auf eine Aenderung unsrer Eingeborenenpolitik hingearbeitet haben, haben nicht den richtigen Weg eingeschlagen. Zunächst mußten sie auf Verstärkung unsrer Machtmittel drängen sowie dem alten Vaterlande unwiderlegbare Gründe für deren Notwendigkeit liefern und dann erst für strafferes Anziehen der Zügel den Eingeborenen gegenüber eintreten. Statt dessen haben wir noch 1903 kurz vor dem Aufstande erlebt, daß die Regierung sogar aus der weißen Bevölkerung heraus wegen Vermehrung der Schutztruppe um eine Gebirgsbatterie angegriffen worden ist.

Aus meiner Darstellung erhellt, wie sich durch die Geschichte Südwestafrikas die Schutzverträge wie ein roter Faden hindurchziehen. Wir sahen, wie sie uns dort haben seßhafter werden lassen, als wir ursprünglich beabsichtigt hatten, und wie sie uns zur Errichtung eines kolonialen Gebäudes veranlaßt haben, in das sich, wie die Folge lehrte, eine weiße Einwanderung nicht hat einfügen lassen wollen. Endlich haben wir gesehen, wie die Verletzung eines dieser Schutzverträge von unsrer Seite das ganze Gebäude hat zusammenstürzen lassen, nachdem uns dessen Aufrechterhaltung volle zehn Jahre lang gelungen war und wir daher bereits auf dessen Dauerhaftigkeit glaubten rechnen zu dürfen.

Unter all den schwierigen Fragen aber, die in Südwestafrika die Schutzverträge zu lösen hatten, war vielleicht die schwierigste diejenige der Rechtspflege. Galt es doch, mit ihr zwei ganz verschiedene Rassen zufriedenzustellen und ihr Zusammenleben nebeneinander zu ermöglichen. Wie dies gelungen ist, darüber hoffe ich mich ein andres Mal äußern zu können.

Nachtrag.

Ueberlingen, 16. Dezember 1906.

Nachdem das Vorstehende bereits in den Druck gegeben war, kam, mir ebenso unerwartet wie der übrigen Welt, die Reichstagsauflösung. Und zwar hat es eine Fügung des Schicksals gewollt, daß deren Ursache ebendasselbe Südwestafrika gewesen ist, das den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung gebildet hat. Mag jeder über die Auflösung und ihre Gründe denken wie er will, der Kolonialfreund muß sich über sie freuen, einerseits wegen der Festigkeit der Regierung in einer Forderung zu kolonialen Zwecken, anderseits, weil unser bis jetzt zum Teil stiefmütterlich behandeltes Feld der Kolonialpolitik überhaupt eine derartige Bedeutung hat gewinnen können. Es wird ja in unserm Vaterlande auch ferner noch eine koloniale Gegnerschaft geben können, aber was es nicht mehr gut geben kann, das ist koloniale Gleichgültigkeit. Der bevorstehende Wahlkampf — mag er daneben auch noch andre Gebiete in seinen Bereich ziehen — zwingt jeden Wähler zur Stellungnahme auf kolonialem Gebiet, und das ist für die koloniale Sache auf alle Fälle besser als Gleichgültigkeit.

Im übrigen aber kann jeder denkende Mensch es dem seiner Verantwortlichkeit sich bewußten Reichstagsabgeordneten wohl nachfühlen, wenn ihn die nicht abreißen wollenden Millionenforderungen für Südwestafrika stutzig machen, wenn er sich zweifelnd fragt, ob das neue Vaterland da drüben dem alten diese gewaltigen Opfer je wird lohnen können, und wenn ihn endlich der Gedanke bedrückt, welch eine Menge — vielleicht zu vermeidender — Fehler zusammengewirkt haben, um uns in die jetzige peinliche Lage zu bringen.

Alles zugegeben! Aber wir gleichen jetzt einem Kranken, der, will er überhaupt wieder gesund werden, seine Arznei schlucken muß, mag sie auch noch so bitter schmecken. Und so bleibt auch uns keine andre Wahl, als diese Pille zu schlucken, wollen wir nicht auf jede Gesundung da draußen verzichten. Nicht nur unsre nationale Ehre erfordert dies, sondern, wie die Dinge nun einmal liegen, auch unser eigenster Vorteil. Wenn daneben der Reichstag jeder Forderung genau auf die Finger sieht, für jeden verausgabten Groschen peinlich Rechenschaft verlangt, so tut er nur seine Pflicht. Dazu hat ihm das Volk den Schlüssel zu seinem Geldschrank anvertraut. Diejenigen Abgeordneten, die es mit dieser Pflicht genau nehmen, verdienen daher mehr den Dank der Wähler als diejenigen, die zu jeder Forderung „Ja“ und „Amen“ sagen.

Aber es gibt eine Grenze, über die hinaus Sparsamkeit wieder zur Verschwendung wird, und daß wir in der Vergangenheit gerade in Südwestafrika diese Grenze zuweilen überschritten haben, das ist nicht der geringste Fehler, den wir von dort zu verzeichnen haben. Nun hat ja in der entscheidenden Reichstagssitzung vom 13. Dezember d. J. die ablehnende Majorität eigentlich „jeden Mann und jeden Groschen“ der Regierungsforderung bewilligt; sie wollte nur die Regierung auf künftige Sparsamkeit festnageln. Die Truppenstärke in Südwestafrika sollte vom 1. April 1907 ab nicht 8000 Köpfe betragen, wie die Regierung ver-

langte, sondern nur 2500. Die Verantwortung für die Folgen wollte der Vertreter der Majorität mit auf den Reichstag übernehmen. Letzterer könne ja immer wieder einspringen, falls der Aufstand von neuem aufflackere. In diesem Vorschlag liegt indessen nicht bloß ein Ueberschreiten der Grenzen der Sparsamkeit, sondern auch eine gewisse Gefahr. Ich bilde mir zum Beispiel ein, in Südwestafrika einigermaßen Bescheid zu wissen. Auch mir erscheint die dort jetzt noch für erforderlich erachtete Truppenstärke außerordentlich hoch. Aber zu beurteilen, wieviel Truppen vom 1. April 1907 ab an deren Stelle treten sollten, getraue ich mich trotzdem nicht. Dazu müßte ich zuerst selbst nach Südwestafrika reisen.

Eine Gefahr aber birgt der Vorschlag der Reichstagsmajorität insofern in sich, als, wenn dem Führer da draußen nicht gegeben wird, was er verlangt hat, ja ihm noch dazu ein Teil der Verantwortung abgenommen wird, es auch bei der größten Pflichttreue nur menschlich ist, wenn derselbe in seinem Eifer erlahmt und wenn er bei einem Fehlschlage sich der Empfindung einer gewissen Genugtuung nicht entziehen kann. Ist es ja dann nur so gekommen, wie er vorausgesagt hat. Ganz bedenklich aber erscheint der Gedanke, man könne in Südwestafrika im Notfalle die einmal zerstörte Organisation der Schutztruppe kurzerhand wieder aufbauen. In solchem Falle bedürfte es vielmehr einer abermaligen Arbeit von langen Monaten, bis die neu aufgestellten Truppenteile fertig an den Feind gebracht werden könnten.

Der unabweisbare Schluß aus alledem bleibt daher immer wieder, daß die bittere Pille, welche die Regierung uns jetzt serviert hat, tapfer heruntergeschluckt werden muß. Denn die andre Möglichkeit, Südwestafrika ganz aufzugeben, das will ja eigentlich — zum Lobe sei es ihnen gesagt — keine Partei im alten Vaterlande.

Das weise Jungfräulein

Novelle von

Karl Goldmann

Am 7. Juli des Jahres 1760, als die Sonne im Zenit über Rom brannte, sprang der Gelehrte und Mystiker Graf Johannes Ferdinand von Kuefstein aus seinem Studiersaal auf den langen, in braunem Schatten liegenden Korridor, stellte sich auf den Kopf, schlug mit den Beinen phantastisch in die Luft, fiel um, erhob sich wieder, machte einen Sprung in die Höhe, ließ sich auf die Hände niederfallen und schlug den ganzen langen Gang hinunter ein Rad, bis er an der begrenzenden Wand einen Halt fand, wagerecht hinfiel und ohne jede Regung liegen blieb.

„Bei allen schwarzen Künsten, Bruder im Wissen, Ihr seid toll," so klang eine sonore Stimme hinter den dunkeln Portieren des Studiersaals; die Teppiche

wurden auseinander geſchlagen, und der Jeſuit Tommaſo Geloni, als Magier ſeiner Zeit bekannter denn als Mitglied der Gemeinſchaft Jeſu, Abbé Geloni trat heraus, ſchritt den Korridor hinauf und packte den wie leblos daliegenden Gelehrten an der Schulter: „Obſchon bereits bei weißen Haaren, ſeid Ihr doch noch ein Kind, ein gelehrtes Kind," ſagte der Jeſuit mit gutmütiger Stimme, „unſer Forſcherglück würde Euch keinen ſolch ungeſunden Freudentaumel an den Hals gejagt haben, hättet Ihr meiner Vorausſage, wie es ſich gebührt, den ſicheren Glauben bewahrt. Jetzt iſt uns die Löſung des letzten Naturgeheimniſſes geglückt, und nun, fürchte ich, könnt Ihr ſie nicht ausbeuten — wenn Ihr Euch nicht ſogleich aus dieſem der Vernunft entbehrenden und zudem eines Gelehrten durchaus unwürdigen Zuſtand erhebt."

Der gelehrte Graf ſprang mit einem Satze auf und ſtellte ſich vor den Jeſuiten.

„Es iſt doch ohne jeden Zweifel die Seele der Welt, die wir in die Materie gebannt haben!" ſchrie er voll Erregung, und ſeine gedrungene Geſtalt wollte dem langen dürren Jeſuiten ins Geſicht wachſen.

Der Magier klopfte ihm gutmütig auf die Schulter und verzog ſeinen Mund zu einem breiten Lachen:

„Beruhigt Euch, Bruder im Wiſſen, vertrauet meiner ſpirituellen Erfahrung. Was wir da erſt aus der zarteſten Materie extrahiert und nun in eine gröbere gebannt haben, iſt nichts andres als das, was hinter einem jeden Ding ſteckt, die Subſtanz, das Ingrediens aller irdiſchen Erſcheinung. Die Materialiſten nennen's substantia, die Senſualiſten Seeleneinheit, die Buddhiſten ſagen brahma, die Spiritualiſten Weltpſyche, die Anhänger Leibniz' nennen's Monade; wir nennen's nicht mehr: wir haben's, und das iſt die Hauptſache."

Der kleine Gelehrte riß den Jeſuiten an ſich und ſchrie ihm zu:

„Abbé Geloni, Ihr ſeid der größte Mann des Jahrhunderts, wenn's keine Täuſchung iſt, was Ihr entdeckt habt und was von uns unter großen Quälereien zuſtande gebracht worden iſt. Wenn wir wirklich die Weltſeele, den Grund der Dinge oder wie man's auch heißen mag, gefunden haben, ſo iſt ja die Wahrheit leibhaftig vor uns, und alle Wiſſenſchaft wird unnütz. Ich kann's noch nicht völlig faſſen — aber laßt uns jetzt wieder hineingehen zu unſern Flaſchen und Kolben und den Läuterungsprozeß zum glücklichen Ende verfolgen."

Der Gelehrte zog den Magier nach; dieſer, der ſich an dem Taumel des Grafen ſchon die ganze Zeit erfreut hatte, konnte bei den haſtigen, ins Leere greifenden Bewegungen des Grafen gar nicht mehr an ſich halten und ließ ſeinem breiten Lachen freien Lauf, ſo daß es wie ein fernes luſtiges Donnerrollen in dem engen Korridor klang.

Dann verſchwanden die beiden, der Gelehrte und der Magier, hinter den Portieren des Studierſaals.

Der Graf hatte freilich guten Grund zum aufgeregten Gebaren; denn was ſich begeben hatte, war ungewöhnlich; außergewöhnlich ſogar für eine Zeit, die

nicht arm ist an mystischen Spielereien und an Menschenkindern, die sich in sehr ernsthafter Weise damit befassen.

Der Graf hatte einst — das Wie und Wo ist, von der Phantasie der Zeit ins Groteske gefälscht, nicht mehr zu ermitteln —, Graf Johann Ferdinand von Kuefstein hatte vor Jahren, nachdem er bereits in den Ruf eines bedeutenden Forschers der physikalischen Welt gekommen war, auf einer Reise den als Magier berühmten Abbé Geloni kennen gelernt und seither mit ihm gemeinsame Studien getrieben, physikalische ebenso wie mystische, schließlich aber — unter des Jesuiten Einfluß, wie die Welt behauptete — nur mehr mystische.

Es war den beiden unter gewaltigen Mühen gelungen, die Seelen von Abgeschiedenen in eine Form zurückzubannen, die der einst erdenhaften Gestalt entsprach; so hatten sie unter anderm einen Mönch, eine Nonne, einen König, eine Königin und einen Juden erzielt; alle diese Seelen nahmen, wieder an das Irdische gebunden, eine zwerghafte Gestalt an (was übrigens, obschon böswilligerweise von den Skeptikern der Zeit als das bedenklichste Merkmal der Unechtheit bezeichnet, gar nicht verwunderlich ist: büßten doch jene geistigen Gebilde, indem sie von ihren Beschwörern durch ganz bizarr geformte Flaschenreihen und abgefeimt ausgeklügelte Retorten gequält wurden, nicht nur einen Teil ihrer seelischen Kraft ein, sondern auch ein Quantum ihrer Fähigkeit, sich in der Materie zu verdichten; unter diesen Umständen war es gewiß von jenen Ungläubigen zu viel verlangt, ganze Seelenmenschen vor sich zu sehen; man konnte mit Zwergseelen überaus zufrieden sein); ferner mußten diese seelischen Gebilde, da die Art ihres Bestehens an schwierige physikalische Bedingungen geknüpft war, sehr geschont werden. Sie wurden deshalb von dem Grafen und seinem Helfer in Flaschen gezogen, freilich (und dies mag den Spöttern, die geneigt wären, einer Aeußerlichkeit zuliebe unwürdige Vergleiche zu ziehen, gesagt sein), freilich nicht in gewöhnlichen Flaschen, wie sie etwa zur Aufbewahrung von Spirituosen dienen, sondern in eigens geprägten mit wohlbedachten Formen: gedrungenen Bäuchen, gezackten Windungen und unregelmäßigen Höhlen.

Doch darüber sowie über die undankbare Art und Weise, wie sich diese geläuterten Seelenexistenzen ihren Erzeugern und Meistern gegenüber betrugen, möge jeder, der kein Spötter und nach Näherem begierig ist, in dem zu Wien erschienenen freimaurerischen Taschenbuch des Doktors Besetzky nachschlagen; dort ist alles ausführlich und sogar wahrheitsgetreu niedergelegt, — uns aber soll andres, Höheres beschäftigen, was in diesem zeitgenössischen Bericht nicht enthalten ist, sondern erst durch schwierige Forschungen in römischen und österreichischen Archiven ans Licht kommen konnte.

Die beiden Seelenforscher waren nämlich — dies darf gewiß als Zeichen ihres immer höher gehenden Strebens betrachtet werden — ganz und gar nicht zufrieden mit den bereits gewonnenen geistigen Gebilden; ihr Wunsch verstieg sich höher, besonders der des Grafen; er schwur bei aller Mystik und Magik doch immer streng zur Wissenschaft; genug, eines Tages erklärte der Gelehrte dem Jesuiten, es genüge ihm nicht mehr, die Seelen beliebiger, ehemals

erdenhafter Menſchen, ſeien ſie auch in ihrer Verſchiedenheit noch ſo ſehr des ihnen entgegengebrachten Intereſſes würdig, aus ihrer geiſtigen Atmoſphäre herabzuziehen und als Zwergweſen materiell zu geſtalten: er müſſe vielmehr darauf dringen, mit Hilfe der ſich ſo mächtig erweiſenden magiſchen Kraft nicht mehr Einzelſeelen zu bannen, ſondern die Seele der Welt, die Seele der Erſcheinung, das Weſen der Dinge in die Wirklichkeit zu ziehen und in ihr ſichtbar zu machen. Er habe auch bereits eine Art Anleitung dazu erſonnen: in der Art, wie Leibniz ſeine Monade theoretiſch entwickle, müſſe man phyſikaliſch-magiſch vorgehen.

Alles weitere wolle er dem erfahrenen Myſtiker überlaſſen, der ja gewiß keine Mühe ſcheuen würde, wenn er als Preis die lockende Löſung des äußerſten Naturgeheimniſſes vor ſich ſehe.

Der Jeſuit, dem das undankbare Betragen und die immer mehr ins Teufliſche ausartende Wildheit ſeiner väterlich geliebten Seelen ſtillen, aber tiefen Schmerz bereitete, erſchrak zuerſt ob der übernatürlichen Größe der Aufgabe, ergriff aber doch mit brennendem Eifer die Gelegenheit, für die bisherigen Pfleglinge einen Erſatz zu ſuchen, von dem man in jeder Beziehung mehr erhoffen konnte.

In dem reichen Laboratorium eines einſamen Kloſters inmitten der Felſenwildnis Kalabriens hatten die beiden eine Zuflucht für ihr geheimnisreiches Werk gefunden. Die geängſtigten Mönche, die wohl wußten, warum ſie dem reichen Grafen Gaſtfreundſchaft und ſeinen Künſten Duldung gewährten, hörten zur Mitternachtsſtunde oft fürchterliche Aufſchreie hinter den hermetiſch verſchloſſenen Fenſtern des Laboratoriums, Schreie, wie ſie eben nur von Geiſtern ausgeſtoßen werden können, die mit entſetzlichen Mitteln in irdiſcher Atmoſphäre zurückgehalten werden.

Nach langen derartigen Experimenten, die nur teilweiſe einen Erfolg mit ſich brachten, ſah der Magier ein, daß die Vollendung und die letzte Weihe des Naturprozeſſes nur in Rom vor ſich gehen könne. Dort war nicht nur die — auch bei Geiſterbeſchwörung in Betracht kommende — Witterung den Experimenten günſtig, ſondern es waren hier auch — Rom galt zu dieſer Zeit neben Wien als Hauptherd myſtiſcher Beſtrebungen — die feinſten und ſeltenſten Inſtrumente zu erhoffen.

Dem Grafen war kein Opfer zu groß, wo es ſich um die Erzeugung einer ſo außerordentlichen Seele handelte, und ſo reiſte er mit dem Magier und dreizehn wohlgehüteten Reiſewagen nach der ewigen Stadt. Er mietete dort das Haus eines eben verſtorbenen Gelehrten, und es begannen nun unter verfeinerten Maßregeln die erneuten Verſuche, die jetzt mit dem Reſultat geendet hatten, daß es dem Magier, nachdem er die Seele der Materie aus dem Stofflichen extrahiert und mit unerhörten Mitteln durch die feinſte Subſtanz hindurch verfolgt hatte, gelungen war, dies Produkt von Geiſt und zarteſter Materie in ein irdiſches Symbol zu bannen und in einer beſonders ausgedachten Flaſche feſtzulegen.

Dies Naturgeheimnis, das wie die ſchon früher gewonnenen Geiſter einen

eigensinnigen Willen zu haben schien, hatte seinem Erzeuger und Beschwörer kundgetan, es werde und könne für seine irdische Existenz nur in der Gestalt einer Jungfrau erscheinen. Der Magier hatte dies durch seine Künste ermöglicht, und so war denn heute, am 7. Juli des Jahres 1760 kurz vor der Mittagstunde, aus den figurenhaft geballten starren Dämpfen im Innern der Flasche ein zartes Gebilde getreten, ein Figürchen hatte sich losgelöst, das in der Gestalt eines lieblichen Jungfräuleins auf und nieder schwebte.

„Jungfräulich und unberührt ist alle Wahrheit," hatte der Jesuit bei dem ersten Anblick des Figürchens in herzlicher Freude gesagt; der Gelehrte aber konnte sich nicht mehr mäßigen und war besinnungslos vor Wonne hinausgestürzt, um seine stürmische Freude in tollem Taumel überschäumen zu lassen.

Jetzt standen die beiden wieder vor dem Figürchen. Der Jesuit mit wohlwollendem Lächeln voll Befriedigung, der Graf zitternd und von allen Seiten das in den Dämpfen schwebende Ding bewundernd.

„Wir werden's wie früher machen, wie bei den andern Seelchen," sagte mit gerührter Stimme der Magier und streichelte väterlich liebend den Hals der Flasche, „wir werden das Jungfräulein befragen und es wird durch meinen Mund antworten."

Die Figur schien auf diese Worte verständnisvoll zu nicken; das Köpfchen mit dem blonden gewellten Haar hob und senkte sich, und die kleinen hellen Augen blitzten freundlich auf.

Der Jesuit war, so oft die beiden mit den Geistern sprechen wollten, in eine Art Schlaf oder Krampf versunken; die gebannten Seelen, die soweit, daß sie selbst eine Stimme besäßen, doch nicht erdenfähig gemacht werden konnten, hatten dann mit verschiedenen Stimmen, wie es einer jeden zukam, aus ihm geantwortet: der König in väterlich gedehntem Ton, die Königin in liebreichem, der Mönch langsam und nachdenklich, die Seele der Nonne mit spitzer Gebetsstimme, der jüdische Geist kreischend und in der Erregung sich überschreiend.

„Ja, wir werden es fragen und es wird uns alle bisher noch unentdeckten Geheimnisse von Natur und Geist enthüllen. Steckt es ja doch hinter ihnen allen und durchschaut sie daher. Alle Wissenschaft wird nutzlos werden. Packt ein, ihr Gelehrten, packt ein; zieht, woher ihr gekommen seid, ihr Weisen!"

Der Graf schrie dies und drohte wieder unrettbar seinem Taumel zu verfallen. Der Jesuit drückte besorgt seine knochige Faust auf des Gelehrten Schulter und zwang ihn so, sich zu mäßigen.

„Tobt mir nicht wieder, Bruder in der Weisheit. Ihr macht das Jungfräulein ordentlich ängstlich. Seht nur, seine Aeuglein funkeln ganz erschreckt."

Der Gelehrte wurde zärtlich:

„Verzeih mir, verzeih mir," rief er der Flasche zu, „es ist ja nur die Freude über deine Existenz." Und mit unruhig streichelnden Fingern fuhr er am Bauch der Flasche auf und nieder. „Wir werden die gelehrte Welt von ganz Rom zusammenrufen und die Seele vor ihnen sprechen lassen. Wir wollen die Wahrheit von ihr hören; nicht wahr, du wirst uns die Wahrheit verkünden?"

Es war, als verstünde das Seelchen nicht. Dann schien es verlegen oder spöttisch um sich zu blicken; sicher aber war, daß es schließlich den Gelehrten einer Beachtung würdigte und ihm zunickte.

Der Graf geriet wieder außer sich:

„Alle will ich hier versammeln, die Philosophen und die Theologen, die Physiologici und die Physici, alle sollen kommen, die Anhänger des Leibniz und die Jünger Platos, die um Carteſius und die Schüler Spinozas, die Theologen Christi und die Theologen des Buddha. Sie alle sollen unsre Seele befragen: jeder soll nach *seiner* Wahrheit fragen — und jeder wird erkennen, daß er nichts weiß, nichts gewußt hat, nichts wissen wird. Alle sollen fragen, ob ihre Weisheit die rechte ist, und hören sollen sie vor allem, hören."

„Ihr wollt doch nicht etwa —" fragte der Magier und ließ, zurücktretend, seine Hand von des Gelehrten Schulter sinken. „Bedenkt den Unglauben, den Neid und auch die Rachsucht der Gelehrten!"

„Die hört hier auf, wo die Wahrheit auf dem Spiele steht. Sie werden kommen, sie werden anerkennen müssen und sie werden die Wahrheit hören. Ihr müßt mir zustimmen, Abbé Geloni, Ihr müßt."

Der Jesuit wurde nachdenklich.

„Ihr wollt also in öffentlichem Kongreß unsre Seele nach dem letzten Wissen befragen lassen. Das macht Euerm wissenschaftlichen Freimut und nicht zum geringsten Eurer Offenheit alle und große Ehre, aber ich fürchte, Ihr unterschätzt den Hochmut der Gelehrten. Doch — Wunder geschehen ja, wie unser Beispiel zeigt, heutzutage zumeist: vielleicht habt Ihr recht. Im schlimmsten Fall wird der Prozeß als Spaß enden; daß es ein guter wird, soll dann meine Sorge sein."

Und der lange Jesuit sah mit wohlwollender Miene und mit breitlächelndem Mund herab zu dem kleinen erregten Gelehrten.

*

Oben an den Wänden, dicht unter der Decke des Raumes waren, in die Ecken verteilt, vier Kardinaltugenden in Marmor dargestellt. Von ihren Postamenten sahen die Statuen der Liebe, der Gerechtigkeit, der Klugheit und der Wahrheit hinab in die Mitte des anatomischen Theaters, wo auf einem mächtigen runden Tisch ein großer, mit purpurnen Teppichen verhüllter Gegenstand aufgestellt war.

In weiter Kreislinie um die Mitte stiegen die braunen Reihen der Bänke empor, amphitheatralisch, fast ganz bis zur Decke; bis zu jenen Statuen, die zwischen der altersgeräucherten Balkendecke und der obersten Kante der Sitzreihen thronten.

Das anatomische Theater war der Hauptraum in den gelehrten Appartements des Grafen Kuefstein, die einstige Sezierplatte in der Tiefe war sein Demonstrationstisch für heute, der purpurn verhüllte Gegenstand konnte nichts andres sein als die kostbare Flasche mit dem Seeleninhalt, und die Kardinal-

tugenden oben an den Wänden stellten die Patroneſſen dieſes Raumes dar oder ſollten ſie wenigſtens vorſtellen.

In dem weiten Saal webte trotz des über den Straßen der Stadt brütenden Sommernachmittags ein Schleier milden Halbdämmers, der nur hier und dort an den Wänden von dem gelben Licht großer, von ſilbernen Leuchtern gehaltener Kerzen zerriſſen wurde.

An der niederen Eingangstür des anatomiſchen Theaters ſtanden der Graf und der Magier und empfingen mit der Grandezza des ausgehenden Rokoko die langſam eintretenden gelehrten Gäſte.

Der Graf trug eine neue blendend weiße Perücke, die ſeine ſpärlichen Haare überdeckte und den Kopf im Vergleich zum Körper noch größer erſcheinen ließ, der Jeſuit erſchien in ſeinem bis an die Knöchel herabfallenden ſchwarzen Ordensgewand düſter und groß wie ein Geſpenſt.

Der Graf rieb ſich in einemfort die Hände und ſetzte nur aus, wenn ein neuer Gaſt zu empfangen war, der Magier muſterte jeden der Ankommenden mit den ſpähenden Augen eines Dämons und trug, von jedem einzelnen angeſprochen, dem Grade des Gaſtes entſprechend eine größere oder geringere Herzlichkeit zur Schau.

Es hatten ſich bereits die unterſten Reihen der im Kreis herumlaufenden Sitze gefüllt. Zum größten Teil ſaßen hier Gelehrte einer mehr materialiſtiſchen Richtung, Anhänger Rouſſeaus und Enzyklopädiſten, Skeptiker, die ſich beeilt hatten, die erſten Reihen zu belegen, um den Veranſtaltern auf die Finger ſehen und die Angelegenheit durchſchauen zu können. Mit mehr und minder zweifelnden Mienen, die indes der auch in der gelehrten Welt beachtete Takt nicht zum offenen Proteſt werden ließ, unterhielten ſie ſich oder beobachteten geſpannt das Gebaren des ungleichen Paares, des Grafen und des Jeſuiten.

Immer ſtärker ergoß ſich der Strom neu ankommender Gelehrter in den weiten Saal. Angehörige der kosmiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, Vertreter der aſtronomiſchen Gelehrſamkeit nahmen neben franzöſiſchen Janſeniſten und römiſchen Spätſcholaſtikern Platz; die oberſten Reihen indes wurden von Philoſophen verſchiedener Richtungen und von Theologen eingenommen.

In dem Miſchlichte von halbem Dämmer und gelbem Kerzenflackern erſchienen die vielen hellen und dunkeln, ſilberweißen und ſchwarzhaarigen hin und her bewegten Perücken wie Wellenkämme eines unruhigen Meeres, unter ihnen aber ſchnitten ſchwere und leichte Schatten mannigfach eigenſchaftsreiche Gelehrtengeſichter aus, zeichneten ſcharfe und zarte Umrißlinien ſtrenge und weiche Augen und Stirnen.

Welch ſeltſamer Kreis! Ein Gelehrtenpublikum, wie es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts außer in Rom höchſtens noch in Paris möglich geweſen wäre.

Da ſitzt ſteif und unbewegt in einer Umgebung von ausländiſchen Naturforſchern ein indiſcher Fakir, Anhänger des Brahma, der dieſes ſein Weltprinzip von der wahrheitkündenden gebannten Seele beſtätigt hören will.

Nicht weit von ihm, aber einige Reihen weiter oben, mitten unter geistlichen Professoren der römischen Universität, Astronomen und Physikern sowie fremdländischen Gelehrten bewegt sich in lebhaftester Unterredung der Ritter Montagu, der seiner Zeit, da sie ihn zu sehr als enfant gâté behandelte, als enfant terrible noch manches Kopfzerbrechen machen sollte. Er ist erst vor kurzem aus der Türkei zurückgekehrt, wo er — er war stolz darauf, die Wissenschaft stets mit dem Leben sich berühren zu lassen — außer einigen schwierigen Inschriften im Sinaigebiet die Geheimnisse des wohlgehüteten Harems seines fürstlichen Gastgebers mit Glück zu entziffern bemüht war.

Daß in einer der unteren Reihen, in einem Kreis französischer Gelehrter des Jesuitenordens der Abbé Galiani eine glänzende Konversation unterhielt, war selbstverständlich; dieser gesellschaftliche Aristophanes des achtzehnten Jahrhunderts, der dessen feinsten Geist weniger prätenziös als etwa Voltaire oder D'Alembert, aber viel sprühender repräsentierte, mußte sich stets dort bewegen, wo er Gelegenheit witterte, die liebsten Feinde seiner Geistesart in einer Stunde sechzigmal diskreter Lächerlichkeit preisgeben zu können. Die schwarzen Jesuiten, die wie aufgescheuchte Raben unruhig in seiner Nähe saßen, hüteten sich auch wohl, weitere Bemerkungen des beweglichen Abbé herauszufordern, sondern warfen nur bisweilen scharf beobachtende Blicke zu ihren offenen Feinden hinüber, der kleinen Schar französischer Jansenisten, die sich so weit entfernt als nur möglich niedergelassen hatten und unausgesetzt untereinander disputierten.

Mit einem Male strich es wie eine einzige, von plötzlicher Windsbraut aufgewühlte Welle über die Versammlung.

Zwei Diener in schwarzen Galafräcken und mit weißen Masken vor dem Gesicht schlossen die niedere Tür, der Graf versiegelte mit hellblauem Lack ihr Schloß zum Zeichen der Unverletzbarkeit und absoluten Freiheit dieses Ortes der Wissenschaft; sodann schritt er mit dem Jesuiten und gefolgt von den beiden Dienern zu der Tischplatte mit dem purpurnen Verhang.

Der Graf verbeugte sich vor der gelehrten Versammlung und fing an, mit erschütterter Stimme zu sprechen.

Der Jesuit schloß, indes der lächelnde Zug seinen dünnen Lippen blieb, zur Hälfte die Augen und lehnte sich mit den Händen an den massiven Tisch. Die Diener standen bereit zu beiden Seiten.

Der Graf dankte den Gelehrten, die zum Teil eigens von ihren Landsitzen in die Stadt geeilt waren, für ihre Bereitwilligkeit. Er bat sie, ihn und seinen Helfer nicht etwa unter der Perspektive des Kunststücks oder gar der Scharlatanerie zu betrachten; seine früheren Forschungen im Gebiet der Wissenschaften, die ja innerhalb der gelehrten Welt nicht ganz unbekannt geblieben seien, kennzeichneten ihn allein schon als ernsten Forscher.

Er legte sodann die Geschichte seiner magischen Tätigkeit dar, erwähnte die früher erzielten, in Flaschen gebannten Seelengebilde und berichtete, wie sein Helfer und er zum letzten möglichen Resultat vorgeschritten seien, wie es ihnen gelungen, den geistigen Extrakt des Seienden, die Weltseele in nuce, die Seelen-

einheit der Materie — oder wie nun ein jeder das Ding der Dinge taufen wolle — aus den feinsten irdischen Stoffen, zuletzt aus einigen bisher unbekannten zartesten gasförmigen Gebilden zu ziehen und dies geistige Geheimnis, in die Materie zurückgebannt, in ihr sich manifestieren zu lassen — symbolisch in jungfräulicher Gestalt. Die Worte eines alten Weisen, eines deutschen Mystikers hätten dadurch recht behalten:

„Das feineſt' auf der Welt iſt reine Jungfernerde;
Man ſaget daß auß ihr das Kind der Weiſen werde."

„Die Fragen, um die es sich hier handelt, sind die höchsten, ihr Brennpunkt ist die Wahrheit; wie sie gestaltet ist, das wollen wir von unsrer Seele erfahren; sie wird antworten nach unsrer Praxis durch den Mund meines Helfers, der zu diesem Behufe von der irdischen Welt abgeschieden und in einen die Welt der Erscheinung durchschauenden Schlaf versenkt werden muß."

So sprach der Graf, und den Magier zu einem vor dem Tisch aufgestellten Liegesessel geleitend, griff er von der Tischplatte ein Stück geschliffenen Kristalls, dessen heller Schein sofort über die sich vorneigenden Reihen huschte.

Der Jesuit ließ sich auf die rot ausgeschlagene Lagerstatt nieder; lang ausgestreckt lag seine schwarze Gestalt nunmehr in der Tiefe des anatomischen Theaters. Das verständnisvolle Lächeln im Gesicht des Magiers schien in ein dämonenhaftes überzuspielen, als der Graf ihm mit strenger Gebärde den Kristall vor die Augen hielt.

In regungsloser Erwartung verharrte die Versammlung.

Der Glanz in den Augen des Mystikers erlosch mit einem Male vor dem stärker wirkenden Licht des Kristalls; dann schlossen sich die Lider. Fest und fester, so dicht, daß die Augen von einer eisernen Kraft niedergehalten schienen. Der Mund zog eine wagerechte herbe Linie, deren plötzliche Strenge geschärft wurde durch die sich herabziehenden Mundwinkel. Die Hände des Magiers sanken lautlos, schlaff hinunter an beiden Seiten des Sessels: die Kraft des Kristalls hatte ihre Wirkung vollendet.

Der Graf trat zurück; mit einem Wink, den Dienern erteilt, spielte die Mechanik des Vorhangs; die Teppiche fielen an den beiden Seiten der Tischplatte herab, und die riesenhafte, grotesk gebuchtete und gehöhlte Flasche von hellgrünem Glas schimmerte auf in dem Gemisch von gelber Flamme und düsterem Tageslicht.

Auf und nieder schwebend zwischen den starren Dämpfen, die es geboren, zeigte sich das Jungfräulein in seiner lieblichen Nacktheit den Blicken der gelehrten Versammlung.

Fast wäre diese vor Neugierde durcheinander geraten, so sehr drängten und wirrten sich die Perücken und Gesichter. Sogar der unbewegte Fakir schoß kerzengerade in die Höhe und richtete mit der Wucht seiner Glatze an der Halskrause des niederländischen Astronomen, der über ihm sich vorbeugte, großen Schaden an.

Das Figürchen im Glas ließ sich durch den Anblick einer so würdigen Ver-

sammlung nicht im geringsten stören, jedenfalls war von einem besonders erhabenen Eindruck nichts zu bemerken; ja, es schien sogar den tiefernsten Zweck zu verkennen: einige sachverständige Gelehrte glaubten beunruhigt, einen leichten Grad von Koketterie verzeichnen zu dürfen: was bewog die zarte Gestalt, den reizenden nackten Körper in spielender Unschuld nach allen Seiten zu drehen und mit den winzigen Fingern der einen Hand auf den kleinen rosigen Jungfrauenbrüsten zu spielen?

(Schluß folgt)

Literarische Berichte

Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. 2 Bände. Geheftet M. 8.—, gebunden M. 10.—. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

In das tiefschmerzliche Bedauern, mit dem der vor einigen Monaten erfolgte Tod Max Eyths alle mit Verständnis für den Wert eines ganzen Mannes und eines echten Dichters begabten guten Deutschen erfüllt hat, mischt sich heute lindernd das Gefühl der Freude, daß es dem Heimgegangenen noch vergönnt war, das Werk zu vollenden, dem er die ganze, jugendfrisch gebliebene Kraft seiner letzten Jahre gewidmet hatte: die Geschichte vom Schneider von Ulm. Noch einmal empfangen wir in diesem seinem dichterischen Vermächtnis, das jetzt in zwei stattlichen Bänden vor uns liegt, eine köstliche Offenbarung seines edeln, reichen, weite Horizonte umfassenden Geistes, die wie seine früheren literarischen Schöpfungen in allen Kreisen des deutschen Volkes gern vernommen und wert gehalten werden wird. Auch in dieses Buch spielt die Technik, die ja in Eyth einen ebenso hervorragenden Jünger hatte wie die Poesie und bei ihm mit dieser stets aufs innigste verbunden erscheint, in bedeutungsvoller Weise herein, denn der „Dichter-Ingenieur" behandelt darin das Problem des Erfinders, man kann gleich sagen, er hat hier die Tragödie des Erfinders geschrieben, für die ihm sein vielbewegtes Leben reichen Stoff geboten haben mag. Doch hat er die Figur seines Helden der Vergangenheit entnommen und mit einer poetischen Lizenz, deren Berechtigung er in einem humorvollen Vorwort nachweist, den noch heute im Volksmund lebenden „Schneider von Ulm", jenen Berblinger, der 1811 seinen lächerlich endenden Flugversuch vor dem König von Württemberg unternahm, aus der ziemlich fragwürdigen Figur, die er in Wirklichkeit war, zu einem echten Erfindertypus und zugleich zu einem braven, tüchtigen Menschen umgestaltet, dessen wechselvolles Leben wir mit immer wachsender Teilnahme begleiten. Mit großer Kunst hat es Eyth verstanden, dieses Lebensbild nicht nur innerlich zur Tragödie des Erfinders zu vertiefen, sondern auch nach außen zu einem großen, farben- und figurenreichen Zeitgemälde zu erweitern. Was diesem an Ernstem, ja Erschütterndem reichen Werk einen weiteren besonderen Reiz verleiht, das ist der unbefangene köstliche Humor, der sich hier so wenig wie in den übrigen Büchern Eyths verleugnet — ein Humor, der, weil er aus warmem, liebevollem Herzen kommt, auch in den ergreifendsten Situationen sich hervorwagen darf, ohne die Stimmung zu zerstören, vielmehr ihr noch mehr Tiefe und innerliches Leben gebend. Alles in allem hat Eyth mit seinem „Schneider von Ulm" nicht nur einen vortrefflichen, gedanken- und lebensvollen Roman geschaffen, sondern ein prächtiges, echtes Volksbuch, das so manchen mit dem Gefühl erfüllen wird, dem einst Schiller nach der Lektüre des „Wilhelm Meister" Ausdruck gab mit den Worten: „Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen Roman nicht zu schätzen wüßte." R. D.

1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, kriegsgesch. Abt. II. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

In der verhängnisvollen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt war das altfriderizianische Heer zusammengebrochen. Wie war es nun möglich, daß schon nach sechs Jahren dieselbe Armee den Kernpunkt der deutschen Heersäulen bilden konnte, die unter der Führung des größten Teiles jener Offiziere, die in der Katastrophe unterlegen waren, ihre siegreichen Banner nach Paris trugen? Diese Frage beantwortet das hervorragende Werk der kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabs, indem es an der Hand der Akten jene Wendung vor allem dadurch erklärt, daß in der Zwischenzeit das vielfach so einseitig und tendenziös beurteilte preußische

Offizierkorps auf Befehl König Friedrich Wilhelms III. über sich selber zu Gericht gesessen und unnachsichtig alle seine Mitglieder, die gefehlt und geirrt hatten, bestraft und beseitigt hatte. Wer das auf den kläglichen Niederbruch gefolgte Befreiungswerk völlig verstehen und würdigen will, der muß dieses Werk studieren, durch dessen Abfassung sich unser Generalstab ein neues großes Verdienst um die vaterländische Geschichte erworben hat.

Fr. R.

Die Aristokratie in der Weltpolitik. Von Dr. Karl Mehrmann. Berlin 1905, E. A. Schwetschke & Sohn.

Der Verfasser, der schon zahlreiche Studien über die Lebensbedingungen der europäischen Staatengesellschaft veröffentlicht hat, macht es sich in dem vorliegenden Buche zur Aufgabe, den Uebergang ebendieser europäischen Staatengesellschaft zu einem Weltstaatensystem zu untersuchen. Er polemisiert dabei sowohl gegen die Gobineau-Chamberlainsche Rassentheorie wie auch gegen die Lehre Nietzsches vom Uebermenschen. Das kleine Buch ist höchst frisch geschrieben und regt vielfach zu eignem Nachdenken an.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. Von Dr. Julius Petersen. München 1905, J. F. Lehmanns Verlag.

Der Verfasser, ein überzeugter Anhänger des Determinismus und als hervorragender Jurist (er ist Reichsgerichtsrat a. D.) besonders befähigt, die Frage der Willensfreiheit in ihrer Anwendung auf rechtsphilosophische Fragen zu erörtern, behandelt das wichtige, in neuerer Zeit namentlich infolge des Auftretens der italienischen Schule der Strafrechtsreformer auch für die juristische Praxis brennend gewordene Problem in scharfdurchdachter Weise und mit eingehender Berücksichtigung der ganzen weitschichtigen Literatur. Besonders bemerkenswert ist der Nachweis, daß Verantwortlichkeit und Strafe sich sehr wohl mit der Annahme des Determinismus vereinen lassen, ja daß dieser nicht einmal mit Notwendigkeit zu einer vollständigen Umwälzung der Strafrechtstheorie führe.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Versuchung des heiligen Antonius. Von Gustave Flaubert. Deutsche Uebertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Die Verdeutschung dieses eigenartigen Werkes ist ein verdienstvolles Unternehmen. Flaubert schuf es zugleich als Künstler und Gelehrter. Der ganze Reichtum dichterischer Phantasie und Gestaltungskraft ist darin, aber auch das Ergebnis emsiger und gründlicher Forschung. Diese Versuchungen des heiligen Antonius, dessen Leben ein beständiges Martyrium war, bieten zugleich ein Bild der Zeit des Athanasius mit ihrem geistigen Ringen und Gären, ihrem Theologengezänk, ihrer an der Grenze zweier Epochen stehenden Kultur. Für Leser, die leichte Unterhaltung suchen, ist dies Buch nicht geschrieben. Es setzt Kenntnisse und Interessen tieferer Art voraus. F. P. Greve hat sich diesmal als vortrefflicher Uebersetzer erwiesen. Br.

Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie. Von Eduard Grisebach. Mit Bildnis und Handschrift. Berlin 1905, Ernst Hofmann & Co.

Dieser Supplementband zu Grisebachs Biographie Schopenhauers bringt alles seit dem Erscheinen der Lebensbeschreibung (1897) bekannt gewordene neue biographische Material in chronologischer Ordnung, namentlich sind zahlreiche ungedruckte oder dem größeren Publikum unbekannt gebliebene Briefe Schopenhauers hier zum erstenmal zusammengestellt und verwertet. An den biographischen Teil schließt sich ein Verzeichnis der im Besitze des Verfassers befindlichen Ausgaben der Werke Schopenhauers sowie der Schriften über Schopenhauer, ebenso von Werken aus der Bibliothek des Philosophen, die Grisebach erworben hat und deren interessante Randschriften er mitteilt. Für jeden Schopenhauer-Verehrer wird das kleine Buch daher eine willkommene Gabe bilden.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familienbilderbuch in 375 Abbildungen, zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels. Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 10.—.

Das zielbewußte Streben unsrer Zeit, durch Verbreitung wirklich guter, echter Kunst das kranke, irregeleitete Kunstempfinden des Volkes zu heilen und wieder auf den rechten Weg zu führen, hat in dem „Hausbuch deutscher Kunst" ein neues Mittel zum Zweck geschaffen, wie es origineller, gediegener und wirksamer sich kaum denken läßt. Das Werk bietet uns in getreuen, vortrefflichen Reproduktionen eine Auswahl des Besten, was deutsche bildende Kunst in fünf Jahrhunderten hervorgebracht hat, und zwar in der einfachen Form eines Bilderbuches, dessen ganzer Text, von den Unterschriften abgesehen, aus einem drei Seiten langen Vorwort des Herausgebers und einem am Schluß beigefügten Verzeichnis der Künstler und Bilder besteht; wir finden also hier das schon von den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" so glücklich verkörperte Prinzip, in der bildenden Kunst vorzugsweise die unmittelbare Anschauung zur Geltung kommen und das erläuternde Wort in den Hintergrund treten zu lassen, bis zur

äußersten Möglichkeit durchgeführt. Die Entstehungsgeschichte des Buches ist nicht ohne Bedeutung: wie der Herausgeber im Vorwort darlegt, ist sein „Hausbuch deutscher Kunst“ im Verlauf von etwa dreißig Jahren aus einer Bildermappe hervorgewachsen, die er schon als Knabe unter den Augen seiner Eltern angelegt, in seinen Werdejahren fortwährend ergänzt und schließlich als Mann zu einem Kunstbilderbuch für seine eigne Familie ausgearbeitet hat, bis er dann auf den überaus glücklichen Gedanken gekommen ist, ein Familienbilderbuch für das deutsche Volk daraus zu machen. Dieser Bestimmung entsprechend hat Engels das Material nicht nach kunsthistorischen Gesichtspunkten, sondern ähnlich wie Avenarius in seinem bekannten „Hausbuch deutscher Lyrik“, zu dem das Werk ein Seitenstück bildet, nach den Motiven ausgewählt und gegliedert; in sieben großen, allgemein zusammenfassenden Abteilungen („Landschaft und Naturleben“, „Von der Wiege bis zum Grabe“, „Deutsche Männer und Frauen“, „Aus vergangenen Tagen“, „Humor und Satire“, „Mythen und Mären“, „Religiöses“) läßt er hier das Bedeutungsvollste dessen, was wir in unserm irdischen Dasein erleben, erschauen und fühlen, vor unsern Augen vorüberziehen, so wie es sich in den Werken unsrer besten Künstler spiegelt. Bei der Auswahl ist keine „Richtung“, keine Kunstgattung einseitig bevorzugt worden; wir finden hier den Naturalisten wie den Romantiker, den Klassizisten wie den Modernen, den Architekturmaler wie den Porträtisten, den Stimmungskünstler wie den Meister der Komposition vertreten und lernen durch die Gegenüberstellung doppelt an jedem das Gute schätzen. Selbstverständlich hat nicht jedes Werk in dem Buch Aufnahme finden können, das seinem Wert nach Anspruch darauf hätte; es muß und kann uns genügen, daß sich keines darin findet, das seines Platzes unwürdig wäre, und jeder Kunstfreund darf sich von Herzen freuen, daß in die deutsche Familie mit diesem köstlichen „Hausbuch“ abermals eine Fülle reinster, edelster Kunst getragen wird. B—r.

Die Duellfrage. Von Rudolf Graf Czernin, Vorstandsmitglied der Allgemeinen Antiduell-Liga für Oesterreich. Wien 1904. Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn.

Der Verfasser, der schon mit einer Schrift über den Nationalitäten- und Sprachenstreit in Oesterreich und einer Arbeit über die österreichische Eisenbahnpolitik an die Oeffentlichkeit getreten ist, erörtert in der vorliegenden Broschüre in frischer, dabei aber durchaus sachlicher Weise die Duellfrage, legt Ursprung und Wesen des Duells dar und übt mit hohem sittlichen Ernst an dessen Verteidigern Kritik. In dieser Hinsicht sind namentlich die Kapitel „Die Verteidiger des Duells“, „Die Gegner des Duells“, „Wahrzeichen der Kultur“ lesenswert. Der kleinen Schrift ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Vom Heimatland. Lieder und Balladen von Emil Klein. Stuttgart 1905, Max Kielmann.

Der Verfasser, ein württembergischer Notar, hat sich durch seine Weihnachts- und Passionsfestspiele in seiner engeren Heimat einen Namen gemacht. Die vorliegenden Gedichte, schlicht und einfach, aber voll poetischen Schwungs, werden sicher bei den Freunden des Dichters gute Aufnahme finden.

E. M.

Die Haager Friedenskonferenz. Von Christian Meurer. Zwei Bände. 1. Band: Das Friedensrecht der Haager Konferenz. München 1905, J. Schweitzer, Verlag (Arthur Sellier).

Das Werk will eine erschöpfende Behandlung der gesamten Verhandlungen der Haager Friedenskonferenz geben und stützt sich dabei auf die vom holländischen Ministerium des Aeußern besorgte Ausgabe der Sitzungsprotokolle (erschienen 1899 unter dem Titel „Conférence internationale de la paix“). Zunächst erzählt Meurer die allgemeine Geschichte der Haager Konferenz und erörtert kurz ihre Ergebnisse, um sodann ausführlich auf die einzelnen zur Verhandlung gekommenen Punkte einzugehen. Der erste Band enthält die Beratungen über die Vermittlungsfrage, die internationalen Untersuchungskommissionen, die internationale Schiedssprechung, den ständigen Schiedshof und das Schiedsverfahren (die Schiedsgerichtsverfassung und die Schiedsprozeßordnung). Ein Anhang enthält den Wortlaut des „Abkommens zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle“, wie er im „Reichsgesetzblatt“ vom 29. Juli 1899 erschienen ist. — Der gelehrte Verfasser hat sich durch seine mühevolle Arbeit ein unbestreitbares Verdienst um die Stärkung des Friedensgedankens erworben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Einleitung in die Philosophie. Von Professor Dr. Wilhelm Jerusalem. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

Das außerordentlich klar und übersichtlich geschriebene Werk sei auch in dieser neuen Auflage allen empfohlen, die sich leichten Zugang zum Reiche der Philosophie verschaffen wollen. Sind sie erst hineingelangt, so werden sie vielleicht erkennen, daß manche der hier besprochenen oder gestreiften Probleme doch noch weit mehr Schwierigkeiten und

Tiefen bieten, als dies Buch zu verraten scheint. Gegenüber den früheren Auflagen ist eine wichtige, sehr vorteilhafte Aenderung zu verzeichnen: die völlige Umarbeitung des Abschnittes über genetische und biologische Aesthetik. Br.

Nietzsches Metaphysik. Von Hans Bélart. Berlin, 1904. — Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. Von Jacob J. Hollitscher. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1904.

Aus der unermeßlichen Nietzsche-Literatur seien heute wieder einmal zwei Bücher genannt. Das erste behandelt Nietzsches Lösung metaphysischer Grundprobleme, mit besonderer Rücksicht auf die sogenannte Umwertungsperiode Nietzsches und sein Verhältnis zu Schopenhauer. Bélart meint, daß die Lehren vom Willen zur Macht, von der Ueberwindung des Menschen durch den Uebermenschen und von der Züchtung der höheren Menschenrasse die Möglichkeit der Metaphysik auch für die Gegenwart beweisen. — Hollitschers Werk ist ein durchaus nützliches: in seinem Hauptteil gibt es eine Uebersicht über den Inhalt jeder Nietzscheschen Schrift, soweit sie selbständig erschienen und selbstwertig ist. Da bei unserm Philosophen der sprachliche Ausdruck große Bedeutung besitzt, so ist auch mit wörtlichen Anführungen nicht gekargt worden. Demnach wird hier zum erstenmal etwas geboten, was man früher eine „Epitome" nannte. Collins hat vor wenigen Jahren etwas ähnliches für Spencer geleistet. Vorausgeschickt ist eine Lebensbeschreibung; der Darstellung folgen nach ein Kapitel, in dem das Einheitliche in Nietzsches Philosophie herausgearbeitet wird, und ein der Kritik gewidmetes Kapitel.

M. D.

Enneaden. Von Plotin. In Auswahl übersetzt und eingeleitet von Otto Kiefer. I., II. Band. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

Der ebenfalls im Diederichsschen Verlage erscheinenden vorzüglichen Neuübersetzung der Werke Platons durch Dr. Rudolf Kassner reiht sich würdig die vorliegende Verdeutschung von Plotinos' Enneaden an. In Plotinos, dem Begründer des Neuplatonismus und dem letzten großen Denker des Altertums, gipfelt die religiöse Spekulation der griechischen Philosophie, die sich darin aufs engste mit dem Christentume berührt, daß sie nunmehr das Bedürfnis zeigt, durch göttliche Offenbarung zu einer Erkenntnis und Glückseligkeit zu gelangen, die dem wissenschaftlichen Denken als solchem versagt schienen. Dazu kommt, daß gerade der Neuplatonismus auch im einzelnen auf die weitere Ausbildung der christlichen Dogmatik den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat. All dies ist geeignet, der vorliegenden Ausgabe gerade in unsrer Zeit, in der man auf allen Seiten bemüht ist, zu einer Vertiefung des religiösen Lebens zu gelangen, von vornherein die größte Beachtung zu sichern, die um so verdienter sein dürfte, als Plotinos hier zum erstenmal durch eine sorgfältig getroffene Auswahl aus seinen „Enneaden" und durch eine meisterhafte, geschmackvolle Uebertragung dem Verständnis weiterer Kreise nahegerückt erscheint.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse von Gustav Jenner. Marburg in Hessen, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905. Broschiert M. 1.20; gebunden M. 1.50.

Die Schrift ist ein Wiederabdruck aus der „Musik" 1903, 15 und 17; ursprünglich ist sie aus Erinnerungen und Erfahrungen hervorgegangen, die auf Klaus Groths und andrer Freunde Drängen aufgezeichnet wurden, ohne die Absicht einer Veröffentlichung. Daraus erklärt sich der angenehme Eindruck des Lebendigen, Unmittelbaren und Ungekünstelten, den die zwanglosen Berichte hervorrufen. Manch hübschen Zug, manch feinsinnigen Wink finden wir vom Erzähler der Nachwelt aufbewahrt, und die Brahms-Gemeinde wird es sich angelegen sein lassen, das anspruchslose Büchlein tunlichst zu verbreiten. Dr. K. Gr.

Alexander Petőfis poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Breslau 1905, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottländer. 2. Aufl. M. 4.—.

Die 1. Auflage dieses Buches vom Jahre 1902 hat Ref. in der „Deutschen Revue" vom Januar 1903, S. 125 f., angezeigt. Die neue Auflage dieser guten Uebersetzung zeigt gegenüber der alten nur unwesentliche Veränderungen. Wir begnügen uns daher mit diesem Hinweis. E. M.

Der abendländische Rationalismus und der Eros. Von Leopold Ziegler. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905.

Der Verfasser will in dem vorliegenden Buche keine Geschichte des Rationalismus geben, sondern gleichsam eine Philosophie über die Geschichte der Philosophie, d. h. die Beantwortung der Frage: Was ist eigentlich mit diesen harten Kämpfen erreicht worden, was kommt in der Geschichte des spekulierenden Gedankens zum Ausdruck? Er beschränkt sich dabei auf die Wandlungen, die dieses Problem bei einigen der größten Denker erfahren hat. Er geht von der Gestaltung aus, die das rationale Problem in der sokratisch-platonisch-aristotelischen Philosophie gefunden hat (den „Eros" oder den philosophischen

Trieb bei Platon identifiziert Ziegler mit der intellektualen Anschauung), und wendet sich dann sofort zu Plotinos, in dem er die Vollendung des antiken Rationalismus erblickt. Ziegler kommt sodann auf Carteſius und Kant zu ſprechen und erörtert in einem beſonders lehrreichen Kapitel die Zuſammenhänge der drei nachkantiſchen Syſteme, um dann ausführlich auf Hegels Phänomenologie des Geiſtes und den Zuſammenbruch des deutſchen Rationalismus in der hegelſchen Philoſophie einzugehen. — Zieglers Buch gehört zu dem Tiefſten, das die philoſophiſche Bewegung der letzten Jahre hervorgebracht hat, und iſt im höchſten Grade geeignet, klärend auch auf die Zukunft zu wirken.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzſch).

Aus der modernen Weltanſchauung. Leitmotive für denkende Menſchen. Herausgegeben von J. Reiner. Hannover, Verlag von Otto Tobies.

Dieſe Zuſammenſtellung von Ausſprachen und Ausführungen maßgebender Denker iſt in folgende Abſchnitte eingeteilt: Menſch und Natur — Leben und Tod — Ethiſche Fragen — Religionsphiloſophiſche Probleme — Erkenntnistheorie — Staat und Geſellſchaft. Die Sammlung iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als die meiſten ihresgleichen; weshalb ſie ihren Titel erhalten hat, läßt ſich aber nicht erkennen, da keine einheitliche, geſchweige eine modern zu nennende Weltanſchauung zum Ausdruck gelangt.

M. D.

Der Bildhauer. Ein Roman von Hanns von Zobeltitz. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart 1906, Deutſche Verlags-Anſtalt.

Ein Künſtlerroman von feinſten literariſchen Qualitäten und eigenartigem Reiz. Der treffliche märkiſche Dichter zeichnet hier mit Meiſterhand die in vielen Zügen typiſche Geſtalt eines modernen Künſtlers, eines talentvollen Bildhauers, der ſich durch ſeine ſtarke Begabung aus beengenden ſozialen Verhältniſſen heraus zu einer hochangeſehenen Stellung im Kunſt- und Geſellſchaftsleben der Reichshauptſtadt durchringt, aber weder als Menſch noch als Künſtler volle innere Reife und Feſtigkeit erlangt und zum charakterloſen Streber, zum Egoiſten wird. Als Egoiſt handelt er auch an den beiden Frauen, die an ihn geglaubt und ihm ihr Beſtes geopfert haben, doch ſein Egoismus wird ihm auch zum Verhängnis, indem er ihn in die Feſſeln einer herzloſen, berechnenden Kokette ſchmiedet, in der er ſein künſtleriſches Ideal zu finden glaubt, die aber nur ſein Dämon und unbewußt die Rächerin jener beiden andern werden wird. In die Handlung iſt mit großem Geſchick und nicht ohne pikante Wirkung, doch in durchaus künſtleriſcher, freier Verarbeitung, die ſich von dem perſönlichen Klatſch des ſogenannten Schlüſſelromans völlig fernhält, ein der Wirklichkeit entnommenes Motiv verwoben: die Entſtehungsgeſchichte eines ſehr bekannten Berliner Denkmals, die vor einigen Jahren viel von ſich reden machte und für das ſpezifiſche Berliner Kunſtleben unleugbar ſo charakteriſtiſch iſt, daß einem Dichter, der uns dieſes ſchildern wollte, ſich kaum ein dankbarerer Stoff bieten konnte. Doch iſt dieſes Motiv nur als Epiſode verwertet, der freilich der Verfaſſer geiſtvoll eine tiefere Bedeutung für den Verlauf der Handlung zu geben gewußt hat. Zu einem modernen Kulturbild wird der Roman durch die überaus lebendige und getreue, ſtark ſatiriſche Schilderung jener Berliner Geſellſchaftskreiſe, in denen mehr der dekorativen Wirkung wegen als aus innerem Bedürfnis Kunſtintereſſen gepflegt und die bereits anerkannten Künſtler begönnert und verhätſchelt werden. Mit dem „Bildhauer“ hat Hanns von Zobeltitz ſeinen wohlbegründeten literariſchen Ruf von neuem befeſtigt und gemehrt, und es wird nicht an Leſern fehlen, die ihm für dies feſſelnde Werk dankbar ſein werden.

R. D.

Eingeſandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Beſprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus dem deutſchen Oſten. 5 Künſtlerſteinzeichnungen von A. Bendrat. Mit einem Vorwort von Dr. Käthe Schirmacher. 5 Blätter in Mappe M. 12.—. Einzelne Blätter M. 2.50, gerahmt unter Glas M. 5.— bis 7.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Aus Natur und Geiſteswelt. Sammlung wiſſenſchaftlich-gemeinverſtändlicher Darſtellungen. Band 100: Das deutſche Bildungsweſen in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Von Friedr. Paulſen. Band 123/124: Von Luther zu Bismarck. Von Dr. Ottocar Weber. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25 pro Band.

Baumgartner, Alex., S. J., Reiſebilder aus Schottland. Mit 2 Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen im Text und einer Karte. Dritte, vermehrte Auflage. Freiburg i. B., Herderſche Verlagshandlung. M. 5.50.

Bibliothek deutſcher Klaſſiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeſchreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Helling-

haus. Zwölf Bände. IV.—VI. Band: Goethes Werke. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. In Original-Einband jeder Band M. 3.—.

Brentanos Ausgewählte Schriften. Von Joh. Bapt. Diel S. J. Zweite Auflage, neu durchgesehen von Gerhard Gietmann S. J. Mit dem Bildnis Brentanos und sechs Illustrationen von Eduard von Steinle in Lichtdruck. 2 Bände. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Leinwand M. 7.—.

Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. 32 Federzeichnungen von Karl Bauer. 32 Blätter in Mappe M. 4.50. Einzelblätter: auf Karton 60 Pf., in Erlenrahmen unter Glas M. 2.50. Leipzig, G. B. Teubner.

Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Dr. Martin Buber. Band I: Sombart, Das Proletariat. Band II: Simmel, Die Religion. Band III: Ular, Die Politik. Band IV: Bernstein. Der Streik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. Pro Band kartoniert M. 1.50.

Eckart, Rudolf, Aussprüche Friedrichs des Großen. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 2.—.

Gjellerup, Karl, Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. M. 5.—.

Goethes Faust, illustriert von Franz Simm. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Prachteinband M. 4.—.

Hesse-Risch, Marie, Hans von Degenberg. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—.

Keppler, Dr. P. W., Bischof von Rottenburg, Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.40.

Kirchhoff, August, Leben und Lieben. Gedichte. Straßburg i. E., Jos. Singer.

Lasius, Maria Lina, Die Schrift im Sarge. Aufzeichnungen einer Schiffbrüchigen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M 2.—.

Levy, Oscar, Aus dem Exil. Verse eines Entkommenen. London, Probsthain & Co. Geb. M. 3.50.

Löns, Hermann, Mein braunes Buch. Heidbilder. Hannover, Adolf Sponholtz' Verlag. M. 2.50.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Boehmer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gebunden M. 6.—.

Megede, M. zur, Joh. Rich. zur Megede. Erinnerungsblätter aus seinem Leben. Mit einem Titelbild und 10 Bildern im Text. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Melde, M., Gunnlöd. Ein dramatisches Gedicht. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 1.—.

Meyer, Jula, Einquartierung — Eine Stiefmutter. Zwei Erzählungen. Straßburg i. E., Josef Singer.

Najmájer, Marie v., Hildegund — Aennchen von Tharau — Der Goldschuh. Dramatischer Nachlaß. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 2.50.

Norris, Frank, Das Epos des Weizens. Erster Teil: Der Octopus. Eine Geschichte aus Kalifornien. Einzig berechtigte Verdeutschung von Eugen von Tempsky. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 7.—.

Pelikan, Bertha, Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Bild ihres Lebens und Dichtens. Mit Porträt und drei Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.80.

Reimer, Jos. Ludwig, Grundzüge deutscher Wiedergeburt! Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. M. 1.—.

Schey, Eveline, Verse. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 1.80.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil, Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geb. M. 4.—.

Siebert, Eugen, Der Apotheker. I. Teil: Der Fluch der Apothekerlaufbahn, II. Teil: Die Lösung des Fluches. Berlin, Hermann Walther. M. 1.—.

Speck, Georg, Zwei Menschen. Roman in zwei Büchern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 5.—.

Tolstoi, Leo N., Shakespeare. Eine kritische Studie. Autorisierte Uebersetzung von M. Enckhausen. Hannover, Adolf Sponholtz. M. 2.—.

Weinstein, Prof. Dr. B., Die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften. Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 9.—.

Wettstein, K. A., Streiflichter zu der Frage: Was kann aus Deutsch-Südwest-Afrika gemacht werden? Teilweise eine Entgegnung zu dem Artikel des Generals Leutwein im Mai-Heft der Deutschen Revue 1906. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 2.—.

Wilms, Wilhelm, Dietwald Brischemai. Eine Dichtung. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Gebunden M. 4.50.

Wittner, Dr. Otto, Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Erster Teil: Der Vormärz und die Revolution. Prag, J. G. Calve'sche Hofbuchhandlung (Josef Koch).

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutschland, Rußland und England

Von einem Diplomaten

Der Altreichskanzler hat den deutschen Beziehungen zu Rußland in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er kommt im ersten Bande derselben zu dem Schlußergebnis, daß es nicht im deutschen Interesse liege, Rußland in der Verwendung seiner überschüssigen Kräfte nach Osten hin hinderlich zu sein; wir sollten froh sein, wenn wir in unsrer Lage und geschichtlichen Entwicklung in Europa Mächte fänden, mit denen wir auf keine Art von Konkurrenz der politischen Entwicklung angewiesen seien, wie das zwischen uns und Rußland der Fall sei. „Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben,“ fügt er hinzu, „mit Rußland nie die Notwendigkeit des Kriegs, wenn nicht liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen“ (Bd. I, S. 224). An solchen Dummheiten hat es nun freilich nicht gefehlt, obgleich diese mehr den Sozialdemokraten als den Liberalen zur Last geschrieben werden müssen. Die russische Regierung hat aber Gelegenheit, sich im eignen Lande davon zu überzeugen, wie schwer, wenn nicht unmöglich es ist, Leute, die reden oder schreiben wollen, daran zu verhindern, und wird verstehen, wie viel schwerer dies noch unter freieren Institutionen sein muß, als in Rußland herrschen. Man wird dies dort um so eher einsehen, als man weiß, wie wenig sich die Deklamationen der Sozialdemokraten mit den Gefühlen des deutschen Volkes und der Regierung decken.

Fürst Bismarck glaubte, daß die Verwendung der russischen Kräfte nach Osten hin sich als Zielpunkt zunächst den Verschluß des Schwarzen Meeres wählen werde, und er meint dazu: „Unsre Interessen sind mehr als die der andern Mächte mit dem Gravitieren der russischen Macht nach Süden verträglich; man kann sogar sagen, daß sie dadurch gefördert werden. Wir können die Lösung eines neuen von Rußland geschürzten Knotens länger als die andern abwarten“ (Bd. II, S. 270). Noch vor dem 1898 erfolgten Tode des Fürsten hatten sich die Ziele der russischen Politik verschoben. Ohne das nähere aus dem Auge zu lassen, hatte sie sich im fernen Osten ein weiteres gesteckt. Die von China im Kriege gegen Japan 1894/95 gezeigte Schwäche, die der Vollendung entgegengehende transsibirische Bahn, der sich immer schärfer akzentuierende Gegensatz zwischen russischen und japanischen Plänen und Tendenzen in Ostasien und viel-

leicht nicht am wenigsten die immer mehr hervortretende Notwendigkeit, die Lösung der Agrarfrage in der Uebersiedlung des Ueberschusses an russischen Bauern in Europa in das Mündungsgebiet des Amur zu suchen, wie die Notwendigkeit, einen eisfreien Hafen wenigstens am Stillen Meere zu erwerben, sind eine hinreichende Erklärung für diesen „Zug nach dem Osten". Deutschland hat demselben gegenüber keine Veranlassung zu Besorgnissen oder gar Gegenzügen gehabt. Wenn es während des ganzen Verlaufs des russisch-japanischen Kriegs beiden Teilen gegenüber eine korrekte Haltung bewahrt hat, waren die Sympathien seiner Staatsmänner mehr auf der Seite des langjährigen Freundes und vielfachen Bundesgenossen. Japan kann die Tatsache nicht übel vermerken. Haben doch japanische Staatsmänner wiederholt, auch noch in der letzten Zeit, erklärt, daß sie vollständig die schwierige Lage begriffen, in die Frankreich durch seine Beziehungen zu Rußland während des Konflikts des letzteren mit Japan gekommen sei und daß man ihm daher die auf Rußland genommenen Rücksichten nicht verübeln könne, und was bei dem neuen Bundesgenossen Rußlands nicht übel vermerkt worden ist, dürfte es doch noch weniger bei dem alten Freunde und Nachbarn werden, dessen Fahnen oft auf derselben Seite wie die russischen geweht haben. Deutschland hat ferner nie zu denen gehört, die geglaubt haben, daß Rußland durch die in dem Kriege gegen Japan erlittenen Verluste zu einer quantité négligeable in der europäischen Politik herabgedrückt worden sei. Wenn heutzutage in englischen Blättern, wie u. a. der „Times" vom 28. Dezember v. J., darauf hingewiesen wird, daß der russische Bär, dessen Haut man vor einigen Monaten zum Kauf angeboten habe, weit entfernt davon sei, tot zu sein, so ist das für uns Deutsche nichts Neues. Wir wußten längst, daß die in Sibirien und der Littoralprovinz stehenden Truppen heute das Doppelte von dem betragen, was 1903 dort stand, d. h. 168 Bataillone und 134 Batterien, die leicht durch lokale Reserven auf 240 Bataillone und 172 Batterien vermehrt werden können, in 1906, anstatt der 88 Bataillone und 23 Batterien in 1903. Der militärische Berichterstatter der „Times" hat diese Angaben aus deutschen Blättern geschöpft, ebenso wie die andre, daß das russische Rekrutenkontingent für 1906 469618 Mann betragen habe, gegenüber von dem von 320732 in 1903. Dies hängt teilweise mit der Herabsetzung der Dauer der Dienstzeit in der stehenden Armee von fünf auf drei Jahre zusammen, die, da die Dauer der Dienstzeit im Reserve- und Landwehrverhältnis mit achtzehn Jahren beibehalten worden ist, eine jährliche Vermehrung der zur Verfügung stehenden Reserven von zirka 140000 Mann zur Folge hat. In Deutschland hat man mit diesen Vorgängen immer gerechnet und in denselben um so weniger einen Grund zur Besorgnis gesehen, als man den Wert Rußlands, als eines wichtigen Faktors in der europäischen und Weltpolitik, wohl zu schätzen weiß. Ebenso steht man den inneren Wirren in Rußland mit dem Wunsche und der Ueberzeugung gegenüber, daß es der russischen Regierung gelingen werde, ihrer Herr zu werden und daß sich dann nach Unterdrückung der verbrecherischen, im Namen der Freiheit begangenen Ausschreitungen eine gedeihliche Entwicklung zeitigen lassen

werde. In dieselbe tatsächlich oder auch nur mit Ratschlägen einzugreifen, hat Deutschland weder eine Veranlassung, noch hat es das jemals getan, ebensowenig wie es in dem zivilisatorischen Vorgehen Rußlands in Zentralasien und an den Küsten des Stillen Ozeans irgendeine Bedrohung seiner Interessen zu sehen vermag und sich in dasselbe zu mischen denkt. Deutschland hat keinen Punkt, in dem seine Interessen mit denen Rußlands kollidieren könnten; und dasselbe kann mit Recht von Rußland gesagt werden. Weder auf dem Balkan noch in Zentral- oder Ostasien kreuzen sich die deutschen und russischen Wege, und wenn die Gegner Deutschlands dies von Kleinasien behaupten, so vergessen sie absichtlich, daß Deutschland dort nur wirtschaftliche und keine politischen Interessen verfolgt. Was die ersteren anbetrifft, nimmt es freilich für sich das Recht in Anspruch, das es auch andern Mächten nicht bestreitet, sich selbst darüber schlüssig zu werden, wo diese liegen und wie sie am besten gewahrt werden können.

Wenn Deutschland so keine Veranlassung hat, sich mit Rußland über asiatische Fragen auseinanderzusetzen, hat der alte Konkurrent Rußlands auf diesem Gebiet, England, desto mehr dazu. Ueberall, in Afghanistan, Tibet, Persien stoßen die russischen und englischen Interessen aufeinander und stehen sich mehr oder weniger feindlich gegenüber. Keiner der beiden Konkurrenten kann sich dort rühren, ohne dem andern in unangenehmer Weise nahe zu kommen. Wenn diese Schwierigkeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen zwischen den beiden allein direkt an der Frage interessierten Mächten erledigt und damit die Gefahr eines Konflikts zwischen ihnen vermindert werden kann, so wird Deutschland ein solches Ergebnis ganz gewiß nicht zu stören suchen, es vielmehr mit Befriedigung begrüßen, wenn der Frieden der Welt dadurch eine neue Garantie erhält. Es ist in seinen Handels-, Schiffahrts- und finanziellen Beziehungen zu sehr auf die beiden in Frage kommenden Mächte angewiesen, als daß es nicht jede Störung des guten Einvernehmens zwischen diesen am eignen Leibe empfinden sollte. Etwas andres ist es freilich, ob man von papiernen Vereinbarungen ein solches Ergebnis erwarten kann und ob nicht vielmehr die angestrebte Aera des Friedens nur von einer stärkeren Betonung und Gewährung größerer Rücksichtnahme auf die Interessen andrer, als dies bisher vielfach der Grundsatz der in Asien von beiden Seiten befolgten Politik gewesen ist, zu erwarten sein dürfte. Sich darüber schlüssig zu werden, ist Sache der Beteiligten. Von deutscher Seite kann nur immer wieder darauf hingewiesen werden, daß für Deutschland keine Veranlassung zu einem Konflikt mit Rußland vorliegt und daß, wenn das letztere seine asiatischen Beziehungen mit England zu regeln wünscht, Deutschland einem solchen Unternehmen als einer weiteren Garantie des Weltfriedens sympathisch gegenüberstehen wird.

Mit England sind unsre Beziehungen komplizierter, nicht daß irgendwelche Fragen beständen, in denen die Interessen der beiden Mächte aufeinander stießen, aber es haben sich im Laufe der letzten Jahre recht überflüssigerweise, wenn man die Wahrheit sagen soll, eine Anzahl von Reibungsflächen gebildet, die von einer unskrupulösen Presse wund erhalten werden und die guten Beziehungen

der beiden Mächte manchmal zu etwas schwierigen zu machen gedroht haben. Dies sind vor allen Dingen die Frage der Schaffung und Vermehrung der deutschen Kriegsflotte und die der steigenden Konkurrenz, welche die deutsche Handelsflotte an einigen Punkten der britischen macht. Dazu kommt auf englischer Seite die künstlich von der deutschfeindlichen Presse genährte Furcht vor einer deutschen Invasion, die schließlich auch die englische Regierung nervös gemacht zu haben scheint. Zu allen den ehrlichen und geheuchelten Besorgnissen liegt keinerlei Grund vor. In Deutschland ist gerade mit Bezug auf die deutsche Flotte manches törichte und unbedachte Wort gefallen, das besser nicht gesprochen worden wäre. Dies hat dazu beigetragen, in England Verstimmung und Besorgnis zu erregen. Jedenfalls haben diese Details der feindlichen Presse Gelegenheit und Veranlassung gegeben, den Riß zu erweitern. Man hat daher vielleicht nicht unrecht, wenn man in der deutschen Flotte den Punkt sieht, nach dem sich die englische Politik der letzten zehn Jahre orientiert hat. Recht überflüssigerweise, wie man offen sagen kann, denn trotz der achtungswerten Erfolge, welche die Bemühungen, eine deutsche Flotte zu schaffen, unzweifelhaft gehabt haben und hoffentlich weiter haben werden, liegt für England gar kein Grund zu irgendwelchen Besorgnissen vor, weder in dem, was vorhanden ist, noch in dem, was geschaffen werden kann, noch in der Verwendung, die das eine oder das andre finden könnte.

England hatte 1895: 20 Schlachtschiffe in Dienst oder in der ersten Reserve, 1906: 47; Panzerkreuzer 1895: 3, 1906: 28; Kreuzer erster Klasse 1895: 8, 1906: 20; Kreuzer zweiter Klasse 1895: 16, 1906: 35; alle Arten Schiffe zusammen 1895: 161, 1906: 430, und davon im Kanal (und für 1906 in der ersten Kreuzerdivision) im Dienst 1895: 9 Schiffe und 1906: 66; davon 16 Schlachtschiffe und 6 Panzerkreuzer im Dienst, zu denen in der ersten Reserve 14 Schlachtschiffe, 6 Panzerkreuzer, 14 Kreuzer erster und 15 zweiter Klasse kommen. Die Zahl des Personals war 88850 in 1895, sie ist auf 129000 in 1906 gestiegen. Und, wenn man den aus guten Quellen stammenden Nachrichten Glauben schenken darf, sind in den letzten Wochen des verflossenen und den ersten dieses Jahres 3 neue Schiffe der Dreadnoughtklasse („Bellerophon", „Temeraire" und „Superb") auf Stapel gelegt worden. Danach scheint es fast, als wenn Deutschland recht viel mehr Ursache haben könnte, einen englischen Angriff zu fürchten als England einen deutschen.

In ähnlicher Weise wie über die durch die deutsche Flotte drohende Gefahr ist über die in erschreckender Zunahme begriffene Konkurrenz durch die deutsche Schiffahrt geklagt worden. Und nun kommt das Mitglied des Unterhauses, Herr Lloyd George, und hält am 8. Dezember v. J. in Liverpool eine Rede, in der er seinen Landsleuten beweist, daß die ganze Angst vor der deutschen Konkurrenz lächerlich sei. Die Rede ist so lehrreich für englische Angstmeier und deutsche Schwätzer, daß sie wohl verdient, besonders in dem sich auf die deutsche Schiffahrt bezüglichen Teile, wenigstens teilweise wiedergegeben zu werden. Herr Lloyd George sagte: „Sir Alfred Jones fürchtet sich vor Deutschland, ich nicht.

Der Gesamttonnengehalt der deutschen Dampfschiffe betrug 3100000 Tonnen. Im Laufe der letzten 6 Jahre hat England 4 Millionen zu seinem Tonnengehalt hinzugefügt, so daß es in diesen 6 Jahren um ebensoviel zugenommen hat, wie dieser gefährliche Konkurrent überhaupt besitzt und sogar 900000 mehr. 1900 hatten wir 10 Millionen Tonnengehalt mehr als Deutschland, in 1906 13 Millionen, so daß wir die Distanz vermehrt haben und Deutschland außer Sicht gekommen ist ... In diesen 6 Jahren, bis zum Ende 1906, waren zur Aus- und Einfuhr Englands 180 Millionen Tonnen hinzugekommen, die alle in Schiffen befördert werden mußten. 1901 gab es auf der ganzen Erde 63 Schiffe von mehr als 10000 Tonnen, davon waren 27 britische und 24 deutsche, in 1906 gab es 104 solcher Schiffe, und davon waren 53 britische und 27 deutsche. Jetzt gibt es 8 Schiffe von über 20000 Tonen, und davon haben wir 4 und Deutschland und die Vereinigten Staaten je 2. Die Tatsache, daß wir unsre Stellung auf dem Meer mehr als behauptet haben, ist für mich das größte Kompliment, das britischer Tatkraft gemacht werden kann."

Gegen die Tatsachen, die Herr Lloyd George anführt, wie gegen die Schlüsse, die er aus ihnen zieht, läßt sich nichts einwenden; beide sind absolut zutreffend. Aber warum dann der Lärm? Wenn weder die deutsche Kriegs- noch die deutsche Handelsflotte den englischen Interessen gefährlich werden können, warum das Unbehagen in England und die Hetze gegen Deutschland? Für die Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte und Bestrebungen beider Nationen ist hinreichender Raum auf der Erde, ohne daß sie gegenseitig ihre Erfolge tragisch zu nehmen brauchen. Wenn es unwissende Schwätzer in Deutschland gibt, denen unsre industriellen Fortschritte den Kopf verdreht haben, so gibt es in England neidische Kritiker, denen dieselben Fortschritte die Galle ins Blut treiben und sie alles gelb sehen lassen. Soll man ihnen auf beiden Seiten den Triumph gönnen, zwei große Nationen dauernd zu verhetzen, oder soll man nicht lieber gemeinschaftlich ans Werk gehen, die großen Errungenschaften, die das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat, im zwanzigsten für das Wohl der Menschheit auszunutzen? Die englische Politik, der man nicht mit Unrecht vorwerfen könnte, daß sie im verflossenen Jahrhundert oft mit rücksichtsloser Energie die Verlegenheiten und Schwierigkeiten der Lage andrer Staaten auszunutzen gesucht und verstanden hat, würde in solcher gemeinsamen Arbeit ein ihrer würdigeres Feld finden und sehr wesentlich zur Beruhigung der durch die gelbe Presse mehr oder weniger beunruhigten Gemüter beitragen können. Trotz aller Deklamationen der Alldeutschen, der extremsten Agrarier und einzelner Heißsporne des Flottenvereins in Deutschland würde sich auf einer solchen Grundlage leicht eine dauernde Verständigung herbeiführen lassen. Dazu kann die Vermehrung der Berührungen zwischen Angehörigen beider Nationen wesentlich beitragen, und wenn wir auch nicht glauben, daß ein bei der nächsten Konferenz im Haag gemachter Vorschlag, daß jede Regierung eine bestimmte Summe zur Förderung solcher internationaler Verbrüderungen aussetzen sollte, Aussichten hat, angenommen zu werden, wird das Prinzip unzweifelhaft allgemein als ein richtiges und weiterer Ausbildung

fähiges anerkannt werden. Zwischen Deutschland und England liegt nichts vor, was eine dauernde Verständigung nicht verhindern, sondern auch nur erschweren könnte, warum also nicht den Versuch zu einer solchen machen? Die Menschheit könnte daraus nur Gewinn ziehen, und es wäre Zeit, daß man an sie dächte und nicht nur von ihr redete.

Kardinal Prinz Hohenlohe

Persönliche Erinnerungen eines Italieners

Von

Primo Levi (Rom)

(Schluß)

Ich trat sodann in den Staatsrat ein, als Chef des Kolonialamts und als Bindeglied zwischen dem Ministerpräsidenten Crispi und dem Minister des Auswärtigen Baron Blanc; meine politische Tätigkeit zwischen den dreien, die bis dahin offiziös gewesen war, wurde so offiziell, und verschiedene wichtige Fragen, welche die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland der Kirche gegenüber betrafen, wurden damals auch im Hinblick auf gewisse zukünftige Eventualitäten unter uns besprochen. Im September jenes Jahres war Crispi zur Sommerfrische in Neapel, gleichzeitig wohnte der Baron Blanc im Hotel Margherita, oberhalb Quisisana, und ich war mit ihm dort, der Kardinal dagegen hatte Rom nicht verlassen können und schrieb mir von dort u. a.

den 21. September 1894.

... Dieses Jahr haben sich schon so viele Dinge meinem Sommeraufenthalt in den Weg gestellt, und jetzt habe ich eine fürchterliche Geschwulst auf dem Leib, rot und gelb wie die Farben der Schweiz; sie schmerzt sehr und macht einem Lust, mit den Fäusten auf alle Leute loszuschlagen. Infolgedessen sehe ich wenig Menschen, zum Heile meines Nächsten, dem ich das Signalement verändern könnte. Man sagt mit anmutiger Poesie: male di pelle, salute di budelle.[1]) Und so sollte auch ich zufrieden sein. Der Oberst di Gennaro schrieb mir, daß er das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen. Ich dagegen bin darauf beschränkt, zu empfangen:

Frati perseguitati,
Preti disperati,
Cardinali malandati
che tutti mi han seccati,[2])

---

[1]) Sinn: eine Hautkrankheit ist gesund für die inneren Organe.

[2]) „Verfolgte Mönche, verzweifelte Priester, verkommene Kardinäle, die alle mich belästigt haben."

und vielleicht haben diese Belästigungen den monströsen Furunkel bei mir hervorgerufen.

Wann und wo findet die Hochzeit von Crispis Tochter statt?

Als er wiederhergestellt war, zeigte er mir die sternförmige Narbe, die von der operierten Geschwulst zurückgeblieben war, und sagte:

„Sehen Sie, ich trage den Stern Italiens auf der Brust."

Doch er trug ihn auch im Herzen, so sehr, daß er stets mit Sorge an die Verwicklungen dachte, die für Italien aus den Umtrieben der intransigenten klerikalen Partei entstehen konnten, und an den Einfluß, den eine Sedisvakanz im Vatikan und die Wahl eines neuen Papstes auf die internationale Lage ausüben würden. Schon damals trat die Notwendigkeit hervor, daß nicht Kardinal Rampolla, welcher der beinahe befehlende Ratgeber Leos XIII. bei dem neuen Bunde zwischen dem Vatikan und der französischen Republik gewesen war, auf den päpstlichen Stuhl erhoben würde. Darum wurde zwischen dem Kardinal, Baron Blanc und Crispi durch meine Vermittlung die Frage erörtert, welche Haltung die den Dreibund bildenden Mächte im Falle eines Konklaves am besten einnehmen würden. Sollte man den Dingen ihren Lauf lassen, zum Vorteil für die Jesuiten, die Intransigenten, oder sollte man eingreifen? Und in welcher Weise? Italien durfte in keiner Weise den Anschein erwecken, als wollte es bei dem bedeutungsvollsten Akt geistlicher Souveränität die Unabhängigkeit der Kirche schmälern; Deutschland war vor allem eine protestantische Macht; es blieb also noch Oesterreich. Der Baron Blanc entwarf eine Denkschrift über die Frage, wie weit eine österreichische Intervention bei einem Konklave für Deutschland und Italien opportun sei, und ich übermittelte diese Denkschrift dem Kardinal, damit er sie vertraulich seinem Bruder Chlodwig, der damals Reichskanzler war, zur Kenntnis bringen ließe, denn dies war keine Frage, die offiziell auf dem Wege durch die Botschaft behandelt werden konnte und mußte.

Ich will mich nicht darüber äußern, ob und wie weit dieser Denkschrift später jene Art Veto entsprach, womit nach dem Tode Leos XIII. Oesterreich gegen die Wahl des Kardinals Rampolla Einspruch erhob. Das Schriftstück ist jedenfalls unter den Papieren des Fürsten Hohenlohe geblieben, und wenn es jetzt bei der Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten nicht mit abgedruckt worden ist, so sind dafür ohne Zweifel die Rücksichten maßgebend gewesen, die es den Herausgebern dieser Denkwürdigkeiten haben rätlich erscheinen lassen, einen Teil davon aus der Zeit der Reichskanzlerschaft des Fürsten wegzulassen. Sollte jedoch von neuem die Notwendigkeit sich ergeben, Stellung zu dem Fall zu nehmen, so könnte es den beiden Regierungen wieder äußerst nützliche Fingerzeige geben.

Der Kardinal hatte sich inzwischen wieder erholt, dank seiner ungemein kräftigen Konstitution, die ihn viel jünger erhielt, als er den Jahren nach war, und er schrieb mir aus der

Villa d'Este, den 22. Dezember 1894.

Ich wünsche Ihnen von Herzen gute Feiertage und ein gutes neues Jahr und freue mich zu hören, daß Ihr Befinden sich stets bessert. Auch ich komme in demselben Schritt vorwärts, oder vielmehr ich schwimme, denn dieses herrliche Wetter erlaubt mir (auch der Arzt erlaubt es), Bäder zu nehmen und zu schwimmen.[1]) Das sind Dinge, die man bewundern, aber nicht nachmachen soll, sagen die Theologen, aber mögen sie nur sagen, was sie wollen.

„Aber wenn er die Glückwünsche schriftlich sendet, kommt er nicht." Ich sage das nicht; im Gegenteil, es kann sein, daß ich morgen früh nach Rom komme und dann in den Vatikan gehe, um unserm verehrten Papst meine Glückwünsche darzubringen, der in kurzer Zeit den Besuch des Fürsten Lobanow, des russischen Botschafters in Wien, en mission près le Saint-Père, erhalten wird. Es heißt, daß es sich nicht einfach um die offizielle Mitteilung vom Tode des Kaisers, sondern um irgendeine andre Sache handelt. Qui vivra verra. Uebrigens ist Lobanow mit Nigra, unserm Botschafter, eng befreundet, ein sehr gebildeter Mann, Antiquitätensammler (ich weiß nicht, ob er im Vatikan welche holen will).

Sie werden im „Figaro" den Artikel gegen meinen Bruder und mich gelesen haben, worin „Timpano" so außerordentlich herausgestrichen wird. Ich habe kein Geld, man muß reich sein wie „Timpano", um sich diesen Luxus eines Lobgesangs erlauben zu können. Sans envie.

Ihr ergebenster

G. v. H.

Einige Tage später schrieb er:

Tivoli, Villa Este, den 2. Januar 1895.

Liebster Freund!

Ich habe mich heute früh sehr gefreut, Ihr sehr liebenswürdiges Schreiben zu erhalten, und ich danke Ihnen von Herzen.

Ich habe mich hierher zurückziehen müssen, um mein Nervensystem (oder, wie jener Berliner sagte, mein Nervenkostüm) zu beruhigen. Das beständige Jammern der Prälaten, die gegenseitigen übeln Nachreden, die Jagd nach Aemtern, die ich nicht zu vergeben habe, das fortwährende Schwatzen und Schreien macht einen armen Rekonvaleszenten nervös. Anderseits ist es noch nicht erlaubt, Fußtritte oder Faustschläge auszuteilen oder den Stock mit greifbaren Argumenten zur Hand zu nehmen ... Ich muß daher, solange die Haut, besonders die des Sternes, noch nicht hart geworden ist, mich pflegen und werde bei dieser Gelegenheit meine Papiere ordnen.

Morgen ist das Fest, das mir eine große Freude bereitet, weil es meinem großen Freunde, groß als Freund, groß als Staatsmann, Freude bereitet.

---

[1]) In den Acque Albule, denen er seiner Ansicht nach seine Gesundheit verdankte. Er badete nicht nur in diesen Heilquellen, sondern trank das Wasser auch und hatte sein eignes Bad in der Nähe der Quelle, oberhalb der öffentlichen Badeanstalt.

Unsre Gedanken, unsre Herzen werden bei dem schönsten Tage des Ministerpräsidenten gegenwärtig sein.

Wenn ich eines Tages nach Rom komme, gebe ich Nachricht.

Mit aufrichtiger Wertschätzung und Hochachtung

Ihr ergebenster

G. C. v. H.

Bei denjenigen unter seinen Kollegen, auf die er einigen Einfluß ausüben zu können glaubte, unterließ er es nie, diesen geltend zu machen. So teilte er, als der Kardinal von Mailand eine intransigente Haltung angenommen hatte, mir mit, daß er an ihn geschrieben habe, und bemerkte dabei (den 9. Januar 1895):

„Ich will hoffen, daß mein Brief an den Kardinal Ferrari seine Wirkung getan hat."

Da er sich für die Ernennung eines neuen Domherrn in Tivoli interessierte, für die sich der Baron Blanc bei seinem Kollegen von der Justiz[1]) verwendete, die jedoch durch die gewohnten bureaukratischen Formalitäten sich verzögerte, schrieb er an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten:

„Es ist eine um so bedauerlichere Sache, als so das Wirken dieses höchst vortrefflichen Priesters, eines Mannes von den besten Gesinnungen und eines echten Italieners, hinausgeschoben wird."

Währenddessen begann ein erbitterter persönlicher Feldzug gegen Crispi; und der Kardinal schrieb am 9. Februar:

„Ich bin im höchsten Grade aufgebracht über den albernen und abscheulichen Kampf, den gewisse ‚Patrioten' gegen Crispi führen. Man sollte sie alle auf irgendeine australische Insel schicken."

In die damalige Zeit fällt ein Ereignis, das großes Aufsehen erregte, als es bekannt wurde und über das fortgesetzt des langen und breiten diskutiert worden ist, ohne daß bis zum heutigen Tage jemals eine wirklich zuverlässige Darstellung davon gegeben worden wäre.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Blanc, hatte den Ministerpräsidenten und einige andre Staatsmänner zum Diner in die prachtvolle Wohnung eingeladen, die er im ersten Stock des Palazzo Sciarra innehatte, und bat mich, dem Kardinal seinen Wunsch auszusprechen, auch ihn an diesem Abend als seinen Gast bei sich zu sehen. Der Kardinal nahm mit Vergnügen an, da ihm der Gedanke immer Freude machte, sich unter befreundeten Persönlichkeiten zu befinden. Er hatte übrigens schon Crispi in seinem eignen Hause, bei Santa Maria Maggiore, bei sich gesehen, unter anderm an dem Tage, an dem er in seiner Privatkapelle die Trauung eines unsrer Diplomaten vollzog, der von 1888 bis 1890 Kabinettschef im Ministerium des Auswärtigen unter Crispi gewesen war. An diesem Tage hatte der Kardinal sogar bei dem Festschmaus, der nach der Trauung stattfand, in freundschaftlich heiterer

[1]) Die Ressorts des Kultus und der Justiz sind in Italien einem und demselben Minister unterstellt.

Stimmung dem greisen italienischen Staatsmann scherzend sein Scheitelkäppchen auf den Kopf gesetzt mit den Worten:

„Wenn ich einmal Papst bin, müssen Sie mein Staatssekretär werden."

Das Diner beim Baron Blanc jedoch konnte nur ein Diner nach der Etikette sein; der Ton in der Gesellschaft war daher reservierter. Das hinderte nicht — und konnte nicht hindern —, daß beim Champagner der Kardinal, der rechts von der Baronin saß, schweigend sein Glas gegen den Ministerpräsidenten erhob, der zu ihrer Linken saß. Schweigend, sage ich, denn zu Trinksprüchen lag kein Anlaß vor. Trotzdem wurde am nächsten Tage infolge irgendeiner ungenauen Indiskretion in ganz Rom von einem italophilen und sogar antivatikanischen Trinkspruch gesprochen, den der Kardinal ausgebracht haben sollte, und es wurden alle möglichen Kommentare daran geknüpft. Das hatte zur Folge, daß der Kardinal zum Papst gerufen wurde, und über diese Audienz wurde alles Mögliche geschrieben und gesprochen. Die Wahrheit ist, daß auf die Vorwürfe des Papstes der Kardinal vor allem die Tatsache richtigstellte und dann seine Aktionsfreiheit sowohl als Kirchenfürst wie als weltlicher Fürst geltend machte; denn abgesehen von seiner persönlichen Wesensart könne er als Angehöriger der hohen Aristokratie sich gewissen gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht entziehen, und zwar, wie er sagte, um so weniger, als er ein Bruder des deutschen Reichskanzlers sei und dies ihn natürlich den Mitgliedern der mit Deutschland verbündeten italienischen Regierung gegenüber in eine besondere Lage versetze, die von der der andern Kardinäle verschieden sei.

Dies war ein Punkt, den der Kardinal stets, so oft er konnte, entschieden betonte, und es war daher natürlich, daß er ihn auch bei dieser Gelegenheit nachdrücklich hervorhob. Ebenso natürlich war es aber auch, daß der Papst, der hartnäckiger als je in seinem Frankophilismus war, obwohl er nur wenig Freude damit erlebte, Einspruch dagegen erhob. Die Unterredung verlief infolgedessen nicht völlig friedlich. Dennoch war die darauffolgende Abreise des Kardinals aufs Land eine gänzlich freiwillige und war keineswegs, wie damals und späterhin behauptet wurde, ihm vom Papste anbefohlen. Der Kardinal besaß in Umbrien, in Montefalco, ein kleines Landhaus, wohin er sich jedes Jahr begab, um einige Zeit dort zu verbringen und von dem aus er Ausflüge in die Umgebung machte, unter anderm an den Trasimenischen See; dort hatte er einmal in einer Kirche ein aus dem sechzehnten Jahrhundert stammendes Porträt eines Kardinals Crispi gefunden und es sofort photographieren lassen, um Crispi und mir eine Kopie davon zu geben. Da er jetzt, wenn er sich nach der Villa d'Este begeben hätte, der Neugier der Publizistik zu sehr ausgesetzt gewesen wäre, die alles daran gesetzt hätte, ihn über den Vorfall zu interviewen, so reiste er nach Montefalco. Von dort schrieb er mir:

Montefalco (Umbrien), den 2. Mai 1895.

Bester Freund! Gesund und wohlbehalten angekommen, ohne auf irgendeinen Trinkspruch zu stoßen, schreibe ich Ihnen ein paar Zeilen und sende den

Freunden tausend Grüße, besonders dem lieben Baron Blanc und seiner liebenswürdigen Gemahlin.

Bei meiner Abreise von Rom traf ich gestern vormittag auf dem Bahnhof zufällig Alfredo Baccelli,[1]) der mir von der „Verschnupftheit" des „Messaggero" von gestern morgen erzählte, weil ich erlaubt habe, daß am Sonntag oder morgen ein Diner in der Villa d'Este veranstaltet würde.[2]) Aber, guter Gott! — wenn ich kein Diner mehr mitmachen soll, so mögen sie wenigstens gestatten, daß die andern essen können. Sonst wird es schließlich dahin kommen, daß die Steuerzahler alle sterben, und woher wird man dann die Steuern nehmen? Der arme Sonnino und der arme Boselli![3])

Hier hat man alle erdenklichen Freundlichkeiten für mich; Sie sehen somit: post nubila Phoebus, das heißt nach den giftigen Rülpsern des „Timpano" Friede und die Liebe dieser wackeren Leute.

Welch herrliche Gegend ist doch dieses Umbrien, welch schönes Land dieses Italien! Wenn es von den Parteien in Ruhe gelassen würde, wäre es ein Paradies.

Ihr ergebenster

Gustav C. v. H.

Am 14. Juli folgte das letzte Echo jenes Vorfalls:

Liebster Freund!

Gestern ist einer meiner hundertundzwanzig Neffen, ein Graf von Erbach, angekommen und reist heute abend wieder ab. Er sagt mir, daß er neulich im „Resto del Carlino" einen Artikel gegen mich gelesen habe, in dem behauptet wird, daß der Papst mich auf drei Monate mit halbem Gehalt hierher verbannt habe. Das ist nicht übel! Ich würde gern das ganze Jahr unter diesen guten Leuten bleiben, aber vielleicht werde ich in den ersten Tagen des August in Rom sein müssen.

Meine Empfehlungen an die beiden Exzellenzen und Grüße an die Freunde.

Ihr ergebenster

Gustav C. v. H.

Am 19. Juli schrieb er:

Ich höre, daß der neue Bischof von Tivoli gestorben ist. Ich habe niemand zu empfehlen; und dann sorgen schon die Jesuiten dafür, die heute allmächtig sind.

Am 22. Juli wieder derselbe Gedanke, nur in andrer Form:

---

[1]) Sohn des berühmten Arztes Guido, später Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern und Minister der Posten und Telegraphen.

[2]) Der Kardinal wurde oft um den großen Saal in der Villa d'Este zur Abhaltung von Gesellschaften und Banketten gebeten, und er gab ihn gern dafür her.

[3]) Die damaligen Minister des Schatzes und der Finanzen.

Bester Freund!

Anbei sende ich Ihnen Abschrift eines Briefes, den ich an den Senator Canonico[1]) geschickt habe, welcher mir durch den Dominikanerpater Bartoli von den Beichtvätern von Santa Maria Maggiore seine ehrfurchtsvollen Grüße geschickt hat. Viele Grüße an alle Schelme! G.

(Abschrift.)

Der Kardinal von Hohenlohe.

Aus dem mir durch Pater Bartoli gesandten Gruße ersehe ich, daß man sich meiner noch erinnert. Ich danke Ihnen bestens; seien Sie mein Gesandter bei allen jenen Herren und sagen Sie Ihnen, daß, wenn man so wenig Vaterlandsliebe hat, daß man den Mann bekämpft, der Italien vor dem völligen Untergang gerettet hat und seine Größe hochhält, wenn man aus niedrigem persönlichem Ehrgeiz das Gemeinwohl vergißt und fortfährt, auf die illoyalste Weise Crispi zu bekämpfen, man nur sagen kann: finis Italiae.

*

Bald nachdem er nach Rom zurückgekehrt war, begann seine prächtige Gesundheit zu schwanken; es kamen und gingen Indispositionen, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen, so daß sie uns Freunde in keiner Weise bedenklich machten, da wir ihn nachher immer wieder frisch und in gewohnter heiterer Stimmung sahen, wenn ihn nicht irgendeine Sorge, besonders um die Angelegenheiten Italiens, quälte. Zum Beispiel machten ihm die Katastrophe von Adua, der Sturz Crispis und die unglückselige Politik, die darauf folgte, den schwersten Kummer; doch er suchte stets gegen die trübe Stimmung anzukämpfen. So schrieb er aus

Tivoli, den 25. Juni 1896.

Ich hatte in Rom drei Vermahnungen erteilt, und dies war vielleicht die Ursache der Verschlimmerung meines Halsübels, denn Feigen habe ich nicht gegessen, und eine andre Ursache kann ich nicht finden. Da ich somit dazu verurteilt bin, nicht zu sprechen, werde ich den Rat meines Sekretärs befolgen, hier zu bleiben und mich nicht der Luft in den verschiedenen warmen und kalten Räumen auszusetzen, die man bei den Zeremonien des öffentlichen Konsistoriums passieren muß. Infolgedessen hat heute die Entzündung im Halse nachgelassen und ich hoffe sie nach und nach ganz loszuwerden.

Um so willkommener sind mir die Musenkinder meiner Freunde. Capecelatro[2]) schickte mir gestern eine Biographie des Benediktinerpaters und Abts de Bernardis, eine höchst liebliche Blume auf das Grab eines Freundes. Heute schickt mir der

[1]) Der gegenwärtige Senatspräsident.

[2]) Kardinalerzbischof in Capua und Bibliothekar der Kirche, ein wahrhaft hervorragender Mann.

liebe Primo sein Werk, und ich habe es verschlungen und bin noch so begeistert davon, daß ich, um meiner frohen Stimmung freien Lauf zu lassen, eine schöne improvisierte Sonate auf dem Erard gespielt habe, wobei ich seinen Gedanken folgte ...

Doch es dauerte nicht lange, so bemächtigte sich seiner die Traurigkeit wieder. So schrieb er mir von

Tivoli, den 14. Juli.

Ich bin heute morgen in Rom gewesen, um den sterbenden Pater Bartoli, einen guten Freund des Hauses, wiederzusehen. Mein Befinden wäre ganz gut, aber all diese Todesfälle von Menschen, die mir die liebsten waren, in so kurzer Zeit erschüttern mich. Dann all das andre, die Sorge um die Zukunft Italiens ... Genug, vertrauen wir auf Gott. Grüßen Sie die Ihrigen, die Freunde, und seien Sie überzeugt, daß ich immer bin Ihr

ergebenster G.

In Mailand wurde in jenen Tagen das Denkmal Rosminis enthüllt, von dem ich schon oben gesprochen habe, und Hohenlohe ließ sich dabei, wie erwähnt, durch Monsignore Bignami vertreten. Ich schrieb in der „Tribuna" darüber und schickte ihm einen Auszug aus meinem Artikel. Darauf schrieb er mir aus

Tivoli, den 21. Juli.

Ich wollte Ihnen gerade sagen, daß es sehr nützlich sein würde, von dem Artikel über Antonio Rosmini Separatabdrucke herstellen zu lassen, als Ihr Paket mit den beiden kostbaren Drucksachen eintraf. Ich hatte die betreffende Nummer der „Tribuna" schon aufgefischt, und der Artikel gefiel mir dermaßen, daß ich ihn an Professor Kraus schickte, einen Bewunderer Rosminis und unsers Italien, welches Italien in seinem „Tiepolo"[1]) ordentlich heruntergemacht wird. „Keine Charaktere mehr?" Wohl gibt es welche, es fehlt mehr an einem Mann, der ihren Ruhm zu verkünden weiß.

O du intelligentes, edles, verständiges, hochherziges Volk, warum mußt du in der Hand der jesuitischen Erziehung sein?

Es gibt so viele Warum? — und niemand antwortet.

„Multi imbecilles et dormiunt multi," sagt die Heilige Schrift. Und auch Salomo hat gesagt: „Stultorum infinitus est numerus." Allerdings haben auch ihn schließlich seine vielen Weiber konfus gemacht, und auch er, der gute Salomo, wurde ein Tor ...

Hingegen habe ich durch eine französische Schrift erfahren, daß der einzige Weise in Politik und Religion Leo XIII. ist, der es bis ans Ende bleibt ...

Ich hätte gerne einige Exemplare des Separatabdrucks aus der „Tribuna", und ich hoffe, daß in Deutschland irgendeine gute Seele den Artikel übersetzen wird, da ich im Augenblick keine Zeit habe. Ich grüße und segne die Ihrigen.

Ihr ergebenster G.

---

[1]) Anläßlich eines Buches des Kunsthistorikers Pompeo Molmenti.

Und hiermit möchte ich schließen. Mit dem Leben des Kardinals ging es von da an langsam abwärts. Ich sah ihn im August, als ich durch Tivoli kam, um mich in die Berge zu begeben. Er war unwohl. Ich bekam dann beruhigende Nachrichten über ihn. Es ging ihm jetzt abwechselnd gut und schlecht, ohne daß wir, seine vertrauten Freunde, davon benachrichtigt wurden. Auch seine Rückkehr wurde uns später verheimlicht, und so traf uns die Nachricht von seinem Tode, der am 30. Oktober eingetreten war, gleich einem Blitz völlig unvorbereitet. Sie berührte uns um so schmerzlicher, da wir weder das schreckliche Ereignis erwarteten, noch aus seinem Munde seine letzten Verfügungen hatten vernehmen können, die er sich immer vorgenommen hatte, uns mitzuteilen, wenn er sich seinem Ende nahe fühlen würde.

Ich will nicht von gewissen Eindrücken sprechen, die sein Tod hervorrief, noch von gewissen Maßregeln, die ergriffen worden wären, wenn nicht die Familie des Kardinals den Wunsch gehabt hätte, daß sich um seine Gestalt keine Gespenster erhöben und er in Frieden ruhe in dem kleinen deutschen Friedhofe bei Santa Marta, der so ganz Poesie und wirklich seiner edeln Seele würdig ist. Wohl aber möchte ich daran erinnern, daß sein Leichenbegängnis den ergreifendsten Beweis für die große und warme Liebe erbrachte, die er in allen, hoch und niedrig, Freidenkern wie Priestern, Soldaten wie Künstlern, geweckt hatte.

Und so ruht er noch immer dort, unter der Aegide jener wahrheitsgetreuen Worte, in denen sich zum letzten Male der Kardinal und der Kanzler verbrüderten:

A ☧ Ω

HEIC PACE QVIESCIT EMINENTISSIMVS
D. D. GVSTAVVS DE HOHENLOHE
S. R. E. PRESB. CARDINALIS TIT. S. CALLISTI
IMPERII GERMANICI PRINCEPS
BASILICAE LIBERIANAE PRESBYTER
QVI NOBILIS GENERE MENTE NOBILIOR
ECCLESIAE PATRIAE AMICIS FIDELIS
ARTIVM AMATOR PAVPERVM PATER
LXXII ANNORVM ROMAE IN DM̃O OBIIT
III KAL. NOVEMBRIS MDCCCIVↃ
CLODOVICVS PRINCEPS DE HOHENLOHE
GERMANICI IMPERI CANCELLARIVS
FRATRIS MEMORIAE M. P.

Dorthin lenke ich noch manchmal meine Schritte, um ihn zu besuchen, unter schattigem Grün, unter Rosen, ähnlich denen der Villa d'Este, die er mir liebenswürdig so oft schickte, beim Sang der unzähligen Vögel, die seiner ewigen Ruhe zu lobsingen scheinen, während er im Herzen derer fortlebt, die, wie ich, ihn herzlich liebten, weil sie ihn verstanden hatten.

Was kann die Kirche gegen die Ausbreitung des Atheismus tun?

Von

Karl von Hase

Unſrer Zeit fehlt eine einheitliche Weltanſchauung. Philoſophie, Naturwiſſenſchaft, Religion, ſogenannter geſunder Menſchenverſtand ringen miteinander. In dieſem Ringen iſt der Gottesglaube weiten Kreiſen verloren gegangen. Die Zeit, in der unter das Bild Baruch Spinoza's neben den Namen das Wort „Atheiſta“ geſetzt wurde, iſt längſt vorüber; das Wort hat ſeinen ſchreckhaften Klang verloren.

Aber der Unglaube gleicht einer dünnen Eisdecke; einen einzelnen trägt ſie vielleicht; eine Menge, die darauf tritt, bricht durch. Ein Volk, das keinen Glauben mehr hat, iſt auch politiſch in Gefahr. Der Atheismus breitet ſich aus. Der Staat kann und darf die Denkfreiheit ſeiner Bürger nicht beſchränken. Was kann die Kirche tun, um der Ausbreitung des Atheismus zu wehren?

Einſt mußte, wer eine Gotteslästerung ausſprach, ehe härtere Strafe ihn traf, niederknien und die Erde, als den Schemel der Füße Gottes, küſſen. Heutzutage darf Gottesleugnung, ja Verhöhnung des Gottesglaubens, rückſichtslos laut werden. Das geſchieht in den Kreiſen des niederen Volkes ebenſoſehr wie in den Kreiſen der Gebildeten.

Der Sozialdemokrat Bebel will die Religion nicht abſchaffen, Gott nicht abſetzen, weil er überzeugt iſt, daß ſie von ſelbſt verſchwinden werden. Berliner Studenten forderten im Januar vorigen Jahres die Profeſſoren der nichttheologiſchen Fakultäten auf, in corpore aus den verſchiedenen Kirchen, denen ſie jetzt, nur äußerlich, noch angehörten, auszutreten und bei der Regierung dahin vorſtellig zu werden, daß die theologiſche Fakultät, als dem akademiſchen Geiſt widerſprechend, aufgehoben werde. Ernſt Häckel nennt den Kampf ums Daſein den großen züchtenden Gott. Julius Hart ſchreibt in ſeinem Buch „Der neue Gott“: „Von der Gewalt und Tyrannei des letzten Gottes müßt ihr euch noch befreien. — An die empfindende Moleküle müſſen wir glauben, an das Bewußtſein in jedem kleinſten Teile der Welt.“ Mag der Materialismus wiſſenſchaftlich überwunden ſein, ſeine Folgeerſcheinungen, zumal in den halbgebildeten Kreiſen, ſind es nicht.

Anderſeits hat unſre Zeit für religiöſe Fragen ein lebhaftes Intereſſe. Wären die „Welträtſel“ Häckels ein rein naturwiſſenſchaftliches Buch, würde es ſolche Verbreitung nicht gefunden haben; aber was ſchwach an ihm iſt, die Philoſophie, die Erörterung der Schöpfungsfrage, gewinnt ihm Leſer. Der Babel- und Bibel-Streit hat eine umfangreiche Literatur hervorgerufen. Harnacks „Weſen des Chriſtentums“ iſt von Gebildeten viel geleſen worden. In Frankreich haben die „Antworten auf die Einwürfe gegen die Religion“ des Mſgr. de Ségur mehr als 220 Auflagen erlebt. Die politiſchen Zeitungen beſchäftigen ſich mit

kirchlichen Fragen viel mehr als früher. In neueren Romanen werden religiöse Probleme erörtert; häufig begegnet man in ihnen dem „Gottsucher". Schon fragt der „Kunstwart" im ersten September-Heft im Hinblick auf derartige Bücher: „Kommt Religion in die Mode?" und warnt vor einer bloß ästhetischen oder gefühligen Religion, da doch die Religion den ganzen Menschen fordere.

Das religiöse Bedürfnis ist in der Menschheit unausrottbar, zumal die Hoffnung der Unsterblichkeit und der Gottesglaube. Ein liberales Blatt schließt den Nekrolog für einen Gesinnungsgenossen mit den Worten: „Die Erde sei ihm leicht!" Ein Professor ruft seinem Kollegen im Sarge nach: „Lebe wohl, teurer Freund!" Sind das Phrasen ohne Sinn, Gedankenlosigkeiten oder spricht sich in ihnen eine Reminiszenz, eine unklare Hoffnung aus? Ernst Häckel schloß einst den Bericht über seine indische Reise ungefähr mit den Worten: „Und so führte ein gütiges Geschick nach sechsmonatiger Abwesenheit mich wieder zurück an den stillen Ort meiner akademischen Tätigkeit." Was ist für Häckel „ein gütiges Geschick"? Leon Gambetta erzählte, mit zwanzig Jahren habe er ein Gelübde getan, den Namen Gottes nie mehr zu gebrauchen, dann fügte er hinzu: „Und, Gott sei Dank, ich habe es gehalten."

Unbefriedigt von den Lehren der Kirche, wie vom Unglauben einer materialistisch-mechanistischen Weltanschauung, wenden sich manche dem Buddhismus oder dem, was sie so nennen, zu. Andre suchen, wie am Ausgang der antiken Welt, neue Offenbarungen im Okkultismus.

Aber der Atheismus breitet sich aus. Was kann die Kirche dagegen tun? Moritz Carrière, der Philosoph und Aesthetiker, hat, weil die Gebildeten von Dogmatik nichts wissen wollen, mit dem Idealismus, der ihm eigen war, den Vorschlag gemacht, für Gottesgläubige ohne jeglichen Unterschied des Bekenntnisses gemeinsame Gottesdienste zu veranstalten und damit etwa an den Sonntagabenden im Dom zu Berlin den Anfang zu machen. Mochte dieser Gedanke damals denkbar sein, in der Gegenwart ist er es nicht mehr. Wie trotz dem internationalen Verkehr das Nationalitätsbewußtsein sich gesteigert hat, so hat sich trotz Unglauben und religiöser Indifferenz das kirchliche und konfessionelle Bewußtsein verschärft. Eine Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen ist, trotz mancherlei anerkennenswerten Versuchen, besonders in England, zurzeit aussichtsloser denn jemals. Das Verlangen nach einer Religion, die frei ist von allen konfessionellen Bestimmtheiten, gleicht dem Verlangen jenes Mönchs im Mittelalter, der meinte, Aepfel und Birnen habe er genug gegessen, er wolle nun auch einmal „Obst" essen. Als die französische Revolution das Christentum abschaffte, fand die neue Religion der Vernunft wenig Beifall. Ihrem Erfinder La Reveillère, der mit Talleyrand, dem früheren Bischof von Autun, über die Mittel sprach, seiner Religion aufzuhelfen, gab dieser den Rat: „Ich weiß Ihnen nur ein Mittel vorzuschlagen: Jesus Christus ist, um seine Religion zu gründen, gekreuzigt worden und auferstanden; Sie müssen versuchen, ähnliches zu tun." Auch die sogenannten „Freien Gemeinden" in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind verkümmert.

Es war die Hoffnung des frommen, tiefsinnigen, aber weltfremden Richard Rothe in Heidelberg bei Begründung des Protestantenvereins, die der Kirche entfremdeten Gebildeten durch weites Entgegenkommen zu gewinnen. Er sah, wenn auch in weiter Ferne, die Zeit, da die Kirche aufgehen würde im Staat, weil der Staat ein christlicher geworden sein würde. Aber Konzessionen auf dem Gebiete der christlichen Heilswahrheit sind Inkonsequenzen. Meint man die Gebildeten unter den der Kirche Entfremdeten durch Inkonsequenzen zu gewinnen? Auch der Ungläubige hat mehr Respekt vor der Konsequenz des aufrichtigen Glaubens als vor der Inkonsequenz einer falschen Vermittlungssucht und Menschengefälligkeit. Die Kirche darf nichts preisgeben von den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens.

Was kann die Kirche tun? Aber wer ist denn „die Kirche“? Auch Evangelische denken dabei immer noch an die Pastoren, an die Konsistorien, an das Kirchenregiment. Das ist eine katholische Anschauung. So gewiß der Staat nicht aus der Regierung besteht, sondern aus dem ganzen, rechtlich verfaßten Volk, so gewiß ist die Kirche nicht die Klerisei, sondern die christliche Gemeinde. Nicht die Pastoren und nicht das Kirchenregiment sind imstande, der Ausbreitung des Atheismus zu wehren, wenn nicht die Gemeinde dabei mithilft. Zunächst muß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der kirchlichen Gemeinschaft, wieder erstarken. Darin liegt die Macht des Katholizismus, daß er die Kirche als Institution betont. Gewiß hat der Protestantismus mit seiner Betonung des Glaubens als der subjektiven Bedingung der Religion recht, nach dem Wort Luthers: „Du mußt es bei dir selbst beschließen, es gilt dein Leben“, aber das schließt doch nicht aus, daß auch die Kirche als Gemeinschaft von Gott gewollt und für das Glaubensleben eines Volkes notwendig ist. Wie es in Deutschland eine Zeit gegeben hat, in der es für geistreich galt, über die Zerrissenheit und Ohnmacht des Vaterlandes zu spotten, so spotten und schmähen heutzutage viele über die Kirche, der sie doch selbst angehören, und merken nicht, was sie sich selbst damit antun. Das ist ein schlechter Sohn, der schlecht redet von seiner Mutter. Ein Bürger verläßt darum nicht sein Vaterland, weil ihm dies oder jenes an den politischen Einrichtungen nicht gefällt; er bleibt und sucht zu bessern. Wenn die, welche an der Kirche etwas auszusetzen haben, ihr deshalb den Rücken kehren und dem Atheismus verfallen, statt dessen mitarbeiten wollten an ihren Aufgaben, so würden sie vielleicht bald zu einer richtigen Erkenntnis kommen, was der Kirche not tut und was sie an der Kirche haben könnten. Unkenntnis ist häufig der wahre Grund des Unglaubens. Kuno Fischer, der Heidelberger Philosoph, hat einmal gesagt: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß auf keinem Gebiete die Unwissenheit und Neigung zu absprechendem Urteile größer ist als auf dem religiösen. Diese Unwissenheit ist eine Folge mangelhaften Religionsunterrichtes und eines Ueberflusses an ‚Aufklärung‘. Wenn man auf einem andern Gebiete nichts weiß, so pflegt man zu schweigen; aber auf religiösem Gebiete glauben alle mitsprechen, über alles absprechen zu können. Sie wollen kämpfen gegen die Religion, ohne sie zu kennen.“ Ebenso unklar

ist bei vielen die Erkenntnis der naturwissenschaftlichen Voraussetzungen ihrer atheistischen Weltanschauung. Sie reden von Kraft und Stoff, vom Unbewußten oder von der Atomseele und merken nicht, daß auch das „mythologische Begriffe" sind.

Aber auch die Kirche sollte mehr Verständnis dafür haben, daß die Zeiten andre geworden sind. Darf sie nichts preisgeben von ihrem ewigen Wahrheitsgehalt, so darf sie doch Ausdrücke, wie „moderne Wissenschaft", „modernes Bewußtsein", nicht ohne weiteres als prinzipiellen Gegensatz zur christlichen Religion auffassen und in feindlichem Sinne gebrauchen. Macht sie den Entfremdeten den Vorwurf, daß sie die Dogmen gering achten, weil sie ihren Tiefsinn nicht verstehen, und daß sie über die Bibel abschätzig urteilen, die sie seit ihrer Konfirmation nicht mehr in die Hand genommen haben, so dürfen zumal ihre Vorkämpfer sich nicht den gleichen Fehler zuschulden kommen lassen und über moderne Wissenschaft aburteilen, von der sie nicht aus den Werken ihrer berufenen Vertreter, sondern aus extravaganten Leistungen, die vielleicht von der ernsthaften Spezialwissenschaft selbst verurteilt werden, ihre Kenntnis haben. Vor den Ergebnissen wahrer Wissenschaft muß die Kirche Respekt haben.

Die Kirche hängt, wie jede geschichtliche Religion, am Alten. Je näher sie dem Stifter, ihrer Urzeit, dem Quell, aus dem sie ihr Leben empfangen hat, sich weiß und fühlt, um so sicherer ist sie der Wahrheit. Darum beruft sich die römische Kirche auf Petrus als den ersten Bischof in Rom, darum geht die evangelische Kirche zurück auf Christus selbst und auf die Bibel. Auch die altüberlieferten Formen und die biblische Redeweise sind ihr wert, dem Frommen sind sie lieb wie Kindheitserinnerungen; der moderne Mensch aber fühlt sich von ihnen fremdartig berührt. Weil sie ihm altertümlich klingen, hält er sie leicht auch für veraltet. Selbst die Art der Beweisführung ist eine andre geworden. Kannte Luther keinen stärkeren Beweis als den: „So steht's geschrieben in Gottes Wort", so will der moderne Mensch innerlich überzeugt werden und auch auf religiösem Gebiete nichts gelten lassen, als was sich an ihm selbst oder zum Segen der Menschheit bewährt. Mag die Kirche recht haben, wenn sie in ihren Gottesdiensten, auch in ihren Predigten, die für die gläubige Gemeinde bestimmt sind, in Formen sich bewegt, die durch das Alter geheiligt und den meisten verständlich sind, obwohl sie auch da von Dogmatik sich frei halten, Ueberschwenglichkeiten vermeiden und nicht immer in der Sprache Kanaans reden sollte, sondern praktisch, kurz und kräftig; aber jedenfalls sollte sie in ihrem Verkehr nach außen hin, zumal in ihrer apologetischen Tätigkeit, zu denen, die sie gewinnen will, in den Gedankengängen und in der Sprache der Gegenwart reden. Schon ist es dahin gekommen, daß kirchlich Gesinnte und modern Gesinnte sich vielfach nicht mehr verstehen. In unsrer realistischen Zeit haben viele das Verständnis für Symbolik und bildliche Ausdrucksweise verloren; hat doch selbst Friedrich Naumann kürzlich dem Kongresse für protestantischen Kirchenbau den Vorschlag gemacht, „die Gestalt des Engels aus der kirchlichen Kunst der Gegenwart auszuschalten". Manches Mißverständnis, manches, woran der moderne

Mensch Anstoß nimmt und was zur kirchlichen Entfremdung und zum Atheismus führt, könnte durch rechtzeitige Verständigung vermieden werden.

Schon der Knabe fängt nicht selten an zu zweifeln. Er kann nicht alles glauben, was in der Bibel steht. Wenn es in der Bibel Doppelberichte gibt, die sich widersprechen, wo bleibt die Inspiration? Ist sie dann noch Gottes Wort, göttliche Offenbarung? Schwindet aber mit dieser nicht gerade für die evangelische Kirche ihr Fundament? Aber die wörtliche Inspiration der Heiligen Schrift ist weder altchristliche noch reformatorische Lehre, sondern stammt aus nachreformatorischer Zeit und ist in ihrer scholastischen Form von der heutigen theologischen Wissenschaft wieder aufgegeben. Der Streit über Offenbarung muß zum Wortstreit werden, wenn man sich nicht über den Begriff der Offenbarung einigt. Versteht man unter dem Glauben an Offenbarung das buchstäbliche Verständnis der alttestamentlichen Erzählungen, hat man keinen Sinn für die Sprache der Frömmigkeit, zumal im Kindheitsalter der Menschheit, dann wird es dem Zweifel nicht schwer, sie zu bestreiten; versteht man aber unter Offenbarung das Hervorleuchten neuer Gedanken und Wahrheiten, die nicht Ergebnisse des Nachsinnens, sei es des einzelnen, sei es der Menschheit, sind, sondern Eingebungen Gottes, entstanden aus der innigen Berührung einer Seele mit dem Urgrund, aus dem sie stammt als Geist vom Geiste Gottes, dann kann nur der sie leugnen, dem alle Erfahrung auf religiösem Gebiete fehlt, dem alle Mystik, die ein wesentliches Moment jeder Religion ist, Schwärmerei scheint. Eine Urkunde solcher Offenbarung aber ist die Bibel von der Schöpfungsgeschichte bis zur Offenbarung Johannes', diesem Trostbuch vom Ende, zwar mit menschlichem Griffel geschrieben, aber doch das Wort Gottes an die Menschheit für jeden, der es recht zu lesen versteht.

Andre wieder meinen, an einen persönlichen Gott nicht glauben zu können. Es ist eine alte Rede: Gott hat nicht den Menschen geschaffen nach seinem Bilde, die Menschen haben sich Götter geschaffen nach ihrem Bilde. Es hat im vierten Jahrhundert eine Sekte der Audianer oder Anthropomorphiten gegeben, die Gott körperliche Gestalt zuschrieben und das göttliche Ebenbild des Menschen in die körperliche Gestalt setzten, aber die Kirche hat sie verworfen, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts war sie erloschen. Die altprotestantische Dogmatik unterschied deshalb einen dogmatischen Anthropomorphismus, dessen Irrtum ist, irgend etwas Menschliches und Unvollkommenes auf Gott zu übertragen, und einen symbolischen Anthropomorphismus, dessen Berechtigung darin liegt, mit Bewußtsein bloß bildliche Bezeichnung menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse, z. B. Langmut oder Vatergüte, auf Gott anzuwenden, und auch Kant hat in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" diese Unterscheidung als berechtigt anerkannt. Solcher symbolischer Anthropomorphismus findet sich in allen Religionen. Das mosaische Gesetz verbietet die bildliche Darstellung Gottes in menschlicher Gestalt, aber unbefangen redet das Alte Testament von seinen Augen, seinem Ohr, seiner Nase, seinem Odem, seinem Herzen. Gewiß, wenn wir nicht religiös empfinden, sondern spekulativ denken,

müssen wir alle Vorstellungen, die nur sinnbildlicher Art sind, vom Gottesbegriff lösen; aber ebenso gewiß ist, daß wir uns hüten müssen, mit den symbolischen Vorstellungen nicht ihr Wahrheitsmoment zu verlieren und den Gottesbegriff zu entleeren nach dem Worte Philos: „Von Gott kann man nicht reden, nur schweigen", weil jedes Wort eine Verendlichung und Beschränkung des Unendlichen und Unaussprechlichen ist.

Darüber sollte doch kein Zweifel sein: im Körperlichen besteht, auch bei dem Menschen, die Persönlichkeit nicht. Was die Persönlichkeit ausmacht, ist das Selbstbewußtsein, die Kontinuität des Geistes. Die Persönlichkeit Gottes besteht demnach im Selbstbewußtsein des absoluten Geistes. Dieser Begriff ist auch nicht etwa eine Negation, sondern eine Position, der Inbegriff aller Realitäten. Die Scheu, daß der Begriff der Persönlichkeit Gottes in beschränkter Vorstellungsweise aufgefaßt werde, darf uns nicht abhalten, ihn in seiner spekulativen Wahrheit festzuhalten. Wer ihn aufgibt, wer meint, mit einer pantheistischen Gottesvorstellung oder Weltbetrachtung, einer Weltseele oder moralischen Weltordnung auszukommen, wird bald merken, daß Religion doch nur als ein wirkliches Verhältnis zwischen dem unendlichen Gottesgeist und dem endlichen Menschengeist, als ein Verhältnis von Person zu Person auf die Dauer möglich ist. Die Frömmigkeit hat das Kindesrecht, mit Gott zu reden, wie ein Kind mit seinem Vater redet, in dem Bewußtsein, daß er über uns ist in hoher Ferne und doch uns nahe in vertraulicher Nähe.

Wie die Zweifel an der Bibel, als Gottes Wort, und an der Persönlichkeit Gottes überwunden werden können, so auch manche andre Zweifel, z. B. an Christus als den Sohn Gottes, an die Erlösung durch seinen Tod, an die Auferstehung des Fleisches, an die Lehre vom heiligen Abendmahl, an denen viele Anstoß nehmen, weil sie ihren wahren Sinn nicht verstehen. Es mag sein, daß solche Erörterungen im Konfirmandenunterricht nicht immer nötig und möglich sind, wohl aber sind sie möglich seelsorgerlich mit einzelnen, die frühe in Zweifel geraten sind. Möglich und erwünscht sind sie in öffentlichen apologetischen Vorträgen, zumal in Zeiten, in denen etwa durch ein vielgelesenes Buch oder durch sonst ein Vorkommnis die Gemüter erregt sind, oder auch in Kreisen, in denen der Unglaube viele Anhänger hat.

Die Gegenwart scheint dafür nicht ungünstig zu sein. Im Rausch der Naturwissenschaften ist eine Ernüchterung eingetreten. Der Materialismus ist noch eine Methode der Naturforschung, aber er ist keine Philosophie mehr; er reicht nicht aus für eine Weltanschauung. Nach dem Vorgang großer englischer Forscher, die, sei es aus der Macht christlicher Gewohnheit, sei es in echt wissenschaftlicher Bescheidung vor Ueberschreitung der Grenzen, innerhalb deren die Naturwissenschaft zuständig ist, sich hüten, erkennt auch in Deutschland die echte Forschung wieder ihre Grenzen.

Aber das Unheil ist geschehen, die atheistische Weltanschauung ist durch Popularisierung der materialistischen und mechanistischen Weltanschauung und

durch sozialistische Agitation in weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft und des niederen Volkes gedrungen.

Was die Kirche dagegen tun kann? Sie sollte mehr noch als bisher versuchen, auch diesen Kreisen, die zum Teil eifrig bestrebt sind, Wissen und Bildung sich anzueignen, zur Wahrheit zu helfen, indem sie in volkstümlicher Weise öffentlich Fragen behandelt wie diese: Ist die Bibel Gottes Wort? Gibt es einen Gott? Gibt es ein Leben nach dem Tode?

Es ist ja nicht zu verkennen, daß die Kirche in Erkenntnis ihrer Aufgabe in den letzten Jahrzehnten viel getan hat, um ihre Glieder vor Unglauben zu bewahren und den Irrenden nachzugehen. Sie hat Kindergottesdienste eingerichtet, die den Kindern die Kirche lieb machen; sie hat Vereine christlicher junger Männer begründet, die eine bewahrende und werbende Kraft haben; sie hat Herbergen zur Heimat, christliche Hospize und Erholungsheime eingerichtet. Durch ihre Verfassung regt sie die Gemeindeglieder zur Mitarbeit an. Sie hält Gottesdienste an Kurorten, ist bereit, die Kirchen täglich zu öffnen zu stillem Gebet des Morgens und des Abends, etwa mit Orgelspiel. Sie treibt Seemannsmission und geht ihren Gliedern im Ausland nach. Christliche Zeitschriften, Flugblätter und Kalender werden in Menge verbreitet. Zumal die Innere Mission, dieses große Liebeswerk der gläubigen Gemeinde an ihren notleidenden, entfremdeten oder gefährdeten Gliedern, ist zu einer segensreichen Macht geworden. Mehr als 15000 evangelische Diakonissen legen in Deutschland durch stillen Wandel ohne Wort Zeugnis ab von der Selbstlosigkeit christlicher Liebe. Mit ihnen wirken in gleicher Hingabe die Barmherzigen Schwestern und die mancherlei Veranstaltungen der katholischen Kirche auf dem Gebiete der Caritas. Dabei kann der Weg ein verschiedener sein. Während die Innere Mission in Deutschland, die anfänglich vielfach ein pietistisches Gepräge trug, allmählich den Bedürfnissen der Zeit entsprechend einen mehr volkstümlichen, ja sozialen Charakter angenommen hat, ist die von dem Schotten Mac All vor dreißig Jahren in Paris begonnene Mission populaire von sozialen Wohlfahrtseinrichtungen unter der Arbeiterbevölkerung, antialkoholischen Vereinigungen und christlichen Genossenschaften ausgegangen und hat in den Kreisen, deren Vertrauen sie gewonnen hat, mit großem Erfolg der Ausbreitung des Unglaubens entgegenwirkt.

Wie groß auch der Schaden ist, den der Atheismus im Gemütsleben unsers Volkes angerichtet hat, und wie zuversichtlich er seine Trostlosigkeit als wahre Weisheit anpreist, die Kirche braucht sich nicht zu fürchten. Sie hat einen festen Grund. Sie sollte nicht so viel klagen, sondern Mut haben. Unser Volk kann ihre Arbeit nicht entbehren.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXIII

Vier Wochen darauf erhielt Bennigsen die Aufforderung Bismarcks, sich zu einer Besprechung über die Ausgestaltung der erweiterten Bundesverfassung bei ihm in Versailles einzufinden.[1]) Wieder fehlen Aufzeichnungen Bennigsens über diese Verhandlungen; nur ein sich auf die äußerlichen Erlebnisse der Reise beschränkender Familienbrief liegt vor und mag zur Ausfüllung der Lücke hier eingeschaltet werden.

Bennigsen an seine Frau.

Versailles, 22. Oktober 1870.

Gestern abend 10 Uhr fuhr ich mit Extrapost und mehrmals untergelegten Relais in Gesellschaft des Ministers Delbrück von Nanteuil, der letzten Eisenbahnstation zwischen Château-Thierry und Meaux hierher, wo wir, für jetzige Verhältnisse unerhört schnell, heute morgen 9 Uhr ankamen. Nachdem Delbrück in seiner Wohnung abgestiegen war, fuhr ich auf dessen Rat, da in Hotels Quartier hier kaum zu haben ist, nach dem Kommandanten General von Voigts-Rhetz, Bruder des Generals des X. Armeekorps, welcher mich sehr freundlich aufnahm, mir sogleich eine Anweisung auf die Mairie ausfertigte, auf Grund deren ich mich mit meinen Sachen in einem recht freundlichen Quartier — Stube, Kammer und Wasch- und Badekabinett — beim Baron (Thi)ébauld, Avenue St. Cloud 89 unterbrachte. Das Billett lautete selbstverständlich „sans nourriture", denn diese kann man hier in Hotels und Cafés gut und ohne Schwierigkeit haben. Was übrigens nicht abhielt, daß mich die Tochter des alten kränklichen Barons, welchen ich selbst noch nicht gesehen habe, die Frau eines englischen Marinekapitäns Mr. Inglefield, nachdem ich mich umgekleidet, mit einem substanziellen englischen Kaffeefrühstück in ihrer, ihrer beiden kleinen Kinder und einer deutschen Gouvernante Gesellschaft etwas restaurierte. Nach der Nachtfahrt recht angenehm. Beim Frühstück übte ich mich mit der liebenswürdigen Hausfrau im Französischsprechen und erholte mich dazwischen von dieser etwas ungewohnten Arbeit durch deutsche Konversation mit der konsequent Deutsch redenden Gouvernante, einer dicken Dame, Fräulein Schück aus Breslau. Dieser war es glücklich gelungen, sich vor der allgemeinen Deutschenhetze als Engländerin zu retten, da sie schon lange in der Familie Inglefield ist, in welcher sie meistens Englisch zu sprechen gepflegt hat.

Graf Bismarck, mit dem ich heute eine stundenlange, sehr interessante Unter-

---

[1]) Vgl. über die Berufung das „Tagebuch des Kaisers Friedrich" unter dem 18. Oktober 1870.

redung hatte, voll der unglaublichsten Details (von denen sich aber füglich nichts schreiben läßt), hat außer mir zu einer Besprechung wegen der Abänderung der norddeutschen Verfassung noch den Altkonservativen von Blanckenburg und den Freikonservativen Dr. Friedenthal aus dem Reichstage hierher zitiert. Der erstere ist unterwegs, der letztere als Johanniter schon hier eingetroffen. Heute traf ich auf der Straße schon eine ganze Anzahl Bekannte aus Berlin, Reichstagsmitglieder, Abgeordnete ꝛc. Sehr freundlich redete mich der Kronprinz zu Pferde an, als er mit seiner Suite von einer Besichtigung zurückkehrte, und teilte mir sehr günstige Aussichten wegen der Festung Metz für eine nahe Zukunft mit.

Wäre ich einen Tag früher gekommen, so hätte ich einen interessanten Kampf aus der Ferne mitansehen können, da die Franzosen einen Ausfall aus dem Mont Valérien und der Stadt Paris machten, der mit blutigem Rückgang der Franzosen und Erbeutung von zwei Kanonen geendigt hat. In Versailles war die ganze Garnison alarmiert und bis auf zwei Bataillone und etwas Artillerie auch ausgerückt. Die Versailler, nach richtiger Franzosenart, haben nichts anderes erwartet, als daß die Pariser Truppen am Abend in Versailles einrücken würden. Daher große Aufregung unter ihnen, Rufe „le roi se sauve“ u. dgl., was der Kommandant von Voigts-Rhetz einigermaßen damit zu beschwichtigen gewußt hat, daß er vorn in den großen Avenuen (Alleen), welche vom Versailler Schloß durch die Stadt führen, Kanonen auffahren und zur Ernüchterung der Versailler vor deren Augen hat laden lassen.

Adieu für heute, liebste Anna. Ich bin im Begriff zur Table d'hote nach dem Hôtel des Réservoirs zu gehen, wo jeden Tag um 7 Uhr abends zu Mittag (!) gespeist wird.

Meine Feldpostkarte, von Epernay abgesendet, wirst Du hoffentlich erhalten haben. In einigen Tagen schreibe ich Dir, wann ich etwa zurückkehren werde,[1]) ich denke nächsten Sonnabend, spätestens Sonntag. Adieu liebste Frau.

*

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 27. Oktober 1870.

Seitdem ich Sie im Hauptquartier weiß, war mir peinlich, irgendeine Aeußerung zu dem Inhalt der Verhandlungen zu tun, aber ich mußte das früher gegebene Wort einhalten, und so habe ich denn einige Notizen an den Herrn Minister Delbrück eingeschickt. Der Vorsicht halber stelle ich Ihnen Abschrift zu, obschon ich sehr zweifle, ob dieser Brief Sie noch im Hauptquartier trifft.

---

[1]) M. Busch, Tagebuchblätter Bd. 1, S. 333 erzählt: „Als ich am 30. Oktober früh einen Gang über die Avenue de Saint-Cloud machte, begegnete ich Bennigsen, der an diesem Tage mit Blanckenburg die Heimreise antreten wollte. Er äußerte auf meine Frage, wie weit man daheim mit der deutschen Einigung gekommen sei, es stünde gut damit, in Bayern werde eigentlich nur noch an der besonderen Stellung des Militärs festgehalten, die Stimmung der Mehrzahl des Volkes sei, wie sie zu wünschen gewesen wäre.“ Am 31. Oktober war Bennigsen bereits auf der Heimreise Nancy—Weißenburg.

Ich habe mich sehr kurz gehalten und, soweit ich übersehe, keinen Punkt berührt, in betreff dessen ich mit Ihnen in Widerspruch hätte geraten können. Die Wahlen in Hannover würden Ihre Anwesenheit sehr ratsam machen, doch ist selbstverständlich Ihre Mitwirkung an der deutschen Verfassungsfrage noch dringender.

*

Berlin, 9. November 1870.

Es wird Sie interessieren zu erfahren, daß der Gedanke, den Reichstag nach Versailles zu berufen, als ein zu wunderlicher aufgegeben ist. Wie ich höre, denkt man jetzt an Straßburg; an diesem Orte ist weniger auszusetzen als an Versailles, aber immerhin bleibt noch das Feindesland, solange das Land nicht für Deutschland und als deutsches Gebiet okkupiert ist, der Kriegszustand und das mögliche Wegbleiben vieler Abgeordneter. Ich will auch gegen Straßburg vertraulich Einspruch erheben; sehr leicht ließen sich Offenburg oder Freiburg wählen oder auch Karlsruhe, der Unterschied des Weges ist nicht bedeutend. Was denken Sie darüber? Als vermutlichen Tag des Zusammentritts höre ich den 25. November bezeichnet, doch scheint mir dieser Termin für den jetzigen Stand der deutschen Verhandlungen zu früh. Das Bedürfnis einer neuen Anleihe drängt freilich. Wie man mir sagt, würde das Bombardement sicher nicht vor Ende dieses Monats beginnen können. Also von einer Beendigung der Operationen vor Weihnachten ist nicht die Rede. Seien Sie herzlich gegrüßt.

*

M. Barth an Bennigsen.

München, 12. November 1870.

Infolge einer Besprechung, die ich soeben mit Herrn Kanonikus Trost, der sich Ihnen bestens empfiehlt, gehabt habe, ersuche ich Sie in unserer beider Namen dringend, mir womöglich umgehend eine möglichst genaue Mitteilung über den Hergang der Verhandlungen mit den bayrischen Ministern in Versailles und über die zwischen diesen und Graf Bismarck bestehenden Differenzpunkte, soweit beides Ihnen bekannt geworden und Ihnen Stillschweigen nicht geboten ist, zugehen zu lassen. Sollen wir in dem gegenwärtigen Moment noch einen Versuch machen, der Sache eine bessere Wendung noch zu verschaffen, so bedürfen wir vor allem eine bessere Orientierung über die erwähnten Details, als wir sie zurzeit besitzen. Trost hat, wie Sie wissen, enge Beziehungen zu den Herren im Kabinett des Königs und ist vom besten Willen beseelt, sie zu benutzen, um der Sache zu dienen, bei der Bayern mehr noch interessiert ist als Deutschland. Uebrigens sind wir hier auf das Schlimmste gefaßt. Das Schlimmste ist noch lange nicht, wenn Bayern zurzeit außerhalb des Bundes bleibt, sondern wenn der Status quo nach der partikularistischen Richtung hin verändert wird, in specie, wenn Bismarck gegen ein Militärkartell die Perpetuierung des Zollvereins auf der gegenwärtigen Basis bewilligt. Dann sind wir in eine Sackgasse gebracht, aus der wir so schnell nicht wieder herauskommen. Wir trauen hier

Bismarck in dieser Sache gar nicht und fürchten, daß er selbst indirekt dahin wirkt, daß der Eintritt Bayerns jetzt nicht zustande kommt, weil er den Einfluß Bayerns im Bundesrate und der bayrischen Abgeordneten, die er sich als lauter Rote denkt, im Reichstag fürchtet. Was noch geschehen soll, muß schnell geschehen. Ich wiederhole also meine Bitte aufs dringlichste.

Als in der ersten Novemberwoche sich eine neue Schwierigkeit in den Verhandlungen erhob und Bayern, anscheinend von Württemberg angestachelt, die Sache wiederum in die Länge zog, hielt Bismarck es für nötig, den Druck der öffentlichen Meinung mit Hilfe der Liberalen wiederum etwas lebhafter auf die Entschließungen in München wirken zu lassen. Dieser Episode gehört die folgende kurze Korrespondenz an. Zur Erläuterung der Stimmung, in der Bismarck am 12. November abends war, wo sein Telegramm an Stolberg abging, mag die folgende, sonst nicht ohne weiteres verständliche Stelle in seinem Briefe an seinen Sohn Herbert[1]) dienen: „Meine Tintenklexer aber manövrieren Tag und Nacht und intrigieren nach Frankfurter Art. Wenn nicht ein deutsches Unwetter dazwischenfährt, so wird mit diesen Diplomaten und Bureaukraten der alten Schule nichts zustande kommen, wenigstens in diesem Jahre nicht." Das „deutsche Unwetter" aber sollten ihm — Stolberg ist nur der Mittelsmann — Bennigsen und die Liberalen mit der öffentlichen Meinung besorgen.

Oberpräsident Graf Otto Stolberg an Bennigsen.

Hannover, 13. November 1870.

Ew. Hochwohlgeboren wird eine Nachricht von Interesse sein, welche ich gestern abend aus ganz zuverlässiger Quelle erhalten habe und die ich Ihnen in Verfolg Ihrer Erzählungen aus Versailles gleich mitteilen möchte. Diese Nachricht bestätigt einmal das schon bekannte Resultat, daß die Verhandlungen mit Württemberg, Baden und Hessen einen günstigen Verlauf gehabt und, wie mir geschrieben wird, „die Uebereinstimmung der Ansichten in einer zum Abschluß reifen Form hergestellt" haben; sie teilt aber ferner, was bisher doch nicht so klar feststand, mit, daß ein Ergebnis der Verhandlungen mit Bayern noch nicht abzusehen sei und daß diese Verzögerung auch zurückhaltend auf die definitiven Entschließungen in Stuttgart wirke (d. h. wahrscheinlich beim Könige resp. seinen unsicheren Umgebungen, da nach der obigen Mitteilung die Ministerbesprechungen in Versailles ja zu einem ganz befriedigenden Ergebnis führten).

Diese Nachricht ist kein Geheimnis, ich möchte es im Gegenteil für sehr wünschenswert halten, wenn die Presse, und namentlich die unabhängige, sich dieser Frage emparierte und sie im Hinblick auf Bayern und Württemberg möglichst ausnutzte. Ew. Hochwohlgeboren stelle ich daher die eventuelle Verwendung

---

[1]) Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71, S. 59.

und Verbreitung ergebenst anheim und würde nur bitten, die Quelle nicht als eine offiziöse zu bezeichnen.

Ich hatte die Absicht, Sie persönlich aufzusuchen; da ich aber wegen eines kranken Ohrs heute das Haus nicht verlassen möchte, so habe ich den schriftlichen Weg gewählt.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

Otto Graf zu Stolberg.

Bennigsen sandte die Nachricht, deren Ursprung ersichtlich auf Versailles und den Bundeskanzler zurückging, an demselben Tage an Lasker mit dem Bemerken:

„Ich bitte Sie, lieber Freund, obige Nachricht, welche ich soeben auch dem Redakteur unserer hiesigen Zeitung und nach Stuttgart an Dr. Elben mitgeteilt habe, nach Kräften zu benutzen. Die Quelle ist jedoch nur für Sie persönlich. Graf Stolberg ist mir als ein sehr anständiger und zuverlässiger Mann bekannt, welcher daneben für einen Altkonservativen sehr national gesinnt ist. Den Brief erbitte ich mir demnächst bei persönlichem Zusammentreffen oder bei einer brieflichen Mitteilung zurück. An M. Barth habe ich soeben auch noch geschrieben."

Lasker glaubte anfangs nach seinen Informationen die Sache weniger bedenklich ansehen zu dürfen und versuchte daher, die Schritte Bennigsens telegraphisch zu inhibieren, doch erkannte er noch an demselben Tage, daß er sich geirrt habe.

Graf Otto Stolberg an Bennigsen.

Hannover, 14. November 1870.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich unter Rücksendung des Telegramms des Herrn Lasker ganz ergebenst zu erwidern, daß ich die genaue Zeit des Abgangs meines Telegramms nicht mehr weiß, da ich es gleich nach der Dechiffrierung verbrannt habe. Ich erhielt es mitten in der Nacht vom 12. zum 13., nehme also an, daß es am 12. abends in Versailles abgegangen ist. Die etwaige Einwirkung auf die Presse dürfte wohl nicht weiter durch diesen Laskerschen Zwischenfall aufzuhalten sein.

*

Aus den Briefen Laskers an Bennigsen.

Berlin, 14. November 1870.

Vielleicht bekommen Sie diesen Brief gleichzeitig mit dem früheren vom heutigen Tage. Kurz nachdem ich Ihnen und Elben zum ersten Male telegraphiert und geschrieben hatte, erfuhr ich, daß beim Abschluß Verzögerungen Württembergs eingetreten sind. Diese datieren offenbar von dem Tage, seit welchem Bayern zur Wiederaufnahme der Verhandlungen sich wieder eingefunden hat. Nun soll doch gewartet werden, bis Bayern sich endgültig erklärt hat. Ich zweifle immer noch, ob die plötzliche Störung mehr als einen Aufschub bedeutet.

Der nach den Vereinbarungen völlig umgestaltete Verfassungsentwurf war bereits fertig und die Störung scheint formell an die besonders gehaltene Militärkonvention angeknüpft worden zu sein. Jetzt muß die unabhängige Presse, müssen die Freunde in Württemberg drängen, doch nicht die Aussichten ganz verloren geben. In diesem Sinne will ich hier zu wirken suchen. Das Telegramm, welches die plötzlich eingetretene Störung meldet, ist aus bester Quelle und mit berechnender Absicht in die Welt geschickt. Noch am 11. d. M. herrschte keine Befürchtung, wie ich nach einer letzten Nachricht annehmen darf.

*

Berlin, 19. November 1870.

Wegen der deutschen Angelegenheiten werden wohl gründliche Erwägungen not tun, wenn, wie zu erwarten, die Verträge diesem Reichstag vorgelegt werden. Da die Verhandlungen überdies möglichst kurz sein müssen, haben wir die Partei auf Mittwoch abend eingeladen. Gut wäre nun, daß wir vorher uns vertraulich besprechen. Ich habe Forckenbeck gebeten und bitte Sie gleichfalls, wenn irgend möglich, spätestens Mittwoch morgens, besser am Dienstag hier einzutreffen. Auch an Oetker will ich schreiben. Die Nachrichten laufen bis jetzt verworren durcheinander; morgen werde ich wohl Gewißheit erhalten.

*

Berlin, 20. November 1870.

Gestern spät in der Nacht habe ich ein Telegramm von Elben erhalten, welches lautet: „Wir sind heute hier sehr erfreut und vollkommen befriedigt." Das Telegramm ist gestern abend 9 1/2 Uhr aufgegeben. Heute hier eingegangene Briefe von Elben und Hölder, welche vom 18. November sind, lauten nicht ganz so bestimmt, aber doch immer sicher genug. Heute habe ich mit Delbrück gesprochen; auch er erwartet ganz sicher den Beitritt Württembergs in den nächsten Tagen: die Herren von Suckow und Mittnacht treffen morgen hier ein. Sehr dunkel war mir die Auskunft über Bayern. Es wird verhandelt. Als Donnerstag D(elbrück) abreiste, war man wegen der Militärfrage noch nicht zu einem Einverständnis gekommen; mit dem zivilen Teile glaubt D(elbrück) ganz fertig zu sein. Die bayrische Sache wird uns noch zu schaffen machen, doch hoffe ich, daß von uns der Anschluß der andern Staaten früher bewirkt sein wird. Ich wiederhole nochmals die Bitte, daß Sie, wenn irgend möglich, am Dienstag hier eintreffen. Der Entwurf der Verfassung ist in meinen Händen; er enthält, dem letzten Stadium entsprechend, nur den Beitritt Hessens und Badens; Württemberg wird vielleicht noch vor dem Beginn der Reichstagsverhandlungen eingefügt werden oder während der Verhandlungen selbst. Nach München und Stuttgart will ich schreiben, daß sie uns Freunde als Vertrauensmänner herschicken. Wegen der Wahlen sind die Freunde in Württemberg mit der Regierung im besten Einvernehmen und sie erwarten die Zweidrittelmehrheit.

*

Graf Werthern[1]) an Bennigsen.

München, 23. November 1870.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für das Vertrauen, welches Sie mir bewiesen durch Autorisation Vecchionis,[2]) mir Ihren Brief an denselben mitzuteilen. Wie die Sachen hier stehen, werden Ihnen Schauß und Barth in allen Details auseinandersetzen. Mir erübrigt daher nur eine Bemerkung.

Vecchioni und Genossen sind durch das Mißtrauen in das in Versailles tagende bayrische Triumvirat und sein allerdings unverantwortliches Stillschweigen über den Gang der Verhandlungen im höchsten Grade verbissen und beurteilen die Situation schlimmer, als sie meiner Meinung nach ist. Sie schaden deshalb viel.

Von dem Augenblick an, wo Baden und Hessen unbedingt und Württemberg nur mit mäßigem Vorbehalt beitraten, konnte Bayern nicht zurückbleiben, wenn das Land nicht voneinander springen soll. Nach Brays letztem Telegramm ist in der Tat eine Vereinbarung erzielt, und welche, ist mir gleichgültig, vorausgesetzt, daß sie der Fortbildung überhaupt fähig ist. Ich glaube, wir müssen sogar mit einem Minimum zufrieden sein. Meine ursprüngliche Ansicht, der König würde nach der patriotischen Fata Morgana vom 19. Juli die immense Rolle begreifen, die ihm das Schicksal bot, und dementsprechend Deutschland die Früchte des Friedens geben, hat sich nicht erfüllt. Sein Beweggrund bei Unterzeichnung der Mobilmachungsorder war nur das „Tel est notre bon plaisir". Ich erwarte nichts Großes mehr von ihm, und um so mehr fürchte ich mich nun vor seinen kleinen Eigenschaften und den unkontrollierbaren Einflüssen von außerhalb. „Volksbote" und „Vaterland" deuten schon an, woher der Wind oben wieder weht. Verstärken sich dieselben und verweigerten die Kammern (die man zu diesem Behufe nicht aufgelöst hat) unsere Abmachungen, so kann niemand vorhersehen, was der König tun wird. Schlägt er um, so haben wir zwar eine Revolution im Lande, dafür aber auch noch einen dritten Akt in der deutschen Entwicklung, anstatt daß wir jetzt mit diesem zweiten abkommen. Auch Oesterreich und Frankreich gegenüber ist es absolut notwendig, daß wir bald zu einem Abschlusse gelangen. Beust mißtraue ich prinzipiell, und man kann a priori annehmen, daß zwischen den Ultramontanen und Frankreich Verbindungen bestehen. Alle diese Machinationen entkräftet die Herstellung unserer engeren Verbindung. Erreichen wir dieselbe, und zwar so, daß sich der König Ludwig von seinem individuellen Standpunkt aus nicht als verletzt betrachtet, so halte ich die Möglichkeit keineswegs für ausgeschlossen, daß wir ihn noch zur Reise nach Versailles und zur Kaiserproklamierung bewegen. Der schlimmste Widerstand gegen seine Reise kam vom König von Württemberg und Gasser.[3]) Derselbe ist, wie Figura zeigt, überwunden, zum Teil mit durch

---

[1]) Preußischer Gesandter in München.

[2]) Chefredakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten".

[3]) Bayrischer Gesandter in Stuttgart.

mein Zutun. Wie? gelegentlich mündlich. Ebenso kenne ich noch ein Mittel, den Rest der Bedenken zu überwinden, und ist dasselbe bereits in Gang gesetzt. Doch bitte ich, dies als im engsten Vertrauen und nur für Ihre persönliche Information bestimmt zu betrachten.

In Summa: die Lage ist nicht so gut, wie sie Ew. Hochwohlgeboren und Lasker nach Ihrem Besuche geschienen hat, aber auch nicht so schlimm, als Vecchioni sie schildern mag, und so wenig ich sonst ein Freund von halben Maßregeln bin, so möchte ich doch dringend empfehlen, in diesem Falle alles zu tun, was irgend möglich ist, um eine Vereinbarung zustande zu bringen. Berliner Maßstab, angelegt auf Bayern, führt allemal zu falschem Resultat. Die Gegensätze im Lande selbst sind zu groß, als daß man ihnen nicht volle Rechnung tragen müßte, und kommen wir zu nichts, so entsteht hier das Chaos.

Schauß und Barth werden dieses Räsonnement bestätigen.

In größter Verehrung und Ergebenheit

G. Werthern.

*

Bamberger an Bennigsen.

Telegramm. Versailles (Ende November 1870).

Vertraulich. Zeuge der unendlichen Mühen und Kombinationen, welche das Zustandekommen der Bundesverträge gekostet, schiene mir Verwerfung trotz ihrer Mängel so ungeheuer bedenklich, daß ich zu Meinungsaustausch mit Freunden dorthin eile. Vor definitivem Stellungnehmen wohl zu bedenken, daß jede wesentliche Amendierung gleichbedeutend mit Verwerfung, d. h. neuem Chaos. Möchten Sie ähnliches Zabel empfehlen. Meine Ankunft geheimhalten ohne Ausnahme.[1])

*

Zu den Verhandlungen der am 24. November eröffneten und am 10. Dezember geschlossenen außerordentlichen Reichstagssession waren drei Führer der bayrischen Liberalen nach Berlin geeilt,[2]) um bei der Verständigung über den bayrischen Vertrag mitzuwirken: Marquard Barth, von Schauß[3]) und Stenglein. Alle drei versprachen Bennigsen, ihn über das Geschick des Vertrages im bay-

---

[1]) Bamberger kehrte Anfang Dezember 1870 von Versailles nach Berlin zurück, um im Auftrage Bismarcks die Liberalen zur Annahme des Vertrages in dem zum 24. November berufenen Reichstage zu beeinflussen. Poschinger a. a. O. Bd. 2 S. 136.

[2]) Von den Württembergern schrieb Otto Elben am 2. Dezember an Bennigsen: „Herrn Laskers Wunsch, daß einige Vertrauensmänner nach Berlin kommen sollen, stehen unsere Wahlen im Weg. Fast alle, welche etwa jenem Wunsche entsprechen könnten, sind eben in diesen Tagen so in Anspruch genommen, daß an eine Reise nach Berlin nicht zu denken ist."

[3]) Friedrich von Schauß, Direktor der Süddeutschen Bodenkreditbank in München, seit 1871 Mitglied der nationalliberalen Partei des Reichstages, aus der er und Völk an der Spitze einer kleinen Gruppe im Juli 1879 während der Zolltarifverhandlungen ausschieden. Er starb 1893.

rischen Landtage auf dem laufenden zu halten. Ihre Berichte seien im folgenden mitgeteilt.

M. Barth an Bennigsen.

München, 5. Dezember 1870.

Wir sind wohlbehalten zurückgekommen, nachdem wir in Nürnberg noch angehalten hatten, um mit den dort und in Erlangen wohnhaften bayrischen Abgeordneten zu konferieren. Sowohl bei ihnen als auch unter unseren hiesigen Kollegen haben wir entschiedene Neigung gefunden, dem Vertrage in Ermangelung eines besseren zuzustimmen, und es ist hiernach kein Zweifel mehr, daß die liberale Partei auf dem Landtage, welcher auf den 10. ds. einberufen ist, sich einfach darauf beschränken wird, alle Kräfte anzuspannen, um die Bundesverfassung so, wie sie ist oder in Berlin fertig wird, gegen die Ultramontanen durchzudrücken. Uebrigens glaubt man in Bayern allgemein, daß es sich auch für den norddeutschen Reichstag nur um Annehmen oder Ablehnen handle, und würde es aufs höchste beklagen, wenn letzteres geschähe. Hoffentlich wird es dazu nicht kommen, wiewohl wir einsehen, wie schwer Euch das Jasagen werden muß. Trösten Sie sich damit, daß, wenn unsere Regierung den Vertrag weniger partikularistisch gehalten hätte, er wahrscheinlich in der Kammer gefallen wäre. Lassen Sie nicht die Einigung in einem Augenblick ins Wasser fallen, wo, wenn mich nicht alles täuscht, das Schreiben des Wittelsbachers, das den Hohenzollern auffordert, Kaiser und Reich zurückzurufen, schon in König Wilhelms Händen ist. Es mag das eine Schwäche von mir sein, aber ich kann nicht leugnen, es kitzelt mich doch gewaltig, unserer bis dato Geschichte diesen Abschluß gegeben zu sehen. Die Auflösung des Reiches war die capitis deminutio unserer Nation, und seine Wiederherstellung muß sie empfinden wie eine restitutio honoris. Daß das neue Reich besser werde, als das alte zuletzt lange genug war, dafür wollen wir sorgen.

*

München, 10. Dezember 1870.

Daß der Vertrag mit Bayern die dritte Lesung im Reichstag glücklich passiert und daß Ihre Partei dabei zustimmend sich verhalten hat, haben wir diesen Morgen hier mit großer Freude vernommen. Unser Landtag tritt nun mit dem heutigen Tage zusammen, und einer der nächsten Beratungsgegenstände wird auch der Einigungsvertrag sein. Wie es uns gehen wird und ob und wie wir mit den Ultramontanen zu Streich kommen, müssen erst die nächsten Tage lehren. Sehr wünschenswert wäre es mir aber, die betreffenden Verhandlungen des Reichstags vor der Beratung in unserer Abgeordnetenkammer zu erhalten, und ersuche Sie daher dringend, mir dieselben stückweise, wie sie aus der Presse kommen, mit der Briefpost unter Kreuzband zukommen zu lassen. Hoffentlich hat Delbrück sein mir gegebenes Versprechen gelöst und zu dem Artikel über das bayrische Militärbudget die nötigen Erläuterungen gegeben. In den Zeitungen habe ich bis jetzt nichts davon gefunden, hoffe aber, daß diese

den Punkt nur als für ihre Leser vermutlich minder interessant übergangen haben. Unser Entschluß, auch seitens der liberalen Partei der bayrischen Kammer dem Vertrage zuzustimmen, steht übrigens fest, auch wenn der betreffende Passus in Berlin unerörtert geblieben ist.

Kanonikus Trost läßt sich Ihnen empfehlen. Von ihm erfuhr ich sogleich nach unserer Rückkehr, daß die Depesche wegen des Kaisertitels bereits nach Versailles abgegangen war. Er verbot mir, es als positiv weiterzusagen, aber des andern Tags wußte man es auch schon in Berlin.

Das Präsidium steht also nun nicht mehr der Krone Preußen, sondern dem Könige von Preußen als Deutschem Kaiser zu. Wird nun Graf Bismarck noch, wie bei Beratung der norddeutschen Bundesverfassung, behaupten, der Bundeskanzler habe seine Instruktionen von dem preußischen Minister des Auswärtigen zu erhalten, wenn er dieser nicht selbst ist, und wird nicht überhaupt die Hereinführung des Kaisers in die Verfassung von selbst zu der Konsequenz eines von dem preußischen Ministerium unabhängigen Reichsministeriums führen müssen? Freilich muß aber dann die ganze Verfassung umgebildet werden, denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese durchweg auf dem Primat des Staates Preußen und nicht seines Königs aufgebaut ist.

*

Stenglein an Bennigsen.

München, 7. Dezember 1870.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich leider die versprochenen Aufschlüsse über die hiesigen Intentionen nur in geringem Maße erteilen. Wie Sie natürlich längst wissen, hat sich unsere Heimreise mit der Reise des Herrn Ministers von Lutz gekreuzt, und ich war daher außerstande, mit diesem, der eigentlichen Seele der Unterhandlungen in Versailles, Rücksprache zu nehmen. Graf Bray und Herr von Pranckh begaben sich gleichzeitig zum König nach Hohenschwangau und kehrten erst heute zurück, so daß ich bis jetzt nur mit dem Minister des Innern, Herrn von Braun, verkehren konnte. Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um das Heimatsrecht bezw. den Unterstützungswohnsitz. Er beharrte darauf, daß die im norddeutschen Gesetze angenommenen Grundsätze den in unserer neuen Sozialgesetzgebung adoptierten so diametral entgegenlaufen, daß eine Vermittlung zwischen beiden nicht möglich sei. Er lehnte es zwar nicht ab, seinerzeit auf eine gemeinsame deutsche Gesetzgebung einzugehen; will hierfür aber reife Erfahrungen über die in beiden Gesetzgebungsgebieten neu eingeführten Einrichtungen abwarten, und es ergibt sich hieraus immerhin eine Frist von mehreren Jahren, während deren auch das Bedürfnis seinen Druck noch ausüben wird. Dies ist die ganze Aehrenlese, welche ich bis jetzt sammeln konnte. Dennoch wollte ich nicht länger zögern, Mitteilung zu machen, da ja die Entscheidung in Berlin in den nächsten Tagen fallen muß und die inzwischen erledigte Kaiserfrage dies wohl nur beschleunigen wird.

Was die Stellung der Parteien hier im Lande betrifft, so steht bereits fest, daß die liberale Partei kompakt für die Verträge eintreten und kaum auch nur den Versuch der Amendierung machen wird. Die ultramontanen Blätter poltern mehr oder minder gegen dieselben. Dennoch lauten alle meine Notizen aus dem Kreise der ultramontanen Abgeordneten, daß die größere gemäßigtere Hälfte derselben zustimmen werde. Damit ist die Zweidrittelmehrheit gesichert. Ebenso traf ich aber auf Uebereinstimmung mit meiner von Anfang an geäußerten Ansicht, daß eine Verwerfung der Verträge in Berlin oder eine wesentliche Amendierung derselben die in der ultramontanen Partei begonnene Spaltung heilen und derselben die Herrschaft auf Jahre hinaus sichern werde. Ich kann deshalb meine Bitte nur wiederholen, mit Aenderungen vorsichtig zu sein, wenigstens insolange nicht im voraus die Zustimmung aller Regierungen gesichert ist. Daß die liberale Partei in Bayern in Kürze wieder die Mehrheit hat, wenn die Einigung jetzt erfolgt, ist meine feste Ueberzeugung; hiermit dürfte aber für eine Verbesserung des Verfassungszustandes mehr genützt sein als durch den immerhin problematischen Versuch, im Augenblick die Verträge zu ändern.

*

von Schauß an Bennigsen.

München, 15. Dezember 1870.

Den versprochenen Bericht habe ich Ihnen bis heute nicht erstattet, weil ich wünschte, Ihnen bestimmte Anhaltspunkte für die Chancen des Vertrages zu geben, welche ich bis heute nicht hatte. Wohl schwirrte die Sage durch die Luft, daß unsere ländlichen Abgeordneten gegen die Annahme des Vertrages geistlicherseits trefflich präokkupiert seien — allein praktische Beweise hatten wir hierfür nicht. Die eben im Werk befindliche Wahl eines Ausschusses zur Prüfung des Vertrages ist der erste bestimmte Wegweiser der nächsten Zukunft und leider ein sehr betrübender. Der Klub der Patrioten hat eine Liste durchgesetzt, auf welcher sich alle Ultras ihrer Richtung und nur drei Mitglieder der nationalen Parteien — nämlich M. Barth, Crämer und Louis — befinden. Daß der Klub die Namen Jörg, Greil, Ruland (!), G. F. Kolb, A. Schmidt, Eug. Weiß, Xaver von Hafenbrädel, Kurz, Huttler, Krätzer, Schüttinger und Hauk wählte — also mit Ausnahme des noch unsichern Huttler („Augsburger Postzeitung") ganz bestimmte Ablehner wählte, ist eine so entschiedene Demonstration, daß ich die Zweidrittelmajorität für den Vertrag, also den Gewinn von 33 Stimmen aus dem schwarzen Jenseits für höchst unwahrscheinlich halte. Schon die Komödie Kolb, welcher seit gestern lächelnden Angesichts auf seinem Platze sitzt, den er leider unter uns gewählt hat, ließ auf ein festeres Zusammenhalten der Schwarzen schließen als erwartet war. Herr von Lutz ist zwar noch immer seiner Sache und seiner Zweidrittelmajorität sicher — allein worauf sich seine Hoffnungen gründen, ist mir — und fast scheint es so — auch ihm unbekannt.

Um vollständig zu berichten, nenne ich Ihnen auch die unserseits für den Ausschuß bestimmten Namen, von denen, wie schon bemerkt, nur Barth, Crämer

und Louis durchgebracht werden. Außer diesen stehen auf unserer Liste Jordan, Völk, Fischer, Stauffenberg, Karl Schmidt, Hocheder, Marquardsen, Schauß, Stenglein, Edel, von Hörmann, Professor Gernstner, Frankenburger. Was nun? Zunächst eine höchst unerquickliche Kammerdebatte, in welcher Jörg seinen ganzen Vorrat Dupanloup-Eötvösscher Informationen loslassen wird, zur Bewunderung seiner Anbeter und zur Freude seiner Leiter — in Regensburg. Wir werden uns wohl in der Defensive halten und auf die Abwehr der Angriffe der Gegner beschränken müssen. Das Angreifen können wir nach meiner allgemein geteilten Meinung nicht übernehmen, wenn auch in der Diskussion einige Unzufriedenheit hervortreten kann. Auf Amendierungen im nationalen Sinne können wir uns nicht verwerfen, ohne uns dem Vorwurfe auszusetzen, höchst unpraktische Politik zu treiben. In dieser Frage sind nicht viele unter uns mit Lasker einverstanden. Möglich ist allerdings, daß der eben zu gebärende Ausschuß auf das Gebiet der Modifikationen — allerdings im andern Sinne, als in Berlin geschehen — geraten wird, und dann, wenn das Modifizieren einmal begonnen, kann vielleicht auch die nationale Partei einen Versuch wagen. Ich verspreche mir davon gar nichts und bin heute noch der Meinung, daß wir unsre Kraft in der Opposition gegen die Patrioten konzentriert halten sollten.

Wenn der Vertrag abgelehnt sein wird, erfolgt ohne allen Zweifel die Auflösung der Kammer. Was aber, wenn auch eine neue Kammer die Zweidrittelstimmen nicht zusammenbringt? Man soll sich zwar in der Politik nicht mit Eventualitäten beschäftigen, deren Eintritt unsicher ist. Allein in diesem Falle ist eine Ausnahme gestattet, weil unsre Haltung als deutsche Partei eine viel entschiedenere sein kann, wenn wir wissen, daß auch nach dem Fall des Vertrages in der Kammer König und Ministerium sich doch entschließen, das Wohl des Landes und die Lösung der deutschen Frage nicht von der Laune einiger Fanatiker wie Kolb und ausgesprochener Jesuiten abhängig zu machen. Wir stehen dann vor dem Verfassungskonflikt und einer inkonstitutionellen Regierung! Wer wollte diesen Zustand wünschen — von der liberalen Seite gewiß keiner —, allein ich für meine Person gestehe, daß ich mich in eine Opposition gegen solchen Antikonstitutionalismus nicht drängen lassen könnte. Sie sehen, die Auspizien sind schlecht, wenn man seine Hoffnungen auf die Suspendierung der Verfassung setzen muß.

Hierbei beunruhigt die Tatsache um so mehr, daß unser Landesherr nicht weniger als freudigen Herzens dem Vertrage zustimmte. Es könnte also gar wohl der Fall eintreten, daß man sich hinter seiner konstitutionellen Gesinnung versteckt und dadurch eine ganz behagliche Stellung schafft. Die Männer, die sich zu solcher Politik herbeiließen, fehlen nicht — wie sich überhaupt zu jeder Politik Minister finden. — Laskers Worte haben, soweit sie der durch die „süddeutschen Freunde" bezogenen Information über den Ministeregoismus galten, hier nicht angenehm berührt — es gibt auch in diesen Dingen eine gewisse Diskretion! ...

Aus den Briefen Bennigsens an seine Frau.

Berlin, 30. November 1870.

Wir haben hier zwar wenig Sitzungen bis jetzt gehabt, aber doch viel zu tun durch Beratungen unter uns, mit anderen Parteien und namentlich mit einigen uns befreundeten bayrischen Abgeordneten. Der Inhalt des bayrischen Vertrages hat bei diesen selbst und mehr noch hier in allen Parteien das äußerste Erstaunen erregt. Selbst der zahme Bundesrat ist so erbittert, daß Delbrück ihm zur Beruhigung drei Tage Zeit gelassen hat. Morgen wird diese gehorsame Körperschaft den bayrischen Vertrag aber einstimmig mit allen Einzelheiten unverändert hinunterwürgen. Ob sich dafür im Reichstag eine Mehrheit finden wird, ist sehr zweifelhaft. Die Beratungen beginnen am Sonnabend. — Im besten Falle werden wir vor Ende nächster Woche nicht nach Hause reisen können. Es ist ein wahres Unglück, daß der Reichstag nicht nach Versailles berufen ist. Hier wird man auf eine Aenderung des Vertrages ohne Bismarcks und des bayrischen Ministers Anwesenheit sich nur geringe Hoffnung machen können und in der dritten Beratung desselben sich vor der Frage einfacher Annahme oder Ablehnung befinden. Wird der Vertrag verworfen, so bleibt der Anschluß von Südhessen, Baden und Württemberg aber doch gesichert, da gegen die Annahme der mit diesen Staaten abgeschlossenen Verträge prinzipielle Bedenken nicht vorhanden sind.

Mir geht es hier sehr gut, mit Essen und Trinken wird man allerdings einigermaßen belästigt. Einen Mittag war ich zum Diner bei der Königin, wo ich das Vergnügen der Nachbarschaft einer sehr hübschen, liebenswürdigen und gescheiten Hofdame der Königin, Komtesse Schimmelmann aus Holstein, hatte. Vorgestern machte ich ein großes Diner bei Miquels mit, wiederum mit sehr großem Luxus ausgestattet, so recht nach Art der heutigen Hautefinance. Mein Nachbar, der bekannte Bankier Bleichröder, Leibbankier von Bismarck seit zwanzig Jahren und mit diesem sehr vertraut, wußte mir eine Menge recht interessanter, zum Teil höchst vertraulicher Dinge über Bismarck und Politik zu erzählen. Eine mir gegenübersitzende gescheite Dame, Fräulein N. N. — ich habe den Namen vergessen — aus Schlesien, wurde bei Tisch ohnmächtig, erschien aber nach einer halben Stunde wieder. Diese Dame ist dadurch merkwürdig, daß ihr die Eigenschaft des zweiten Gesichts verliehen ist, eine sehr unglückliche Gabe Gottes. Hoffentlich hat sie mir über Tisch meinen baldigen Tod nicht angesehen. Wenigstens hat sie mir davon nach Tisch nichts erzählt, als sie mir zwei Geschichten von einem Totengesicht und einer anderen Ahnung mitteilte, welche ihr selbst passiert waren. Das Vertrauen der Dame habe ich anscheinend dadurch gewonnen, daß Miquel ihr und einigen anderen Damen vorher spottend erzählt hatte, ich glaube an das Vorhandensein der Gabe des zweiten Gesichts.

Ich benutzte eine halbe Stunde, welche mir nach der Sitzung bis zum Diner beim Minister Delbrück blieb; eigentlich ist es eine politische Konferenz unter der Form eines Mittagessens, welche ganz interessant werden kann, da an ihr im

engen Kreiſe nur zwei Altkonſervative, zwei Freikonſervative ſowie Forckenbeck, Lasker und ich teilnehmen.

*

Berlin, 7. Dezember 1870.

Leider kann ich Dir wegen meiner Rückkehr nur ſchlechten Troſt geben. Der Reichstag wird bis zum Dienstag etwa dauern. Unmittelbar an den Reichstag, und zwar wahrſcheinlich ſogar ſchon am Montag, wird ſich der Landtag anſchließen, deſſen Geſchäfte freilich auf das äußerſte beſchleunigt werden ſollen, ſo daß wir bis Weihnachten für dieſen Winter mit den Landtagsgeſchäften ganz fertig werden. Der bayriſche Vertrag wird ſchließlich im Hauſe mit ſehr großer Mehrheit gegen etwa dreißig bis vierzig Stimmen angenommen werden. Die Notwendigkeit bei den Friedensverhandlungen gegenüber den eiferſüchtigen neutralen Mächten als eine verfaſſungsmäßige geeinigte deutſche Macht dazuſtehen, wird über alle Bedenken weghelfen; was etwa noch übrigbleiben ſollte, tritt zurück gegen die Proklamierung des hohenzollernſchen evangeliſchen deutſchen Kaiſertums, wofür gerade der König von Bayern die Initiative ergriffen hat, in der Vorausſetzung des Zuſtandekommens des bayriſchen Anſchluſſes an den Nordbund.

In den nächſten Tagen werden wir wahrſcheinlich eine offizielle Mitteilung darüber erhalten, daß die ſämtlichen deutſchen Fürſten dem König Wilhelm die wohlverdiente Kaiſerkrone angetragen haben und daß der Reichstag dem zuſtimmen möge. Präſident Simſon kann dann noch einmal eine Kaiſerdeputation des deutſchen Parlaments anführen, diesmal nach Verſailles hin mit beſſerem Erfolg als 1849 von Frankfurt ab nach Berlin zu Friedrich Wilhelm IV. Sehr gern würde ich natürlich dieſer Deputation mit angehören, worüber aber, abgeſehen von Simſon, lediglich das Los unter allen Reichstagsmitgliedern entſcheidet.

Der Wert des Unterſeebootes als Seekriegsmittel

Von

Vizeadmiral z. D. Paſchen

Der Laie, der aus der Preſſe und ihrer meiſt laienhaften Berichterſtattung in maritimer Hinſicht ſeine Anſichten in marinemilitäriſchen Fragen ſchöpft, wird vor der ſkeptiſchen Zurückhaltung unſrer Marineverwaltung gegenüber dem neueſten Sorgenkind der Kriegsflotten, dem Unterſeeboot, wie vor einem Rätſel ſtehen. Im beſten Falle vor einem Rätſel, denn meiſt wird er das Rätſel in ſeiner Weiſe zu löſen ſuchen, indem er der Marine Schwerfälligkeit und ſorgloſe Gleichgültigkeit vorwirft! Sind doch namentlich die meiſten Tagesblätter in dieſem Punkte längſt einig, ſeitdem erſt das Schlagwort von den „ſchwimmenden Särgen“

Eingang gefunden hat und es zum guten Ton gehört, in seinem Urteil den leitenden Stellen weit voraus zu sein.

Aehnlich liegt es mit der Unterseebootsfrage. England und Frankreich bauen jährlich eine Anzahl Boote, so wie wir etwa Torpedoboote. Sie scheinen bereits auf einem als richtig erkannten Wege fortschreitend eine brauchbare Waffe weiter auszugestalten. Amerika scheint durch die Zahl seiner Neubauten andeuten zu wollen, daß es das erste Versuchsstadium überwunden hat. Italien gibt von Zeit zu Zeit durch die Presse kund, daß seiner Flotte eine scharfe und brauchbare Waffe hinzugefügt ist, indem von erfolgreichen Tagangriffen auf ein mehrere Meilen von der Küste zu Anker liegendes Geschwader berichtet wird, wobei die Boote erst nach Abgabe des Schusses gesichtet wurden. Und das in Gegenwart des Königs! Drängt sich da nicht von selbst das Urteil auf, daß alle andern Nationen mit Eifer und Erfolg gearbeitet haben, um die neue Waffe kriegsbrauchbar zu machen, einen Stamm ausgebildeten Personals und ein achtbares Material bereitgestellt haben, während wir „aufmerksam die Vorgänge in andern Marinen verfolgten"?

Diese Frage nach Möglichkeit allgemeinverständlich zu beleuchten, soll der Zweck nachstehender Zeilen sein, auf der andern Seite mögen sie dazu dienen, festzustellen, daß kaum mit der Einstellung entsprechender Etatsforderungen gezögert werden wird gegenüber einer wirklich vorliegenden Notwendigkeit und der Ueberzeugung von einer wesentlichen Förderung unsrer Wehrkraft.

Zunächst möge eine allgemeine Uebersicht über das Unterseebootsmaterial der in dieser Hinsicht hervorragenden Marinen eine allgemeine Orientierung geben.

Tabelle I.

Typ	Deplacement Tonnen	Geschwindigkeit ↑	Geschwindigkeit ↓	Torpedoarmierung T.-R.	Bemerkungen
Frankreich fertig 40 Boote, darunter					
Morse (3)	146	12	8,5	1	Unterseeboote
Lutin (4)	200	12	8	4	
Najade (20)	68	8	6	2	
Triton (4)	116	12	8	4	Tauchboote
Aigrette (2)	175	9	6	4	
Im Bau 49 Boote, darunter					
Emeraude (6)	390	12	?	6	Unterseeboote
Guêpe (2)	45	?	?	2	
Circé	351	12	?	7	Tauchboote, darunter 3 „croiseurs submersibles"
Q 51—69	398	12	?	?	
Q 70—89	300—500	?	?	?	

Typ	Deplacement Tonnen	Geschwindigkeit ↑	Geschwindigkeit ↓	Torpedoarmierung T.-R.	Bemerkungen
England fertig 26 Boote					
1—5	124	9	7,5	1	Holland Typ Unterseeboote
A 1—12	207	12—13	9	2	
B 1—9	319	13—15	10	2	
Im Bau 26 Boote					
A 13 verbessertes Versuchsboot	207	?	?	2	
B 10—11	319	15	10	2	Unterseeboote
C 1—11	319	?	?	?	
D 1—12	500	?	?	?	Tauchboote
Italien fertig 6 Boote					
Delfino (1)	111	7	6	1	Unterseeboote
Glauco (5)	107	14?	8	?	Tauchboote
7 Boote projektiert					
Vereinigte Staaten					
Holland (1)	74	8,2	6	1	Unterseeboote
Plunger Cl (7)	120	8,5	7	1	
Octopus (1)	273	?	?	?	
Cuttlefish (3)	179	?	?	?	
2 Boote projektiert.					

Weiter wird von großem Nutzen sein für das Verständnis der späteren Ausführungen die folgende Zusammenstellung über die Größenverhältnisse der Boote, die, nach Baujahren geordnet, ein gutes Bild von dem Anwachsen des Deplacements gewährt.

Tabelle II.

	1900—1902	1903	1904	1905	1906
Frankreich	68—200	68—200	68—202	68—301	45—480
England	124	207	319	319	500
Vereinigte Staaten	120	120	120	170—273	273—500

Seinem Wesen nach ist das unterseeische Fahrzeug dazu bestimmt, feindliche große Fahrzeuge mit Torpedos anzugreifen, jedoch im Gegensatz zum Torpedoboot nicht unter dem Schutz der Nacht und seiner hohen Geschwindigkeit, sondern untergetaucht, also dem Gegner überhaupt unsichtbar. Man unterscheidet zwei Typen, das Tauchboot und das reine Unterseeboot. Beide ragen in gewöhnlichem Zustande mit einem Teil des Rumpfes aus dem Wasser und werden

durch Füllung einzelner Abteilungen (Ballasttanks) mit Wasser sowie durch mechanische Mittel zum Untertauchen gebracht. Hierbei wird aber das Tauchboot so weit belastet, daß es keinen Auftrieb mehr besitzt, während das Unterseeboot nur so viel Wasserballast erhält, daß es durch Gebrauch von Horizontalrudern nach unten gesteuert werden kann. Naturgemäß steuert ein Fahrzeug um so leichter, je höher seine Geschwindigkeit ist. Das Unterseeboot taucht also am besten bei höchster Fahrt, das Tauchboot am sichersten bei geringer Fahrt.

Das Unterseeboot bewegt sich mit leichter Neigung nach vorn durch das Wasser, um der Wirkung des Auftriebs entgegenzuarbeiten. Es ist deshalb in bezug auf Geschwindigkeit schlechter gestellt als das Tauchboot, das genau in seiner Längsrichtung durch das Wasser gleitet. Um diesen Fehler auszugleichen, ist der Auftrieb der neuesten englischen Unterseeboote bereits auf ein Tausendstel des Deplacements herabgesetzt gegen ein Zwanzigstel bei den ersten „Holland"-booten. Die Ballasttanks sind beim Unterseeboot innerhalb der eigentlichen Bootshülle angebracht, müssen also mit ihren Wänden dem gleichen Druck angepaßt sein, auf den die äußere Hülle berechnet ist. Das Tauchboot führt seine Tanks außerhalb der Hülle. Ihre Wände haben beim Tauchen keinen Druck auszuhalten, weil ihr Inhalt mit dem äußeren Wasser kommuniziert. Sie brauchen nur dem an der Oberfläche herrschenden Druck zu widerstehen und sind deshalb leichter. Der Gewichtsunterschied ist so bedeutend, daß man dem Tauchboot etwa die doppelte Raummenge von Tanks geben kann, so daß es bei leeren Tanks auch die doppelte Austauchung hat wie das Unterseeboot. Hierdurch bessert sich die Seefähigkeit, während es der Geschwindigkeit zugute kommt, daß man die Zellen in einer Form anordnen kann, die dem sphäroidischen Bootskörper bessere Linien für die Fahrt an der Oberfläche verleihen. Ein Nachteil des Tauchbootes ist dagegen die lange Zeit, die das Untertauchen in Anspruch nimmt. Es benötigt hierzu mit bestenfalls drei Minuten die doppelte Zeit wie das Unterseeboot.

Die Entwicklung beider Typen hat sich teils nebeneinander, teils in der Weise vollzogen, daß man, vom Unterseeboot ausgehend, sich schrittweise dem Tauchboot näherte.

Eine tatsächliche Ueberlegenheit hat bisher keiner von beiden Typen erreicht. Wenn man neuerdings dem Tauchboot den Vorzug gibt, anscheinend sogar das Unterseeboot ganz fallen läßt, so hat dies seinen Grund in folgenden Ueberlegungen:

1. Das größere Fahrzeug ist dem kleineren stets überlegen.

2. Die bisher praktisch nicht ins Gewicht fallende Ueberlegenheit des Tauchbootes in bezug auf Seetüchtigkeit wird bei genügender Deplacementssteigerung zu einem ausschlaggebenden Vorteil werden, da beim Unterseeboot eine wesentliche Verbesserung der Seeeigenschaften überhaupt ausgeschlossen erscheint. Man hat erkannt, daß nur das große Tauchboot entwicklungsfähig ist, während das Unterseeboot an die bisher inferiore Verwendbarkeit beider Typen gebunden erscheint.

Anfänglich litten alle Boote an Schwächen primitivster Natur. Das Tauchen

machte Schwierigkeiten, und ebenſo war die horizontale Schwimmlage unter Waſſer bedenklichen Störungen unterworfen. Dieſe Uebelſtände wurden am ſchnellſten überwunden: heutzutage iſt es bei jedem Unterſeeboot eine bloße Frage ſachgemäßer Bedienung, daß ſich das Boot in jeder Hinſicht in der Hand des Führers befindet. Größere Schwierigkeiten bereitete die Antriebsfrage. Eine Verwendung von Verbrennungsmotoren unter Waſſer wäre wegen des hohen Sauerſtoffverbrauchs nur in beſchränktem Maße möglich, ebenſo wie ein Anſammeln der Verbrennungsgaſe nur für kurze Zeit denkbar iſt. Man iſt daher für die Fahrt unter Waſſer auf Elektromotoren angewieſen, deren Speiſung aus Akkumulatoren erfolgt. Ueber Waſſer kann dieſe Bewegungsart nicht zur Verwendung kommen, da ihr hohes Gewicht nur einen geringen Aktionsradius ermöglicht und zudem eine umſtändliche Kraftzeugung an beſtimmten Baſisplätzen erfordert. Man iſt alſo gezwungen, zwei getrennte Motoren zu verwenden:

1. Ein Verbrennungsmotor für Kraftergänzung der elektriſchen Anlage und Fortbewegung an der Oberfläche, wo Luftzufuhr und Ventilation möglich ſind.
2. Eine elektriſche Anlage für die Fahrt unter Waſſer.

Hieraus entſtehen große Gefahren für die Betriebsſicherheit. Die oft verſehentlich eintretenden Anſammlungen exploſionsgefährlicher Gaſe bilden eine ernſte Gefahr bei Inbetriebnahme der elektriſchen Anlage, abgeſehen von den ſchädlichen Einflüſſen auf den Geſundheitszuſtand der Mannſchaft. Man iſt dieſer Schwierigkeiten zwar im Prinzip Herr geworden, jedoch beweiſen die immer wiederkehrenden Nachrichten von ſchweren Exploſionen oder andern Unfällen, daß bei einer ſo diffizilen Anlage kleinſte Unachtſamkeiten von verhängnisvollen Folgen ſein können.

Die bisher genannten Umſtände würden allein nicht genügen, um den Wert des Fahrzeuges an ſich zu beeinträchtigen. Wenn der Ernſtfall jedem zweiten Torpedoboot einen Erfolg verſpräche, ſo würde keine noch ſo mächtige Flotte die See halten können gegenüber dieſen unheimlichen Geſellen. Man rechnet bei Torpedobootsangriffen wohl mit dem Verluſt der Hälfte der angreifenden Boote. Gelänge es ihnen, dabei aber eine gleiche Zahl feindlicher Schiffe zu vernichten, ſo würde eine Kriegführung mit Panzerſchiffen ein fruchtloſes Ding ſein. Und wie gering iſt doch die Zahl der Unterſeebootsunfälle im Vergleich mit den Hunderten von Fahrten, die jährlich von den Booten aller Marinen vorgenommen werden.

Die eigentlichen Mängel liegen auf anderm Gebiet. Die geringe Geſchwindigkeit — 12 bis 14 Seemeilen über Waſſer, 8 bis 10 Seemeilen unter Waſſer — macht eine Verwendung in der offenen Seeſchlacht unmöglich. Da taktiſche Rückſichten beim Linienſchiff von vornherein die volle Ausnutzung der Geſchwindigkeit vorausſetzen, würde das langſame und, wie man ſagen darf, faſt blinde Boot eher die eignen Schiffe hindern, als den Gegner gefährden können. Als Hyänen des Schlachtfeldes könnten ſie auftreten. Aber einerſeits pflegen Seeſchlachten ſich nicht ſo nahe der eignen Baſis abzuſpielen, daß die Boote der

Flotte folgen könnten, und anderseits sind der Hyänen schon genug in Kreuzern und Torpedobooten, die für diese Aufgaben zum mindesten ebensogut befähigt sind.

Eine Hauptsorge bildet das Sehen unter Wasser. Man bedient sich hierfür des Periskops, eines Apparates, der das Uebersehen eines Teils des Horizontes vom untergetauchten Boot aus ermöglicht: durch ein Rohr, dessen oberes Ende aus dem Wasser herausragt, wird ein oben in Spiegeln oder Prismen aufgefangenes Bild nach unten geleitet. Auf einer vor dem Führerstand angebrachten Platte erscheint ein Spiegelbild, dessen trübe Umrisse der einzige Anhalt für die Führung des Bootes sind. Irgendein Maßstab für die wirkliche Größe der gesehenen Gegenstände existiert nicht, und ein Schätzen der Entfernung, wie es an der Oberfläche durch das stereoskopische Sehen mit beiden Augen instinktiv geschieht, fehlt hier völlig. Auch die relative Größe des dem Auge bekannten Bildes gibt erst eine Möglichkeit der Schätzung, wenn die im Spiegelbild erfolgende Verkleinerung dem Führer in das Gefühl übergegangen ist, erfordert also Veranlagung und Erfahrung.

Wenn man sich ferner vergegenwärtigt, wie sehr eine Fensterscheibe durch Regen an Durchsichtigkeit verliert und wie das durch sie gesehene Bild in Kleinigkeiten verzerrt wird, kann man weiterhin folgern, wie die Resultate leiden, wenn durch Spritzwasser die Gläser des Periskops beschlagen sind. Und mit diesem Rüstzeug soll ein Angriff durchgeführt werden, der an Schwierigkeit den Torpedobootsangriff an der Oberfläche übertrifft! Die genaue Schätzung der vorhandenen Verhältnisse, Fahrt, Kursrichtung und Entfernung des Gegners, auf die der Torpedobootskommandant seinen Angriff aufbaut, soll durch das Spiegelbild des Periskops ersetzt werden. Und dabei gibt das Torpedoboot durch seine Geschwindigkeit und Beweglichkeit noch in hohem Maße die Möglichkeit, den falsch angesetzten Angriff zu korrigieren, während beim Unterseeboot ein nennenswerter Schätzungsfehler fast stets die Angriffschancen zunichte machen wird. Gerade in bezug auf das Periskop scheinen wir aber noch nicht am Ende der technischen Möglichkeiten zu stehen. Es sind hier ganz bestimmte Wege der Entwicklung ins Auge gefaßt, von deren Erörterung hier zwar wegen ihres diskreten Charakters abgesehen werden muß, die aber bedeutende Fortschritte möglich erscheinen lassen.

Der unterseeische Angriff ist, abgesehen von Zufälligkeiten, davon abhängig, daß das Boot genügend nahe an der feindlichen Kurslinie steht, um gleichzeitig mit dem Gegner einen Punkt dieser Kurslinie erreichen zu können. Demnach ist der Angriff nur möglich, wenn der Gegner eine bestimmte Kursrichtung beibehält und anderseits das Boot je nach dem Geschwindigkeitsunterschied beider in einem mehr oder weniger spitzen Winkel vor dem Gegner steht. Ein geringes Verschätzen der feindlichen Geschwindigkeit oder Kursrichtung wird beträchtliche Fehler im Gefolge haben, so daß das Boot auch dann noch in eine zum Torpedoschuß ungünstige Lage kommen kann. Eine hohe Geschwindigkeit des Bootes wird es sehr erleichtern, derartige Fehler wieder auszugleichen, wie sie

ja auch an sich schon die Angriffsaussichten unverhältnismäßig erweitert. Geschwindigkeit und wieder Geschwindigkeit, namentlich unter Wasser, lautet die elementare Forderung, und Deplacementssteigerung ist die einzige Antwort, die man vorläufig zu geben vermag. Denn das größere Fahrzeug gestattet nicht nur die Verwendung relativ stärkerer Maschinen, sondern ist auch dankbarer dafür als das kleinere, da der Wasserwiderstand nicht proportional der Größe zunimmt.

Eine weitere Erschwerung des Angriffs bietet das Untertauchen. Da das Boot aus den obengeschilderten Gründen gezwungen ist, im allgemeinen ausgetaucht zu fahren, so kann ein Untertauchen natürlich erst erfolgen, wenn der Gegner erkannt ist. Die Tauchzeit beträgt bei Tauchbooten bestenfalls 3 Minuten, beim Unterseeboot ist sie günstigenfalls auf 1—2 Minuten herabzubringen. Schnellen Fahrzeugen, wie sie in der Marschsicherung fahrender Linienschiffsverbände verwendet werden, insbesondere Torpedobooten gegenüber, ist dies eine Schwäche von einschneidender Bedeutung. Nicht nur wird das Boot durch jedes in Sicht kommende Fahrzeug gezwungen, unterzutauchen und verhindert, zu seiner Orientierung über die Stellung des eigentlichen Gegners längere Zeit sein Periskop über Wasser zu zeigen, sondern es ist vor allem in Gefahr, während des Tauchens entdeckt zu werden. Das bedeutet in dürren Worten das Scheitern des geplanten Angriffs, wenn nicht die Zerstörung des Bootes. Wenn der Gegner auch nur selten auf wirksame Feuerentfernung herankommen kann, so verbleiben doch noch Mittel, um den Weg des Bootes unter Wasser verfolgen zu können. Solange das Boot einen Ueberblick über die Vorgänge an der Oberfläche behalten will, ist es gezwungen, die Enden seiner Periskope über Wasser zu zeigen, und zwar um so höher, je bewegter die See ist, um ein Naßwerden der Gläser zu verhindern. Bei ruhigem Wetter aber sind die Periskope besser zu erkennen, und aufsteigende Blasen sowie die Bewegung der Wasseroberfläche über dem fahrenden Boot treten deutlicher in die Erscheinung.

Das Boot kann durch Rammen, Torpedoschuß, Abreißen der Periskope und selbst durch Artilleriefeuer zerstört werden, da sich die Druckwirkung hochexplosiver Geschosse im Wasser noch auf mehrere Meter genügend stark fortpflanzt, um ein Leckwerden des Bootes hervorzurufen. Aber selbst dann, wenn die Zerstörung des Bootes nicht gelingt oder sein Standort unter Wasser verborgen bleibt, genügt ein kurzes Signal, um die Linienschiffe aufzuklären, von wo eine Unterseebootsgefahr droht: eine einfache Kurs- oder Fahrtänderung beseitigt dann jede Möglichkeit eines Angriffs.

Welche Kriegslagen erlauben nun überhaupt eine Verwendung von Unterseebooten? Wann kann der Fall eintreten, daß sich Geschwader in Gewässer begeben, die den Booten nach ihrem Aktionsradius zugänglich sind? In Verbindung mit der Antwort auf diese Frage soll erörtert werden, woher die vielen Nachrichten über erfolgreiche unterseeische Angriffe stammen und wie sie zu bewerten sind.

Nach allem, was bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, sind Fahrten

von vierundzwanzigstündiger Dauer das Höchste gewesen, was erreicht worden ist. Diese Grenzen werden nicht so sehr vom Aktionsradius wie von der Leistungsfähigkeit des Personals gezogen. Der Aufenthalt in verdorbener Luft bei anstrengender und aufregender Tätigkeit greifen Körper und Geist in gleicher Weise an. Trotz der großen Nervenerregung tritt auf die Dauer eine Erschlaffung ein, die sich in Abstumpfung und Gleichgültigkeit äußert und eine sichere Handhabung des Bootes unmöglich macht.

Auch hierin soll die Deplacementssteigerung Wandel schaffen, denn sie gestattet nicht allein die Schaffung besserer Lebensverhältnisse, sondern ermöglicht vor allem eine genügende Besatzungsstärke, so daß ein regelrechter Wachdienst eingerichtet werden kann.

Ferner kann der Sauerstoffverbrauch des Motors auf eine, sagen wir, mehr als dreistündige Dauer nur durch Ventilation bewältigt werden, und dieser Zwang der Luftergänzung zeigt, wie sehr der Aktionsradius des Bootes abhängig ist vom Wetter einerseits, Seetüchtigkeit und Deplacement anderseits.

Bei dieser Fahrzeit von vierundzwanzig Stunden ist zu bedenken, daß nachts weder ein Auslaufen aus Häfen noch ein Angriff unter normalen Verhältnissen durchführbar ist, wenigstens nicht in untergetauchtem Zustande. Die Verhältnisse, die ein Boot von einem blockierten Hafen aus vorfindet, sind nun etwa die folgenden: der Blockierende hält einen oder mehrere Gürtel leichter Streitkräfte dicht am Feinde, außerhalb des Bereichs von Minen und Küstenwerken, aber nahe genug, um jedes Ausbrechen des Gegners bemerken zu können. Andre leichte Fahrzeuge sichern die Signalverbindung mit dem eignen Gros, während einzelne Gruppen kampfkräftiger Schiffe — meist Panzerkreuzer — der Sicherungslinie die nötige Widerstandskraft geben.

Das Gros der feindlichen Streitkräfte bleibt mit stets wechselndem Aufenthaltsort nachts so weit von der Küste entfernt, daß es vor Torpedobootsangriffen aus dem blockierten Hafen sicher ist. Bei Tage wird eine etwas nähere Stellung eingenommen, jedoch immer noch weit genug, um dem langsamen Unterseeboot im Laufe der zwölf Tagesstunden unerreichbar zu bleiben. Der ganze Einfluß des Unterseebootes auf die Blockade ist bisher der gewesen, daß man die Ansichten über die Tagstellung des Gros etwas geändert hat, nachdem dieser Umschwung aber schon durch die höhere Einschätzung der Torpedo- und Minengefahr vorbereitet war: die sogenannte close-looking blocade, die zu Nelsons Zeiten den Erfolg sicherte und von den Amerikanern noch vor St. Jago de Cuba angewendet wurde, hat einer andern Methode Platz gemacht. Die Japaner haben eine in jeder Hinsicht effektive Blockade Port Arthurs ausgeübt, indem sie ihre Linienschiffe in einer Entfernung von 120 Seemeilen hielten. Der Hin- und Rückweg von 240 Seemeilen entspricht der Tagesleistung eines ausgetauchten Bootes, setzt aber nächtliches Aus- und Einlaufen aus dem Hafen voraus. Dies ist zunächst eine schwierige Aufgabe, angesichts der feindlichen Sicherungsgürtel fast unmöglich, aber doch denkbar, wenn es gelingt, einen Teil dieser Vorposten durch einen Angriff eigner Schiffe abzulenken. Dann aber soll auf

riesigem Gebiet der Aufenthalt des feindlichen Gros gefunden werden, noch dazu ohne Zeitverlust. Rechnet man hinzu, daß der Torpedotreffer, der nach so viel Schwierigkeiten und vergeblichen Versuchen oder Verlusten endlich doch einmal erzielt werden kann, lange nicht die entscheidende Wirkung hat, die man ihm gewöhnlich zutraut, so wird man zugeben müssen, daß unter den jetzigen Bedingungen der Einsatz den Erfolg nicht aufwiegen wird. Ein Unterseeboot, das im Blockadekriege eine wirkliche Hilfe sein soll, bedarf in noch höherem Maße als das Torpedoboot der Fähigkeit, mehrere Tage in See zu bleiben, ohne in seiner Gefechtsbereitschaft zu leiden.

Andre Kriegslagen, bei denen ein Eingreifen der Boote denkbar ist, sind folgende: Eine marschierende Flotte, die gezwungen ist, ein enges Fahrwasser zu passieren, z. B. den Englischen Kanal oder die Belte. Hier würde ein Angriff wohl aussichtsvoll sein, er bedarf jedoch genauer Kenntnis vom Zeitpunkt des Passierens, soweit dies nicht in Sicht eigner Häfen geschieht. Für die Belte würde diese Kenntnis für uns jedenfalls erforderlich sein, da wir dort keine eignen Häfen haben, während Frankreich mit seiner langen Kanalküste sehr viel günstigere Bedingungen vorfindet. Für uns würde eine Beschießung Helgolands oder der Versuch, an unsrer Küste einen Basisplatz zu erringen, ähnliche Aussichten bieten. Aber das sind sehr vereinzelte Situationen, die nur wenige Tage dauern und nur im Gefühl sicherer Ueberlegenheit herbeigeführt werden würden. Während dieser Zeit würden natürlich alle erdenklichen Sicherungsmaßnahmen getroffen werden: Hermetisches Abschließen der in der Nähe liegenden Häfen durch Minen unter dem Schutz von Aufklärungs- und Linienschiffen; Abwarten ungünstigen Wetters, das den Booten das Manövrieren erschwert und sie sichtbar macht; täglicher Wechsel in den Stunden, während derer zum Beispiel eine Beschießung vorgenommen würde, und ähnliches. Alle diese Maßnahmen brauchen gar nicht erst vom Unterseeboot diktiert zu werden, sondern bilden schon wegen der Torpedoboots- und Minengefahr das A und O aller Blockadeweisheit.

In letzter Linie ist noch das gewaltsame Forcieren befestigter Gewässer zu erwähnen, wie es in einem der harmlosen Erzeugnisse über den „Zukunftskrieg" in bezug auf die Elbmündung so packend geschildert war. Wer auch nur ahnt, welche Schwierigkeiten sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen, welche Opfer es bei geringem Gewinn kosten würde, solange noch einige kampffähige Schiffe und genügende Tatkraft die Verteidigung stützen, der wird sich der Ansicht nicht verschließen können, daß zum mindesten unsre Küstenverhältnisse eine derartige Kriegslage ausschließen. Das Unterseeboot wird hierbei wohl einen unbestreitbaren Wert besitzen, nur steht es dann auch nicht höher als die lokale Torpedobatterie oder allgemein alle Küstenbefestigungen.

Alle die vielen Pressenachrichten über Unterseebootserfolge, namentlich die aus Frankreich stammenden, sagen in ihrer allgemeinen und laienhaften Fassung dem Fachmann nichts andres, als daß das Unterseeboot genügend vervollkommnet ist, um bei sträflicher Sorglosigkeit des Gegners einen Angriff durchführen zu können: Passieren der Hafeneinfahrt von Brest; Ankern in geringer Entfernung

von der feindlichen Basis, ohne sich durch Torpedoschutznetze oder durch Balkensperren mit herabhängenden Netzen und Trossen zu sichern, namentlich in so großer Wassertiefe, daß es dem Boot möglich ist, völlig untergetaucht anzugreifen; Angriffe auf ein Geschwader, das auf bekanntem Kurse dampft, ohne peinliche Bewachung der nächstliegenden Häfen durch leichte Fahrzeuge: das ist der Kern aller dieser Meldungen. Der Zweck solcher Uebungen steht in Wahrheit nicht höher als ein planmäßiges Einüben der Besatzungen und Heranbildung einer zweckmäßigen Angriffstaktik, genau so, wie das Torpedoboot zunächst an einfachen Schulbeispielen für die spätere Ausbildung in kriegsmäßigen Situationen vorbereitet wird. Nur kommt das heutige Unterseeboot über die Schulbeispiele nicht hinaus, einfach weil es andern Lagen noch nicht gewachsen ist.

Die Boote sind nach allen diesen Ausführungen noch keine für den Seekrieg wichtige Waffe. Eine große Besserung wird es durch genügende Deplacementssteigerung erfahren. Aber daneben bedürfen viele technische Einzelheiten noch sehr der Vervollkommnung, und frontreif wird die neue Waffe erst sein, wenn neben der nötigen Seetüchtigkeit im weitesten Sinne eine Steigerung der Fahrtdauer unter Wasser auf vielleicht zwölf Stunden und eine Unterwassergeschwindigkeit von 14 bis 16 Seemeilen erreicht ist und ferner die Versuche zur Verbesserung des Periskops von Erfolg begleitet sein sollten. Es wird dann nicht mehr erforderlich sein, daß der Gegner offenkundige Fehler begeht, sondern das Boot wird einen Faktor darstellen, der unvermeidlich Verluste bringen muß, so wie jetzt das Torpedoboot oder die Mine es tut.

Vorläufig sind wir nicht so weit, aber die geschilderten Bedingungen werden erreicht werden, wie bisher noch jede Seekriegswaffe durch langjähriges Mühen zur Frontwaffe vervollkommnet worden ist. Vorläufig harrt unser die Aufgabe, uns so vorzubereiten, daß wir mit der neuen Waffe vertraut sind, wenn sie einmal kriegsbrauchbar wird. Hierzu gehört außer der Kenntnis von den Fortschritten andrer Marinen eigne Erfahrung.

Unsre Marine beginnt erst jetzt an diese Aufgabe heranzutreten, in der Erkenntnis, daß wir nunmehr wirkliche Fortschritte zu erwarten haben, anderseits aber, weil bisher jedes Kapital besser in vollverwertigen Streitmitteln angelegt war. Möge zielbewußte Arbeit uns auch hier an die Spitze führen, wie wir seinerzeit in der Vervollkommnung der Torpedobootsverwendung vorangegangen sind.

Mögen wir in der planlosen Ideenzersplitterung, die Frankreichs Marinepolitik kennzeichnet, ein warnendes Beispiel sehen und nicht wie dieses Land vergessen, daß die entscheidende Waffe nach wie vor das Linienschiff ist. Es wird stets wichtiger sein, den Kern seiner Streitmacht gegen sekundäre Gefahren zu sichern, als in beschränkt verwendbaren Waffen die alleinige Rettung des Schwächeren zu erblicken.

Franz Liszt in Rom

Aufzeichnungen
von
Nadine Helbig

(Schluß)

Gern und viel verkehrte Liszt im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, besonders seit ihn Robert von Keudell als deutscher Botschafter bezogen hatte. Herr von Keudell war ein äußerst bedeutender Musiker. Er spielte ausgezeichnet Klavier und gründete einen Gesangverein, den er selber dirigierte. Er hegte eine grenzenlose Verehrung für Liszt, und es verging keine Woche, ohne daß wir uns im Palazzo Caffarelli trafen, meistens in kleinem, urgemütlichem Kreise. Eines Abends nach dem Diner zog Kardinal Hohenlohe aus der Tasche seines rotseidenen Talars das Manuskript der ihm vom Meister gewidmeten kleinen „Missa pro organo" und spielte einige Stücke daraus in seiner rührend naiven Weise. Dies versetzte Liszt in besonders gute Laune, und er spielte und improvisierte bis tief in die Nacht hinein.

Zur Feier von Liszts Geburtstag (1881) wurde im prachtvollen Botschaftssaale das erste Konzert des römischen Quintetts, bestehend aus Sgambati, Monachesi, Enrico Masi, Jacobacci und Furino, gegeben. Dazu wurden alle in Rom aufzutreibenden Bilder, Büsten, Medaillons des Meisters unter schönen Gruppen von Palmen und Blumen geschmackvoll angebracht.

Liszts Güte war nur allzu bekannt und wurde gar zu sehr ausgenutzt. So verging kein Jahr, ohne daß ein oder der andre Künstler mit der Bitte anrückte, er möge ihm zum Porträt sitzen. So sehr es ihn auch langweilte, gab er gewöhnlich nach, und ich habe ihn stundenlang in kalten Ateliers gesehen, geduldig wie ein Lamm dasitzend und so dankbar, wenn jemand aus dem Freundeskreise sich einstellte, um ihn zu zerstreuen. Doch verdanken wir dieser Aufopferung seinerseits einige gute Porträts wie die charaktervolle Büste, die der amerikanische Bildhauer Ezekiel in seinem zum Atelier umgestalteten Saale der Thermen des Diokletian modellierte, das Medaillon und die Medaille, letzte Werke des talentvollen, früh verstorbenen Hermann Wittig. Dankbar behalte ich zum Andenken der zwei dahingegangenen Freunde die kleine, reizende Medaille. An seinem Geburtstage gab uns Liszt ein Diner im Restaurant Bédeau und schenkte bei dieser Gelegenheit jedem von uns ein Exemplar. Das Profil des Meisters ist ebenso edel wie ähnlich. Auf der Rückseite sitzt ein beflügelter Genius auf einer mit Saiten bespannten Muschel, in der rechten Hand hält er einen Lorbeerzweig, in der linken eine Palme.

Liszts freundliche Nachsicht habe ich oft an mir selber erfahren. Einmal spielte Sophie Menter in ihrem Konzert im Saale des Palazzo Caffarelli Liszts Phantasie über die Puritaner. Sie spielte sie nach der ersten Ausgabe, die

Liszt, der allzuvielen Bravourpassagen satt, längst um vieles abgekürzt hatte. Sophie spielte wunderschön, das Stück war aber unendlich lang, ich war müde, ich schlief sanft ein! Ein Fortissimo weckte mich auf. Liszt streichelte meine Hand und sagte ganz demütig, sich fast entschuldigend: „Chère amie, cela va finir bientôt!“

Und wie aufrichtig bewunderte er andre Musiker! Ich spielte ihm oft Novitäten vor und erinnere mich an die aufrichtige Freude, die einige ihm unbekannte Stücke machten, unter andern die zwei Walzer von Dräsecke, die große Klaviersonate von Tschaikovsky, mehreres von Kirchner und von Grieg. Einmal lud er uns alle ein, mit ihm in das Konzert eines Irländers zu gehen, der als „Paganini redivivo“ auftrat — sah er doch Paganini frappant ähnlich und trug er das Kostüm jener Zeit. Er gab jeden Abend ein Konzert, meistens in einem kleinen Theater, er stieg aus einer Dampfwolke herauf, spielte, grell beleuchtet, leichenblaß, die zwölf Etuden von Paganini a solo und versank dann wieder, in Dampf gehüllt, unter die Bühne. Liszt war ganz entzückt von seiner fabelhaften Virtuosität, und wie sehr ihm auch dieses scharlatanhafte Gebaren zuwider war, benahm er sich doch liebenswürdig und kollegialisch gegen ihn und war untröstlich, als er bald darauf erfuhr, daß der arme Teufel im größten Elend gestorben sei: „Si je l'avais su, si je l'avais su!“ wiederholte er händeringend in schmerzlicher Aufregung.

Ich erinnere mich nicht mehr, wann Liszt seine Wohnung bei Santa Francesca Romana aufgab. Er zog in eine enge dunkle Wohnung in Via dei Greci 43, in die Nähe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. War sie doch der Magnet, der ihn immer wieder nach Rom zog. Die Zimmer in dem neuen Logis wurden bald zu eng, um die immer zunehmenden Schüler zu fassen. Liszt fing an, sie anderswo zu unterrichten, öfters bei mir, in meinem geräumigen Salon im neuen Institutsgebäude auf dem Kapitol, wo er zwei Klaviere zu seiner Verfügung hatte und, an dem einen sitzend, ohne viel zu reden, seinen Schülern klarmachen konnte, wie dies und jenes gespielt werden sollte. Manchmal behielt er uns in der Sala Dante nach irgendeinem Konzert, besprach das eben Gehörte und ließ uns spielen. Einer solchen Stunde gedenkt wohl noch jeder von uns, der daran teilgenommen hat. Das vorhergegangene Konzert hatte lange gedauert, die Dezembertage waren kurz. Als das Konzertpublikum den Saal geräumt hatte, war es schon dunkel, das Gas war abgesperrt, es blieb nur übrig, einen von uns herunterzuschicken, um ein paar Leuchter und Lichter zu kaufen. Bei dieser spärlichen Beleuchtung im großen unheimlichen, öden Raume, unter den in wüster Unordnung herumstehenden Stühlen wurde nun Stunde gehalten. Ich glaube, es war Bertrand Roth, der die Hammerklaviersonate vortrug. Am Adagio angekommen, winkte der Meister den Spielenden hinweg und setzte sich an seiner Stelle ans Klavier ... „Unerhörtes hört sich nicht“ ... Wir haben es aber gehört. — Als wir wieder so weit waren, daß wir uns gegenseitig ansehen konnten, da sah jeder in den Augen seiner Mitschüler Tränen der tiefsten Rührung. Es entstand eine lange Pause ... Der letzte Satz blieb ungespielt.

Kurze Zeit, nachdem der Kardinal Fürst von Hohenlohe sein Hauptquartier in der, trotz ihres Verfalls, noch immer prachtvollen Villa d'Este in Tivoli aufgeschlagen hatte, folgte Liszt seiner dringenden Einladung und zog auch dahin; denn dort konnte er in vollständiger Stille und Einsamkeit denken, beten und arbeiten. Einigen von uns wurde es aber gestattet, auch dort von Zeit zu Zeit seinen genialen Unterricht zu genießen. Jetzt fährt man in wenig mehr als einer Stunde nach Tivoli im bequemen Eisenbahnwagen. Damals mußte man sehr früh aufstehen, um mit der Diligenza abzufahren, und wurde in einem präadamitischen Wagen mehr als vier Stunden herumgerüttelt; auch war die Campagna durchaus nicht sicher. Trotz alledem reiste ich öfters hin und verlebte dort herrliche Tage.

Der Kardinal bewohnte die Hauptetage, eine Reihe enormer, spärlich möblierter, im Winter eiskalter Prachtgemächer ohne irgendeine Spur von modernem Komfort. Für Liszt hatte er in dem oberen Stockwerke einige Zimmer einrichten lassen. Des Meisters Studierzimmer war in den obersten Absatz der verlassenen Rundtreppe eingebaut worden und gerade groß genug für sein Klavier. Mit vieler Liebe aber wenigem Geschmack hatte der Kardinal selbst die Wandtapete ausgesucht. Ich sehe sie noch: hellblau mit großen dicken Rosen, zur Erinnerung an das Rosenwunder der heiligen Elisabeth. Ich gedenke deren, weil diese Tapete den Anlaß zu einem interessanten Gespräche mit Liszt gab. Ich interpellierte den Meister, ob die Landgräfin eigentlich ganz ehrlich gehandelt hätte, als sie auf die Frage ihres Gemahls, was sie im Schoße trüge, antwortete: „Rosen". Da sagte Liszt, nach seiner Meinung hätte die Heilige bereits die Intuition des eben eingetretenen Wunders gehabt, durch das die Speisen in Rosen verwandelt worden waren!

Bei meinem ersten Besuche klagte Liszt, seine Augen wären so trüb geworden, daß er nicht mehr die ihm so liebgewordene Aussicht aus dem einzigen kleinen Fenster seines Studierzimmers genießen könne. Ich ging gleich in sein daneben-liegendes Schlafzimmer und kam zurück mit Waschbecken und Handtuch bewaffnet. Nach wenigen Minuten war das durch den Tabaksqualm verdunkelte Fenster rein und der liebe Meister hatte wieder den köstlichen Anblick seiner geliebten Zypressen mit dem lichten Hintergrunde der römischen Campagna und konnte von weitem die Peterskuppel begrüßen. Vor lauter Dankbarkeit küßte er mir die noch nassen Hände! Armer, geliebter, alter Freund! Seine Hände waren ganz dick, rot, geschwollen und wund von Frostbeulen! Er zeigte mir die kleine Blechlaterne, bei deren Licht er jeden Morgen schon um drei Uhr zu der Frühmesse in die benachbarte Kirche wandelte.

Trotzdem spielte er mir mit ganz besonderer Begeisterung seine „Bénédictions de Dieu dans la Solitude" aus den „Harmonies religieuses et poëtiques" vor. Er fühlte sich ruhig und glücklich in seiner Einöde, in der Nähe des Kardinals, der unendlich geistreich, humoristisch und vergnügt sein konnte. Trotz seiner Frömmigkeit konnte auch Liszt bis zur Ausgelassenheit lustig sein, und ich denke gern an einen Nachmittag, an dem er dem Kardinal und mir

den ganzen „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius vorspielte und selbst vorsang.

Im Jahre 1879 war überall im Sabinergebirge Mißernte und die Bevölkerung litt Hungersnot. Da schlug der Kardinal dem Meister vor, im großen Saale der Villa d'Este ein Konzert zum Besten der Hungernden zu veranstalten. Mit seiner gewöhnlichen Herzensgüte war Liszt gleich dazu bereit, und nun überlegten sich die zwei lieben alten Herren die Organisation des Konzerts. Bei den spärlichen und kostspieligen Verbindungen mit Rom wären die Auslagen für den Transport eines Orchesters allzu beträchtlich gewesen. Künstler von Metier würden nicht gern vor oder nach Liszt Klavier spielen, und so fiel Alfred Reisenauer, der damals als Wunderkind bei Liszt in der Lehre war, und mir die Ehre der Mitwirkung zu. Die Nachricht, daß Liszt noch einmal öffentlich spielen würde, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Rom, und Engländer, Amerikaner und sonstige Fremde rissen sich um die Billetts. Die Züge des eben eingerichteten Dampftrams wurden vervierfacht und fuhren ununterbrochen auf und ab, daneben erschien die von zahlreichen Equipagen befahrene Landstraße wie eine schwarze Linie in der Campagna. Seit Jahrhunderten war Tivoli nie so mit Menschen überfüllt gewesen.

Ich habe vor Augen dieses letzte Programm, wo Liszts Namen als Mitspieler figuriert, ein ruppiges, kleines, schlechtgedrucktes Blättchen, Machwerk einer Tiburtiner Druckerei, kaum ein Wort ohne Druckfehler. Für mich ist es ein lieber Schatz, ein Ehrendiplom, worauf ich stolz bin. Das Blättchen ist 15 Zentimeter hoch, 10 Zentimeter breit. Ein häßliches „Ornament" rahmt den Text ein.

Tivoli
Palazzo d' Este
30 Dicembre 1879
Accademia di musica
Programma

1.	Schubert Marcia a 4 mani . .	Signori Reisenaüer e Listz (sic!).
2.	Rotoli. Melodia	Sig[a] Carlandi.
3.	Fantasia per Arpa	Sig. Cervantes.
4.	Listz, Enfant, si j'étais Roi . .	Signor Rotoli.
5.	Heroide funebre (Poema Sinfonico)	Sig[a] Helbig.
6.	Tarantella	Sig. Reisenaüer.
7.	Cappriccio Spagnolo per Arpa .	Signor Cervantes.
8.	Rotoli. Duetto	Signori Carlandi e Rotoli.
9.	Fantasia	Sig. Listz.

Ist es nicht ein Juwel von Scheußlichkeit? Nr. 9, Fantasia: Liszt spielte sein „Ave Maris Stella". Großer Applaus des Publikums. Liszt aber war froh, daß die Armen von Tivoli sich würden satt essen können.

Viele schöne Tage habe ich damals mit den beiden lieben alten geistlichen

Herren zugebracht. Ebenso taktvoll wie gut, bot der Kardinal alles auf, um Liszt zu erheitern, und dies war mehr als je nötig, da sein Augenübel unheimliche Fortschritte machte.

Vieles ist über Liszt geschrieben und geurteilt worden, über den Meister im Reiche der Töne, den genialen Künstler par excellence, dem wir alle die allerhöchsten geistigen und künstlerischen Genüsse verdanken.

Der Franz Liszt, den ich kenne und liebe, ist nicht nur der größte aller Musiker unsrer Zeit, sondern der gute und große Mann, der, immer bereit zu helfen, stets mit unendlicher Herzensgüte und Feinheit zu Werke ging.

Auch in Kleinigkeiten konnte er rührend nett sein. So sagte er mir einst, er höre von allen sagen, ich sei eine Arbeitsfee, und wundere sich, daß ich gerade ihm, der mir doch seit Jahr und Tag Musikstunden gebe, niemals eine Arbeit von mir geschenkt habe. Darauf antwortete ich, daß wir als gute Franziskaner nur die allernotwendigsten Sachen brauchten, und dazu wäre es auch nicht der Mühe wert, für ihn zu arbeiten, da er die Geschenke, die er von allen Seiten bekomme, entweder gleich weiterverschenke oder in das Pester Museum stifte. Trotzdem kaufte ich gleich ein Dutzend schöne große Taschentücher und zeichnete in die Ecke sein Monogramm, von Engelchen à la Ludwig Richter getragen. Ich freute mich über sein Entzücken ob des nützlichen Geschenks. Jedermann zeigte er seine neuen Taschentücher und lobte dabei meinen praktischen Sinn. Dies hatte zur Folge, daß ihm von allen Seiten Dutzende von Taschentüchern zugeschickt wurden. Die meinigen behielt er für seinen Gebrauch; es machte ihm Vergnügen, die andern unter seinen Jüngern zu verschenken.

Liszt hielt außerordentlich wenig auf Komfort, wie überhaupt auf alles Aeußerliche. Auch bekümmerte er sich niemals um das Wetter, ging hinaus bei Sturm und Regen und sagte stets: „Le temps ne s'occupe pas de moi, donc je ne m'occupe pas du temps."

In den letzten Jahren wohnte Liszt in dem sehr bescheidenen Albergo Aliberti, in unmittelbarer Nähe der Fürstin Wittgenstein, die er tagtäglich besuchte und bei der er immer aß. Wehe dem, der es wagte, Liszt anderswohin zu Tische einzuladen. Einmal tat ich es und bekam dafür von der alten Dame einen wütenden Brief, in dem sie mich nahezu anklagte, es auf Liszts Leben abgesehen zu haben. Abends blieb Liszt in seinem Hotel und hatte es sehr gern, wenn man zu ihm kam, um seine Partie Whist mit ihm zu spielen. Leider habe ich absolut kein Talent zum Whist. Dennoch ging ich öfters hin und freute mich, wenn die Spieler vollzählig waren, ich mich passiv verhalten und zuschauen konnte, wie er mit seiner Enkelin, Daniela von Bülow, der Fürstin Hohenlohe und dem Bildhauer Ezekiel heiter und vergnügt seine Partie spielte. Trauriger war es, wenn man ihn allein antraf. Da saß er an seinem Schreibtische im winzigen, überheizten Schlafzimmer und bemühte sich, seine letzten herrlichen Gedanken zu Papier zu bringen. Leider, leider konnte er nicht mehr die Linien unterscheiden und schrieb Noten auf Noten. Wer weiß, welche Schätze dadurch zugrunde gegangen sind! Kurz vor Weihnachten 1881 hatte

er mir das eigenhändige Manuskript seines Weihnachtsliedes für Bariton und drei Frauenstimmen anvertraut. Eiligst schrieb ich die Stimmen ab, fand sechs gute bereitwillige Damen, einen leidlichen Bariton und ließ das schöne Lied einstudieren. Früh am Morgen des ersten Weihnachtstages kamen wir im Hotel Aliberti zusammen, vor der Türe von Liszts Schlafzimmer, und warteten, bis Liszt seinen Diener Spiridion heranklingelte. Da setzten wir mit dem schönen, lieben, einfachen, rührenden Lied an und trugen es ganz hübsch vor. Der geliebte, verehrte, alte Meister hatte Tränen in den Augen, als er aus seinem Zimmer trat, ehe wir Zeit gehabt hatten zu verschwinden, wie wir es unter uns verabredet hatten. Er dankte uns so recht herzlich. Da ich noch in die Messe gehen wollte, ließ ich bei ihm Partitur und Stimmen. Tags darauf brachte er sie mir selber zurück und sagte, er habe es für nötig gefunden, am Schlusse noch fünf Takte zuzufügen. Und er hatte es eigenhändig getan, ganz sorgfältig, an jeder der Stimmen wie an der Partitur selbst; an letztere hatte er noch mit seiner schon zitternden Handschrift die Dedikation beigefügt:

„A Madame Helbig, en bon souvenir de la belle production de ce chant. 25 Décembre 81/à Rome,

son très affectionné serviteur

F. Liszt."

Ungefähr um dieselbe Zeit widmete er mir mit der eigenhändigen Beischrift „cordialement" seine Transkription der Tarantella von Dargomijski.

„La version originale de cette tarantelle est écrite pour 3 mains. L'une d'elles n'a d'autre emploi que de marquer perpétuellement en tic-tac les deux notes sans interruption ni changement quelconque." Das Stück amüsierte ihn, er spielte es oft. Einmal, bei einer Soiree, setzte er meinen vollständig unmusikalischen Mann neben sich an das Klavier und ließ ihn diesen obligaten Baß abwechselnd mit beiden Händen spielen. Seitdem gewann mein Mann in den römischen Salons den Ruf eines ausgezeichneten Musikers und wurde in allen musikalischen Streitfragen zu Rate gezogen. Die sehr sibyllinischen Aussprüche, die er von sich gab, galten als infallibel.

Trotz der lieben Widmung war mir diese Tarantella stets antipathisch, und ich war recht verdrießlich, als Liszt verlangte, daß ich sie an einem Musikabende im Deutschen Künstlervereine vorspielte. Kardinal Hohenlohe war anwesend, und ich äußerte ihm gegenüber mein Mißvergnügen. „Denken Sie nur beim Spielen, daß wir die Tarantella zusammen tanzen, Sie und ich!" riet er mir, und der Ratschlag war mehr als genügend, um mich in die richtige Stimmung zu bringen nnd das toll ausgelassene Stück zu Liszts Zufriedenheit zu spielen.

Mit welcher Ungeduld erwarteten wir ihn im Oktober, mit welcher Trauer sahen wir ihn im Februar oder März von uns scheiden. Aber die Monate, die er in Rom zubrachte, lebten wir alle ein andres Leben, wir lebten ihm und

der Musik! Er war die Sonne, um die wir kreisten und die unsre Seelen erwärmte. Dieses Gefühl habe ich gestern wieder gehabt beim Spielen seines „Cantico del Sol"!

Liszt war durch und durch fromm, fromm bis zur Ekstase. Mir ward es mehrmals vergönnt, ihn beten zu sehen, sei es in der alten, ehrwürdigen, stillen Kirche von San Cosimo e Damiano, sei es in der Kirche dell' Anima, dort in der vollkommenen Stille des halbverlassenen Orts, hier bei den schönen Aufführungen der Messen von Palestrina. Nichts Irdisches nahm er mehr wahr, er sah verklärt aus! Von mir ließ er sich gern seine religiösen Kompositionen vorspielen. Tiefgerührt hörte er einst von mir sein „Mosonyi Giásmenete", die Klage über den Tod seines Freundes Brandt, und sagte: „Ma musique religieuse est ce qu'il y a de mieux en moi, et c'est à vous que je la laisse!"

1882 kam er nicht nach Rom, und wir vermißten ihn gar schmerzlich. 1883 war er mit Wagners in Venedig. Ich reiste im Januar nach Rußland und konnte leider nicht den dringenden Einladungen von Liszt und Cosima Folge leisten. In Moskau traf mich die Nachricht von Wagners Tod wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Im Herbste 1883 kam der geliebte Meister wieder nach Rom mit der Schar seiner Jünger. Ich hatte ihm aus Moskau die Sonate von Tschaikowsky mitgebracht und spielte sie ihm auch vor. Sie interessierte ihn lebhaft, aber er rügte an ihr vieles Ungeschickte und Unklaviermäßige.

Mit jedem Jahre wurde der Abschied schwerer; denn man konnte sich keine Illusionen mehr machen. Der allzu gewaltige Geist hatte die irdische Hülle ausgenutzt! 1884 reiste ich im Sommer nach Bayreuth, auf die Gefahr hin, bei der Rückreise auf der italienischen Grenze eine langwierige Choleraquarantäne durchmachen zu müssen. Ich verlebte glückliche Tage dort mit meiner angebeteten Mutter und Liszt. Er war es auch, der am Vorabend unsrer Abreise schon von weitem, im offenen Wagen mit seinen Schülern ins Theater zur Vorstellung des Parzival fahrend, uns einen Bogen Papier entgegenschwenkte. Dies war eine Depesche, die unser lieber Botschafter, Herr von Keudell, ihm aus Rom geschickt hatte, um uns zu raten, den Rückweg über Villach und Udine zu nehmen, wo noch keine Quarantäne eingeführt worden war. 1885 kam Liszt zum letztenmal nach Rom, und ich ging täglich zu ihm, um ihn zu pflegen und zu erheitern. An Fürsorge fehlte es ihm übrigens nicht, aber man durfte ihn ja nicht merken lassen, daß man ihn schwach fände. Nach wie vor aß er immer bei der Fürstin Wittgenstein. Trotz Regen und Sturm ging er täglich zu ihr. Nur einmal hatte er sich mit ihr veruneinigt. Tags darauf fand ich ihn in einem angsterregenden Zustand von Schwäche. Lina Schmalhausen vertraute mir an, er wäre an dem Tag gar nicht ausgegangen, und dabei habe er darauf bestanden, kein Essen im Hotel zu verlangen; deshalb sei er halb verhungert. Erst lud ich ihn ein, bei mir auf dem Kapitol zu Mittag zu essen. Aber, obwohl er die Einladung freudig annahm, zog ich sie selber gleich zurück. Sein Zimmer war ganz überheizt, bei mir existierte überhaupt weder Ofen noch Kamin; der Temperaturunterschied wäre allzu schroff gewesen.

Traurig sah er mich scheiden; aber nach einer Stunde war ich wieder bei ihm mit meinem geräumigen Arbeitskorbe und darin allen seinen Lieblingsspeisen — rote Rüben, Rollmöpse, Gulasch u. s. w. Eine Ecke seines Arbeitstisches wurde freigemacht, und selten habe ich ihn so vergnügt und gemütlich gesehen wie bei dieser improvisierten Mahlzeit, an der Lina und ich teilnahmen. Nachher sagte er mir, daß die Vorräte gelangt hätten, bis eine vollständige Aussöhnung mit der alten Fürstin stattfand.

Dies ist die letzte lustige Erinnerung, die mir von ihm geblieben ist!

Die Zeit seiner Abreise rückte immer näher, und mir wurde es immer klarer, daß diesmal der Abschied ein gar ernster sein, daß ich ihn hienieden nicht wiedersehen würde!

Das letztemal, daß ich ihn spielen hörte, war es bei einer Unterrichtsstunde im Albergo Aliberti. Eine junge, hübsche neapolitanische Schülerin (ich glaube, es war Luisa Cognetti) hatte eines von seinen Schubertliedern mit viel Präzision und Bravour vorgetragen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Ce n'est pas cela, il faut être plus simple!" Er spielte das Schubertsche Ständchen. Es war einfach, ruhig und klar wie eben eine schöne Mondnacht. Dann ließ er sich ein letztes Mal gehen, und es kam eine Kadenz wie aufwachende Nachtigallen, die da losfangen in Sehnsucht, in Freude, in Liebesweh und Liebesseligkeit.

Unsre Seligkeit bei diesen Tönen verband sich mit dem tiefschmerzlichen Gefühle, daß es wohl das letztemal sei, daß wir ihn hörten, unsern angebeteten heiligen Meister, und daß er uns gar bald für immer verlassen werde!

Das letzte Bild von ihm, das ich in meinem Gedächtnis bewahrt habe, ist, wie er, aus dem kleinen Fenster eines Waggons zweiter Klasse, in welchem er mit seinen Schülern Rom verließ, uns, den Zurückbleibenden, seinen väterlichen Segen erteilte.

Bei meiner schlechten Gesundheit hatte ich immer gemeint, vor Liszt zu sterben, und hatte mir von ihm versprechen lassen, daß er mir beim Sterben den Purgatorio und das Hosanna! Halleluja! aus seiner Dantesymphonie spielen werde, um mir den Uebergang in das Jenseits leicht und selig zu machen. Und nun ist er schon über zwanzig Jahre tot, und ich lebe weiter im alten Rom! Je älter ich werde, desto leuchtender steht er vor mir, der große, gute Franz Liszt. Für mich lebt er noch in meinen Erinnerungen und in seinen Werken!

Rom, Dezember 1906.

Eine ungedruckte Denkschrift über die preußische Zentralstelle für Preßangelegenheiten

Mitgeteilt von

Eduard von Wertheimer

Zumeist haben die Regierungen gegenüber der Presse nur zwei Wege gekannt. Entweder wollten sie diese ganz unterdrücken oder aus ihr ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen zur Beeinflussung und Leitung der öffentlichen Meinung machen. Kaiser Karl V. nahm den Standpunkt ein, es müsse den Zeitungen „auf die Finger geklopft werden". Kardinal Richelieu gründete zur Verbreitung seiner Ansichten die „Gazette de France", die erste regelmäßig erscheinende französische Zeitung, für die König Ludwig XIII. eigenhändig Artikel schrieb.[1]) Napoleon I., der eine richtige Vorstellung von der ungeheuern Macht der öffentlichen Meinung hatte, wollte eben deshalb die Presse nur das sagen lassen, was ihm genehm war. Im entgegengesetzten Falle verfolgte er sie unbarmherzig wie alle Schriftsteller, die nicht bereit waren, sein Loblied zu singen. Metternich hatte 1805, da er noch Gesandter in Berlin war, den Wiener Hof auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, ein wohlredigiertes Journal zu gründen. „Ein gutgeschriebenes Zeitungsblatt," sagte er Juli 1811, als er bereits Minister des Aeußern war, „ist unstreitig das einfachste Organ, durch welches die öffentliche Verwaltung die Nationalbildung zu heben, eingewurzelte Vorurteile zu vernichten, irrige Volksbegriffe zu berichtigen und unvermerkt, selbst ohne den geringsten Anschein von Planmäßigkeit, auf die Gemüter des Volkes zu wirken und selbes im Wege der Vorbereitung für seine erhabenen Zwecke empfänglich zu machen vermag."[2]) Wie sehr er aber auch das Gewicht auf die Anstellung „fähiger und verständiger" Männer als Redakteure legte und wie sehr er betonte, daß sie sich durch einen „faßlichen, blühenden und dabei doch präzisen Stil auszeichnen" sollen, merkt man doch sehr bald den Pferdefuß, den all seine Ausführungen nicht verhüllen können. Seine wahre Gesinnung offenbaren die Worte: „Eine Zeitung soll erzählen, nicht räsonieren." Auch er wollte, gleich Napoleon, keine selbständigen Köpfe dulden, die frei ihre Meinung zu äußern wagen, sondern bloß offiziöse Federn, die in die Welt nur das hinausposaunen, was ihm beliebt und ausschließlich seine Pläne fördert. Am 21. Mai 1812 schrieb er: „Ueberhaupt darf es nicht des Redakteurs Beurteilung überlassen werden, welche bei dem Leser zu erzeugenden Schlußfolgerungen heilsam oder nachteilig sind; die Regierung allein ist dies imstande, und dem Redakteur einer Zeitung können daher dergleichen neue Darstellungen, Erläuterungen und

---

[1]) Ranke, Französische Geschichte. II. Bd., S. 424.

[2]) Siehe meinen Artikel: „Metternich und die Presse. Mit Benutzung ungedruckter Schriftstücke." Morgenblatt der „Neuen Freien Presse", 13. Juli 1899.

Zusammenstellungen nur dann gestattet werden, wenn er von dem Gouvernement dazu den Fingerzeig und die Richtung erhält." [1]) Einem Manne von solcher Denkungsart mußten naturgemäß sehr bald alle nicht auf sein Kommando einschwenkenden Zeitungsschreiber als „Volksverführer" erscheinen, die um jeden Preis zu vernichten seien. Als ihm in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Angst und der Schrecken vor der Revolution in alle Glieder fuhren, da war ihm kein Wort zu stark, um damit nicht gegen die seiner Ansicht nach verderbten Journalisten loszudonnern. Nur eine Regierungspresse fand noch Gnade vor seinen Augen. In wie hohem Grade ihn jedoch auch die Regelung des Zeitungswesens in Atem hielt, auf den Gedanken einer Zentralstelle für Leitung der Presse im Sinne der Regierung kam er doch nicht. Die Einbürgerung einer solchen Institution in großem Maßstabe blieb Preußen vorbehalten.

Bald nach Bewältigung der Revolution von 1848 ward in diesem Staat vom Minister Otto Freiherrn von Manteuffel ein Preßbureau errichtet, von demselben Manne, der im Ministerialerlasse vom 19. März 1851 sich folgend äußerte: „Die Bedeutung, welche die freie Presse für die Entwicklung des Staatslebens hat, und der Einfluß, den diese auf die Zustände ausübt, legen der Staatsregierung und allen ihren Beamten die Pflicht auf, nicht allein auf dem Wege der Gesetzgebung und durch die Anwendung der bestehenden Gesetze den Gefahren dieser Freiheit zu begegnen, sondern auch auf jede zulässige Weise dahin zu wirken, daß sich der Einfluß der gegenwärtig leider zum größten Teil in der Hand Unfähiger oder Böswilliger befindlichen Presse zu einem segensreichen gestalte." [2])

Ein „Zentralpreßbureau" wurde als das geeignetste Mittel erkannt, um den Einfluß der Zeitungen zu einem „segensreichen" zu gestalten. Mit Berufung auf Frankreich, wo eine ähnliche Einrichtung schon seit den Tagen Louis Philipps bestand, empfahl der geistreiche, in Pariser Verhältnissen wohlbewanderte Dr. Oelsner-Monmerqué dem Freiherrn von Manteuffel die Begründung eines Preßbureaus.[3]) Unvermerkt sollten durch diesen Kanal die Ansichten des Ministers in die verschiedenen unabhängigen Zeitungen hingeleitet und diese gleichsam unbewußt zu Organen der Regierungen gemacht werden. Manteuffel war klug genug, sofort die Tragweite einer solchen Waffe in seiner Hand zu ermessen; freudig griff er zu. Doch sollte die ihm angetragene Maschine laufen, ohne gut geschmiert zu werden. Lachend und spöttelnd über preußische Knickerei erzählte Dr. Oelsner-Monmerqué, daß ihm Manteuffel für seine Dienste als Leiter des Preßbureaus ein Jahresgehalt von 1500 Talern angeboten habe. Der an französische Honorare gewöhnte Oelsner-Monmerqué bedankte sich für so geringe Entlohnung und wanderte wieder nach Frankreich zurück. Deswegen aber ließ

[1]) Metternich und die Presse, a. a. O.

[2]) Poschinger, Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel. I. Bd., S. 416.

[3]) Heinrich Wuttke, Die deutschen Zeitschriften 1866, S. 96.

Manteuffel die Verwirklichung dieses ihm wichtig genug dünkenden Projektes nicht fallen. Anstatt des teuern suchte er nach einem billigeren Mann, der sich mit einem Preis begnügte, wie er im damaligen Preußen an Schriftsteller bezahlt wurde. Eine solche wohlfeile Kraft ward in der Person des Dr. Ryno Quehl, dem früheren Herausgeber des „Danziger Dampfbootes" und der „Erfurter Zeitung", gefunden, durch die Manteuffel seine Politik während des Erfurter Parlaments vertreten hatte lassen. Schon seit August 1850 war Quehl im preußischen Ministerium des Innern angestellt.[1]) Es gelang ihm, als Manteuffel Dezember 1850 das Staatsministerium übernahm, dessen volles Vertrauen zu erringen und den unmittelbaren Vortrag über alle in das Ressort des Staatsministeriums fallende Preßsachen an sich zu reißen. Das unter seiner Direktion stehende Bureau erhielt die Bezeichnung: „Zentralstelle für Preßangelegenheiten". Natürlich mußte das neue Preßbureau seine Fäden im verborgenen spinnen. Die Lesewelt sollte von dessen Triebwerk keine Ahnung haben. Man durfte ja nicht wissen, daß die Quelle, aus der den verschiedensten Zeitungen Nachrichten und Betrachtungen über Staatsfragen zukamen, ihre Speisung direkt aus dem Kabinett des Ministers Manteuffel erhielt. Für seinen Bedarf warb Quehl rasch einige Schriftsteller an, deren Feder um billiges Geld zu erlangen war. Der Dichter Theodor Fontane, der Historiker Dr. Eduard Arnd, Gustav Schlesier, der Herausgeber der Werke Friedrich von Gentz', zählten zu den internen Mitgliedern der Zentralstelle. Die hervorragendste Persönlichkeit jedoch, die der ganzen Institution erst ihr geistiges Gepräge verlieh, war unstreitig Dr. Quehl selbst. Manteuffel hatte eine sehr hohe Meinung von seinen Talenten,[2]) und kein Geringerer als Bismarck urteilte folgend über ihn: „Ryno Quehl war ein Journalist ... voller Ideen und Anregungen, richtigen und falschen, eine sehr geschickte Feder führend, aber mit einer zu starken Hypothek von Eitelkeit belastet."[3]) Dieser Schriftsteller hat sogar eine über das Gewöhnliche hinausgehende Bedeutung in der Geschichte Preußens durch den Konflikt erhalten, der zwischen Manteuffel und ihm auf der einen Seite und der mit der Kamarilla verbundenen „Kreuzzeitung" auf der andern Seite ausgebrochen war. Obgleich Quehl so wenig wie Manteuffel liberal gesinnt war, bekannte er sich doch als entschiedenen Gegner der durch und durch reaktionären Kreuzzeitungspartei, die er heftig befehdete und von der man, wie er bemerkt, im In- und Auslande nur Unheil erwartet.[4]) Mit Ungestüm forderte sie daher von Manteuffel seine Entfernung,[5]) der aber nichts davon hören wollte.[6]) Offen erklärte er, manche Leute betrachten Quehl als seinen Prügeljungen, auf dessen Rücken sie losschlagen, wenn sie ihm selbst eine ihrer

---

[1]) Siehe den Artikel über Quehl im 27. Bd. der „Allgem. Deutschen Biographie".

[2]) Poschinger, Denkwürdigkeiten des Ministers Manteuffel. I. Bd., S. 410; II. Bd., S. 368.

[3]) Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. I. Bd., S. 131.

[4]) Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. II. Bd., S. 368, Anmerkung.

[5]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. I. Bd., S. 133.

[6]) Ibid. S. 131.

Meinung nach verdiente Züchtigung angedeihen lassen wollen.[1]) Auch König Friedrich Wilhelm IV., der nur mit Abscheu und Unwillen von Quehl sprach,[2]) verlangte mit nicht geringerem Nachdrucke als die Hofpartei, die sogenannte „kleine, aber mächtige Partei", die Entlassung Quehls. Das Zerwürfnis gestaltete sich sehr ernst, und es schien, als wäre eine Ministerkrisis kaum zu vermeiden. Der König legte großen Wert auf die Erhaltung Manteuffels; trotzdem wollte er ihn nicht mit Quehl an seiner Seite im Ministerium dulden.[3]) Manteuffel wieder war nicht gesonnen, seinen Schützling preiszugeben, und es war bekannt, daß er sich geäußert hatte: „Lieber weiche ich selber."[4])

In dieser Verlegenheit wandte man sich an den damaligen Frankfurter Bundestagsgesandten Bismarck um Hilfe, der selbst einmal Quehl Manteuffels bösen Genius genannt hatte.[5]) Im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. schrieb dessen Generaladjutant von Gerlach an Bismarck: „Wichtiger als alles ist, daß Sie Manteuffel von Quehl befreien, denn er ist jetzt noch unentbehrlich und mit Quehl nicht zu halten."[6]) Der Minister aber hielt fest. Am 9. Juli 1853 verschlimmerten sich die Beziehungen zwischen dem König und Manteuffel derart, daß dieser sich schmollend auf sein Gut Drahnsdorf zurückzog und sein Abschiedsgesuch einreichte.[7]) Nun griff Bismarck ein. Aus eignem Antriebe reiste er zu Manteuffel. Dort redete er ihm zu, sich von Quehl zu trennen und stillschweigend, ohne weitere Auseinandersetzungen mit dem Könige, sein Amt wieder anzutreten. Die Antwort des Ministers lautete wie in den früheren Jahren, daß er den fähigen, ihm mit Hingebung dienenden Mann nicht fallen lassen könne. Bismarck war Menschenkenner genug, um nicht aus all den Weigerungen herauszufühlen, daß Manteuffel noch andre gewichtige Gründe zur Schonung seines Leibjournalisten haben müsse, als die von ihm angeführten. Deshalb sagte er zu ihm: „Vertrauen Sie mir die Vollmacht an, Sie von Quehl zu erlösen, ohne daß es zu einem Bruche zwischen Ihnen beiden kommt; wenn mir das gelingt, so bringen Sie dem Könige die Nachricht von Quehls Abgang und führen die Geschäfte fort, als wenn kein Dissensus zwischen Seiner Majestät und Ihnen vorgekommen wäre."[8]) Der Staatsminister ging auf den Vorschlag ein, und es wurde verabredet, daß der sich gerade auf einer Reise in Frankreich befindliche Quehl Bismarck in Frankfurt aufsuchen sollte. Der preußische Bundestagsgesandte faßte den bereits mächtig gewordenen Journalisten, dem alles den Hof machte und dessen Vorzimmer von Exzellenzen wimmelte,[9]) von der Seite, an

---

[1]) Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. II. Bd., S. 367.
[2]) Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. III. Bd., S. 52.
[3]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. I. Bd., S. 132.
[4]) Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. II. Bd., S. 45.
[5]) Ibid. S. 218.
[6]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. I. Bd., S. 132.
[7]) Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. II. Bd., S. 374.
[8]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. I. Bd., S. 137.
[9]) Bismarck, a. a. O. I. Bd., S. 136.

der er am leichtesten gepackt werden konnte. Er trachtete ihn zu überzeugen, daß seine Hartnäckigkeit schuld an dem Sturze seines Gönners sein werde, in dessen Fall er unfehlbar mitverwickelt würde, ohne jedoch irgendeinen Vorteil davon zu haben. Jetzt sei es noch an der Zeit, die Situation für sich auszunutzen. „Schneiden Sie Ihre Pfeifen," sagte ihm Bismarck, „wo Sie noch im Rohr sitzen, es dauert nicht lange mehr." [1]) Der Vertrauensmann des Königs hatte sehr richtig operiert. Quehl suchte zu retten, was zu retten war, solange sich noch das von ihm bereits für verloren geglaubte Schiff über Wasser hielt. Er willigte in seinen Rücktritt gegen Erlangung des Generalkonsulates in Kopenhagen, verbunden mit einer starken Gehaltserhöhung, was ihm auch zugestanden wurde.[2]) Der vom König damals bestens gehaßte Manteuffel[3]) behielt, weil es die Verhältnisse noch erheischten, auch weiter das Ministerium. Quehl aber konnte nun, infolge der geschickten Vermittlung Bismarcks, der Kreuzzeitungspartei geopfert werden. Mußte Quehl von der Leitung der Zentralstelle zurücktreten, so funktionierte das von ihm geschaffene Werk doch auch weiterhin fort. Ueber dessen innere Einrichtung ist nicht viel bekannt geworden. Nachfolgende ungedruckte Denkschrift soll näheren Einblick in das Getriebe der Zentralstelle gewähren. Wir veröffentlichen sie als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Ministeriums Manteuffel und als Baustein zur Darstellung des preußischen Zeitungswesens. Allerdings stammt das Memorandum aus dem Jahre 1855, fällt daher bereits in die Zeit nach dem Austritt Quehls. Leider sind wir nicht in der Lage, den Namen des Verfassers anzugeben, da das Memorandum nicht unterfertigt worden. Die Lektüre des hier nachfolgenden Dokumentes erzeugt jedoch sofort den Eindruck, daß es von einem geistreichen Manne herrührt, der seine Schilderung der Zentralstelle aus voller Kenntnis der Verhältnisse heraus zu Papier brachte.

Organisation und Wirksamkeit der „Zentralstelle für Preßangelegenheiten" beim Königlich preußischen Staatsministerium.

Berlin, 10. November 1855.

Das bei dem preußischen Staatsministerium eingerichtete Preßbureau, welches dem unmittelbaren Ressort des Ministerpräsidenten von Manteuffel unterstellt worden und gewissermaßen das Mignoninstitut dieses Staatsmannes ist, entwickelt eine so wohlgeleitete und vielverzweigte Wirksamkeit, daß eine nähere Kenntnisnahme seiner Organisation und Tätigkeit fast notwendig erscheinen kann, um das Maß der Geltendmachung und des Einflusses, welche die preußische Politik in Deutschland erstrebt, auch nach diesen Fußtapfen ermessen zu können.

Als Herr von Manteuffel im Jahre 1850 infolge der glücklichen Resultate,

---

[1]) Bismarck, a. a. O. I. Bd., S. 138.
[2]) Ibid.
[3]) Ibid.

mit denen er von der Zusammenkunft in Olmütz zurückkehrte,[1]) das Ministerium Ladenberg[2])-Radowitz[3]) beseitigte und mit dem Portefeuille des Auswärtigen zugleich die Ministerpräsidentur übernahm, verpflanzte er das „Literarische Kabinett", welches bis dahin beim Ministerium des Innern in einem mehr polizeilichen Zuschnitt bestanden und aus dem geheimen Fond dieses Ministeriums erhalten worden war, in einer veränderten, aber auf dieselben Fonds angewiesenen Organisation unter das Ressort des Staatsministeriums. Er begründete zu diesem Zweck die „Zentralstelle für Preßangelegenheiten", für welche ein mit Staatsbeamtencharakter angestellter „Referent" in der Person des Herrn Ryno Quehl, der bis dahin umherschweifender Literat und auch Vorsteher des Liebhabertheaters „Lätitia" gewesen war, ernannt wurde. Quehl, ein munterer und mit Organisationstalent begabter, dabei höchst intriganter Kopf, wurde als Referent dieser Zentralstelle zugleich Direktor des neuen Preßbureaus, dem er eine ungemein praktische Einrichtung und Tätigkeit zu geben verstand. Es gelang ihm besonders, von dieser Stelle aus die Berliner Korrespondenz für die auswärtigen Blätter so zu organisieren, daß die preußische Regierungspolitik, die bis dahin ungemein lahm und mattherzig in der Presse vertreten worden, plötzlich auch in einer Anzahl außerpreußischer deutscher Blätter (freilich mit Ausnahme der österreichischen) eine systematische Verfechtung gewann. Das Preßbureau entwickelte unter der Leitung Quehls zugleich eine Wirksamkeit, welche noch keineswegs mit den Absichten der Kreuzzeitungspartei identisch war, sondern recht eigentlich die abweichende Stellung bezeichnete, welche Herr von Manteuffel damals noch selbst der Kreuzzeitungspartei gegenüber zu behaupten bestrebt war. Quehl mußte daher der Kreuzzeitungspartei bei ihrem Vorwärtsdringen zum Opfer fallen, um so mehr, da er bei seinem ans Wunderbare streifenden Einfluß auf den Ministerpräsidenten (der bei Quehl sogar seinen Tee trank und auch bei den Kindern desselben persönlich die Patenstelle versah) den Widerstand Manteuffels gegen die Kreuzzeitungsleute beständig schärfte, auch vielerlei Hetzereien und Klatschereien anschürte. Quehl mußte entlassen werden, wurde aber mit dem Generalkonsulat in Kopenhagen unter einem für ihn besonders erhöhten Gehaltsbezug von 3500 Talern abgelohnt. Er bedauerte bei seinem Abgang seine pekuniäre Verschlechterung, denn obwohl er als Referent und Direktor der Zentralstelle nur ein festes Gehalt von 1200 Talern bezog, so war er doch zugleich bei der Verwaltung der geheimen Fonds sehr beteiligt gewesen. Zugleich beklagte er, daß

[1]) Bezieht sich auf den von Manteuffel mit Fürst Felix Schwarzenberg, dem österreichischen Minister des Aeußern, geschlossenen Olmützer Vertrag von 1850, der den fast schon unvermeidlichen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen beseitigte. Nach der allgemeinen Auffassung bedeutete aber der Olmützer Vertrag eine Niederlage Preußens.

[2]) Adelbert von Ladenberg, Minister des Unterrichts.

[3]) General Joseph Maria von Radowitz, seit September 1850 Minister des Auswärtigen; sein Rücktritt erfolgte im November desselben Jahres. Ihm folgte Manteuffel, der schon seit November 1848 Minister des Innern gewesen, Dezember 1850 als Präsident des Staatsministeriums und Minister des Auswärtigen. November 1858 endigte sein Ministerium.

mit seinem Abgang die preußische Staatspresse an die Kreuzzeitungspartei ausgeliefert worden sei. In der Tat bezeichnet dieser Moment (1853) zugleich den Zeitpunkt, wo Herr von Manteuffel jeden individuellen Widerstand gegen das Kreuzzeitungssystem aufgab und die unleugbare Tatsache sich feststellte, daß Regierung und Kreuzzeitungspartei als völlig identisch zu betrachten sind.

Die „Zentralstelle für Preßangelegenheiten" verblieb beim Staatsministerium, es wurde aber jetzt mit der administrativen und finanziellen Verwaltung derselben der Geheime Regierungsrat beim Staatsministerium Herr Hegel[1]) (ein keineswegs geistesverwandter Sohn seines Vaters, des berühmten Philosophen[2]) und Dialektikers) ernannt. Zugleich wurde Herr Dr. L. Metzel, früher Lehrer in Königsberg in Preußen, als Referent und Vorstand der „Zentralstelle für Preßangelegenheiten" mit einem Gehalt von 1200 Talern jährlich angestellt. Unter diesen beiden Beamten ward nun gewissermaßen die Ouehlsche Wirksamkeit verteilt. Herr Hegel ist aber nur der oberste Bureauchef, leitet den äußeren Organismus des Preßinstituts, hat die Kassengeschäfte, Verteilung der Gratifikationen u. dgl. in Händen, nimmt aber an der literarischen Tätigkeit keinen Teil. Durch seine Ernennung zu dieser Stelle erfüllte Herr von Manteuffel die Wünsche der Kreuzzeitungspartei, denn Herr Hegel gehörte wenigstens durch das Medium des Pietismus (der den Sohn des Begriffsphilosophen ganz und gar beherrscht) dieser Partei zu. Zugleich werden durch Herrn Hegel die sachlichen Materialien übermittelt, welche aus den einzelnen Ministerien und Behörden sich zur Benutzung für das Preßbureau eignen. Der eigentliche Dirigent für die literarische Tätigkeit dieses Bureaus ist aber Dr. Metzel, der täglich in einer Audienz bei dem Herrn Ministerpräsidenten von demselben die Weisung empfängt, in welcher Richtung und Veranlassung gewirkt werden soll.

Das Preßbureau wird jetzt durch folgende dabei beschäftigte Persönlichkeiten gebildet:

1. Dr. Metzel, dem allein der Charakter als Staatsbeamter beigegeben ist.
2. Dr. Wentzel, der zugleich als Translator im auswärtigen Ministerium, aber ohne Beamtencharakter, angestellt ist.
3. Dr. Eduard Arnd, der sich als historischer Schriftsteller durch eine „Innere Geschichte Frankreichs" und neuerdings durch seine „Geschichte der letzten vierzig Jahre", früher auch als Dichter durch einige krampfhaft überschwengliche Tragödien hervorgetan hat. Er lebte früher in Paris und wurde durch den ehemaligen preußischen Gesandten daselbst, Herrn Baron von Arnim[3]) (den Protektor einer Somnambüle, 1848 kurze Zeit hindurch Revolutionsminister des Auswärtigen in Berlin), nach Berlin gezogen.
4. Dr. Gustav Schlesier, Herausgeber der Werke von Friedrich von Gentz

---

[1]) Immanuel Hegel, einer der Hauptführer der orthodoxen Partei.

[2]) Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

[3]) Alexander Heinrich Freiherr von Arnim, 1846 Gesandter in Paris, 1848 Minister des Auswärtigen, zuerst im Ministerium Graf Arnim-Boitzenburg, dann im Ministerium Camphausen.

und der nachgelassenen Schriften Wilhelm von Humboldts und Verfasser eines Buches „Oberdeutsche Staaten und Stämme", wurde durch Alexander von Humboldt Herrn von Manteuffel empfohlen und aus Stuttgart herbeigezogen.

5. Dr. Wolff.[1])

6. Dr. R. Küttge, der im Jahre 1848 und 1849 bei der Redaktion der „Constitutionellen Zeitung" in Berlin beschäftigt war.

7. Dr. Julius Papst aus Dresden, begann hier als Theaterrezensent in der „Zeit" und ist jetzt der Hauptkorrespondent des Preßbureaus in der außerpreußischen deutschen Presse.

8. Dr. Metzler, früher Redakteur der „Ostpreußischen Zeitung" in Königsberg.

9. Theodor Fontane, ein junger, liebenswürdiger Lyriker, dessen „Gedichte"[2]) sehr beliebt geworden, seines Zeichens ein Apotheker.[3]) Er war noch vor kurzem in dem Krankenhaus Bethanien Apotheker, und seine Gedichte gefielen der für fromme Stiftungen sich interessierenden (bekanntlich der Kreuzzeitungspartei zugetanen) Gemahlin des Herrn von Manteuffel.[4]) Fontane wurde Mitglied des Preßbureaus und bald darauf mit der merkwürdigen Sendung nach London betraut, von der weiter unten die Rede sein wird.

10. Dr. Andreas Sommer, Agent des „Treubundes" und einiger ähnlicher Vereine, früher Vorstand eines Musikinstituts, arbeitet nur an einer nebenher gehenden Publikation des Preßbureaus.

Die für diese Individuen ausgeworfene Besoldung ist nach einem sehr prekären Maßstabe bemessen. Außer dem Dr. Metzel, der ein Gehalt von 1200 Talern empfängt, bezieht nur noch Dr. Wentzel ein festes Jahresgehalt von 1000 Talern. Aber auch er ist nicht fest angestellt, sondern kann jeden Augenblick entlassen werden. Die übrigen beziehen nur eine Gratifikation von 40 bis 50 Talern monatlich und sind ebenfalls nur so lange angestellt, als man sie beschäftigen will. Was die Regierung an Besoldungen für das Preßbureau aufzuwenden hat, möchte sich daher im ganzen nicht viel über 6000 Taler belaufen. Dem Dr. Wentzel ist ein Konsulat an der polnischen Grenze in Aussicht gestellt worden, weil er der polnischen Sprache mächtig ist. Derselbe hegt aber noch einige der polnischen Wirtschaft angehörige Besorgnisse, sich dieser Beförderung auszusetzen.

Das Preßbureau hat außer den nach außen gerichteten Zeitungskorrespondenzen jetzt noch die Tätigkeit, die „Preußische Correspondenz" nebst einigen neben derselben hergehenden Lithographien zu verfassen und herauszugeben.

Die „Preußische Correspondenz", die Neujahr 1854 begründet wurde, wird täglich in einem großen Foliobogen unter nomineller Redaktion des Dr. Wolff

---

[1]) Dr. Wolff richtete das hervorragendste deutsche Telegraphenbureau ein, das er 1865 für 350000 Taler an eine Gesellschaft verkaufte.

[2]) Erschienen 1851.

[3]) Von 1840 bis 1843 war er in der Neubertschen und Straveschen Apotheke in Leipzig und Dresden beschäftigt.

[4]) Manteuffel heiratete im Jahre 1841 Fräulein Bertha von Stammer.

ausgegeben und wurde zuerst auf lithographischem Wege vervielfältigt; seit einiger Zeit aber wird sie gedruckt (in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei) und zwar auf besondern Befehl Seiner Majestät des Königs selbst, den die Mißlichkeit, eine lithographierte Kursivhandschrift zu lesen, dazu veranlaßte. Die „Preußische Correspondenz" bringt gute, sachliche Ausarbeitungen, besonders von administrativem und statistischem Interesse, aber in politischer Hinsicht als Vertretung der preußischen Regierungspolitik ist das Blatt durchaus ungenügend und inhaltsleer.[1] Seine Bedeutung beschränkt sich nach dieser Seite hin fast nur auf einzelne Berichtigungen und Dementierungen, die hin und wieder und auch dann nur in einem ausweichenden Ton gegeben werden. Doch scheint dies nur durch den Umstand bedingt zu werden, daß die preußische Politik, in der letzten Zeit nach keiner Richtung hin bestimmt engagiert, auch keinen prononcierten und charakteristischen Ausdruck ihrer Absichten durch die Presse brauchen konnte. Es ist dies, freilich immer das Schicksal der preußischen Regierungspresse gewesen. Das Abonnement der „Preußischen Correspondenz" hat aber darunter gelitten, doch bringt es durch die Exemplare, die in der Diplomatie (zu Anfang des Erscheinens hielten sämtliche hiesige Vertreter der fremden Höfe das Blatt) und von den Zeitungsredaktionen bezogen werden, noch immer so viel ein, daß ein Ueberschuß über die Herstellungskosten (Druck und Papier) entstanden ist. Das Blatt wird jeden Abend von hier mit den Posten versandt, aber erst am andern Tage an die hiesigen Abonnenten ausgegeben, um nicht durch eine zu frühzeitige Ausnutzung in der Berliner Lokalpresse den Wert der Neuigkeit für die auswärtigen Abonnenten zu verlieren.

Neben der „Preußischen Correspondenz" wird noch eine besondere „Provinzial-Correspondenz" in dem Preßbureau redigiert, die lithographisch vervielfältigt und an die Provinzialbehörden wie an die Redaktionen der in den Provinzen erscheinenden Zeitungen gratis ausgegeben wird. Die Artikel derselben sind vorzugsweise unter denjenigen Gesichtspunkten gehalten, die für die Bevölkerung der Provinzen eigentümlich ins Gewicht fallen müssen. Es scheint dabei ein Lieblingswunsch der Kreuzzeitungspartei maßgebend geworden zu sein, zu deren Programm es gehört, den eigentümlichen Charakter der Provinzen zu erhalten und zu stärken.

Neben diesen beiden Korrespondenzen erscheint noch in dem Preßbureau ein lithographiertes „Sonntagsblatt", das der obengenannte Herr Andreas Sommer zu arbeiten hat und in dem Ausstreuungen ethischer und religiöser Art, patriotische Anregungen für das Königshaus u. dgl. bezweckt werden, zugleich als Material für die kleinen Lokal- und Volksblätter in den Provinzen, die es ausdrucken sollen. Als Lokalität für das Preßbureau ist eine geräumige Wohnung in der Leipzigerstraße Nr. 110 eingerichtet, die zugleich teilweise dem Vorstand Dr. Metzel als Privatwohnung dient und von dem Ministerium für eine Miete von 900 Talern jährlich gemietet worden ist. In zwei Vorderzimmern wird die „Preußische Correspondenz" redigiert, für die Dr. Wolff, Dr. Metzel, Dr. Wentzel, Dr. Arnd, Dr. Schlesier, Dr. Küttge arbeiten. In dem nach hinten gehenden

Zimmer wird die „Provinzial-Correspondenz“ von den Herren Papst und Metzler geschrieben. In einem daranstoßenden Zimmer auf dem Hofe ist die Redaktion des „Preußischen Staatsanzeigers“ durch Dr. Rutenberg, worauf aber das Preßbureau, da dies Blatt nur noch amtlichen Anzeigen und einem bloßen Resümee der Zeitungsnachrichten gewidmet ist, nur in irgendeinem besonderen Fall Einfluß übt.

Eine sehr wesentliche Tätigkeit dieses Bureaus ist aber noch auf die Berliner Korrespondenz in verschiedenen auswärts erscheinenden Zeitungen gerichtet. Sämtliche Mitglieder haben noch irgendeine Verwendung nach dieser Seite hin und sind für bestimmt ihnen zugewiesene Stationen tätig, wofür sie tägliche Instruktionen von ihrem Vorstande Dr. Metzel, der seine ursprünglichen Orientierungen aus den Unterredungen mit dem Herrn Ministerpräsidenten schöpft, empfangen. Sämtliche im Inlande erscheinende Zeitungen haben bereits auf dem Wege der Anerbietungen, aber auch der Maßregelungen, Korrespondenten aus dem Preßbureau annehmen müssen. Auch in Berlin herauskommende Zeitungen werden von diesem Einfluß berührt. So verdient es als ein Kuriosum und zugleich als ein Beitrag zur politischen Symptomatologie angeführt zu werden, daß gewisse Privatmitteilungen aus Wien, die von Zeit zu Zeit die hiesige „Vossische Zeitung“ bringt, nicht in Wien, sondern in dem hiesigen Preßbureau verfaßt sind, wenn es nämlich darauf ankommt, entweder die Stichwörter in österreichisch-preußischen Verhandlungen zu prononcieren oder der kaiserlichen Politik eine in Berlin gerade passende Beleuchtung zu geben. In dieser Richtung sind hier in neuerer Zeit besonders die Artikel der hiesigen Morgenzeitung, der „Zeit“, aufgefallen, die mit einer außerordentlichen Virtuosität der Abfassung oft die bösartigsten Insinuationen gegen das kaiserliche Kabinett ausstreuen. Diese Artikel kommen indes nicht aus dem Preßbureau, sondern werden von einem Herrn A. F. Thile, einem fahnenflüchtigen Demokraten von 1848, der seine Instruktionen unmittelbar von Herrn von Manteuffel empfängt, geschrieben. Die „Zeit“, in gewissem Betracht das Eigentum des Generalkonsuls Quehl (dem dies aus dem geheimen Fonds begründete Blatt früher von Herrn von Manteuffel geschenkt wurde), genießt auch jetzt wieder eine nicht unbeträchtliche Subvention des Ministeriums. Der Mitbesitzer des Blattes ist ein hiesiger Schwefelholzfabrikant Barthol, der Herrn Quehl das ihm von dem Herrn Ministerpräsidenten überwiesene Eigentum an der Zeitung streitig macht.

Sehr bedeutend ist die Tätigkeit des offiziellen Preßbureaus in der Berliner Korrespondenz für die außerpreußische deutsche Zeitungspresse. Die Zeitungen, die diese Einflüsse jetzt regelmäßig und stehend aufnehmen, sind: Der „Hamburger Correspondent“, die „Hamburger Börsenhalle“, die „Weser-Zeitung“, die „Hannöverische Zeitung“, das „Dresdener Journal“, der „Nürnberger Correspondent“ und die Frankfurter „Oberpostamts-Zeitung“. Der Vorstand, Dr. Metzel, schreibt für den „Hamburger Correspondenten“, Dr. Papst für die „Hamburger Börsenhalle“ (*§.*), für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ (X), für das „Dresdener Journal“, die „Hannöverische

Zeitung" und den „Nürnberger Correspondenten", welches letztere Blatt aber mit sehr selbständiger Kritik aufnimmt und oft alle vierzehn Tage nur einen Artikel abdruckt. Für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" korrespondiert außerdem noch Dr. Küttge aus dem Preßbureau. Für die „Weser-Zeitung" schreibt Dr. Metzler (II), der die Anregungen des Preßbureaus zugleich in der „Schlesischen Zeitung" zu verbreiten hat. In den österreichischen Zeitungen hat es dem Dr. Mundt gelingen wollen, Fuß zu fassen, doch korrespondierte im Jahre 1853 Dr. Wentzel eine Zeitlang für die Wiener „Presse", wenn auch nicht gerade in seiner Eigenschaft als Mitglied des Preßbureaus, aber es ist auch ebensosehr anzunehmen, daß er nicht gerade diesem Charakter entgegenstehende Einflüsse durch das Organ des Herrn Zang[1]) ergossen haben werde. Außer den fest engagierten Mitgliedern des Preßbureaus gibt es aber noch eine Anzahl umherschweifender Volontärs, die als Zeitungskorrespondenten tätig sind und in ein gewisses Verhältnis zu dem Preßbureau eintreten. Sie kommen täglich dorthin, um sich Nachrichten und Weisungen für ihre Artikel zu holen, wie sie auch selbst namentlich Lokalnotizen dem Preßbureau zutragen, wofür sie eine bestimmte Gratifikation empfangen. Es sind dies: Dr. Roerdanz, der Berliner Korrespondent der Frankfurter „Oberpostamts-Zeitung", der die Einflüsse des preußischen Preßbureaus dort verbreitet; ferner Dr. Runkel, der dasselbe für den „Hamburger Correspondenten" tut; Dr. Melzer, ehemals Privatdozent der Staatswissenschaften in Breslau, dann Zensor in Potsdam, der im speziellen Auftrage des Herrn von Manteuffel in einige auswärtige Zeitungen korrespondiert, neuerdings aber auch für die „Kreuzzeitung" schreibt, in der die Artikel über den Sundzoll (prinzipielle Parteinahme für die Konservierung des Sundzolls[2]) von ihm herrühren; C. Reineck, ein ehemaliger protestantischer Prediger, der für die Frankfurter „Oberpostamts-Zeitung" Berliner Korrespondenzen nach Weisungen des Preßbureaus schreibt; endlich Herr von Killisch-Horn, der früher Weinreisender war und sich von einem mecklenburgischen Edelmann adoptieren ließ, um als „Baron" die Tochter eines wohlhabenden, aber anspruchsvollen Weinhändlers heiraten zu können. Herr von Killisch heißt par excellence „der Baron" in der offiziösen Publizistik Preußens. Er besorgte auch eine Zeitlang die telegraphischen Depeschen für die „Indépendance Belge" und hatte das Unglück, eines Tages zu telegraphieren, „daß Herr von Wedell mit neuen Aufträgen des Königs an das französische Gouvernement nach Paris abgereist sei".[3]) Dies entbehrte der Richtigkeit. Seine Majestät der König fühlte sich aber über den dadurch entstandenen Eklat erzürnt und beauftragte

---

[1]) Herausgeber der Wiener „Presse".

[2]) Seit dem 15. Jahrhundert erhob Dänemark bei Helsingör von den daselbst passierenden Schiffen einen Zoll, den sogenannten Sundzoll. Am 1. April 1857 wurde er gegen Zahlung einer Entschädigungssumme von mehr als 30 Millionen Reichstaler an Dänemark abgeschafft.

[3]) General von Wedell war am 2. April 1855 von seiner Mission an Napoleon III. aus Paris nach Berlin zurückgekehrt.

Herrn von Hinkeldey [1]) ...[2]) Der Polizeipräsident ließ Herrn von Killisch verhaften, und der letztere gab an, daß ihm die Nachricht seitens des Preßbureaus, und zwar persönlich durch den Dr. Papst mitgeteilt worden sei. Herr von Hinkeldey ließ jetzt auch den Papst verhaften und behielt ihn einige Stunden auf dem Polizeipräsidium bei sich, bis die energischen Reklamationen des Herrn von Manteuffel gegen die Verhaftung eines Mitgliedes des Preßbureaus durchdrangen. Herr von Killisch wird übrigens seit kurzem nicht mehr von dem Manteuffelschen Preßbureau beschäftigt und redigiert die „Berliner Börsenzeitung", die durch eine Clique von Haussiers der Berliner Börse begründet worden ist und mit permanenten Friedensgerüchten spekuliert.

Wenn so viele bedeutende Blätter der außerpreußischen deutschen Presse den Berliner Korrespondenten des Preßbureaus Raum geben, so ist dies Terrain wohl in keinem einzigen Falle durch unmittelbare Geldsubventionen gewonnen. Einigen dieser Blätter wird die Korrespondenz ohne Anforderung auf Honorar mitgeteilt und ist dadurch willkommen; andre dieser Blätter zahlen nur ein sehr geringfügiges Honorar dafür, das dem betreffenden Mitglied des Preßbureaus als seine Extraeinnahme zufällt. Auf der andern Seite eröffnet die Regierung den ihr willfährigen Blättern allerdings eine besondere Einnahmequelle dadurch, daß dieselben die preußischen amtlichen Anzeigen ausschließlich zur Insertion empfangen. Mit dem „Hamburger Correspondenten", der die Korrespondenzen von Dr. Metzel und dem hiesigen Dr. Runkel [3]) aufnimmt, ist die Zusicherung wegen dieser amtlichen Inserate erst in diesen Tagen wieder erneuert worden. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" entging dem ihr schon angekündigten Verbot in Preußen nur dadurch, daß sie sich bereit erklärte, stehende Korrespondenten des Berliner Preßbureaus anzunehmen und ohne Einschränkung walten zu lassen.

Die Organisation des Berliner Preßbureaus ist den praktischen und geschäftlichen Seiten nach gewiß eine musterhafte zu nennen. Aber die erzielten Erfolge sind gleich Null zu bezeichnen, woran nicht bloß die augenblickliche Charakterlosigkeit und Diskreditierung der preußischen Regierungspolitik die Schuld trägt. Den für das Berliner Preßbureau verwendeten Subjekten fehlt der überwiegenden Mehrzahl nach Talent, Geschicklichkeit und Moralität, die zusammenwirken müssen, um einer Regierung Dienste leisten zu können.

Das Berliner Preßbureau wird übrigens zugleich als ein Bildungsseminar für die preußische Regierungspresse überhaupt betrachtet, und es werden aus seiner Mitte die Redaktoren der Provinzialzeitungen, deren dienstwillige Eigentümer sich deshalb hierher wenden, bestellt. So haben die in Stettin erscheinende

---

[1]) Karl Friedrich von Hinkeldey, seit 14. November 1848 Polizeipräsident von Berlin. Er wurde 1856 von Rochow-Plessow im Duell erschossen.

[2]) Hier fehlt der Schluß des Satzes.

[3]) Dr. Runkel war von 1839—43 Redakteur der „Elberfelder Zeitung" und gehörte der pietistisch-konservativen Richtung an.

„Norddeutsche Zeitung" und die „Düsseldorfer Zeitung" auf diesem Wege ihre jetzigen Redaktionen empfangen.

Das Preßbureau hat vor kurzem auch eines seiner Mitglieder, den Lyriker Theodor Fontane, nach London ausgesandt,[1]) um eine Propaganda für die preußische Politik in der englischen Presse, die in so vieler Hinsicht einem Festungsbau gleicht, zu versuchen. Der junge Dichter reiste, mit sehr geringem Reisegeld versehen, nach London ab und quartierte sich in der City ein, von der aus er nun bangen Herzens seiner Aufgabe nachging. Einige Tage nach seiner Ankunft erbat er sich aber schon durch eine telegraphische Depesche, die er hierherschickte, Hilfe, indem er es für eine Notwendigkeit erklärte, daß ihm ein älteres Mitglied des Preßbureaus zur Seite gestellt würde. Der Lyriker der offiziösen Presse hatte nämlich unter den Briten die Erfahrung gemacht, daß man ihn wegen seines jugendlichen Aussehens nicht für voll ansah und seinen Anknüpfungsversuchen bei den englischen Zeitungsredaktionen keine Beachtung schenkte. Es wurde ihm nun Dr. Wentzel nach London nachgeschickt, der bereits in der vorigen Woche dorthin abgegangen ist. Beide Mitglieder des Berliner Preßbureaus wohnen jetzt zusammen in der Londoner City und sollen für einen Teil des Winters hindurch eine besondere Station des Berliner Preßbureaus in London bilden. Jedem sind dafür monatlich 100 Taler Diäten ausgesetzt. Ihre Aufgabe aber muß der, welcher die englische Presse kennt, als eine Unmöglichkeit bezeichnen. Es soll gewissermaßen ein Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen der offiziellen preußischen Presse und dem dazu geeigneten Teil der englischen Presse gewonnen werden. Zugleich sollen die beiden Herren von London aus im Interesse der preußischen Politik in die deutschen Blätter korrespondieren. Die letzten über alles Maß hinausgegangenen Invektiven der englischen Presse, namentlich der „Times", gegen Preußen, sein Königshaus und die Person Seiner Majestät selbst mögen als ein dringlicher Anlaß zu diesen Versuchen erschienen sein. Die furchtbaren Mörser der „Times" werden sich aber auf diese Weise nicht zum Schweigen bringen lassen. Jene „Times"-Artikel verrieten in ihrer Abfassung eine fast großartig zu nennende Meisterhand, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß in der Berliner Gesellschaft einer Dame, der Frau von Usedom, die Gemahlin des bekannten Diplomaten,[2]) die eine enragierte Engländerin ist, ein entschiedener Anteil an diesen Artikeln beigemessen wird. Frau von Usedom hat zwar in einem hiesigen vertrauten Zirkel die unmittelbare Abfassung dieser Artikel geleugnet, aber doch zugestanden, daß sehr viele ihrer Aeußerungen, Angaben und Anschauungen darin verarbeitet worden seien.

*

[1]) Er hielt sich in London von 1855 bis 1859 auf. Fontane starb am 20. September 1898.

[2]) Karl Guido Graf von Usedom, 1851 bis 1854 preußischer Gesandter in Rom, derselbe, der die berühmte „Stoß ins Herz-Depesche" verfaßte. Nachdem seine erste Gemahlin 1846 gestorben war, vermählte sich Usedom 1849 zum zweitenmal mit der Engländerin Olympia Charlotte Malcolm.

Der anonyme Autor der hier mitgeteilten Denkschrift schätzt den Erfolg, der für Preußen durch die „Zentralstelle“ erreicht wurde, gleich Null. Hierin dürfte er aber doch irren. Das preußische Staatsministerium schuf sich in dem Preßbureau ein Organ, mittels dessen es in einen ausgiebigen Teil der deutschen Zeitungen seine Ansichten über die herrschenden Tagesfragen hineinschmuggelte. Der gerade nicht aufmerksame Leser hatte gar keine Ahnung davon, daß er häufig genug auf Artikel von durch das preußische Staatsministerium geleitete Federn schwur. Die „Zentralstelle“ aber wähnte ihren Beruf erfüllt zu haben, wenn sie der öffentlichen Meinung, von Bismarck einmal als „Imponderabilien der Volksseele“ bezeichnet, eine der eben im Amte befindlichen Regierung günstige Richtung gegeben hatte. In dieser Hinsicht bildet sie einen sprechenden Beweis für die allerdings erzwungene Anerkennung der Macht dieser öffentlichen Meinung von seiten der Regierung.

Homerische Kenntnis des germanischen Nordens

Die Sage von der Zauberin Kirke und Holda-Hirke

Von

Karl Blind

I

In einem Athener Berichte der „Vossischen Zeitung“ über einen Vortrag von Professor Wilhelm Dörpfeld ist ein Auszug seiner Darlegung der „Weltkarte Homers und der Irrfahrten des Odysseus“ mitgeteilt worden. Es war darin gesagt, daß Skythien und Mysien, zufolge Homer, den Norden einnehmen; daß „die Insel Aia, wo die Kirke wohnte, nicht, wie allgemein angenommen wird, an einem Punkte des Mittelmeers liegen kann, sondern an einer phantastischen Stelle im Okeanos, jenseits Aethiopiens“; und daß Odysseus, nach seiner Abfahrt von Troja, „an den südwestlichen Teil der Erdscheibe kommt, d. h. nach der Küste des heutigen Afrika, gegenüber von Malta, wo das Land der Lotophagen und Lästrygonen liegt“.

Ich weiß nicht, ob der verdienstvolle Forscher und frühere Mitarbeiter unseres gemeinschaftlichen Freundes Schliemann in diesem in der Deutschen Anstalt für Altertumskunde zu Athen gehaltenen Vortrag die Kenntnis Homers vom hohen Norden irgendwie erwähnt hat. In dem Bericht ist nichts darüber gesagt. Daß aber in der Odyssee solche Kenntnis klar enthalten ist, unterliegt keinem Zweifel.

Man braucht nur den Zehnten Gesang aufzuschlagen, wo die Lästrygonen geschildert werden. Dort hören wir von dem Land der Mitternacht-Sonne mit seinen geschlossenen Buchten oder Föhrden (Fjorden), seinem hochgewachsenen,

gewissermaßen riesigen Volke — einem Lande, wo ein mächtiger Hirsch mit gewaltigem Geweih vorkommt. Offenbar ein Elch.

Die homerische Erdkunde ganz richtig zu stellen wird stets schwierig, ja unmöglich sein. Sie ist, wie auch in dem Vortrag gesagt wird, mehrfach fabelhaft. Zu bedenken ist schon vor allem, daß die alten Heldenlieder nicht mehr vorhanden sind, aus denen die sogenannten Homerischen Gedichte erwuchsen. Gerade in den ältesten Fassungen solcher Lieder aber ist am ehesten tatsächliche Wahrheit vorhanden. Später — das ist fast ein regelmäßiger Verlauf — wird sie verdunkelt, mit falsch ersonnenen Zutaten überladen.

So sind ja auch uns die Sänge verloren gegangen, denen das Nibelungenlied seine Entstehung verdankt und von deren Inhalt nur die in der Edda aufbewahrten, zur Siegfried-Sage gehörigen Gedichte noch Kunde geben. Karl, der Franken-Kaiser, hatte jene uralten Lieder aufschreiben lassen. Sein pfäffischer Nachfolger, Ludwig der Fromme, der sie in der Jugend gelernt, verachtete sie als heidnische Erzeugnisse und wollte sie weder lesen noch hören noch mitteilen. So meldet Eginhard.

Isländer, die im frühen Mittelalter in Deutschland reisten und studierten, haben uns indessen die rein heidnischen, noch nicht verchristlichten und verritterten Siegfried-Lieder aufbewahrt und in ihre heimische Form gegossen. Das erhellt aus dem eigenen Bekenntnisse der Nordländer — ja aus der Edda selbst. Denn das ganze Sigurd-Trauerspiel, zusammen mit Brynhildens Erweckung aus dem flammenumlohten Zauberschlafe und Sigurds Tod, geht in der isländischen Dichtung nicht in Skandinavien, sondern am Mittel- und Niederrhein vor. Später wurden durch Mißverständnis an Stelle der deutschen Namen Atli und des deutschen Hunenvolkes, dessen Gebieter Siegfried war, Etzel (Attila) und das Hunnen-Reich an der Donau im Nibelungenliede gesetzt!

Nun sind die ältesten griechischen Heldenlieder noch völliger als die deutschen untergegangen. Ihr Inhalt ist bloß in einer späten Zusammenfassung und Ueberarbeitung auf uns gekommen. Die Spuren ihres gesonderten Ursprunges sind immerhin noch in mancherlei Lücken, Widersprüchen und sprachlichen Verschiedenheiten bei Homer erkennbar. Bekannt ist zudem, daß diejenige Fassung der Homerischen Dichtung, die Alexander der Makedonier auf seinen Zügen mit sich führte, anders lautete als die wir besitzen. Wer weiß, wie manches aus der Urzeit, was Völker- und Erdkunde betrifft, klarer in Homer wäre, hätten sich die alten Lieder erhalten!

Vergessen sei ferner nicht, daß, wie die Makedonier und ihr Herrschergeschlecht vor Zeiten nicht dem griechischen, sondern dem thrakischen, den Germanen naheverwandten Stamme angehörten und erst allmählich helleniſiert wurden, so auch viele Helden der griechischen Urzeit, z. B. Agamemnon, Abkömmlinge von Phrygern und sonstigen Thrakern waren. Dafür liegt bei Sophokles („Ajas") u. a. das klarste Zeugnis vor. „Enkel eines Barbaren" wird Agamemnon da gescholten. Leicht möglich, daß in den alten Balladen, aus denen die Iliade und die Odyssee entstanden, über solche Dinge manches Wertvolle enthalten war.

Thrakische Völkerschaften und die ihnen zum Teil verwandten Skythen wohnten einst bis hoch nach Norden hinauf. Thraker saßen ursprünglich in Griechenland selbst. Leicht erklärt sich da, daß schon in grauer Vorzeit mancherlei Nachricht über Skandinavien nach Hellas drang, was aber Jahrhunderte nachher, wie gewöhnlich, wieder verdunkelt wurde.

II

Doch davon nachher mehr. Hören wir nun einige Stellen aus dem Zehnten Gesang der Odyssee.

Da wird geschildert, wie die von einem Orkan, „fern vom Vaterlande" (*γαίης ἀπὸ πατρίδος*), auf dem Meere Dahingetriebenen in eine Westgegend geraten und schwermütigen Herzens noch weiter hinweg steuern. Sechs Tage und Nächte zugleich durchschiffen sie rastlos. Drauf am siebten Tage kommt Odysseus zur lästrygonischen Feste —

... dort, wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
Und wo ein Mann schlaflos zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Diesen als Rinderhirt und den als Hüter des Wollviehs;
Denn nah' ist zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.

Das kann sich gewiß nicht auf Afrika, das kann sich bloß auf den hohen Norden beziehen, wo eine Zeitlang das Sonnenlicht in der Nacht nicht untergeht. Nur dort vermöchte ein schlafloser Mann sich zwiefachen Lohn zu erwerben.

Als nun die in der Irre Umherfahrenden an einen trefflichen Hafen kommen —

... welchem der Felsen
Rings umher anstarrend an jeglicher Seite emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegeneinander
Vornhin drehn an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:
Lenkten hinein sie Alle die zwiefach rudernden Schiffe.
Sie nun lagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,
Nahe gereiht; denn nie stieg einige Well' in dem Innern,
Weder groß noch klein; rings schimmerte heitres Gewässer.
Aber ich selbst hielt draußen allein das dunkele Meerschiff,
Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil' an den Felsen;
Spähete dann, aufklimmend, zur schroffigen Jähe des Abhangs.

Ließen sich die norwegischen Föhrden besser beschreiben? Auf Afrika paßt dergleichen nicht im mindesten.

Odysseus, der Vielkundige, bleibt so außer Gefahr, schickt aber zwei Kundschafter aus. Von einem vor der Stadt Wasser schöpfenden Mägdlein, des Lästrygonen-Fürsten Tochter, werden sie in den Palast geführt und sehen dort des Königs Riesenweib, die ihren Gemahl schnell aus der Versammlung abruft. Hier läßt der griechische Dichter seiner Einbildungskraft die Zügel schießen, indem er die Bewohner des Landes als Menschenfresser schildert. Die Tausende von Lästrygonen aber, die von des Königs Kriegsgeschrei herbeigerufen wurden, waren „gleich nicht Männern von Ansehn, sondern Giganten".

Das ist das hochgewachsene Geschlecht der Nordgermanen. Kamen nicht den Römern die alten Kimbern und Teutonen wie Riesen vor, bei deren Anblick sie sogar zuerst in Tränen ausbrachen? Des Odysseus Gefährten sind zum Weinen ebenfalls oft genug aufgelegt. So auch, als sie nachher zu dem Eilande Aiaia (nicht „Aia") gelangten, wo die Zauberin Kirke hauste, „die hehre, gesangreiche Göttin".

Auf Aiaia, sagt Odysseus:

> ... erbarmte sich mein, des Einsamen, einer der Götter,
> Der den gewaltigen Hirsch mit hohem Gehörn in den Weg mir
> Sendete.

Mit der Lanze erlegt er das ihm zum Mahl dienende „mächtige Ungeheuer", das „große Waldtier", ob dessen Anblick alle staunten. Wen zeichnet da der Dichter mit den Worten: gewaltiger Hirsch mit hohem Gehörn (*ὑψικέρων ἔλαφον μέγαν*), wenn nicht einen Elch?

Es folgen wieder Stellen, wo Odysseus zu den von Not umdrängten Genossen also spricht:

> Freunde! wir wissen ja nicht, wo Finsternis oder wo Licht ist;
> Nicht, wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter den Erdrand,
> Noch, wo sie wieder sich hebt!

Abermals eine offenbare Schilderung des hohen Nordens. Daß dazwischen griechische Namen vorkommen, ändert nichts an der Sache. Derlei fabelhafte Durcheinandermischungen finden bei solchen verdunkelten Erinnerungen oder Sagen in allen Dichtungen statt.

Zu den von Nebel und Finsternis umhüllten Kimmeriern gelangend, wo der Weltstrom Okeanos fließt — also wiederum im hohen Norden —, geht Odysseus (Elfter Gesang) auf Kirkes Anleitung in die Unterwelt, in das Totenreich, hinab. Seine grause Schilderung erinnert an eine ähnliche in der Edda. („Der Seherin Ausspruch.")

In den Nordwesten Europas versetzte man einst einen Eingang in die Unterwelt. In jenen Gegenden muß man sich also Kirkes Felseneiland Aiaia gedacht haben. Und tritt uns in dem Namen Aiaia nicht doppelt oder dreifach der Laut entgegen, der in mehreren germanischen Sprachen ein Eiland bedeutet — nämlich aa, ei, ey und ö? Unser Nordern-ey bedeutet das nördliche Eiland.

Hoch im Norden, sagte man im Altertum, liegt eine durch ihren Liederreichtum berühmte Insel. Sie heißt bei Pomponius Mela „Thule, den Griechen und uns durch ihre Lieder berühmt" (Thule ... Graiis et nostris celebrata carminibus). Dort sind, wie er mit genauer Beschreibung beifügt, kurze, oft ganz helle Nächte. Und Kirke, die Schöngelockte, die auf ferner, „in endlos wogender Meerflut eingehegter Insel" wohnt — allda man nicht weiß, wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter den Erdrand —, Kirke ist bei Homer die zauberhaft liederreiche, die „hehre melodische Göttin".

III

Nun findet sich, gewiß merkwürdigerweise, unter den vielfachen Abzweigungen aus der Gestalt unserer ebenso liederreichen und zauberhaften, mit dem Wasser in Verbindung stehenden Liebesgöttin Freia-Holda eine Herke, auch Hirke genannt!

Holda wird oft als in einer kristallenen Grotte sitzend geschildert, wie sie unter lieblichem, anlockendem Gesange Garnknäuel spinnt; denn sie ist zugleich eine dem mütterlichen häuslichen Wesen zugewandte Göttin. Noch mehr. Neben dem Namen Herke oder Hirke treffen wir im deutschen Altertum sogar auf den Namen Kerka.

Aus einigen deutschen Landschaften wird gemeldet, daß die goldhaarige, zauberhafte Liebesgöttin Holda in stillen Weihern, in Gesellschaft zweier Jungfrauen von schneeweißer Haut und goldgelbem Haar, badet. In der Gegend des Mains zeigt man noch verschiedene Badeplätze, die sie besucht habe. „Am Main hat man Frau Hulda häufig, wann die Reben blühten und mit ihrem Dufte Berg und Tal erfüllten, im Mondschein auf einem Felsen gesehen. Hier sang sie, während ihr weißes Gewand ins Tal hinableuchtete, schöne und liebliche Lieder, die einem Menschen das Herz im Leibe schmelzen machten. Man warnte aber die Kinder im Dorfe, ja nicht darauf zu achten, sondern mit Hersagung eines Vaterunser weiterzugehen, denn sonst müßte man mit der Frau Hulli bis zum Jüngsten Tage im Walde herumfahren. Ein Jüngling, der dennoch dem Gesange gelauscht hatte, wünschte sich, immer und ewig bei Frau Hulda zu sein und ihrem Liede horchen zu dürfen. Nach drei Tagen starb er und muß nun bis zum Jüngsten Tag bei ihr bleiben." („Die Götter der deutschen und nordischen Völker" von Wilhelm Mannhardt.)

Von diesen zahlreichen Sagen ist Heines unsterbliches Lorelei-Lied eine späte Nachdichtung. Die „Lore-Lei" bedeutet die zauberische Sängerin am tönenden Schieferfelsen, aus dem der bekannte Widerhall erklingt. In fränkisch-pfälzischer Mundart habe ich als Knabe die Schiefertafel nie anders bezeichnen gehört, denn als „Lei".

Wie die deutsche Freia-Holda, die in vervielfältigter Gestalt als Herke, Hirke, Harke, sogar als Harfe und Frau Harfenbart (Harfenträgerin?) auftritt, eine magisch das Herz bewegende, den Sinn des Hörers gefangennehmende Sängerin ist: so finden wir das gleiche bei der nordgermanischen Gefion. Sie ist ebenfalls eine Abzweigung der skandinavischen Freyja. Meist wird Gefion als eine jungfräuliche Meergöttin beschrieben, bei deren Namen die Mädchen ihre Eide ablegen. Auch als fahrende Sängerin ist sie gedacht, die sich durch ihre Lieder von einem schwedischen Könige viel Land erwirbt und durch ihre Zaubereien es zu der Insel Seeland vermehrt und umschafft. Es ist wiederum eine Kirke-Gestalt.

Der Namensanklang zwischen Kirke und Hirke, die lockenden Lieder der beiden lieblichen Hexen, und die Verbindung der auf felsigem Eiland wohnenden

Kirke und der Holda-Hirke mit dem Wasser sind indessen nicht die einzigen Merkmale, in denen sie zusammentreffen.

Freia-Holda erscheint in unseren Sagen oft als von Hunden und Katzen umgeben. Sie ist bekanntlich nicht bloß Liebes- und Häuslichkeitsgöttin, sondern auch Fruchtbarkeitsgöttin und als solche Wettermacherin für Regen und Sonnenschein, für Sturm und Schnee. In der Sage von Frau Holle wird der Schnee durch das Aufschütteln ihrer Bettfedern versinnbildlicht. Und merkwürdig genug, läßt sich Herodot (IV, 7) von den Skythen berichten: in einem Lande hoch oben im Norden sei die Erde und die Luft so dicht von Federn angefüllt, daß man kaum sehen könne.

Läßt nicht auch dies auf eine thrakisch-skythische, sagenhafte Ueberlieferung nach Griechenland schließen?

Die Hunde und Katzen, die im Gefolge der germanischen Wettermacherin erscheinen, bedeuten vielleicht das belfernde, heulende, knatternd kreischende Geräusch bei Donner und heftigem Regen mit Windsbraut. Im Englischen sagt man heute noch bei stürmisch strömendem Himmelsnaß: „Es regnet Katzen und Hunde." Ein Nachklang des alten Asen-Glaubens!

An Kirkes Palast stehen ebenfalls zum Hunde- und Katzengeschlecht gehörige wilde Tiere (Bergwölfe und Löwen), die —

> so wie wohl Haushunde den Herrn, der vom Schmause zurückkehrt,
> Wedelnd umstehn,

die ankommenden Gefährten des Odysseus mit wedelndem Schwanze schmeichelnd empfangen.

Ein weiteres Zusammentreffen! Von Hirke, dem Abbilde der Freia-Holda, wird gesagt, daß sie eine „riesengroße Frau" sei, die allerlei Getier, zumal Wildschweine, des Morgens auf die Weide treibt und sie nachts in ihre Höhle zurücklockt. Ihr Ruf für diese sämtlichen Tiere ist derselbe, wie man Schweine lockt: „Pickel! Pickel!" (Vgl. englisch: „pig".)

Diese Wildschweine finden sich wieder in der Schilderung, wie Kirke die Begleiter des Odysseus durch unheilsame Säfte in Eber verwandelt!

> Denn gleich waren sie Schweinen an Haupt, an Stimm' und an Bildung,
> Borstenvoll; nur der Geist war unzerrüttet, wie vormals.

Noch weiter. Gleichwie Holda zauberhaft singt, Liebesgöttin und zugleich häusliche Spinnerin ist, so Kirke desgleichen. Schon am Tor des Palastes der Göttin hören die Herannahenden, wie „sie sang mit melodischer Stimme, webend ein großes Gewand, ein unsterbliches". Nochmals heißt es von ihr:

> Eine, die großes Gewand sich webete, sang da melodisch,
> Göttin oder auch Weib.

Kirkes sinnliche Weibnatur ist genügend in der Odyssee geschildert. Der eben angekommene Vielgewanderte wird nach prächtigem Mahl sofort von ihr zur Besteigung des Lagers eingeladen und ein Jahr lang in ihrem Zauberkreise gehalten. „Kommst nimmermehr aus diesem Wald!" scheint es da aus dem

helleniſchen Heldengedichte zu klingen. Man denkt auch an Tannhäuſer in der Hörſelberg-Sage.

Sogar in der Kleidung ähneln ſich die beiden Göttinnen. Als Odyſſeus endlich nach Tannhäuſer-Art Urlaub zur Abfahrt erhält, legt Kirke zum Schmuck, vielleicht in der Hoffnung auf ſeine Wiederkehr, ein ſilberhelles Gewand (ἀργύφεον φᾶρος) mit goldenem Gürtel an. In deutſcher Sage trägt Freia-Holda ein weißes, weithin leuchtendes oder ſchimmerndes Gewand, in einer Tiroler Holda-Mär ſogar ein von goldenem Gürtel umſpanntes Silberkleid. (S. Mannhardt.)

Bei Homer heißt Kirke eine Nymphe — ohne Zweifel eine See-Nymphe. In der Tat erteilt ſie Odyſſeus volle Auskunft über Wind und Wogen, über den Okeanos und die Ströme, durch die er zum Totenreich zu ſchiffen hat.

Da mag eine Stelle aus Tacitus' „Germania" herangezogen werden. Auf einem Eilande des Ozeans (es iſt offenbar die Oſtſee gemeint) hat die Göttin Nerthus, ſo meldet er, einen Tempel in einem heiligen Haine. Verehrt wurde ſie von ſueviſchen, meeranwohnenden Völkerſchaften, den Vorfahren der ſpäter ſüdwärts nach Oberdeutſchland gewanderten Schwaben. Hat eine Umfahrt der Nerthus ſtattgefunden, ſo wird ihr „geweihter Wagen und ihr Gewand und, wenn man es glauben mag, die Göttin ſelbſt in einem geheimen See gebadet". Als „Erdmutter" bezeichnet ſie der römiſche Geſchichtſchreiber.

Dies Baden der Nerthus in einem geheimen See erinnert an die vorhin beſchriebenen ähnlichen Gebräuche der Freia-Holda an ſtillen Weihern in der Nähe des Mains. Den Namen der Nerthus erachte ich als ſprachlich in engſter Verbindung mit dem des nordiſchen Seegottes Niörd ſtehend, dem Vater der Freyja und Freyrs. In Nerthus haben wir wahrſcheinlich den Namen einer Göttin, der in der Edda nicht genannt oder unterdrückt iſt — vermutlich weil Niörd, von dem ſich Skadi, eines Rieſen Tochter, ſchied, in Geſchwiſterehe lebte, was Lokis böſe Zunge (ſ. „Oegirs Trinkgelag") nicht bloß von ihm, ſondern tatſächlich auch von Freyja und Freyr behauptete. Geſchwiſterehe war ein Brauch der an einzelnen Stellen der Edda angedeuteten uralten Wanen- oder Waſſer-Religion, deren Bekenner in blutigen Krieg mit dem Aſenglauben, einer Licht- oder Feuer-Religion, gerieten. Schließlich errang letztere durch Odins Speer die Oberhand; jedoch wurde ein Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen Niörd als Geiſel zu den Aſen kam. (S. „Der Seherin Ausſpruch", 28; das Lied von Wafthrudnir, 38, 39; „Oegirs Trinkgelag", 32, 36.)

Daß der Wanennamen das Waſſer bedeutet, habe ich vor Jahren durch ausgedehnte Vergleichungen nachgewieſen. Das Wort läßt ſich in dieſer Bedeutung in den germaniſchen Zungen Skandinaviens, Deutſchlands und Shetlands verfolgen — bis nach Indien hin im Sanskrit, aber auch im Tamul; in ſlaviſchen wie in ugriſch-finniſchen Sprachen und im Chineſiſchen. Profeſſor Max Müller, mit dem ich — wie vorher mit Profeſſor Benfey — nach erfolgter Unterſuchung darüber in Verkehr trat, war von den mir aus Sanskrit, ebenſo aus dem Chineſiſchen mitgeteilten Nachweiſen ſehr überraſcht. Dieſe um-

fassenden Nachforschungen hatte ich infolge von Quitzmanns verdienstvollem Werke: „Die heidnische Religion der Baiwaren“ eingeleitet. Meine ursprüngliche Vermutung von der Bedeutung des Namens der Wanen-Götter bestätigte sich in vollstem Maße, noch über alle Erwartung hinaus.

Ich erwähne des Punktes, weil wir bei Liebesgottheiten so oft auf einen Ursprung aus dem Wasser oder auf fortdauernde Verbindung mit ihm kommen. Freyja, die auch Wanadis, Wassergöttin, im Norden heißt, und Holda-Hirke berühren sich darin ebenfalls mit der auf meerumrauschtem Eilande in heiliger Wohnung (ἱεροῖς ἐν δώμασι) thronenden, mit Wind und Wogen und dem Laufe des Ozeans und der Ströme vertrauten Kirke.

IV

Auf sächsischem Gebiet ist Freia-Hirke auch als Hera verehrt worden. Jakob Grimm erhebt die Frage: Ob sich da eine Berührung mit der griechischen Hera ergebe?

Sei dem wie ihm wolle, der doppelte Begriff einer meerentstiegenen Liebesgöttin und einer Erdenmutter ist in alten Glaubenslehren oft vereinigt. Die in einem heiligen Haine auf einer Insel verehrte Nerthus war Mutter-Erde (Mater Terra). Wasser und Land berühren und befruchten sich. Aus einer angelsächsischen Beschwörung wissen wir, daß Freia-Herke, unter Wegfall des Hauchlautes, als Erke! Erke! Erke! Erdenmutter („Erce! Erce! Erce! Eordhan Môdor!“) angerufen wurde.

Stets aber findet sich bei Liebesgöttinnen und Erdenmüttern die Beziehung auf das durch seine Fruchtbarkeit bekannte Borstentier. Noch weiter nach Osten hin, als wo die Nerthus unter den Deutschen verehrt wurde — an den fernsten Gestaden der baltischen Gewässer, damals das Schwäbische Meer (Mare Suevicum) geheißen —, wurden, wie Tacitus meldete, zu Ehren einer Göttermutter Eberbilder getragen. Sie dienten zu magischem Schutz und Schirm gegen Feinde. Die zum suevischen Stamme zählenden Angelsachsen fochten unter Eberhelmen.

Also wieder das Tier, auf das wir bei Kirke und Hirke trafen!

Und reitet nicht die nordgermanische Freyja, gleich ihrem Bruder Freyr, auf einem Eber? Er ist bei ihr, seinem Namen nach („Hildiswin“), als Kriegseber gedacht, während wir bei dem goldborstigen Eber Freyrs, der sein Schwert verloren hat, an die Strahlen der dahineilenden Sonne, an ihn als Sonnengott zu denken haben.

All diese Berührungen von Liebesgöttinnen mit einer Erdenmutter und den bei ihnen vorkommenden Sinnbildern legen es nahe, daß das bei der Kirke beliebte Zauberkunststück der Verwandlung von Menschen in Schweine mit diesem alten Tier- und Opferdienst zusammenhängt.

Auch der klassischen Liebesgöttin Aphrodite war das Schwein geheiligt. Ebenso der Erdengöttin Ceres. Und Aphrodite bezauberte nicht bloß durch persönliche Schönheit, sondern besaß einen magischen Gürtel, durch den sie unwider-

stehlich auf Männer wirkte. Diesen Gürtel entlieh Here von ihr, um die Liebe des Zeus wiederzugewinnen. (Iliade, XIV.)

Woher aber kam die goldhaarige Aphrodite, wie sie bei Homer und anderwärts heißt, in den hellenischen Götterdienst?

Nicht aus Griechenland, sondern der klassischen Sage zufolge von jenseits Hellas, aus nördlicher Gegend. Auf Meereswogen von dort nach Süden einherwallend, erscheint sie schließlich als Schaumgeborene auf Cypern. Die ganze Natur jauchzte bei ihrer Landung auf. Blumen entsproßten, als sie dahinschwebte, ihrem Pfad.

So schwebt auch in deutschen Sagen Freia-Holda nächtlicherweile auf leuchtendem Pfade dahin, und Blumen sprießen unter ihr auf.

Eine ganz andere Liebesgöttin auf Cypern ist die später aus Kleinasien eingedrungene, die dem semitischen Aschtoreth- oder Astartedienst entsprang. Ihr Bild wurde von eingewanderten Phönikern, wohl aus Hamath, nach Cypern gebracht und später durch Griechen als Amathusia verfeinert.

Vor dieser Einwanderung war Cypern — wie auch die hoch merkwürdigen Ausgrabungen von Dr. Ohnefalsch-Richter beweisen — augenscheinlich von einem Volke thrakischen Stammes bewohnt. Ihm gehörte ursprünglich die von Norden, von jenseits Griechenlands, hergekommene goldhaarige Göttin an. Im ganzen Osten von Europa, ebenso im größeren Teil von Kleinasien und bis nach dem hohen Norden hinauf, saßen germanische, thrakische und ihnen teilweise verwandte skythische Stämme. Wer, der Herodot kennt, weiß nicht, wie vieles von Norden her in den hellenischen Götterdienst kam? (Vgl. u. a. Buch IV, 33—36).

V

Nun zu dem Namen der homerischen, offenbar in einer Gegend des hohen Nordens, in der Nähe des fabelhaften Einganges zum traurigen Totenreich, hausenden Kirke, der liederreichen, der verführerischen, liebreizenden und doch hexenhaft grausamen, der holden Schönen und zauberischen Unholdin („Gott steh' mir bei! Du bist die Hexe Lorelei!"), die den Odysseus ein Jahr lang bei sich hält und die nicht bloß herzbezwingend singt, sondern auch, gleich unserer spinnenden Holda-Hirke, kunstvoll ein unsterbliches Gewand herstellt und sich mit einem leuchtenden Silberkleide schmückt. Wie steht es mit ihrem Namen?

Ihr und der deutschen Göttin Hirke Namen mögen ursprünglich ganz gleich gelautet haben. Man denke nur an die vielfachen Umwandelungen von Kehl- und Hauchlauten in germanischen Zungen und Mundarten. Ein paar Beispiele werden genügen.

„Chlodowech" oder „Klodowech", wandelt sich in „Hlodowig" und zuletzt unter Wegfall des Hauchlautes in „Ludwig" um. Die Chatten oder Katten (es ist ganz dasselbe Wort) werden zu Hessen. Das ältere deutsche und noch alemannische „Chilcha" oder „Chilche" entsteht aus „Kirche". Im Gotischen haben Wörter, wie lachen, laden, laufen, einen Hauchlaut (hlahjan, hlathan, hlaufan),

der einst sogar noch stärker, als Kehllaut, hörbar gewesen sein mag. Herke ist mundartlich auch zu „Helche“ geworden.

Von dem Zeitworte „kehren“ stammt im Alemannischen das Hauptwort „Cheri“, d. h. die regelmäßige Wiederkehr oder Reihenfolge einer Anordnung (vgl. Kehrreim). „Chibe“ (neidisch ärgern), im Alemannischen, deckt sich mit „keifen“. „Chummlich“, bequem, stammt von kommen, kommlich. „Chuuche“ ist gleichbedeutend mit „hauchen“. Kirsche wird zu „Chriesi“. „Chungi“ ist „Kunigunde“.

In alter, fränkischer Sprache wurde die Dornhülle, Dornhalle oder Dornhürde, in die bei der Feuerbestattung der Leichnam eingehüllt wurde, „Thornechale“ genannt. Doch es ließen sich der Beispiele einer Umwandelung oder mundartlichen Schwankung zwischen K, Ch und H die Menge anführen. Erstaunlich wäre es daher nicht, in Hirke eine Kirke zu vermuten.

Jakob Grimm und Simrock wollen den Namen der Kerka, die sagenhaft als erste Gemahlin Etzels oder Attilas genannt wird, in Zusammenhang mit dem Namen der Hera-Herka oder Hirke bringen. (Im dritten Gudrunenliede der Edda erscheint eine Herkia als Geliebte des niederrheinischen Fürsten Atli.) Ich meinerseits frage aber nach obigen Auseinandersetzungen: ob sich nicht zwischen Kirke und der deutschen Göttin eine so auffallende Uebereinstimmung ergibt, daß man zu der Annahme gedrängt ist, es sei diese Gestalt einer Götterlehre entlehnt, von der die Griechen ab und zu aus den Ländern der Mitternacht-Sonne hörten?

Wie kam solche märchenhafte Meldung nach Süden?

Die Sage von der Entstehung des Bernsteins aus den Zähren der um ihren Bruder Phaethon weinenden, in Bäume verwandelten Schwestern läßt sich, bei genauer Vergleichung klassischer Nachrichten über den Fundort des für so kostbar gehaltenen Schmuckes, deutlich auf die Küsten der Ostsee zurückführen, von woher, gleichwie vom Deutschen Meer, der Bernstein bezogen wurde. In Zeiten, die lange vor der Abfassung der griechischen Heldengedichte liegen, kam der Bernstein, wie wir durch Schliemanns Ausgrabungen und durch die chemischen Untersuchungen von Dr. Otto Helm in Danzig wissen, bereits von der Ostsee nach Süden. Und zwar nicht bloß zu den vorgeschichtlichen, von thrakischen Eroberern aus Kleinasien erbauten Burgen im Peloponnes, sondern auch nach Assyrien. Das ergibt sich aus einer Stelle, die mir durch meinen Freund und ehemaligen Hochschulgenossen Professor Julius Oppert vor Jahren aus einer Keilschrift mitgeteilt wurde.

In der scheinbar so märchenhaften Bernstein-Sage ist gleichwohl eine naturgeschichtliche Wahrheit verborgen, wie das oft bei Mythen der Fall. Die von den Bäumen vergossenen Zähren sind das ausgeschwitzte Harz, aus dem bei irgend einer Erdumwälzung der Bernstein gebildet und durch Umherrollen in der See rundlich wie Tränentropfen zusammengeballt wurde. Die Herkunft des Bernsteins von der Ostsee kannten die Griechen offenbar schon vor Herodot. Er berichtet (III, 115) von einem sich im Norden Europas in die See ergießenden

Flusse, wo man den Bernstein zu finden behauptet. Allein er will die Richtigkeit nicht zugeben, weil er nichts von einer dortigen See wisse! Also schon damals verdunkelte Wahrheit.

Der Fluß, den er nennt, ist offenbar der Radun, Nebenfluß der Weichsel, gewesen. Daraus machte man in späterer Zeit den Rhodan(os) oder Eridan(os) und versetzte ihn fabelhaft bald nach Italien, bald nach Spanien.

Der Vertrieb des Bernsteins geschah auf einem „heiligen Wege". Mit anderen Worten: kraft Gewährung eines Schutzes von seiten der Völkerschaften, durch deren Land der Weg von der Ostsee und vom Deutschen Meere nach Süden ging, für die mit dem Bernsteinhandel beschäftigten Reisenden. Ein Ende dieses heiligen Weges, der offenbar durch Ostdeutschland lief, lag am Adriatischen Meer. Eine alte Ueberlieferung besagte, daß dort, etwa in der Nähe des heutigen Triests oder Venedigs, ein Eiland sich befand, auf dem Bildsäulen aus Zinn und Bernstein errichtet waren, und daß der Handelsweg von all den betreffenden barbarischen Völkern geschützt wurde. Diese Bildsäulen erinnern an ein ähnliches Mahnzeichen, das einst auf einer westafrikanischen Insel stand. Es war ein Standbild, das mit einem Finger nach Westen deutete. Offenbar ein Hinweis auf eine frühere Entdeckung Amerikas vor Kolumbus. Dieser Weltteil ist ja mehr als einmal entdeckt worden.

Nördlich von Griechenland wohnten, zufolge den Homerischen Gedichten, Mysier und andere thrakische Stämme, die Herodot als „das größte Volk der Erde" bezeichnet, „die Indier ausgenommen". Ihre Wohnsitze sind von Kleinasien an bis nach dem hohen Norden hinauf nachweisbar. Sie werden als rot- oder goldhaarig, blauäugig, hochgewachsen, äußerst kriegerisch, musikalisch, dem Bechern stark ergeben, nicht selten aber auch der Gelehrsamkeit und dem Nachsinnen über den Ursprung der Dinge zugeneigt geschildert. Die Alten sprachen deshalb auch von „thrakischer Weltweisheit". Wahrlich echt germanische Eigenschaften.

An die Thraker grenzten die Skythen, die — das deutet schon ihr Name an — großenteils den Thrakern und dadurch den Germanen ebenfalls nahestanden. Ein Teil der noch östlicher wohnenden Skythen-Stämme verlor sich indessen unter Völkerschaften turanischer, mongolischer Verwandtschaft. Johannes Freßls verdienstvolles Werk: „Die Skythen-Saken, die Urväter der Germanen" liefert in einer Unmasse griechischer und lateinischer Stellen, mit vortrefflichen sprachlichen Vergleichungen, die überzeugendsten Anhaltspunkte. Daß die Mehrzahl der mit Bogen schießenden Skythen den in ihrer Nähe seßhaften Thrakern verwandt war, kann für den Kenner der alt-klassischen Zeugnisse keinem Zweifel unterliegen.

Jornandes, der gotische Geschichtschreiber, wußte seinerseits, daß die Geten, ein Hauptstamm der Thraker, die Vorväter der Goten waren. Ich will auf diesen Punkt hier nicht weiter eingehen. Genug ist darüber seit Thurmayr bis zu Jakob Grimm, Voß, dem Uebersetzer der Homerischen Gedichte, Rawlinson, dem Herausgeber und Erläuterer von „Herodot", und Schötensack geschrieben worden. Max Müller, welcher der Sache früher keine Aufmerk-

samkeit geschenkt hatte, hat mir zugegeben, daß die schon lange behauptete Deckung sogar des Namens der Thraker und der Phryger (eines großen Stammes der Thraker) mit dem der deutschen Franken (nordisch „Frakkar") klar ersichtlich ist. In Hesychs Wörterbuch ist der Name der Phrygen oder Frigen geradezu als „Freie" — somit Franken — erklärt.

Was die weitverbreiteten Skythen betrifft, so nannte man noch in der Goten- und Angelsachsen-Zeit Süd-Skandinavien „Skythien". Skythen läßt sich als „Schütze" auflösen. Im Dänischen heißt der Schütze noch heute „Skytte"; in niederdeutschen Mundarten bis nach Belgien hin „Skutter".

Offenbar sind auf dem „heiligen Wege" des Bernsteinhandels von Norden nach Süden allerhand Sagen nach Griechenland gekommen, die dort, verfeinert und etwas umgestaltet, in die hellenische Märenwelt aufgenommen wurden. Selbstverständlich mußte dieser Verkehr durch Männer vermittelt werden, die an den Sprachgrenzen mit der Zunge der Nachbarvölker vertraut geworden, ob dies nun Griechen oder Barbaren waren. Gerade die letzteren, das ist bezeugt, besaßen dafür oft die größere Fähigkeit. Es sei hier nur des Thrakers Mys erwähnt, der bei Befragung eines Orakels sowohl Karisch als Griechisch sprach, zum Erstaunen seiner thebanischen Begleiter (Herodot, VIII, 135). Die Priesterin selbst hatte in karischer, d. h. thrakischer Sprache geredet. Bezeugt ist auch durch die Alten, daß viele wichtige Erfindungen im Gewerbfleiß den „barbarischen" Völkern zu verdanken waren. Der ganze Musendienst wurde von den musikalischen Thrakern nach Griechenland eingeführt. Der Helikon, die Hippokrene und andere berühmte Orte waren von den Thrakern besiedelt. (Strabon, IX, 2, 25.)

Infolge mehrfacher Doppelsprachigkeit verschmolzen die Thraker allmählich um so eher mit den Hellenen, obwohl lange Zeit hindurch das Thrakertum sich in Griechenland selbst noch erhielt. Gerade die athenische Bevölkerung war ursprünglich „barbarischer" Zunge. (Herodot, I, 57, 58.) Erst nach und nach wuchsen die verschiedenen Bevölkerungen zusammen. Auf diese Weise blieb die sprachliche Verbindungslinie bis nach dem hohen Norden hinauf lange erhalten.

So hatte ja in späteren Jahrhunderten, um die Zeit von Alexanders des Großen Tod, der Grieche Pytheas, als er von Massilia (Marseille) nach Britannien, von da ins Deutsche Meer und in die Ostsee und bis nach Norwegen und Shetland hinauf fuhr, mit kimbrischen Führern zu Dolmetscherzwecken zu tun. Nur so begreift man die von ihm gesammelte, in einem Werke niedergelegte Kenntnis des Nordens — ein Werk, das leider verloren gegangen ist, von dem sich aber eine Anzahl merkwürdiger Stellen in klassischen Schriftstellern erhalten haben.

In deutscher Geschichte beginnt man gewöhnlich mit den Kimbern und Teutonen — etwa hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung. Pytheas meldete gleichwohl schon zweihundert Jahre früher von Teutonen und Goten an der Ostsee. Manche Länder- und Ortsnamen, die er, an Norwegens Küste bis Thule hinauf segelnd, hörte und niederschrieb, sind klar germanisch. Später wird das Meer, das wir törichterweise immer nur die „Nordsee" nennen — während doch

selbst die Schiffer und Fischer an der englischen Ostküste noch vom „German Ocean" reden —, bei Römern und Griechen als Germanicum Mare und als „Germanikos Okeanos" bezeichnet. Ja, Pomponius Mela sagt sogar geradezu: „Scandinaviam quam adhuc Teutoni tenent" (Skandinavien, das die Teutonen bis zur Stunde innehaben").

Sicherlich darf man also behaupten, daß schon in grauer Vorzeit allerhand Kunde vom hohen Norden und von der Verwandtschaft der bis zu den Kimmeriern hinauf wohnenden Völkerstämme nach Süden gelangt ist. Lange vor Pytheas, der den Seeweg einschlug, um den Phönikern in ihren Handelsbeziehungen auf die Spur zu kommen, war der Landweg von Norden nach Süden vielfach betreten worden. Auf diesem Wege muß die Bernstein-Sage, ebenso die Sage von Kirke zu den Hellenen gelangt sein.

Später verdunkelte sich die Ueberlieferung von dem uralten Verkehr. Dasselbe geschah ja auch zwischen Europa und dem Weltteile jenseits des Atlantischen Ozeans, von dem schon die alten ägyptischen Priester sprachen. Zuletzt war es Kolumbus, der nach dem, was er ohne Zweifel in Island („Thule") über eine fünfhundert Jahre frühere Entdeckung und Siedelung germanischer Nordmänner jenseits des großen Meeres gehört hatte, den Verkehr mit Amerika wiederherstellte, ohne freilich auch nur zu ahnen, daß er auf einen neuen Weltteil geraten war.

Unveröffentlichte Briefe Giuseppe Verdis und seiner Gattin Giuseppina Strepponi-Verdi an die Gräfin Maffei

Mitgeteilt von

Aleſſandro Luzio (Mantua)

(Schluß)

S. Agata, den 11. Oktober 1883.

Ich habe alles erfahren:[1]) ich habe Ihren Mut bewundert und kann jetzt, nachdem die erste nervöse Erregung vorüber ist, die ganze Niedergeschlagenheit Ihrer Seele wohl begreifen. Es gibt keine Worte, die bei solchen Schicksalsschlägen Trost gewähren können, und ich mag Ihnen nicht das einzige dumme Wort „Mut" sagen, ein Wort, das immer, wenn es an mich gerichtet wurde, meinen Zorn erregt hat. Da braucht man andres! Trost werden Sie allein in der Stärke Ihrer Seele und in der Festigkeit Ihres Geistes finden.

Mein Scherflein wird nicht fehlen. Ich danke Ihnen . . .

---

[1]) Carlo Tenca war gestorben, der Herzensfreund der Gräfin und einer der hervorragendsten Patrioten und Publizisten Italiens.

Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit in Ihren Bergen; schaffen Sie sich einen guten Vorrat davon, um ihn nach Mailand mitzunehmen.

Ach, die Gesundheit, die Gesundheit! Ich habe seit vielen Jahren nicht mehr daran gedacht, aber ich weiß nicht, wie es in Zukunft gehen wird.

Der Jahre fangen wirklich an zu viele zu werden, und ich denke ... ich denke, daß das Leben die einfältigste Sache und, was noch schlimmer ist, unnütz ist. Was tut man? Was haben wir getan? Was werden wir tun? Wenn man alles recht zusammenfaßt, so lautet die demütigende und höchst traurige Antwort:

Nichts!

Leben Sie wohl, meine liebe Clarina! Lassen Sie uns so viel wie möglich das Traurige vermeiden und fernhalten und bleiben wir uns gut, solange es sein kann ...

*

Genua, den 29. Januar 1884.

Was sagen Sie doch nur? Ich bin es, der Ihnen danken muß und Ihnen erkenntlich zu sein hat für die aufrichtige Liebe, die Sie mir stets bewahren, und für den freundlichen Empfang, den Sie mir jedesmal bereiten, wenn ich das Vergnügen habe, Sie in Mailand zu sehen.[1]) Schade, daß ich bei diesem letzten Anlaß nicht häufiger habe zu Ihnen kommen und nicht länger bei Ihnen habe bleiben können. Aber was wollen Sie? Wenn man mit dieser Zwangsanstalt zu tun hat, die andre Theater nennen, ist man nie Herr seiner Zeit. O die armen Künstler, die zu beneiden viele die ... ich will sagen, die Güte haben! Sie sind die Sklaven eines Publikums, das in den meisten Fällen unwissend, (und das wäre nicht das Schlimmste), launenhaft und ungerecht ist! Ich muß lachen, wenn ich denke, daß auch ich freundliche Empfindungen gehabt habe ... ich war fünfundzwanzig Jahre alt ... aber sie waren von kurzer Dauer. Ein Jahr später fiel die Binde; und wenn ich in der Folge mit dem Publikum zu tun hatte, waffnete ich mich mit einem Panzer, und so gerüstet gegen die Schüsse, rief ich: „Nur heran!" In der Tat, es waren immer Schlachten! Schlachten, die einen niemals froh machten, auch wenn man Sieger wurde!!... Traurig, traurig!...

Sprechen wir jetzt von uns. Ich bilde mir ein und hoffe, daß es Ihnen gut geht. Auch uns geht es mit der Gesundheit nicht schlecht. Die Sonne ist herrlich, aber die Luft ist ein wenig bewegt und kühl. Ich habe zweimal Boito gesehen, der ruhig in Nervi lebt ...

*

S. Agata, den 23. Mai 1884.

Ich bedaure sehr von den Schmerzen zu hören, die Sie Ihrer Freunde wegen haben. Es ist der natürliche Lauf der Dinge. Die Welt ist einmal so geschaffen,

---

[1]) Im Januar 1884 wurde in der Scala der „Don Carlos" gegeben, den Verdi auf vier Akte gekürzt hatte, um „mehr Gedrängtheit und mehr packende Kraft" zu erzielen.

und man muß sich drein ergeben. Man wird geboren, man vergeudet das Leben meistenteils nutzlos, man erreicht die Epoche der Gebrechen und Krankheiten und dann ... Amen! Sagen Sie deshalb nicht: „ich habe zu lange gelebt". So ist es, so ist es, und so muß es sein. Machen Sie sich indessen, wenigstens für den Augenblick, meinetwegen keine Sorge mehr. Es geht mir nicht so schlecht und es bessert sich ein klein wenig. Ich verdaue etwas besser und auch der Kopf ist mir weniger schwer. Ich befolge die Verordnungen Todeschinis, an den ich eben heute schreibe, und so werden wir schon sehen ... Im übrigen einige unangenehme Empfindungen da und dort, eine Folge der siebzig Jahre ...

*

S. Agata, den 16. November 1884.

Sie werden es mir wohl nicht übelnehmen, wenn ich trotz meines langen Schweigens Ihnen auch heute nicht ausführlich schreiben kann. Es sind jetzt mühevolle, antipathische, poesielose Tage ... Tage voller Geschäfte, Ziffern, Abrechnungen mit Bauern und Verwaltern ... Prosaische, höchst prosaische Dinge; aber leider hat man ohne diese Prosa nichts zu essen. Arme menschliche Natur! Und wir dünken uns große Wesen, überlegene Geister zu sein und ... O weh! ...

Ich habe die Postkarte erhalten und habe wegen des armen Giulio [1]) geschrieben, und ich habe das ungeheure Unrecht begangen, Ihnen nicht gleich dafür zu danken. Entschuldigen Sie!

Auch der arme Vaucorbeil ist dahingegangen. Er war ein guter Komponist und ein Ehrenmann. Er war nicht am rechten Platze als Direktor des großen Ladens der „Opéra".

Ich weiß nicht, wann wir nach Genua fahren werden, und ich kann Ihnen nicht sagen, ob wir vorher nach Mailand kommen werden; schuld daran ist immer diese verwünschte obenerwähnte Prosa. Ich will hier mit allem ein Ende machen, alles verpachten, was ich noch an Grundbesitz habe, um nichts mehr zu tun zu haben ...

*

Genua, den 11. April 1885.

Ich bin dieser Tage in S. Agata gewesen und habe nicht gleich geantwortet, um Halleluja mit Ihnen zu singen. Obwohl Ostern vorüber ist, rufe ich noch Halleluja zu Ihrer Wiederherstellung und wünsche Ihnen, daß Sie sich noch dreißig Jahre lang gesund erhalten ... und wenn die dreißig zu wenig sind, so werden wir, wenn Sie dort angekommen sind, noch weitere hinzufügen.

Sie fragen mich, ob meine Gesundheit „wirklich gut" ist. Sollte das „wirklich" bedeuten, daß Sie daran zweifeln? Ich will Ihnen also sagen, daß es mir sehr gut gehen würde, wenn ich keinen Magen und keinen Kopf hätte. Diese quälen mich oft, wiewohl nur leicht. Obwohl ich keine Diätfehler bei den Mahlzeiten begehe, hat der Magen doch oft ein wenig zu leiden und der Kopf ist mir immer schwer. Oft ist mir, als hätte ich eine Kappe aus Blei darauf,

[1]) Carcano, gest. im Jahre 1884.

die kommt und geht, dann verschwindet sie, ohne daß ich es merke. Das alles würde mich nicht hindern, mich zu beschäftigen, wenn ich wollte.

Ich glaubte, daß Filippis Leiden nicht so schwer wäre, wie Sie mir sagen. Es ist gewiß ein recht schweres Unglück für seine Familie. Sehr schwer ist auch das Giulios![1]) Boito schrieb mir davon als von einer Sache, die jetzt vorüber wäre, aber ich fürchte leider, daß es nicht so ist. Der arme Giulio! O, das ist ein viel größeres Unglück, für seine Familie, für die Anstalt und für viele junge Künstler. Trotzdem wollen wir hoffen!

Bestellen Sie vielen Dank und herzliche Grüße an unsern Tyrannen[2]) und freuen Sie sich mit Maffei über seine ewige Jugend. Adieu ...

*

S. Agata, den 9. Oktober 1885.

Heute ist wirklich der schreckliche Tag. Zweiundsiebzig Jahre! ... Wie schnell sind sie vergangen trotz so vieler trauriger und freudiger Erlebnisse und so vieler Strapazen und Mühen. Aber lassen wir diese Gedanken, die, wenn man sich zu sehr in sie vertieft, zur Mutlosigkeit, zur Verzweiflung führen!

Und wie geht es Ihnen, meine liebe Clarina, ohne die Menschen, die Ihnen zugetan sein müssen und die Ihnen seit so vielen Jahren ergeben sind? In unserm Alter fühlt man das Bedürfnis, sich gleichsam zu stützen. Noch vor wenigen Jahren glaubte ich mir selber genug zu sein und nichts nötig zu haben. Wie anmaßend! Jetzt beginne ich zu begreifen, daß ich ... recht alt bin ... Mit der Gesundheit geht es mir so so. Peppina ebenfalls ...

*

Genua, den 11. Dezember 1885.

Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar für den Brief, den Sie mir geschrieben haben, aber ich bin zugleich auch sehr, sehr beschämt! Beschämt, weil ich Ihnen gleich von hier aus hätte schreiben sollen: statt dessen sind Sie mir zuvorgekommen. Ach, ich bin wirklich ein großer ... (taufen Sie mich). Die Sache ist die, daß ich, obwohl ich schon so lange auf der Welt bin und alles mögliche erlebt habe, recht wenig gelernt habe und die bäuerliche Rinde immer geblieben ist und sehr oft erscheint der alte Bauernjunge von den Roncole in seiner ganzen Größe. Was kann ich dafür? ...

Ich hoffe, daß Sie vollständig wiederhergestellt sind[3]) und daß Sie trotz so vieler Sorgen und Unannehmlichkeiten die früheren Kräfte wiedererlangt haben. Wenn es so ist, erhalten Sie sie und nehmen Sie alle Rücksicht darauf. Strengen Sie sich nicht zu sehr an, auch nicht, um Ihre intimsten Freunde zu empfangen ...

---

[1]) Ricordi.

[2]) Der Hausarzt Todeschini.

[3]) Die Gräfin starb im Juli 1886.

II

Briefe von Giuseppina Strepponi-Verdi.

(S. Agata, Mai 1867)

Die Mühe und die Aufregungen der verflossenen Tage brachten mein Blut auf den Siedepunkt, und ich kam mit einem großartigen Kopfweh zu Hause an, das mir, wenn es mich auch gestern hinderte, Dir zu schreiben, doch erlaubte, Verdi alle Ereignisse von Mailand zu erzählen.[1]) Er erwartete mich am Bahnhof von Alseno mit der kleinen Filomena, und kaum daß wir im Wagen saßen, fragte er mich nach meiner Familie und was ich in Mailand bezüglich der Möbel ausgerichtet habe. Ich sagte, daß ich viel herumgelaufen sei, ohne etwas von dem zu finden, was ich wünschte; daß ich Ricordi, Piave und seine Freuden gesehen habe und daß ich, so knapp meine Zeit auch war, wenn er mir einen Brief für Dich mitgegeben hätte, zu Dir gegangen wäre, trotz eines gewissen Widerstrebens wegen des Embonpoints, das mir seit drei Jahren nicht mehr erlaubt, im Kreise gefühlvoller Frauen zu sitzen. Während er mir lachend das schmeichelhafte Epitheton „kapriziöse Frau" gab (es wird nur jungen Frauen gegeben, und das bin ich seit einiger Zeit nicht mehr), holte ich sachte, ganz sachte Dein Briefchen aus der Börse, warf es ihm in den Schoß, und kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so ließ er mich eine große Reihe von Zähnen, einschließlich der Weisheitszähne, sehen!

Ich erzählte ihm rasch, im Sturmschritt, wie Du mich empfangen habest; wie Du (etwas Außerordentliches für Dich) mit mir ausgegangen seiest; wie einfältig ich gewesen sei, Jahre verstreichen zu lassen, ehe ich Dich kennen gelernt hätte, und er sagte immer wieder: „Das überrascht mich nicht, das überrascht mich nicht, ich kenne Clarina."

Da ich die Maschine mit Volldampf gehen lassen wollte, sagte ich mit affektierter Gleichgültigkeit: „Wenn ich wieder einmal nach Mailand gehe, werde ich Dich zu Manzoni bringen. Er erwartet Dich, ich war neulich mit ihr dort."

Puff! Diesmal war die Bombe so stark und kam so unerwartet, daß ich nicht mehr wußte, ob ich den Wagenschlag aufmachen sollte, um ihm frische Luft zu verschaffen, oder ob ich ihn schließen sollte, aus Furcht, daß er mir im Paroxysmus der Ueberraschung und der Freude hinausspringen könnte! Er wurde rot und blaß und der Schweiß trat ihm auf die Stirn; er nahm seinen Hut ab und knetete ihn so, daß er fast einen Kuchen daraus machte. Dann (dies soll unter uns bleiben) hatte der ernste, wilde Bär von Busseto die Augen voll Tränen, und wir beide waren so gerührt und ergriffen, daß wir zehn Minuten in völligem Schweigen verharrten. Macht des Genius, der Tugend und der Freundschaft! Noch einmal vielen Dank, meine gute Clarina, in Verdis und meinem Namen! Seit Sonntag werden in dieser Einsamkeit der Name des

---

[1]) Ueber die sonderbare Ueberraschung, die Giuseppina ihrem Gatten bereitete, indem sie, ohne daß er etwas davon wußte, kühn der Gräfin Maffei und dem Dichter Manzoni einen Besuch abstattete, vgl. oben Verdis Brief vom 24. Mai 1867.

Heiligen und der Deinige alle Augenblicke genannt; mit welchem Zusammenklang von Lobeserhebungen und zärtlichen Worten, das magst Du Dir selber vorstellen.

Jetzt quält sich Verdi mit dem Gedanken, an Manzoni zu schreiben, und ich lache, weil, nachdem ich so verlegen, verwirrt und einfältig gewesen bin, als Du mir die große Ehre verschafftest, mich in seiner Gegenwart zu befinden, ich mich darüber freue, daß auch diejenigen, die viel mehr als ich sind, sich ein bißchen verlegen fühlen, am Schnurrbart zupfen und sich hinter den Ohren kratzen, um Worte zu finden, die würdig sind, den Giganten gesagt zu werden.

Je mehr ich daran denke, desto größer wird mein Staunen, nicht über meine bodenlose Albernheit, sondern über die unglaubliche und doch aufrichtige und tiefe Bescheidenheit — wessen? Des Mannes, der das Buch unsrer Zeit schrieb ...

Giuseppina Verdi.

*

Genua, den 14. Juni 1867.

Ich habe verlangt, daß meine Zähne, die Zimmerleute, die Tapeziere und alle meine gegenwärtigen Tyrannen mir einen Tag Ruhe lassen, um das Vergnügen zu genießen, meinen Freunden in göttlichem Frieden zu schreiben. Es ist sieben Uhr morgens; Verdi ist gestern nach S. Agata gereist, und ich schreibe Dir, ganz allein in einem großen Saal sitzend, der den Blick aufs Meer hat ... jenes Meer, das ich abgöttisch liebe und das mich (das tückische Ding!) ruhig und lächelnd anschaut wie eine glückliche Frau am Tage nach der Hochzeit. Die Frau und Du, meine liebe Clarina, könnt glücklich sein, weil Ihr nicht das antipoetische Fieber der Umzüge und des Hausmöblierens kennt. Was mich betrifft, so bin ich so oft von diesem Unglück heimgesucht worden, daß ich mich bisweilen frage, ob ich einmal in mehr oder minder würdiger Weise der Schar der wohlklingenden und mißtönenden Wesen[1]) angehört habe oder ob ich vielmehr nur ein langes apprentissage durchgemacht habe, um als erster Gehilfe in das Geschäft Righinis oder eines andern Tapeziers einzutreten. Im übrigen sind Verdi, viele Umstände und ich selbst die Ursache dieser vielen instand gesetzten Wohnungen und somit meiner gegenwärtigen Nöte. Vor vielen Jahren (ich wage ihre Zahl nicht zu nennen) bat ich, da ich das Landleben im höchsten Grade liebe, Verdi recht eindringlich, Paris zu verlassen, um unter dem Dach des freien Himmels jene heilsamen Luft- und Lichtbäder zu nehmen, die ebensosehr dem Körper Kraft wie dem Geist Ruhe und Heiterkeit geben. Verdi, der ähnlich wie Auber fast ein Grauen vor dem Aufenthalt auf dem Lande hatte, erklärte sich nach vielen Bitten damit einverstanden, ein Häuschen in geringer Entfernung von Paris zu nehmen. In der Reihe der Freuden war dieses neue Leben für Verdi, wie ich mir zu sagen getraue, eine Offenbarung. Er begann es mit solcher

---

[1]) Giuseppina Strepponi drückt sich hier viel zu bescheiden aus; sie war eine hervorragende Sängerin, die stets den lebhaftesten Beifall erntete.

Wärme, mit solcher Leidenschaft zu lieben, daß ich mich in dieser Verehrung der Waldgötter übertroffen und allzusehr erhört fand. Er kaufte das Landgut in S. Agata, und ich, die ich bereits ein Haus in Mailand und ein andres in Paris möbliert hatte, mußte ein pied à terre in den neuen Besitzungen des vortrefflichen Professors von Le Roncole[1]) einrichten. Zu unsrer unendlichen Freude wurde mit der Anlage eines Gartens begonnen, der anfangs „Peppinas Garten" genannt wurde. Dann wurde er erweitert und „unser Garten" genannt. Jetzt, wo er sehr groß ist, wird er definitiv „sein Garten" genannt; und ich kann Dir sagen, daß er in diesem seinem Garten dermaßen den Selbstherrscher spielt, daß ich auf wenige Spannen Terrain beschränkt bin, auf denen er nach ausdrücklich festgesetzten Bestimmungen nichts zu sagen hat. Ich kann nicht auf Ehre und Gewissen versichern, daß er diese Bestimmungen immer einhält, aber ich habe ein Mittel gefunden, ihn zur Ordnung zu rufen, indem ich ihm drohe, Kohl statt Blumen zu pflanzen. Dieser Garten, der immer größer und schöner wurde, erforderte ein etwas weniger bäuerliches Haus; Verdi verwandelte sich in einen Architekten, und ich kann Dir nicht sagen, wie die Betten, die Kommoden und alle sonstigen Möbel während des Baues herumspazierten und -tanzten. Es möge Dir genügen, daß mit Ausnahme der Küche, des Kellers und des Stalles wir in allen Räumen des Hauses geschlafen und gegessen haben. Als es sich um die Geschicke Italiens handelte und Verdi mit andern Herren für den König Vittorio Staaten in die Tasche steckte,[2]) kamen Guerrieri, Fioruzzi u. s. w. nach S. Agata und hatten die Ehre, in einer Art Halle oder Entree zu essen, in Gegenwart verschiedener Nester von Schwalben, die ruhig durch ein Gitter hinaus- und hineinflogen, um ihren Jungen Futter zu bringen. Als es Gott gefiel, wurde das Haus fertig, und ich versichere Dir, daß Verdi die Arbeiten gut und vielleicht besser als ein wirklicher Architekt leitete. Das ist also die vierte Wohnung, die ich möblieren mußte. Aber während die Sonne, die Bäume, die Blumen und das unendlich große, mannigfaltige Geschlecht der Vögel das Land einen großen Teil der Jahres hindurch so schön machen und beleben, liegt es im Winter traurig, stumm und kahl da. Da liebe ich es nicht. Wenn der Schnee diese riesigen Ebenen bedeckt und die Bäume mit ihren kahlen Aesten wie trostlose Skelette aussehen, kann ich die Augen nicht erheben, um hinauszuschauen: ich verhülle die Fenster in Manneshöhe mit geblümten Vorhängen und habe in mir eine unendliche Traurigkeit, ein Verlangen, dem Lande zu entfliehen und zu fühlen, daß ich unter Lebenden lebe und nicht unter Gespenstern und in der Stille eines ungeheuern Friedhofs. Verdi mit seiner eisernen Natur würde vielleicht gern auch im Winter auf dem Lande geblieben sein und sich der Jahreszeit angemessene Freuden und Beschäftigungen zu schaffen verstanden haben, aber in seiner Güte bekam er Mitleid mit meiner Vereinsamung

---

[1]) Kleiner Ort in der Nähe von Busseto, wo Verdi seine Kindheit verbracht hatte.

[2]) Verdi legte im September 1859 dem König die Ergebnisse der Volksabstimmung im Herzogtum Parma vor.

und meiner Traurigkeit, und nach vielem Schwanken bezüglich der Wahl der Gegend haben wir unsre Winterzelte dem Meere und dem Gebirge gegenüber aufgeschlagen, und ich bin jetzt dabei, die fünfte und gewiß letzte Wohnung in meinem Leben zu möblieren ... Doch ich merke, daß ich auf dem Wege bin, Dich mit einer langwierigen Geschichte zu quälen. Entschuldige, bitte, alle diese kindischen Einzelheiten Deiner Liebe zu Verdi ... und auch ein wenig zu mir. Kommen wir jetzt zum Halbernsten, um dann zum Ernsten zu gelangen; doch glaube ich, daß ich heute nicht in der Stimmung bin, mit dem Tragischen zu enden.

Unter dem Halbernsten verstehe ich, daß ich Dir das Eintreffen meines Bildes anzeige, das von den sechs in Rußland angefertigten die letzte wertvollste Kopie ist: ich sage, die wertvollste, weil ich nach einer Beratung mit meinem aufrichtigen Freunde, dem Spiegel, ihm versprochen habe, mir keines davon mehr machen zu lassen. Nimm es also freundlich auf, wie ich es Dir darbiete, und hänge es recht ins Dunkle, damit das Licht die Farben und Linien dieser prächtigen Bauernfrau nicht verändert, die Dir ihr Bild zu schicken wagt.

Verdi bringt Dir das seine dar, und hier sieht sich die Sache anders an. Du kannst es ins hellste Licht stellen. Es ist das Bild eines Mannes, der mit seinem Talent und seinem Charakter seinem Lande zur Ehre gereicht. Es ist das Bild eines Deiner aufrichtigsten Freunde. Du kannst es küssen und ans Herz drücken, denn diese Liebesbezeigungen sind der Ausdruck des edelsten, des reinsten der Gefühle, die die Menschheit zieren. Und da wir gerade von Bildern sprechen: es schmerzt und bedrückt mich im höchsten Grade, Dir sagen zu müssen, daß es mir unmöglich war, von Verdi das für Filippi erbetene Bild zu bekommen. Ich habe mehrere Male versucht, die Sache zur Sprache zu bringen, doch ohne Erfolg; als Dein Brief ankam, hoffte ich vollständig gerüstet zu sein und ging wieder zum Angriff über. Da, als er nicht, wie man zu sagen pflegt, auf Seitenwegen entkommen konnte, sagte er bitter: „Wenn Freunde mein Bild wünschen, gebe ich es ihnen gern; wenn meine Feinde es wünschen, sollen sie hingehen und es kaufen;“ und damit drehte er mir den Rücken. Wie Du Dir vorstellen kannst, war ich sprachlos, und da ich ihn kenne, so denke ich, wenigstens vorläufig, nicht daran, einen neuen Versuch zu machen.

Verdi hat das Porträt des Heiligen[1]) einrahmen lassen, umgeben von dem Efeu, den Du in seinem Gärtchen gepflückt hast, und da er alles für sich haben wollte, so hat er den kleinen Efeukranz wie mit einer Agraffe mit dem Stiefmütterchen geschlossen, das Du mir gegeben hattest. Doch ich verzeihe ihm diese Raubgier, da es Pfänder, Andenken und Heiligtümer sind, die uns beiden gehören und uns ins Grab folgen werden ...

Du darfst nie wieder den garstigen Ausdruck brauchen: „mein einsames Leben“. Denke doch daran, daß Du ein Gut besitzt, wie kein König in der Welt ein gleiches hat: einen Kranz von aufrichtigen Freunden, die Dir bis zum letzten Deiner Tage bleiben werden ...

---

[1]) Manzoni.

Du hast mich zum Lachen gebracht mit dem Gedanken jenes Franzosen, der sagte: „Elle est un peu la mère de son salon.“ Man muß über den Ausdruck lachen, aber der Gedanke ist richtig. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie Deine so überaus zarte Natur die Aufregungen und Exaltationen aushalten kann, die Dir Dein so unendlich liebevolles Wesen alle Augenblicke verursacht. Geheimnis Gottes und der Natur ...

*

Den 25. Juni 1867.

Das Efeublatt, das Du mir schickst, und die Haare jenes ehrwürdigen Hauptes,[1]) das würdig wäre, das Angesicht Christi zu küssen, würden mich zu jeder Zeit tief bewegt haben, aber jetzt in dem Kummer, in dem wir uns befinden, haben sie mich wirklich zum Weinen gebracht. Verdis alter Schwiegervater,[2]) den ich liebe und von dem ich wie eine Tochter geliebt werde, ist in ernster Lebensgefahr. Er ist schon lange krank, aber seit zwei Tagen hat sich sein Zustand sehr rasch verschlimmert, und wir sehen zu unserm unendlichen Schmerze dieses ehrliche Gesicht mit jedem Augenblick bläßer und leichenhafter werden. Wir sehen diese fast sterbenden Augen mit einer so tiefen Liebe auf uns gerichtet, daß es uns wirklich das Herz zerreißt.

Danke Deinem Heiligen für das Gute und die Ehre, die er uns erweist, indem er unser gedenkt. Er, der den aufrichtigen und vollkommenen Glauben hat, möge Gott bitten, Erbarmen zu haben mit diesem armen Greise und ihn uns noch zu erhalten, die wir ihn so sehr lieben.

*

S. Agata, den 22. Juli 1867.

Er ist tot! In unsern Armen gestorben! Lebe wohl, inniggeliebter Greis! Unser Schmerz, unser Segen, unsre Liebe werden dich über das Grab hinaus begleiten. Die Erinnerung an deine Güte und an das Gute, das du Verdi erwiesen, wird erst erlöschen, wenn auch wir die Augen schließen werden! Das letzte Wort, der letzte Blick galten Verdi, seiner armen Frau und mir. Ich sage Dir nicht mehr, weil ich nicht die Kraft habe. Weine mit uns und bete um Frieden für die Seele dieses Mannes, den wir so sehr, so innig geliebt haben.

Verdi drückt Dir die Hände und ich drücke Dich an mein Herz. Adieu, adieu.

*

S. Agata, den 18. Juli 1869.[3])

... Gott sei gedankt, es ist vorüber: und so ist es unnötig, daß ich versuche, Dir eine tragisch-erschütternde Beschreibung davon zu machen; aber Du sollst schließlich wissen, daß die „Pfütze“, die infame Pfütze[4]) sich um ein Haar in unser Grab verwandelt hätte. Das alte Sprichwort hat recht, daß man

---

[1]) Manzoni.

[2]) Der Vater von Verdis erster Frau, Barezzi, sein Gönner und Wohltäter.

[3]) Zu diesem Brief vgl. oben den Brief Verdis vom 29. Juli 1869.

[4]) Der Teich in S. Agata.

ſtillen Waſſern nie trauen ſoll. Verdi war im Boot und reichte mir die Hand, um mir beim Einſteigen behilflich zu ſein. Ich ſetzte einen Fuß hinein, und als ich mit dem zweiten nachfolgte, ſchlug der Kahn um und wir beide ſanken hinunter bis auf den Grund des Teiches, wirklich bis auf den Grund! Verdi, dank dem lieben Gott, dem Zufall oder ſeiner Geiſtesgegenwart, konnte, als er fühlte, daß das Schiff ihn leicht am Kopf berührte, indem er den Arm hob, dieſen ſonderbaren Sargdeckel kräftig zurückſtoßen. Dieſe Bewegung half ihm, ich weiß nicht wie, auf die Füße, und in dieſer Stellung hat er mit unglaublicher Kraft und Raſchheit, von Corticelli unterſtützt, mich aus dem Waſſer ziehen können, in dem ich lag, ohne mich rühren zu können, von den entſetzlich aufgeblähten Seidenkleidern zurückgehalten und auch beinahe ohne meiner Lage bewußt zu ſein und daher ohne Verſuche zu machen, mich zu retten. Ich will Dir nicht von dem Entſetzen, der Verzweiflung meiner armen Schweſter erzählen, die um Hilfe ſchreiend davonlief, von dem Schrecken derer, die uns in dieſem furchtbaren Augenblick ſahen. Ich hatte ſozuſagen keine Zeit zu erſchrecken, weil das Gleichgewicht verlieren und zwei Arme hoch Waſſer über dem Kopf haben das Werk eines Augenblicks war. Die Sinne begannen mir zu ſchwinden, als ich, die Augen öffnend, mich von Verdis Arm geſtützt fühlte, der aufrecht ſtand im Waſſer, das ihm bis zur Kehle ging, und ich glaubte, daß er ſich eigens hineingeſtürzt habe, um mich zu retten. Erſt ſpäter erfuhr ich, wie die Dinge ſich zugetragen hatten, und da erfaßte mich ein Schrecken, da ich an Verdi und an die Folgen dachte, die für ihn und für die Kunſt dieſes traurige und unfreiwillige Bad hätte haben können. Für mich, die ich der Welt nichts bin ... aber denken wir nicht mehr daran ... meine Schweſter, meine Mutter ... Jeſus, Maria, welches Unglück, wenn ... Erzähle Giulio (Ricordi) von dem Vorfall, denn es macht mir keine Freude, es ſo oft zu wiederholen; aber bewahrt uns um Gottes willen vor den Zeitungen und vor ihren lügneriſchen Uebertreibungen ...

Deine Dich herzlich liebende Freundin

Giuſeppina Verdi.

*

S. Agata, den 3. September 1872.

... Du brauchſt keine Lektüre nach der Art von Madame Swetſchin, um ſehr gut zu ſein, aber gewiß iſt, daß dieſe Lektüre in einem den Wunſch zurückläßt oder befeſtigt, Gutes zu tun und in einer Atmoſphäre zu leben, die ganz verſchieden iſt von der, in der man gewöhnlich lebt. Es iſt ſicher, daß die religiöſen Ueberzeugungen (nicht die prieſterlichen Albernheiten) und die großen Grundſätze evangeliſcher Nächſtenliebe den Geiſt in ungemein ruhige und ernſte Regionen erheben, wo man die Kraft findet, den rechten Weg zu gehen, die Milde, den Verirrten zu verzeihen, und die Barmherzigkeit, ſie zum Guten zurückzuführen.

Du teilſt nach Deinen Kräften viele Almoſen aus, das heißt, nicht nur materielle, ſondern auch moraliſche: denn ein guter Rat, ein gutes Wort zur

rechten Zeit kann viel Gutes wirken und ist ein Akt der Nächstenliebe. Du findest von Zeit zu Zeit Menschen, die Dir erkenntlich sind und es Dir deutlich beweisen. Du Glückliche! Genieße diese Freude; koste sie aus, denn sie ist eine der köstlichsten, die der Mensch auf Erden genießen kann.

Verdi beschäftigt sich mit seiner Grotte, mit seinem Garten. Es geht ihm ausgezeichnet und er ist in heiterster Stimmung. Der Glückliche — Gott lasse ihn noch recht lange Jahre glücklich sein! Es gibt vortreffliche Naturen, die ein Bedürfnis haben, an Gott zu glauben; andre, ebenfalls vollkommene, die glücklich sind, wenn sie an nichts glauben und nur genau jedes Gebot strenger Moralität beachten — Manzoni und Verdi! ... Diese beiden Männer geben mir zu denken — sie sind für mich ein wahrer Gegenstand zum Nachsinnen. Aber meine Unvollkommenheiten und meine Unwissenheit machen mich unfähig, das dunkle Problem zu lösen ... Gedenke meiner bei Gott und Manzoni. Ich möchte an Deiner Stelle sein, um mit ihm von Gott zu reden! ...

Peppina Verdi.

*

... Der Tod Pietro Manzonis stürzt eine Familie in Trauer ... der Geist Alessandro Manzonis, der angesichts des Leichnams seines Sohnes und noch ehe sein Körper im Grabe ruht, abnimmt und schwindet ... es ist tieftraurig für die intellektuelle Welt im allgemeinen und für Italien im besonderen ... trostlos und schmerzlich für alle, denen es vergönnt war, ihm nahe zu kommen! Göttliche Macht! wie bist du groß und schrecklich! ... Denke Dir, daß ich gerade in diesem Augenblick seine „Promessi Sposi" — jenes göttliche Werk — wieder lese ... und dabei sich sagen zu müssen, daß dieser große Geist ...!

Verdi und ich sind tiefbetrübt, bestürzt ... Schreibe uns bald ein Wort über diese schweren Schicksalsschläge! Verdi wird Dir später schreiben ... Bleibe mir gut und glaube mir, daß ich stets bleibe

Deine Dir von Herzen ergebene

Peppina Verdi.

(Von der Hand Verdis:)

... Armer Manzoni! Der Tod seines Sohnes, der Stütze der Familie, und dieser erhabene Geist löscht aus! Das ist entsetzlich! Der Geist Manzonis erloschen! Wo bleibt da die Vorsehung? O, wenn es eine Vorsehung gäbe, glauben Sie, daß so viel Unglück über das Haupt dieses Heiligen hereinbrechen würde?

G. Verdi.

*

Busseto, den 15. Juli 1875.

Unter den vielen Briefen, die Du von der Schar Deiner Freunde und Bekannten erhalten wirst, ist hier auch einer von mir, weil Du die Liebenswürdigkeit hast, mir zu sagen, daß Du ihn wünscht. Erlaube mir, die Schilderung der von Verdi errungenen Erfolge und die übergroße Menge von Lobsprüchen, die ihm in gutem und schlechtem Stil dargebracht worden sind, nicht zu wieder-

holen.[1]) Abgesehen davon, daß Du mir über alles auf dem laufenden zu sein scheinst, wüßte ich auch nicht, welcher Ausdrücke ich mich bedienen sollte, um sowohl die Begeisterung der großen Menge wie die fast religiöse Ekstase meiner Bewunderung für diesen von Gott so gesegneten Mann zu schildern! ... Es gibt gewisse Menschen, die nach meinem Gefühl in ganz besonderer Art und Weise gepriesen und geehrt werden müssen. Die Orgie, das Bacchanal des Beifalls muß, scheint mir, ihr erhabenes Wesen beleidigen! ... Aber die Sitte unsrer Zeit, besonders in Italien, ist es, die Begeisterung mit einem Uebermaß von Geschrei und fast wildem Gebrüll zu bekunden; und auch mein Verdi, dieser Führer und Fürst der modernen Musik, muß aus seiner Ruhmeswolke hervortreten, um dem Publikum für diese Hosiannas zu danken, die gewiß aufrichtig gemeint, aber manchmal übertrieben, ermüdend, betäubend ... und nicht immer vom besten Geschmack sind. Alle sind nicht meiner Meinung, und vielleicht habe ich unrecht und die andern recht: wie dem auch sein mag, wenn kein Mann von Genie jemals wie Verdi gepriesen und bewundert worden ist, so hat auch kein Mann von Genie den Weihrauch des Lobes weniger gesucht und war nicht ruhiger und würdiger als er inmitten des allgemeinen Rausches ...

Deine ꝛc.

Peppina Verdi.

*

Der letzte hier folgende Brief ist an den Doktor Cesare Vigna, einen bedeutenden Arzt, gerichtet, der — ein nicht häufiger Fall — auch ein überzeugter und gläubiger Spiritualist war. Verdis Gattin rief mit diesem launigen Brief, der im Jahre 1872 geschrieben wurde (als Padua vergeblich den Komponisten der „Aïda" bat, zur Aufführung seines Werkes hinzukommen), seine Autorität bei ihren Diskussionen mit dem „ungläubigen" Meister an.

Busseto, den 9. Mai 1872.

... Verdi ist, unter uns gesagt, der sonderbarste Mensch von der Welt. Er ist nicht Arzt, er ist Künstler: alle stimmen darin überein, daß ihm das göttliche Geschenk der Schöpferkraft zuteil geworden ist; er ist eine Perle von einem Ehrenmann, er versteht und empfindet jedes feine und erhabene Gefühl, und dennoch erlaubt sich dieser Schurke, ich will nicht sagen ein Atheist, aber jedenfalls wenig gläubig zu sein, und zwar mit einer Hartnäckigkeit und einer Ruhe, daß man ihn prügeln möchte. Ich strenge mich krampfhaft an, ihm von den Wundern des Himmels, der Erde, des Meeres u. s. w. zu erzählen — verlorene Mühe! Er lacht mir ins Gesicht und bringt mich mitten in meinen oratorischen Bravourstücken in meinem wahrhaft göttlichen Enthusiasmus zum Gefrieren, indem er sagt: „Ihr seid verrückt," und leider sagt er es in gutem Glauben. Wenn ich wenigstens nach Padua hätte kommen können oder kommen könnte,

[1]) Die Requiemmesse für Manzoni, die damals in vielen italienischen und ausländischen Städten aufgeführt wurde, gab Anlaß zu triumphartigen Kundgebungen für Verdi.

Sie wären mir eine mächtige Hilfe, um dieses Erz zu schmelzen, aber o weh, bis jetzt verzieht er, obwohl der Impresario, eine Deputation, die Stadt, der Bezirk und Gott weiß wer noch gekommen sind, um ihn zu bitten, ihn zu beschwören, der Aufführung der „Aïda" in Padua beizuwohnen, das Gesicht nicht, und aus diesem Munde kommen nur dunkle und sibyllinische Worte, deren wahrer Sinn jedoch, wie ich glaube, der folgende ist: „Es soll nicht von mir heißen, daß ich wie Marchetti und Petrella hinter meinen Opern herlaufe." Wenn man doch nur urbi et orbi — ich rede nicht von den Blinden[1]) — bekanntmachen könnte, daß alle gekommen sind, ihn zu bitten, und mit solcher Eindringlichkeit; wenn man es so bekanntmachen könnte, daß in niemand auch nur der Verdacht entstehen könnte, daß er ein einziges Mal das tut, was die andern systematisch tun, ich sage Ihnen, lieber Doktor, daß ich mich fast dazu aufschwingen würde, seinem Munde ein Ja zu entreißen. Sehen Sie, welche Freude wäre es für Sie, seinen Freund, und welche Genugtuung auch für mich, die ich seine Frau seit so vielen Jahren bin und daher viele Waffen verloren habe, um zu kämpfen und zu siegen ...

Ihre Dienerin und Freundin

Giuseppina Verdi.

Eine Weltsprache oder drei?

Antwort an Herrn Professor Diels

Von

Professor Louis Couturat (Paris)

Herr Professor Hermann Diels hat in seiner schönen Rektoratsrede in lebendiger Weise das große Interesse nachgewiesen, das alle Völker an der Internationalisierung der Wissenschaft und der Kultur nehmen müssen, damit ein jedes von den Fortschritten der andern Nutzen ziehen kann. Er hat den wechselseitigen Austausch der Professoren (der bereits zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten betätigt wird) als ein Mittel empfohlen, die Internationalität des Wissens zu verwirklichen. Er hat festgestellt, daß die „Hauptschwierigkeit, die den Austauschgedanken ernstlich bedroht und die gegenseitige Verständigung in weiterem Umfange unmöglich zu machen scheint, ... die Verschiedenheit der Sprache ist". Hierdurch ist er dazu geführt worden, als Philologe das Problem der allgemeinen Sprache zu behandeln. Er spricht sich gegen die Annahme einer internationalen Sprache aus, die bereits eine erhebliche Anzahl von Anhängern zählt, die sich täglich vermehren, sowie gegen den Vorschlag der Hilfssprache im allgemeinen. Die Delegation für die Einführung einer inter-

[1]) Wortspiel; orbi heißt als italienisches Wort: die Blinden.

nationalen Hilfssprache ist dem ausgezeichneten Gelehrten dafür dankbar, daß er sie bei dieser hervorragenden Gelegenheit genannt und ihre Bestrebungen einer ernsthaften und wissenschaftlichen Kritik unterzogen hat. Sie ist ihm ferner für die Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit verpflichtet, mit der er von seinem Standpunkte aus als Philologe die Frage zu behandeln sich bemüht hat. Sie glaubt aber mit Rücksicht auf die große Sache, die sie vertritt, die Einwände des Herrn Professor Diels beantworten zu müssen, da dieser in bezug auf Fragen, die außerhalb des Gebietes seiner unvergleichlichen, klassischen Gelehrsamkeit liegen, sich nicht ganz frei von irrigen Angaben und ungenauen Urteilen gehalten hat. Wenn der Verfasser dieser Zeilen sich erlaubt, dem berühmten Gelehrten zu widersprechen, so leitet er das Recht hierzu aus dem Umstande ab, daß er sich mit dieser der klassischen Philologie fernliegenden Angelegenheit eingehend beschäftigt hat und als Mitarbeiter der „Histoire de la langue universelle“ tätig gewesen ist, in welchem Werke sich die mehr als sechzig hauptsächlichsten Vorschläge zu künstlichen Sprachen dargestellt und analysiert finden, wie sie seit Descartes und Leibniz bis auf unsre Tage ans Licht getreten sind.

Zunächst weise ich auf eine ziemlich erhebliche Ungenauigkeit hin, die um so leichter zu konstatieren ist, als sie sich auf eine Tatfrage bezieht. Professor Diels sagt: „Die internationale Assoziation der Akademien, der man angesonnen hatte, diese Spracheinheit in die Wege zu leiten“ (was tatsächlich der Zweck und das Programm unsrer Delegation ist), „hat diese Aufgabe auf ihrem Kongreß in London 1904 rundweg abgelehnt, da sie mit Wissenschaft nichts gemein habe.“ Hiernach müßte man annehmen, daß es sich hier um einen formellen und endgültigen Beschluß handelt. Ein solcher liegt aber keineswegs vor, sondern nur ein Vorfall, der nach dem offiziellen Bericht der Assoziation folgendermaßen verlaufen ist. Die Frage der internationalen Sprache befand sich nicht auf der Tagesordnung der Londoner Zusammenkunft; Lord Reay, der Präsident der philologisch-historischen Abteilung, hat dieser Abteilung trotzdem vorgeschlagen, die Frage zu behandeln, und hat dann auf den Widerspruch der Herren Goldziher und Perrot seinen Vorschlag zurückgezogen. Es handelt sich also um eine rein formale Angelegenheit, die nichts über die materiale Frage entscheidet und sich nur auf die Tagesordnung der Londoner Zusammenkunft bezieht. Auch kann statutengemäß die Assoziation gültige Beschlüsse nur über Fragen fassen, die allen beteiligten Akademien mindestens drei Monate vor der Zusammenkunft vorgelegen haben und von ihnen erörtert worden sind, so daß ihre Delegierten, entsprechend den Beschlüssen ihrer Akademien, Stellung nehmen können. Diese ordnungsmäßige Behandlung hat aber die Frage der internationalen Sprache weder in der ungarischen Akademie der Wissenschaften (der Herr Goldziher angehört) noch in der Académie des Inscriptions et Belles-lettres (die durch Herrn Perrot vertreten war) erfahren. Umgekehrt haben zwei andre Akademien amtliche Beschlüsse bezüglich der internationalen Hilfssprache gefaßt. Zunächst die Belgische Akademie (naturwissenschaftliche Abteilung), die auf Vorschlag des jüngst verstorbenen Generals De Tilly sich zugunsten einer internationalen wissen-

schaftlichen Sprache ausgesprochen hat, ohne indessen lebende oder tote Sprachen auszuschließen. Ferner hat die Wiener Akademie der Wissenschaften eines ihrer Mitglieder, Herrn Professor Schuchardt, beauftragt, die Bewegung für eine internationale Hilfssprache zu beobachten und ihr darüber Bericht zu erstatten. Es darf hinzugefügt werden, daß der Bericht dieses berühmten Philologen durchaus zugunsten der Delegation ausläuft: „Es liegt im Interesse der Akademien selbst, den günstigen Zeitpunkt wahrzunehmen, um eine Bewegung zu lenken und zum Ziele zu führen, die sich aller Voraussicht nach nicht zurückstauen lassen und der sich auf die Dauer auch der wissenschaftliche Verkehr nicht entziehen wird." Was die Begründung der Ablehnung anlangt, die Herr Diels der gesamten Assoziation zuschreibt, daß nämlich die Frage nichts mit der Wissenschaft zu tun habe, ist nur die persönliche Meinung eines der Redner, des Herrn Goldziher, und es liegt weder ein Anlaß vor, diese seltsame Ansicht der Assoziation als solcher zuzuschreiben, noch überhaupt anzunehmen, daß diese sich bereits eine Ansicht gebildet hat. Jedenfalls macht sich Professor Diels jene Ansicht nicht zu eigen, denn er bemerkt: „Denn es handelt sich bei dieser Bewegung nicht nur um praktische, sondern auch um wichtige theoretische Fragen, die bis ins Innerste der ganzen Sprachwissenschaft, ja bis in die tiefsten Tiefen der menschlichen Erkenntnis hinabführen."

Zweitens muß ich Widerspruch erheben gegen eine unrichtige Auffassung der Pläne der Delegation. „Es ist kein Geheimnis, daß hinter dem Schilde der Langue auxiliaire internationale sich eine neue (1887!) von Dr. Samenhof in Warschau erfundene Sprache verbirgt, die den schönen Namen ‚Esperanto' (der Hoffende) trägt." Sicherlich ist es kein Geheimnis, daß sich in der Delegation auch Esperantisten befinden, denn die Namen ihrer Mitglieder werden fortdauernd veröffentlicht. Aber hinter dem „Schilde" der Delegation befinden sich auch, ohne sich zu „verbergen", die Verteidiger zahlreicher andrer Hilfssprachen, wie Idiom neutral, Panroman, Latino sine flexione, Latein (mehr oder weniger klassisch), entsprechend der Anzahl der Anhänger, die diese Vorschläge gefunden haben. Sie sind aber vor allen Dingen davon überzeugt, daß irgendeine eindeutige Wahl getroffen werden muß, und so stellen sie das Prinzip, das ihnen gemeinsam ist, über die persönlichen Neigungen, die verschieden sind. Deshalb wollen sie auch der Assoziation der Akademien die Ehre erweisen, sie als Schiedsrichter anzunehmen; sie sind bereit, sich deren Entschließung zu unterwerfen, falls diese sich innerhalb des Rahmens unsrer „Erklärung" hält. Sollte die Assoziation diesen ehrenvollen Ruf ablehnen, so würde die Delegation sich nicht scheuen, ihrerseits die Frage zu entscheiden. Herr De Tilly sagte in der Belgischen Akademie: „Die Bewegung zugunsten einer internationalen Hilfssprache ist gegenwärtig so gut organisiert und geleitet, daß nichts sie anhalten oder ablenken kann. Die Hilfssprache wird entstehen; aber sie kann mit oder ohne Beteiligung der Akademien entstehen. Offenbar ist es im Interesse der Wissenschaft und der Akademien selbst durchaus wünschenswert, daß diese den ihnen zukommenden Einfluß bei dieser Schöpfung ausüben. Es handelt sich einigermaßen

um die Ehre." Wir bitten die Mitglieder der Akademien, diese ernsten Worte mit den obenerwähnten von Professor Schuchardt zusammenzuhalten und sie auf sich wirken zu lassen, bevor sie sich grundsätzlich darüber entscheiden, ob nicht die Frage der Hilfssprache die Wissenschaft und sie selbst sehr nahe angeht.

Ich will mir nicht anmaßen, nach Professor Diels die hohen und schwierigen Fragen zu erörtern, die durch unser Problem angeregt werden, und am wenigsten ihm in seine tiefen Erörterungen über die Natur der Sprache folgen. Es genügt, auf den ebenso gelehrten wie tiefgreifenden Bericht Professor Schuchardts an die Wiener Akademie hinzuweisen, der im Almanach der Akademie von 1904 abgedruckt ist. Ich begnüge mich vielmehr mit der bescheideneren Rolle des Diogenes gegenüber dem Eleaten Zeno und sage: die internationale Sprache muß möglich sein, *denn sie existiert*. Alle Theorien der Welt können eine Tatsache nicht umstürzen, und noch weniger eine ganze Summe übereinstimmender Tatsachen. Es ist aber eine Tatsache, daß mit Hilfe des Esperanto Angehörige aller Nationen, aller Berufsarten und Bildungsgrade miteinander schriftlich und mündlich verkehren können, und zwar nicht etwa mühselig, sondern mit einer Leichtigkeit, die keine lebende Sprache ermöglicht. Zwei Kongresse (Boulogne 1905, Genf 1906) haben dies glänzend erwiesen; auf keinem der internationalen Kongresse, auf denen drei oder vier Sprachen gesprochen werden, hat man sich so gut verständigt wie hier. Dies kann ich persönlich bezeugen, und jeder bezeugt es in gleicher Weise, der einem dieser Kongresse als neugieriger Zuschauer oder unparteiischer Zeuge beigewohnt hat. Insbesondere tun es die Journalisten, die meist äußerst skeptisch hingekommen waren und in hellem Erstaunen, einige sogar als Enthusiasten fortgegangen sind. Gerade auf diesen Kongressen haben die auffälligsten und unerwartetsten Bekehrungen stattgefunden. Um es zu wiederholen: die Existenz einer brauchbaren und in Gebrauch befindlichen internationalen Hilfssprache ist eine Tatsache, der gegenüber den Philologen die Pflicht zukommt, sie zu erklären, aber nicht das Recht, sie in Abrede zu stellen. Mögen sie versuchen, sie mit ihren Theorien in Einklang zu setzen, aber sie mögen wissen, daß nicht ihre Theorien über die Tatsachen entscheiden, sondern die Tatsachen über ihre Theorien.

Die Neutralität der Delegation verbietet mir, die Verteidigung des Esperanto gegen die Kritiken des Herrn Diels zu unternehmen, und ich würde nichts hierüber sagen, wenn es sich hierbei nur darum handelte, es zu verbessern oder ihm eine andre Sprache vorzuziehen. Da aber Professor Diels das Esperanto selbst als die annehmbarste Lösung bezeichnet und die andern künstlichen Sprachen danach beurteilt, so sehe ich mich genötigt, für den allgemeinen Gedanken der Hilfssprache einzutreten, den Professor Diels hierbei ergreift. Uebrigens werde ich mich mit der Verbesserung tatsächlicher Irrtümer begnügen, die offenbar von einer ungenügenden Kenntnis dieser Sprache herrühren.

So wirft Professor Diels dem Esperanto vor, daß es nur ein Geschlecht, das weibliche, habe. Dies ist offenbarer Irrtum; Esperanto hat drei Geschlechter wie das Deutsche. Diese treten in den persönlichen Fürwörtern der

dritten Person zu Tage: li = er, ŝi = sie, ĝi = es. Nur sind diese Geschlechter ausschließlich natürliche: alle männlichen Wesen sind männlich, alle weiblichen weiblich, und alle andern (einschließlich Kinder und Tiere unbestimmten Geschlechtes) sind sächlich. Im übrigen wird das Geschlecht nur dort zum Ausdruck gebracht, wo es etwas bedeuten soll, und daher beispielsweise nicht beim Artikel, der wie im Englischen keine Aenderung nach Geschlecht und Zahl erleidet. Man braucht sich daher nicht, wie bei den „natürlichen" Sprachen den Kopf zu zerbrechen, um sich auf das „Geschlecht" der Sonne oder des Mondes, des Tisches und der Bank zu besinnen.

Professor Diels scheint in seinen Irrtum dadurch geraten zu sein, daß im Esperanto die weiblichen Formen „durch Ableitung von den männlichen Urwörtern" gebildet werden. Hier widerspricht er zunächst selbst seiner ersten Behauptung, indem er männliche Urwörter zugibt. Dann aber müßte er sagen, daß das männliche Geschlecht das einzige ist, und der Vorwurf der „Galanterie" träfe das Esperanto nicht. Ebenso könnte man behaupten, daß das Deutsche auch nur ein Geschlecht hat, denn Königin wird von König durch dieselbe Anhängesilbe abgeleitet, welche das Esperanto dem Deutschen entnommen hat. Wenn also dem Vorwurfe von Professor Diels eine Bedeutung zukommt, so fällt er auf seine Muttersprache zurück.

Er wirft ferner dem Esperanto vor, „dem Sprachgeiste jedes Germanen nicht nur, sondern auch jedes Indogermanen ins Gesicht zu schlagen", und er gibt als Beweis die regelmäßige Nichtübereinstimmung der Endungen des Eigenschaftswortes (-a) und des Hauptwortes (-o), während bei den natürlichen Sprachen beide „harmonisch" zusammenstimmen sollen. Auf derartige Gefühlsargumente haben wir bereits in unserm Geschichtswerk mit den folgenden Worten geantwortet: „Diese Empfindlichen sind sehr unglücklich, denn sie müssen jedesmal zusammenzucken, wenn sie lesen: egregius poeta, parva domus und fagus sylvatica." Es ist zuzufügen, daß diese Endungen nicht einmal den Nutzen haben, das Geschlecht der Wörter anzuzeigen, denn planeta ist männlich und atomus weiblich. Auch ist es nicht zutreffend, daß die Endungen a und o in den romanischen Sprachen stets übereinstimmen; sagt der Italiener nicht „caro collega" und ähnlich in hundert andern Fällen? Da nun die natürlichen Sprachen durchaus nicht das Beispiel der vollkommenen Harmonie darbieten, die Herrn Diels so sehr gefällt, warum sollte nicht das Esperanto den Gebrauch der beiden Endungen unter ein ganz bestimmtes Gesetz bringen, um das Hauptwort vom Eigenschaftswort zu unterscheiden? Dieser Unterschied ist sehr viel wichtiger, als der meist ganz zufällige des Geschlechtes der Hauptwörter. Einem feinfühligen Gelehrten wie Professor Diels erscheint diese Regelmäßigkeit „schulmeisterlich", dem Schüler des Esperanto aber ist sie äußerst wertvoll, weil sie ihm gestattet, in der geschriebenen wie gesprochenen Sprache augenblicklich die grammatische Rolle des Wortes zu erkennen und daher den Satz automatisch korrekt zu konstruieren. Ist es nicht lohnend, etwas von seinem „Sprachgefühl" zu opfern, um so viel an Klarheit und Verständlichkeit zu gewinnen? Es ist

ein großer Gewinn gegen ein kleines Opfer, denn das Sprachgefühl ist subjektiv und ändert sich nicht nur mit dem Volke, sondern auch mit dem Einzelnen.

Ferner macht Professor Diels dem Esperanto einen Vorwurf aus dem, was einen seiner größten Vorzüge bildet, nämlich seinem System regelmäßiger Ableitungen. Er fühlt seine sprachliche Empfindung verletzt durch Bildungen wie patrino (Mutter) und malfermi (öffnen); sie erscheinen ihm „schrecklich". Das ist offenbar eine Frage des Gefühls und der Gewohnheit. In jeder natürlichen Sprache gibt es Lächerlichkeiten, die niemand bemerkt und die nur das Sprachgefühl — des Ausländers verletzen. Wäre es denn nicht natürlich und logisch, das gleiche Wurzelwort für Vater und Mutter, für Onkel und Tante zu benutzen, wie man dies tut bei Cousin und Cousine, bei Freund und Freundin u. s. w.? Und wenn ein derartiger Zusammenhang die Sprache leichter zu lernen und zu verstehen macht, warum sollte nicht dieses bei den natürlichen Sprachen so verbreitete Verfahren ganz allgemein und gesetzmäßig werden? Herr Diels kann patrino nicht komischer finden, als jeder Deutsch lernende Fremde das Wort „Handschuh" findet. Er wundert sich, daß malfermi öffnen heißt und nicht etwa schlecht schließen; das rührt daher, daß er Französisch versteht und an mal fermer denkt. Im Esperanto hat die Vorsilbe mal eine andre, aber ganz bestimmte Bedeutung, die man ein für allemal lernt. Findet Professor Diels es seltsam, daß zwei entgegengesetzte Begriffe mittels desselben Wurzelwortes bezeichnet werden? Aber im Deutschen haben die entgegengesetzten Begriffe auf- und absteigen, ein- und ausschließen gleichfalls übereinstimmende Wurzelwörter. Und zugunsten des Esperanto besteht hierbei noch der Unterschied, daß bei diesem die Vorsilben untrennbar beim Worte bleiben, während man im Deutschen oft das Ende eines langen Satzes abzuwarten hat, bevor einem gesagt wird: das Subjekt steigt wirklich auf oder ab, es schließt ein oder aus. Diese Eigentümlichkeit macht die Sprache wirklich nicht klarer oder leichter. Ferner hat das Esperanto den Vorzug, daß mit Ausnahme einiger weniger Idiotismen, auf die wir alsbald zurückkommen werden, alle Ableitungen vollkommen logisch sind, so daß der Sinn des zusammengesetzten Wortes mit Sicherheit aus dem Sinne der Bestandteile abgeleitet werden kann. Aus der Bedeutung der Wörter hören und auf kann man im Deutschen durchaus nicht die Bedeutung von aufhören erschließen, und jeder Versuch, sie zu konstruieren, führt zu einem Widersinn oder einem Unsinn. Das sind so einige Widersprüche, die unser „Sprachgefühl" unbesehen duldet. Wenn es sich um eine Hilfssprache handelt, die bestimmungsgemäß für jedermann eine fremde Sprache ist und die daher nicht zu einfach und leicht sein kann, ist es da nicht besser, zum Führer die Logik zu wählen und nicht das Sprachgefühl? Denn von beiden ist nur die Logik allen Menschen gemeinsam und daher international, wie die Hilfssprache es sein soll.

Endlich macht Herr Diels dem Esperanto einen Vorwurf, der diesmal nicht sprachlicher, sondern nationaler Natur ist; zwar erkennt er an, daß es eine „lautlich wohlklingende, melodische Sprache ist", doch findet er es „syntaktisch

mißgestaltet" und begründet diesen Vorwurf, indem er sagt, „ihr Lexikon ist zu neun Zehnteln, ihre Formenlehre und Syntax fast ganz auf romanischer Grundlage aufgebaut". Von dem Wörterbuch sprechen wir später; der gegen die Syntax und die Morphologie ausgesprochene Vorwurf setzt mich sehr in Erstaunen, da ich ihn ganz und gar ungerechtfertigt finde. Die Bildungsweise der Wörter im Esperanto ist nämlich völlig übereinstimmend mit der im Deutschen und Griechischen, und gerade hierauf beruht der Vorzug des Esperanto über die romanischen Sprachen, einschließlich Latein, die sehr viel weniger fruchtbar in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern sind. Ein Beispiel wird genügen: ist sparkaso dem deutschen Sparkasse nicht sehr viel ähnlicher als dem französischen caisse d'épargne? Die Syntax ihrerseits ist zunächst außerordentlich geschmeidig, so daß sie sich allen möglichen sprachlichen und individuellen Stilarten anschließen kann; im Grunde ist sie aber vorwiegend germanisch. Dies erhellt daraus, daß deutsche Idiotismen vorkommen. Der Gebrauch (nicht aber die Logik) verlangt beispielsweise im Esperanto, daß dem Worte kies (dessen) unmittelbar das Hauptwort folgt, auf das es sich bezieht, und zwar ohne Artikel, wie im Deutschen, und entgegen dem Gebrauch in andern Sprachen. Dies ist ein typisches Beispiel, das sich im übrigen leicht daraus erklärt, daß der Erfinder und die ersten Anhänger des Esperanto an deutsche Wendungen gewöhnt waren. Das gleiche gilt für gewisse Idiotismen der Zusammensetzung. So ist beispielsweise das Wort „elrigardi" genau entsprechend dem deutschen „aussehen" gebildet und für einen Nichtdeutschen unverständlich, der es vielmehr im Sinne von „hinausschauen" auffassen wird. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Professor Diels das Esperanto die „Warschauer Kunstsprache" nennt; aber wenn man den Warschauer Ursprung daran erkennen könnte, so wäre es wegen der Germanismen in der Syntax. Die Deutschen haben am wenigsten Grund, die Syntax des Esperanto als zu romanisch zu kritisieren.[1])

Es bleibt noch die Frage des Wörterbuches zu erörtern, das zu neun Zehnteln romanisch sein soll. Ich will diese Bruchzahl nicht diskutieren, denn sie hat keine Bedeutung. Es ist nicht ausreichend, die Wörter im Wörterbuch zu zählen, man muß vielmehr nach denen fragen, die am meisten gebraucht werden und die Grundlage der täglichen Rede bilden. Nach der ersten Rechnung wäre Englisch eine romanische Sprache (wie auch Max Müller behauptete), denn die romanischen Elemente nehmen im englischen Wörterbuche einen weit breiteren Platz ein als die germanischen. Umgekehrt ist es in der täglichen Sprache, deren Grundlage aus germanischen Wörtern gebildet ist. Im Esperanto sind die deutschen Wurzelwörter (einschließlich der englischen germanischen Ursprunges) sehr viel häufiger, als Professor Diels angibt. Ein Beweis dafür ist, daß man vollständige Sätze aus solchen bilden kann, zum Beispiel: „Mi dankas vin varme pro la sendo de via lasta verko." Es sei hinzu-

---

[1]) Cfr. R. Auerbachs: Hat Esperanto ein zu romanisches Gepräge? in „Germana Esperantisto", 8. Jahrgang, Nr. 11, S. 114 (November 1906).

gefügt, daß beispielsweise die nachstehenden vielgebrauchten Wörter sich im Esperanto vorfinden, die für den Deutschen unmittelbar verständlich sind: tag, monat, jar, somer, vintr, veter, land, vort, knab, hund, har, haut, vang, brust, ŝultr, fingr, glas, teler, kork, kugl, ŝu (Schuh), ŝtrump, ŝtof, tuk, faden, ŝnur, ring, ŝraub, šaf, ŝink, fiŝ, ŝip, ŝild, ŝirm, ŝrank, ŝtal, ŝton, vund; ferner adjektivische Wurzelwörter wie varm, blind, lam, sat, dik; ferner verbale Wurzelwörter wie dank, send, bedaur, daur, bind, lern, bak, kis, ŝtel, ŝlos, vek, ŝajn, ŝtop, help, ŝuld, taug, trink, vart, velk, viŝ, zorg; endlich Adverbia wie morgau, baldau, anstatau, laute, hejme, frue, ofte, nun, nur, jes, ja. Das sind, was Professor Diels „die paar deutschen Vokabeln, die wie Inselchen auf dem romanischen Ozean schwimmen", nennt. Tatsächlich kommt im Esperanto kaum ein Satz vor, der nicht eine gute Hälfte von Wörtern enthielte, die dem Deutschen bekannt sind. Zugunsten der Deutschen muß man außerdem noch solche Wurzeln hinzurechnen, (und sie sind häufiger als man glaubt), die gleichzeitig romanisch und germanisch sind, wie fenstr, tas, sukr, sal, buter, klas, kron, strat, fest, sigel, riĉ (reich), und Zeitwörter wie lasi, fali, skribi, kosti, die von einem Deutschen oft leichter erkannt werden als von einem Franzosen, der kein Latein versteht.

So ist Esperanto in Wirklichkeit eine gemischte, romanisch-germanische Sprache und somit für die europäischen Kulturvölker neutral. Daß sich im Wörterbuche mehr romanische als germanische Wurzeln vorfinden, kommt von der größeren Internationalität der letzteren, da sehr viele lateinische Wurzeln sich im Deutschen und namentlich im Englischen vorfinden, während umgekehrt nur wenige germanische Wurzeln in die romanischen Sprachen eingedrungen sind. Man konnte nicht wohl den deutschen Anteil vermehren, ohne die Internationalität, d. h. die unmittelbare Verständlichkeit für die größte Anzahl Menschen, zu schädigen. Es scheint sogar umgekehrt, daß Dr. Samenhof aus Unparteilichkeit dem Deutschen einen größeren Raum zugewiesen hat, als dem Prinzip der Internationalität entsprach, denn er hat in solchen Fällen, wo kein internationales Wurzelwort vorhanden war, dem germanischen den Vorzug gegeben, z. B. bird (Vogel), nest u. s. w. Ebenso hat er oft neben einer romanischen Wurzel eine germanische aufgenommen, um zwei verschiedene Bedeutungen eines Wortes zu trennen oder Homonyme zu unterscheiden, z. B. vitr und glas, temp und veter. Andre Kunstsprachen, die nach den gleichen Prinzipien gebildet worden sind, erweisen sich als noch viel mehr romanisch. So zum Beispiel das Idiom neutral, das als Ersatz des Volapük von einer internationalen Akademie ausgearbeitet wurde, die keinen Franzosen und nur wenige Mitglieder romanischer Zunge enthielt. Diese Sprache ist einer romanischen viel ähnlicher als Esperanto, und ihre Anhänger behaupten, daß sie viel internationaler ist als diese und viel leichter auf den ersten Blick verstanden wird, was für Franzosen allerdings wahr zu sein scheint. In unserm Geschichts-

werk haben wir einen Vergleich zwischen beiden Sprachen durchgeführt, aus dem hervorgeht, daß fast überall, wo sich in Esperanto eine germanische Wurzel vorfindet, in der andern Sprache eine lateinische oder griechische angenommen ist. Ich will auf den Vorschlag des Panroman seitens des Dr. Molenaar nicht eingehen, der dem Esperanto seinen gemischten Charakter vorwirft und aus dem ästhetischen Grunde der Gleichförmigkeit ein rein romanisches Wörterbuch hat. Als wenn irgendeine natürliche Sprache homogen wäre! Aber erwähnen will ich, daß Professor Peano (Turin) ein internationales Wörterbuch ausgearbeitet hat, indem er das englische, deutsche, französische, spanische, italienische und russische Wörterbuch im Lichte der Philologie miteinander verglich mit dem Ergebnis, daß das internationale Wörterbuch tatsächlich fast völlig lateinisch ist. Und eben aus diesem Grunde bevorzugt er das Idiom neutral dem Esperanto gegenüber. Wenn also das Esperanto nicht existierte und die Kritik des Professors Diels gegen das Idiom neutral gerichtet wäre, so könnte man nichts Besseres erfinden als Esperanto, um den deutschen Ansprüchen Rechnung zu tragen.

Wie dem auch sei, zugunsten der romanischen Bestandteile des Esperanto können wir die Meinung des Professor Diels selbst ins Feld führen. Vor einigen Jahren hat er das Latein als die einfachste und beste internationale Sprache empfohlen („Deutsche Revue", Januar 1901, Das Problem der Weltsprache, ferner Ueber Leibniz und das Problem der Universalsprache, Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, 29. Juni 1899) und zugleich dessen Neutralität hervorgehoben. In einem andern Vortrage „Ueber die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsre Zeit" (Leipzig 1901, Teubner) hat er dargelegt, was alles die deutsche Zivilisation den Römern und ihrer Sprache verdanke zufolge der jahrhundertelangen Tradition des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation", des römischen Rechtes, das in Deutschland bis 1900 geherrscht hat u. s. w. Er hat gezeigt, wie viele deutsche Wörter aus dem Latein dieser Epoche stammen, von Wein, Keller, Fenster bis Kaiser und Reich. Nach der eignen Erklärung des gelehrten Philologen sind die lateinischen Wörter neutral, weil sie allen Gliedern der europäischen, d. h. der griechisch-römischen Kulturwelt gemeinsam sind, deren allgemeine und wissenschaftliche Sprache das Latein war. Professor Diels verfährt daher ungerecht, wenn er einer Sprache Mangel an Neutralität vorwirft, weil sie eine Mehrheit von romanischen Wörtern enthält, nachdem er selbst das Latein als neutral erklärt hat. Der Fremdwörterkrieg hat in einigen deutschen Gemütern eine instinktive und ganz ungerechtfertigte Abneigung gegen Wörter romanischen Ursprunges hervorgerufen. Er hat zweifellos seine Berechtigung gegenüber der durch Mode und Narrheit verursachten ungerechtfertigten Invasion französischer und andrer fremdländischer Ausdrücke. Aber es geht nicht an, alle Wörter romanischen Ursprunges ausschließen zu wollen, zumal sie sich bereits im ältesten Deutsch vorfinden und nach dem eignen Ausdrucke des Professor Diels den Adelsbrief der Sprache

ausmachen. Man wird sie nie austreiben können und wird es auch nie versuchen, denn sie bilden, ob man will oder nicht, den Hauptbestandteil des internationalen Wörterbuches und jede internationale Sprache, sie habe welchen Namen sie wolle, wird sie aufnehmen müssen. (Schluß folgt)

Der Kaufmann und die Kolonien

Von

Woldemar Schütze (Hamburg)

Kolonien! welch mannigfaltige Gefühle werden doch bei dem Klange dieses einzigen Wortes in der deutschen Volksseele losgelöst. Der eine denkt an die farbensatten Schilderungen phantasievoller Afrikaforscher, der andre an die mehr oder minder wahrheitsgetreuen Erzählungen zurückgekehrter Schutztruppler; wieder ein andrer erinnert sich an die Ergießungen oppositioneller Parteiblätter, die schon bei dem Worte Kolonien in Wut geraten wie ein Stier beim Anblick eines roten Tuches, ohne eine Ahnung von dem Werte der Kolonien zu haben; viele schließlich stimmen blindlings allem zu, was ein Kolonialschwärmer ihnen in begeisterten, aber ebenso unbegründeten Reden vordemonstriert. Und doch ist eine gefühlvolle Betrachtung nirgends weniger angebracht als gerade bei unsern deutschen Kolonien, die mit dem Herzen gerade nur so viel angeschaut sein wollen, als für jedes Unternehmen, das man anfaßt, an frischem Mute und Unternehmungslust erforderlich ist! Die Beurteilung der Kolonien und der Kolonialpolitik verlangt, wie jede staatsmännische Politik, einen nüchternen, vorurteilsfreien Sinn.

Wer aus dem Binnenlande zu einem Besuche nach Hamburg oder Bremen kommt, der wird schon bei der äußerlichen Betrachtung dieser alten Hansestädte den ersten Eindruck gewinnen, es hier mit sehr poesielosen, durchaus nach dem Utilitätsprinzip aufgebauten Plätzen zu tun zu haben; und er hat nicht unrecht! Man hat den Bewohnern der Hansestädte schon von jeher den Vorwurf des Mangels an Kunstverständnis, an Begeisterungsvermögen und der äußersten Nüchternheit gemacht. Aber man vergesse nicht, daß die Hansestädte, die seit Anbeginn gewohnt waren, ihren Blick nicht landeinwärts, sondern nur auf ihre vielen überseeischen Unternehmungen zu richten, für Kunst und Wissenschaft nicht viel Zeit übrig behielten, da der Handel ihre ganze ernste Tatkraft in Anspruch nahm. Kühle, nüchterne Erwägung und ein klarer Kopf waren die ersten Anforderungen, die an den hanseatischen Kaufmann gestellt wurden.

Durch diese jahrhundertelange Uebung ist der Hanseate gewöhnt, bei allen Dingen immer erst zu fragen: Welchen praktischen Nutzen bringt mir diese oder jene Sache? Welchen Gewinn kann ich aus ihr ziehen? Fällt die Antwort befriedigend aus, so wird er mit voller Energie und — sagen wir — Begeisterung an eine Sache herantreten, andernfalls sie aber ablehnen, ohne dem Herzen einen Einfluß auf die Entscheidung einzuräumen.

Mit der gleichen praktischen Nüchternheit trat der Hanseate an überseeische Unternehmungen heran. Versprachen sie ihm einen Vorteil und wußte er, daß er selbst sie nach seinem praktischen Dafürhalten und zu seinem Besten lenken konnte, so steckte er vertrauensvoll sein Kapital und seine Geschäftskenntnis in sie hinein. Daher kommt es, daß wir schon seit Jahrhunderten den hanseatischen Kaufmann in überseeischen Unternehmungen in der ganzen Welt vertreten finden, zuerst in dem engeren Rahmen der Ost- und Nordsee, später auch in fremden Weltteilen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert sind beispielsweise die drei ersten, größten und bedeutendsten Kaufmannshäuser in der britischen Kronkolonie

Lagos an der westafrikanischen Küste hamburgische Firmen. Der Hamburger Name Godefroy war in der Südsee schon bekannt, als das Deutsche Reich noch nicht an Kolonialunternehmungen dachte. Hamburger und Bremer Firmen spielten eine führende Rolle in dem Handel mit Ostasien, als ein einiges Deutschland noch eine Utopie zu sein schien.

Dagegen muß man die auf den ersten Blick auffällig erscheinende Tatsache halten, daß der hanseatische Kaufmann in unsern deutschen Kolonien, speziell in Afrika, nicht das numerische und kapitalistische Uebergewicht besitzt wie in mancher nichtdeutschen Kolonie. Der Grund dafür ist in der oben behandelten nüchternen und praktischen Veranlagung des Hanseaten zu suchen, die bisher sich für unsre deutschen Kolonien nicht so recht zu erwärmen vermochte. Damit ist nicht gesagt, daß der Hanseate den Wert unsrer Kolonien verwirft; man findet vielmehr in den Hansestädten mindestens ebensoviel Kolonialfreundlichkeit wie im übrigen deutschen Reiche und naturgemäß auf Grund langer Erfahrung vielleicht mehr Kolonialverständnis als im Binnenlande. Der Hanseate ist im Herzen ein überzeugter Kolonialanhänger, aber kein Freund von der bisherigen — man kann es ruhig aussprechen, ohne damit einen Vorwurf zu verknüpfen — preußischen Beamtenverwaltung der Kolonien, der er kühl und verständnislos gegenübersteht, die zu sehr von seiner gewohnten und in jahrhundertelanger Erfahrung erprobten kaufmännischen Methode abweicht. Der Hanseate fühlt sich in englischen Kolonien vielfach wohler, heimischer, ohne damit gegen die Fehler britischer Kolonialverwaltung blind zu sein; aber er hegt das Gefühl, es könnte und müßte in unsern deutschen Kolonien anders sein.

Anders? Schön, aber wie?

Im Geschäft kennt der Kaufmann keinen Bureaukratismus, keinen Schematismus; es gibt dort kein Behandeln nach der Schablone, sondern jeder Geschäftsvorfall wird nach seinen natürlichen Vorbedingungen, nach den besonderen Umständen, nach individueller Veranlagung und nach reiflicher Vorprüfung gesondert erledigt. Das findet der Kaufmann in unsern Kolonien nicht! Er vermißt die opportunistische Anpassung der Verwaltung an Sonderumstände. Ein eklatantes Beispiel wird dies klarstellen. Kommt ein Kaufmann nach der englischen Kolonie Lagos, so findet er die ganze Marina, d. i. die große Uferstraße am Hafen, besetzt mit kaufmännischen Faktoreien, die jede ihre Wharf, d. i. ihre weit in das Wasser hineinreichende Anlegebrücke für die Dampfer, besitzt; von Gouvernementsgebäuden liegt dort an der Marina nur das Zollamt, ebenfalls mit einer Wharf. Die übrigen Gouvernementsgebäude befinden sich sämtlich in den vom Hafen entfernteren Straßen. Es herrscht hier also die richtige Erkenntnis, daß die Anforderungen des Handels das Freibleiben der Uferstraße für die Faktoreien verlangen.

In Dar es Salam dagegen bietet sich den Blicken des von See Ankommenden ein ganz andres Bild dar. Hier wird die Uferstraße von folgenden Gebäuden eingenommen: Negerhospital, Hauptmagazin der Regierung, Zollamt, Katholische Mission, Bureau der Bauabteilung des Gouvernements, Neues Bezirksamt, Bureau der Flottille, Polizeistation, Boma (Wohnung der Unteroffiziere), Altes Bezirksamt u. s. w., aber keine Faktorei, die doch am notwendigsten die Lage am Wasser gebraucht. Kommentar überflüssig!

Von jeher war der Kaufmann der Pionier für die Erschließung einer Kolonie; dadurch, daß er gezwungen war, neue und größere Absatzgebiete für seine Waren zu entdecken, drang er weiter ins Innere hinein, schloß Verträge mit den Eingeborenen und trug zur Kenntnis von Land und Leuten bei. Dafür verlangt er nur, daß von der Regierung Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handels genommen werde. Der Kaufmann, der die Produkte des Landes exportiert, europäische Waren einführt, trägt durch Bezahlung der Zölle in erster Linie zu den Einnahmen der Regierung bei. Aber irgendwelcher Einfluß auf die Verwendung der von ihm gelieferten Gelder steht ihm nicht zu! Der Kaufmann schafft in der Kolonie unaufhörlich neue Werte, den Arbeiten der Pflanzer und Eingeborenen verleiht seine Tätigkeit überhaupt erst einen Marktwert, und doch fehlt ihm jeglicher Einfluß auf die Regierungsverordnungen, er hat sich widerspruchslos auch den verkehrtesten Verfügungen

eines Feldwebels, eines Assessors, eines Herrn vom grünen Tisch zu unterwerfen, auch wenn solche seine schaffende Tätigkeit direkt unterbinden. In englischen Kolonien wird jede Regierungsmaßregel vorher auf ihren Einfluß auf den Handel geprüft, in deutschen Kolonien gilt der Kaufmann nur etwas, wenn er zum mindesten Reserveoffizier ist.

Die erste Forderung, die also die Kaufmannswelt für eine lebhaftere Beteiligung an der Erschließung der Kolonien stellen muß, ist die Einräumung eines gesetzlich festgelegten Einflusses auf die Regierung.

Das ist aber nur das Mindestmaß der Forderungen.

Was sind denn unsre Kolonien? Sollen sie nur ein Uebungsplatz für unser Militär sein? Dann gehört freilich der Kaufmann nicht dorthin. Dann werden allerdings die Kolonien dem Deutschen Reiche stets nur Geld kosten und nie etwas einbringen, und damit dürfte sich das Gros des deutschen Volkes nicht einverstanden erklären. Oder sollen sie nur ein Sportplatz für Assessoren und Leutnants sein? Dann wird sich der Kaufmann bestens dafür bedanken, sein Geld in eine so unfruchtbare Sache hineinzustecken. Als das Deutsche Reich im Jahre 1884 zuerst an die Erwerbung von Kolonien ging, erklärte Fürst Bismarck ihren Zweck damit, daß sie nicht nur als Aufnahme für den abfließenden Strom der deutschen Auswanderer, sondern auch als Absatzgebiete für die heimische Industrie und als Produktionsgebiete für die Rohmaterialien dienen sollten. Die Kolonien sollen vor allem praktischen Zwecken dienen, müssen demnach lediglich von praktischem, nüchternem Standpunkte aus betrachtet und einzig und allein als Geschäft behandelt werden. Ist dies aber der Fall, warum verwaltet und leitet man sie denn nicht auch lediglich wie ein Geschäft? Wo findet man bessere Geschäftsleiter als bei dem Kaufmannsstande? Darum geht eine weitere Forderung dahin, daß die Beamten der Kolonie nicht nur als Theoretiker vom grünen Tisch, sondern auch praktisch kaufmännisch vorgebildet, am besten sogar wenigstens teilweise aus Praktikern, d. h. also aus gelernten Kaufleuten bestehen sollen.

Wie nun jede Kolonie von der andern verschieden ist, so müssen naturgemäß die Kenntnisse und Praktiken, die man von deren Beamten zu fordern hat, verschiedene sein. Ein Kaufmann leitet seine verschiedenen Filialen nicht nach Schema F, sondern jede einzelne individuell nach den besonderen Vorbedingungen. Somit ergibt sich als weiteres Postulat die scharfe Trennung der Verwaltung der einzelnen Kolonien daheim und draußen. Fast überall in der Kaufmannswelt ist es Uebung, den Leitern in den Filialen ein großes Maß von Selbständigkeit einzuräumen, die Filialen überhaupt als ganz selbständige Konzerne mit eigner Abrechnung zu behandeln. Demnach sollten auch die Kolonien ihre Einnahmen und Ausgaben selbst verwalten und nur zum eignen Besten verwenden dürfen.

Wir kommen damit zu einem wunden Punkte der ganzen Kolonialpolitik. Bisher haben alle deutschen Kolonien mit Ausnahme von Togo erhebliche Zuschüsse seitens des Reiches erfordert. Infolgedessen wird die Reichsregierung verlangen, daß auch etwaige Ueberschüsse der Kolonien dermaleinst in die Reichskasse wandern, nachdem vom Reiche für die Bedürfnisse der Kolonien gesorgt worden ist. Auf den ersten Blick wird dies dem Laien nur eine gerechte Forderung erscheinen. Und doch ist dem nicht so! Vom Standpunkte des Kaufmannes muß man verlangen, daß eine Kolonie, sobald sie auf eignen Füßen stehen kann, d. h. sobald sie ständig Ueberschüsse erzielt, solche nicht nach Deutschland abzuführen braucht, sondern in ihrem eignen Interesse verwenden darf, nach eignem Ermessen, d. h. nach den Beschlüssen eines eignen Parlaments. Man wird einwenden: wo bleibt da die Gerechtigkeit? Wo bleibt das Aequivalent, welches das deutsche Volk für die großen Opfer, die es bis dahin gebracht hat, beanspruchen muß? Nur gemach, das Aequivalent ist da!

Ein Beispiel wird dies sofort aufklären. Angenommen, das Deutsche Reich baue mit großen Opfern eine Eisenbahn von Dar es Salam nach Tabora und weiter nach den Ufern des Tanganjika einerseits und nach dem Viktoria Nyanza anderseits. Diese Bahn koste 100 Millionen Mark. Ein Teil dieser Summe fließt bereits in die Tasche des deutschen Bauunternehmers und seiner Arbeiter. Nach drei bis fünf Jahren sei die Bahn imstande,

durch ihre eignen Einnahmen sich selbst zu unterhalten. Durch die Bahnverbindung findet eine Anzahl von deutschen Pflanzern, die in Deutschland keine Existenz hatten, drüben nicht nur ihren Lebensunterhalt, sondern auch ein Vermögen. Anstatt einer Anzahl armer Leute in der Heimat erhält das Deutsche Reich eine Anzahl wohlhabender Kolonisten, die einen großen Teil ihrer Bedürfnisse von der deutschen Industrie beziehen, woran letztere wieder verdient. Diese erhält aber auch die Gelegenheit zum Bezuge ihrer Rohstoffe aus der Kolonie, wird also damit von dem Auslande und eventuellen Preistreibereien, wie sie zum Beispiel an der New-Yorker Baumwollbörse häufig genug vorgekommen sind, unabhängig, ein Faktor von ungeheurer Bedeutung für die heimische Fabrikation. So schafft eine Kolonialeisenbahn einen Nutzen und wirtschaftliche Werte für das Mutterland, welche die ursprüngliche Kapitalanlage weit überwiegen, abgesehen davon, daß eine solche Bahn auch direkt ihren Geldgebern eine entsprechende Verzinsung liefert. Sind also die direkten und indirekten Vorteile, die das Mutterland aus den Kolonien zieht, so bedeutende, so wird es klar, daß die Kolonie wohl Anspruch auf einen Verzicht des Reiches auf die künftigen Ueberschüsse hat. Man hat schon vorgeschlagen, die vom Reiche aufgewendeten Zuschüsse als Staatsschuld der Kolonien zu kapitalisieren. Aber dann würden die Kolonien von vornherein mit einer großen Staatsschuld belastet, deren Verzinsung einen großen Teil der Einnahmen absorbieren und eine Verwendung der Ueberschüsse für die weitere Entwicklung der Kolonien verhindern würde. Damit wären die Kolonien zugleich außerstande, die soeben erwähnten großen indirekten wirtschaftlichen Vorteile für das Mutterland zu schaffen.

Bis die Kolonien in der Lage sind, für sich selbst zu sorgen, erwachsen der Reichsregierung noch weitere kaufmännische Aufgaben. Ein Kaufmann sendet zur Ausdehnung seines Geschäfts seine Reisenden aus, um neue Geschäftsgelegenheiten zu suchen. So sollte auch die Reichsregierung ihre Reisenden in die Kolonien aussenden, das Land nicht nur vermessen, sondern auch auf seine wirtschaftlichen Möglichkeiten untersuchen lassen und, wo sich eine solche findet, das Unternehmertum zur Ausbeutung gegen Gewährung einer festen prozentualen Staatsabgabe ohne weitere Belastung auffordern. Eine derartige Staatsabgabe würde im kaufmännischen Leben der Verzinsung des fremden hineingesteckten Kapitals gleichkommen. Diese Untersuchungen sollten sich auf landwirtschaftliche, bergwerkliche, merkantile, handwerkliche, industrielle und andre Möglichkeiten erstrecken. Dann würde nicht nur eine Kolonie bald erschlossen sein und aufblühen, sondern es würden Tausende guter neuer Steuerzahler geschaffen und das Reich würde auch seine Rechnung dabei finden. Ein passendes Vorbild für ein solches Vorgehen der Regierung liefert das Liverpool Institute of Commercial Research in the Tropics. Wohl hat bei uns das rührige Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin schon Bedeutendes in dieser Hinsicht geleistet, aber die Begrenztheit seiner Geldmittel gestattet ihm natürlich nicht, systematisch vorzugehen, wie dies nur die Reichsregierung mit ihrem großen Säckel oder ein kühner König-Unternehmer, wie Leopold von Belgien, zu tun vermag.

Zum Schluß erledigt sich durch vorstehende Vorschläge eine schon oft angeregte Frage, nämlich die, ob es nicht besser wäre, diejenigen unsrer Kolonien, die keine Ueberschüsse bringen, bestmöglich, z. B. an England, zu verkaufen. Wenn ein Kaufmann seine Filiale aufgibt, so prüft er nicht nur ihre augenblicklichen Einnahmen und Ausgaben, sondern auch alle latenten Aktiva und Bestände auf ihre zukünftige Verdienstmöglichkeit hin. Denjenigen, die zu einem Verkaufe unsrer Kolonien raten, fällt demnach der Nachweis zur Last, daß unsre Kolonien keine latenten Aktiva besitzen, und ein solcher Nachweis dürfte ihnen sehr schwer fallen. Im Gegenteil darf es jetzt schon als feststehend betrachtet werden, daß in unsern Kolonien noch ungeheure Werte schlummern, die nur noch nicht erschlossen sind. Wir würden also mit der Aufgabe unsrer Kolonien unsern wirtschaftlichen Konkurrenten, den Engländern, ungeheure Werte schenken. Der Engländer würde nur denken: wie dumm ist doch der deutsche Michel! und würde sofort hohnlachend an die Erschließung dieser Werte gehen! Ich möchte sogar so weit gehen, zu behaupten, daß unsre Kolonien jetzt schon un-

geachtet aller Zuschüsse einen wirtschaftlichen Ueberschuß für das deutsche Volk bringen. Wäre es möglich, jeden einzelnen solcher indirekten Vorteile statistisch nachzuweisen, so würden sich wahrscheinlich Resultate ergeben, die selbst den ärgsten Zweifler überzeugen würden.

Nachdem die vorstehenden Zeilen bereits in Druck gegeben waren, ist inzwischen die Denkschrift des neuen Kolonialdirektors, Geheimrat Dernburg, erschienen. Da nun die Grundtendenz dieser Denkschrift in vielen Punkten mit den obigen Ausführungen sich deckt, darf man sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß es jetzt „anders wird" in unsern Schutzgebieten, vorausgesetzt, daß es dem neuen Leiter unsrer Kolonialpolitik auch wirklich gelingt, seine unzweifelhaft guten Absichten jedem Widerstand zum Trotz durchzusetzen.

Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand

Nach den Urkunden des venezianischen Archivs

Von

Professor Carlo Malagola

IV.

Der Krieg und die Friedensverhandlungen bis zur Niederlage bei Trentschin.

(1705 bis 1708.)

Mit dem Ableben Leopolds beginnt ein neuer Abschnitt in den Unternehmungen Rákóczys, eine Periode, die sich durch eine kräftigere Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auszeichnet, wobei jedoch die Verhandlungen zum Abschluß des Friedens fortdauerten, der von Oesterreich noch immer gewünscht wurde, aber, wie sich zeigte, noch in weiter Ferne stand.

Der neue Kaiser Joseph I. hatte, als er den Thron bestieg, den Staat, besonders durch den Krieg mit den Ungarn, in seinen Grundfesten erschüttert vorgefunden und hatte zu verstehen gegeben, daß er geneigt sei, Gnade zu üben, aber wünsche, daß der Aufstand bald aufhöre. General Heister, der „von den Ungarn und von den Deutschen wegen der Strenge seiner Kommandoführung und der geringen Sorgfalt für seine Truppen gehaßt"[1]) wurde, war des Kommandos enthoben und an den Rhein geschickt worden, um dort zu kämpfen, General Glekelsperg hatte die Aufständischen bei Pax geschlagen, während Herbeville S. Georgen und Pesing, die der Feind aufgegeben hatte, besetzte.

Doch Rákóczys und Bercsényis Truppen, die sich Anfang September in der Umgegend von Wien vereinigt hatten, verheerten das Land. Eines Tages, um den 12. September, mußte sich der Kaiser „mit vieler Vorsicht" von der Jagd zurückziehen, weil er in geringer Entfernung Anzeichen von dem Vorrücken der Rebellen bemerkt hatte. Und diese „Vorsicht" war in der Tat angebracht, denn Graf Hegenfurt, der den Insurgenten entgegenzugehen wagte, wurde wenige Meilen von dem Schauplatz der Jagd entfernt getötet.

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 188, S. 468, 470, 16. Mai 1705.

Von der Umgegend Wiens mußte Rákóczy an die Temes eilen, um Herbeville zu verhindern, Großwardein und Siebenbürgen Hilfe zu bringen, wobei ihn jedoch im Rücken der General Rabuttino und die Türken bedrohten, von denen man fürchtete, daß sie dem Kaiserstaat günstig gestimmt seien. Mitte Dezember war er noch immer mit Batthyány zusammen im Felde und besetzte Bing, das Pálffy wegen der Jahreszeit nur schwach verteidigte. Dann versuchte er Oedenburg bei Neustadt und Trentschin im Januar 1706 zu erobern, und nachdem er im März Deva in Siebenbürgen verloren hatte, machten die Rebellen öfter Streifzüge in die Nähe von Wien, worauf sie sich nach Leopoldstadt[1]) zurückzogen.

Mitten in diese Schrecken des Krieges fällt die merkwürdige Episode, die in der Depesche vom 1. Mai 1706 folgendermaßen erzählt wird:

„Die Frau Rákóczys ist mit Erlaubnis Seiner Majestät abgereist, um ihren Gemahl wiederzusehen. Sie wird bei demselbigen drei Wochen lang bleiben, nach welchem Zeitpunkt sie versprochen hat, sich wieder an diesen Hof zu begeben, der sich mit der Hoffnung schmeichelt, dadurch den Frieden zu erleichtern.“[2]) Die Politik suchte also Hilfe bei Hymen, doch sie verrechnete sich dabei; denn es ist bekannt, daß die Gemahlin Rákóczys diesem den Rat gab, sich nicht auf einen Frieden einzulassen, was ihr bei ihrer Rückkehr nach Wien keine geringe Unannehmlichkeiten zuzog.

Um den Bewegungen des Generals Grafen Starhemberg zuvorzukommen, unternahmen die Rebellen hierauf einen Sturm auf Gran, wobei sie jedoch nur die Unterstadt nahmen, und dehnten sich auch nach Steiermark aus.

Die letzte Phase der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1706 wurde im September mit ungewöhnlicher Energie durch den General Grafen Starhemberg eröffnet, der in einem blutigen Kampfe Guta, an der Mündung der Waag, in seine Hände brachte und Gran eroberte. Ende November machte der General Rabuttino einen vergeblichen Angriff auf Kaschau und mußte sich nach Siebenbürgen zurückziehen, wo die Insurgenten, ihm zuvorkommend, die Ortschaften hatten räumen und in Brand stecken und alle Arten von Vorräten zerstören lassen. Dieses Niederbrennen wiederholte sich Mitte Dezember; zwanzig Dörfer bei Wien gingen in Flammen auf, und den Vorstädten der Hauptstadt drohte dasselbe Schicksal.[3])

Ueberall herrschte Zerstörung und Verzweiflung. Schon im Februar 1706 hatte die Gesandtschaft bemerkt, daß „Ungarn von den Rebellen noch weit ärger verwüstet sei als von den Türken zur Zeit der früheren Verheerungen“, daß es aber trotzdem die Kraft finde, Widerstand zu leisten und den Krieg fortzusetzen, weil die Völker „von dem holden Namen Freiheit betört seien und mit Ergebung

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 188, S. 720, 779, 780, 821; Fasz. 189 (1705—1706), S. 69, 93, 94, 106, 107, 129, 150, 151, 223 u. 253.

[2]) Ebd. Fasz. 189, S. 293.

[3]) Ebd. Fasz. 189, S. 542, 553; Fasz. 190 (1706—1707), S. 11, 41, 106, 107 und 185.

ein so schweres Joch trügen". Als das Heilmittel dagegen galt „einzig und allein das Schwert, das diese Wunde heilen kann!" [1])

Nachdem der General Rabuttino die durch die Jahreszeit bedingten großen Schwierigkeiten glücklich überwunden und im Mai 1707 eine aus weiteren sechs Regimentern bestehende Verstärkung erhalten hatte, gelang es ihm, im Verein mit dem General Vige im August einige Abteilungen der Rebellen zu schlagen; doch erst im November drang er, nachdem er sich den Durchgang durch die mit erbitterter Tapferkeit verteidigten Engpässe erzwungen hatte, in Siebenbürgen ein. Auf dem andern Kriegsschauplatz nahm der General Graf Starhemberg im Juli verschiedene kleine Festungen in der Nähe der Waag, wodurch er die Grenzen Oesterreichs und Mährens sicherte.

Auf die neue Einschließung der Stadt Stuhlweißenburg durch die Rebellen zu Anfang des Jahres 1708, durch welche die Entsendung kaiserlicher Hilfstruppen von Ofen und Gran veranlaßt wurde, folgten im März Streifzüge der Ungarn bis vor Wien, die auch jetzt wieder den Kaiser verhinderten, auf die Jagd hinauszugehen. „Wenn Gott," so schrieb der Gesandte Lorenzo Tiepolo, „den Ungarn nicht den Mut und die Leitung nimmt, so sind selbst die Vorstädte dieser Hauptstadt gleich jedem andern Ort Feuersbrünsten und Raubzügen ausgesetzt." Und in der Tat mußten sorgsame Vorkehrungen getroffen werden, um die Hauptstadt zu retten.

Es ist merkwürdig und verdient hier erwähnt zu werden, daß der Gemahlin Rákóczys, die aus Wien entflohen war, offenbar um sich aus ihrer dortigen Gefangenschaft zu befreien, aus politischem Haß ein Gerücht nachgesandt wurde, das mitten in der gedrechselten Prosa der offiziellen Depeschen stark nach Bosheit schmeckt. In einer derselben, vom 5. Februar 1707, wird der Verdacht ausgesprochen, daß sie aus Wien mit dem österreichischen Hauptmann geflohen sei, der sie zu bewachen hatte. „Nachdem die Fürstin, seine (Rákóczys) Gattin, den Hauptmann, der sie bewachte, mit Banden der Liebe umstrickt hatte, hat sie die ihrer Gefangenschaft zu zerreißen verstanden und ist, mit demselben vereint, nach Sachsen geflohen." Doch hieß es dann weiter, und vielleicht ist das die Wahrheit: „Einige glauben im stillen, daß sie im Einverständnis mit dem Gatten hingeht, sich dem König von Schweden zu Füßen zu werfen, um ihn um Hilfe anzuflehen." [2]) Uebrigens lassen die späteren Beziehungen der Fürstin zu ihrem Gatten es ausgeschlossen erscheinen, daß die Flucht das Motiv gehabt habe, das man ihr hat unterlegen wollen.

Wenden wir uns jetzt wieder den kriegerischen Unternehmungen der Rebellen zu. Ein Streifzug, den sie nach Mähren gemacht hatten, war kurz vor dem 19. Mai von dem General Heister, der auf den Kriegsschauplatz im Osten zurückgekehrt war, aufgehalten worden; nichtsdestoweniger griffen die Ungarn im Juni das Regiment des Prinzen Eugen an und zwangen es, sich mit einigen Ver-

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 189, S. 201—202; Fasz. 190, S. 242.

[2]) Ebd. Fasz. 190, S. 318, 319.

lusten zurückzuziehen, ebenso griffen sie kurz darauf den General Cusani an, der nur durch ein Wunder der Gefangennahme entging. Dies geschah kurz vor dem 28. Juli des Jahres 1708.[1])

Doch die Kräfte der ungarischen Insurgenten waren durch den furchtbaren Krieg erschöpft, und vollends gebrochen wurden sie durch die Schlacht bei Trentschin, in welcher der General Heister einen glänzenden Sieg erfocht. An dem unglücklichen Ausgang dieser Schlacht hatte nicht nur die unter den Ungarn eingerissene Zuchtlosigkeit, sondern, wie man glaubt, auch der Verrat Ladislaus Octais Anteil. „Es wird behauptet," so berichtet der Gesandte Tiepolo, „daß sie (die Rebellen) über 20000 Mann stark waren, die unter dem Befehl der Führer Ragozzi und Berzeni standen, und daß die Zahl der Kaiserlichen mehr als 6000 betrug." Er fügte hinzu, daß Bercsényi, der verwundet worden war, sich mit Mühe vor dem Schicksal gerettet habe, in die Hände der Feinde zu fallen, und daß 6000 Mann auf der Wahlstatt geblieben seien. Trotz alledem wurden dem Kaiser gnädige und maßvolle Absichten gegenüber den Rebellen zugeschrieben.[2])

*

Während dieser trüben Ereignisse folgten im Leben Rákóczys zwei bemerkenswerte Zwischenfälle in kurzer Zeit aufeinander, von denen, da sie bekannt genug sind, hier kaum ausführlich gesprochen zu werden braucht, sondern nur so weit, als die Depeschen Einzelheiten darüber bringen, die nicht allgemein bekannt sind.

Der eine ist seine Kandidatur für die Königswürde von Polen, der andre seine Erwählung zum Fürsten von Siebenbürgen.

Daß Rákóczy, wie einige Geschichtschreiber behaupten, die vom Zaren begünstigte Kandidatur für den Thron, dessen König August entsetzt worden war, abgelehnt habe, scheint uns den Tatsachen nicht zu entsprechen, die mit ziemlich natürlicher Klarheit aus den venezianischen Urkunden hervorgehen. Es scheint, daß seine eifrigste Gönnerin die Gattin des Bruders des Primas von Polen war, die in einer Depesche vom 8. Januar 1707 als „eine sehr ränkevolle Frau" bezeichnet wird. In dieser Depesche wird noch hinzugefügt, daß man am Hofe von Wien Rákóczy gern „von Ungarn losgerissen" gesehen hätte, aber man „wünschte nicht, daß er mit dem Kredit und der Macht einer Krone die Rebellen aufreizen und sich die Vereinigung mehrerer Zepter verschaffen könne".

Doch schon am 5. Februar konstatierte derselbe Gesandte, daß der Entschluß, Rákóczy zu wählen, jetzt aufgegeben worden sei, weil es „im allgemeinen nicht gern gesehen wird, daß ein Rebell zum Herrscher gewählt werde", und es scheint, daß auch die Machenschaften Bercsényis zugunsten seines Chefs schließlich das Mißfallen der Wähler erregten, wie sie auch das allzu offenkundige Eintreten

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 190, S. 207, 482; Fasz. 191 (1707—1708), Abt. i, p, r, u. S. 160, 161, 279; Fasz. 192 (1708), 62, 63; Fasz. 193 (1708—1709), S. 33 u. 42.

[2]) Ebd. Fasz. 193, S. 51, 52; 11. August 1708.

des Zaren für die Rebellen verstimmte. Und so konnte der Hof von Wien, nachdem die Kandidatur Rákóczys gescheitert war, über diesen Punkt beruhigt sein.[1])

Für die andre bemerkenswerte Tatsache, die ich erwähnt habe, die Wahl Rákóczys zum Fürsten von Siebenbürgen, findet sich in unsern Depeschen das genaue, bis jetzt unsichere Datum angegeben.

Im Jahre 1707, im Februar, hatte er sich Siebenbürgen genähert und war dort vom Landtag zum Fürsten ausgerufen worden; und obwohl die Hauptplätze vom General Rabuttino wohl befestigt worden waren, gelang es dem neuen Fürsten dennoch, gegen Ende Mai unerwartet in Siebenbürgen einzudringen, wo ein andrer Landtag die erste Wahl bestätigte.[2])

*

Doch ehe wir die kriegerischen Ereignisse weiterverfolgen, die so schweren und langen Streitigkeiten ein Ende machten, müssen wir der Verhandlungen gedenken, die darauf hinzielten, dem Aufstand durch einen Friedensvertrag ein Ende zu machen, und die der österreichische Hof niemals, auch nicht in den Zeiten der erbittertsten Kämpfe, abgebrochen hatte.

Man muß in der Tat anerkennen, daß Oesterreich in Anbetracht seiner Ueberzeugung von seinem guten Rechte, ferner der Notwendigkeit und des natürlichen Wunsches, der Krone der Habsburger einen so wertvollen Besitz zu erhalten, eine große Langmut bezeigte und große Mäßigung gegen die Ungarn walten ließ, obwohl sie Rebellen waren.

Wir haben schon erwähnt, daß seit dem März des Jahres 1705 Unterhandlungen gepflogen worden waren, um den Frieden herbeizuführen, und daß diese durch den Tod des Kaisers Leopold unterbrochen wurden. Seinem Nachfolger Kaiser Joseph I. fehlte es nicht an dem aufrichtigen Wunsch, sie fortzusetzen, aber Rákóczy wollte in mehreren Punkten, auf die Oesterreich nicht einging, nicht nachgeben, wie aus einer Depesche Medelins vom 20. Juni 1705 ersichtlich ist. Besonders bestand er darauf, daß das bekannte, den Ungarn vom König Andreas verliehene Privilegium in Kraft bliebe, gegen den Herrscher zu den Waffen greifen zu dürfen, ohne daß von einem Aufstand die Rede wäre, wenn der Herrscher in irgendeiner Hinsicht die Prärogative des Landes nicht beachten sollte.

Die Hoffnung, zu einem Resultat zu gelangen, wurde lebhafter im August bei der Zusammenkunft der Bevollmächtigten der beiden Parteien, und im September wurde beschlossen, einen Kongreß nach Tyrnau einzuberufen, aber die Rebellen stimmten nicht bei, sie stellten einer Depesche vom 26. September 1705 zufolge schwere Bedingungen, in der Absicht, dadurch das Zustandekommen des von ihnen nicht gewünschten Friedens zu verhindern.[3]) Im November wurde

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 190, S. 318, 319; Fasz. 191, S. 73, 74, 88 u. 97.

[2]) Ebd. Fasz. 190, S. 337, 504.

[3]) Ebd. Fasz. 188, S. 530. 542, 543, 686, 687, 720, 756, 821.

jedoch der Kongreß abgehalten; aber da Rákóczy nur wenig guten Willen bezeigte, einen Abschluß herbeizuführen, so kam es erst Mitte April 1706 zur Vereinbarung eines fünfzehntägigen Waffenstillstandes, der dann Mitte Mai auf die Dauer von zwei Monaten verlängert wurde; bald darauf wurden die Grundlagen zu Friedensunterhandlungen in Preßburg aufgestellt, trotz der beharrlichen Forderung der Ungarn, daß das ihnen von König Andreas verliehene Privilegium bestätigt werde. Schließlich wurden am 15. Juni des Jahres 1706 die Artikel von den Ungarn formuliert und vom Kaiser mit Abänderungen versehen.

Doch noch konnte der Friede nicht abgeschlossen werden, trotzdem das Verlangen danach vielfach, selbst von zahlreichen ungarischen Komitaten, ausgesprochen wurde, was in den Depeschen von 1707 und aus dem Anfang des Jahres 1708 häufig erwähnt wird.

Schließlich berief Kaiser Joseph I. die ungarischen Staaten und Stände auf den 29. Februar des Jahres 1708 zu einem in Preßburg abzuhaltenden Reichstag ein, an dem jedoch Rákóczy allen seinen Anhängern teilzunehmen verbot. Damit nicht zufrieden, wollte er (Depesche vom 2. Juni) nach Narath einen andern Reichstag der von ihm abhängenden Staaten einberufen, wie es scheint, mit der Absicht, den Kurfürsten von Bayern zum König von Ungarn wählen zu lassen.

Der Reichstag in Preßburg kam tatsächlich zustande, aber der von Heister Anfang August 1708 erfochtene Sieg bei Trentschin schien die Friedensaussichten günstig beeinflußt zu haben, und der Kaiser mußte intervenieren, „da er gerade nach einem so günstigen Erfolg, seine Milde und seine Mäßigung noch mehr hervortreten lassen wollte".[1])

V

Die letzte Phase des Krieges und der Friedensschluß.

(1708 bis 1711)

Nach der Schlacht bei Trentschin schien es mit dem Glück des Rákóczyschen Heeres bergab zu gehen, und wenn seine Truppen auch ab und zu Teilsiege davontrugen, so hatten diese doch jetzt keine andre Wirkung mehr, als daß sie ihnen ermöglichten, ihre Positionen zu verteidigen und zu halten und durch Streifzüge dem Heer und den Besitzungen des Feindes Abbruch zu tun.

Dem von Heister erfochtenen Siege bei Trentschin folgte wenige Tage darauf die Einnahme von Nayma; und während die Ungarn auch auf der andern Seite der Donau geschlagen wurden, traf der kaiserliche General Vorbereitungen zur Belagerung von Neuhäusel, um die Rebellen zu zwingen, sich von Wien zu entfernen.

Dann erfolgte, immer noch im September, der Rückzug gegen die Drau, dem Anfang Oktober die Beschießung von Neuhäusel folgte, das von den Re-

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 189, S. 7, 8, 245, 271, 272, 279, 312, 339, 409, 419, 420, 429, 462; Fasz. 190, S. 106, 107, 207, 270, 306, 325, 336; Fasz. 192, S. 53, 74, 181, 215; Fasz. 193, S. 42, 51, 52.

bellen verteidigt wurde, wobei ihnen jedoch wegen der starken Außenbefestigungen so wenig Schaden zugefügt wurde, daß der Zweifel laut wird, ob „der den Rebellen zugefügte Schaden nicht hinter den für diesen Zweck aufgewendeten Unkosten zurückbleibt".

Heister erachtete es daher Mitte des Monats für vorteilhafter, anderswo Stellung zu nehmen, wo er jedoch „tatenlos, nicht ohne einiges Lamento von seiten des Hofes" stehen bleiben mußte.

Im November machten die Insurgenten Streifzüge bis nach Steiermark hinein. Im Dezember fehlte es gänzlich an Nachrichten über Rákóczys Unternehmungen; und man war sehr neugierig, zu erfahren, ob das Gerücht, das sich damals verbreitete und am Wiener Hofe großen Unwillen erregt hatte, daß ihm von Philipp V. von Spanien auf Verwendung Frankreichs der Orden vom Goldenen Vlies verliehen worden, wahr sei. Die Verleihung war tatsächlich erfolgt, und man betrachtete sie als Zeichen eines Bündnisses zwischen Spanien und Frankreich „und keiner Geneigtheit zu einem Vergleich mit dem Kaiser". Zu Ende des Jahres zeigten sich die Rebellen vor den Bergstädten, ohne jedoch Versuche zu Angriffen zu machen. Die Briefe des Gesandten aus dem folgenden Jahre, 1709, enthalten wenig Bemerkungen über Unternehmungen der Rebellen und wiederholen gewöhnlich, daß sie entweder keine Bewegung gemacht hätten oder daß keine Nachrichten von ihnen vorlägen. Dann wurde jedoch am 16. März von einem ungarischen Offizier dem Wiener Hofe die Nachricht von einem Sieg der Kaiserlichen über viertausend Rebellen überbracht, die bei dem Versuche, den ihnen von der Besatzung von Stuhlweißenburg entrissenen Paß von Czicskuvar wieder zu erobern, fast zur Hälfte niedergemacht wurden und Fahnen, Kanonen und Proviant verloren.

Auch jetzt wiederholten sich, so zum Beispiel nach dem 15. Mai, als die Rebellen sich gegen die Donau hin verschanzt hatten, die Beschwerden der Generale, daß sie nicht hinreichend Truppen hätten, sich die erzielten Erfolge zunutze zu machen und die Rebellen vollständig zu vernichten. Gegen diese hatte auch Klemens XI. eine Bulle erlassen, die sie jeder Unterstützung von seiten des katholischen Klerus beraubte.[1])

Endlich, am 10. August, wurden die Hoffnungen der Kaiserlichen durch die Einnahme des festen Platzes Schimek und die Uebergabe der Stadt Tyrnau belebt und wuchsen noch durch die Kapitulation von Simonsturm, die durch ein Mißverständnis von seiten der Belagerten hervorgerufen war, welche die von den Truppen Heisters wegen der Uebergabe Tyrnaus abgegebenen Salven irrtümlich für das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff hielten. Wenige Tage darauf eroberte General Heister Veszprim, und so war das ganze Land diesseits der Donau von den Rebellen gesäubert.[2])

Die Niederlage von elftausend Mann, die aus Neuhäusel abmarschiert

---

[1]) Memoiren Rákóczys in „Histoire des Révolutions de Hongrie", Bd. V, S. 37.

[2]) Disp. di Germ. Fasz. 193, S. 291, 365, 450, 456, 457, 507 und Fasz. 194, S. 6.

waren, zerstörte, wie man sagen kann, mit den Hoffnungen, welche die Insurgenten bis dahin gehegt hatten, auch jedes Gefühl für Disziplin in ihnen, so daß ihnen nichts übrig blieb, als das Feld zu verlassen, auf dem sie einen so titanischen Kampf geführt hatten.

Nach Neuhäusel ergaben sich im Laufe des Jahres 1710 alle andern Plätze der Rebellen einer nach dem andern, und am 6. Dezember bestätigte der venezianische Gesandte die Tatsache mit der Bemerkung, daß die Führer der Rebellen, „daran verzweifelnd, den kaiserlichen Truppen weiteren Widerstand leisten zu können, ihr Vermögen herausnahmen, um es in Polen in Sicherheit zu bringen: und so hat es kürzlich Berezeni gemacht".[1])

*

Das Jahr 1711 schien also die sichere Aussicht auf Frieden mit sich zu bringen.

Schon im Jahre 1708 (den 3. November) hatte Rákóczy durch Vermittlung des Bischofs von Tyrnau dem kaiserlichen Hofe seine Geneigtheit zur Beendigung des Krieges bekanntgeben lassen. Doch er verlangte, daß noch ein Reichstag nach dem von Preßburg zusammentrete, um die Differenzen beizulegen, wobei auch der Kardinal von Sachsen Unterstützung leistete.

Dann wurde zu Anfang des Jahres 1709 von einem Waffenstillstand gesprochen, aber bald wurde der Gedanke wieder aufgegeben, da, wie man am kaiserlichen Hofe meinte, die ungarischen Führer solchen Plänen „mehr als Ausflucht als aus wahrer Absicht" beistimmten, und im März desselben Jahres wurde die Republik Venedig indirekt, jedoch erfolglos[2]) gedrängt, die Sache der Rebellen zu begünstigen.

In allen Verhandlungen tritt einerseits der lebhafte Wunsch Oesterreichs, den Frieden zum Abschluß zu bringen, und anderseits das Widerstreben der Rebellen hervor, die fortgesetzt auf die Wirksamkeit des ihnen von Frankreich und Rußland gewährten Schutzes hofften. Immerhin war eine Einigung im Gange, und es fand eine Unterredung zwischen Rákóczy und dem General Palffy statt, die, wie es hieß, „vom Hofe nicht genehmigt worden war".[3]) Als dann aber im April des Jahres 1711 fast unerwartet der Tod des Kaisers Joseph I. eintrat, bekamen die Rebellen wieder Hoffnung auf günstige Ereignisse und stellten die Forderung auf, daß die ungarische Krone eine Wahlkrone werde, wobei der Umstand, daß in diesem Augenblick der Oberbefehl über die gegen die Ungarn im Felde stehenden österreichischen Truppen auf den ungarischen Grafen Pálffy

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 194, S. 191; Fasz. 195, S. 86.

[2]) Auch von Verhandlungen, die Rákóczy im Jahre 1708 mit der Republik Venedig führen ließ, um eine Erhebung in Kroatien hervorzurufen, ist in den oben erwähnten Memoiren Klements (S. 4) die Rede.

[3]) Siehe auch die Denkwürdigkeiten Rákóczys in der obenerwähnten „Histoire des Révolutions de Hongrie", Bd. VI, S. 46 ff.

konzentriert war, dem Wiener Hofe einige Sorgen machte, wie wir aus den Depeschen des venezianischen Gesandten ersehen.[1])

Indessen mußte, da die Aussichten der Ungarn immer geringer wurden, Franz Leopold Rákóczy am 29. April den Waffenstillstand annehmen, den ihm der General Pálffy als kaiserlicher Bevollmächtigter anbot; doch vor dem Ablauf des Waffenstillstandes flüchtete er sich nach Polen, nachdem er dem Grafen Károlyi an der Grenze das Kommando über die Truppen übertragen hatte, jedoch nicht das über die Festung Munkács, die noch immer widerstand und die er als sein Lehen stets in seinem Besitz behalten hatte.

Von Sckolin begab er sich nach Stryj, wo er die von Palffy ausgefertigte Friedensurkunde, die ihm Károlyi überbrachte, in Empfang nahm, und er bestimmte einen Termin für die Einberufung der Generalstaaten nach Máramaros. Doch Károlyi unterzeichnete am 1. Mai 1711 in Szathmár ohne weiteres den Friedensvertrag, weshalb Rákóczy ein fulminantes Manifest erließ, worin er ihn des Mißbrauchs seiner Befugnis beschuldigte.

Mit Károlyi leisteten auch die ungarischen Edelleute und Militärs den Treueid gegen den Kaiser.

Der Vertrag von Szathmár gewährte den Rebellen eine allgemeine Amnestie und würde auch Rákóczy und Bercsényi mit inbegriffen haben, wenn sie innerhalb einer bestimmten Frist ihre Unterwerfung erklärt hätten, was nicht der Fall war. Er setzte in bestimmter Form die konstitutionelle Grundlage des ungarischen Reiches fest.[2])

Der Gesandte Lorenzo Tiepolo, der drei Jahre lang den venezianischen Senat so genau über die Unternehmungen der ungarischen Insurgenten informiert hatte und der damals von Wien abberufen wurde, konnte mit großer Genugtuung am 9. Mai 1711 der Republik schreiben, daß der größte Teil der Rebellen dem Kaiserreich Treue geschworen habe, daß 10000 von ihnen in ihre Komitate zurückgesandt worden seien und daß, nachdem Kaschau sich ergeben habe, dasselbe von Munkács erwartet werde. „Dem Ragozzi," fügte er hinzu, „ist eine Frist von drei Wochen gewährt worden, um in denselben Vertrag inbegriffen zu werden, obwohl es nicht den Anschein hat, als ob derselbe willens sei, sich in die Unterwerfung zu ergeben; doch da er jetzt ohne Anhang ist, so rechnet man darauf, daß auch ohne seine bereits nach Polen in Sicherheit gebrachte Person eine so unangenehme Diversion beendigt sei."

Sodann berichtete noch der Nachfolger des Gesandten Tiepolo, Vittor Zane, in seinem ersten Brief, den er auf dem Wege nach Wien aus Innsbruck an den Senat schrieb, über diesen Frieden und schloß mit der Bemerkung, daß

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 193, S. 155, 164, 197, 211, 221, 258, 271, 299, 300; Fasz. 194, S. 292, 293; Fasz. 195, S. 175, 213, 218, 238, 244, 250, 297; Fasz. 196 bis 197, S. 2 und 15.

[2]) Histoire des Révolutions de Hongrie, Bd. IV, S. 181; Bd. V, S. 46 bis 55; Bd. VI, S. 77. — Sayous, Histoire générale des Hongrois (2. Aufl.), Budapest und Paris 1900, S. 378—379.

dieser „in den gegenwärtigen schlimmen Zeitverhältnissen dem Hause Oesterreich eine große Erleichterung" bringen müsse.[1])

VI

Das Exil und der Tod Rákóczys.

(1711 bis 1735.)

Die Regierung Karls VI. begann unter den freundlichsten Auspizien, denn er hegte die trefflichsten und wohlwollendsten Gesinnungen gegen seine Völker, die eine Frucht ebensosehr der Güte und Klugheit seiner Seele, wie der Lehren und der Bildung waren, mit denen ihn sein Erzieher Fürst Liechtenstein und sein Lehrer Lavigny ausgerüstet hatten. Gleich nachdem er gekrönt war und Ordnung in die österreichischen Angelegenheiten gebracht hatte, wendete er alle Sorgfalt darauf, mit liebevollem und friedfertigem Sinn die ungarischen zu ordnen, die durch die Ereignisse der Vergangenheit in den bedenklichsten Zustand geraten waren.

Noch vor seiner Ankunft in Wien und während die Kaiserin-Mutter die Staatsgeschäfte führte, hatte Rákóczy noch einmal einen Vorstoß gegen Oesterreich gemacht, indem er zwei seiner Regimenter in Ungarn eindringen ließ, wahrscheinlich dieselben, die sich dann im Juni der kaiserlichen Herrschaft unterwerfen mußten.

Seitdem jedoch machte Rákóczy, obwohl der Minister Fürst Trautson erklärte, daß man von seiten Ungarns stets etwas zu befürchten haben würde, „solange die beiden Häupter des Aufstandes, Ragozzi und Berseni, sich an der Grenze Polens aufhalten würden", dem neuen Herrscher keine Sorgen mehr. Als er Ungarn verließ, wurde er vom König von Preußen eingeladen, bei ihm Zuflucht zu suchen, und das vom 21. Februar 1711 datierte „Schutzdekret", in dem er vom König „cognatus et amicus noster carissimus" genannt wird, bot ihm mit seiner Gattin, seinem Hof und den edeln ungarischen Baronen, die ihm folgen wollten, gastfreundliche Aufnahme in Berlin an.[2])

Doch er zog es vor, sich nach Polen zu begeben, wo er Güter besaß, während Bercsényi in den Dienst des Zaren trat.[3])

Hierauf reiste Franz Leopold im Jahre 1711 in verschiedenen Ländern des Nordens umher. Im Mai war er in Jaworów und in Zalocze bei Lemberg und in Lemberg selbst; und vom Oktober dieses Jahres bis zum Oktober des folgenden wohnte er in Danzig.

Im Dezember des Jahres 1712 segelte er an den Küsten Englands umher, und im Jahre 1713 nahm er seinen Wohnsitz in Frankreich, wo er bei Ludwig XIV. ehrenvolle Aufnahme fand und von ihm einen Ehrensold erhielt. Obwohl er am französischen Hofe dank dem Ruhm, den ihm seine Heldentaten verschafft hatten,

---

[1]) Disp. di Germ. Fasz. 194, S. 292, 293; Fasz. 195, S. 175, 213, 218, 244; Fasz. 196—197, S. 2.

[2]) Fiedler, Aktenstücke u. s. w., Bd. II, S. 145.

[3]) Disp. di Germ. Fasz. 195, S. 238, 250; Fasz. 196 bis 197, S. 15.

und wegen seines vornehmen Wesens sehr beliebt und gern gesehen war, zog er sich doch, vielleicht von den Empfindungen getrieben, die sich durch die erlittenen Schicksalsschläge seiner Seele eingeprägt hatten, gern von Zeit zu Zeit zu einem beschaulichen Leben unter den Camaldolensermönchen des Klosters Grosbois zurück und nahm dort nach dem Tode Ludwigs XIV., der im Jahre 1715 erfolgt war, unter dem Namen eines Grafen von Saros einen längeren Aufenthalt. Dort studierte und meditierte er, schrieb und korrigierte seine „Memoiren", die dann von Ab. Brenner im Jahre 1739 gedruckt wurden,[1]) die „Bekenntnisse", die „Betrachtungen und Selbstgespräche" und einige Kommentare zu gelehrten Büchern. Die Manuskripte dieser Werke befinden sich in den Bibliotheken des genannten Klosters und desjenigen in St. Germain des Prés.[2])

Wie es scheint, wurde er auf Vorstellungen der österreichischen Regierung im Jahre 1717 aus Frankreich ausgewiesen. Er gedachte sich jetzt in die Türkei zu begeben, schiffte sich in Marseille ein und fuhr nach Adrianopel, wo er gut aufgenommen zu werden hoffte, wo aber, wie er bald einsehen mußte, seine Anwesenheit nicht durchaus erwünscht war. Er suchte sodann um die Erlaubnis nach, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, aber dem widersetzte sich der Regent, und nur seine Gattin fand Aufnahme, die dann auch dort am 8. Februar des Jahres 1722 starb.

Die Pforte wies ihm als Wohnsitz die Stadt Rodosto am Marmarameere, nicht weit von Konstantinopel, an. Dort lebte er noch längere Zeit und gründete frommen Sinnes eine Kirche,[3]) ohne daß die Welt sich noch mit ihm beschäftigte.

Erst im Jahre 1725 finden wir in den Briefen unsers Archivio dei Frari einige Erinnerungen an ihn, die wie das ferne Echo eines Namens klingen, an den man jetzt nur noch um seiner vergangenen Taten und Erlebnisse willen dachte. Ein Brief von Francesco Gritti, dem venezianischen Bailo in Konstantinopel, an den Senat, vom 13. November desselben Jahres, erzählt von vertraulichen Mitteilungen, die der kaiserliche Minister ihm gemacht habe über Machenschaften der Franzosen und wie der französische Gesandte Mr. Albenzel sich in vollem Maße der Hilfe Rákóczys bediene, der damals die ganze Hochachtung des Großwesirs genoß.[4])

Andre Nachrichten über den Fürsten gab dem Senat der Bailo Daniele III. Dolfin in einem Brief vom 27. April 1727, der ganz chiffriert ist, und in dem er von ihm erzählt: „Er lebt mit zweihundert Ungarn in Rodosto, wo er ein ernstes, bußfertiges Leben führt. Die Hohe Pforte gibt ihm 40000 Piaster,

---

[1]) Histoire des Révolutions de Hongrie, Bd. V und VI.

[2]) Das im Jahre 1751 gedruckte politische Testament Rákóczys wird für eine Fälschung gehalten.

[3]) Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica, Venedig 1842, Bd. XVII, S. 109.

[4]) Senat, Secreta, Lettere comunicate al Cons. dei X, non lette (1725—1735), Fasz. 4; Inquisitori di Stato, Lettere ai Baili e Ambasciatori in Costantinopoli (1698—1750), Fasz. 150.

und Frankreich gibt ihm einen Ehrensold." Es scheint, daß der Bailo von französischer Seite gebeten wurde, eine Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser zu vermitteln, aber Dolfin lehnte dieses Ansinnen ab.[1])

Dieser teilte dann am 2. August mit, daß auf einer französischen Tartane der zweitgeborene Sohn Rákóczys, Georg, in Rodosto angekommen sei. Der Vater hat, wie es in der Depesche heißt, „ihn mit väterlicher Liebe empfangen, aber, wenigstens dem Anschein nach, mit Mißvergnügen, daß er sich vom Hofe in Wien ohne Erlaubnis des Kaisers entfernt habe, ohne daß bis jetzt ruchbar geworden, ob es sei, um einen langen Aufenhalt zu nehmen, oder um in die Christenheit zurückzukehren." Dann berichtet er in einer andern chiffrierten Depesche vom 10. Dezember 1727: „Der Sohn des besiegten Fürsten hält sich immer noch bei seinem Vater in Rodosto auf; da er aber lebhaften Geistes ist, kann er sich diesem ernsten Leben nicht anbequemen, das ihm von der väterlichen Autorität auferlegt wird." Es schien sogar, daß der Sohn nach Frankreich zurückkehren wollte, daß aber der Kardinal de Henry seine Zustimmung nicht gab, um sich mit dem kaiserlichen Hofe nicht zu überwerfen, da der junge Rákóczy „sich als unruhiger Geist bekanntgemacht hat im Unterschiede von dem andern Bruder (Joseph), der sich in Wien befindet, den Befehlen des Kaisers getreu."[2])

Es findet sich noch eine höchst merkwürdige und unbekannte Nachricht in den Depeschen des Bailo, in einem vom 27. August 1727 datierten Briefe, und zwar die, daß eine Kolonie von ungefähr 3500 Piraten, zum großen Teil Engländer, von Madagaskar als Untertanen des Fürsten Rákóczy mit ihren angehäuften Schätzen und sechzehn Schiffen auf die Inseln Naxos und Paros übersiedeln wollte, wenn der Sultan ihnen deren Besitz übertragen würde; sie versprachen dafür Unterwürfigkeit und Gehorsam und wollten der Hohen Pforte den vierten Teil ihrer Schätze überlassen. Der französische Gesandte war dem Vorschlag günstig gestimmt, aber der österreichische war darüber aufgebracht und warnte auch den venezianischen Bailo, indem er auf den Schaden hinwies, der dem Adriatischen Meere aus der Nachbarschaft so gefährlicher Leute erwachsen könnte. Nach verschiedenen Mahnungen verweigerte daher der Großwesir, der anfangs dem Projekt nicht abgeneigt schien, seine Zustimmung und verbot, daß noch weiter von der Sache gesprochen werde.[3])

Von da an schweigen die venezianischen Urkunden vollständig über den armen, nunmehr vergessenen Fürsten, bis ihn in Rodosto am 8. April des Jahres

---

[1]) Inquisitori di Stato, Lettere dei Baili e Ambasciatori in Costantinopoli (1725—1757), Faszj. 431 u. Lettere ai Baili, Faszj. 150.

[2]) Disp. da Costantinopoli (1726—1729), Faszj. 181, Brief 29 und Inquisitori di Stato, Faszj. 431.

[3]) Senat, Secreta, Lettere comunicate al Consiglio dei X (1716—1739, Faszj. 2. (Depesche vom 4. August 1727; Copia di Relazione vom 9. Mai 1727) und Inquisitori di Stato, Lettere etc., Faszj. 431 (Depesche vom 4. Oktober und 10. Dezember 1727).

1735 der Tod ereilte. Dieses Ereignis wurde dem venezianischen Senat durch Depeschen des Bailo und des Gesandten in Wien mitgeteilt.[1])

So starb fern von der Heimat Franz Leopold Rákóczy, gewiß im Gedanken an die Kämpfe, die er umsonst für sie geführt hatte, und ihr den letzten und liebevollsten seiner Seufzer widmend.

Seine Gebeine und die seiner Genossen, die ein Jahrzehnt hindurch glorreich gekämpft hatten und Helden und Märtyrer des edelsten der Ideale gewesen waren, hat das ritterliche Volk Ungarns in dankbarem Gedenken in einem historischen Moment in das Vaterland zurückbringen lassen, zur Mahnung, zum Schutz und zum Vorbild für das gegenwärtige und das zukünftige Geschlecht, und spricht in der Inschrift, die es auf das Grabmal in der Kathedrale zu Kaschau gesetzt hat, die Zuversicht aus, daß „ihr glorreiches Gedächtnis die Liebe zum Vaterland in den Herzen ihrer Nachkommen befestigen wird".

Das weise Jungfräulein

Novelle von

Karl Goldmann

(Schluß)

Der Graf trat, erwartungsvoll durchschauert, vor und bat mit leisen Worten, die Fragen an das gebannte Seelchen zu richten, die in jeder Wissenschaft die tiefsten seien. Aus dem Mund des in Starrheit liegenden Magiers werde die Antwort kommen.

Die Reihen der Gelehrten beruhigten sich wieder. Die Skeptiker der untersten Bänke machten indignierte Gesichter: sie waren ärgerlich darüber, daß ihnen die Wahrheit als Jungfrau präsentiert wurde; einer Dame kann auch der ingrimmigste Skeptiker nicht so scharf entgegnen, als er im Innern will. Wäre es ein Mann gewesen, das Ding in der Flasche, da hätten sie gewiß sogleich seine Existenz oder wenigstens seine Berechtigung dazu von Grund aus geleugnet; einer Jungfrau gegenüber ging das nicht an. Da schwiegen sie lieber gleich ganz, wenn auch verbissen.

Hingegen die Theologen und Philosophen der obersten Reihen schienen angenehm berührt zu sein, wenngleich sie das durchaus nicht offen zeigten. Sie saßen im Gegenteil ganz steif da und scheinbar so ungerührt wie vorher, und nur ab und zu schielte manches geschärfte Auge nach allen Körperlichkeiten der jungfräulichen Gestalt.

Nur das Mischvolk auf den mittelsten Reihen zeigte seine wahre Natur.

[1]) Senat, Secreta, Lettere, Costantinopoli (1734—1735), Fasz. 186, Depesche vom 10. April 1735; Dispacci di Germania (1735), Fasz. 230, S. 57.

Der Ritter Montagu gab die Lorgnette nicht vom Auge, der Fakir machte wie zum Auftakt einige Bewegungen mit dem Mund und bewies dann in endlosem Plappern einem Abbé die Echtheit der Figur, die nach den Lehren seines Wissens nicht in Zweifel gezogen werden dürfe. Die Gelehrten der Mathematik und der Naturwissenschaften schrien erregt durcheinander.

„Selbstverständlich kommt für mich nur die Frage nach der Art dieser hübschen Fälschung in Betracht; ist sie artig und voll Geist, so wird mich das mit ihr versöhnen, und ich werde, unbekümmert um Echtheit oder Unechtheit, an sie glauben," erklärte der Abbé Galiani seinem Kreis, wies aber sogleich den in einem Schwarm um ihn sitzenden Lieblingen seiner Bosheit an zwanzig Stellen der Apokalypse nach, daß eine derartige Seelenbannung wohl möglich sei und daß alle Gläubigen unnachsichtlich sie für wahr zu halten hätten.

Inzwischen wogten die Perücken wieder durcheinander und forschten nach allen Seiten, wer die erste Frage stellen werde.

Die skeptischen Reihen unten blieben stumm und anscheinend interesselos; sie hatten es nicht nötig, sich mit einem Wesen abzugeben, das nun einmal keine Existenzberechtigung besaß. Die Theologen ganz oben und die Angehörigen der reinen Philosophie zuckten mit den Schultern oder warfen sich verstehende Blicke zu. Sie schienen zwar nicht unberührt zu sein von der Tatsache, die sich da unten abspielte, aber ihr Stolz erlitt dadurch keine Einbuße, nur eine Steigerung, wo das noch möglich war. Hatten sie doch die Wahrheit in festem Besitz. Wie konnten sie da den Anfang machen, Fragen zu stellen, zu deren Beantwortung außer ihnen niemand ein eigentliches Recht hatte.

Dafür schienen in den mittleren Reihen die Forscher der Natur und der Zahlen Rat zu halten, wer die erste Frage tun solle.

Unter sichtbarer Bewegung der Versammlung erhob sich ein kleines weißhaariges Männchen, ein bewährter Mathematiker. Mit einer hohen kreischenden, dabei lehrhaft gedehnten Stimme stellte er im Namen seiner Fachgenossenschaft die Anfrage, wieweit seine Wissenschaft auf dem rechten Wege sei, ins Innere der Natur zu dringen. An dem etwas im vornherein belehrenden Ton seiner Worte erkannte die Versammlung sogleich voll Einverständnis, daß die Frage nicht ganz frei war von jener freilich noch nicht taktlosen Ironie, die nur eine dem Ton der Anfrage sich fügende Beantwortung gelten lassen werde.

Sogleich wiederholte der Graf dieselben Worte dem Figürchen in der Flasche.

Das Jungfräulein hielt in seinem Auf- und Niederschweben inne; es senkte sich langsam auf den grünen Glasgrund und faltete die kleinen Hände.

Zugleich begann es in dem bisher bewegungslosen Antlitz des langgestreckt liegenden Jesuiten zu zucken; ein schwerer Seufzer öffnete den festgeschlossenen Mund.

Das Naturgeheimnis in der Flasche blickte schelmisch, so schien es, zur Versammlung auf.

Die Zähne des Magiers klappten auseinander. Worte entrangen sich seinem Mund, erst schwer, dann fließend; die Versammlung merkte bald, daß es Verse

waren, in denen das Seelchen, der Pythia, gleich durch den Mund des Jeſuiten Antwort gab auf die Frage von der Kraft der Zahl:

„Die Zahl, mit der du dich und alle Dinge mißt,
Lebt nur in deinem Kopf, wo ſie entſtanden iſt.
Natur kennt keine Zahl. Die lebt und ſtirbt mit dir.
Doch unberührt bleibt ſtets, frei die Natur von ihr.
Du miſſeſt und du zählſt, du teilſt das All doch nur,
Weil du nicht faſſen kannſt die Allheit der Natur.“

Der Mund des Magiers ſchloß ſich mit leiſem Seufzen, das Figürchen ſchwebte mit einer hübſchen Bewegung wieder empor und ſcheinbar gleichgültig wie vorher auf und ab.

Die Verſammlung ſaß ſtarr. Die Perücken ſchienen zu überlegen, jedenfalls waren ſie betroffen.

In den oberen Reihen brach ein kleiner gelehrter Tumult aus; dort ſaßen in den Bänken verteilt unter den Philoſophen und Theologen einige Anhänger der ſcholaſtiſchen Schulen des Mittelalters, die ſich und ihre Anſichten ins achtzehnte Jahrhundert herübergerettet hatten. Sie waren, da ſie nicht die Zahl, ſondern das Wort als Urgrund der Dinge bezeichneten, und als letzte Anhänger platoniſcher Ideenlehre nichts wütender bekämpften als die konkurrierende Zahl, in eine kleine Begeiſterung geraten und nannten die Antwort, die ihre Gegner auf dem Gebiet der letzten Fragen von dem Figürchen hören mußten, eine gründliche, jedenfalls ſehr zu gönnende Abfertigung.

Allein nicht nur ſie, ſondern überhaupt der größte Teil der Gelehrten war dem Ding in der Flaſche gegenüber in eine wärmere Stimmung geraten. Alle, mit Ausnahme freilich der Betroffenen, wurden durch eine wohltuende verborgene Schadenfreude dem Jungfräulein gegenüber überaus verſöhnlich geſtimmt.

Sogar die Theologen blickten mit einem aufmunternden Lächeln hinab zu dem weiſen Geſchöpf hinterm grünen Glas.

Die verſöhnliche Stimmung wurde befeſtigt durch eine in flammender Begeiſterung aufſpringende, lächerlich anzuſehende Geſtalt.

Ein kugelrunder Scholaſtiker fuchtelte entzückt mit fetten Händen, dickem Kopf und rieſiger Perücke und ſtellte an das Geheimnis in der Flaſche mit ehrerbietiger Rede im Namen der realiſtiſchen Richtung innerhalb ſeines philoſophiſchen Spezialgebietes die Anfrage nach der letztmöglichen Erkenntnis in dem als Realität anzunehmenden Wort.

Der Graf, der in Begeiſterung über die glückliche Antwort unaufhörlich dem Jungfräulein zulächelte und ihm in die Flaſche hinein liebende Blicke zuwarf, faßte ſich und wiederholte die Frage des dicken Scholaſtikers.

Das Seelchen neigte ſich wie vorher, der Mund des Jeſuiten öffnete ſich unter ſchwerem Zwang und ließ die Verſe heraus:

„Das Wort, das dich und mich und alle Dinge trägt,
Wird wiederum von dir getragen und gehegt.

Mit Vorsicht steht ihr so auf eurem eignen Kopf
Und stürzt doch nicht. Warum? Halt ist euch euer — Zopf."

„Die beiden ersten Verse sind plagiert," rief halblaut aus der untersten Reihe eine philologisch aussehende Perücke, „sie entstammen dem Angelus Silesius, tätig von 1624 bis 1677; dennoch stehe ich nicht an, die dem Wortrealismus hiermit versetzte Ohrfeige als eine wohlgeratene zu bezeichnen."

Die Materialisten und Skeptiker, die wie griesgrämige Eulen um die philologische Perücke herumsaßen, gerieten in angenehme Erregung angesichts der Abfertigung der ihnen verhaßten Scholastik; die zur Dankbarkeit fähigen Seelen unter ihnen fühlten sich sogar geneigt, eine Existenzberechtigung des weisen Jungfräuleins für nicht gerade ausgeschlossen zu halten; sie beschlossen, wenigstens ihre Möglichkeit als einer Erwägung wert immerhin ins Auge zu fassen.

Sogar die Mathematiker erheiterten sich wieder und vergaßen beim Anblick der verdutzt disputierenden und ersichtlich betroffenen Gegner die für sie geprägten Verse.

Die Scholastiker aber, deren Begeisterung sich sehr abgekühlt hatte, machten jetzt versuchende Andeutungen über die Unechtheit der Figur; aber da war es die Bosheit des Abbé Galiani, die an ihren eignen Prinzipien unwidersprechlich und noch dazu sehr laut ihnen nachwies, das Jungfräulein sei eine Seele, der man durchaus vertrauen dürfe.

Inzwischen fühlten einige unter den skeptischen Perücken, nämlich die äußersten Materialisten — es waren dies sowohl Aerzte wie Naturforscher im allgemeinen —, daß ihre Zeit gekommen sei. Ein Teil ihrer idealistischen Feinde war abgetan; da konnte man für sich die Ausbeute des Kongresses erhoffen.

So erhob sich langsam, mit steifer Grandezza und eckigen Bewegungen eine breitschultrige Riesengestalt mit fürchterlich verwilderter grauschwarzer Perücke, um für sich und den Kreis seiner Gesinnungsgenossen die Frage zu stellen. Es war dies ein deutscher Arzt, Materialist von der gewöhnlichen Sorte, persönlicher Feind Gottes und rabiater Leugner der Seele, einer von den Gelehrten, die nur glauben, was sie sehen.

Damit war er übrigens, nebenher und bescheiden bemerkt, noch immer im Vorteil gegenüber einigen französischen Skeptikern: die glaubten nicht einmal, was sie sahen.

Der deutsche Gelehrte schüttelte seine Faust gegen die Flasche und fragte in nachsichtig wohlwollendem Ton gegen das Jungfräulein hin, ob es etwas gebe, was seine Wissenschaft noch nicht gelöst habe.

Es war, als würde er jedes Wort, das er herausbrachte, erst einzeln zermalmen, so sonor und imposant klang ein jedes.

Das Jungfräulein machte gegen den groben Gelehrten sein feinstes Gesicht und schwebte graziös um die Dampfsäulen.

Der Abbé Geloni öffnete langsam den Mund und antwortete aus seinem Krampf heraus:

„Habt ihr den Leib durchforſcht und um und um gewandt,
So meint ihr wohl: Da ſteckt's! Was? Das noch niemand fand.
Wenn ihr des corporis Gewebe hebt und lüpft,
Faßt ihr die Seele nicht, die iſt euch längſt entſchlüpft.
Doch wartete ſie auch auf euer Inſtrument:
Ihr ſähet nichts von ihr, um eine Welt getrennt.
Ein grobes Netz taugt nicht zum Fang von feinen Fiſchen:
Durch euer Sinnennetz wird Pſyche ſtets entwiſchen.
Ihr leugnet ſie darum; doch wird draus nur erkannt,
Daß euer Auge grob, noch gröber eure Hand."

Das Püppchen in der grünen Flaſche ſchwebte gleichmütig kreiſend weiter, der Mund des Magiers ſchloß ſich krampfhaft, die Zähne ſchlugen hörbar aufeinander.

Die Perücken auf allen Bänken löſten ſich aus einer Art ungewollter Erſtarrung und fuchtelten im Tumult durcheinander. Die Kerzen, aufflackernd im entfachten Luftzug, warfen zitternde gelbe Schimmer über all die bewegten Häupter und beunruhigten ſelbſt die Statuen der Gerechtigkeit, der Liebe, der Klugheit und der Wahrheit.

Die Verſammlung wogte durcheinander. Alle, mit Ausnahme der betroffenen unterſten Reihen, waren überaus befriedigt und machten daraus kein Hehl: Die Mathematiker und die Wortſcholaſtiker feierten offen Verſöhnung auf Koſten der Materialiſten, die Theologen erklärten ſelbſtbewußt, es ſei der verderbliche Materialismus noch niemals mit ſo kurzen und dabei ſo klaren Sätzen erſchlagen worden; ſie meinten zugleich, es ſtünde nunmehr ihrem Glauben an das gebannte Seelchen nichts mehr im Wege.

Sogar der Abbé Galiani und der Ritter Montagu, die, im weiten Rund einander gegenüberſitzend, die außer ſich geratene Verſammlung ſpöttiſch muſterten, warfen ſich einen verwunderten Blick zu, der zugab, daß dem ganzen Prozeß immerhin ein Vernünftiges zugrunde liegen müſſe.

Der vor Wonne trunkene Graf war von einem aus allen Parteien gebildeten Kreis umringt, der die ſchmeichelhafteſten Komplimente über die ſo wohlgeratene jungfräuliche Seele machte und, von höchſtem Intereſſe erfüllt, alle Einzelheiten über ihre Entſtehung und Lebensweiſe wiſſen wollte.

Der deutſche Rieſe, obſchon geärgert, ſchlug mit der Fauſt unter großem Gepolter auf den Tiſch und gab beſtürzt zu, es laſſe ſich trotz aller Anſtrengung das Seelchen vorläufig noch nicht als gefälſcht erweiſen.

Nur eine Geſtalt blieb in vollkommener Ruhe. Dies war der eigentliche Urheber des Ganzen, der Seelenbanner.

Der Abbé Geloni lag vergeſſen in ſeinem mit brennendem Purpur ausgeſchlagenen Stuhl; lang ausgeſtreckt ſchien ſeine ſchwarze Geſtalt ins Geſpenſtiſche zu wachſen. Der Tumult der Verſammlung vermochte ihn nicht aus ſeinem völligen Verſunkenſein zu löſen, die verwunderten Rufe der Gelehrten und ihre erregten Disputationen drangen nicht zu der Seele, die in gänzlicher Abgeſchiedenheit ſich barg. Der Gegenſatz zwiſchen den lebhaft bewegten durch-

einander fahrenden Perücken und diesem Antlitz von übergroßer spöttischer Herbheit war so gewaltig, daß den Magier von der disputierenden Versammlung ein Abgrund zu trennen schien.

In großer Einsamkeit lag der Abbé Geloni inmitten des Tumultes der Gelehrten, und die scharf gebrochenen Linien seines Gesichtes wurden durch nichts gemildert.

Die Statuen der Liebe, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Klugheit blickten genau so ernsthaft herab wie vorher, als ganz oben einer der Theologen seine schmächtige violettgekleidete Gestalt höher reckte und in den Lärm hineinrief, seine Mitbrüder und er selbst seien zur Einsicht gekommen, daß die mit Gottes Hilfe und durch seine Gnade ins Irdische gebannte Seele in Wahrheit die Geheimnisse des ewigen Lebens kenne und zu künden vermöge und daß es deshalb vor allem Sache des Glaubens sei, sich dieser Seele anzunehmen und von ihr himmlische Winke zu empfangen.

In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß die Theologen und verschiedene der Kirche nahestehende Philosophen schon zu Anfang miteinander beraten hatten, auf welche Weise sie sich, ohne allzu rückständig zu erscheinen, aus dem Prozeß ziehen könnten. Jetzt, da fast alle andern Parteiungen, vor allem die idealistischen und materialistischen, von der Weisheit des Jungfräuleins verneint waren, schien es so gut wie sicher, daß die Seele im guten Sinn antworten und den Preis des Kongresses somit wider Erwarten dem Wissen absprechen, dem Glauben hingegen zuweisen werde.

Die Atheisten unten witterten freilich diesen Beweggrund der Frommen, und die schlimmen unter ihnen sandten vielsagende ironische Blicke hinauf zu den violetten und schwarzen Reihen.

Aber mit der Gebärde des kommenden Triumphes wartete der violette Monsignore ruhig, bis sich die Bänke wieder gefüllt und die Reihen beruhigt hatten.

Dann bat er, gütig und sicher in Stimme und Gebaren, die zur Erdenwelt gesandte ewige Seele möge die unerschütterlichen Lehren seiner alleinseligmachenden Kirche bestätigen und allen, die noch nicht vom wahren Geist durchdrungen, vorzeigen. Allein der schmächtige Abbé und die Gesichter seiner Umgebung, die sich bereits in ehrbare Falten des sicheren Triumphes gelegt hatten, wurden plötzlich sehr unaufmerksam, als das Weisheitsspiel des Jungfräuleins wieder begann und die Versammlung hören ließ, daß alle Gottesgelehrsamkeit nur von der Unkenntnis Gottes lebe und daß wahre Gotteserkenntnis die Gottesgelehrsamkeit unmöglich mache.

Die gereimte Weisheit des Figürchens klang aus in den Versen:

„Theologie ist alt; es folgt daraus der Schluß,
Daß man die Langeweile älter nennen muß.
Wer sich an Gott erbaut, darf seine Kraft nicht schwächen,
Wer seinen Glanz erschaut, ihn nicht in Strahlen brechen.
Ihr nennt, was euch erwünscht, den Sinn des ewigen Rechtes,
Ihr macht aus Gott ein Buch und meist sogar ein schlechtes.

Eins seid ihr euch, da ihr, was niemals sichtbar, seht,
Verschieden nur darin, wie ihr es nicht versteht."

Der kleine schadenfreudige Skandal sprang diesmal auf die untersten Reihen über, wo die Skeptiker, geschmeichelt durch die Abfertigung ihrer gottesgelehrten Gegner, von dem ihnen selbst zuteil gewordenen Spruch nichts mehr wußten; allein die Schadenfreude war keine echte mehr; sie war gedrückt, und niemand außer einem kleinen Kreis französischer Enzyklopädisten nahm daran teil.

In der ganzen Versammlung ging Geheimnisvolles vor.

Woher kam es, daß manche der sonst so beweglichen Perücken nachdenklich auf ihren Plätzen saßen, in sich gekehrt; wie war es zu erklären, daß in verschiedenen Gruppen der Disput abbrach und manche der sich aus dem Gespräch Zurückziehenden beobachtende Blicke den andern zuwarfen?

Es wurde immer fühlbarer und war schließlich allgemein in der Stille erkannt, daß eine unendlich drückende Stimmung sich erhob, durch die Reihen schlich, sich ausbreitete und alles Gespräch erstickte.

Der Ritter Montagu oben in einer der mittleren Reihen saß schon lange schweigsam und für sich allein; aus tiefem Nachdenken löste ihn mit einemmal die langsam eingetretene Wandlung, die Ruhe, deren Seltsamkeit im gedämpften Flüstern einzelner Gelehrter nur noch mehr auffiel.

Mit einem Blick übersah er die Reihen. Totenbläße überzog sein kühnes Antlitz und seine Seele ward durchschauert. Was begab sich hinter vielen dieser in großem Ernst gefalteten Stirnen, was war's, das in diesen Gesichtern Falten brach und Furchen zog, deren Tragik nur aus gänzlich erschütterten Seelen stammen konnte?

War es ein Wunder, daß so manche der im Bewußtsein ererbten Besitzes erstarrten Seelen ihre Pforten eindringendem Licht öffnete und mit dem Ernst eines Lebens sich zu der schweren Frage entschloß, die unerbittlich und zwingend sich eindrängte: Ist deine Wahrheit die starke, die über alle andern zu siegen vermag, ist sie die echte, die einzige?

Manche der in Würde aufgeputzten Perücken verlor die steife gelehrte Feierlichkeit, manches in sicherem Stolz erhobene Haupt senkte sich fast demütig, manche Hand begann zu zittern.

Wie ein schwerer Atem strich es über die Reihen.

Es glaubte jeder im Schweigen und in dem Gedrücktsein des andern die Tragik des andern zu fühlen, und mancher ward sich der eignen bewußt.

Unter dem schwer über den Bänken lagernden Druck fühlten manche dieser Leuchten irdischer Weisheit zum ersten Male wahre in alle Tiefen sich senkende Seelennot.

Ganz still saßen die Perücken, niedergedrückt.

Da zerriß erlösend eine Stimme die Stille, eine Stimme hell und zitternd, die aus solch tiefer Not zu bringen schien, daß alle erwarteten, sie müsse in ununterdrückbarem herzzerreißendem Schluchzen enden:

„Kennst du den Weg zur Wahrheit?"

Totenblaß im Antlitz hatte sich der Ritter Montagu langsam erhoben und in den Grund des Theaters die Frage gerufen.

Im Innersten erschüttert nahm sie einer der zu unterst sitzenden Gelehrten auf; eine bange Stimme fragte in verhaltener Pein:

„Wenn es einen Weg zur Wahrheit gibt, so künde ihn uns, hohes Naturgeheimnis. Schaust du, was man Wahrheit nennt, selbst, so löse uns das Rätsel, wie unsre Augen sich zu ihr erheben können. Künde uns, wenn du vermagst, künde uns!"

Die Reihen atmeten auf wie erlöst, aber in erneuter erhöhter Spannung beugten sie sich hinunter zu der rätselhaften Seele.

Der Graf, der in sich versunken, betäubt neben seinem Wunder gestanden war, brauchte die Frage diesmal nicht zu wiederholen.

Die jungfräuliche Gestalt hinter dem grünleuchtenden Glas schwebte graziös auf den Grund; die kleinen Augen blitzten über die Versammlung.

Ein Seufzer, dessen Schwere schmerzvoll sein mußte, preßte den Mund des Magiers auf.

Atemlos starrte die Versammlung in die Tiefe.

Ein erneutes tiefes Stöhnen des Magiers gebar zwei leichte Verse:

„Daß dir im Sonnesehn vergehet das Gesicht,
Sind deine Augen schuld und nicht das große Licht."

„Das ist es ja nicht, was wir wissen wollen!" so schrie nach einem Augenblick lähmender Ruhe eine Stimme von den Höhen des Saales in den Grund. Die Versammlung, gefesselt und bezwungen von den Vorgängen in der Tiefe, blickte gar nicht empor.

Dieselbe Stimme rief weiter:

„Nicht unsre Fähigkeit zur Wahrheit wollen wir wissen: gib uns die Wahrheit selbst! Was ist Wahrheit?"

Abgründiges Schweigen nach diesem Ruf, eine Stille, so gespannt, daß sie hörbar zu sein schien.

Erlöst, entfesselt brach aus irgendeiner Ecke des Raumes der gleiche Schrei:

„Was ist Wahrheit?" Eine tiefe Stimme ward von Schluchzen durchzittert.

„Was ist Wahrheit?" Aufgejagt pflanzte sich der Schrei durch die Reihen fort, anschwellend in wirrer Folge von oben nach unten. Eine Welle von Stimmen flutete in die Tiefe des Theaters und umwogte das Naturgeheimnis.

Immer stärker brauste die Welle, immer gequälter der Schrei.

Die Figur in der Flasche fing an ersichtlich zu erzittern. Ein wehmütiges Lächeln zuckte um die kleinen erstaunt geöffneten Lippen.

Dann fing das Jungfräulein an, in engen Kreisen rundherum zu schweben.

Der Graf hatte sich vor dem Tisch niedergeworfen, und mit erhobenen Händen stimmte er in den einen starken Schrei ein.

Ueber den Reihen erhoben sich bewegte Arme, aus weiten seidenen Aermeln streckten sich verlangende Hände.

Der deutſche Gelehrte ganz unten ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen nach dem wiſſenden Wunder, der Abbé Galiani lehnte ſich mit geſchloſſenen Lidern, matt vor Ergriffenheit, an die braune Lehne der Bankreihe.

Geheimſte Geſtändniſſe, die ein Menſchenalter hindurch unbewußt waren und niedergehalten wurden im Grund der Seele, wurden erſchütternd laut in dem einen Schrei; ein großes Mitleiden mit der eignen unvollkommenen Natur rang ſich durch ihn. Immer mächtiger ſchwoll er an wie die Welle, die ſich ſelbſt ſtärker gebiert, gewaltiger:

„Was iſt Wahrheit?!“

Da war's, als träfe ein Blitzſtrahl das Geſicht des ſtarr auf purpurnem Grund ausgeſtreckten Magiers. Ein Zucken fuhr kreuz und quer über das ſteinerne Antlitz; in einem Krampf erbebten und zitterten alle Muskeln. Sofort aber erſtarrten die Züge wieder. Sie lagen da, gemeißelt in weißen Marmor, aber in ihrer Ruhe dämoniſch geworden, angeſpannt bis zur Kraftloſigkeit, in tiefſtem Ernſt.

Aber aus dem Mund, der ſich unter furchtbarer Qual öffnen mußte, klangen nie gehörte Töne; eines wunderlichen Gelächters Töne, wie es auf Erden nie erklingt, wie es, ſchluchzend vor Ausgelaſſenheit, nur von ferne aus dem Dämmer eines Traumes herübertönt, der kühnſten Fluges allem Erdenhaften ſich überlegen fühlt.

Das Lachen war, obſchon aus innerſtem Weſen ſich ringend, zugleich ſchmerzvoll. Der Mund des Magiers bebte in ſtarkem Weh und aus den hilflos geſchloſſenen Augen drangen große ſtumme Tränen.

Zugleich begann das Figürchen im Glas ſtärker zu ſchwingen; ſein Kreiſen wurde immer mächtiger, das Rund erweiterte ſich, die Kreiſe dehnten ſich aus, und ſchließlich ſchwebte die Figur nur mehr in langen von der Tiefe zur Höhe und wieder zurücklaufenden Spiralen um die Säulen ſtarren Dampfes.

Das Kreiſen des Figürchens weitete ſich ſo ſehr, daß das Glas, geſtreift, erklang.

Gleichmäßig entſtrömte dem Mund des Magiers das Gelächter; es war, als müſſe unter dem unüberwindbaren Zwang dieſes Lachens das Geſicht in ſich ſelbſt brechen.

Aus der Verſammlung drangen nur ſchwere Atemzüge, ſonſt kein Laut.

Da brach in einer der dunkeln Reihen eine Geſtalt in die Knie, ein Seufzen: das die Antwort! — und ſeiner Sinne ohnmächtig ſtürzte der Ritter Montagu zu Boden.

Die unterſten Reihen verſuchten den Alp abzuſchütteln, ſich gegen ihn zu wehren. Das Gelächter hieß ſie in ſchauerlichen Abgrund ſich verſenken, zugleich aber ſtrömte aus dieſem Lachen, das an kein Weſen gebunden und aus dem Nichts zu ſtammen ſchien, ein Aufreizendes, Aufſtachelndes.

Ein Aufdämmern, kaum erhellt vom Licht bewußter Seele, aber abſchreckend wirkſam:

Dieſer Abgrund verſchlingt alles, was wir zu wiſſen ſcheinen, vernichtet alles, was wir Wiſſen nennen.

Aus dem Gelächter brach jetzt nicht mehr ein Aufreizendes: Aufpeitschte dies unerbittliche Lachen den Gedanken, das teuerste Selbst zu erhalten, zu retten.

Maßlose Wut erstickt alles Entsetzen und flammt hoch.

Entfesselte Leidenschaft flutet auf, erhebt die Arme, reckt die Gestalten, verzerrt die Gesichter:

Rettung des Selbst vor diesem tötenden Lachen!

In den untersten Reihen hebt ein Murmeln an, von funkelnden Augen begrüßt.

Von aufflammenden Blicken begrüßt wächst aus ihm ein einzelner furchtbar durchdringender Schrei. Er gellt aus der Tiefe, aus den Reihen der Skeptiker:

„Inquisition!"

Erlöst schlägt eine Woge von Schreien über der Versammlung zusammen.

Mit kaum erhoffter Befriedigung nehmen die Theologen den Ruf auf, mit nur allzu bereiten Stimmen wird er weitergetragen von den scholastischen und allen andern philosophischen Reihen, pflanzt er sich fort von oben nach unten, von der Tiefe zur Höhe: niemand entgeht ihm.

Niemand erwägt, daß er ausgegangen von den erbitterten Kämpfern gegen alle Gebundenheit.

In den immer drohender anschwellenden Schrei gräbt sich mit sicheren und beständigen Tönen dämonisch das dem Mund des Jesuiten entquellende Lachen.

Niemand entgeht dem Rasen der Versammlung. Der Graf, den die eigne Seelennot niedergeworfen hatte an der Seite seiner Schöpfung, wird aufgejagt von dem gemeinsamen und dem eignen Wutschrei.

Auch seine Seele sträubt sich, maßlos erschreckt, dagegen, hinabgerissen zu werden in den sich öffnenden Abgrund.

„Inquisition!" Der Schrei, unerfüllt, wird zum Toben.

Der Graf fühlt, es sei an ihm, menschlichem Verlangen Genüge zu tun.

Die wie im Gleichmut gezogenen Kreise der ruhig schwebenden Figur reizen die Versammlung und ihn zum äußersten; das gleichmäßig hervorbrechende Gelächter wird zum unerträglichen Hohn aus gespenstischer Welt.

Die Reihen wissen nicht, wer ihr Gegner, gegen wen sie sich erheben sollen, aber aufgepeitscht stürzen sie vor, gegen die Mitte des Theaters.

Da erhebt der Graf, betäubt, einen schweren Leuchter und zerschmettert seine Schöpfung.

Fast lautlos zerfällt in sich selbst das Glas.

Befreit entrollen sich die erstarrten Dämpfe und dehnen sich zu Wolken.

Die Figur schwebt einen Augenblick leicht in freier Luft; dann strahlt sie sanftes bläulich weißes Licht aus; sie selbst geht in diesen Glanz über, zuckt noch einmal als lichtes Flämmchen auf und erlischt unter den Wolken des einhüllenden Dampfes.

Die Gelehrten, die zur Mitte des Theaters vorgedrungen waren, fahren zurück und halten ein:

Der Körper des Abbé ist mit dem Erstrahlen und Erlöschen der Figur

emporgeſchnellt und wird nun auf und nieder geworfen von Lachſtürmen, die ſeinem Mund ſich entreißen.

Da die Figur ſich in der Flamme aufgelöſt, hatte die Lebenskraft verſucht, die Erſtarrung der Seele und des Antlitzes zu brechen, aber der Krampf war ſtärker geblieben.

Der Abbé Geloni hat die Augen feſt geſchloſſen und ſeine Seele liegt in tiefer Nacht.

Aber von Schmerzen gejagt ſpielen fieberhaft im Geſicht die Muskeln, unter dämoniſchem Weh gebiert ſich immer erneut das Gelächter.

Das Lachen bleibt ſich nicht gleich; es bricht in Wirbeln aus dem Mund des Magiers und ſchreit immer gellender auf. Es wütet in ihm ein ſolches Weh, wie es nur aus Sterbequal quellen kann. Ein Lachſturm jagt den andern, und ein jeder iſt der Aufſchrei einer in unaushaltbarer Qual ſterbenden Seele.

Der Graf wagt ſich an den zuckenden Körper.

„Erwache!“ flüſtert er mit bebendem Mund und faßt den Arm des Abbé, ihn aus ſeinem Krampf zu rütteln. Aber ein erneut ausbrechender Wirbel von Gelächter lehrt ihn die Unmöglichkeit, den Magier zu befreien, und wirft ihn zurück.

Von Grauen gelähmt wagt keiner der Entſetzten eine Bewegung.

Die Wolken weißen Dampfes haben ſich ins Weite ausgebreitet; ſie erfüllen faſt das ganze Theater und verbergen die Gelehrten vor ſich ſelbſt.

Flocken haben ſich um den Magier gezogen; ſie verhüllen das Haupt, in dem eine bis zum Purpur ſich verdichtende Röte aufſteigt, ſie verhüllen den Körper des Abbé.

Der Leib des Magiers hüpft, von Lachſtürmen gefoltert, in dem halbdurchſichtigen Weiß der Dampfwolken.

Aus ihnen tönt jetzt nur mehr ein einziger gedehnter Schrei, ein Lachen ohne Ende, ein Lachen des Teufels.

Iſt's ein Gelächter der Hölle? Eine Welle von Wahnwitz jagt aus dem Gelächter und fegt über die bewegungsloſe Verſammlung.

Da werden die Reihen durchzuckt, durcheinander geworfen, zu einem Menſchenknäuel verwirrt: von beſinnungsloſem Grauen gepackt, ſtürzt die Verſammlung zurück, durcheinander, der Pforte zu.

In den weißen Wolken tappen ſchlotternde Körper, ſtürmen gegeneinander, ſtürzen, erheben ſich. Der ganze Strom reißt ſich zur Türe.

Aufgeſprengt das Siegel der Wiſſenſchaft, eingebrochen die Pforte: ſinnlos vor Entſetzen jagt der Strom aus dem Saale.

Der auf und nieder wallende Dampf verhüllt die Leere des Theaters.

Aus den Flocken klingt das Gelächter matter, Seufzer miſchen ſich darin, ſchließlich iſt's nur mehr ein wimmerndes Lachen.

Der Leib inmitten der Wolken ſtreckt ſich langſam aus, ruhig.

Das Gelächter endet in einem Ton, der Lachen zugleich und zugleich ein Seufzen iſt.

Langsam verzieht sich in der Tiefe des Theaters der Dampf; er ballt sich und hebt sich in Wolken zur Decke.

In den gelben Schein flackernder Kerzen lächelt das Antlitz des Magiers; erstarrt, den Tod in den Zügen.

Literarische Berichte

Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910 bis 1931. Von Rudolf Martin. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.—.

Seitdem deutsche und französische Erfinder das große Problem des lenkbaren Luftschiffs im Prinzip gelöst haben, ist unsre ungestüm vorwärts drängende Zeit um eine inhaltsschwere Frage reicher, die, auch wenn sie sich noch nicht mit Sicherheit beantworten läßt, jeden an seine Zukunft denkenden Staat unausgesetzt beschäftigen muß, die Frage, wie weit die Lösung jenes Problems, in der ja weitere bedeutende Fortschritte von jetzt an geradezu mit jedem Tage zu erwarten sind, unser wirtschaftliches und politisches Leben, insbesondere die Kriegführung beeinflussen wird. Wenn man bedenkt, wie viel ehemals unmöglich Scheinendes die Technik der letzten Dezennien vollbracht hat, so kann man die schon von sehr vielen sachverständigen und urteilsfähigen Leuten ausgesprochene Ansicht, daß der Mensch in absehbarer Zeit eine unumschränkte Herrschaft über das neu eroberte Element ausüben und damit eine völlige Umgestaltung des Verkehrslebens sich vollziehen werde, gewiß nicht ohne weiteres von der Hand weisen und wird mit dem höchsten Interesse das vorliegende Buch zur Hand nehmen, in dem Rudolf Martin, der Verfasser des sehr bekannt gewordenen Buches über „Die Zukunft Rußlands" uns ein detailliertes Bild von der Welt im Zeitalter des zu höchster Vollendung gebrachten Luftschiffs zu geben versucht. Den Kern seiner phantasievollen, bilderreichen und farbenprächtigen Schilderungen bildet die Annahme, daß das Luftschiff der Kriegführung völlig dienstbar gemacht und das ausschlaggebende Moment in ihr geworden ist; Deutschland, das sich rechtzeitig eine mächtige Luftschiffflotte geschaffen hat, erringt sich mit ihr die unbedingte Hegemonie in der Alten Welt und benutzt sie dazu, einen gewaltigen Staatenbund zu gründen, in dessen Schutz alle ihm angehörigen Völker — von Berlin bis Bagdad, von Petersburg bis Marokko — zu einer bis dahin ungeahnten Höhe friedlich kulturellen Gedeihens sich erheben. Der „Gegenspieler" der deutschen Kultur- und Einigungsbestrebungen ist der Zar des neuen Rußland, Michael Suwarow, ein genialer Emporkömmling deutscher Abkunft, der hoch im Pamir sich eine gewaltige Luftschiffestung gegründet und von da aus Rußland wieder zu einem existenzfähigen, starken Staat gemacht hat. Mehrere Male wird die Erzählung der supponierten kriegerischen und politischen Vorgänge durch friedliche, zum Teil idyllische Bilder aus der Kulturwelt der Zukunft („Die Welt im Jahr 1930", „Eine Luftfahrt von Berlin bis Basra", „Mesopotamien im Jahr 1930 — ein Paradies" u. s. w.) unterbrochen, die in jedem Leser gewiß den Wunsch rege machen werden, diese herrliche Zeit noch mit erleben zu dürfen. Doch es muß ausdrücklich betont werden, daß die tiefste Bedeutung des Buches nicht in den phantasievollen Zukunftsbildern allein liegt, sondern in der Mahnung, die, in diesen verborgen, sich an das deutsche Volk und die Lenker seiner Geschicke richtet: mit unausgesetzter Wachsamkeit und frischem Unternehmungsgeist sich alle neuen Möglichkeiten in Technik und Kultur zunutze zu machen; und mit weitausblickendem Geist, energisch und unerschrocken die großen Aufgaben der Weltpolitik, die sich einem Sechzigmillionenvolk unentrinnbar aufdrängen, zu erfassen und im Dienste echter Menschheitskultur zu lösen.

B—r.

Gerhart Hauptmann. Gesammelte Werke. In sechs Bänden. S. Fischer, Verlag, in Berlin 1906. Gebunden M. 30.—.

In sechs prächtig ausgestatteten, namentlich auch durch schöne, große Druckschrift ausgezeichneten Bänden liegt hier die erste Sammlung der dichterischen Werke Gerhart Hauptmanns vor. Gerhart Hauptmann ist eine der meistumstrittenen Figuren des letzten Abschnittes der deutschen Literaturgeschichte; jedes seiner Dramen, von „Vor Sonnenaufgang" an bis zu „Und Pippa tanzt!" ist von einem Teil der Kritik mit Begeisterung aufgenommen, von einem andern aufs heftigste angegriffen worden. Welche Stellung man aber auch kritisch zu dem Dichter einnehmen mag, das eine steht zweifellos fest, daß er durch seine ungewöhnliche Kunst

scharfer, treffender Charakteristik zu den bedeutendsten Vertretern des modernen Dramas zählt. Die Gesamtausgabe seiner Werke kann deshalb nur freudig begrüßt und jedem gebildeten Hause zur Anschaffung für die Bibliothek warm empfohlen werden. Die Schriften sind nicht chronologisch geordnet, sondern jeder Band enthält die nach ihrer Grundstimmung zusammengehörigen Werke. So umfassen die zwei ersten Bände die sozialen Dramen „Vor Sonnenaufgang", „Die Weber", „Der Biberpelz", „Der rote Hahn", „Fuhrmann Henschel" und „Rose Bernd", der zweite Band außerdem die Erzählungen „Bahnwärter Thiel" und „Apostel"; im dritten Bande sind die Familiendramen vereinigt: „Das Friedensfest", „Einsame Menschen", „Kollege Crampton" und „Michael Kramer". Der vierte Band enthält die Märchendramen mit realem Unterton „Hanneles Himmelfahrt", „Die versunkene Glocke" und „Der arme Heinrich", der fünfte das historische Drama „Florian Geyer" und der sechste die von der Wirklichkeit mehr losgelösten Märchendramen „Elga", „Schluck und Jau", „Und Pippa tanzt!" sowie die fragmentarischen Dichtungen „Helios" und „Das Hirtenlied". Die neu durchgesehenen Texte sind, wie der Verlag mitteilt, mit denen der Einzelausgaben übereinstimmend. A. L.

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer der 1. Gardedivision in Potsdam, bisher in der Schutztruppe für Südwestafrika. Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin. Preis broch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Das Amt eines Feldpredigers bei der Schutztruppe in Südwestafrika ist ein andres als in einem europäischen Kriege. Ihn schützt nicht das Genfer Kreuz. Schon daß er die Uniform der Schutztruppe mit einigen Abzeichen trägt und Waffen führt, rückt ihn den Soldaten näher. Was einem Feldprediger nötig ist, lernt er recht erst im Kriege selbst. Darum war in Südwestafrika kaum einer mehr geeignet als der Verfasser, der unsre Truppen nicht nur aus verschiedenen Friedensgarnisonen kennt, sondern schon in Ostasien im chinesischen Feldzug reiche Erfahrungen gesammelt hatte. Was er aber in seinem Buche gibt, ist nicht eine Schilderung seiner seelsorgerlichen Tätigkeit bei den Truppen, sondern das Kriegsleben selbst in voller Anschaulichkeit und ergreifender Wahrheit, während man doch spürt, was dieser Geistliche seinen Soldaten, Offizieren wie Mannschaften, in dieser schweren Zeit gewesen ist. Tagebuchnotizen und kurz zusammenfassende Schilderungen wechseln ab. Da er dort der einzige evangelische Feldgeistliche war, hat er abwechselnd den verschiedenen Truppenteilen gedient und dadurch an den Kämpfen gegen die Herero, gegen die Hottentotten und gegen die Bondelzwarts teilgenommen. Das dreitägige Ringen um Groß-Nabas war ein Heldenkampf unter namenlosen Entbehrungen. Diese Schilderungen, voll tiefen Ernstes und zwischendurch leisen Humors, wie das Soldatenleben ihn braucht, stärken wieder das Vertrauen zu dem Geschlecht unsrer Tage. In der Vorrede vom 8. November 1906 schrieb der Verfasser: „Mein Buch möge vielen Kreisen unsers in Sturm und Krieg erprobten Volkes die Herzen für unsre heldenmütig kämpfende und hartentbehrende Schutztruppe erwärmen helfen." Bald darauf hat der Reichstag die Forderung für Südwestafrika abgelehnt. Möchte die Tatsache, daß dies Buch in acht Wochen zum achten Tausend gelangt ist, ein Beweis sein, daß unser Volk sich besinnt, was es seiner Ehre und den bis zum Tode Getreuen schuldig ist.

v. H.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Boehmer. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gebunden M. 6.—.

Man braucht keinem gebildeten Deutschen die hohe Bedeutung Martin Luthers für unsre Sprache und Literatur und seinen gewaltigen Einfluß auf unsre ganze Kultur klarzumachen; jeder weiß, daß der Reformator der christlichen Kirche zugleich der Schöpfer unsrer Schriftsprache und der erste neuhochdeutsche Klassiker gewesen ist, in dem alle späteren wurzeln. Treffend sagt Friedrich von Schlegel: „Luther ist nicht bloß für die deutsche Sprache, in seiner Meisterschaft derselben, epochemachend gewesen, wie dies allgemein anerkannt wird, sondern auch für den Stufengang der europäischen Wissenschaft und Geistesbildung überhaupt," und Wackernagel rühmt von seinen Schriften, „daß nichts Gesunderes, Frischeres, Wahrhaftigeres von seiten des Inhalts und der Form gefunden werden kann als diese Grundlage aller unsrer Bildung und Literatur". Fragt man aber nach der Verbreitung, die heute seine Schriften haben, so ergibt sich, zumal im Vergleich mit der Zeit Luthers selbst, in der sie „vom Thron bis zu den Hütten" gelesen wurden, ein seltsames Mißverhältnis, das nur dann erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, um wieviel Jahrhunderte Luthers Prosa hinter uns zurückliegt, wie kräftig und reich sich seitdem die Sprache, der er die Zunge gelöst, weiter entwickelt hat. Sollen darum Luthers Schriften heute in den weitesten Kreisen die gebührende Verbreitung finden, so muß ihre äußere Form der Schriftsprache unsrer Gegenwart angenähert werden. Ferner ist unbedingt notwendig, daß aus der gewaltigen Menge seiner Schriften das ausgewählt werde, worin seine

Persönlichkeit am stärksten sich ausspricht und worin sie am unmittelbarsten sich an das Empfinden unsrer Zeit wendet. Beides ist in der Ausgabe, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart jetzt in einem über 800 Seiten starken, doch immer noch handlichen Bande zu außergewöhnlich billigem Preise darbietet, zum erstenmal geschehen und damit dem deutschen Volke der Gegenwart einer seiner kostbarsten geistigen Schätze von neuem zugänglich und nutzbar gemacht worden. Dem Ganzen geht eine Skizze von Luthers Lebensgang voraus, die zugleich eine Einführung in die Werke darstellt. Außerdem ist jeder einzelnen Schrift eine kurze orientierende Einleitung vorangeschickt. Wenn bisher unter den Klassikern, die als unerläßliche Bestandteile der deutschen Hausbücherei galten, Luther meist fehlte, so ist zuversichtlich zu hoffen, daß in diesem unsers Volkes wenig würdigen Zustand durch die vorliegende, für alle sozialen Kreise bestimmte Ausgabe Wandel geschaffen und fortan jeder Gebildete, der sich Bücher kaufen kann, es als Ehrensache ansehen wird, neben den Werken Goethes, Schillers, Lessings und der andern Heroen der neueren Literatur auch die Luthers, des „Ur- und Normalklassikers", zu besitzen und fleißig zu lesen. R. D.

Bibelstunden eines modernen Laien. Von Julius Lippert. Mit einem Kärtchen. Stuttgart 1906, Verlag von Ferdinand Enke.

Wie der Verfasser im Vorwort betont, ist das Buch nicht für Gläubige bestimmt, die in „Bibelstunden" Stunden der Andacht und religiösen Erbauung suchen, sondern es soll dem modernen Laien die Bibel „als Quelle und Quellenwerk eines großen, unendlich bedeutungsvollen Ausschnitts der Menschheitsgeschichte" vorführen, ihm wenigstens „von dem Bedeutenden das Wegweisende" bieten. Von den fünf in dem Buche vereinigten Abhandlungen beschäftigen sich vier mit dem Alten Testamente, nämlich: „Die Zeitaltersage in der Bibel", „Die Mosessage", „Im Schattenkreise der Stiftshütte", „Mechanik und Erweiterung des Prophetentums", und nur die letzte, „In Galiläa", behandelt ein neutestamentliches Problem, nämlich die Frage nach der Volkszugehörigkeit Jesu. Lippert gelangt hier auf Grund einer Betrachtung der ethnographischen Verhältnisse Galiläas zu dem Ergebnisse, daß Jesus ethnisch genommen kein Jude, sondern ein Syrer war. Auch sonst behandelt der Verfasser seinen Gegenstand vorwiegend vom kulturhistorisch-ethnologischen Standpunkte aus, der im Vergleich zu der religiös-mythologischen Betrachtungsweise in der Bibelkritik verhältnismäßig noch wenig zur Geltung gebracht worden ist. Wir können daher das Buch, das auch frisch und anregend geschrieben ist, auf das wärmste empfehlen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Eine Studie von Ulrich Wendt. Berlin 1906. Verlag von Georg Reimer.

Das Buch geht von der Grundanschauung aus, daß bisher die Technik als Kulturfaktor unterschätzt worden sei, da noch kein kulturgeschichtliches Werk existiere, das ihr genügend Rechnung trüge. Und dabei ist die ausschlaggebende Bedeutung der Technik nicht nur für das materielle Leben unbestreitbar, sondern sie greift auch hinüber in das soziale und geistige Gebiet, obgleich hier der Zusammenhang weniger offensichtlich ist als im materiellen Leben und es eines tieferen Einblicks in die Kulturvorgänge bedarf, um ihn zu erkennen. Nach einem einleitenden Kapitel, in dem die grundlegenden Begriffe „Technik", „Naturkraft" u. s. w. einer erkenntnistheoretischen Erörterung unterzogen werden, stellt der Verfasser die Wandlungen dar, die seit den Tagen des griechisch-römischen Altertums im sozialen und geistigen Leben der Menschheit infolge des Ausbaues der Technik zutage getreten sind, und gelangt dabei zu ganz überraschenden Ergebnissen, die allerdings nicht sämtlich ganz einwandsfrei sein dürften. Dies tut aber dem Werte des Buches keinen wesentlichen Eintrag, dessen Hauptverdienst darin besteht, zum erstenmal ein bis dahin fast völlig vernachlässigtes Gebiet der wissenschaftlichen Forschung erschlossen zu haben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die Tripelallianz in der Wirklichkeit

Von

T. Galimberti

Die nachstehende Abhandlung eines der hervorragendsten italienischen Politiker ist ein erfreuliches neues Zeichen für das Festhalten Italiens am Dreibunde, wenn auch der Verfasser in manchen Punkten von den Anschauungen abweicht, die hier öfters über die Beziehungen Italiens zu Oesterreich-Ungarn und zu Frankreich zum Ausdruck gebracht worden sind.

In Italien lebt noch zu stark die Erinnerung an eine traurige Vergangenheit und die Abneigung gegen das früher gehaßte Oesterreich. Die österreichisch-ungarische Monarchie und ihre auswärtige Politik haben aber den Zeitverhältnissen Rechnung getragen und die Leiter des Wiener Ministeriums am Ballplatze von Andrássy bis heute waren und sind stets aufrichtig bestrebt, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem verbündeten Italien aufrechtzuerhalten. Daß Oesterreich die italienischen Irredentisten innerhalb seiner Grenzen nicht auf Rosen betten kann und daß es an den Küsten des Adriatischen Meeres sowie am Balkan seine berechtigten und großen Interessen vertritt, wird auch von manchen Staatsleitern Italiens anerkannt. Der österreichisch-ungarischen Politik ist es aber hauptsächlich zu verdanken, daß die großen Gefahren und Schwierigkeiten, welche die Balkankrisen und die orientalische Frage fortgesetzt bieten, in den letzten dreißig Jahren zu keiner größeren Explosion und zu keinem allgemeinen Weltbrande geführt haben.

Das Verhältnis Italiens zu Frankreich wird bei den andern Dreibundmächten keinen Anstoß erregen, solange Italien sich nicht in das Schlepptau einer gegen den Dreibund gerichteten Koalition begibt. — Ob dies während der Konferenz in Algeciras nicht vorübergehend der Fall war, wollen wir hier nicht näher erörtern. Es ist aber ein Irrtum, wenn in Italien angenommen wird, daß Deutschland die guten Beziehungen Italiens zu Frankreich und zu andern Mächten stören will. Das Gegenteil ist der Fall, denn von Deutschland aus wurde öfters der Wunsch nach Aufrechterhaltung möglichst guter Beziehungen der einzelnen Dreibundstaaten zu andern Reichen zum Ausdruck gebracht. Ebenso ist es ein Irrtum, wenn italienische Politiker glauben, das deutsche Volk sei von

unauslöschlichem Haß gegen Frankreich erfüllt. Wir können die Geschichte von mehreren Jahrhunderten als Zeugin dafür anrufen, daß Deutschland niemals einen Revanche- oder Angriffskrieg gegen Frankreich geführt und daß es auch in den ihm aufgedrungenen Kriegen das französische Volk stets ritterlich und menschlich behandelt hat. Wer die wahren Feinde Frankreichs sind, ist erst kürzlich von diplomatischer Seite in dieser Zeitschrift beleuchtet worden.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Der Abgeordnete Barzilai, der einen der Wahlbezirke Roms im italienischen Parlamente vertritt, hat seine in der Sitzung vom 18. Dezember 1906 in der Deputiertenkammer gehaltene Rede unter dem Titel „Die Tripelallianz in der Wirklichkeit" veröffentlicht. Ich eigne mir denselben an, da ich den Dreibund zunächst in der Gegenwart und Zukunft zu beleuchten gedenke, indem ich die Vergangenheit der Geschichte überlasse bezw. für sie auf das gewissenhafte Werk des vor kurzem verstorbenen Luigi Chiala verweise, der darin den Ursprung und die ersten Ergebnisse des Dreibundes geschildert hat.

Da man sich in Italien, besonders im Volke, überhaupt wenig mit äußerer Politik befaßt, so wird der Dreibund so gut wie gar nicht besprochen. Die Presse beschäftigt sich damit, wenn Ereignisse jenseits der Grenze dazu Anlaß geben, die gewöhnlich Demonstrationen von Studenten oder Volksvereinen von vorgeschrittener politischer Akzentuierung hervorrufen. In der Deputiertenkammer wird die Tripelallianz bei der Billigungsdebatte des Budgets des Aeußern erörtert, besonders wenn der Ablauftermin nahe bevorsteht oder wenn ein politischer oder parlamentarischer Zwischenfall dazu Anlaß gibt. Dann kehrt alles zum Alten zurück, da man nicht behaupten kann, daß unsre junge Nation, die eben in ihrer Wiedererhebung begriffen ist, eine wahrhaft zielbewußte äußere Politik durchzuführen verstehe, was ja überhaupt das Vorrecht eines gereifteren Volkes ist.

Italien schloß den Dreibund behufs Wahrung des Friedens in einem Augenblick ab, in dem dieser gefährdet schien und man, wie Ruggero Bonghi treffend bemerkt, an der Grenze und selbst im Innern sich vor der französischen Republik fürchtete. Heute ist es erwiesen, daß der europäische Frieden dadurch erhalten wurde, während sich die Monarchie im Lande immer mehr befestigte, und niemand denkt ernstlich daran, es in andre Bahnen zu lenken. Diejenigen, die den Dreibund bekämpfen, behaupten vielmehr mit veränderter Angriffsmethode entweder, daß er nunmehr unnütz sei, da keine Macht Italien bedroht, oder aber, daß ein Zweibund, d. h. unser Bündnis mit Oesterreich, genügend wäre.

Den Ursprung der Abneigung gegen die Tripelallianz muß man in der Stimmung unsrer Demokratie suchen, welcher die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen an Blut und Märtyrertum, an Siege und Niederlagen nicht nur den Bund, sondern selbst die Freundschaft mit Oesterreich unerträglich erscheinen läßt, während die demokratischen Tendenzen, die im französischen Volke stets das geeignetste Terrain zu ihrer Entfaltung gefunden haben und deshalb

die Freundschaft mit Frankreich anstreben, Deutschland natürlicherweise nicht mit freundlichem Auge betrachten können. Dessenungeachtet hat sich der Fall Jaurès-Deutschland auch in Italien mit dem nicht weniger sozialistisch gesinnten Abgeordneten Bissolati zugetragen.[1])

Die lombardische Demokratie, die besonders durch Oesterreich zu leiden hatte und von Frankreich den größten Nutzen zog, befand und befindet sich auch gegenwärtig noch an der Spitze der dem Dreibund feindlichen Bewegung; da jedoch die Tatsachen stets die Oberhand über die Gefühle erlangen, so hat unsre Demokratie, obwohl sie den Dreibund bekämpft, ihn doch, sobald sie ans Ruder gelangte, stets rückhaltlos angenommen und erhalten.

Allerdings ist es eine Tatsache, daß sich die Umstände in den letzten Jahren stark verändert haben. Frankreich, das zu Italien in nichts weniger als herzlichen Beziehungen stand, hat dieselben wiederhergestellt, und England näherte sich Frankreich in dem Maße, als es sich von Deutschland entfernte; weiter steht die italienische Regierung heutzutage in einem ganz andern Verhältnis zum Heiligen Stuhle, der den Katholiken erlaubt — wenn er sie nicht selbst dazu veranlaßt —, für die Ministerialkandidaten zu stimmen.

Der Pariser Besuch, der vent de fronde, der dem Dreibund während des Ministeriums Zanardelli entgegenwehte, die Demonstrationen von Udine sowie die Haltung Italiens in Algeciras haben zu Vermutungen und Auslegungen Gelegenheit gegeben, die darauf berechnet waren, Italien in Verlegenheit zu bringen. Nichtsdestoweniger hat die letzten Dezember in der Deputiertenkammer abgehaltene, sozusagen akademische Debatte über den Dreibund mit der eines vollendeten Schülers Hegels würdigen geschichtlich-philosophischen Rede des Abgeordneten Barzilai — eines Irredentisten, der für die republikanische Gruppe das Wort ergriffen —, sowie jene des Abgeordneten Bissolati — eines Lombarden, der die Sozialistengruppe vertrat —, bewiesen, daß nichts, wenigstens im politischen Gange unsers Landes, verändert ist.

Der beste Beweis dafür liegt in dem Umstande, daß die Diskussion überhaupt mit keiner Abstimmung endete, daß keine dem Budget ungünstige Kundgebung, und zwar nicht einmal an der Wahlurne stattfand und daß der Minister des Aeußern den Dreibund tatsächlich eher gegen die auswärtige als gegen die inländische Presse zu verteidigen hatte.

Die in der Debatte erörterten Fragen bleiben dennoch offen, vor allem jene eines möglichen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und England, der Italien in eine sehr schwierige Lage bringen würde, und zwar sowohl wegen seiner

---

[1]) Auch Etienne drückt in seinem letzthin im „Messidor" erschienenen Artikel seine Genugtuung über das herzliche Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland aus, indem er noch engere Beziehungen herbeiwünscht. Und doch wird Etienne, der gewesene französische Kriegsminister, mit Recht als der politische Nachfolger Leon Gambettas, d. h. des Mannes angesehen, der die berühmte Phrase schuf: „à la revanche il faut y penser toujours et n'en parler jamais." Man sollte glauben, daß die Franzosen so lange nicht davon gesprochen, bis sie zuletzt gar nicht mehr daran gedacht haben.

geographischen Stellung als auch wegen der stets aufrechterhaltenen Freundschaft mit dem englischen Volke, mit dem wir, wie der Dichter James Rhoades es gesungen, nie gekämpft, während seine Literatur ganz von einem an Italien anklingenden Geiste erfüllt ist. Doch wird die Frage einmal auf das Gebiet der Hypothese gebracht, so muß man dieselbe entweder mit einer Gegenhypothese oder aber dadurch lösen, daß man letztere als nicht wahrscheinlich bekämpft.

Dies ist auch leicht genug, da man, selbst wenn die deutsche Seemacht einen so großen Aufschwung nehmen würde, daß sie imstande wäre, der englischen die Spitze zu bieten, nicht vergessen darf, daß die Umstände nicht nur in Europa allein, sondern in der ganzen Welt verändert sind und daß am Großen Ozean zwei äußerst mächtige Flotten, die der Vereinigten Staaten von Amerika und die japanische in der Entwicklung begriffen sind, denen offenbar das letzte Wort in einem Streite bliebe, der keinen andern Zweck als den der kommerziellen Vorherrschaft aufzuweisen hätte.

Es wäre dies, in etwas verändertem Sinne, der Kampf zwischen dem Bären und dem Walfisch, doch nicht des weißen Bären, der Fürst Bismarck zum Lächeln zwang, sondern des Bären der deutschen Wälder gegen den britischen Walfisch; und der große Kanzler würde sich noch ernstlicher fragen, ob dieser Kampf die Knochen nicht des letzten pommerschen Grenadiers, sondern des letzten baltischen Matrosen wert wäre.

Europa kann eben, angesichts möglicher Konflikte, nicht mehr einzig und allein auf sich und seine Interessen Rücksicht nehmen, sondern muß der Tatsache Rechnung tragen, daß es nicht mehr allein in der Welt herrscht. Deswegen liegt ein Zusammentreffen zwischen Deutschland und Großbritannien zwar, wie alle Dinge dieser Welt, im Bereiche der Möglichkeit, nicht aber der Wahrscheinlichkeit. Wohl kann man da für den Dreibund wie für den Menschen überhaupt fragen, ob es denn der Mühe wert ist zu leben, wenn man möglicherweise von einem Augenblicke zum andern vom Tode hingerafft werden kann. Sed primum vivere, deinde philosophari!

Uebrigens kann man im Falle eines ähnlichen Konfliktes dieselbe Frage an Oesterreich stellen, dessen jahrhundertalte Freundschaft mit England nicht einmal durch Gladstones berühmten Ruf: „Hands off!“ ins Wanken gebracht wurde. Wie würden Oesterreichs und Englands Staatsmänner antworten, sollte man eine solche Frage an sie richten? Wahrscheinlich damit, daß sie überhaupt nicht antworten würden, da die Politik eine Wissenschaft der Wirklichkeit und nicht der Hypothese, daher auch mit dem Einmaleins, aber nicht mit der Infinitesimalrechnung vertraut ist.

Richtig bleibt es wohl, daß sich Oesterreich in Algeciras der Kolonialpolitik Deutschlands unterwürfiger erwies als Italien; doch ohne den Umstand in Erwägung zu ziehen, daß ja über letztere in Deutschland selbst noch nicht das letzte Wort gesprochen wurde, ist zu bedenken, daß Oesterreich kein Mittelmeerstaat ist und sich in Italiens Lage weder in dieser Hinsicht befand noch gegenwärtig befindet. Man müßte die Frage anders stellen, und zwar als hätte es sich um

eine orientalische Frage gehandelt, dann würde der Vergleich sowohl betreffs Oesterreichs als betreffs Deutschlands uns gegenüber richtig sein. Um so mehr, als Oesterreich das verbündete Deutschland in Algeciras neben sich und das stets freundlich gesinnte Frankreich in der Ferne hatte.

Der gesunde Verstand hat über all dies Geschwätz der Presse endlich Gericht gehalten, und es sind Gründe vorhanden zu glauben, daß die Tripelallianz eher unversehrt als erschüttert aus dem Kongreß von Algeciras hervorgegangen ist. Freilich ist sie im Begriffe, eine neue Gestalt anzunehmen, die ihr in der Wahrung des Friedens bestehendes Wesen nicht beeinträchtigen, ihr aber jene herzlichen Freundschaftsverhältnisse zu andern Völkern gestatten wird, die vorher bestanden und die, insofern sie getrübt wurden, im Interesse des europäischen Friedens entschieden wiederhergestellt werden sollten.

Es war Zeit, einem Zustand ein Ende zu machen, in dem das junge Italien es nicht verschmähte, andern auf den Fuß zu treten oder sich selber auf den Fuß treten zu lassen, um Bismarck ein Lächeln zu entlocken. Damit ist es nun aus. Jetzt kann es sich auch, ohne dies zu tun oder zu dulden, eine Extratour außerhalb des Kreises seiner Verbündeten erlauben.

Immerhin bleibt der Umstand der Vergangenheit Oesterreichs, welch letzteres, offen gestanden, sich bisher nicht sehr bemühte, die Herzen der Italiener zu gewinnen, öfters sogar das Gegenteil tat. Denn auch Frankreich hält Korsika und Nizza, England Malta besetzt, und doch gibt es dort keinen Irredentismus. Und zwar aus keinem andern Grunde, als daß die Erinnerungen ganz verschiedene sind. Hätte sich daher Oesterreichs Politik in den letzten Jahren weniger feudal, weniger militärisch, großherziger, freimütiger erwiesen, so wären die Ergebnisse gewiß ganz andre gewesen.

Hierzulande sagt man, daß man mit Honig Bienen und mit Essig nicht einmal Brummer fängt; und die in Oesterreich à rebours aller Nationalitäten, insbesondere der unsrigen, befolgte Politik hat Oesterreich selbst nie gute Früchte getragen. Sollte denn das Diktum noch immer wahr sein: L'Autriche est toujours en arrière d'un homme et d'une idée?

Wenn ich der neuesten und älteren militärischen Flugschriften gedenke, die uns von Zeit zu Zeit vom Quarnero her zukommen, fallen mir die Bücher ein, die einst an deren Statt die Julischen Alpen überschritten: vor allem jene beredte Verteidigungsschrift Italiens und seiner Zustände, die Karl Mittermaier in seinem gelehrten Buche „Ueber die italienischen Zustände" verfaßt, und jene „Italienischen Blätter" von Maximilian von Habsburg, die mit den edeln Versen des fürstlichen Dichters an einen andern großen Freund Italiens und wahrhaft großen Dichter enden: August von Platen, dessen Gebeine im Ruhmesglanze unter dem sizilianischen Himmel ruhen.[1])

---

[1]) Die außerordentliche Liebe Platens (dessen Lyrik teilweise auf die unsers größten lebenden Dichters einwirkte) für Italien kann vielleicht nur mit der Swinburnes verglichen werden, obzwar die des englischen Dichters in mancher Hinsicht von andrer Art war.

Bei der Prüfung der Frage, warum denn mit Oesterreich nur eine alliance sans cordialité, mit Frankreich dagegen eine entente cordiale sans alliance möglich sein sollte, ist es nicht unsre Absicht, nachzuweisen, welcher Anteil der Schuld auf Oesterreich fällt. Uebrigens lebt ja die Monarchie auf gleichem Fuße mit Ungarn, von welchem sie gleichfalls durch die Vergangenheit getrennt ist; und bald sind es nun dreißig Jahre, seitdem jene Vernunftehe — wie Chlumecký sie nannte — zwischen Italien und Oesterreich besteht. Ein italienisches Sprichwort meint anderseits: „Wer aus Liebe heiratet, trennt sich aus Wut."

Finden jedoch in Italien die kleinsten Zwischenfälle jenseits des Isonzo einen lärmenden Widerhall (zwar unter Giolitti nie in dem Maße, daß sie zur Bedeutung eines Staatsereignisses wegen Beleidigung der verbündeten Nation angeschwollen wären), so werden in Oesterreich unter diesem oder jenem Vorwande (fast immer zu militärischen Zwecken) die italienischen Vorfälle leicht übertrieben.

Einmal greift ein Blatt Marconi an, weil dieser in der Voraussetzung eines Seekrieges im Adriatischen Meere dem Wunsche Ausdruck gibt, daß seine friedliche Erfindung den Sieg seines Vaterlandes verkünden möge; ein andermal fordert ein weiteres Blatt die Beseitigung der Carlotta Aschieri zu Verona gewidmeten Denktafel und die Auslöschung des Proklamas von Marco Minghetti zu Bologna. Als ob Marconi die Niederlage seines Landes herbeiwünschen sollte und Oesterreich seine wenigen Siege über Italien nicht auf jede Art und Weise in Erinnerung brächte!

Das Uebel wäre klein genug, wenn sich all dies auf die Zeitungen beschränkte; doch werden dort die katholischen Kongresse, die der weltlichen Macht der Päpste zujubeln, vor lauter Geschrei schier heiser (Italien kann jedoch die edle, liberale und mutige Initiative des Grafen Beust betreffs unsers Einzugs in Rom 1870 nicht vergessen), so ergreifen Kriegsmänner das Wort, die ja bekanntlich mit der Beredsamkeit nie auf gutem Fuße gestanden haben. Da nehmen die Worte, die im Munde dessen, der sie ausspricht, die und die Bedeutung hatten, im Ohre derjenigen, denen sie hernach berichtet werden, eine ganz andre an und rufen jene Mißverständnisse hervor, die gewiß nicht geeignet sind, Sympathien zwischen den beiden Staaten zu erwecken.

Dasselbe ist über den Mißbrauch zu bemerken, der in Oesterreich mit

---

Linderte Swinburnes Freundschaft Giuseppe Mazzinis Verbannung, so hat Platen die große unglückliche Seele Leopardis getröstet. Noch wartet Italien auf eine angemessene Uebersetzung von Platens Gedichten, doch sind diese treffend jenen stolzen und unzugänglichen Alpengipfeln verglichen worden, die zu ersteigen man Stricke und Haken braucht, so daß nur wenige auf ihre Spitze zu gelangen vermögen. Aber welche Aussicht auch dort oben! Wer vergißt wohl jene Verse:

„Auferstehʼ, o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwiese von Türe zu Tür; o so fändst du hier
Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament!"

dem Irredentismus getrieben wird, den man allzuoft mit unsern innigsten patriotischen Gefühlen, mit unsern heiligsten Erinnerungen verwechselt und der insofern gewiß keine Gefahr oder Drohung bilden kann, als der Bund zwischen den beiden Dynastien in dem Volksbunde zwischen den Sozialisten beider Länder zu Triest eine Parallele bekam. Abgeordneter Bissolati (einer der „Leaders" der italienisch-sozialistischen Partei) wies noch letzthin in der Deputiertenkammer darauf hin, daß er, er selbst, sich gegen die alte Tradition der italienischen Demokratie erhoben, indem er sich 1902 zum Verteidiger des Dreibundes aufgeworfen habe, während sich unsre Regierung „der Fronde gegen Oesterreich hingab".

Selbst der venezianische Abgeordnete Todeschini, gleichfalls ein Sozialist, wurde seitens der äußersten Linken trotz seiner triestinischen Propaganda nicht angegriffen, welche die österreichischen Behörden gewiß nicht mit scheelem Auge betrachtet hatten. Die Zeiten sind eben vorüber, wo unser Partito d'azione alles riskierte, da nichts zu verlieren und alles zu gewinnen war. Heutzutage denkt kein Teil der italienischen Demokratie daran, den Bestand des Staates durch ein Eroberungsabenteuer in Gefahr zu setzen, und darin stimmen selbst die triestinischen und trentinischen Demokraten überein.

Es bleibt somit nur der Streitpunkt der österreichischen Ostküste bezw. des Balkans; aber eben deswegen, ja einzig und allein deswegen, wäre ja unser Bund mit Oesterreich nötig, der uns die Aufrechterhaltung des Status quo im Adriatischen Meere bisher sicherte und weiter sichert, indem Oesterreich seinem graduellen Fortschreiten im Orient Einhalt tut. Obwohl Mazzinis Gedanke eines Bündnisses der slawisch-illyrischen Staaten nicht mehr ausführbar ist, so darf Italien doch keine Eroberungsträume nach dem Osten bringen, da es gerade ob seines Beispiels einer Auferstehung zur Freiheit und Unabhängigkeit daselbst so beliebt ist.

Anderseits kann niemand voraussehen, was mit dem neuen Rußland geschehen wird, da der Zustand inneren Kampfes dort auf die Länge doch aufhören muß und es allenfalls ganz andre Kräfte, eine ganz andre Stimme und Macht in einem in Europa auszutragenden Kampfe mitbringen würde, während die ungarische Nation indessen eine Gewähr gegen die eventuellen Ausbreitungsgelüste Oesterreichs bildet.

Freiherr von Chlumecký, der ein ganzes Buch über das westbalkanische Problem verfaßt hat,[1]) um Oesterreich gegen die vermeintlichen italienischen Pläne zu Eroberungen in Albanien zu alarmieren, kann daher überzeugt sein, daß in Italien dieselben Befürchtungen Oesterreich gegenüber bestehen; und es wäre mir ein leichtes, auf Grund österreichischer Blätter und Revuen ebenso wie er ein alarmierendes Buch für mein Vaterland zu schreiben: ja, das seinige wäre

---

[1]) Leopold Freiherr von Chlumecký, Oesterreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria. Leipzig und Wien 1907, Fr. Deutike.

genügend, um die österreichischen Gelüste auf Saloniki zu beweisen. Nicht immer weisen seine Ausführungen die deutsche Genauigkeit auf; so wenn er behauptet, daß die Mittel, die zur Verstaatlichung der Volksschule in Italien verweigert, mit offenen Händen für die italienischen Unterrichtsanstalten in Albanien gewährt wurden, oder wenn er von den Montenegro zum Geschenk gemachten Kanonen spricht, die mit Einverständnis des Königs von Italien Oesterreich beeinträchtigen sollten (der Verfasser kennt die außerordentliche Geradsinnigkeit unsers Königs eben nicht im entferntesten), oder wenn er in der Aktion der Missionäre und Salesianer ein Werk der Propaganda erblickt, während unsre Regierung selbst die Post österreichischen Händen überläßt!

Der Beruf eines Propheten ist in politischen Dingen stets ein schwerer; doch kann Freiherr von Chlumecky ruhig schlafen, ja ihn wird (so spät als möglich!) der ewige Schlaf befallen, ehe er „ein russisches Konstantinopel und ein italienisches Valona oder Saloniki" zu sehen bekommt!

Freilich kann Italien weder seine Sprache noch seinen Handel an der Adriaküste vernachlässigen; haben jedoch die italienfreundlichen Gesinnungen am andern Ufer — die seit der glorreichen Zeit von San Marco lebensfrisch weiterblühen — einen Stillstand erlitten, so ist dies eben geschehen, als sonderbare Gerüchte von einer italienischen Eroberung in Albanien in Umlauf gesetzt wurden, während wir nur von seiner Freiheit und Unabhängigkeit Wohlergehen und Sicherheit erhoffen können.

Zweifelsohne ist es für Italien ein Ding der Unmöglichkeit, seine Ostgrenze — die leider so unglückselig beschaffen ist — ungerüstet zu lassen; aber, sagte noch letzthin unter vollem Beifalle der Deputiertenkammer Abgeordneter Lucifero: „Die italienische Regierung glaubt keineswegs an aggressive Absichten seitens Oesterreichs und schaut ohne Mißtrauen den Befestigungen, den sonstigen militärischen Vorkehrungen und den Kriegsmanövern an der Grenze zu. Warum sollte denn — im Falle, daß dieselben Dinge bei uns stattfänden — die verbündete Monarchie dieselben weniger freundlich beurteilen, als wir es tun?"

Gern möchte ich antworten: weil man in Italien (wie 1903) zu viel Lärm macht. Doch ziehe ich es vor, betreffs der Art und Weise, wie Bündnisse überhaupt aufgefaßt werden sollen, an die von Fürst Bismarck darüber im Reichstag ausgesprochenen Worte zu erinnern und hinsichtlich meines Landes der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die unglückliche Zeit für immer vorüber ist, in der es sich für oder wider dieses oder jenes fremde Volk spaltete, so daß dessen Parteien durch die dadurch wachgerufenen Leidenschaften Form und Charakter erhielten.

„Italiam, Italiam petimus!" wie der großmütige Aeneas; es ist dies der alte Sang unsers Ruhmes, wie er in das deutsche Lied übergegangen: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Was übrigens unsre Interessen Europa gegenüber betrifft, so war es, wenn ich nicht irre, Abgeordneter Colajanni (ein Republikaner), der sich dahin äußerte,

daß, falls Oesterreich nicht existierte, man es erfinden müßte. So viel ist gewiß, daß Felice Cavallotti (der „Leader" der äußersten Linken) behauptete: „Unsre auf die orientalische Frage bezüglichen Interessen gehen heutzutage mit jenen Oesterreichs und Englands Hand in Hand. So manchen," fügte er hinzu, „wird dies wie eine Lästerung klingen, doch hat der Gang der Zeit wohl andres gezeigt... Ich bin nicht da, um zu diskutieren oder philosophische Studien über die Evolution des Zeitgeistes anzustellen, ich nehme die Zeiten, wie ich sie finde. Wohlan, so erkläre ich denn, daß Oesterreich nur in einem herzlichen, vollen, offenherzigen Einvernehmen mit Italien die Wahrung jener Interessen finden kann, die für jenes nunmehr zur Lebensfrage geworden sind. Nur ein herzliches Einvernehmen mit Italien kann Oesterreich helfen, etwas zu finden, was ihm gestattet, weniger unruhvoll auf die langsame, aber unerbittliche Veränderung zu schauen, die sich im Innern der Monarchie vollzieht."

So sprach Cavallotti bereits im Jahre 1878. Doch auch letzthin wurde von den Sitzen der äußersten Linken her in der Deputiertenkammer die Meinung verfochten, daß, wenn es Fürst Bismarcks Wille war, unser Weg nach Berlin sollte über Wien führen, wir es heutzutage nicht mehr nötig hätten, durch Berlin zu kommen, um nach Wien zu gehen.

Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß beide Straßen nach Rom führen, d. h. wenn der Dreibund trotz der Vergangenheit — was Oesterreich betrifft — und trotz der französischen Freundschaft — was sich auf Deutschland bezieht — all diese Jahre hindurch unverändert blieb, so bedeutet das, daß dieser noch mehr als auf den Verträgen auf den wahrhaftigen gegenseitigen Interessen beruht, die ihn, solange sie anhalten, wie dies doch der Fall ist, fest und sicher bewahren werden, was auch dagegen gesagt oder gedruckt werden möge.

„Chi lascia la via vecchia per la nuova,
Sa quel che lascia e non sa quel che trova," [1])

lautet ein altes Sprichwort meines alten Piemonts. Mit dem Dreibund hat Italien den Frieden, den es so sehr benötigt, gefunden; und da sein Zweck, wie es nunmehr bewiesen, kein andrer ist (und dies erwies sich auch zu Algeciras), so ist kein Grund vorhanden, die Tripelallianz gegen andre Bündnisse zu vertauschen, die entweder zum selben Ziele führen würden (wozu wäre da der Wechsel nötig?) oder aber uns einem Kriege entgegentreiben möchten, von dem wir nicht wissen, ob er uns einen Vorteil bringen würde, der den Gefahren, denen man entgegenginge, gleichkäme.

Nach der Meinung mancher Leute aber droht der Tripelallianz noch eine weitere Gefahr, nämlich durch einen Thronwechsel in Oesterreich. Doch scheinen jene, die so denken, absichtlich zu vergessen, daß Oesterreich vor allem ein Heer und eine Verwaltung ist und daß die Haltung eines Fürsten stets eine ver-

---

[1]) „Wer den alten Weg gegen einen neuen vertauscht,
Weiß, was er verläßt, und nicht, was er findet."

schiedene ist, solange er allein darüber Rechenschaft abzulegen hat oder aber die Verantwortung für einen ganzen Staat hat.

Das schlimme ist, daß der Dreibund in seiner Beziehung zu Italien nicht immer aufrichtig geprüft wird. Die Deutschen abgerechnet (die zahlreicher als vor 1860 unsern Geschicken in der Nähe und als interessierte Partei beiwohnen und sich aller Sympathien unsers Volkes, unter dem sie leben, erfreuen), schreiben die Oesterreicher, sofern dies geschieht, nur zu polemischen Zwecken darüber, wie die Franzosen. Unter den Schriften der letzteren kann ich Seiner Exzellenz des Barons von Stieglitz Buch „L'Italie et la Triple-Alliance" nicht als gutes Muster anführen, da es eher ein Auszug aus der italienischen Geschichte seit 1848 als eine Analyse von Italiens Bündnissen ist.

Auch war es meine Absicht keineswegs, jenen Verfasser hier nachzuahmen, vielmehr wollte ich mich dem Vorwurf entziehen, den Laveley den Italienern macht, nämlich, daß sie, wenn sie vom Wasser zu reden haben, bei der Sündflut anfangen. Ich habe daher nicht bei unsern auf wissenschaftlichem Gebiet äußerst regen und auch auf kommerziellem Gebiet lebhaften Beziehungen zu Deutschland verweilt, dessen Einigung zur Nation gleichzeitig mit der unsrigen, unter gegenseitiger Hilfe gegen gemeinschaftliche Feinde erfolgte. Der einzige Grund zu einem Zwist mit Deutschland sind und können sein unsre Verhältnisse zur französischen Demokratie, von der wir unsre politische Beredsamkeit, unser Recht und unsre Freiheitsliebe herleiten.

Doch vergessen die Italiener darüber die Sympathien nicht, deren sich unser Land in ganz Deutschland erfreut; die Liebe seiner Künstler, seiner Gelehrten und seiner Schriftsteller, die sich fern von Italien fast im Exil wähnen; die fortwährende Flut von Deutschlands Söhnen, die herbeieilen, in die göttliche Klarheit unsrer schönen Sonne zu tauchen, sowie die unüberwindliche Neigung und das mächtige Interesse, die sie unsrer Kultur und Geschichte entgegenbringen. Nicht umsonst schrieb Johann Gottfried Herder in seinen „Stimmen der Völker": „Man kann Italien lieben, verehren, segnen; man kann es hassen, verwünschen, verabscheuen: immerhin bleibt es ein Land, ein Volk, eine Größe, zu welchen zurückzukehren man sich stets gezwungen sieht."

Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon

Von

Heinrich von Poschinger

Kein Dienst in der Welt ist weniger geeignet, Originale zu züchten, als der diplomatische. Die große Verantwortlichkeit ihrer Stellung, die vielfache Beschäftigung mit Formsachen und Etikettenfragen und die Besorgnis, durch den leisesten Verstoß in geschäftlichen oder gesellschaftlichen Fragen die Stellung zu schädigen, übt auf die Diplomaten vom Fach einen nivellierenden Einfluß aus. Der Verkehr mit diesen Herren, die besonders in Deutschland vornehmen Häusern zu entstammen pflegen, mag manchmal ehrenvoll sein, aber selten auf die Länge gewinnbringend und amüsant. Auf der Suche nach originellen Diplomaten muß man deshalb in den Annalen des Gothaer Kalenders ziemlich weit zurückblättern.

Ein Exemplar dieser Art war der am 2. Oktober 1872 in Rom verstorbene frühere preußische, später deutsche Gesandte an den Höfen von Stockholm, Turin, Konstantinopel, Florenz und Rom, der unter Friedrich Wilhelm IV. zum Grafen erhobene Brassier de Saint Simon Ballade. Es war ein Mann mit nobeln Passionen, bis in die späten Jahre ein Verehrer des schönen Geschlechtes, daneben eine künstlerisch angelegte Natur. Niemand anders als er ist der Komponist des anmutigen Liedes „Das Schiff streicht durch die Wellen", und man hat sich nach Brassiers Ableben an den Stätten seiner Wirksamkeit noch lange erinnert, daß der mit einer schönen Tenorstimme begabte Poet die Barkarole zur Gitarre, die er am blauseidenen Bande trug, in den Salons zu singen pflegte.

Das diplomatische Examen, so wird uns von Alfred von Reumond, einem seiner Zeitgenossen und Kollegen, verbürgt, soll Brassier nur mit knapper Mühe bestanden haben. Einer der Examinatoren, der Statistiker Hofmann, von dem man sagte, er kenne die Einwohnerzahl jedes Dorfes im Königreich Preußen, stellte an ihn bei dieser Gelegenheit die Frage, wieviel das Pfund Talglichter in Petersburg koste. „Herr Geheimrat," erwiderte der Examinandus, „ich habe die Wachskerzen durch meinen Diener kaufen lassen!" — eine Antwort, die bei den Examinatoren große Entrüstung hervorrief, während sie zu gleicher Zeit die Runde durch Berlin machte.

Alfred von Reumond erzählt mit Bezug auf die Marquise P., der Brassier während seiner Turiner Mission huldigte, folgende hübsche Anekdote: Nach einem Diner, an dem die Dame teilnahm, gab Brassier ihr den Arm, um sie in den Salon zurückzuführen. Er war ein Freund der Malerei und hatte eines seiner Empfangszimmer mit einer Menge meist mittelmäßiger Bilder gefüllt, unter denen sich auch eine Darstellung der Susanne im Bade befand, an welchem Stoffe so manche Maler früherer Zeiten Gefallen gefunden haben. Im Vorübergehen hatte Brassier den Einfall, zu seiner Dame zu sagen: „Ah, Madame, il n'y

a plus de Susanne aujourd'hui!“ Die Angeredete blieb ihm die Antwort nicht schuldig: „C'est possible, Monsieur, mais il y a toujours des vieux.“

Brassier liebte die Poesie und hat selbst hübsch gedichtet. So hatte er während seines Aufenthaltes in Schweden ein ganzes Bändchen Gedichte eines dort lebenden Poeten übersetzt, die erotischer Natur waren, so daß ihre Veröffentlichung unmöglich wurde. Im vorgerückten Lebensalter gab er sich dem Spuk des Somnambulismus hin und schickte zum Beispiel im Dezember 1859 von Turin aus an Alfred von Reumond nach Florenz seine diensttuende Somnambule zu, um sie der dort weilenden Gemahlin des erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Konsultation über dessen Gesundheitszustand vorzustellen. Geldknappheit herrschte bei dem Gesandten bis ans Ende seiner Tage, und er wurde nicht müde, dem Minister von Manteuffel in seiner vertraulichen Korrespondenz vorzurechnen, wie es ihm unmöglich sei, mit dem für seinen Posten ausgeworfenen Gehalt standesgemäß auszukommen.

Neben seiner amtlichen Korrespondenz mit dem König Friedrich Wilhelm IV. und dem Minister Freiherrn von Manteuffel unterhielt er nach beiden Seiten auch eine eigenhändige vertrauliche Privatkorrespondenz, in der er kein Blatt vor den Mund nahm und von der ich demnächst einige Proben veröffentlichen werde, die von seinem Sarkasmus und Humor, von seiner glänzenden Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis und Meisterschaft in der diplomatischen Technik einen Beweis geben. Das Studium seiner diplomatischen Berichte wird noch heute den jungen Diplomaten empfohlen. Otto Brandes, der auch Brassiers Herzensgüte zu beobachten Gelegenheit hatte, nennt ihn den letzten Diplomaten der alten Schule.

Wir lassen nun vierundzwanzig Privatschreiben Brassiers folgen, von denen eines an den König Friedrich Wilhelm IV., alle andern an den damaligen leitenden Minister Freiherrn von Manteuffel gerichtet sind, sämtlich aus der Zeit seiner Gesandtschaft am Hofe des Königs Viktor Emanuel in Turin.

An Manteuffel.

Turin, den 28. März 1855.

Gewisse außerordentliche Missionen [1]) suchen das, was ihnen in Turin nicht gelungen ist, von außen her zu bewirken. Dieselben führen namentlich die fremden Kabinette gegen den Minister Manteuffel ins Feld, indem sie denselben persönlich als einziges Hindernis der gewünschten Ausgleichung mit den Westmächten bezeichnen, während Blomfield und Moustier berichten, daß der Minister Manteuffel allein diese Ausgleichung herbeizuführen imstande sei. Durch Herrn B. [2]) habe ich mit Erstaunen wahrgenommen, wie außerordentlich genau jene Herren von allem unterrichtet sind, was in höchsten Sphären und selbst in unserm Ministerium

[1]) Gemeint sind die Missionen des Grafen Wedell und des Herrn von Ilsedom.

[2]) Karl von Bunsen, der Sohn des früheren Gesandten in London, zurzeit Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Turin.

vorgeht, und wie im Auslande die Ansicht verbreitet wird, daß Euer Exzellenz unbedingt die Kreuzzeitungs-, folglich die russische Politik in Berlin vertreten. Eben weil ich keiner Partei, sondern dem Könige und dem Lande diene und zu wissen glaube, daß mein Chef auf demselben Terrain steht, habe ich für Pflicht gehalten, diese Notizen Eurer Exzellenz ganz vertraulich mitzuteilen. Ich fürchte mich hierbei, wie bei jeder Pflichterfüllung, vor niemand; hoffe aber dennoch, daß Eure Exzellenz mich nicht ohne Not kompromittieren werden. In London wußte man Datum und Inhalt der Briefe, die Herr Niebuhr im Dezember und Januar nach St. Petersburg geschrieben hatte, um Versicherungen zu geben, welche natürlich Wasser auf die Mühle waren. Für heute muß ich mich hierauf beschränken. Ich will mir kein Verdienst erwerben, auch niemand schaden, sondern lediglich meine Pflicht gegen meinen Chef erfüllen, wohl wissend, daß der Parteidienst heute allein vorwärts bringt — ihn aber verschmähend, weil ich meine Meinung und mein Gewissen habe.

*

Turin, den 1. Mai 1855.

U.[1]) hat in allen seinen Berichten und andern Mitteilungen als Grundidee aufgestellt, daß, solange der Minister Manteuffel am Ruder sei, die „Kreuzzeitung" regieren und jede Ausgleichung des Verhältnisses zu den Westmächten und Oesterreich unmöglich sein werde.

Es ist mir aus den Reden des B.[2]) klar geworden, daß gerade der bisweilige Unsinn der „Kreuzzeitung" und ihre Uebergriffe und Hymnen an das „heilige Rußland" diesen Herren viele Anhänger schafft und sie in Berlin, besonders Sanssouci sehr gut bedient sind. Ueber Herrn von R. zum Beispiel hat mir B. Aufklärungen gegeben, die fast den Beweis liefern, daß er an zwei Raufen frißt und die Stellung, die er erhalten hat, zu allerhand Intrigen benutzt. Ich deute dieses alles glattweg an, weil ich es für Pflicht Eurer Exzellenz gegenüber halte, ohne irgendeine Nebenabsicht; hoffe aber, daß Hochdieselben mich nicht kompromittieren werden. Mündlich würde ich mir gar manches andre erlauben zu sagen. Mit dem Schreiben aber, sehe ich, ist es eine gefährliche Sache, denn wie es scheint, weicht in Berlin der Boden unter den Füßen. Wenn man am 26. in London weiß, was Eure Exzellenz am 23. dem Könige vertraulich vorgelegt — da hört ja alles auf. Der alte B.[3]) will den Winter in Nizza zubringen, er sucht dort ein Haus. Er hat in London Papiere deponiert als Bombe, die er anzuzünden drohen würde, wollte man ihn von Berlin aus molestieren.

*

---

[1]) Wohl Usedom gemeint.

[2]) Gemeint der Legationssekretär Karl Bunsen in Turin, der Sohn des früheren Gesandten.

[3]) Christian Karl Jonas Bunsen, der frühere Gesandte in London.

Paris, den 27. Oktober 1855.

Der alte Löwenhielm,[1]) bei dem ich vorgestern aß, hat mir sehr en detail die Geschichte der Porträts- und Ordenssendungen anvertraut. Sie ist folgende:

Der Intendant der kaiserlichen Museen hatte dem schwedischen und dänischen Gesandten[2]) gesagt, der Kaiser wolle die Porträts aller kontemporären Souveräne in einen Salon hängen — ihm fehlten die der Könige von Dänemark und Schweden, und er bäte sie, ihm ein paar gute zu besorgen. — „Je n'ai pas écrit cela officiellement," sagte mein Gewährsmann, „ni au roi ni au ministre, mais j'ai prié un de mes amis, de me procurer un portrait du roi. — Je ne sais pas quelles bêtises Moltke à écrites à Copenhague — le fait est que peu de temps après un Envoyé danois arrive ici avec un portrait du Roi, destiné à l'Empereur. — Apprenant cela à Stockholm on y a eu une telle démangeaison au derrière qu'on a tout de suite expédié Bonde avec un portrait. Ceci sent aussi un peu le cotillon, car je sais que Madame de Bonde, amie de jeunesse de l'impératrice, veut à tout prix faire de son mari un Ambassadeur à Paris et conclure une alliance. — Dans l'intervalle les Danois ont fait suivre le portrait de l'Elephant véritable — et chez nous on s'est hâté d'expédier notre grand collier. Tout cela ce sont des choses dont je me lave les mains. — Mais à présent Canrobert[3]) va à Stockholm avec la Légion d'honneur. — J'avoue que ce choix autorise à supposer un but politique — et ceux qui y croient ne soient pas à blâmer — pourquoi voulez-vous que je fasse la petite bouche avec vous!" Dies sind ungefähr die Worte des Alten, die ich aber als ganz vertraulich nur ganz vertraulich wiederholen kann. Ueber den Zweck der Mission von Canrobert läßt sich nicht wohl zweifeln — das große Empressement in Stockholm hat hier encouragiert und man will daran knüpfen. Auch weiß man sehr wohl, daß Seine schwedische Majestät sowie der Kronprinz von der militärischen Seite am leichtesten zu fassen sind, weil beide Feldherrentalent zu haben überzeugt sind.

Die verschiedenen Anhaltspunkte aus der Zeit unsrer Jugend brachten sehr bald die Unterhaltung auf einen weniger reservierten Boden, und ich brachte die italienischen Zustände aufs Tapet. Er fragte mich um meine Meinung über Hudson;[4]) ich sagte ihm ganz einfach, daß er ein sehr gescheiter Mann und sehr einflußreich sei; aber in einer embarrassanten Stellung, indem seine Relation mit den Noten aus früheren Jahren ihm es sehr schwer mache, dieselben jetzt fallen zu lassen, wie man hier versichere, daß es die Absicht der Alliierten sei.

Graf Walewsky bestätigte mir hier, was ich bisher nur vermutet, nämlich

---

[1]) Der schwedische Gesandte in Paris.

[2]) Graf von Moltke.

[3]) Canrobert, Marschall von Frankreich, nach Stockholm gesandt, um ein Bündnis Frankreichs mit Schweden abzuschließen.

[4]) Sir John Hudson, außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Großbritanniens in Turin.

daß Hudson und Gramont[1]) nicht ganz gleich ziehen. Er sagte mir nämlich: „Oui, j'ai aussi des données qui me prouvent que vous avez raison — c'est un grave inconvénient. Car nous désirons vivement que le Gouvernement Piémontais ne penche pas trop à gauche, car alors il risque de crouler lui-même, tandisque, s'il suit une ligne modérée, il ne perdra pas l'appui des gens de bien, qui lui est si nécessaire."

Was meine Vorstellung beim Kaiser betrifft, so geht es hier wie in Wien; Herr von Rosenberg macht viel Schwierigkeiten. Galen, der noch hier ist, hat ihn gezwungen, deshalb eine Demarche zu machen, doch zur Antwort erhalten, daß der Kaiser eine Indigestion von Vorstellungen hat und für drei Wochen niemand mehr sehen will. — Hiernach habe ich geglaubt, gar keine Schritte machen zu sollen, und werde es dem Grafen Walewsky sagen, daß und warum ich renonziere. — Herr von Rosenberg hat mir aber gesagt, für Herrn Willisen[2]) werde er eine Audienz durchsetzen, weil es gut sei, daß man hier Leute von so hoher Einsicht wie er sprechen höre. Das Kompliment für Galen und mich ist schlagend.

Einen Tag nach mir sind hier eingetroffen Baron Beust und von der Pfordten. Mit dem ersteren habe ich mich im Salon d'Attente des Grafen Walewsky begegnet. Den Grafen Walewsky habe ich bis jetzt einmal gesehen, er hat mich aber auf übermorgen zum Essen eingeladen, und da hoffe ich, mehr mit ihm sprechen zu können.

Ich konnte ihm nicht widersprechen, als er mir von der Fäulnis des übrigen Italien sprach, bemerkte ihm aber mit Vorsatz, daß die Lombardei nicht so krank sei, als man glaube, und dort keine Revolution zu fürchten, und fügte hinzu: „D'ailleurs — ce sera vous qui serez responsable de tout ce qui arrivera en Italie, car si vous y mettez le feu, elle brûlera — si non — non!"

Graf Walewsky seufzte und sagte: „Hélas! cette Italie nous donnera encore bien du zèle à retarder quand nous aurons fini avec l'Orient — elle peut encore causer de grands embarras, car l'état actuel n'offre aucune garantie de durée!"

Von andern Seiten hatte ich hier schon die bestimmte Ansicht aussprechen hören, daß die Alliierten sich Italien als Zuchtrute für Oesterreich vorbehalten für den Fall, daß dasselbe definitiv an ihrem Wagen nicht ziehen wolle und daß für diesen Fall „alles fertig" sei, so daß nur der Zünder noch nötig sein werde.

Ueber Deutschland, sagte ich dem Grafen Walewsky, wolle ich nicht mit ihm reden, da er eben den Baron Beust gesehen, der ihm mehr als ich darüber erzählen könne. Graf Walewsky wunderte sich darüber, daß gerade jetzt gleichzeitig Baron Beust und von der Pforden hierher kommen.

---

[1]) Gramont, Herzog von, 1853 bis 1857 französischer Gesandter in Turin, seit 15. Mai 1870 Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Napoleon.

[2]) von Willisen, preußischer General, Verbesserer des Minié-Gewehres.

Ich bemerkte ihm: „Ce n'est pas étonnant, car vous êtes le centre ... de l'industrie qui gouverne le monde.“

Der griechische Geschäftsträger[1]) hat mich versichert, daß man hier sehr übel auf die deutschen Repräsentanten in Athen zu sprechen sei — das ist eine chronische Krankheit — zwanzig Jahre alt. — Trikupis ist hier, refüsiert aber das Portefeuille des Aeußern.

*

Paris, den 29. Oktober 1855.

Eben komme ich vom Grafen Walewsky, wo Diner und Soiree war. Drei auswärtige Minister, darunter Baron Beust und von der Pfordten, aßen mit mir dort. Apponyi aus München,[2]) von Willisen und von Rosenberg. Den letzteren will ich nicht anklagen; aber die Sache mit der Präsentation ist sehr louche.

Als er Galen anmeldete, hatte er sogleich hinzugefügt, derselbe bliebe bloß noch drei Tage hier. Die Folge davon war, daß man ihm sagte, der Kaiser empfange nicht in nächster Zeit. Mir erklärte Herr von Rosenberg, er könne gar keine Demarche machen, weil der Kaiser gar niemand sehe; doch setzte er eine Audienz für Herrn von Willisen gestern bei Kaiser und Kaiserin durch, er brachte ihn mit dem Grafen Walewsky und Rilling, seinem Chef du Cabinet, in Verbindung. Ob er besonderen Auftrag dazu hatte, weiß ich nicht, geht mich auch nichts an.

Heute sagte mir Graf Walewsky: „Nous avons présenté hier à l'Empereur Monsieur de Beust et Pfordten, le Comte d'Apponyi, ministre d'Autriche à Munich qui est ici, un voyageur comme vous — et le général Willisen — pourquoi ne m'avez-vous pas fait dire un mot — l'Empereur vous aurait aussi reçu.“ Ich explizierte dem Grafen Walewsky meine Gründe; da lächelte er und fragte mich: „Quelle espèce d'homme est M. de Rosenberg?“ — Ich sagte: „Je le connais peu,“ bat ihn aber, zu konstatieren, daß ich den Wunsch gehabt, präsentiert zu werden, und daß, wenn dieser Wunsch ihm nicht auf dem einzig regelmäßigen Wege zugekommen, dies nicht meine Schuld sei. Nun aber renonziere ich darauf, weil ich übermorgen abreisen müsse. Mir ist nicht zweifelhaft (wenn ich meine fünf Sinne nicht einsperren will), daß Herr von Rosenberg andre preußische Diplomaten wie Galen und mich möglichst isoliert hier zu lassen sich alle Mühe gab und nur dem General Willisen völlig so Gelegenheit verschaffte, Leute zu sehen, wie es seine Pflicht gegen mich und Galen gleichfalls gewesen wäre. Mir konnte das indifferent sein, denn ich kenne hier mehr Leute als Rosenberg, und auch wohl näher. Ich signaliere das Ganze aber vertraulich, weil dieses Verfahren für reisende vaterländische Diplomaten, die sich in ihrer Sphäre bewegen wollen, große Inkonvenienz hat und sie in eine ganz falsche Stellung bringen kann. Auch erinnert es zu sehr an das Verfahren der Schäferhunde, wenn andre durch den Hof gehen wollen.

---

[1]) Herr von Roque, griechischer Legationssekretär und Geschäftsträger in Paris.

[2]) Graf Apponyi, österreichischer Gesandter in München.

Graf Walewsky schien mir den Baron Beust am meisten auszuzeichnen, wenigstens sprach er viel mit ihm in Fensternischen. Herr von der Pfordten zeichnete sich selbst aus und sprach viel und laut. Alle Mitglieder des diplomatischen Korps hier sind fast ohne Ausnahme alte Bekannte, so daß ich glücklicherweise Herrn von Rosenberg nicht brauche. Mit dem Chef du Cabinet Rilling hatte ich eine Unterredung über Italien; seine Antworten waren so vorsichtig, ja ängstlich und gedreht, daß mir kein Zweifel darüber bleibt, daß er mir viel zu verbergen hatte.

Mit dem Grafen Walewsky hatte ich im Laufe des Abends eine lange Unterredung en tête-à-tête. Er hatte Zweifel, ob Graf Hatzfeldts Abwesenheit nicht politische Gründe habe; ich glaubte ihn hierüber völlig beruhigen zu sollen. In betreff der vor kurzem gegen unsre Regierung vorgebrachten Anklage, daß sie den Transit von Kriegskonterbande begünstige, glaubte ich wohl zu tun, indem ich ihm versicherte, ich wisse ganz bestimmt, daß Loftus sich von einem Juden allerhand habe aufbinden lassen, und fügte hinzu, ich könnte ihm, als alter Bekannter, der hier weder eine Mission noch irgend etwas offiziell zu sagen habe, die Versicherung geben, daß, wenngleich die Frage der Kriegskonterbande zu Lande sehr diskutabel sei, der Ministerpräsident sich sehr bestimmt dahin aussprechen dürfte, daß, da das Verbot einmal von Seiner Majestät dem Könige gezeichnet, dieser Befehl streng und gewissenhaft ausgeführt werden müsse.

Das Gespräch kam dann ganz natürlich auf einen gewissen kitzlichen Punkt, nämlich die gegen den Baron Manteuffel so oft erhobene Anklage, er sei ganz russisch und von der „Kreuzzeitung" ausschließlich geleitet. Da unsre Unterredung ganz vertraulich und freundschaftlich war, benutzte ich diese Gelegenheit, dem Grafen Walewsky hierüber, soweit es mir zulässig und angenehm schien, reinen Wein einzuschenken, und schloß mit der Bemerkung, daß diese Anklagen und Vorurteile viel geschadet hätten, daß Baron Manteuffel weder Russe noch Franzose sei, was er, Graf Walewsky, wohl natürlich finden werde, und daß der Ministerpräsident gerade deswegen das volle Vertrauen seines königlichen Herrn besitze, ein Vertrauen, das unbegründete Anklagen nie erschüttern würden. Graf Walewsky sagte mir darauf:

„Quant à moi, j'ai toujours distingué entre un parti en Prusse qui se constitue ouvertement et sans condition notre ennemi, et le Gouvernement du Roi représenté par le Baron de Manteuffel — je fais même la part de certaines nécessités qui peuvent être fort désagréables pour nous — mais dont je suis tout disposé à reconnaître la portée." Sich an mein Ohr neigend, fügte er hinzu: „S'il y a eu certaines tendances à faire peser sur la personne de M. de Manteuffel, tout ce qui pouvait nous être désagréable — cela n'a pas toujours réussi ni ici ni à Londres, mais — je vous le dis entre nous — cela avait peut-être réussi davantage à Londres."

Ich hoffe nicht gemißbilligt zu werden, daß ich auf dieses Gespräch eingegangen bin; ich konnte als alter Bekannter und ohne allen offiziellen Charakter hier es ohne Gefahr tun und hielt für Pflicht, diese Gelegenheit zu benutzen,

um dazu beizutragen, gewisse Stacheln aus dem Wege zu räumen, die offiziell schicklicherweise nicht zu berühren waren.

Graf Walewsky sagte mir, er habe Nachrichten aus Turin, die ihn vermuten lassen, daß der König von Sardinien schon Anfang November hierher kommen werde. Mr. Bourqueney hat mir gesagt, daß er morgen nach Wien zurückgeht.

*

Turin, den 12. November 1855.

Die französische Politik ist mir fast unerklärlich; sie schulmeistert die sardinische Regierung fortwährend im konservativsten Sinne; und doch spricht alles für die Annahme, daß man sich Italiens versichern will, um Oesterreich in die Klemme zu nehmen. Ich finde nur eine Erklärung, das wäre erstens, daß die Sardinier zu ungeduldig sind und man in Paris fürchtet, sie möchten durch irgendeine Eskapade zu früh Feuer anlegen, daß man sich gezwungen sieht, mit Oesterreich zu brechen, und zweitens, daß man in Paris fürchtet, wenn der König zu sehr links geht, er leicht durch die Feuerprobe einer extrême gauche zu einer extrême droite gelangen könne, was dann eine Allianz mit Oesterreich zur Folge haben könnte. Doch scheint mir das letztere rein unmöglich. Der alte Bunsen[1]) soll Befehl haben, im Februar nach Berlin zu kommen, in kirchlichen Angelegenheiten,[2]) er will aber nicht gehen.

Er scheint sehr unzufrieden mit der Art, wie man den König mit ihm überrascht hat, als er ihn im Sommer gesehen.[3]) Ein Verdienst hat der Alte aber, wenn es wahr ist, daß er nachgewiesen, wie ungerecht es ist, bei gleichbleibenden Pensionsabzügen seit 1848 die Pensionen auf die Hälfte herabgesetzt zu haben. So sagt sein Sohn,[4]) mein guter, fleißiger, aber schrecklich langweiliger Kannengießer.

*

Turin, den 16. Dezember 1855.

Der Duc de Gramont und M. Hudson können sich eigentlich nicht leiden, und nur die Allianz hält sie zusammen. Der Duc de Gramont wird bald unausstehlich und lächerlich. Jetzt läßt er an Missionschefs, seine Kollegen, durch einen seiner Sekretäre schreiben, wenn er ihnen etwas zu sagen hat. Graf Paar[5]) diente ihm neulich darauf dadurch, daß er ihm durch seinen Sekretär antworten ließ, was den schönen Duc verdutzte.

---

[1]) Der im Frühjahr 1854 in den Ruhestand versetzte preußische Gesandte in London.

[2]) Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte die Absicht, zur Lösung der kirchlichen Krisis eine Generalsynode zu berufen und Bunsen hinzuzuziehen.

[3]) Ueber die hier erwähnte Zusammenkunft Bunsens mit Friedrich Wilhelm IV. im September 1855 in Marburg findet man näheres in dem Werke „Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen, aus seinen Briefen u. s. w. von seiner Witwe." Deutsche Ausgabe von Friedrich Nippold. Bd. III, S. 443.

[4]) Karl Bunsen, damals Legationssekretär in Turin.

[5]) Ludwig Graf Paar, österreichischer Legationssekretär und Geschäftsträger ad interim in Turin.

Hudson hat meinen persönlichen Besuch bei meiner Rückkehr durch eine von einem Diener übermittelte Karte erwidert.

Gramont — nach zehn Tagen schickte mir seinen Ersten Sekretär mit einer Karte am Tage seiner Abreise mit dem König, um mir zu sagen, er habe (in den zehn Tagen) nicht Zeit gehabt, mich zu besuchen u. s. w. Den Geschäftsträgern läßt er bloß durch seine Sekretäre den Besuch erwidern u. s. w. Das alles sind Sachen, die nicht durchgehen dürfen, und ich werde mein Benehmen strikt danach bemessen. Es ist alles das erst in letzter Zeit so geworden, der Kamm ist gewachsen, und man will dem königlichen Gesandten die Unzufriedenheit mit seiner Regierung fühlen lassen.

Mir bleibt nichts übrig, als in Kleinigkeiten indifferent zu sein, in Formfehlern aber als Stachelschwein aufzutreten.

*

Turin, den 26. Dezember 1855.

Der schwedische Traktat[1]) geht mir sehr im Kopfe herum. Ich halte Manderström[2]) für den Verbrecher, danke übrigens Gott, daß ich die so bestimmte Versicherung meines Freundes Westphalen über Nichtnegoziierung und Nichtabschluß, die Eure Exzellenz mir seinerzeit mitgeteilt, hier niemand mitgeteilt hatte.

*

Turin, den 7. Januar 1856.

[Ausdruck des Bedauerns, daß Brassiers Legationssekretär Karl Bunsen in der orientalischen Frage nicht die gewünschte Depesche von Launay[3]) so erlangt habe, wie der Minister Manteuffel es wollte.]

Da er aber mit seinen Suggestionen bei dem klugen Cavour abgeblitzt ist und ich selbst mich überzeugt, daß man hier sich nicht binden will für alle Eventualitäten, so habe ich geglaubt, vorläufig nicht weitergehen zu sollen. Cavour scheint mir jetzt mehr nach der Rechten steuern zu wollen, d. h. die Codinos an sich ziehen, was Ratazzi sehr verdrießt; und eben darin scheint mir die Gefahr für Cavour zu liegen, wenn er durch zu große Bereitwilligkeit für Preußen mit der öffentlichen Meinung in Kollision kommen sollte, daß in diesem Falle Ratazzi und seine Partei wieder Oberwasser bekommen und ihm sehr lästig in den Kammern und in der Presse werden könnten. Aus diesem Grunde würde ich mich nie darauf verlassen, daß Herr Cavour uns zu Gefallen seine Stellung zu verderben sich bereit finden lassen sollte.

---

[1]) Am 21. November 1855 schloß der französische Marschall Canrobert in Stockholm im Namen Frankreichs und Englands mit Schweden einen Vertrag ab, wonach sich Schweden verpflichtet, bei den obwaltenden Grenzstreitigkeiten ohne Wissen und Willen Frankreichs und Englands an Rußland weder Gebiet noch Gerechtsame abzutreten. Die Westmächte garantierten dafür das schwedische Gebiet und versprachen militärischen Beistand, falls Schweden von Rußland angegriffen würde. Der Vertrag hatte auch geheime Artikel.

[2]) Ludwig Freiherr von Manderström, schwedischer Kammerherr und Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Stockholm.

[3]) Graf von Launay, sardinischer Gesandter in Berlin.

Uebrigens hat er sich sehr gefreut über Eurer Exzellenz Grüße und kommt immer darauf zurück, daß eine große Analogie zwischen seiner Stellung und der Eurer Exzellenz ist, welchem ich nicht widerspreche, um ihm Vergnügen zu machen, so sehr es mich kitzelt, ihm den Gegensatz klarzumachen zwischen dem, der die Revolution gefesselt, und dem, der sie auf seine Knie genommen und mit Bonbons füttert.

Ein hiesiger Minister sagte mir gestern: „Der König von Preußen will eigentlich nicht Krieg, aber er macht die Vorbereitung, um seinen Freund Gröben[1]) bei dieser Gelegenheit zum Marschall machen zu können. Gröben selbst ist kein Feldherr und unfähig, 100000 Mann zu führen: sein Generalstabschef aber ist gut, und durch ihn können die Schwächen Gröbens gedeckt werden. Ich fragte ihn, woher er das alles so gut wisse? Er sagte lächelnd: „Aus bester Quelle."

Die Nichterwähnung der Aufhebung des Sequesters in der Thronrede wird in Wien sehr mißfallen. Jedenfalls ist dies eine absichtliche Omission und konsequent in der bisherigen Attitude. Cavour sagte mir gestern schmunzelnd: „Les Autrichiens ne nous aiment pas — et nous le leur rendons bien — ils nous font partout des niches, mais j'avoue que nous ne manquons pas de leur en faire quand nous pouvons. Cela n'empêche pas que, si un ministre d'Autriche est nommé ici, nous en nommerons également."

*

Turin, den 27. Januar 1856.

Die Unzufriedenheit mit den Friedensaussichten und die Furcht, Piemont möge so jede Gelegenheit verlieren, sich bezahlt zu machen, tritt bei zwei Dritteln des Ministeriums mit einer kaum zu verbergenden Aigreur hervor. Kein einziges Organ der Herren Ratazzi, Lanza, Cibrario selbst will an das Zustandekommen des Friedens glauben, man pocht darauf, daß nach Lamarmoras Berichten der Kaiser Napoleon trotz der Friedensauspizien den Kriegsrat noch nicht entlassen will, und ein Teil der hiesigen Pressen rühmt die englische Presse, die frei noch den Krieg predigt, während die französische, vom Kaiser geknebelt, in das Friedenshorn stoßen muß. Graf Cavour allein, mit seiner Natur einer runden glatten Kugel, die an nichts Anstoß nimmt und überall durchrollt, ist klug genug, sich, wie immer, vergnügt die Hände zu reiben und zu sagen: „Gut, haben wir Frieden, so baue ich Eisenbahnen, gründe Handelsetablissements u. s. w., an Plänen und Gelegenheit fehlt es nicht."

Wie er es aber machen wird, um seine 80 Millionen und mehr wieder zu bekommen, die er der westlichen Allianz geopfert, das ist eine andre Frage, und ich fange fast an zu glauben, daß in der Tat in Lamarmoras[2]) Gehirn sich der Gedanke eingenistet habe, irgendeinen Krakehl mit Tunis vom Zaune zu brechen,

---

[1]) Graf von der Gröben, General der Kavallerie und Generaladjutant des Königs.

[2]) Lamarmora, ehedem Kriegsminister, später Befehlshaber der nach der Krim entsandten piemontesischen Truppen.

wenn nur eine stillschweigende Einwilligung der Alliierten zu erlangen wäre, und sich damit auf Kosten des Halbmondes bezahlt zu machen. Wenn nur die Sache nicht zu mittelalterlich-romantisch wäre!

Die hiesige Presse spricht von den Bemühungen Preußens, bei den Friedenskonferenzen Zutritt zu erhalten, und bläht sich mit dem Umstande, daß in betreff Piemonts sich das von selbst verstehe. Es ist, wie es scheint, ziemlich bestimmt, daß Massimo d'Azeglio als Vertreter auf dem Kongreß bestimmt ist. Er war einmal Minister des Aeußern, ist noch Adjutant des Königs und malt jetzt Oelbilder, die er nach England verkauft, denn kein Italiener schämt sich, Künstler zu sein, sobald die Umstände es erheischen. Azeglio ist sehr beliebt, ein angenehmer Mann mit guten Formen, und hat gerade so viel italienischen Patriotismus, als er braucht, um den italienischen Patrioten das Vertrauen einzuflößen, daß er, wie 1848 mit dem Degen, so auch jetzt mit der Feder und der Zunge ihre Sache eifrig verfechten werde; doch halte ich ihn nicht für einen Revolutionär, obgleich man österreichischerseits ihn dazu stempelt, sowie denn überhaupt dort jeder Italiener, der nicht unbedingt deutschgesinnt ist, oder der irgend einmal einer Idee von nationalitalienischen Tendenzen unter irgendeiner Form gehuldigt, unbedingt als Revolutionär bezeichnet wird. Nach meinen bisher gemachten Beobachtungen sind aber hierbei sehr verschiedene Nuancen zu erkennen, vom Mazzinisten herauf bis zum Genueser Millionär.

Die Friedensnachricht toute pure hat meinen englischen Kollegen hier in einige Verlegenheit gebracht; denn es scheint sich immer mehr herauszustellen, daß, um die Allianz Piemonts zu erlangen, er allerhand Aussichten sub rosa in den oberen Schichten wie unter der Zeitungskanaille erweckt, die nun plötzlich ins Wasser zu fallen drohen. Gleich nach Ankunft der ersten telegraphischen Nachricht verließ er Turin und ging auf acht Tage nach Genua; man hat mich versichert, daß dies geschehen, um den zahlreichen Interpellationen zu entgehen, welche ihn hier von allen Seiten bestürmten. Mein französischer Kollege[1]) ist gegenwärtig in die erste Sängerin der hiesigen Oper so verliebt, daß er keine andre Beschäftigung zu haben scheint.

*

Turin, den 29. April 1856.

Der Herzog von Gramont hat mir im höchsten Vertrauen die beiden Piecen zu lesen gegeben, welche Graf Cavour in Paris losgelassen. Die erste, das Memorandum über Rom, mit seinen Vorschlägen zu Reorganisierung der Legationen auf französischem Fuße, kennen Eure Exzellenz ohne Zweifel. — Für den Fall aber, daß die zweite Piece Ihnen nicht mitgeteilt worden sein sollte, glaube ich nützlich — soweit es mir nach einer flüchtigen Lektüre möglich ist —, Hochdenselben den ungefähren Inhalt und ihre Tendenz kurz darzulegen. Diese Note, vom 17. April datiert, ist an die Vertreter Frankreichs und Englands allein gerichtet.

---

[1]) Der Herzog von Gramont.

Graf Cavour beklagt sich darin bitter, daß der Kongreß seine Gravamina nicht in der gewünschten Form zum Gegenstande einer Beratung gemacht, und sucht den Grund davon in dem Umstande, daß die alliierten Mächte während den Verhandlungen selbst nicht feindselig gegen Oesterreich auftreten wollten, durch dessen Vermittlung der Friede zustande gekommen. — Zwei Punkte werden besonders hervorgehoben — nämlich 1. Die Gefahr, welche für Sardinien „in seinem beständigen Kampfe gegen die Revolution" daraus hervorgehe, daß durch den von Oesterreich ausgeübten Druck die revolutionären Tendenzen außerhalb seiner Grenzen und selbst in Piemont durch Kontercoup fortwährend genährt werden; und 2. die Gefahr, welche für Piemont und für ganz Europa (er meint damit unzweifelhaft bloß die Westmächte) aus der unbefugten Ausdehnung der österreichischen Okkupation hervorgehen müsse, indem Oesterreich, wenn es sich mit Neapel die Hände reiche, jeden Forschritt in Italien hemmen und in dieser Weise den Interessen der Westmächte und Piemonts eine nicht minder wichtige Gefahr bereite als die, womit Rußland im Oriente Europa bedrohte und welche zu vernichten der Zweck der Allianz und des blutigen Krieges war.

Es ist mir dabei die, wie mir scheint, sehr vieldeutige und zugleich unklare Phrase aufgefallen: „Que, dans cet état de choses, le Piémont pourrait se trouver d'un jour à l'autre dans la nécessité de recourir à des mesures extrêmes dont les conséquences ne seraient pas à calculer."

Die ganze Note ist in einem ziemlich starken Tone gehalten — ungefähr so, wie Graf Cavour ihn braucht, um sich seinen politischen Anhängern unter den italienischen Patrioten gegenüber den Rücken zu decken. Doch glaube ich, daß er auch diese Piece nicht losgelassen hat, ohne vorher in Paris und London sie gebilligt zu sehen. — Aus den Reden des Herzogs von Gramont, der bei dieser Gelegenheit wieder etwas in Fluß kam, läßt sich entnehmen:

1. Daß die Alliierten an der Möglichkeit verzweifeln, die künftige österreichische suprématie de fait in den Fürstentümern ganz zu verhindern: daß sie aber die Ausdehnung des österreichischen Einflusses von Krakau bis Neapel gefährlich für ihre Interessen finden, folglich sie da beschneiden wollen, wo es ihnen am leichtesten scheint, nämlich in Italien.

2. Gramont sagte u. a.: „Quant à nous, nous n'appuyons pas la révolution à la Mazzini, mais nous ne combattrons pas la nationalité, tôt ou tard elle levera la tête et nous interviendrons, afin que l'Autriche ne commande pas seule en Italie."

Auch er fügte hinzu, daß, wenn man das entfernte Gewitter im Osten bekämpft, man noch größere Ursache habe, einer weit näher liegenden drohenden Präponderanz entgegenzutreten.

Alles dieses bestätigt mich in dem Glauben, den ich Eurer Exzellenz schon unter dem 16. März nach Paris ausgesprochen, daß über die italienische Frage Piemont mit den Alliierten von Anfang an einig gewesen und alles, was von hier aus gesagt und getan worden ist, vorher konzertiert war. (Schluß folgt)

Die Photographie im Dienste der Astronomie

Von

J. Palisa

Wer jemals von der Existenz des Fernrohres und seinen wundervollen Eigenschaften auch nur gehört hat, wird es sofort begreifen, daß durch dessen Erfindung und Einführung in die Astronomie diese letztere die großartigsten Fortschritte machen mußte, befaßt sich doch diese Wissenschaft mit Objekten, von deren Dasein wir nur durch unsern Gesichtssinn Kenntnis erhalten. Das Wesen der Wirksamkeit des Fernrohres läßt sich in folgendem zusammenfassen: Unser Auge empfängt von den Sternen eine gewisse Lichtmenge, die mit der Größe unsrer Augenpupille innigst zusammenhängt. Könnten wir diese Pupille willkürlich erweitern, so würde mehr Licht eindringen, und wir würden schwächer leuchtende Gegenstände erblicken. Das Objektiv eines Fernrohres fängt nun in demselben Verhältnisse, als seine Oberfläche die der Pupille übertrifft, größere Lichtmengen auf, führt die in einem Punkte gesammelte Lichtmenge dem Auge zu und ermöglicht ihm auf diese Weise, ungemein schwache Sterne wahrzunehmen. In zweiter Linie erzeugt es in seinem Brennpunkte Bilder von den Himmelsobjekten, die sich optisch so verhalten, als ob wirklich ein sehr verkleinertes Exemplar des erzeugenden Objektes daselbst vorhanden wäre. Von diesem Bilde gehen in begrenztem Umkreise Lichtstrahlen aus, in deren Weg wir unser Auge nur zu stellen brauchen, um sie wahrzunehmen. Da nun dieses Bild nicht mehr unendlich weit, sondern recht nahe ist, so sind wir in der Lage, es in verschiedenen Distanzen und somit unter verschiedenen Vergrößerungen zu betrachten. Weil aber das Auge auf kleinste Distanzen nicht mehr akkommodiert, benutzen wir die verschiedenen Okulare und beseitigen damit diesen Mangel unsrer Augen.

Wie jedes Werk der Menschenhand, so ist auch das Fernrohr nicht vollkommen, und die Grenzen der Leistungsfähigkeit eines einzelnen Fernrohres sind wesentlich durch die Größe der ihm anhaftenden Fehler, wie unvollständiger Achromatismus, sphärische Aberration, Astigmatismus u. s. w., gezogen.

So ist es erklärlich, daß nicht nur mit der zunehmenden Vergrößerung, sondern auch mit der gesteigerten besseren Ausführung dieser Instrumente die Entdeckungen in immer tiefere und bisher unbekannte Gebiete des Himmels vorgedrungen sind. Gegenwärtig ist das größte Fernrohr der Welt auf der Yerkes-Sternwarte in Amerika aufgestellt; dasselbe besitzt ein Objektiv von einem Meter Oeffnung, und der Verfertiger Clark behauptete, daß damit unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl die Grenze des Möglichen erreicht sei, weil sich bereits der Uebelstand fühlbar mache, daß das große Gewicht solcher Gläser diesen in den verschiedenen Lagen zum Horizonte Deformationen erteilt, durch welche die Güte der Bilder leidet. Erst wenn ein neuer Weg eingeschlagen werden könnte, würde man weitere Fortschritte machen.

Eine fast gleiche Revolution wie durch die Erfindung des Fernrohres ist durch die Erfindung der Photographie und die Einführung des photographischen Fernrohres in die astronomischen Beobachtungsmittel hervorgerufen worden. Das photographische Fernrohr ist seinem Wesen nach identisch mit der gewöhnlichen Kamera; es ist eine Kamera mit sehr großem Abstande der lichtempfindlichen Platte vom Objektive. Von dem gewöhnlichen Fernrohre unterscheidet es sich dadurch, daß das Auge des Beobachters durch die photographische Platte ersetzt wird. Ein Fernrohr mit vollkommenem Achromatismus kann sowohl zu Augbeobachtungen als auch zum Photographieren verwendet werden. Da die blauen und violetten Lichtstrahlen dem Auge viel dunkler als die roten, gelben und grünen erscheinen, so hat man sich bisher begnügt und war wegen der Eigenschaften der bisherigen Glassorten auch dazu gezwungen, die Fernrohre nur bezüglich der Farben rot, gelb und grün zu achromatisieren. Anderseits mußte ein zum Photographieren taugliches Objektiv für die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen achromatisiert sein, weil gerade die Wirkung dieser Strahlen auf die photographische Platte die weitaus überwiegende ist.

Beim photographischen Fernrohre übernimmt also die photographische Platte die Funktionen des Auges, erfüllt sie aber in einer ganz andern Weise. Das Auge kann sich immer nur mit einem einzigen Objekte beschäftigen, und der Beobachter wird daher um so mehr Zeit notwendig haben, je mehr Sterne behandelt werden sollen. Die photographische Platte beobachtet alle in ihr Gesichtsfeld fallenden Objekte gleichzeitig, gleichgültig, wie viele darin vorkommen, und braucht dazu unter sonst gleichen Verhältnissen stets die gleiche Zeit. Ein andrer wesentlicher Unterschied der beiden Beobachtungsmethoden besteht darin, daß der Eindruck, den das Auge durch den Lichtstrahl empfängt, im nächsten Momente bereits verloren ist und immer durch neue Zufuhr von Licht erneuert werden muß; die dem Auge gesteckten Grenzen bezüglich der Lichtstärke der zu beobachtenden Sterne sind daher einzig allein durch die Größe des Objektives gegeben. Beim photographischen Fernrohre liegen die Dinge wesentlich anders. Hier geht der in einem gegebenen Momente erzielte Eindruck der Lichtstrahlen nicht verloren, denn es wurde auf der Platte ein chemischer Vorgang herbeigeführt; diesem gesellt sich in jedem folgenden Augenblicke ein neuer gleichartiger zu und verstärkt die früheren, so daß mit zunehmender Expositionszeit immer schwächere Sterne auf der Platte sichtbar werden. Man kann es auf diese Weise so weit bringen, daß die photographische Platte mehr Sterne aufweist, als das größte Fernrohr zeigen kann; kurz, die photographische Platte erzielt durch Verlängerung der Expositionszeit dasselbe, was bei dem gewöhnlichen Fernrohre durch Vergrößerung der Dimensionen des Objektives erreicht wird, und ist dabei fast an keine Grenzen gebunden. Wir können alles erkennen, was überhaupt Licht aussendet.

Wenn die Photographie eine Errungenschaft der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ist und wenn man auch sofort daran dachte, diese der astronomischen Forschung dienstbar zu machen, so datiert deren eigentliche und

definitive Einführung erst von der Zeit der Erfindung der Trockenplatten. Die früher allein verwendeten nassen Platten gestatteten Daueraufnahmen nicht, weil sie, abgesehen davon, daß sie knapp vor dem Gebrauche hergestellt werden mußten, bald trocken und damit unempfindlich wurden. Nur sehr helle Objekte, wie Sonne, Mond und die helleren Sterne, wurden photographisch behandelt. Bei diesem eng begrenzten Arbeitsgebiete und dem Umstande, daß man dazu ein eigenes Fernrohr benötigte, das zu andern visuellen Beobachtungen ganz untauglich war, ist es erklärlich, daß solche Aufnahmen nur in ganz vereinzelten Fällen vorgenommen wurden. Es schien ein großer Luxus zu sein, ein photographisches Fernrohr zu besitzen. In der Tat sind in jener Zeit nur von dem Engländer Warren de la Rue und dem Amerikaner Rutherford photographische Aufnahmen gemacht worden.

Sofort nach der Erfindung der so außerordentlich empfindlichen Trockenplatten wurde von mehreren Seiten daran gegangen, sich die neue Erfindung für die Aufgaben der Astronomie nutzbar zu machen. Unter andern waren es die Brüder Henry, die, mit der Herstellung von Sternkarten beschäftigt, die Photographie für diesen speziellen Zweck heranzogen, nachdem sie die Unmöglichkeit erkannt hatten, die Milchstraße auf dem bisherigen Wege der Zeichnung am Fernrohre nach dem Augenmaße kartographisch darzustellen. Admiral Mouchez, der damalige Direktor der Pariser Sternwarte, unterstützte sie durch Beischaffung der hierzu notwendigen Instrumente auf die großartigste Weise. Es zeigte sich nun sofort, daß durch die Photographie die schönsten Erfolge auf dem Gebiete der Beobachtung erzielt werden können. Die Aufnahmen des Fixsternhimmels, die wegen der Lichtschwäche der meisten Sterne nicht mehr kurzdauernde waren, sondern sich über Stunden erstreckten, übertrafen gleich bei Beginn der Versuche die gehegten Erwartungen; so zum Beispiel entdeckten die beiden genannten Astronomen in dem gewiß tausendfältig beobachteten Sternhaufen der Plejaden einen bis dahin unbekannten Nebel, der auf der photographischen Platte als ein sehr helles Objekt erschien und später auch in großen Fernrohren erkannt wurde. Daß er bis dahin nicht entdeckt worden war, war in dem Umstande begründet, daß er wesentlich im blauen Lichte leuchtet und sehr leicht für einen Hof des in seiner Mitte befindlichen Sternes, der den Namen Maja führt, gehalten werden konnte; der auf der Photographie vorhandene Defekt in der sonst regelmäßigen Gestalt des Nebels ließ dann auch am Fernrohre dessen Realität erkennen.

Hier muß zum besseren Verständnis der Einrichtungen erwähnt werden, daß wegen der täglichen Bewegung des Himmels das photographische Fernrohr der Bewegung des Himmels folgen muß, denn nur dann trifft das Licht desselben Sternes denselben Punkt der Platte, und nur auf diese Weise kann der früher erwähnte chemische Prozeß stets an derselben Stelle auftreten und die Wirkung sich steigern. Zu diesem Zwecke ist jedes photographische Fernrohr mit einem gut abgestimmten Uhrwerke versehen, welches das Fernrohr automatisch der Bewegung des Himmels nachschiebt; da aber kein Menschenwerk vollkommen ist und daher auch dieses Nachrücken nicht in allervollkommenster Weise vor sich

geht, so muß der beobachtende Astronom dieses Nachrücken überwachen, und darum ist mit dem photographischen Fernrohre ein zweites gewöhnliches Fernrohr fest verbunden. Im Brennpunkte dieses sogenannten Leitfernrohres ist ein Fadenkreuz angebracht, und ein heller Stern, der sich in der Nähe des Kreuzungspunktes befindet, wird haarscharf auf den Kreuzungspunkt eingestellt. Der Beobachter kontrolliert nun die tadellose Vorrückung dadurch, daß er sein Augenmerk darauf richtet, ob der ausgewählte Leitstern stets am Kreuzungspunkte verbleibt, und behebt die geringste Verrückung oder Abweichung mit Hilfe eigener Vorrichtungen und ohne irgendwie den Gang des Uhrwerkes zu stören. Ein für Daueraufnahmen bestimmtes photographisches Fernrohr besteht daher immer aus zwei fest miteinander zusammengekoppelten Fernrohren von fast gleicher Objektivgröße und gleicher Brennweite.

Die großartigen Erfolge, die gleich anfangs erzielt wurden, ließen in Admiral Mouchez den Gedanken reifen, an die Lösung einer Aufgabe zu schreiten, die ein bisher unerreichbares Ideal der Astronomen war, nämlich an die Aufnahme des gesamten Fixsternhimmels zu dem Zwecke, die Positionen aller Fixsterne festzulegen und so ein Dokument über den gegenwärtigen Zustand des Fixsternhimmels für spätere Generationen zu schaffen, auf Grund dessen diese dann weiterbauen könnten. Weil aber die französischen Astronomen für sich allein doch nicht imstande gewesen wären, die ganze Aufgabe zu lösen, so lud Admiral Mouchez die Direktoren der Hauptsternwarten der Welt ein, nach Paris zu kommen, um mit vereinten Kräften an diese Aufgabe heranzutreten. Dieser Kongreß fand im Jahre 1887 statt, und es wurde beschlossen, das Werk in Angriff zu nehmen. Bei der Großartigkeit des Unternehmens mußte man jedoch von vornherein auf die Durchführung des vollen Ideals, nämlich der Aufnahme und der Ableitung der Positionen sämtlicher Sterne, verzichten. Es war durch Versuche ermittelt worden, daß eine Expositionszeit von fünf Minuten genüge, um Sterne der elften Größe auf den Platten zu erhalten. Dementsprechend wurde beschlossen, von jeder Gegend des Himmels eine derartige Aufnahme zu machen und alle Sterne, die sich auf diesen Platten zeigen sollten, bezüglich ihrer Positionen auszumessen, die Messungsresultate in die gebräuchlichen Angaben von Rektaszension und Deklination umzurechnen und die so erhaltenen Resultate in Katalogsform zu bringen und der ganzen astronomischen Welt zugänglich zu machen. Weiters sollte von jeder Gegend eine Daueraufnahme gemacht werden, die alle Sterne bis zur vierzehnten Größe ergeben sollte. Diese letzteren Aufnahmen sollten aber nur in Kartenform publiziert werden, denen man mit Anwendung einiger Mühe jederzeit die Positionen, auch des schwächsten Sternes, entnehmen könnte. Von großer Wichtigkeit war es, daß alle Aufnahmen in gleichem Maßstabe gehalten werden; demzufolge einigte man sich, daß eine Bogenminute am Himmel einem Millimeter auf den Aufnahmen entsprechen sollte oder daß die anzuwendenden Fernrohre eine Brennweite von 3,43 Metern haben sollten. Die sonstige Art der Konstruktion der Fernrohre konnte jeder einzelnen Sternwarte überlassen bleiben.

Die größte Sorgfalt sollte auf die einwandfreie Gewinnung der Positionen verwendet werden, und deshalb wurden verschiedene Maßregeln vorgeschlagen, um dieses Ziel sicher zu erreichen, und unter andern auch die folgende: Auf einer geschwärzten Glasplatte wird vom Mechaniker ein System von parallelen und senkrechten Linien — Réseau genannt — eingerissen, die natürlich durchsichtig sind und deren Distanzen mittels Teilmaschinen auf das sorgfältigste ein für allemal gemessen werden können. Diese Glasplatte ist auf die bereits exponierte Sternplatte vor dem Entwickeln zu legen und eine kurze Belichtung vorzunehmen. Nach der Belichtung erscheinen sodann auf der Platte nicht nur die Sterne, sondern auch eine Kopie des Réseau. Sind im Verlaufe des Entwicklungsprozesses oder beim Trocknen der Platten Verzerrungen in der Gelatineschicht eingetreten, so haben auch die Striche daran teilgenommen, und die Verzerrung kann nun dadurch unschädlich für die Genauigkeit der Messung gemacht werden, daß nur die Distanzen gegen die benachbarten Striche gemessen werden. Es bleibt dann nur ein kleiner Bruchteil der Verzerrung schädlich, der jedoch wegen seiner Kleinheit mit Recht vernachlässigt werden kann. Gegen diese Vorsichtsmaßregel stemmten sich am meisten die deutschen Astronomen und, wie die Zukunft zeigte, mit Recht. Es hätte vollständig genügt, diese Vorsichtsmaßregel nur bei den Aufnahmen kurzer Expositionszeit anzuwenden und die Genauigkeit der Bestimmung auf den Aufnahmen langer Expositionszeit auf die benachbarten, durch die andern Aufnahmen bestimmten Sterne zu basieren.

Nachdem die leitenden Grundsätze festgelegt waren, wurde an die Aufteilung geschritten und der Himmel in Zonen nach Deklinationen geteilt. Eine jede Sternwarte, die eine vollkommen sichere Zusage der Beteiligung machen konnte, erhielt eine Zone zugewiesen, die natürlich so gewählt war, daß sie die Beobachtung unter günstigen Verhältnissen vornehmen konnte. Wie von vornherein zu erwarten stand, übernahm Frankreich einen bedeutend größeren Anteil an dieser Arbeit als andre Länder, und nicht weniger als vier seiner Sternwarten sind an diesem Unternehmen beteiligt. In Deutschland ist es nur die Sternwarte oder, wie sie offiziell heißt, „das astrophysikalische Institut in Potsdam", das den Gürtel zwischen 31. und 40. Grad nördlicher Deklination übernommen hat.

Hingegen ist es auffallend, daß Nordamerika sich gänzlich fernhielt und nicht einmal einen Vertreter zu der Konferenz schickte. Es mag sein, daß den amerikanischen Astronomen, in erster Linie Professor Pickering, die Art der Inszenierung und Durchführung des Programmes nicht gefiel, aber dann hätten sie doch einen Vertreter nach Paris senden und ihre Ideen über die Art der Durchführung vorlegen können. Es klingt daher durchaus nicht unwahrscheinlich, daß hier eine Art von Eifersucht darüber vorliegt, daß Frankreich in dieser Angelegenheit die Initiative ergriffen hat; anderseits mag es auch der schon öfters gefühlten Eigentümlichkeit der amerikanischen Astronomen zugeschrieben werden, daß sie die Leistungen ihrer europäischen Kollegen ignorieren und sich von allen wichtigen Besprechungen und Vereinbarungen fernhalten, wie es in der letzten

Zeit mit Bezug auf die Feststellung der Nomenklatur der veränderlichen Sterne wieder der Fall war.

An den Sternwarten Nordamerikas wird die Photographie in intensivster Weise zu den Beobachtungen herangezogen. In erster Linie ist es die von Pickering geleitete Sternwarte in Cambridge und deren Filiale in Arequipa in Peru, wo jede heitere Nacht benutzt wird, um große Partien des Himmels immer von neuem aufzunehmen. Das gewonnene Material ist derart groß, daß selbst die so reichlichen Mittel, die Professor Pickering zur Verfügung stehen, nicht hinreichen, um alles prompt aufzuarbeiten. Die so gewonnenen Platten bilden eine Art Protokoll des Himmels, in das man jederzeit hineinblicken kann. Mit Hilfe dieser Aufnahmen war es schon wiederholt möglich, bei Entdeckung neuer Sterne über ihren Helligkeitszustand *vor* der Entdeckung sichere Auskunft zu erhalten.

An den beiden genannten Sternwarten ist demnach bereits der ganze Himmel photographisch aufgenommen worden, und man könnte also glauben, daß das internationale Unternehmen übertrumpft sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall, weil Pickering trotz seiner Mittel nicht in der Lage ist, die Positionen sämtlicher Sterne bis zur elften Größe abzuleiten, denn das ist nur durch das Zusammenwirken einer großen Anzahl von Sternwarten und Astronomen möglich.

Das besprochene internationale Unternehmen der Aufnahme des ganzen Himmels ist zwar die bedeutendste Leistung, welche die Photographie für die Astronomie erzielt, aber nicht die einzige, und wir sehen, daß sie von Jahr zu Jahr in ganz neuen Gebieten in Verwendung kommt und daß hiebei nicht nur die Zahl, sondern auch die Genauigkeit des gewonnenen Beobachtungsmaterials zunimmt.

Vor allem ist hier an die zuerst gemachte Anwendung, nämlich an die Aufnahme der Sonne und des Mondes zu erinnern, denen sich die Aufnahmen der andern großen Planeten anschließen. Eine Zeichnung der Sonnenscheibe mit ihren Flecken ist nicht nur eine äußerst mühsame Arbeit, sondern bleibt immer auch eine ungenaue, weil die Sonnenflecke nicht nur ihren Ort auf der Sonnenscheibe, sondern auch sehr rasch ihre Form ändern, während der zeichnende Astronom doch nur einen Teil nach dem andern aufs Papier bringen kann. Eine Sonnenaufnahme hingegen gibt für den Beobachtungsmoment nicht nur die Positionen, sondern auch die Gestalt der Flecke getreu wieder. In noch höherem Grade gilt das Gesagte vom Monde. Der bedeutendste Mondbeobachter war *Schmidt*, der Direktor der Sternwarte zu Athen. An seine fast zwei Meter große Karte des Mondes hat er die Arbeit von vierzig Jahren gewendet; weil es aber durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß er kleinere Details übersehen und weil er die Landschaften des Mondes nach der Manier der Landkarten gezeichnet hat, so ist diese Karte kein Dokument, das zum Beispiel in allen Fällen entscheiden läßt, ob Veränderungen am Monde vor sich gegangen sind. Hier greift also die Photographie auf das kräftigste ein, und doch leistet sie bisher nicht alles. Wenn sie auch über das Aussehen und die Lage der einzelnen Objekte

der Mondoberfläche unzweideutige Dokumente liefert, so gibt sie dennoch nicht das allerfeinste Detail, welches das Auge selbst an kleineren Instrumenten wahrnimmt, und es haben daher einige Mondbeobachter zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die Photographie als Basis für ihre Beobachtungen zu verwenden, indem sie das feinste Detail, das die Photographie nicht enthielt, in diese einzeichneten.

Man wird sich fragen, woher das kommt. Die Hauptursache des Uebelstandes liegt in unsrer Atmosphäre. Die Lichtstrahlen werden beim Durchgange durch die Atmosphäre aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt, und es hängt die Größe der Ablenkung oder Brechung wesentlich mit der Verteilung der Dichtigkeit der Luft zusammen. Würden sich während der Aufnahmszeit diese Verhältnisse nicht ändern und keine Wallungen des Bildes verursachen, so wäre es möglich, alles auf der Platte zu erhalten. Das ist nun nicht der Fall, und so verschwindet das feinste Detail und nur die gröberen Züge bleiben erhalten.

Am wenigsten stören diese Widerwärtigkeiten die Sonnenaufnahmen, bei denen die Belichtungszeit wegen der überaus großen Helligkeit nicht kurz genug genommen werden kann. Beim Monde benötigt man schon fast eine Sekunde und unter Umständen auch noch mehr. Wenn wir von den ältesten Aufnahmen absehen, so sind hier zwei Sternwarten zu nennen, die sich mit großem Erfolge mit Mondaufnahmen beschäftigt haben: die Lick-Sternwarte und die Pariser Sternwarte. Die Aufnahmen an der ersten wurden mit dem großen Refraktor bei abgeblendetem Objektive, die an der letzteren mit dem großen Aequatoreal Coudé durch die Herren Löwy und Puiseux erhalten. Die Aufnahmen der Pariser Sternwarte sind die besten, die bisher gelungen sind, und bilden einen Atlas, der den Mond in verschiedenen Beleuchtungsphasen enthält. Es ist dabei zu bemerken, daß aus den bereits erwähnten Gründen nicht alle Aufnahmen gleich gut ausgefallen sind, und es ist daher begreiflich, daß nur die besten zur Publikation gelangten. Ebensogut sollen bisher noch nicht publizierte Aufnahmen an dem großen Refraktor der Yerkes-Sternwarte sein. Es mag noch eine dritte Publikation erwähnt werden, die von Professor Pickering erfolgt ist und auf Aufnahmen beruht, die mit einem Objektive von sehr langer Brennweite bei geringer Oeffnung erhalten wurden, aber bei weitem nicht die Güte der Pariser Aufnahmen erreichen.

Noch schwieriger als gute Mondaufnahmen sind gute Aufnahmen der großen Planeten zu erhalten, und es ist bisher noch nicht gelungen, wirklich Befriedigendes zu leisten. Die Ursachen sind, wie bei den Mondaufnahmen, die Luftwallungen, die hier noch viel schädlicher auftreten, weil fast alles, was das Auge auf den Planetenscheiben sieht, zu dem feinsten Detail gerechnet werden muß. In dieser Richtung hat in letzter Zeit Herr Lowell in Flagstaff (Arizona) schon schöne Resultate erzielt und auf seinen nur drei Millimeter großen Aufnahmen des Planeten Mars sind bereits die stärkeren Kanäle zu sehen. Es würde von hoher Wichtigkeit sein, auch die feinen Gebilde dieser Art auf der Platte festzuhalten, weil in letzter Zeit die Meinung aufgestellt und durch Experimente gestützt wurde, daß die feinen Marskanäle und ihre Verdopplungen optische Täuschungen sind und

der Realität entbehren. Im vergangenen Jahre hat Herr Dr. Rheden an dem ausgezeichneten Refraktor der Wiener Sternwarte, bei Anwendung von Lichtfiltern, Aufnahmen des Planeten Jupiter gemacht, die bei weitem alles bisher Geleistete übertreffen; in der letzten Zeit hat er auch Aufnahmen des Planeten Venus während der Tageszeit erhalten, die leider wegen des ungemein tiefen Standes vorläufig nicht fortgesetzt werden konnten.

Deutschland besitzt etwa ein Dutzend Sternwarten. Sie sind fast durchgehends einer Universität angegliedert, demgemäß in den Städten selbst errichtet und bestehen schon seit langer Zeit. Immer ungünstiger gestalten sich für sie die Beobachtungsverhältnisse, der Dunstkreis der Städte wird immer stärker und in neuester Zeit ist noch eine neue Plage für den Astronomen aufgetreten, die elektrische Beleuchtung der Städte, die den schwächsten über der Stadt liegenden Dunst leuchtend und den Himmel undurchsichtig macht. Die Notwendigkeit, diese Stätten der Astronomie in günstigere Verhältnisse zu verlegen, tritt von Tag zu Tag gebieterischer auf, und bei einigen ist der Plan einer solchen Verlegung bereits in Durchführung begriffen, so zum Beispiel bei der Sternwarte von Hamburg und Berlin. Wenn schon die Verhältnisse für Augenbeobachtungen ungünstiger geworden sind, so trifft das in erhöhtem Grade die photographischen Beobachtungen. Daueraufnahmen sind nicht oft möglich, und so kann man sich nicht wundern, daß das photographische Fernrohr relativ selten vorhanden ist. Eine Ausnahme bildet die bereits erwähnte Sternwarte in Potsdam und die Sternwarte in Heidelberg. Die erste ist auf der Spitze des 97 Meter hohen Telegraphenberges in den achtziger Jahren, die letztere auf dem 570 Meter hohen Königsstuhl Mitte der neunziger Jahre errichtet worden. Ihre Gründung ist somit neueren Datums, allein auch bei der ersten beginnen sich die Uebelstände der elektrischen Straßenbeleuchtung bereits fühlbar zu machen. Die Sternwarte von Heidelberg besteht aus zwei voneinander unabhängigen Teilen, dem astrometrischen und dem astrophysikalischen Institute. Das erstere, unter der Leitung von Professor Valentiner stehend, besitzt nur Instrumente für visuelle Beobachtungen, das letztere, unter der Leitung von Professor Max Wolf, ist ausschließlich der Himmelsphotographie gewidmet. Wenn also in Deutschland auch nur zwei Sternwarten vorhanden sind, welche die Photographie in großem Maßstabe in Verwendung genommen haben, so leisten diese so ungemein viel, daß Deutschland auf diese Anstalten stolz sein kann. Daß dem aber so ist, ist in erster Linie den beiden Männern zu verdanken, die an der Spitze stehen. Dabei ist zu bemerken, daß Herrn Professor Wolf nur zwei Hilfskräfte zur Seite stehen und daß er selbst am Fernrohr äußerst tätig ist. Es wird nicht so bald ein Astronom zu finden sein, der so eifrig und andauernd die ihm zur Verfügung stehenden Mittel ausnutzt, und es ist nur zu wünschen, daß die physische Kraft desselben nicht nachläßt und ihm zur Entlastung noch weitere Mitarbeiter beigegeben werden. Direktor Vogel in Potsdam und Wolf haben bahnbrechend in der Anwendung der Photographie gewirkt, und wenn ich von den Leistungen dieser beiden Anstalten spreche, so habe ich gleichzeitig die bemerkenswertesten Fortschritte der Astronomie angeführt.

Bei dem immer mehr sich erweiternden Arbeitsfelde der Astronomie ist es einleuchtend, daß einmal eine Teilung der Arbeit eintreten mußte. In der Sternwarte zu Potsdam sehen wir eine solche Abtrennung von dem bis dahin an Sternwarten durchgeführten Programme. Ortsbestimmungen der Sterne sind gänzlich ausgeschaltet, und die ganze Kraft des Personals wird an die Erforschung der physikalischen Natur der Himmelskörper gewendet. In ein solches Programm gehören: Aufnahmen der Sonne, Nebel, Sternspektren mit den dazugehörigen Laboratoriumsversuchen und Messungen der Helligkeit der Sterne. Unter diesen genannten Zweigen sind es wieder die Untersuchungen der Sternspektren, die den weitesten Raum einnehmen; sie sind auch die bei weitem interessantesten und haben die schönsten Früchte getragen. Es ist das große Verdienst Vogels, die Photographie zur Beobachtung der Sternspektren herangezogen zu haben, denn dadurch erhielt die Bestimmung der Lage der Spektrallinien in den Sternspektren jene Genauigkeit und Verläßlichkeit, die notwendig war, um die Erscheinungen sicher deuten zu können. Das schönste Resultat, das die spektroskopischen Beobachtungen der Potsdamer Sternwarte zutage gefördert haben, ist bekanntlich der Nachweis, daß die veränderlichen Sterne des Algoltypus oder jener Sterne, die für eine kurze Zeit in verminderter Helligkeit leuchten, aus zwei einander sehr nahen und umeinander kreisenden Sternen bestehen, von denen sich zur Zeit der verminderten Helligkeit der eine zwischen uns und den andern stellt und diesen verfinstert. Eine andre großartige Leistung dieser Sternwarte ist die Bestimmung der Helligkeit aller Sterne des nördlichen Himmels bis zur siebenten Größe an einem Zöllnerschen Photometer. Es ist die Helligkeit von 14200 Sternen auf das genaueste bestimmt worden. Eine Riesenarbeit!

Hier soll noch einer andern, auf photographischer Grundlage aufgebauten Methode der Bestimmung der Sternhelligkeit Erwähnung geschehen, die ein anderer deutscher Gelehrter, der Direktor der Göttinger Sternwarte Professor Schwarzschild, erdacht und auch in die Praxis eingeführt hat. Schwarzschild verwendet ein Fernrohr großen Gesichtsfeldes, um eine Gegend des Himmels aufzunehmen. Entgegen dem gewöhnlichen Verfahren wird die Platte nicht in den Brennpunkt des Objektives gestellt, sondern sehr weit außerhalb desselben. Die Folge ist, daß alle Sterne als gleichgroße Scheiben auf der Platte erscheinen, die aber je nach der Helligkeit mehr oder weniger dunkel gefärbt sind. Der Grad der Dunkelheit, der einer zu diesem Zwecke angefertigten Skala entnommen werden kann, gibt die Grundlage, um die Helligkeit zu ermitteln. Wenn diese Methode auch weniger genaue Resultate als die Beobachtung mit dem Zöllnerschen Photometer liefert, so arbeitet sie dafür desto schneller, und das gesteckte Ziel läßt sich in absehbarer Zeit erreichen, was in vielen Fällen das ausschlaggebende Moment sein kann.

Das Hauptverdienst der Heidelberger Sternwarte bezw. des Professors Wolf ist, die Photographie zur systematischen Aufsuchung kleiner Planeten herangezogen zu haben. Bleibt das photographische Fernrohr durch das Uhrwerk bewegt und unter der Kontrolle des Beobachters stehend, längere Zeit auf eine

Gegend des Himmels gerichtet, so erscheinen sämtliche Fixsterne als Punkte oder mehr oder weniger große Scheibchen, hingegen Objekte, die während der Expositionszeit ihren Ort unter den Sternen geändert haben — und das sind die kleinen Planeten — als Striche. Die Photographie trennt also automatisch die unbewegten Sterne von den bewegten. Sie wirkt wie ein Sieb.

Die ersten Versuche machte Wolf an einem sechszölligen photographischen Fernrohr in der Stadt Heidelberg; als später die neue Sternwarte auf dem Königsstuhl bezogen wurde, kam ein bedeutend größeres Instrument, bestehend aus zwei photographischen Fernrohren von 16 englischen Zoll Oeffnung hinzu, das von der Förderin astronomischer Forschung, der Amerikanerin Miß Bruce, der Heidelberger Sternwarte gespendet worden war und zirka 50000 Mark gekostet hat und zur ewigen Erinnerung den Namen Bruce-Teleskop führt. Die von Wolf benutzten Instrumente unterscheiden sich von den bereits beschriebenen nur dadurch, daß sie eine bedeutend kürzere Brennweite haben und demzufolge eine viel größere Fläche des Himmels, etwa 40 Quadratgrade, auf einmal und gut aufzunehmen gestatten. Die Durchforschung einer Himmelsgegend, zu der nach der alten Methode der geschickteste Astronom zwei Wochen und darüber gebraucht hatte, ist in zwei Stunden erledigt. Gleichzeitig aber ist die Aufnahme einer Partie des Himmels erfolgt, die in Zukunft noch wertvolle Verwendung finden wird, weil man mit ihrer Hilfe unzweideutig auch andre Veränderungen unter den Fixsternen selbst nachweisen kann, wenn dieselbe Gegend in späteren Zeiten mit demselben Instrumente wieder aufgenommen wird. Professor Wolfs Bestreben war und ist darauf gerichtet, nicht nur die Aufsuchung von bekannten, verlorenen und noch unbekannten Planeten zu betreiben, sondern auch einen Teil des Himmels — speziell die Gegend um die Ekliptik — mit einer Vollständigkeit der Größenklassen aufzunehmen, wie es kein anderes gleichartiges Unternehmen aufweisen kann. Dadurch wird aber auch ein Schatz angesammelt, dessen Verwendung schon ungeahnte Früchte zu tragen beginnt. Wolf kommt bereits jetzt in die Lage, Gegenden des Himmels zum zweiten Male aufzunehmen, und gewinnt so das notwendige Material, um in der Zwischenzeit vor sich gegangene Aenderungen zu erkennen. Solche Veränderungen beziehen sich entweder auf die Position oder die Helligkeit der Fixsterne. Im ersten Falle haben wir einen Stern mit Eigenbewegung, im letzteren einen Stern von veränderlicher Helligkeit oder einen sogenannten veränderlichen Stern vor uns.

Die Kenntnis der Eigenbewegungen ist für die Astronomie von allergrößter Bedeutung, weil wir daraus nicht nur Schlüsse über den Bau des Sternenhimmels, sondern auch über die Richtung und Größe der Bewegung unsrer Sonne unter den Sternen Aufschluß erhalten können. Die große Genauigkeit, die den Ausmessungen des großen internationalen Unternehmens innewohnt, hat in den leitenden Kreisen der französischen Astronomen den Gedanken reifen lassen, sofort nach Beendigung der übernommenen Aufgabe sich an deren Wiederholung zu machen, um die inzwischen vor sich gegangenen Veränderungen zu erkennen und zu verwerten. Mit einem Worte, die Franzosen wollen die Riesenarbeit,

genau so wie das erstemal zum zweiten Male durchführen, also vollständige Neuaufnahme, Ausmessung aller auf den Platten vorkommenden Sterne, Umrechnung der Messungen in Rektaszension und Deklination, Vergleich der älteren Resultate mit den neueren und endlich die Ableitung der gesuchten Eigenbewegungen. Es wird dabei vorkommen, daß unter hundert Sternen vielleicht nur ein einziger mit Eigenbewegung vorhanden ist, so daß man sich fragen muß, ob es nicht möglich wäre, dahin zu kommen, die bewegten Sterne von den unbewegten auf eine bequemere Art zu trennen und dadurch die Riesenarbeit zu ersparen?

Veränderungen der Helligkeit lassen sich schon leichter erkennen, sie sind an der verschiedenen Größe der Sternscheibchen nachzuweisen. In dieser Richtung ist sehr viel auf der Cambridger Sternwarte geleistet worden. Professor Pickering läßt die gewonnenen Aufnahmen mit älteren Stern für Stern vergleichen, eine gewiß sehr mühselige und anstrengende Arbeit. Auf diesem Wege sind in den letzten Jahren eine ungemein große Zahl veränderlicher Sterne gefunden worden. Leichter wird das Auffinden, wenn — die Platten müssen gleiche Vergrößerung besitzen — die beiden Aufnahmen so übereinander gelegt werden, daß die gleichen Sterne nebeneinander zu sehen sind. Auf demselben Wege kann man auch Aenderungen in den Positionen, also Eigenbewegungen erkennen, aber hier ist die Sache schwieriger, außer wenn die vorgekommene Verschiebung schon bedeutend geworden ist. Kleinere Aenderungen wird man kaum wahrnehmen.

Unter solchen Verhältnissen wird man es begreifen, daß die Erfindung eines Instrumentes, welches sofort alle Veränderungen, sei es der Helligkeit oder des Ortes, erkennen und auch messen läßt, zu den größten Errungenschaften in den Beobachtungsmitteln gerechnet werden muß. Ein solches Instrument, Stereokomparator genannt, ist von einem Deutschen, Herrn Dr. C. Pulfrich, Mitglied der Firma Karl Zeiß in Jena, erfunden und ausgeführt worden.

Wer kennt nicht den wunderbaren plastischen Effekt, den ein Paar geeigneter Landschaftsbilder, in ein gewöhnliches Stereoskop getan, hervorbringen. Während wir auf dem frei aufliegenden Bilde nur auf Grund unsrer Erfahrung erkennen, was in demselben im Vordergrunde und was im Hintergrunde sich befindet, können wir im Stereoskop klar und deutlich wie auf einer Schaubühne erkennen, welche Stellung die einzelnen Objekte im Raume einnehmen, wir sehen nicht nur in Länge und Breite, sondern auch in die Tiefe. Dieser wunderbare Effekt wird dadurch erzielt, daß die beiden in den Apparat eingelegten Bilder nicht vollkommen identisch, sondern zwei, von etwas verschiedenen Standpunkten aus, gleichzeitig gemachte Aufnahmen sind. Jeder bei der Aufnahme einer Landschaft im Vordergrunde befindliche Gegenstand projiziert sich auf eine Stelle des Hintergrundes. Diese Stelle ist für jeden der aufnehmenden Apparate eine andre, und je näher der Gegenstand den Apparaten war, desto weiter stehen die Projektionsstellen bestimmter Stellen des Vordergrundes auf den beiden Teilbildern voneinander ab.

Beim flüchtigen Betrachten solcher Bilder erkennt man keinen Unterschied, aber im Stereoskop fühlt das Auge jeden, auch den feinsten Unterschied sofort.

Die Augachsen müssen verschiedene Stellungen einnehmen, je nachdem die ins Auge gefaßten Gegenstände im Vordergrunde oder im Hintergrunde sind; die Augen machen dieselbe Operation, wie wenn sie die Gegend selbst vor sich hätten, und deshalb tritt auch derselbe plastische Effekt auf.

Vereinigt man nun zwei zu verschiedenen Zeiten gemachte Aufnahmen derselben Gegend des Himmels zu einem Stereoskopbilde und legt ein solches Doppelbild in das Stereoskop, so wird das Auge sofort jede Aenderung, die in der Zwischenzeit der beiden Aufnahmen am Sternenhimmel vor sich gegangen ist, gewissermaßen herausfühlen. Hat sich nichts geändert, dann scheinen alle Sterne in derselben Ebene zu liegen, hat aber ein Stern nur ein wenig seine Lage unter den andern Sternen geändert, so tritt dieser Stern aus der allgemeinen Ebene heraus, und zwar entweder nach vorne oder nach rückwärts. Helligkeitsänderungen der Sterne sind an der verschiedenen Größe der Sternscheiben kenntlich und machen sich im Stereoskop durch eigentümliche, dem Auge unangenehme Glanzerscheinungen bemerkbar.

Diese merkwürdige Eigentümlichkeit des stereoskopischen Betrachtens bietet daher den großen Vorteil, mit einem Schlage diejenigen Sterne, an denen Aenderungen der Lage oder der Helligkeit vorgekommen sind, von den andern zu trennen, und dieser Umstand vereinfacht unendlich das Erkennen der uns interessierenden Sterne. So wie bei den Aufnahmen zur Aufsuchung kleiner Planeten diese sich durch Erzeugung von Strichen auf den Platten von den Fixsternen sondern, so werden die Sterne, bei denen Aenderungen vorgekommen sind, von den andern durch das stereoskopische Sehen getrennt.

Wenn also die französischen Astronomen nach Vollendung der Aufnahme des von ihnen übernommenen Teils des Himmels an die Wiederholung der Aufnahmen schreiten werden, um die stattgefundenen Aenderungen des Ortes der einzelnen Sterne kennen zu lernen, so haben sie, wenn sie die stereoskopische Methode anwenden, nicht notwendig, alle Sterne auszumessen, sondern nur jene, die ihnen diese Methode als geändert angibt. Leider bereitet die von ihnen vorgeschlagene und zur Sicherung der Genauigkeit der Positionen erfolgte Aufkopierung des Réseau der Anwendung dieser Methode sehr große Schwierigkeiten.

Im gewöhnlichen Stereoskop müssen die Teilbilder in einer der Distanz unsrer Augen gleichen Entfernung voneinander angebracht sein; sie dürfen daher eine bestimmte Größe nicht überschreiten. Das gewöhnliche Stereoskop ist daher für die allgemeine Anwendung der stereoskopischen Methode nicht geeignet. Dieses Hindernis beseitigt nun der bereits erwähnte Stereokomparator. Er gestattet, zwei in demselben Maßstabe gehaltene Aufnahmen von beliebiger Plattengröße zu vergleichen. Gleichzeitig aber ist es auch möglich, die gefundenen Ortsverschiebungen zu *messen*, und dieser Umstand erhebt ihn zu einem wissenschaftlichen Instrumente.

Das Wesentliche des Stereokomparators ist in wenigen Worten folgendes: Vor uns steht ein pultförmig aufgestellter Rahmen, doppelt so lang als breit,

bestehend aus zwei Abteilungen. In jede Abteilung wird eine Platte eingelegt, befestigt und von rückwärts mit Spiegeln beleuchtet. Beide Abteilungen haben Vorrichtungen, um die eingelegten Platten nach jeder Richtung in mäßigen, aber ausreichenden Grenzen zu verschieben und um jeden beliebigen Winkel zu drehen, bis beide Platten die zum stereoskopischen Betrachten notwendige Stellung einnehmen. Vor jeder Platte befindet sich ein langes Mikroskop, das zweimal um einen rechten Winkel geknickt ist, in dessen Ecken sich Spiegel befinden. Diese doppelte Knickung macht es möglich, daß die Okulare der beiden Mikroskope jene Distanz voneinander erhalten, die der Distanz der beiden Augen des Beobachters entspricht. Da jedoch das Gesichtsfeld der Mikroskope relativ klein ist, so sind beide Mikroskope fest miteinander verbunden und außerdem nach jeder Richtung verschiebbar, so daß nach und nach die ganze Platte untersucht werden kann. So viel über die Einrichtungen, um Platten verschiedener Größe stereoskopisch betrachten zu können.

In dem Brennpunkt eines jeden Mikroskops befindet sich eine Glasplatte, auf der ein kleines dunkles Kreuz, die Marke genannt, eingerissen ist, das vollkommen deutlich und gleichzeitig mit den Sternen der Platten gesehen werden kann. In dem einen Mikroskope ist die Marke fix, in dem andern mittels einer Mikrometerschraube, deren Stellung man ablesen kann, beweglich. In einer gewissen Stellung dieser beweglichen Marke fließen beim stereoskopischen Sehen beide Marken in eine zusammen, die im allgemeinen Hintergrunde des Bildes zu schweben scheint. Wird jetzt die bewegliche Marke mit Hilfe der Schraube langsam bewegt, so trennen sich die beiden Bilder nicht mehr, sondern das einheitlich bleibende Kreuz scheint nach vorne zu wandern. Ist der Beobachter beim Untersuchen der Platten auf einen Stern gestoßen, der eine Ortsveränderung aufweist und daher aus der allgemeinen Bildebene heraustritt, so wird der Stern durch Verschieben der beiden Mikroskope in die Nähe der Marke gebracht und dann die letztere mittels der Schraube so lange verschoben, bis sie ebenso weit im Vordergrunde zu schweben scheint wie der Stern. Die Stellung der Schraube aber gibt das Mittel an die Hand, um die Größe der Ortsänderung genau und sogleich zu bestimmen.

Man wird den Vorgang besser verstehen, wenn man sich an die bereits erwähnte Methode der Vergleichung zweier Platten erinnert, die in dem tatsächlichen Uebereinanderlegen der Platten besteht. Die stereoskopische Methode ist im Grunde nichts andres, nur mit dem Unterschiede, daß das Uebereinanderlegen auf optischem Wege und mit einer viel größeren Genauigkeit erfolgt.

So vorzüglich diese neue Methode der Auffindung von Sternen mit Eigenbewegung ist, so hat sie bisher nur wenig Anwendung finden können; denn um dieses Verfahren anzuwenden, müssen eben Aufnahmen aus verschiedenen Zeiten vorliegen, und über einen solchen Schatz von Aufnahmen verfügen vielleicht nur Professor Pickering und Professor Wolf. Die Wolfschen Aufnahmen, die im Jahre 1891 begonnen wurden, haben nicht nur den momentanen Zweck, unsicher bestimmte Planeten wiederzufinden und in dem

Inventar der Astronomie festzuhalten, sondern auch ein getreues Bild des Himmels für spätere Zeiten zu liefern. Da die Aufnahmszeit in der Regel über zwei Stunden beträgt, so enthalten sie oft Sterne, die in den größten Fernrohren nicht gesehen werden können, mit einem Worte: Wolfs Aufnahmen sind die sternreichsten. Als im verflossenen Jahre Wolf einige bereits vor Jahren bearbeitete Gegenden von neuem aufgenommen hatte, bot sich ihm die Gelegenheit, die älteren Aufnahmen mit den jüngeren zu vergleichen, und da fand er mit Hilfe des Stereokomparators zwölf Sterne mit bedeutender Eigenbewegung. Bei zweien war diese Tatsache und die Größe der Eigenbewegung bekannt, bei den andern zehn unbekannt, und wäre gewiß noch lange unentdeckt geblieben; an den zweien aber hatte er eine gute Kontrolle über die Genauigkeit der angewendeten Methode und der erzielten Resultate.

Während Eigenbewegungen erst nach längerer Zeit erkannt werden, ist die Auffindung von veränderlichen Sternen an wesentlich kürzere Termine geknüpft, weil Veränderungen der Helligkeit manchmal innerhalb sehr kurzer Zeiträume vor sich gehen. Auch in dieser Richtung hat Wolf auf Grund seiner zahlreichen Aufnahmen und mit Hilfe des Stereokomparators eine sehr bedeutende Zahl (im Jahre 1905 allein 135) entdeckt.

Eine sehr mühsame, aber höchst interessante Arbeit ist die Bestimmung der Entfernung einzelner Sterne, das sogenannte Parallaxenproblem. Sterne, deren Entfernungen meßbar sind, haben die Eigenschaft, daß sie im Laufe eines Jahres eine kleine pendelartige Schwankung ihres Ortes am Himmel durchmachen. Bisher wurde so verfahren, daß man zu den Zeiten der größten Abweichung von der Mittellage die Relationen des zu bestimmenden Sternes gegen die benachbarten Sterne ausmaß, indem man gleichzeitig annahm, daß die letzteren in unmeßbarer Entfernung von uns sind. Diese wegen der anzuwendenden Sorgfalt besonders schwierigen und langwierigen Beobachtungen wurden schon vor Jahren durch photographische Aufnahmen verdrängt, aber auch da blieb noch ein großes Stück Arbeit beim Ausmessen der Platten zu tun. Dabei war man in steter Gefahr, daß die gemachte Hypothese von der unendlichen Entfernung der benachbarten Vergleichssterne nicht zutreffe und daß somit das Resultat unrichtig sei. Bei Anwendung des Stereokomparators geht die Ausmessung nicht nur rascher vor sich, sondern man erkennt auch sofort, ob die erwähnte Voraussetzung von der unmeßbaren Entfernung für jeden einzelnen Vergleichsstern zutrifft und kann so die nicht unendlich weit entfernten Sterne von der Rechnung ausschließen, beziehungsweise auch von ihnen die Entfernung ermitteln. Man erkennt überhaupt, welche Sterne in endlicher, meßbarer Distanz sind.

Im Stereokomparator kann man auch erkennen, ob einzelne Sterne sehr stark in der Farbe abweichen. Das scheint auf den ersten Blick sehr merkwürdig und wundervoll zu sein, da ja alle Sterne in der Photographie schwarz erscheinen, und deshalb dürfte es die Leser ganz besonders interessieren, auf welchem Wege man zu dieser Erkenntnis kommt.

Man denke sich im Zenit zwei Sterne, einen roten und einen blauen. Diese Sterne werden auf einer Aufnahme eine bestimmte Stellung einnehmen; wird aber die Aufnahme zu einer Zeit wiederholt, wo die beiden Sterne in der Nähe des Horizontes sich befinden, dann kommt die Wirkung der Refraktion oder Strahlenbrechung ins Spiel. Durch dieselbe wird die Lage der Sterne verschoben. Diese Verschiebung ist aber nicht nur von der Höhe der Sterne über dem Horizonte, sondern auch von der Lichtsorte, in der die einzelnen Sterne leuchten, abhängig. Die beiden farbigen Sterne werden also nicht mehr in derselben Relation stehen wie bei der Aufnahme im Zenit. Man wird also bei zwei in verschiedenen Höhen gemachten Aufnahmen auf die Farbenunterschiede schließen können. Dieser Umstand gewinnt Bedeutung bei schwachen Nebeln. Ob ein am Himmel stehender Nebel ein nicht auflösbarer Sternhaufen oder ein wirklicher Gasnebel ist, erkennen wir im Spektroskop, da die ersten ein Spektrum wie andre Sterne geben, während das Spektrum von Gasnebeln aus einzelnen Linien besteht. Ist jedoch der Nebel zu schwach, so versagt das Spektroskop, und da kann der Stereokomparator die Entscheidung herbeiführen, indem Sternhaufen, deren Spektrum identisch mit dem der Mehrheit der Sterne ist, keinen stereoskopischen Effekt hervorbringen, wohl aber ein Gasnebel.

In der letzten Zeit hat Professor Hartmann auf der Potsdamer Sternwarte die Dienste des Stereokomparators bei Ausmessung von Sternspektren in Anspruch genommen, wobei dieser Apparat eine dem speziellen Zwecke angepaßte Form erhalten hat. Bei der Ausmessung der Sternspektra handelt es sich in vielen Fällen mehr um die Differenzen gegen ein gleichzeitig aufkopiertes Normalspektrum, als um absolute Bestimmungen der Lage der Linien. Da ereignet es sich oft, daß die zu messenden Linien von Haus aus breit und schlecht abgegrenzt sind, wodurch die Genauigkeit der Ablesung wesentlich beeinträchtigt wird. Beim Vergleichen im Stereokomparator wird diese Schwierigkeit fast ganz beseitigt, indem der Vergleich zweier verwaschener Linien sich ebenso genau bewerkstelligen läßt als der von scharfen Linien. Aber auch die Raschheit der Ausmessung hat wesentlich gewonnen, so daß bei Anwendung dieses Instrumentes lange nicht so viel Rückstände übrigbleiben als früher.

Anschließend an diese Anwendungen des Stereokomparators in der Astronomie möge noch erwähnt werden, daß dieses Instrument auch auf mehreren andern Gebieten die Durchführung der gestellten Aufgaben ganz wesentlich erleichtert und vereinfacht, so z. B. bei der Konstruktion von Landkarten auf Grund von photogrammetrischen Landschaftsaufnahmen. Das k. und k. militärgeographische Institut in Wien war die erste Anstalt, die sich dieses modernsten Hilfsmittels am intensivsten bemächtigt und in die Praxis eingeführt hat.

So mancher Leser wird vielleicht begierig sein, die geschilderte Wirkungsweise des Stereokomparators aus eigner Anschauung kennen zu lernen; diese will ich hier aufmerksam machen, daß Professor Wolf eine kleine Sammlung seiner Aufnahmen, die einen stereoskopischen Effekt aufweisen, zusammengestellt

und bei Ambrosius Barth in Leipzig unter dem Titel: „Stereoskopbilder vom Himmel“ publiziert hat.

So wunderbar die Wirkungsweise des Stereokomparators ist und so groß auch die durch ihn erzielten Erfolge sind, so ist er doch bereits übertroffen, und kein geringerer als der Erfinder desselben, Herr Pulfrich selbst, hat etwas noch Besseres an seine Stelle gesetzt. Dieses neueste, dem Stereokomparator verwandte Instrument heißt Blinkmikroskop und unterscheidet sich von dem Stereokomparator dadurch, daß es nur ein Mikroskop hat und man daher nur mit einem Auge beobachten kann. Zwischen dem Mikroskop und den Platten befindet sich eine Vorrichtung (z. B. ein drehbarer Spiegel), die automatisch oder durch die Hand bewegt, bald Licht von der einen, bald von der andern Platte in das Mikroskop wirft. Der Wechsel geschieht dabei so rasch, daß das Auge fast nichts davon bemerkt und der Beobachter glauben könnte, daß er stets dieselbe Platte betrachtet, sobald die Bilder der beiden Platten vollkommen identisch sind. Findet sich jedoch ein Stern vor, der verschiedene Stellungen auf den beiden Platten einnimmt, so springt derselbe fortwährend zwischen den beiden Stellungen hin und her; ist ein Stern veränderlich, so verschwindet das Sternscheibchen und erscheint wieder, oder das Sternscheibchen schrumpft nur etwas zusammen und bläht sich im nächsten Momente wieder auf. Wer je dieses Spiel des Apparates gesehen hat, muß gestehen, daß es unmöglich ist, irgendeine Verschiedenheit der beiden Platten zu übersehen.

Zum Schlusse möge noch einiger schöner Erfolge Erwähnung getan werden, die in allerletzter Zeit auf der Heidelberger Sternwarte erzielt worden sind. Es war schon früher die Rede, daß die Brüder Henry einen bisher nie gesehenen Nebel in den Plejaden entdeckt haben, der dann später auch in den großen Refraktoren gesehen wurde. Etwas Aehnliches hat nun Professor Wolf geleistet. Im Jahre 1906 wurde ein periodischer Komet, der im Jahre 1891 von Holmes entdeckt worden war, zurückerwartet. Wolf fand denselben am 29. August mit Hilfe des Bruce-Teleskops, indem er wegen der großen Lichtschwäche des Kometen das Fernrohr der Bewegung des Kometen und nicht der Sterne folgen ließ. Er beobachtete ihn noch einigemal auf dieselbe Weise, und ganz zuletzt erhielt er noch eine Beobachtung an dem gerade fertig montierten Spiegelteleskop von 71 Zentimetern Oeffnung, das Frau Bohm-Waltz testamentarisch der Heidelberger Sternwarte gestiftet und ca. 50000 Mark gekostet hatte. An demselben Spiegelteleskop wurden, noch zwei Monate nach den letzten visuellen Beobachtungen des von Kopff am 22. August an der Heidelberger Sternwarte entdeckten periodischen Kometen, Beobachtungen dieses Himmelskörpers erhalten und dadurch eine genaue Bestimmung seiner Bahn und der Zeit seiner Wiederkehr gesichert. Das Besondere dieser Leistungen besteht darin, daß der Komet Holmes während seiner jetzigen Sichtbarkeitsperiode selbst mit den größten Fernrohren nicht zu sehen war, und das gleiche gilt für den andern Kometen für die Monate November und Dezember.

Aus all dem Gesagten ist zu ersehen, welch unendliches Arbeitsfeld vor

den Astronomen liegt. Man kann die Astronomie mit einem großen Gebäude vergleichen, zu dessen Herstellung die Arbeit des einzelnen verschwindend gering erscheint. Rastlose Mühe und Fleiß ist erforderlich, um Baumaterial zu sammeln, und dieses Material sind die Beobachtungen. Visuelle Beobachtungen liefern einzelne Bausteine, aber die Photographie gleicht dem Dynamit, das Felsen sprengt und massenhaft Material zum Baue liefert. Und da erscheint der Stereokomparator und sortiert uns dieses Material in kostbares und minder kostbares, und die Theoretiker können nun mit dem gelieferten Material an dem stolzen Gebäude weiter bauen. Deutschland besitzt auf beiden Arbeitsgebieten die hervorragendsten Gelehrten, die in den theoretischen und praktischen Aufgaben der Astronomie sich ergänzen und gemeinsam weiterbauen auf dem weiten Arbeitsfelde. Gemeinsam gebührt ihnen auch der gleiche Ruhm, und Deutschland kann stolz sein auf seine erstklassigen Beobachter und Theoretiker, die unermüdlich Baustein auf Baustein herbeitragen und das große Werk stetig fördern.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXIV

Die chronologische Ordnung, der wir bisher in unsern Mitteilungen aus den Papieren Bennigsens durchweg gefolgt sind, möge diesmal unterbrochen werden zugunsten einer Denkschrift, die Bennigsen im Juni 1878 für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm in der hannoverschen und braunschweigischen Frage verfaßte. Es handelt sich ja um Fragen, die in den nächsten Monaten das politische Interesse wieder stärker erregen werden und vielleicht sogar einer endgültigen Regelung entgegengehen.

Der folgende Briefwechsel erhält ein besonderes Interesse durch den Zeitpunkt, in dem er stattfand. Denn am 4. Juni 1878 war der Kronprinz zum Stellvertreter des bei dem Nobilingschen Mordversuch zwei Tage zuvor schwerverwundeten Kaisers und Königs ernannt worden; niemand konnte voraussehen, ob diese Stellvertretung eine Episode bleiben oder — bei dem hohen Alter des Kaisers und der Schwere seiner Verwundungen — das Vorspiel zu einem Thronwechsel bedeuten würde. Gleichzeitig aber, schon am 6. Juni, hatte der Reichskanzler beim Bundesrat die Auflösung des Reichstages mit Rücksicht auf die erfolgte Ablehnung des Sozialistengesetzes beantragt; am 11. Juni wurde der Reichstag aufgelöst und wurden die Neuwahlen zum 30. Juli ausgeschrieben. Wie man weiß, handelte es sich für Bismarck nicht allein um das Sozialistengesetz, sondern zugleich — und fast noch mehr — um die Brechung der parlamentarischen Machtstellung der Nationalliberalen: unter diesem Zeichen ließ er

alle gewohnten Mittel im Wahlkampf spielen. Und darüber kann wohl kein Zweifel sein: auch Bismarck mußte, in den ersten Wochen wenigstens, mit der Möglichkeit eines Thronwechsels rechnen. Seine Stellung aber war befestigt, wenn die Nationalliberalen, eben die Partei, welcher der kommende Monarch innerlich nahestand, nicht in ihrer früheren ausschlaggebenden Stärke zurückkehrten, sondern eine Verschiebung nach rechts die Aussichten einer liberalen Aera immerhin begrenzte. Insofern war es zugleich einer der großen Kämpfe um die Macht, die der Mächtige in der Zeit von 1862 bis 1890 geführt hat.

Unter dieser Konstellation — in der alles in wunderlichster Verflechtung auf dem Spiele stand — trat der Kronprinz sein Amt als Stellvertreter an. Gewiß war seine Einflußsphäre von vornherein beschränkt, aber es konnten immer Fälle eintreten, in denen ein unmittelbarer Entschluß nötig wurde. Nun starb gleich nach den ersten Tagen seiner Stellvertretung König Georg V. von Hannover (gest. 12. Juni 1878), und die ersten Schritte seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, konnten die Reichsregierung vor folgenreiche Entschließungen stellen. Da ist es ungemein bezeichnend, daß der Kronprinz sofort den Rat Bennigsens, des Führers derjenigen Partei, gegen die sich der eigentliche Ansturm der Bismarckschen Wahlpolitik richtete, einzuholen sich entschloß, den Rat desselben Mannes, der kaum ein halbes Jahr zuvor von Bismarck selbst zum Eintritt ins Ministerium aufgefordert worden war, aber statt dessen — um mit Bismarck zu reden — den Eintritt der liberalen Partei in das Ministerium gefordert hatte.

Kammerherr von Normann an Bennigsen.

Berlin, Kronprinzliches Palais, 14. Juni 1878.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, im Höchsten Auftrage die nachstehende vertrauliche Mitteilung zu machen.

Der Tod des Königs Georg legt Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen die Erwägung nahe, in welcher Weise dies wenn auch seit längerer Zeit vorhergesehene, so doch in diesem Augenblicke ziemlich unerwartet eingetretene Ereignis auf die Stellung einwirken könnte, welche sowohl von der früher regierenden Familie, als von einem Teile der Einwohnerschaft Hannovers der gegenwärtigen Ordnung der Dinge gegenüber eingenommen wird. Seine Kaiserliche Hoheit würde Ew. Hochwohlgeboren zu Danke verpflichtet sein, wenn Sie die Güte haben wollten, sich über diese Frage in derselben vertraulichen Weise zu äußern, in welcher ich sie mir zu stellen erlaube. Ich darf dazu noch folgendes bemerken.

Es ist der entschiedene Wunsch Seiner Kaiserlichen Hoheit — und Fürst Bismarck scheint denselben zu teilen —, soweit das Staatsinteresse es gestattet, volles und großherziges Entgegenkommen zu zeigen und dabei den Ansprüchen und Wünschen der königlichen Familie wie den Gefühlen der Provinz in tunlichst weitem Umfange Berücksichtigung zu schenken. Demzufolge ist denn auch auf die erste hierher

gelangte Anfrage die Genehmigung zur Ueberführung der Leiche des verstorbenen Königs nach Herrenhausen bereitwilligst erteilt worden.[1])

Im allgemeinen dürfte es sich allerdings empfehlen, etwaigen — vielleicht durch Mittelspersonen zu machenden — Eröffnungen der Königlich hannöverschen Familie entgegenzusehen. Indessen würde Ew. Hochwohlgeboren Ansicht über die ganze Angelegenheit wie über die voraussichtlich zur Sprache kommenden Einzelheiten derselben dem Kronprinzen schon jetzt von besonderem Werte sein. Unter den letzteren möchte ich zweier Punkte noch ausdrückliche Erwähnung tun.

Schon früher ist wiederholt und von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß die Erbfolge im Herzogtum Braunschweig dem bisherigen Kronprinzen gestattet werden dürfte, wenn er seinen Ansprüchen auf Hannover förmlich und feierlich entsagte. Ganz abgesehen von den Rechten der braunschweigischen Bevölkerung und ihrer Vertreter würde es sich um die Frage handeln, welche Konsequenzen ein solches Abkommen für Hannover selbst in Aussicht stellt.

Der zweite Punkt betrifft die vielleicht an die Staatsregierung herantretende Frage, ob der Königlich hannöverschen Familie fortan der Aufenthalt in den Grenzen des früheren Königreichs gestattet werden darf. Auch in dieser Beziehung würde eine Aeußerung Ew. Hochwohlgeboren sehr willkommen sein.

Ich benutze diesen Anlaß, Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung vorzüglichster Hochachtung zu erteilen, in welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w. u. s. w.

*

Bennigsen an Kammerherrn von Normann.[2])

Vertraulich. Hannover, 19. Juni 1878.

Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 14. d. M., welches wegen einer mehrtägigen Abwesenheit von hier verspätet in meine Hände gelangt ist, beehre ich mich nachstehend zu beantworten.

Ich darf davon ausgehen, daß Seine Kaiserliche Hoheit eine ganz unumwundene Darlegung meiner Ansicht erwarten.

In der Provinz Hannover sind noch heute nicht allein Gefühle der Anhänglichkeit und Dankbarkeit an das Haus Hannover in großem Umfange vorhanden, sondern werden auch noch in erheblicher Ausdehnung Wünsche und Hoffnungen auf eine Wiederherstellung der früheren Zustände gehegt, letzteres allerdings in geringerem Grade seit dem französischen Kriege als vor demselben, und zum großen Teile durch eine sehr geschickte und energische Agitation künstlich genährt und aufrechterhalten. Seitens der preußischen Regierung und ihrer Organe sind diese Erscheinungen nicht immer hinreichend gewürdigt. Am stärksten

---

[1]) Die Leiche des Königs wurde nicht nach Herrenhausen überführt, sondern am 24. Juni in Windsor beigesetzt.

[2]) Nach dem — zum Teil schwer leserlichen — Konzept. Es wird an einigen Stellen deutlich, daß es sich um den ersten Entwurf und nicht um die letzte Form handelt.

sind Abwendung und Widerstand gegen die jetzigen Einrichtungen in der ehemaligen Residenz und den alten welfischen Stammlanden Calenberg, Lüneburg, Göttingen, Grubenhagen, namentlich unter dem Bauernstande. Den eigentlichen Kitt für die Agitation in der gesamten Provinz bildete allerdings die in den erwähnten Landesteilen selbst weniger erhebliche ultramontane Partei, getragen wurde der Widerstand durch einen großen Teil der evangelischen Geistlichkeit und des landsässigen Adels, deren Einfluß auf dem platten Lande, besonders wo er sich vereinigt, sehr stark ist. Furcht vor der Union und verletzte Interessen im früheren Staate Hannover mächtiger Klassen verbinden sich dabei mit achtungswerten natürlichen Empfindungen der Anhänglichkeit an ein altes Herrscherhaus. Angesichts der Katastrophe von 1866 sind selbst die Kämpfe infolge des zweimaligen Verfassungsumsturzes,[1]) welche ohnehin die eigentliche Masse der Bevölkerung weniger bewegt hatten als die mittleren und höheren Schichten, in den Hintergrund getreten. Dankbarkeit gegen ein Regentenhaus, welches im ganzen milde, wohlwollend regiert hat, die frühere wohlgeordnete Verwaltung mit mäßiger Besteuerung, eine verständige, zum Teil vorzügliche Gesetzgebung, eine erfolgreiche Förderung der Interessen ganzer Klassen, namentlich des Bauernstandes, erhalten das Andenken an die hannoversche Zeit wach.[2]) Zwölf Jahre eines neuen Regimentes sind trotz aller Vorteile der Zugehörigkeit zu einem großen Staate, trotz der unleugbar günstigen Wirkungen des erfolgreichen Krieges gegen Frankreich und der ersehnten Wiederherstellung eines Deutschen Reiches eine viel zu kurze Zeit, um eine vollständige Umwandlung in dem Denken und Empfinden einer ganzen Bevölkerung hervorzurufen. Noch vor

---

[1]) In den Jahren 1837 und 1855.

[2]) Diese Schilderung der hannoverschen Zustände vor 1866 möchte auf den ersten Blick überraschen, weil sie aus dem Munde desjenigen kommt, der als Führer der Opposition in der Zweiten Kammer vor allen in den Jahren 1857 bis 1862 ihr schärfster und unbarmherzigster Kritiker gewesen ist: ja von feindlicher Seite könnten diese (und auch sonst wiederkehrende) Widersprüche benutzt werden, um das spätere Urteil als das gerechtere gegen das parteiisch befangene des Politikers Bennigsen zu der hannoverschen Zeit auszuspielen. Das würde jedoch völlig unrichtig sein. Auch reicht zur Erklärung der Wandlung nicht die Tatsache aus, daß sich bei Bennigsen mit der Zeit eine immer stärkere Neigung einstellt, die Dinge objektiv zu sehen. Der eigentliche Grund liegt vielmehr tiefer. Als Anhänger eines nationalen und konstitutionellen deutschen Bundesstaates hatte Bennigsen Politik und Einrichtungen des hannoverschen Mittelstaates bekämpft; als aber 1866 Hannover nicht zugunsten der ersehnten deutschen Einheit in seiner Souveränität beschränkt wurde, sondern vielmehr in Preußen aufzugehen gezwungen ward, da veränderte sich naturgemäß Bennigsens politische Haltung; es kam ihm von jetzt an darauf an, von den Einrichtungen Althannovers möglichst viel innerhalb des preußischen Staates zu bewahren, die provinziale Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit möglichst zu erhalten; politische Erwägungen und persönliche Empfindungen wirkten darin zusammen. So verschob sich ihm auch in etwas das Bild der Vergangenheit. Schon bei der Budgetberatung im preußischen Abgeordnetenhause im Februar 1867, in dem Zusammenstoß mit Georg von Vincke über die hannoversche Aemterverfassung kam diese Neigung, wie Ernst von Meier in seiner Hannoverschen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Bd. 2, S. 414 ff. mit gewohnter Klarheit hervorhebt, in charakteristischer Weise zum Ausdruck.

anderthalb Jahren haben daher auch die Reichstagswahlen in wesentlicher Uebereinstimmung mit allen früheren das Vorhandensein einer starken partikularistisch-welfisch gesinnten Partei dargetan, indem unter 19 Reichstagsabgeordneten neben einem Ultramontanen 6 welfische Abgeordnete gewählt wurden, darunter 5 in den alten welfischen Stammlanden gegen 3 Nationalgesinnte.

Welche Aenderungen in dem bisherigen Zustande durch den Tod des Königs Georg herbeigeführt werden, bleibt abzuwarten. Eine Minderung des Gegensatzes erscheint wahrscheinlich, da Anhänglichkeit und menschliches Interesse für den Sohn, welcher nicht selbst regiert hat, dem Vater an Kraft des Geistes und des Willens weit nachsteht und dem Lande im ganzen — schon seiner damaligen Jugend wegen, anscheinend auch infolge eines gewissen Systems des Königs Georg — persönlich ziemlich fremd geblieben war, erheblich geringer sein werden.

Von wesentlichem Einflusse wird eine angemessene Regelung der Verhältnisse des früheren Regentenhauses [sein]; je rascher und vollständiger, alle Beziehungen umfassender dieselbe erfolgen wird, um so besser. Von ganz entscheidender Bedeutung wird es sein, ob es gelingt, den Prinzen Ernst zu einem förmlichen Verzicht auf seine Regierungsansprüche in Hannover zu bewegen. Solange [der Anspruch][1] ausdrücklich oder tatsächlich aufrechterhalten wird oder auch nur eine Zweideutigkeit in dieser Hinsicht übrigbleibt, wird die Agitation gegen die jetzigen Einrichtungen nicht aufhören und das bestehende Regiment in großen Kreisen der Provinz nur als ein aufgedrängtes und geduldetes erscheinen.

Was zunächst die Aufhebung des Sequesters anlangt, so nehme ich an, daß darüber eine gesetzliche Regelung in nächster Landtagssession unvermeidlich sein wird. Man wird aber schwerlich in der Lage sein, gewissermaßen als Gegenleistung hierfür einen förmlichen Verzicht des Prinzen Ernst August zu beanspruchen. Bis zu einem gewissen Grade hat ja eine tatsächliche Unterwerfung unter gegebene Verhältnisse schon seitens des Königs Georg in dem Abschluß des Vermögensvertrages[2] gelegen, ein Regierungsverzicht ist aber damals nicht gefordert worden und erschiene eine so weitgehende Forderung auch wohl heute nicht berechtigt zur Wiederaufhebung des Sequesters. Daß derselbe bis heute fortgedauert hat und es nicht möglich befunden ist, nach dem französischen Kriege, wo doch die Voraussetzungen desselben nicht mehr, jedenfalls nicht mehr in vollem Maße vorhanden waren, denselben aufzuheben, habe ich immer mit vielen hannoverschen politischen Freunden als etwas für die Besserung der Verhältnisse in der Provinz Nachteiliges angesehen.

---

[1] Im Konzept ein andrer nicht leserlicher Ausdruck.

[2] Der Vertrag vom 29. September 1867 (Zusicherung einer Entschädigung von 16 Millionen Talern, außerdem der nach England gebrachten 4 Millionen Taler), der vom preußischen Landtag am 1. Februar 1868 angenommen worden war, aber am 2. März 1868, noch vor der Ausführung, infolge der offen angekündigten Restaurationspläne des Königs suspendiert wurde.

Etwas andres ist es, wenn man der Familie oder doch dem Prinzen Ernst August den Aufenthalt in Hannover gestatten, namentlich aber, wenn man des letzteren Ansprüche auf die Sukzession in Braunschweig preußischerseits zugestehen und anerkennen will. Bei einer richtigen Behandlung des Prinzen, unter der gewiß in Aussicht zu nehmenden Mitwirkung von Mitgliedern des englischen Königshauses, scheint ein Verzicht wohl erreichbar. Die Sukzession in Braunschweig ohne einen förmlichen Verzicht in Hannover würde politisch äußerst gefährlich in der Provinz wirken, der Agitation für die Wiederherstellung der welfischen Regierung einen festen Mittelpunkt und eine außerordentliche Ausdehnung geben und für unabsehbare Zeit die Provinz nicht zur Ruhe kommen lassen. Aehnliches gilt, wenn auch in geringerem Grade, für den Fall des Aufenthalts der Familie, wenigstens des Prinzen Ernst August, in der Provinz, was ohne vorhergegangenen Verzicht zu ... Intrigen und selbst Ausschreitungen [1]) Veranlassung geben kann.

Auf der andern Seite ist wohl zu berücksichtigen, in welche Schwierigkeiten die preußische Regierung gerät, wenn sie der Sukzession des Prinzen Ernst August in Braunschweig entgegentreten wollte.

Etwaige demnächstige Streitigkeiten über die Thronfolge in Braunschweig charakterisieren sich als Verfassungsstreitigkeit. Eine besondere Behörde über Entscheidung von Verfassungsstreitigkeiten besteht in Braunschweig nicht. In Gemäßheit des Art. 76 der Verfassung des Deutschen Reiches ist daher auf Anrufung eines Teils zunächst eine gütliche Ausgleichung des Streits durch den Bundesrat zu versuchen und im Falle des Mißlingens eines solchen Versuches die Frage im Wege der Reichsgesetzgebung zur Erledigung zu bringen. Eine solche gesetzliche Regelung kann aber nicht nach ganz willkürlichen Voraussetzungen oder nicht etwa lediglich nach Gründen politischer Zweckmäßigkeit erfolgen. Nun ist in der braunschweigischen Verfassung vom 12. Oktober 1832 § 14 zur Thronfolge berufen zunächst der Mannesstamm des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg (Eid!), nach dem Tode des Herzogs Wilhelm ohne männliche Deszendenz also der Prinz Ernst August, eventuell, falls er dann noch am Leben, der Herzog von Cambridge. Den letzteren eventuell auszuschließen erscheint mir nicht möglich. Beim Prinzen Ernst August könnte ein Versuch mit der Rechtsfiktion gemacht werden, daß er sich noch im Kriegszustand mit Preußen oder im Widerspruch mit dem ganzen im Deutschen Reich geltenden Rechtszustande befindet. [2]) Eine solche Fiktion bleibt aber auf alle Fälle eine sehr künstliche. Sollte der Herzog von Cambridge nicht mehr am Leben sein und mittels der erwähnten Rechtsdeduktion eine Ausschließung des Prinzen Ernst August gelingen, so tritt nach § 2 der braunschweigischen Verfassung die kognatische Erbfolge ein, d. h. es wird zur Erbfolge berufen die dem Herzog Wilhelm

---

[1]) Diese Worte sind nur schwer leserlich.

[2]) Dieser Weg ist nach dem Tode des Herzogs Wilhelm in der auf Antrag Preußens erfolgten Erklärung des Bundesrats vom 2. Juli 1885 beschritten worden.

nächstverwandte lebende braunschweigische Prinzeß, da eine solche nicht vorhanden ist, die männliche Deszendenz derselben.[1]) Hiernach würde zur Nachfolge berufen sein — was merkwürdigerweise wenig bekannt zu sein scheint — der jetzt regierende König von Württemberg, Enkel der braunschweigischen Prinzeß Friederike, Tante des Herzogs Wilhelm (gestorben im Anfang des Jahrhunderts, ich glaube 1801, Gemahlin des ersten Königs von Württemberg).

Die Bestimmungen der braunschweigischen Verfassung über die Thronfolge entsprechend der gleichen Vorschrift in der früheren hannoverschen Verfassung sind durch einen soviel ich weiß übrigens niemals publizierten Vertrag zwischen dem König Georg und dem Herzog Wilhelm aus dem Jahre 1860 oder 1861 noch einmal bestätigt, worüber ich eine Abschrift[2]) beifüge, welche mir durch ein

---

[1]) Das Herzogtum Braunschweig gehört zu den Staaten mit subsidiärer Kognatenthronfolge, vgl. H. Rehm, Modernes Fürstenrecht, S. 252 (in dem Verzeichnis ebenda S. 143 ist es wohl durch ein Versehen ausgefallen). Ob die Deduktion Bennigsens zutreffend ist, kann ich, da die betreffende Literatur mir im Augenblick nicht zur Hand ist, nicht sagen, ebensowenig, ob diese Ansprüche zu irgendeiner Zeit praktisch geworden sind. In einer Reihe von deutschen Staaten mit subsidiärer Kognatenthronfolge ist übrigens durch Verfassung oder Hausgesetz ausdrücklich vorgeschrieben, daß die kognatische Thronfolge nicht statthat, wenn der betreffende Kognat selber — wie in dem oben angenommenen Falle — der Regierungsinhaber in einem fremden Staate ist. (Vgl. H. Rehm a. a. O. S. 263 f.)

[2]) Der Vertrag wurde nicht, wie Bennigsen meint, im Jahre 1860 oder 1861, sondern erst am 3. März 1863 geschlossen. Es handelt sich, wie mein Kollege Herr W. van Calker mich freundlichst belehrt, nicht um einen Erbvertrag oder einen Vertrag konstitutiver Natur, vielmehr um einen solchen von rein deklaratorischer Natur. Die Tatsache und die Veranlassung des Vertrages sind in der Literatur nicht unbekannt (vgl. W. von Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, a. a. O. Der Wortlaut des Vertrages aber scheint heute noch ebensowenig bekannt zu sein wie im Jahre 1879, und so glaube ich ihn, da sich eine Abschrift von der Hand Bennigsens in seinen Papieren vorfindet, hier mitteilen zu sollen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Vertrag heute eine ausschließlich historische Bedeutung hat.

> V. G. G. Wir Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w. [Wir Georg V., König von Hannover u. s. w.]
>
> erklären hiermit für uns und unsre Nachfolger an der Regierung, nach vorgängiger Verständigung mit Seiner Majestät dem Könige von Hannover Liebden [mit Seiner Hoheit, dem regierenden Herzoge zu Braunschweig Liebden] zur Erläuterung der Verhältnisse, welche eintreten, sowie eine der beiden regierenden Linien des durchlauchtigsten Hauses Braunschweig-Lüneburg der andern sukzediert, wie folgt:
>
> 1. Ueber die Regierungserbfolge enthalten die Verfassungen des Herzogtums Braunschweig und des Königreichs Hannover die folgende Bestimmungen: § 14 der Neuen Landschaftsordnung des Herzogtums Braunschweig vom 12. Oktober 1832: „Die Regierung wird vererbt in dem fürstlichen Gesamthause Braunschweig-Lüneburg nach der Linealerbfolge und dem Rechte der Erstgeburt, und zwar zunächst in dem Mannesstamm aus rechtmäßiger, ebenbürtiger und hausgesetzlicher Ehe. Erlischt der Mannesstamm des fürstlichen Gesamthauses, so geht die Regierung auf die weibliche Linie nach gleichen Grundsätzen über." § 12 des Landesverfassungsgesetzes für

verstorbenes Mitglied des braunschweigischen Verfassungsausschusses seinerzeit mitgeteilt wurde. Die eventuelle Thronfolge in dem Gesamthause Braunschweig-Lüneburg hat nach der braunschweigischen Verfassung § 26, daneben auch in dem Erbhuldigungseid aller braunschweigischen männlichen Landesangehörigen unzweideutigen Ausdruck gefunden. Ein vor Jahren auf Veranlassung des

---

das Königreich Hannover vom 6. August 1840: „Das Recht der Thronfolge in dem unteilbaren Königreiche gebührt dem Mannesstamme aus rechtmäßiger, ebenbürtiger und hausgesetzlicher Ehe. Die Ordnung der Thronfolge wird durch die reine Linealerbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt bestimmt. Erlischt der Mannesstamm der gegenwärtigen königlichen Linie, so geht die Thronfolge auf den Mannesstamm der jetzigen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Linie und nach dessen Erlöschen auf die weibliche Linie ohne Unterschied des Geschlechts über, und zwar dergestalt, daß die Nähe der Verwandtschaft mit dem zuletzt regierenden Könige und bei gleichem Verwandtschaftsgrade das Alter der Linie, in der Linie aber das väterliche Alter den Vorzug verschafft. Bei der Nachkommenschaft des neuen regierenden Königlichen Hauses tritt der Vorzug des Mannesstammes mit dem Erstgeburtsrechte und der reinen Linealerbfolge wieder ein."

2. Diese Bestimmungen beruhen auf den Hausgesetzen des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg und dem Staatsrechte der beiden Welfenländer, und sie werden bei eintretenden Thronerledigungen zur Norm dienen müssen.

3. Sollte infolge dieser haus- und grundgesetzlichen Bestimmungen die Regierung des Königreichs Hannover auf ein Mitglied der älteren Linie des Gesamthauses oder die Regierung des Herzogtums Braunschweig auf ein Mitglied der jüngeren Linie vererbt werden, so wird damit gegenseitig anerkannt:

a) daß das Königreich Hannover und das Herzogtum Braunschweig als selbständige deutsche Bundesstaaten nebeneinander fortbestehen müssen, jedoch vorbehaltlich der Bestimmung des Art. 16 der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820, und

b) daß bei dem Uebergange der Regierung des einen Landes auf die andre Linie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg die bestehende Verfassung wegen dieses Erbganges oder wegen irgendeines sonstigen Grundes eine Aenderung nicht erleidet, vielmehr unverändert aufrechterhalten bleibt (vgl. übrigens Nr. 4). Nach den Verfassungen beider Länder sind bei dem Regierungsantritte wegen der Aufrechterhaltung der Verfassung von dem neuen Landesfürsten sogenannte Reversalen auszustellen. In der neuen Landschaftsordnung für das Herzogtum Braunschweig heißt es in § 4: „Der Landesfürst wird in dem Patente, durch welches er seinen Regierungsantritt verkündigt und die allgemeine Huldigung anordnet, zugleich bei seinem fürstlichen Worte versichern, daß er die Landesverfassung in allen ihren Bestimmungen beobachten, aufrechterhalten und beschützen wolle." Das Königlich hannoversche Landesverfassungsgesetz von 1840 enthält hierüber die folgende entsprechende Bestimmung im § 14: „Nach erledigtem Throne tritt der Thronfolger die Regierung des Königreichs unmittelbar an, ohne daß es dazu irgendeiner weiteren Handlung bedarf. Der König verkündet seinen Regierungsantritt durch ein Patent. Er verspricht darin bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung des Königreichs. Die Urschrift des mit der Unterschrift des Königs und dem Regierungssiegel versehenen Patents soll in dem Archive der allgemeinen Stände

Professors Droysen durch einen jüngeren Gelehrten (Dr. Bohlmann,[1]) soviel ich mich entsinne, das Buch ist mir augenblicklich nicht zur Hand) gemachter Versuch, einen Anspruch Preußens auf Braunschweig aus alten Lehnsverhältnissen, Eventualbelehnungen, Erbverbrüderungen u. s. w. zur Zeit des römischen Reiches herzuleiten, ist meines Wissens niemals als eine ernsthafte wissenschaftliche, juristische Leistung betrachtet worden. Auf alle Fälle würde es für den Deutschen Kaiser große Bedenken haben, als König von Preußen höchst zweifelhafte Ansprüche zu erheben und etwa mit Hilfe der Reichsgesetzgebung durchzusetzen entgegen dem geltenden Verfassungsrecht eines deutschen Bundeslandes, welches Verfassungsrecht mit einbegriffen erscheint in die garantierende Vorschrift des Eingangs der Reichsverfassung „ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechtes".

Auf die gefährlichen Konsequenzen einer Verletzung der Thronfolgeordnung in einem wenn auch kleinen Bundeslande aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit durch die Reichsgesetzgebung braucht kaum hingewiesen zu werden.

Das Interesse Preußens und seines Herrscherhauses, die Erwägungen der besonderen Zustände einer eroberten und keineswegs beruhigten Provinz treffen daher zusammen mit dem berechtigten Wunsche, das Schicksal des früheren hannoverschen Regentenhauses so weit zu erleichtern und günstig zu gestalten, als die politische Rücksichtnahme auf die Erhaltung der Ordnung in hiesiger Provinz es gestattet. Die Regierung des Prinzen Ernst August als Herzog in Braunschweig nach erfolgtem förmlichen Verzicht ist eine weit geringere Gefahr für die Ruhe der Provinz als eine Fortdauer der jetzigen Agitation auf Grundlage seines Prätendententums. Nach einem Verzicht dieser Agitation mit Erfolg, soweit nötig, unter Anwendung größter Strenge entgegenzutreten kann keine übergroßen Schwierigkeiten [machen], weil die Fortsetzung dieser Agitation

---

niedergelegt werden. Der König bestimmt, zu welcher Zeit und auf welche Weise ihm die Untertanen die Huldigung leisten sollen."

4. Sollte zweckmäßig befunden werden, bezüglich der Selbständigkeit beider Staaten (Nr. 3a im vorstehenden) oder bezüglich der Verfassungen derselben (Nr. 3b im vorstehenden) Aenderungen eintreten zu lassen, so soll eine derartige Aenderung nur unter Vereinbarung mit der betreffenden Landesvertretung stattfinden.

•

Ein Satz 5 ist vor der Vollziehung des vorstehenden Vertrages infolge der gepflogenen Verhandlungen ausgefallen: (5. Die verfassungsmäßig bestehenden Regierungsbefugnisse zu Verwaltungsanordnungen solcher Art, welche zu ihrer Rechtsgültigkeit der Zustimmung der Landesvertretung verfassungsmäßig nicht bedürfen, erleiden jedoch hierdurch selbstverständlich keine Beschränkung.)

[1]) Otto Bohlmann, Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens an das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, Berlin 1861. Vgl. dazu W. von Hassel, Geschichte des Königreichs Hannover, Bd. 2, S. 495 ff. Gerade die nach dem Erscheinen dieser Arbeit einsetzenden Agitationen veranlaßten König Georg zu den Verhandlungen, die zu dem obenerwähnten Erbvertrage mit Braunschweig vom 3. März 1863 führten.

alsdann jedes Ansehens und jeder Wirkung entbehren würde, für eine loyale Mitwirkung zur Niederhaltung derselben, soweit nötig, auch Prinz Ernst August unschwer wird in Anspruch genommen werden können.

*

Kammerherr von Normann an Bennigsen.

Berlin, 17. Juli 1878.

Ew. Hochwohlgeboren darf ich um so weniger unterlassen, den Eingang Ihrer gefälligen Zuschrift zu bestätigen, als ich beauftragt worden bin, Ihnen den verbindlichen Dank Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen für Ihre ausführliche Darlegung auszusprechen. Seine Kaiserliche Hoheit haben dieselben nicht nur mit größtem Interesse gelesen, sondern sich auch durchweg zustimmend dazu geäußert. Die Gesichtspunkte, von welchen Ew. Hochwohlgeboren bei Ihren Erörterungen ausgehen, werden von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen vollständig geteilt, wie denn Ihre Auffassung des ganzen Sachverhältnisses Höchstdenselben mit aufrichtiger Befriedigung erfüllt hat. Bisher sind übrigens irgendwelche Schritte zur Regelung der Sache nicht getan; auch die von Lord Beaconsfield gemachten Versuche[1]) dürften nur den Zweck einer vorläufigen Orientierung über die hier herrschenden Auffassungen verfolgt haben. Wenigstens sind dieselben bis zu greifbaren Vorschlägen nicht gediehen.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren bei diesem Anlaß die erneute Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

*

Aus den Briefen des Botschafters Grafen Münster an Bennigsen.

London, 9. Juni (1878).

Wir haben wirklich die letzten Wochen viel Schmerzliches erlebt,[2]) und ich habe die Nachwehen hier gründlich mitgemacht. Den Kongreß habe ich geholfen mit ins Leben zu rufen, die Verhandlungen, die hier geführt wurden und bei denen ich mitwirken konnte, haben sein Zusammentreten möglich gemacht. Merkwürdig war es, daß ich in Hatfield bei Lord Salisbury, wo ich mit dem Kronprinzen war, die Autorisation Bismarcks hatte, die Einladung zum Kongresse abzugeben, er[3]) dann wünschte, ich möge die Autorisation des Kaisers abwarten. Die Depesche, welche sie mir brachte, wurde dechiffriert, als die Schreckensnachricht über das Attentat einlief. Der Kaiser hatte die Genehmigung vor der Ausfahrt erteilt. Ich machte es möglich, daß die kronprinzlichen Herrschaften an demselben

---

[1]) Vergl. über diese sehr vorsichtigen, aber Bismarck trotzdem erbitternden Versuche einer englischen Einmischung die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, Bd. 2, S. 234; dagegen jedoch den unten mitgeteilten Brief des Grafen Münster vom 27. November 1878.

[2]) Das Attentat auf den Kaiser am 2. Juni und der Untergang des Panzerschiffs „Großer Kurfürst" bei Folkestone.

[3]) Sc. der Kronprinz.

Abend nach Berlin reisen konnten und brachte sie auf das Schiff nach Dover. Jetzt habe ich viel mit Nachforschungen nach einer sozialistischen Verschwörung, auf deren Spur die hiesige Polizei zu sein hofft, und den Nachrichten des schrecklichen Unglücksfalles, welcher unsre junge Marine betroffen, zu tun. In beiden Fällen ist das Benehmen der englischen Behörden und der Presse wie des Publikums über alles Lob erhaben und wird hoffentlich in Deutschland anerkannt werden.

*

London, 27. November 1878.

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, den ich sofort beantworte, um Ihnen diese Dankbarkeit durch die Tat zu beweisen. Daß die Zustände in Berlin nicht sehr erfreulich sind, kann ich mir lebhaft denken; daß die parlamentarische Mühle leer geht, ist natürlich, das liegt an zu vielen Mahlgängen, die mit demselben Wasser getrieben werden sollen.

Sie können sich denken, daß ich mit großem Interesse die Angelegenheit Cumberland verfolge und mit Ihnen beklage. Von irgendwelcher Einmischung englischerseits ist keine Rede. Lord Salisbury sprach noch gestern mit mir darüber und sagte, offiziell werde er in dieser Sache kein Wort sprechen oder schreiben. Lord Beaconsfield, der in Berlin sich mit Bismarck über die Sache verständigt hatte und einen Verzicht für unbedingt notwendig und für eine berechtigte Forderung Preußens hält, ist empört und entrüstet über den Starr- und Eigensinn des Herzogs von Cumberland, der selbst bei der Familie Cambridge keine Unterstützung mehr, sondern nur Tadel findet. Prinz und Prinzessin von Wales nehmen allein etwas seine Partei, wegen der Schwester.

Ich erwarte übrigens über diese Angelegenheit einen mir angekündigten Erlaß von Bismarck. Gut ist es aber für die Sache, daß man nun hier, seitens der Königin und der Minister, ganz offen und mit vollem persönlichen Vertrauen mit mir über die Sache spricht. Der eine Prinz Solms ist hier und besucht mich oft, er ist sehr verständig und ich habe ihm dringend ans Herz gelegt, nochmals in Gmunden den Ernst der Lage vorzustellen und zu betonen, daß hier keine Unterstützung zu finden sei und daß auch der Starrsinn des Herzogs seine und seiner Schwestern Vermögen ganz unnütz auf das Spiel setzte. Ich habe gleich gefürchtet, daß in der preußischen Vertretung Konfiskationsgelüste auftreten und schwer zu zügeln sein würden. Am Ende ist das Einstellen der Zinsen in das Budget noch der mildeste Ausweg und vielleicht der alleinige, um die Möglichkeit des Auszahlens des Vermögens zu retten.

Auf die Erörterung der braunschweigischen Erbfolgefrage soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Nur einige Bemerkungen über Bennigsens Stellung zu der Aufhebung des über das welfische Vermögen verhängten Sequesters: kurz gesagt, er hat die in dem Gutachten von 1878 niedergelegten

Ansichten schon Anfang der siebziger Jahre vertreten und auch später bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck gebracht.

Nachdem schon im Februar 1871 von elf hannoverschen Großgrundbesitzern, gemäßigten Welfen, unter Führung des damaligen Grafen Edzard von Inn- und Knyphausen, der Versuch gemacht worden war, in einer Immediatvorstellung den Kaiser zur Aufhebung des Sequesters über das Vermögen König Georgs V. zu bewegen, wurde der Versuch im Jahre 1872 erneuert; diesmal setzte sich auch Bennigsen dafür ein und unternahm es, auch Bismarck in einer Besprechung am 23. März 1872 zu gewinnen, ohne jeden Erfolg. Man gab aber die Versuche nicht auf. Am 27. September 1876 stellten Bennigsen, Graf Knyphausen und Fromme im hannoverschen Provinziallandtage den Antrag, die Regierung um Aufhebung des Sequesters zu ersuchen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, blieb aber ohne alle Folgen, ebenso wie alle andern Anläufe, solange Bismarck im Amte blieb. Auch als am 29. März 1882 die Fortschrittspartei die Angelegenheit im Abgeordnetenhause zur Sprache brachte, und — ohne besondere Rücksichtnahme auf die hannoversche Königsfamilie oder die Provinz Hannover — nur die mißbräuchliche Verwendung der Revenuen des Welfenfonds von seiten der Regierung gesetzlich unmöglich zu machen versuchte, ging die von Bennigsen eingebrachte motivierte Tagesordnung von der Erwägung aus, „daß in nicht zu ferner Zeit die politischen Verhältnisse eine Aufhebung der königlichen Verordnung vom 2. März 1868, betreffend die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg, gestatten würden". Und offen sprach er aus: „Ich habe mich leider im Laufe dieser Jahre überzeugen müssen, daß bei Konservativen und Liberalen eine lebhafte Neigung besteht, dieses große Vermögen, das keineswegs ein Staatsvermögen, sondern ein durch Vertrag festgestelltes Privatvermögen der früheren hannoverschen Königsfamilie ist, für irgendwelche Staatszwecke, ja überhaupt für den Staat Preußen in Anspruch zu nehmen, ein Vorgehen, das sicherlich weder dem Vertrage noch der Gerechtigkeit entsprechen würde." In ein andres Stadium trat die Angelegenheit erst, als im November 1891 der Landesdirektor von Hammerstein-Loxten den Kaiser Wilhelm II. für die zu erwartenden günstigen Folgen der Aufhebung interessierte; in einem an den Reichskanzler Caprivi gerichteten Berichte von Anfang Dezember 1891 trat Bennigsen, damals Oberpräsident der Provinz Hannover, von neuem für die Aufhebung ein. Nachdem dann bekanntlich am 10. März 1892 sich Herzog Ernst August dazu verstanden hatte, in einem Schreiben an Kaiser Wilhelm II. jede Absicht von sich zu weisen, den bestehenden Zustand im Deutschen Reiche anzufechten, wurde unter dem 1. April 1892 der Sequester aufgehoben. Bennigsen hatte in seiner Stellung als Oberpräsident bei der Regelung dieser Dinge mitzuwirken, und er tat es in einer Weise, daß der Herzog von Cumberland selbst dem von den extremen Welfen mit so ungerechtem Hasse verfolgten Manne seinen persönlichen Dank aussprechen ließ.

*

Aus den Briefen Bennigsens an seine Frau.

Berlin, 9. Januar 1871.

Mit unsern Beratungen geht es leider nach den Weihnachtsferien recht langsam vorwärts. Daß wir in dieser Woche fertig werden, ist gar nicht mehr möglich. Es wird voraussichtlich erst in der zweiten Hälfte nächster Woche geschlossen werden. Die Konservativen wollen durchaus eine Adresse des Abgeordnetenhauses an den Kaiser-König Wilhelm und haben die andern Fraktionen größtenteils dahin vermocht, dem Plane nicht entgegenzutreten. Voraussichtlich wird jedoch die Adresse mit der Post nach Versailles geschickt werden und nicht, wie die Freikonservativen vorschlagen wollen, durch die drei Präsidenten überbracht. Ich meinesteils werde mich jedenfalls dahin bemühen, daß mir diese lästige Reise erspart bleibt.

An Einladungen fehlt es mir für die nächsten Tage nicht; heute bin ich bei Herrn von Bunsen, welcher einen englischen Politiker, der aber, wie er uns versichert hat, gut Deutsch spricht, zu einem ganz kleinen Diner geladen. Ich bin doch neugierig, einmal selbst etwas über die neidische und mißgünstige Stimmung der englischen Politiker gegen die neue deutsche Weltmacht zu erfahren. — —

*

Berlin, 29. Januar 1871.

Ueber Forckenbeck und Köller ist sonderbarerweise noch gar keine Nachricht hier, obwohl sie seit vorgestern in Versailles angekommen sein müssen. Jedenfalls haben sie den interessantesten Moment getroffen, und beneide ich sie nachträglich doch um die Erinnerungen dieser Reise. Vor Donnerstag früh werden sie nicht zurück sein können, so daß ich drei Tage allein auf dem Präsidentenstuhl werde sitzen müssen, mich also darauf einrichten muß, nicht unwohl zu werden. Dafür wirst Du mir vermutlich magere Kost als sicherstes Mittel empfehlen, welches ich aber schwerlich anwendbar finde.

Unsre Sitzungen werden jedenfalls in vierzehn Tagen geschlossen. Länger können wir auch nicht hier sein, sonst würde die Regierungs- und die katholische Partei bei den Reichstagswahlen gegen uns zu sehr im Vorteil sein. Gottlob, daß der Friede nahe ist. Die Opfer, welche wir brachten, wurden allmählich sehr groß, und allem Anschein nach ist doch die französische Nation in ihrer Widerstandskraft so weit gebrochen, daß sie Elsaß und Lothringen mit Metz abtreten muß und ohne einen Bundesgenossen, den sie so leicht nicht finden wird, in vielen Jahren nicht an eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten denken kann. — —

*

Berlin, 6. Februar 1871.

... Forckenbeck hat sehr interessante Dinge aus Versailles erzählt. Ob die Pariser Regierung, welche den Frieden ernstlich will, die widerhaarigen radikalen Elemente mit Gambetta sofort bemeistern kann, ist zweifelhaft gewesen. Favre hat nie mehr gesagt, als daß er *hoffe*, das Land werde durch seine

Vertretung den Frieden vor Ablauf des Waffenstillstandes genehmigen. Läuft die Frist ab, so ist Paris in unsern Händen, die Zernierungsarmee kann größtenteils als Verstärkung der Feldarmee verwendet werden; ein Widerstand gegen die vereinigten deutschen Armeen ist für Südfrankreich ganz hoffnungslos. Wird er doch wider Erwarten ernsthaft versucht, so kann er nur von ganz kurzer Dauer sein. Außerdem sind die Verhandlungen mit der Regentin Eugenie niemals abgebrochen. Bismarck hat in der Tat an dem Tage, wo Jules Favre unterzeichnete, alles, was er verlangte, seitens der Bevollmächtigten Eugenies zugestanden erhalten. Die Besorgnis vor einer bonapartistischen Restauration wird also bei den Entschlüssen der Franzosen eine wesentliche Rolle mitspielen. In mißtrauischen Kreisen hatte man sich mit Recht darüber gewundert, daß Jules Favre nicht den Waffenstillstand auch auf die Ostarmee ausgedehnt verlangt habe. Hier sieht man nun recht, daß sich die französischen Machthaber mit ihrem Lügensystem zuletzt selbst betrogen haben. Die Regierungen in Bordeaux und Paris haben offenbar so fest an die Ueberlegenheit Bourbakis gegen Werder und Manteuffel geglaubt, daß bei den Verhandlungen Jules Favre von Bismarck die Fortsetzung der Feindseligkeiten im Osten sich als eine Konzession an Frankreich ausgebeten und erwirkt hat!! Hierbei wie bei den Verhandlungen überhaupt hat Bismarck dieselbe dämonische Genialität und Virtuosität bewährt nach der Auffassung Forckenbecks, wie ich den Eindruck Anfang November erhielt. Er hat Forckenbeck alle einzelnen Punkte mit Motiven und Konsequenzen mitgeteilt, und dieser sagte mir, er habe ihm in allen Stücken recht geben müssen. Dabei hat Bismarck ihm als ganz bestimmt erklärt, ihn auch zu weiterer Mitteilung darüber ausdrücklich ermächtigt, daß die deutsche Armee nach Ablauf des Waffenstillstandes Paris selbst betreten werde. Im Moment in diesen heißen Ofen unsre Truppen hineinzuschicken sei, vom lediglich militärischen Standpunkt betrachtet, Unsinn gewesen. Die Franzosen hätten erst selbst für Ordnung in der Stadt sorgen sollen, und die Zustände in Paris seien derart verzweifelte gewesen, daß Favre außer der bewaffneten Nationalgarde noch gern mehr als die ihm bewilligten 12000 Mann Linientruppen sich hätte ausbedingen wollen ... Der Kaiser und Bismarck bleiben bis zum Frieden in Versailles. Die Anwesenheit des Kaisers ist leider auch aus rein persönlichen Gründen notwendig, da das Verhältnis Bismarcks mit Moltke schlechter als je ist, überhaupt ohne die große Autorität des Kaisers die Einigkeit im Hauptquartier nicht würde aufrechterhalten werden können.

*

Berlin, 23. März 1871.

... Ich komme soeben aus dem Schloß, wo Bundesrat und Reichstag bei dem Kaiser zum Diner waren. Der Kaiser sah merkwürdig wohl aus und war sehr guter Stimmung. Bismarck, jetzt Fürst Bismarck, war aber doch recht angegriffen, weniger Moltke, welcher den Feldzug gut überstanden zu haben scheint. Leider ist das Verhältnis zwischen Bismarck und Moltke nebst der

Militärpartei noch weit schlechter geworden, als es bereits anfangs November in Versailles war.

*

Berlin, 26. März 1871.

... Hier ist auch einige Unruhe über die schrecklichen Zustände in Paris. Niemand weiß zu sagen, was in den nächsten Monaten aus Frankreich wird und ob nicht eine allgemeine Anarchie einreißt, die uns zwingt, viel länger, als die Absicht war, einen sehr großen Teil von Frankreich besetzt zu halten. Bismarck selbst habe ich erst flüchtig gesprochen. Sein politischer Adjutant Herr von Keudell sagte mir aber gestern, daß Bismarck, solange es unsre eignen Interessen irgend zulassen, sich in die französischen Parteikämpfe und den Bürgerkrieg nicht mischen wolle. Auf unsre fünf Milliarden werden wir aber wohl etwas länger warten müssen, als ursprünglich geglaubt wurde. Selbst wenn die Regierung Thiers sich hält, wird sie nur geringen finanziellen Kredit haben und in diesem Jahre 1871 schwerlich mehr als höchstens eine Milliarde bezahlen können ...

*

Berlin, 2. April 1871.

... Ueber die Verhältnisse in Frankreich ist Bismarck, mit dem ich vor einigen Tagen eine längere Unterredung hatte, anscheinend sehr ruhig. Er äußerte sich auch gestern öffentlich im Reichstage sehr fest. Mir sagte er, schon seit einiger Zeit sei der Regierung Thiers gestattet, ihre Truppen bei Paris auf 80000 Mann zu verstärken, wogegen sich Thiers verpflichtet hat, binnen drei Tagen Paris anzugreifen, wenn er die Truppenzahl beieinander hat. Die Thiers hierfür überhaupt gestellte Frist läuft schon vor Ostern ab. Die Rücksendungen der Gefangenen sind bis auf eine Anzahl ehemaliger Mobilgarden und Franktireurs sistiert. Kann Thiers mit dem Aufstande nicht fertig werden und die festgestellten Termine der Zahlung der Kriegsentschädigung dann natürlich nicht einhalten, weil ihm niemand Geld leihen würde, so wird unsre Armee freilich wieder von neuem einschreiten müssen, was aber sehr rasch zum Ende führen wird. Der Kaiser Napoleon hat kürzlich Bismarck — nach dessen Aeußerungen gegen mich — anbieten lassen, er wolle die Friedenspräliminarien übernehmen auszuführen, wenn man sie ihm zu dem Ende etwas günstiger stelle. Bismarck hat jedoch dem Agenten Napoleons erklärt, von einer Ermäßigung der Friedenspräliminarien könne keine Rede sein, und Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon seien daher unnütz.

*

Berlin, 20. April 1871.

... Mir geht es bislang gut, das Parlament hatte aber diese Tage recht langweilige Sitzungen. Gestern freilich erfolgte eine improvisierte — infolge einer Aeußerung von Windthorst —, aber sehr geistvolle und äußerst entschiedene Rede Bismarcks gegen ein Oberhaus neben dem Reichstage. Münster, Roggen-

bach, eine Menge kleiner Prinzen und Fürsten, welche ein solches Haus der Lords mit dem Kronprinzen gemeinschaftlich lebhaft erstreben, werden sehr niedergeschlagen sein. Uns Liberalen ist es sehr recht, daß Bismarck sich so entschieden öffentlich gegen diese unpraktische Idee ausgesprochen hat, daß er selbst als Bundeskanzler kaum jemals auf dieses Projekt eingehen kann. Der Kronprinz hatte gestern eine große Zahl von uns zum Diner bei sich, wo ihm nach Tisch Münster sein Leid über Bismarck geklagt hat. Das Verhältnis zwischen Bismarck und dem Kronprinzen wird durch diesen Vorfall nicht gebessert werden.

Das Ende der Session wird nicht vor Mitte Mai sein, frühestens etwa am 10. bis 12. Mai. Die Taufe[1]) kann daher Anfang Mai nicht sein; es hat damit auch gar nicht solche Eile. Dies ist eine von den überlieferten Weibersonderbarkeiten. Ob das kleine Wesen nach sechs Wochen oder nach zwölf Wochen getauft wird, ist doch in der Tat ganz gleichgültig.

Von den übersandten Zetteln betrifft der eine eine Uebersendung von Lotterielosen durch einen der bekannt unverschämten Hamburger Lotteriekollekteure, auf welche man grundsätzlich niemals antwortet, auch gar nicht zu antworten braucht, sondern die Lose in irgendeine Ecke wirft. Das eiserne Kreuz aus den Straßburger Bombensplittern magst Du behalten, da es einmal übersendet ist, da der Schwindel nur zehn Groschen kostet, welche Du wohl nach Berlin sendest.

*

Berlin, 2. Mai 1871.

... Gestern saß ich auf einem Diner neben dem Prinzen Hohenlohe, welcher lange Zeit in Rheims Zivilgouverneur über fünf Departements war. Hört man von den zurückkehrenden Beamten manche interessante Details über den Krieg, so ist man doppelt froh, daß das Kriegführen unsrer Truppen aufhört und die diktatorische Verwaltung zu Ende geht. Von Erschießenlassen und Niederbrennen der Dörfer erzählen die Herren mit größter Gemütlichkeit. Daß diese Maßregeln notwendig waren, wenigstens in den meisten Fällen, bezweifle ich bei dem wahnsinnigen Verhalten der französischen Bevölkerung nicht. Zuletzt stumpft sich das menschliche Gefühl unsrer Truppen und Beamten aber doch in einer entsetzlichen Weise ab. Auch über die Zahl bedenklicher Krankheitsfälle in den Lazaretten bei verheirateten Landwehrleuten machte Prinz Hohenlohe sehr fatale Mitteilungen. Manches Hundert Landwehrleute wird ihren Frauen kein schönes Andenken von den liederlichen Französinnen mitbringen.

Hier nimmt man an, daß es mit dem Aufstand von Paris binnen kurzem zu Ende geht. Die Bezahlung der fünf Milliarden und die vollständige Rückkehr unsrer Truppen wird aber doch schwerlich in diesem und dem folgenden Jahre stattfinden. Zwischen Bismarck und dem Kaiser ist eine sehr erhebliche Differenz, welche auch schon wieder ein Entlassungsgesuch Bismarcks herbeigeführt haben

[1]) Der Bennigsen am 14. März 1871 geborenen jüngsten Tochter.

soll, über die Zurückziehung der Landwehr. Bismarck, unterstützt von angeblich sämtlichen Generälen, hält die Anwesenheit der Landwehr in Frankreich für ganz überflüssig und eine noch weitere Reduktion der Truppen im Felde bis auf den für alles ausreichenden Bestand von 400 000 Mann für dringend geboten. Der alte Kaiser will aber davon nichts hören.

*

Berlin, 7. Juni 1871.

... Wie Du Dich vielleicht erinnerst, bin ich zum Mitglied der Zentralkommission für die Grundsteuerveranlagung in den neuen Provinzen vom Abgeordnetenhause erwählt. Der Ministerialdirektor Schumann, welcher die ganze Sache leitet, hat mir nun vor einigen Tagen die Mitteilung gemacht, welche nicht gerade übermäßig erfreulich für mich ist, daß ich mich für den ganzen Monat August disponibel halten möge zu einer gemeinschaftlichen Bereisung der drei neuen Provinzen durch die Zentralkommission. Vier bis fünf Wochen kann die Reise dauern, was ich gern glauben will, wenn wir einen ungefähren Ueberblick über die verschiedenen land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse von der jütländischen Grenze bis nach Frankfurt a. M. erhalten sollen.

Renan und die moderne Religion

Von

Prof. Maurice Vernes (Paris)

I

Die Aufhebung des Konkordats

Das Gesetz über die „Trennung der Kirche und des Staates" hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder den religiösen Fragen zugewendet. Die zwei Enzykliken, die Papst Pius X. erlassen hat, haben klar ausgesprochen, daß der Stuhl des heiligen Petrus von Konzessionen und, wie man sagen darf, selbst von einem vernünftigen Uebereinkommen nichts wissen will. Die öffentliche Meinung ist über das, was sie als eine den Prinzipien der modernen Verfassung der zivilisierten Völker entgegengeschleuderte Herausforderung angesehen hat, in Aufregung geraten. Diese Art, einen großen politischen Organismus, wie den französischen Staat, wie eine Schar von Unmündigen zu behandeln, die unfähig sind sich selbst zu leiten, ist den Männern der Wissenschaft und den besonnenen Leuten, die aus innerer Ueberzeugung oder aus Vernunft Anhänger der repräsentativen und demokratischen Einrichtungen geworden sind, zu weitgehend erschienen. Die unabhängigen Katholiken verhehlen ihre Unruhe nicht; die vom Vatikan gegebene Parole erscheint ihnen, weit entfernt die Finsternis zu zerstreuen, entschieden als eine neue — und nicht die geringste — Schwierigkeit,

die zu den vielen schon vorhandenen Ursachen zur Besorgnis hinzutritt. Die lauten Kundgebungen, mit denen der Episkopat seine Unterwerfung erklärt hat, gewähren dem Papste und seinen Ratgebern mehr Befriedigung als denjenigen selbst, von denen sie ausgehen; in der Tat, welcher Bischof, welcher Geistliche, der mit der Leitung einer mehrere Hunderte von Pfarrämtern umfassenden Diözese betraut ist, wäre nicht von Sorgen erfüllt bei dem Gedanken an die Verantwortlichkeiten geistlichen und materiellen Charakters, die der Nachfolger Leos XIII. so entschlossen auf die Schultern der hohen Geistlichkeit wälzt?

Die Tatsachen selbst sind bekannt genug: nur ihre Philosophie interessiert uns hier. Die in Paris zusammengetretene Versammlung der Bischöfe Frankreichs hatte sich für einen Vergleich erklärt, und man wußte, daß das Ministerium keinen Streit über redaktionelle Einzelheiten anfangen würde. Der Vatikan jedoch hat rundweg nein gesagt.

Man weiß anderseits, daß die französische Regierung die freie Ausübung des katholischen Kultus als die erste ihrer Verpflichtungen betrachtet und stets betrachtet hat. Eine entschiedene Anhängerin der Gewissensfreiheit, weigert sie sich durchaus, den Weg der Repressalien zu beschreiten. Das Trennungsgesetz schonte durch eine Reihe liberaler Maßregeln die traditionellen Gebräuche der katholischen Religion; die Weigerung, die „Kultusvereine" zu bilden, macht seine großherzigen Absichten zunichte, kann aber nicht das Recht der französischen Bürger schmälern, ohne Hemmnisse den Kultus auszuüben, dem sie sich anschließen. Die öffentliche Meinung hat sich ohne Zögern für diese Lösung eines Zwistes erklärt, an dessen Ende manche Leute Wirren von unberechenbarer Tragweite vorherzusehen glaubten.

Der Katholizismus kann uns im Lichte der jüngsten Ereignisse nicht mehr als eine internationale Macht erscheinen, die sich den besonderen Umständen der verschiedenen Provinzen — die große Staaten seines ungeheuern Reiches sind — anzubequemen versteht. Die Fesseln der Hierarchie, welche die Gläubigen in die Hand des Priesters, die Priester in die Hand des Bischofs, die Bischöfe in die Hand des Papstes gibt, werden schonungslos enger gezogen; die sehr relative Autonomie der nationalen Kirchen ist nur noch die unbestimmte Erinnerung an eine ferne Vergangenheit: es gibt keine Rechte der Gläubigen, keine Rechte der Bischöfe mehr; die ganze Autorität hat ihren Sitz in Rom, geht von Rom aus.

In dem Augenblick, da Rußland, Persien und China das Recht der Völker, in ihre Regierung dreinzureden, anerkennen, zertritt Papst Pius X. mit seinem weißen Pantoffel die letzten Spuren der Mitwirkung der Geistlichen wie der Laien an der Leitung ihrer Kirche.

Wenn aber der Vatikan einerseits kein Bedenken trägt, sich alle diejenigen zu entfremden, die sich nicht in die Idee der theokratischen Autorität verrannt haben, gewährt er anderseits zwei neu aufgekommenen Bedürfnissen, deren Kundgebungen in der letzten Zeit so viel Aufsehen erregt haben, einige Befriedigung: dem lebhaften Interesse, das so viele edle Geister zu den nationalökonomischen und sozialen Fragen hinführt, und der sich bei einer Gruppe von gebildeten

Prieſtern zeigenden Neigung und Bereitwilligkeit, die klarſten Reſultate der Forſchungen auf dem Gebiete der bibliſchen Exegeſe anzunehmen?

Bezüglich des erſten Punktes wollen wir uns darauf beſchränken, auf unlängſt erfolgte Erklärungen zu verweiſen, die unumwunden die Verſuche zu einer Verſtändigung mit der Demokratie verdammen; was den zweiten Punkt betrifft, ſo können wir uns auf die Entſchließung der von Papſt Leo XIII. im Vatikan eingeſetzten Kommiſſion für die bibliſchen Studien berufen, die beſtimmt, in welchem Maße es erlaubt iſt, über den Urſprung und die Abfaſſung des Pentateuch zu ſtreiten.

Das iſt wiederum eine Frage, an der Frankreich direkt intereſſiert iſt. Es handelte ſich in der Tat darum, ex cathedra eine Erklärung über den Fall des Abbé Alfred Loiſy und einiger gelehrter Geiſtlichen abzugeben, deren von den proteſtantiſchen theologiſchen Fakultäten Deutſchlands und Hollands erneuerte freie Anſchauungen von den Jeſuiten aufgezeigt und verdammt worden waren.

Bekanntlich kann nach der ſogenannten Graffſchen oder Reußſchen Schule von den originalen — oder primären — Schriften, die in die Geſamtfaſſung des Pentateuch aufgenommen worden ſind, keine mehr dem Moſes zugeſchrieben werden. Dieſe Schriften ſollen den Schulen des neunten, des ſiebenten, des fünften Jahrhunderts vor unſrer Zeitrechnung entſtammen und die redaktionelle Bearbeitung, durch die ſie miteinander verbunden und amalgamiert wurden, ſoll nicht vor das vierte Jahrhundert zurückreichen. Sind ſolche Urteile mit der Autorität, welche die Kirche fort und fort den ſogenannten Büchern Moſes, den Grundmauern der Offenbarung, zuerkennen ſoll, in Einklang zu bringen?

In den Fragen und Antworten, die nachſtehend wiedergegeben werden, wird man genaue Beſtimmungen finden, welche die Grenzen des Problems bezeichnen und künftighin als Kriterium zwiſchen der erlaubten und der verbotenen Exegeſe, zwiſchen den orthodoxen und den heterodoxen Löſungen dienen ſollen.

„Sind die Argumente, welche die Kritik geſammelt hat, um die moſaiſche Authentizität der mit dem Namen „Pentateuch" bezeichneten heiligen Bücher anzugreifen, von ſolchem Gewichte, daß man ſie den zahlreichen in den beiden Teſtamenten geſammelten Zeugniſſen, der beſtändigen Einmütigkeit des jüdiſchen Volkes, der konſtanten Tradition der Kirche wie den aus dem Texte ſelbſt hervorgehenden inneren Beweiſen vorziehen könnte, und geben ſie ihr das Recht, zu behaupten, daß dieſe Bücher nicht den Moſes zum Verfaſſer haben, ſondern daß ſie Quellen entnommen worden ſind, die zu ſehr großem Teil einer ſpäteren Zeit als der des Moſes angehören?"

Die Antwort lautet: „nein", womit der Streit entſchieden iſt.

Einige Milderungen der Schärfe dieſer Entſcheidung — dieſer Verdammung, wenn man lieber will — finden ſich in den folgenden Artikeln, welche möglichen Emendationen, aber nur unter beſtimmten Bedingungen, die Türe öffnen.

So ſoll die hier behauptete moſaiſche Authentizität des Pentateuch nicht notwendigerweiſe verlangen, daß „die Abfaſſung des ganzen Buches als Werk

des Moses betrachtet werde, daß dieser alles eigenhändig geschrieben oder alles seinen Schreibern diktiert habe", und man kann „die Hypothese jener gutheißen, die annehmen, daß, nachdem Moses sein Werk unter dem Hauche der göttlichen Eingebung entworfen hatte, er seine schriftliche Aufzeichnung einem oder mehreren in der Weise anvertraut hat, daß sie seine Gedanken getreu wiedergeben, nichts gegen seinen Willen schreiben, nichts weglassen und schließlich das so verfaßte, von Moses selbst in seiner Eigenschaft als hauptsächlicher inspirierter Verfasser gutgeheißene Werk unter seinem Namen verbreiten".

Ebenso kann man zugeben, daß „Moses bei der Abfassung seines Werkes Quellen verwertet habe, seien es geschriebene Urkunden oder mündliche Ueberlieferungen, aus denen er, dem besonderen Zweck entsprechend, den er verfolgte, und, unter dem Hauche der göttlichen Eingebung, gewisse Elemente geschöpft habe, die er entweder wörtlich oder nur dem Sinne nach in sein Buch eingefügt hat, nachdem er sie entweder zusammengefaßt oder weiter ausgeführt hatte".

So soll sich das Vorhandensein von im Wesen oder im Stil verschiedenen Schriften durch die Verschiedenheit der Schreiber erklären, welche die Feder geführt haben, und anderseits wird die Hypothese von Entlehnungen aus den alten Schriften oder Ueberlieferungen Chaldäas oder Babylons als zulässig erklärt. Das ist eine Konzession, die vor fünfzig Jahren in den katholischen Kreisen annehmbar gewesen wäre. Heute erscheint sie so weit hinter dem gegenwärtigen Stand der Bibelforschung zurückgeblieben, daß man nur ihre Nachteile wie ihre Beschränkungen sehen wird. Dasselbe müssen wir vom vierten und letzten Artikel sagen, der zugibt, daß, „wiewohl die mosaische Authentizität und die Integrität des Pentateuch dem Wesen nach außer Frage stehe," das Buch „im Laufe einer so langen Reihe von Jahrhunderten" einige Veränderungen erlitten haben könne, „sei es, daß nach dem Tode des Moses durch einen inspirierten Verfasser Zusätze gemacht wurden, sei es, daß Glossen und Erläuterungen in den Text eingeschoben, Worte und Redewendungen eines veralteten Stils in einen neueren Stil übertragen, endlich von Schreibern versehentlich falsche Lesarten aufgezeichnet wurden". Und überdies werden diese elementaren Konzessionen „dem Urteil der Kirche" unterstellt, die bereit ist, jegliches vorwitzige Vorgehen zu unterdrücken.

Es bedeutet die Verdammung des „Loisysmus" zugunsten der konservativen Rechten, die in Frankreich durch den Abbé Vigouroux so rühmlich vertreten wird.

II

Der Geist Ernest Renans

So hat das Papsttum, gleich dem Befehlshaber eines festen Platzes, der die äußersten Maßregeln gegen den Feind ergreift, ohne Zögern alle Bäume und Wälder der Umgebung abhauen lassen, durch die der Belagerer seine Angriffe decken könnte. Es erklärt seinen Entschluß, dem modernen Geist, der der Geist der Welt oder des Satans ist, das durch die Tradition der Kirche und durch die unwandelbare Autorität des Nachfolgers Petri geheiligte Dogma

gegenüberzustellen; den Ratgebern, die es zu bestimmen suchen, sich den Bestrebungen der Demokratie und den Methoden der kritischen Geschichtsforschung zugänglich zu zeigen, setzt es stolz sein „non possumus“ entgegen.

Wird es aus dieser tollkühnen Taktik irgendwelchen Vorteil ziehen? Nein, gewiß nicht, wenn die bürgerliche Gesellschaft ihr kaltes Blut bewahrt und die Konsequenzen der Haltung, für die das Papsttum sich entschieden hat, sich entwickeln läßt, ohne sich in disziplinäre, hierarchische, doktrinäre oder Kultusfragen einzumischen.

Werden aber, weil Pius X. bei seiner intransigenten Haltung beharrt, die mit der sozialen und demokratischen Entwicklung zusammenhängenden Fragen aufhören, die Gedanken der im öffentlichen Leben stehenden Männer zu beschäftigen, wird die Geschichte darauf verzichten, die biblischen Schriften, die jüdischen oder die christlichen, nach den Erfordernissen der kritischen Forschung zu behandeln?

Und hier kommt uns ganz unwillkürlich der Name Ernest Renans in die Feder. Was würde der Verfasser der „Origines du christianisme“ nach den gegenwärtigen Verhältnissen prophezeien? Mit andern Worten, erlauben uns die kategorischen Erklärungen, die man seinem Werke leicht entnehmen kann, einen klaren Ausblick auf die Zukunft, die dem Katholizismus in Frankreich und dem christlichen religiösen Gefühl beschieden ist, kurz dem, was man „die moderne Religion“ nennen könnte, das ist die Form, die alte Gebräuche mit den Forderungen der gegenwärtigen Zeiten in Einklang bringen würde?

Erinnern wir uns zuerst daran, welchen Anteil er bei der Würdigung des Mittelalters den Traditionen Griechenlands und Roms einräumt: „In Griechenland, jenem Mutterlande aller Harmonien, geboren, macht die Vernunft unter verschiedenen Namen und nicht ohne seltsame Verbindungen ihren Weg durch die Welt. Diese Sonne, von der Rom in seiner großen Zeit so herrliche Strahlen empfangen hat, verschwindet niemals vollkommen. Die Menschheit lebt von ihr. Die übersinnlichen Ideen des Orients, der Verfall der antiken Welt, das Eindringen der Barbaren verschleiern sie, ohne sie auszulöschen.“ Dieser Satz bringt uns eine von Schriftstellern jüdischer Herkunft mit Vorliebe vertretene Anschauung ins Gedächtnis, die im Christentum eine sekundäre, untergeordnete Form des Judentums sieht; da letzteres in seiner hohen Reinheit über die gewöhnliche Fassungskraft der Geister hinausging, konnte es von den Völkerschaften des römischen Reiches und Mittel- und Nordeuropas nur in einer zusammengesetzten Form angenommen werden, in der die Wahrheit durch vulgäre Zusätze verhüllt wurde.

„Das Christentum,“ heißt es weiter, „ist in seinen vitalen Teilen nur ein Viatikum, das aus guten griechischen Ideen zusammengesetzt und geschickt für die traurige tausendjährige Nacht zurechtgemacht ist, der die Morgenröte der Renaissance ein Ende gesetzt hat.“ So hat „Griechenland den wissenschaftlichen Rahmen geliefert, der die Fähigkeit hat, sich ins unendliche erweitern zu lassen, und den philosophischen Rahmen, der die Fähigkeit hat, alles zu umfassen, worin

sich seit zweitausend Jahren die intellektuellen und sittlichen Bestrebungen der Rasse, der wir angehören, unaufhörlich geregt haben". Danach würde das jüdische oder biblische Element im Schoße des Christentums nur die Rolle eines Titels oder einer Etikette spielen. Unser moralisches und religiöses Gefühl wie unsre Philosophie und unsre Wissenschaft stammen aus Griechenland und Rom: von da sind sie ausgegangen, ins klassische Altertum senken sich die Wurzeln der modernen Gesellschaft, ohne daß man den Einfluß der jungen Rassen, der keltischen und der germanischen zu verkennen braucht. „Unsre keltischen und germanischen Rassen," fährt Renan fort, „haben gewiß einigermaßen Anteil gehabt an der Begründung dessen, was man Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit des Herzens nennen kann. Das Beste, was es im Christentum gibt, haben alles wir hineingelegt, und deshalb lieben wir es, deshalb darf es nicht vernichtet werden. Das Christentum ist in gewissem Sinn entschieden unser Werk ... Das Christentum sind wir selbst, und was wir am meisten an ihm lieben, das sind wir. Unsre grünen kalten Quellen, unsre Eichenwälder, unsre Felsen haben daran mitgearbeitet. In der seelischen Entwicklung kommen unsre Barmherzigkeit, unsre Menschenliebe, unser liebevolles, zartes Empfinden für die Frau, der weiche, subtile Mystizismus eines heiligen Bernhard oder eines Franz von Assisi viel eher von unsern vielleicht heidnischen Vorfahren als von dem egoistischen David oder von dem Wüterich Jehu, von dem Fanatiker Esra oder von dem strengen Beobachter Nehemia." Ja, gewiß, noch immer macht die alte Wahrheit, die zufällig in die Form der abergläubischen Vorstellungen Asiens gegossen worden ist — Renan hat sich darauf beschränkt zu sagen: „die übersinnlichen Ideen des Orients" —, den Saft und die Kraft der modernen Zivilisationen aus.

Ernest Havet, bei dessen Leichenbegängnis Renan diese suggestiven Erklärungen ausgesprochen hat, hatte sich selbst vorgenommen, in seinem Werke „Le christianisme et ses origines" „darzutun, daß das Christentum viel mehr hellenisch als jüdisch ist", und er sagte folgendes: „Man muß unterscheiden zwischen dem Wesen und der zufälligen Erscheinung, dem christlichen Geist und der christlichen Revolution. Die Revolution ist von Judäa und Galiläa gekommen; sie ist von Juden gemacht worden, Juden haben ihre Fahne getragen... Aber unter diesen Erinnerungen und diesen Bildern werden wir, wenn wir den christlichen Gedanken und das christliche Leben selbst studieren, nichts andres finden, als was in der Philosophie oder in der Religion der Griechen-Römer enthalten war, oder was natürlicherweise durch die Wirkung der Einflüsse, unter denen die Welt gerade vor dem Zeitpunkt der neuen Aera stand, daraus hervorgehen mußte. Die Christenheit lebt heute noch immer auf demselben religiösen und moralischen Boden, auf dem die Heiden der klassischen Jahrhunderte lebten, er ist nur verändert durch die Arbeit der Zeit selbst, durch den demokratischen Fortschritt, durch die Annäherung der Völker und den Austausch von Sitten und Ideen, der die Folge davon war."

Dasselbe Urteil finde ich in einer sehr lebendigen und bemerkenswert glücklichen Form in einer Studie über den Grafen de Gobineau, jenen geistreichen

Forscher, dessen Theorien in zeitgenössischen Kreisen sehr beliebt sind: „Gobineau war katholisch ... Er hatte die Empfindung, daß ... für die freien Geister die katholische Tradition gleichsam ein Erbteil der antiken, durch die semitischen Zutaten nur wenig verunstalteten Kultur sei."

Wir möchten aus den hier angeführten Aeußerungen sehr einfach und sehr klar den Schluß ziehen, daß für Ernest Renan auf dem Wege einer „Reform des Christentums", eines liberalen Protestantismus oder eines modernen Judentums, nichts auszurichten ist, daß man nur das erborgte Gewand fallen zu lassen braucht, mit dem die Umstände die Philosophie, die Wissenschaft und die Moral des griechisch-römischen Altertums vermummt haben. Die „moderne Religion" ist der Geist, das Gefühl, die Vernunft der Völker Griechenlands und Italiens, Galliens und Deutschlands, die sich ihres Ursprungs wieder bewußt geworden sind.

Wenn das Christentum seinem Wesen nach griechisch und römisch ist, hüten wir uns ja, es zu zerstören! Es behält in unsern Augen den gediegenen und dauernden Wert der „antiken Kultur". Werden die historischen Studien, die bewährten Methoden der Philologie und der kritischen Prüfung der Urkunden nicht für jeden gebildeten Menschen die Scheidung zwischen dem „christlichen Akzidens" und dem „griechisch-römischen Wesen" vollziehen — das erstere übersinnlich und einem überwundenen Geisteszustand entsprechend, das letztere auf Vernunft und Wissenschaft begründet?

Schon im Jahre 1887 verkündete Renan den Sieg seiner rationalistischen und von jedem Credo unabhängigen Ansichten. „Seitdem ich vor vierzig Jahren," sagte er, „vor der Oeffentlichkeit von der Religionsgeschichte zu sprechen anfing, haben sich bedeutungsvolle Aenderungen vollzogen. Man streitet nicht mehr über die Grundlage der Religion selbst, und das ist meiner Ansicht nach ein sehr merklicher Fortschritt." Das Glaubensbekenntnis des ausgezeichneten Schriftstellers war in der Tat folgendes gewesen, und er hatte sich ihm beständig treu gezeigt: „Der theologische Dogmatismus hat uns zu einer so beschränkten Idee von der Wahrheit geführt, daß jeder, der nicht als unwiderleglicher Lehrer auftritt, riskiert, sich selbst allen Glauben bei den Lesern zu rauben. Der wissenschaftliche Geist, der mit scharfsinnigen Berechnungen zu Werke geht, der Wahrheit nach und nach näher rückt, beständig seine Formeln modifiziert, um sie auf einen immer genaueren Ausdruck zu bringen ... wird im allgemeinen wenig verstanden. — Die Geschichte der Menschheit ist für mich ein ungeheures Ganzes, in dem alles wesentlich ungleich und verschieden ist, in dem aber alles derselben Ordnung angehört, aus denselben Ursachen hervorgeht, denselben Gesetzen gehorcht. Nach diesen Gesetzen forsche ich ohne eine andre Absicht, als die genäue Nuance dessen, was ist, zu entdecken." Das ist die entschiedene Verneinung des Dogmatismus, der sich auf die Offenbarung und das Wunder stützt. Es ist niemals etwas Bestimmteres gegen das Christentum in seinen verschiedenen Formen gesagt worden, besonders gegen den Katholizismus, dessen Stellung-

nahme gegenüber den demokratischen Regierungen, gegenüber der sozialen Bewegung, gegenüber der auf die heiligen Texte der Bibel angewandten Kritik wir oben gekennzeichnet haben.

III

Die Geschichte der Religionen

Die Arbeiten Renans haben sich beinahe ausschließlich auf die jüdische Bibel und die Anfänge des Christentums erstreckt. Aber indem er diesen Schriften, die vordem als Glaubensquellen benutzt worden waren, den einfachen Zweck genauer Information zusprach, versetzte sie der Verfasser des „Lebens Jesu" in die Kategorie jener, die den neuen Zweig wissenschaftlicher Forschung bilden, den man die Religionsgeschichte nennt.

Es ist klar, daß damit der alte Streit über die Wahrheit der christlichen Religion, über die biblische Offenbarung, aufhört von Interesse zu sein und daß die Gedanken des aufgeklärten Publikums sich mehr und mehr dem vergleichenden Studium der religiösen Formen und Gebräuche in den verschiedenen Epochen und bei den verschiedenen Gruppen der Menschheit zuwenden werden.

Deshalb denken wir auch nicht daran, die Lehren Renans und Havets über die wesentlichen Grundzüge des Christentums einer Kritik zu unterwerfen, die uns nutzlos erscheinen würde. Es wird genügen zu betonen, daß wir über den merkwürdig unzureichenden Anteil, den diese Autoren dem spezifisch jüdischen Einfluß auf die Bildung des christlichen Dogmas, auf die Organisation und das Regime der verschiedenen Kirchen, besonders der katholischen Kirche zuerkennen, völlig andrer Meinung sind. Aufrichtig gesagt, sollte die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, durch irgendwelche Aeußerlichkeiten getäuscht, ihre gewaltigen Anstrengungen gegen ihren natürlichen Verbündeten gerichtet haben? Sollten Voltaire und die Enzyklopädisten mit Unrecht und durch ein ungeheuerliches Mißverständnis den Kampf gegen die abscheuliche Intoleranz unternommen haben, die durch das Christentum und seine Häupter seit Konstantin auf Europa gelastet hat?

Der Unterricht in der allgemeinen Geschichte der Religionen, aller Religionen, die man nicht mehr in „heilige oder wahre" und „profane oder falsche" einteilen wird, geht von den theologischen Fakultäten Hollands aus; er hat dort anfangs einigermaßen den Anstrich einer Religionsphilosophie gehabt, indem er gewöhnlich die großen Religionen, den Brahmanismus, den Buddhismus, das Judentum, das Christentum, den Islamismus, nach ihrem mehr oder weniger rein spiritualistischen oder universalistischen Charakter einteilte. Die beiden ersten Handbücher der Religionen sind den niederländischen Professoren Tiele und Chantepie de la Saussaye zu verdanken.

Frankreich hat diese Neuerung mit besonderem Beifall aufgenommen und sich beeilt, ihr das abzustreifen, was sie von ihrem theologischen Ursprung beibehalten hatte; sie wurde eine rein weltliche und historische Wissenschaft. Es wurden nacheinander gegründet der Lehrstuhl für Religionsgeschichte am Collège

de France (1880), die „Revue d'histoire des Religions" (1880), die Abteilung für Religionswissenschaft an der „Ecole pratique des Hautes-Etudes" der Sorbonne (1886), deren Programm das Studium aller großen religiösen Manifestationen der Vergangenheit von den Religionen der unzivilisierten Völker bis zum Christentum der modernen Zeiten umfaßt.

Dieses Programm soll als Antwort auf die jüngsten Forderungen des Papsttums nach einem Vorschlage, den eine Gruppe von im höheren Unterrichtswesen und in der Staatsverwaltung tätigen Männern macht, in den Lehrplan der Lyzeen und der Elementarschulen aufgenommen werden, um dort an die Stelle des Religionsunterrichtes und des Katechismus gesetzt zu werden.

Der Versuch ist als kühne Neuerung merkwürdig genug; er verwirklicht in so schlagender Weise die prophetischen Ausblicke Renans, daß man gewiß gern einige Einzelheiten darüber hören wird.

In der Form einer Petition an die Mitglieder des Senats und der Kammer der Abgeordneten führen die Unterzeichneten folgendes aus:

„Das Verlangen der römischen Hierarchie, die Geister unter ihr Joch zu beugen, hat, wenn es auch nicht in so anmaßender Weise hervorgetreten ist wie in der Enzyklika ‚Quanta cura' und im ‚Syllabus', sich nichtsdestoweniger wieder einmal deutlich gezeigt.

„Man muß dies recht verstehen. Die französische Republik wird erst an dem Tage nach dem Wunsche des römischen Pontifex regiert werden, an dem sie dem Gott der Kirche öffentliche und soziale Verehrung erweisen wird, und an dem Tage, an dem sie den Franzosen helfen wird, den Himmel zu gewinnen. Bis dahin wird sie eine verbrecherische Gesellschaft sein, weil sie sich verhalten wird, als ob Gott nicht existierte. — Die Kirche, sagt die Enzyklika, ist ihrem Wesen nach eine ungleiche Gesellschaft, das heißt eine Gesellschaft, die zwei Gattungen von Personen umschließt, die Hirten und die Herde; diejenigen, die einen Rang in den verschiedenen Graden der Hierarchie einnehmen, und die Menge der Gläubigen. Diese Kategorien sind in der Weise voneinander unterschieden, daß allein bei der Körperschaft der Hirten das Recht und die Autorität liegen, die nötig sind, um alle Glieder auf das Ziel der Gesellschaft hin zu befördern und zu leiten; was die Menge betrifft, so hat sie keine weitere Pflicht, als sich führen zu lassen und, eine gelehrige Herde, ihren Hirten zu folgen . . .

„Man glaubt zu träumen, wenn man diese dreisten Behauptungen hört, vier Jahrhunderte nachdem die Reformation das Joch der Päpste abgeschüttelt hat, und mehr als hundert Jahre, nachdem die Kritik des achtzehnten Jahrhunderts ihre Autorität vollends zerstört hat. Man ist auch verblüfft, wenn man denkt, daß es noch Leute gibt, die so vertrauensselig sind, daß sie diese Forderungen sich gefallen lassen oder sie unterstützen."

Wie ist eine solche Verblendung zu erklären? fragen sich die Verfasser der Petition, und ohne Zögern antworten sie:

„Das kommt davon her, daß die Ergebnisse der religiösen Kritik niemals bis zu ihnen gedrungen sind und daß sie über alles, was die Geschichte des Christen-

tums und seiner Päpste betrifft, nur die einseitigen Ansichten eines unwissenden und gläubigen Klerus gehört haben: Ansichten, die ihrer Kindheit in einem Zeitpunkt aufgedrängt worden sind, wo der geringste Zweifel ihnen als ein Verbrechen dargestellt worden ist."

Vom öffentlichen Unterricht will man nun fordern, daß er der Propaganda eines intoleranten Dogmatismus mit der Waffe der Wissenschaft und der Wahrheit entgegentrete.

„Einerseits muß man den Mut haben, der Jugend die historischen Tatsachen zu lehren, welche die Kirche ihr verbirgt, und ihr die Geschichte der Religionen und die des Papsttums in einem wahren Lichte zu zeigen. Diese Kenntnisse werden durch die Elementar- und Mittelschulen verbreitet werden.

„Anderseits müssen die Arbeiten auf dem Gebiete der Religionskritik fortgesetzt werden, welche die Reformatoren und die Enzyklopädisten mit unzulänglichen Methoden und unvollständigem Beweismaterial unternommen haben."

Dieser Teil der Aufgabe liegt dem Hochschulunterricht, den Universitäten, dem Collège de France, der Ecole pratique des Hautes-Etudes ob.

„Hier wie auf den andern Gebieten der Wissenschaft wird die Hochschule das exakte Wissen ausarbeiten, das die andern Lehranstalten verbreiten sollen. Jede metaphysische Hypothese wird sorgsam daraus verbannt werden, da sie in das Bereich des individuellen Gewissens gehört. Die Hochschule wird sich streng darauf beschränken, die Religionen mittels der historischen Methode zu studieren, d. h. mittels einer genauen Prüfung der Tatsachen und der Urkunden, indem sie sie nicht als Lehren ansieht, die von einer übernatürlichen Autorität ausgehen, vor der man sich beugt, sondern als menschliche Einrichtungen, als Gesamtheiten von Bräuchen und Ideen, die von der Geschichte der Zivilisation unzertrennlich sind, als ein Kapitel der Entwicklung der Gesellschaften."

Die Verfasser der Petition bemerken ganz richtig, daß „schon jetzt die in Frankreich und in andern Ländern veröffentlichten Werke über den Inhalt und die Rolle der Hauptreligionen gestatten, ein einheitliches Ganzes von Grundgedanken und Schlüssen zu schaffen, die reif und erprobt genug sind, um ohne weiteres in den öffentlichen Unterricht eingeführt werden zu können".

Dieses Manifest hat zahlreiche Zustimmungserklärungen erhalten, sowohl unter den Mitgliedern der berühmtesten Gesellschaften oder Schulen, des Institut de France, des Collège de France u. s. w. als auch in den Volksklassen, bei Handwerkern und kleinen Beamten. So wird der Geist hoher Unabhängigkeit, der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Renan gepriesen worden ist, von den Vertretern der verschiedenen Schichten der französischen Gesellschaft anerkannt und mit Entschiedenheit gutgeheißen.

Von einem Vergleich zwischen den Religionen, um die „falschen Religionen" vor der „einzig wahren" herabzusetzen, wollen wir nichts mehr wissen; aber durch die Vergleichung der Riten, der Lehren, der Zusammensetzung der einzelnen Priesterschaften werden wir dahin gelangen, die ungeheure Kompliziertheit zu bewundern, zu der die ursprünglichen, naiven Akte der Anbetung geführt haben;

wir werden verfolgen, wie sich die einzelnen Kulte den verschiedenen Milieus angepaßt haben — „ohne eine andre Absicht, als die genaue Nuance dessen was ist zu entdecken".

Die „moderne Religion" wird die Geschichte der Religionen sein.

Das ist die Antwort, die Frankreich in seiner politischen und moralischen Unabhängigkeit auf die Herausforderungen des Vatikans zu geben sich anschickt.

Die Geschichte des Linienschiffs

Von

Fregattenkapitän z. D. P. Walther

Die Erfahrungen aus dem russisch-japanischen Kriege haben gleichmäßig alle Nationen, soweit sie überhaupt auf Seegeltung Anspruch erheben, veranlaßt, in Zukunft nur noch Linienschiffe von 18000 bis 20000 Tonnen Deplacement zu bauen. Bei der enormen Bedeutung, die diesen Maßnahmen für die Seekriegführung beizumessen ist, dürfte es von Interesse sein, den Entwicklungsgang in kurzen Umrissen zu verfolgen, den das Linienschiff infolge der verschiedenen Kriege und Erfindungen durchgemacht hat, bis es schließlich zu dem jetzt projektierten Riesenschiff gelangt ist. In dem Nachstehenden sollen nur die Hauptmomente dieser Entwicklung, insbesondere die Einflüsse der verschiedenen Seekriege, unter Weglassung möglichst aller technischen Einzelheiten zur Darstellung gelangen. Als Beispiele der verschiedenen Schiffstypen seien hierbei die entsprechenden Schiffe unsrer Marine aufgeführt, so daß hiermit zugleich ein kurzer Ueberblick über die Entwicklung unsrer Schlachtflotte gewonnen wird.

Unter dem heutigen Linienschiff versteht man das Universalschlachtschiff, das alle Waffen in höchster Vollkommenheit in sich vereinigt, zugleich aber auch gegen sie im höchsten Maße geschützt ist; man nennt es auch die Gefechtseinheit im Seekriege der Gegenwart. Eine solche Gefechtseinheit gibt es erst seit etwa fünfzehn Jahren. Vordem gab es wohl Panzerfregatten und Panzerkorvetten, Panzerbatterie-, Kasematt-, Turm- und Zitadellschiffe, aber niemand kam darauf, diese Schiffe als Normalschlachtschiffe anzusehen und sie Linienschiffe zu nennen. In unsrer Marinerangliste erscheint der Name zum erstenmal im Jahre 1899.

Erst nachdem die sich seit vierzig Jahren überstürzenden und einander bekämpfenden Erfindungen in bezug auf Panzer, Geschütz und später auch in bezug auf den Torpedo zu einem gewissen Abschluß gekommen waren, hatte man die Teile in der Hand, aus denen das Normalschlachtschiff zusammengesetzt werden konnte. Es ist aber nicht plötzlich entstanden, sondern allmählich aus den vorhandenen Panzerschiffstypen gewissermaßen herausdestilliert worden. An dem Werke haben alle großen seefahrenden Nationen mitgearbeitet; die Erfindungen der einen wurden immer bald Gemeingut aller, und auf diese Weise wurde

mitten im Frieden die furchtbarste Waffe so folgerichtig, durchdacht und vollkommen geschmiedet, daß sie die große Probe im letzten Kriege im allgemeinen gut bestanden hat und nur nach Vervollkommnung auf den bisherigen Wegen und Vergrößerung verlangt.

Der Name „Linienschiff" stammt von den alten Linienschiffen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts her, die ihn erhalten hatten, weil sie infolge ihrer gleichmäßigen Bauart und ihrer Mächtigkeit in die Gefechtsformation, die gewöhnlich eine Linie war, eingestellt wurden. Sobald dies auch mit unsern modernen Schlachtschiffen möglich war, konnte man den Namen auch auf sie übertragen. Eine weitere Brücke als den Namen gibt es zwischen dem Linienschiff früherer Zeiten und dem jetzigen nicht. Ihre beiderseitigen Machtmittel lassen sich miteinander gar nicht vergleichen, denn um zehn Linienschiffe der früheren Zeit zu vernichten, dazu würde es nicht eines einzigen modernen Linienschiffes bedürfen, sondern ein Kreuzer würde dies mit seinen weittragenden Geschützen bequem allein besorgen können, ohne selbst einen Schuß zu erhalten. Zwischen beiden Schiffsarten liegt eben ein halbes Jahrhundert des Fortschritts und der Erfindungen, wie sie die Menschheit bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Das alte Holzlinienschiff war mit seinen 80 bis 120 Kanonen und 1000 Mann Besatzung die Krone einer jahrhundertelangen Entwicklung und in gewissem Sinne noch mehr die Beherrscherin der Meere, als es das neue ist. Zu seiner Fortbewegung konnte es jeden Windhauch benutzen, während die jetzigen ungeschlachten Eisenkasten trotz ihrer größeren Schnelligkeit und ihrer Unabhängigkeit vom Winde völlig hilflos sind, sobald ihr Uhrwerk, die Maschine, mit der letzten Schaufel Kohle abgelaufen ist, welcher Fall schon nach ein paar Dampftagen eintreten muß.

Die Daseinsberechtigung des alten Linienschiffes hörte auf nicht etwa durch die Einführung der Dampfkraft, sondern durch die Verwendung der Granaten an Stelle der glatten Kanonenkugeln. Um dies zu verstehen, muß man sich die Batterie eines solchen Schiffes vorstellen. In engem Raum standen die Geschütze in einer langen Reihe nebeneinander, zu ihrer Bedienung eine große Menge Menschen erfordernd. Schlugen in diesen Raum die feindlichen Vollgeschosse, so konnte das einzelne Geschoß, abgesehen von dem Loch in der Schiffswand und dem Unbrauchbarmachen vielleicht eines oder zweier Geschütze, nur einzelne Leute töten. Ausgenommen war nur der Fall, wenn die Geschosse von vorn oder hinten durch die ganze Länge der Batterie fegten, mit andern Worten, wenn das Schiff von dem feindlichen Feuer enfiliert wurde. Dann konnten die Verwüstungen allerdings furchtbare werden, aber es war immer schon ein Zeichen der Unterlegenheit, wenn ein Schiff sich von seinem Gegner in diese Lage bringen ließ. Als Beispiel einer solchen Gefechtslage sei hier erwähnt, daß in der Schlacht bei Trafalgar das spanische Linienschiff „Santa Anna" durch eine einzige Breitseite, die es von hinten von dem englischen Linienschiff „Royal Sovereign" erhielt, 400 Mann verlor.

An die Stelle der Vollgeschosse traten plötzlich Granaten. Eine explodierende

Granate tötete in der Batterie durch den Luftdruck, durch die Granatsplitter, durch die herumfliegenden Holzsplitter aufgerissener Schiffswände und Deckplanken eine größere Anzahl Menschen, gleichgültig, ob sie von der Seite oder von vorn oder hinten in die Batterie eindrang; sie erfüllte ferner den Raum mit dickem Pulverqualm und erschwerte hierdurch die Leitung des Feuers, vor allem aber verursachte sie jedesmal einen Brand, zu dessen Löschen den Geschützen die Bedienungsmannschaften zum Teil entzogen werden mußten.

Das erste Warnungssignal für das bevorstehende Ende des alten Linienschiffes ertönte am 5. April 1849 in der Eckernförder Bucht, wo zwei schleswig-holsteinische Strandbatterien von zusammen 10 Geschützen und eine hessische Feldbatterie von 4 Geschützen, alles zusammen mit einer Besatzung von etwa 150 Mann, das dänische Linienschiff „Christian VIII." von 86 Kanonen, die Fregatte „Gefion" von 46 Kanonen und zwei dänische Radkriegsdampfer glänzend besiegten. Während es den Dampfern gelang, zu entkommen, mußten die beiden Segelschiffe nach furchtbaren Verlusten die Flagge streichen und sich ergeben. Das Linienschiff war in Brand geschossen worden und flog kurz nach der Uebergabe in die Luft, die „Gefion" wurde genommen und fast 1000 Gefangene von beiden Schiffen fielen in die Hände der Sieger. Diese Ruhmestat in der deutschen Kriegsgeschichte ist jetzt fast vergessen, auch damals sollte sie, wie in politischer so auch in taktischer Beziehung, spurlos vorübergehen. Erst vier Jahre später trat ein Ereignis ein, das die furchtbare Wirkung der Granate gegen Holzschiffe aller Welt vor Augen führte.

Am 30. November 1853 fand die Schlacht bei Sinope statt, in der zum erstenmal Granaten von Schiff gegen Schiff zur Verwendung gelangten. Ein russisches Geschwader von 6 Schiffen unter Admiral Nachimow vernichtete hier in wenigen Minuten ein türkisches Geschwader von 9 Schiffen vollständig; die türkischen Schiffe wurden durch das Granatfeuer der Russen sofort in Brand geschossen; sie selbst hatten den russischen Granaten nur ihre alten Vollgeschosse entgegensetzen können.

In der ersten Bestürzung über dies „Massaker von Sinope", wie die Schlacht von den Engländern genannt worden ist, wurde vielfach die Ansicht vertreten, daß die Granate der Kriegführung zur See überhaupt ein Ende bereitet habe; bald aber fand man einen Ausweg und kam auf das einzige und wirksame Schutzmittel gegen sie, den Panzer. Die Schwäche des Linienschiffes der Granate gegenüber wurde im folgenden Jahre während des Krimkrieges schließlich nochmals bestätigt. Die englischen Linienschiffe erlitten durch die Granaten der Strandbatterien von Sebastopol bedeutende Verluste, und damit war dem alten Linienschiff endgültig das Todesurteil gesprochen. Selbst der Name verschwand für Jahrzehnte, bis es gelungen war, wieder ein Normalschlachtschiff herzustellen.

Unsre Marine hat noch eines dieser alten Linienschiffe an dem „Renown" besessen. Das Schiff war in England als Zweidecker gebaut worden und wurde im Frühjahr 1870 angekauft, um als Artillerieschulschiff verwendet zu werden,

bis es 1881 durch das jetzige Artillerieschulschiff, den „Mars", ersetzt worden ist. Der „Renown" machte damals, trotzdem ihm die Takelage fehlte, einen weit mächtigeren Eindruck als unsre alten Panzerschiffe und war eben doch nur gegen diese ein Kartenhaus, durch einige Schüsse mit Leichtigkeit zusammenzuschießen.

Daß dem neuen Linienschiff ein ähnlicher Feind entstehen kann, wie es die Granate dem alten geworden, erscheint völlig ausgeschlossen. Stärkere Explosivstoffe, als man sie jetzt hat, dürften kaum mehr erfunden werden, und die gefährlichsten Gegner des Linienschiffes, Minen und Torpedos, sind älter wie das moderne Linienschiff selbst, das sich durch Gegenmaßregeln, wie eine geeignete Konstruktion, gute Geschütze und vor allem eine tüchtige Besatzung, immer gegen sie zu schützen wissen wird.

Mit dem Verschwinden des alten Linienschiffes war eine völlig neue Zeit für die Seemächte angebrochen, denn nicht allein das Holzschiff hatte sich für das Gefecht als veraltet erwiesen, sondern auch das Segelschiff. Strategie, Taktik, Ausbildung, alles mußte auf völlig andern Grundlagen neu aufgebaut werden; dem Schiffskonstrukteur wie dem Artilleristen traten ganz neue Aufgaben entgegen, dem ersteren der Bau von Panzerschiffen, dem letzteren der größerer gezogener Geschütze. Es war eben urplötzlich der in der Seekriegsgeschichte bis jetzt einzig dastehende Fall eingetreten, daß die Herrschaft des Meeres von dem vorhandenen Schiffsmaterial gar nicht mehr abhing, sondern nur von der schleunigsten Fertigstellung ganz neuer Schiffe, der Panzerschiffe. Die damaligen Seemächte, insbesondere die beiden größten, England und Frankreich, setzten denn auch alles daran, so schnell wie möglich die meisten und stärksten Panzerschiffe zu besitzen.

Die ersten großen Panzerschiffe (wir übergehen hier die kleinen während des Krimkrieges gebauten schwimmenden Panzerbatterien) ähnelten naturgemäß den vergangenen Holzlinienschiffen und waren Batterieschiffe; sie waren noch nicht fertiggestellt, als man auch schon dabei war, größere Geschütze zu konstruieren, die imstande waren, ihren Panzer zu durchschlagen, und damit war der Kampf zwischen Panzer und Geschütz, zunächst zwar nur in der Theorie, eröffnet.

Unsre Marine hat an Panzerbatterieschiffen drei besessen, den „König Wilhelm", „Friedrich Karl" und „Kronprinz", alle aus den sechziger Jahren stammend und im Ausland gebaut. Die ersteren beiden werden noch jetzt als Hafenschiffe geführt, als Kriegsschiffe sind sie wertlos. Berücksichtigt man, daß der „König Wilhelm" noch vor dreißig Jahren eines der mächtigsten Schiffe der Welt gewesen ist und in bezug auf Seetüchtigkeit nichts eingebüßt hat, so zeigt sich uns der ganze ungeheure Fortschritt, den die Technik in diesem Zeitraum gemacht haben muß.

Einen zweiten mächtigen Anstoß erhielt der Panzerschiffbau durch den Sezessionskrieg, der die Ueberlegenheit des Panzerschiffes gegenüber dem ungepanzerten wieder voll und ganz bestätigte, zugleich aber auch die schwierigsten Probleme in bezug auf die Konstruktion der Panzerschiffe aufgab, und zwar

durch den Wettkampf zweier an sich recht minderwertiger Schiffe, des „Merrimac“ und des „Monitor“.

Am 8. März 1862 hatte das gepanzerte Schiff „Merrimac“ der Südstaaten fünf ungepanzerte der Nordstaaten glänzend besiegt und hiermit vorübergehend eine furchtbare Panik in den Nordstaaten verursacht. Die Siegesfreude der ersteren sollte aber nur von kurzer Dauer sein; bereits am folgenden Tage erschien der überlegene Gegner auf dem Kampfplatz, der „Monitor“, ein kleines Schiff mit glattem Deck, auf dem nur ein stark gepanzerter Turm mit zwei Geschützen und ein kleiner Kommandoturm zu sehen waren. Seine Besatzung betrug nur 58 Mann gegen 320 des „Merrimac“. Der Kampf zwischen beiden Schiffen blieb zwar unentschieden, aber die schweren Geschütze des „Monitor“ hatten den Panzer des „Merrimac“ zertrümmert, während des letzteren Granaten wirkungslos an seinem Panzerturm abgeprallt waren.

Hiermit war der Kampf zwischen Panzer und Geschütz aus der Theorie in die Praxis übertragen worden, und vornehmlich erst seit dieser Zeit wütet er mitten im Frieden fort, ohne abgeschlossen werden zu können, da der Panzer immer härter und die Geschütze immer wirksamer hergestellt werden. Als Beweis sei hier angeführt, daß die heutigen Geschütze, deren Kaliber dem damaligen elfzölligen Whitworth-Geschütz des „Monitor“ entspricht, eine mehr als zehnfache Durchschlagskraft besitzen und etwa sechsmal so schnell schießen als die ersteren.

Eine unmittelbare Folge jenes Kampfes war, daß man den Turmschiffstyp auch auf große Schiffe übertrug, und so erschien das Hochseeturmschiff auf der Bildfläche. Unsre Marine hat auch hiervon drei Schiffe gehabt, „Preußen“, „Friedrich der Große“ und „Großer Kurfürst“, die in den siebziger Jahren als erste Panzerschiffe in Deutschland gebaut worden sind. Zwei von ihnen liegen noch auf der Kieler Werft als interessante Ueberbleibsel einer längst vergangenen und veralteten Bauepoche; einen andern Wert als den schwimmender Kasernen besitzen sie nicht mehr.

Die Ueberlegenheit des Turmschiffes über das Batterieschiff war den Theoretikern eigentlich nicht überraschend gekommen; bereits vor dem Sezessionskriege war der Bau von Turmschiffen in England vorgeschlagen worden als letzte Schlußfolgerung des Kampfes zwischen Panzer und Geschütz, aber zur Ausführung der Vorschläge hatte man sich doch erst nach dem berühmten Erfolg des „Monitor“ entschlossen.

Die Vorzüge der Turmschiffe bestanden vornehmlich darin, daß sie im Gegensatz zu den Batterieschiffen zum Schutz der Geschütze eine geringere Panzerfläche erforderten und der Panzer aus diesem Grunde stärker gehalten werden konnte; man hat deshalb auch auf den heutigen Linienschiffen noch Türme, welche die wertvollste und wichtigste Waffe — die schwere Artillerie — schützen sollen und den stärksten Panzer im Schiff aufweisen; es wird hierauf noch später zurückgekommen werden.

Die Turmschiffe führten, abgesehen von einigen kleinen Geschützen, in zwei gepanzerten, drehbaren Türmen je zwei Geschütze schwersten Kalibers. Der

Nachteil der geringeren Geschützzahl wurde durch deren größere Mächtigkeit sowie dadurch wieder aufgehoben, daß sie nach allen Seiten schießen konnten, ein bedeutender Vorteil gegenüber den vielen Geschützen eines Batterieschiffes, die durch die Geschützpforten in der Schiffswand feuern müssen und infolgedessen nur einen beschränkten Bestreichungswinkel haben.

Trotz dieser Vorteile bewährte sich der reine Turmschifftyp nicht. Die Schiffe waren durch ihre Bauart zu wenig stabil und die Türme ließen sich schlecht drehen, sobald die Schiffe bei bewegter See sich nach der Seite überlegten. Unsrer Marine sind sie in schmerzlicher Erinnerung geblieben durch den Untergang des „Großen Kurfürst" bei Folkestone im Jahre 1878, der englischen Marine durch den Untergang des „Captain" bei Kap Finisterre 1870, mit welchem Schiff zugleich der eigentliche Erfinder dieser Schiffsklasse, Kapitän Coles, seinen Tod in den Wellen gefunden hat.

Mit den Turmschiffen zugleich wurden Zwischenstufen und Kombinationen zwischen Batterie- und Turmschiffen gebaut, die, je nachdem gerade der Panzer oder das Geschütz die Oberhand gewonnen hatte, entweder mehr dem Batterieschiff oder dem Turmschiff ähnelten. Zu ersteren sind die Kasemattschiffe zu rechnen, zu letzteren die Zitadellschiffe; dazwischen standen dann wieder Kombinationen aus beiden Typen.

Die Kasemattschiffe waren Schiffe, die in ihrer Mitte einen nach beiden Seiten über die Bordwand hinausragenden, stark gepanzerten Raum, die Kasematte, haben, in der 6 bis 10 Geschütze Aufstellung fanden. Durch das Herausragen der Kasematte über die Bordwand hinaus wurde erreicht, daß je zwei Geschütze nach vorn und zwei nach hinten feuern konnten. Unsre Marine hat davon zwei Schiffe besessen, „Kaiser" und „Deutschland", beide aus England stammend und Mitte der siebziger Jahre vom Stapel gelassen. Als ihre Verwendung als Schlachtschiffe trotz aller möglichen Modernisierungen unmöglich geworden war, wurden sie gleich dem „König Wilhelm" unter die Zahl der Kreuzer aufgenommen und haben diese ebenfalls recht magere Schiffsklasse unsrer Marine mehr durch ihre Größe als durch ihre Verwendungsfähigkeit noch eine Reihe von Jahren bereichert. Die „Deutschland" hat sogar noch in den Jahren 1896 und 1897 dem Prinzen Heinrich in Ostasien als Flaggschiff dienen müssen.

Die Zitadellschiffe trugen in der Mitte zwei Türme, um die eine starke Panzerung, die Zitadelle, gezogen war. Als ausgesprochener Schiffstyp sind hiervon nur einige Schiffe in andern Marinen gebaut worden, wie in England die „Inflexible" 1876, in Italien die „Italia" und „Lepanto" 1880.

Vergleicht man die jetzigen Anstrengungen der verschiedenen Nationen, ihre Marinen auszubauen, mit den Verhältnissen vor vierzig Jahren, so ist uns die damalige Zeit mit ihren Kriegsvorbereitungen zur See doch noch bei weitem über gewesen. Mit welcher geradezu krampfhaften Eile Anfang der sechziger Jahre selbst die kleineren Seemächte sich Panzerschiffe angeschafft haben, geht daraus hervor, daß die Oesterreicher 1866 bereits mit sieben, die Italiener mit

zwölf Panzerschiffen in die Schlacht bei Lissa hineingehen konnten, darunter befanden sich schon Turmschiffe und Kasemattschiffe.

Die Schlacht bei Lissa ist für die Entwicklung des Panzerschiffbaues nur von geringer Bedeutung gewesen, da keiner der beiden Gegner seine Artillerie genügend ausgenutzt hatte. Ein längeres, ernstliches Feuergefecht, aus dem man auf die Leistungsfähigkeit von Geschütz und Panzer hätte schließen können, hat überhaupt nicht stattgefunden. Das einzige Schiff, das durch Artillerie starke Verluste erlitten, war das alte Holzlinienschiff „Kaiser", und das gehörte in diese Panzerschiffschlacht überhaupt nicht mehr hinein; es verlor über hundert Mann, fast doppelt soviel als alle andern österreichischen Schiffe zusammengenommen.

Die eine Wahrheit hat die Schlacht aber schon ebenso eindringlich gepredigt wie die Schlacht bei Tsuschima: daß nämlich stärkere und bessere Schiffe ohne jeden Nutzen sind, wenn es an einer fähigen Führung mangelt, denn das war damals bei den Italienern trotz ihres vorzüglichen seemännischen Personals der Fall. Im übrigen hat die Schlacht zu recht bedenklichen Trugschlüssen verleitet, von denen sich wieder zu befreien es erst nach Jahrzehnten gelingen sollte. Aus der Tatsache nämlich, daß das österreichische Panzerschiff „Ferdinand Max" den italienischen Panzer „Re d'Italia" durch die Ramme in den Grund gebohrt und ein andres Schiff schwer havariert hatte, wurde vielfach der Schluß gezogen, daß der Sporn am Bug der Schiffe mit zu den Hauptwaffen zu rechnen sei. Sowohl die Bauart der Schiffe wie die Seetaktik sind durch diese Ansicht lange Jahre hindurch beeinflußt worden. Erst als der Torpedo auf der Bildfläche erschien, wurde der Sporn wieder an die Stelle einer Hilfswaffe verwiesen, und zwar, weil der Torpedo selbst gewissermaßen einen verlängerten Sporn darstellt, der auf weitere Entfernung hinaus wirkt und deshalb eine wirkliche Berührung der Schiffe unnötig macht. Ganz fallen lassen hat man den Sporn aber bis jetzt noch nicht, alle Panzerschiffe sind noch mit ihm versehen; von dem jetzt projektierten englischen 18800 Tonnen-Linienschiff „Dreadnought" heißt es zum erstenmal, daß es einen Sporn überhaupt nicht mehr erhalten soll.

Wie aus dem vorstehenden ersichtlich, bestanden die Marinen in den siebziger und achtziger Jahren aus einer Musterkarte der verschiedensten Schiffstypen, die sich zusammen nur schwer verwenden ließen. Besonders galt dies von den beiden Extremen, dem Turm- und dem Batterieschiff, denn die Hauptstärke des ersteren lag in dem Feuer nach vorne und hinten, die des letzteren in dem Breitseitfeuer. Aus diesem Grunde hat es auch lange Jahre hindurch eine eigentliche Geschwadertaktik nicht geben können; die hierzu notwendige Gefechtseinheit, die allen Gefechtslagen entspricht, wie sie in früheren Zeiten das Linienschiff dargestellt, fehlte eben noch.

Ebensowenig wie nun Turm- und Batterieschiff als Freunde zusammenpaßten, ebensowenig taten sie es als Feinde. An sich erschien das Turmschiff dem Batterieschiff wohl weit überlegen, aber trotzdem behauptete sich letzteres noch lange Zeit, und zwar durch die Fiktion der Wirksamkeit eines artilleristischen Kunststücks, das man heutzutage nur noch belächelt, die konzentrierte Breitseite. Diese beruhte auf der Ueberlegung, daß, wenn ein einzelnes Geschoß den Panzer

des Feindes nicht durchschlagen kann, es eben mehrere tun müssen. Zu diesem Zweck wurden sämtliche Geschütze der betreffenden Seite so eingestellt, daß sie auf einen ungefähr 400 Meter entfernten Punkt, der 1 Meter über der Wasserlinie lag, gerichtet waren, die Geschosse sich also hier kreuzen mußten. Zum Treffen gehörte nun erstens, daß der Kommandant das Schiff so an den Feind heranbrachte, daß sich die Schiffe auf ungefähr 400 Meter passierten, wobei allerdings der Feind auch noch ein Wort mitzusprechen hatte, zweitens, daß der Batterieoffizier in dem richtigen Moment das Kommando „Feuer" abgab, und drittens, daß das Schiff in diesem Moment gerade sich in einer wagerechten Lage befand; war das letztere nicht der Fall, was bei Seegang und schwankendem Schiff leicht eintreten konnte, so ging die ganze Breitseite entweder ins Wasser oder über das Ziel hinweg. Im Kriege hatte die konzentrierte Breitseite, die alle Marinen eingeführt hatten, keine Erfolge aufzuweisen, bei den Friedensübungen hat sie manchen Kummer bereitet, denn traf sie bei Inspizierungen nicht, was auch den tüchtigsten Batteriekommandeuren passieren mochte, konnte dies natürlich auf die Beurteilung des Schiffes nicht ohne Einfluß bleiben.

Ende der siebziger Jahre liefen bei uns vier Schiffe von Stapel, die in der damaligen Zeit großes Aufsehen erregten, die „Sachsen", „Bayern", „Württemberg" und „Baden"; in ihnen waren die meisten Vorzüge der verschiedenen Panzerschiffstypen in genialer Weise vereinigt worden. Man kann diese Schiffe als ein Mittelding zwischen Zitadell- und Turmschiff bezeichnen, da sie vorne einen Turm, in der Mitte eine Art Zitadelle führen; in ersterer befinden sich zwei, in letzterer vier 26-Zentimeter-Geschütze.

Die Schiffe waren ursprünglich gar nicht als Schlachtschiffe, sondern als Hafenverteidigungsschiffe gedacht, worauf auch ihre frühere Bezeichnung als Ausfallkorvetten hinwies. In Ermanglung andrer wurden sie aber ebenso wie die acht Schiffe der „Siegfried"-Klasse in die Reihe der Schlachtschiffe aufgenommen und werden auch jetzt noch offiziell als Linienschiffe aufgeführt. Daß sie in ihrer Art vorzüglich gebaut sind, haben zwei Schwesterschiffe dieser Klasse, die der Stettiner Vulkan seinerzeit an China geliefert hatte, in dem chinesisch-japanischen Kriege bewiesen. Ihr jetziger Gefechtswert im Vergleich zu den modernen Linienschiffen ist außerordentlich gering; die „Army and Navy-Gazette" bezeichnete sie spöttisch im vorigen Jahre mit den Schiffen der „Siegfried"-Klasse als Muster von Küstenverteidigungsschlachtschiffen, die nicht einmal der Erwähnung wert seien. Leider werden die Schiffe vor vier bis fünf Jahren nicht aus der Liste unsrer Linienschiffe verschwinden können, denn erst in diesem Jahre werden Ersatzbauten für zwei von ihnen auf Stapel gelegt, die den heutigen Verhältnissen entsprechend mehr als doppelt so groß projektiert sind, nämlich ungefähr 18000 Tonnen gegen 7368 Tonnen Deplacement.

Nach diesen Schiffen ist bei uns 1884 noch ein Kasemattschiff, die „Oldenburg", von Stapel gelaufen, die als letzter Vorläufer der Linienschiffe angesehen werden kann. Mit dem Beginn der neunziger Jahre beginnt dann eine neue

Zeit für unsre Marine, wir bauten die ersten wirklichen Linienschiffe. Zuvor hatten aber erst noch durchgreifende Umänderungen im Panzerschiffbau stattgefunden, und zwar infolge der Einführung der Torpedowaffe, auf die zunächst hier kurz eingegangen werden soll.

Als der Torpedo Anfang der achtziger Jahre sich als kriegsbrauchbare Waffe erwiesen hatte, schien es fast so, als ob er dem Panzerschiff ebenso zum Verhängnis werden könnte, wie es die Granate dem alten Linienschiff geworden war. Die Schiffe besaßen zur Abwehr der schnellen Torpedoboote keine geeigneten Waffen; mit ihren schweren Geschützen auf sie feuern wollen war ungefähr dasselbe als wie mit der Kugel auf ein Volk Rebhühner schießen. Es hieß daher, neben den schweren Geschützen eine große Anzahl vorzüglicher kleiner Geschütze aufstellen, die denn auch in kurzer Zeit in höchster Vollendung hergestellt worden sind. Wäre dies nicht gelungen, das Panzerschiff hätte vielleicht für Jahre dem Torpedoboot das Feld räumen müssen; gerade in diese Jahre fiel aber die Herstellung und Verbesserung der Maschinengewehre, der Revolverkanonen, der Maschinenkanonen und vor allem der Schnellfeuerkanonen. Die Waffentechnik stürzte sich mit Feuereifer darauf, sie zu vervollkommen und gegen Torpedoboote brauchbar zu machen.

Zuerst wurden die Revolverkanonen eingeführt; gegen deren kleine Geschosse gelang es aber den Torpedobooten bald, sich durch geschickte Anordnung der Kohlenbunker sowie durch leichte Panzerung zu schützen; infolgedessen verschwanden sie bald von der Bildfläche, und an ihre Stelle rückten die Schnellfeuerkanonen, die den angreifenden Torpedobooten ungefähr das Zehnfache an Granaten in derselben Zeit entgegenzuwerfen vermögen, wie die älteren Geschütze desselben Kalibers, und sich auch nach den Erfahrungen des letzten Krieges wenigstens bei Tage als ein sicherer Schutz gegen Torpedoboote bewährt haben. Das Kaliber dieser sogenannten Antitorpedobootsgeschütze beträgt in unsrer Marine 8,8 Zentimeter, ist also immerhin noch größer als das Feldgeschütz der Armee.

Für all die neuen Geschütze mußte nun Raum auf den Schiffen geschaffen werden, eine Aufgabe, die bei den alten Panzerschiffen zum Teil auf große Schwierigkeiten stieß und bei den neuen eine andre Geschützaufstellung bedang. Bis dahin hatte man nur schwere Geschütze und solche mittleren Kalibers von 12 bis 21 Zentimeter an Bord gehabt, die letzteren zu dem Zweck, die schwach gepanzerten und ungepanzerten Schiffsteile des Gegners zu beschießen.

Nachdem jetzt das Antitorpedobootsgeschütz hinzugekommen war, gliederte man die Artillerie methodisch in schwere, mittlere und leichte Artillerie und kam in bezug auf ihre Aufstellung und Verwendung überall zu denselben Prinzipien, welches letztere zur Folge hatte, daß die verschiedenen Schiffstypen wieder allmählich in einen einzigen Typ verschmolzen. Auf diese Weise konnte wieder ein Normalschlachtschiff entstehen, das moderne Linienschiff.

Die typischen gemeinsamen Eigenschaften des Linienschiffes sind bis in die neueste Zeit folgende:

Die schwere Artillerie besteht aus je zwei Geschützen in stark gepanzerten

Dachtürmen, die auf etwa ein Viertel der Schiffslänge von vorne und hinten eingebaut sind. Zwischen diesen beiden Türmen ist die Mittelartillerie und leichte Artillerie, meist in mehreren Etagen, übereinander untergebracht. Mit diesen allgemeinen Prinzipien hört allerdings die Gleichartigkeit der Artillerieausrüstung und -aufstellung auf. Zunächst sind Anzahl und Kaliber der Mittelartillerie, dann aber auch ihre Unterbringung außerordentlich verschieden. Die einen bringen sie in besonderen kleineren Türmen, die andern in einer Art Kasematte unter. Wir werden hierauf noch zurückkommen.

Die allgemeinen Prinzipien bei Anbringung des Panzerschutzes gleichen sich ebenfalls.

Ein Gürtelpanzer in der Wasserlinie umgibt meist das ganze Schiff. Er ist in der Mitte des Schiffes am stärksten; nach den Enden zu, wo weniger wichtige Gegenstände aufbewahrt werden oder die Räume mit Kork ausgefüllt sind, nimmt seine Dicke allmählich ab. Nach unten reicht der Gürtelpanzer bis zum Panzerdeck oder noch weiter herunter. Das Panzerdeck deckt das Innere des Schiffes, in dem sich alle wichtigen Lebensorgane, wie Maschine, Kessel, Munitionsräume, befinden, gleich einem gewölbten Deckel zu, und zwar in der ungefähren Höhe der Wasserlinie. Die Stärke des Panzerdecks ist, da es von Geschossen nur in sehr schräger Richtung getroffen werden kann, gering und schwankt zwischen 50 und 80 Millimeter.

Am stärksten ist neben den Türmen für die schwere Artillerie und der mittleren Schiffsseite der Kommandoturm, in dem sich der Kommandant während des Gefechts aufhält und wo alle Befehlselemente, wie Dampfsteuer, Maschinentelegraph, Sprachrohre nach den verschiedenen Gefechtsstationen, sich vereinigen, gepanzert. Die Panzerstärken unsrer neuesten Linienschiffe, der „Deutschland"-Klasse, betragen: Gürtel 240 Millimeter, schwere Artillerie 280 Millimeter, mittlere Artillerie 170 Millimeter, Panzerdeck 75 Millimeter, Kommandoturm 280 Millimeter.

Der Gefechtswert eines Linienschiffs wird nun bemessen nach der Stärke seiner Artillerie, seines Panzerschutzes, seiner Geschwindigkeit und in geringerem Maße auch seines Kohlenvorrats, vier entgegengesetzte Faktoren, von denen der eine immer nur auf Kosten eines andern sich vermehren läßt, so daß also jedes Linienschiff sich als ein Kompromiß aus ihnen allen darstellt. Im allgemeinen rechnet man hierbei, daß auf das Gewicht des Panzers und das des Schiffskörpers je 34 Prozent des Deplacements entfallen, auf Artillerie und Maschine mit Kesseln je 10 Prozent, auf Kohlen und Ausrüstung je 6 Prozent. Das Gewicht der Mannschaft kommt selbstverständlich unter diesen großen Posten kaum in Betracht, dies beträgt nur etwa $^1/_4$ Prozent.

Außer Betracht geblieben ist bei diesen Ausführungen die Größe des Deplacements; es ist aber klar, daß, je größer ein Schiff ist, auch seine Waffen um so stärker sein können. Hierbei tritt nun aber der Fall ein, daß die Mächtigkeit der Geschütze, der Panzerung und des Unterwasserschutzes in viel stärkerem Maße zunehmen als die verhältnismäßige Zunahme des Deplacements. In der

Theorie wußte man dies alles zwar schon vor dem letzten Kriege, alle Marinen gingen auch bereits mit dem Bau größerer Schiffe vor; im allgemeinen mußte aber auch hier erst die Praxis, der alles entscheidende Krieg, wie vor 45 Jahren der Sezessionskrieg, sprechen, bevor man sich zu Radikalmitteln entschloß und die Theorie in die Praxis übersetzte.

Bevor wir auf diese letzte, eigentlich noch im Schoße der Zukunft befindliche Wandlung des Linienschiffes eingehen, seien seine Veränderungen infolge der vorhergegangenen Kriege, des chinesisch-japanischen 1895 und des spanisch-amerikanischen 1898, kurz berührt, wobei aber ein wichtiger Umstand nicht außer acht gelassen werden darf: nämlich, daß die Schlußfolgerungen aus allen drei Kriegen wesentlich durch die außerordentlich großen Unterschiede der Kriegstüchtigkeit der jedesmaligen Gegner beeinträchtigt werden. In jedem dieser Kriege hat eine große Entscheidungsschlacht stattgefunden, die alle drei eigentlich nichts weiter waren als großartige Schießübungen eines der beiden Gegner, also der Japaner, Amerikaner und wiederum der Japaner, gegen die sich ihre Gegner, die Chinesen, Spanier und Russen, nur schwach verteidigen konnten.

In der Schlacht am Jalu wurde ein chinesisches Geschwader von einem japanischen mehrere Stunden hindurch beschossen. Die schwach gepanzerten Kreuzer der Chinesen gerieten hierbei durch Geschützfeuer entweder in Brand oder gingen unter oder flohen, während ihre zwei wirklichen Schlachtschiffe — „Tsing-Yuen" und „Chen-Yuen", die obenerwähnten Schwesterschiffe unsrer „Baden"-Klasse — nicht außer Gefecht gesetzt werden konnten, trotzdem sie eine sehr bedeutende Anzahl Treffer erhalten hatten und auf beiden mehrfache Brände entstanden waren.

Durch diese Schlacht war einerseits der sichere Schutz, den der Panzer gewährt, bewiesen, anderseits aber auch die Gefahr klargelegt, die auch den Panzerschiffen durch Feuersbrünste erwächst, welche die explodierenden Granaten verursachen. Die nicht gepanzerten Teile des Schiffes waren einfach ausgebrannt, wodurch ihre Gefechtsfähigkeit bedeutend beeinträchtigt wurde, so daß sie eigentlich nur noch als wirkungslose Panzermassen auf dem Wasser schwammen. Erreicht aber war dies Resultat hauptsächlich durch Geschütze mittleren Kalibers, und deshalb wurden seitdem auch bei den Neubauten diese Geschütze auf Kosten der andern Geschützarten vermehrt. Es waren aber nicht die Erfahrungen dieser Schlacht allein, welche die Vermehrung der Mittelartillerie veranlaßte, sondern es kamen noch andre wichtige Momente hinzu. Als wichtigstes sei hier angeführt, daß der Mechanismus des Schnellfeuergeschützes, der bisher nur für die Antitorpedobootsgeschütze eingeführt worden war, in den neunziger Jahren auch auf die Geschütze mittleren Kalibers übertragen wurde und hierdurch ihre Feuergeschwindigkeit und Wirksamkeit mindestens fünfmal vergrößerte.

Die in der Schlacht am Jalu gemachten Erfahrungen wurden im Jahre 1898 durch die Schlacht bei St. Jago de Cuba nochmals bestätigt. Hier wurden vier moderne spanische Panzerkreuzer durch fünf amerikanische Linienschiffe in kurzer

Zeit in Brand geschossen. Die Spanier, die eine Schlacht vermeiden wollten, wurden von den sie verfolgenden amerikanischen Schiffen dazu gezwungen und setzten ihre brennenden Schiffe auf den Strand; ihre Verluste waren enorm, während auf amerikanischer Seite dank der Minderwertigkeit des spanischen Personals und Materials nur ein Toter zu verzeichnen gewesen ist.

All diese Kriegserfahrungen im Verein mit dem Fortschritt der Technik kommen in den verschiedenen Jahrgängen der Linienschiffe deutlich zum Ausdruck. Als Beispiele seien hier wieder die Schiffe unsrer Marine angeführt.

Während unsre ersten wirklichen Linienschiffe, die 4 Schiffe der „Brandenburg"-Klasse aus den Jahren 1891 und 1892, eine Armierung von 6 28-Zentimeter-Geschützen der schweren und nur 8 10,5-Zentimeter-Geschützen der Mittelartillerie erhalten hatten, wurden die 10 Schiffe der „Kaiser"- und „Wittelsbach"-Klasse mit nur 4 24-Zentimeter-Geschützen, dafür aber mit 18 15-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet. Die neuesten Schiffe seit 1903, die 5 Schiffe der „Braunschweig"- und 5 Schiffe der „Deutschland"-Klasse, sind wiederum anders armiert, und zwar mit 4 28-Zentimeter- und 14 17-Zentimeter-Geschützen.

Das Zurückgehen der schweren Artillerie von 28 Zentimeter auf 24 Zentimeter bei unsrer zweiten Bauepoche dürfte hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen sein, daß die Einrichtung des Schnellfeuermechanismus zu der Zeit erst bis zum 24-Zentimeter-Geschütz vorgerückt war. Hierdurch wurde letzteres in den Stand gesetzt, drei- bis viermal schneller zu feuern als das 28-Zentimeter-Geschütz, und durch diese größere Feuergeschwindigkeit wurde das kleinere Kaliber wieder reichlich aufgewogen. Sobald auch die 28-Zentimeter-Geschütze als Schnellfeuergeschütze hergestellt wurden, gelangten sie auch wieder zur Aufstellung.

Die Vergrößerung der Mittelartillerie zuerst von 10,5 auf 15 und schließlich auf 17 Zentimeter war eine natürliche Entwicklung, die ähnlich in allen Marinen in die Erscheinung getreten ist und neben andern Gründen vornehmlich aus dem Prinzip hervorging, der Mittelartillerie einen Panzerschutz zu geben, der sie wenigstens gegen ihre eigne Art, gegen die feindliche Mittelartillerie, sicherte. Die Möglichkeit hierzu war gegeben, als es in den neunziger Jahren gelang, härtere Panzerplatten aus Nickelstahl und später aus gehärtetem Krupp-Stahl herzustellen, so daß Panzerstärke und Gewicht herabgesetzt werden konnten. In logischer Wechselwirkung hiermit galt es aber jetzt wieder, die neuen Panzerplatten mittels der Mittelartillerie zu durchschlagen, und dazu waren größere Geschütze notwendig.

Kompliziert wurde die Frage der Kaliberwahl noch durch die endlich erreichte Einrichtung der schweren Geschütze als Schnellfeuergeschütze, die hierdurch plötzlich wieder ein mächtiges Uebergewicht über die Mittelartillerie erhielten. Einzelne Marinen gingen dazu über, eine neue Geschützart, ein Mittelding zwischen schwerer und Mittelartillerie, nämlich Geschütze von etwa 23 Zentimeter, einzuführen, neben ihnen aber ganz schwere, nämlich 30,5 Zentimeter, und leichte mittlere Geschütze von 15 Zentimeter zu belassen. Hierauf näher einzugehen

würde hier zu weit führen. Die Ausführungen dürften aber genügen, um zu zeigen, daß der Kampf zwischen Panzer und Geschütz bei dieser Entwicklung mit Naturnotwendigkeit nach immer stärkerem Panzer und immer mächtigeren Geschützen verlangte und damit schließlich auch nach Vergrößerung der Schiffe, denn auf anderm Wege ließen sich die Forderungen nicht erreichen. Es hat denn auch in der Tat eine ständige Vergrößerung der Linienschiffe stattgefunden.

Unsre ersten 4 Linienschiffe hatten noch ein Deplacement von 10060 Tonnen, die nächsten 10 bereits von 11152 und 11862, die letzten 10 aber von 13200 Tonnen. Noch schneller sind die Dimensionen der Linienschiffe in andern Marinen gewachsen.

Bei diesem Entwicklungsgang, den der Linienschiffsbau genommen, kann man ohne weiteres behaupten, daß, selbst wenn der russisch-japanische Krieg nicht gekommen wäre, der theoretische Weg schließlich allein auch zu dem letzten Resultat, den 18- bis 20000-Tonnen-Schiffen, geführt haben würde. Der russisch-japanische Krieg und in ihm die Schlacht bei Tsuschima haben den natürlichen Entwicklungsprozeß nur mit einem Schlage unterbrochen und bewirkt, daß nunmehr alle Marinen plötzlich vor dem schwierigen Problem stehen, in kürzester Zeit sich an den Bau der nach unsern heutigen Begriffen denkbar größten Kriegsschiffe heranmachen zu müssen.

Um die Beweggründe, die dazu zwingen, klarzustellen, seien hier aus der vielbeschriebenen Schlacht bei Tsuschima einige Tatsachen etwas näher beleuchtet und einige scheinbare Widersprüche in den gemachten Erfahrungen aufgeklärt.

Die Russen waren den Japanern an schwerer Artillerie, also gerade der Zukunftswaffe, bedeutend überlegen. Sie führten nämlich 26 30,5-Zentimeter-Geschütze gegen nur 16 der Japaner ins Gefecht; trotzdem haben sie glänzend verloren, da die Japaner in Ausbildung und Schießleistungen ihnen unendlich überlegen waren. Nach Berechnung der Japaner haben sie ungefähr viermal besser geschossen als die Russen; überträgt man dies auf die Geschützzahl, so wäre es dasselbe, als wenn sie den 26 schweren Geschützen der Russen nicht 16, sondern 64 gleichwertige Geschütze entgegengestellt hätten.

In der Schlacht ist ferner der bisher nicht für möglich gehaltene Fall eingetreten, daß zwei andre Linienschiffe, „Oslyabya“ und „Souvaroff“, allein durch Artilleriefeuer in die Tiefe gesunken sind, trotzdem ihr Hauptpanzer nicht durchschlagen worden ist. Für letztere Behauptung hat man zwar keinen absolut sicheren Beweis, aber als solcher wird mit Recht das eroberte Panzerschiff „Orel“ angeführt, das über 100 Treffer erhalten hat und dessen leichte Panzerung vielfach durchschlagen war, sein Hauptpanzer aber nicht. Der Untergang der Schiffe ist aber, auch ohne daß der Gürtelpanzer durchschlagen zu sein brauchte, erklärlich.

Während der Schlacht war hoher Seegang, der bewirkte, daß die Wellen das eine Mal höher an der Schiffsseite hinaufreichten, das andre Mal aber auch wieder tiefere Flächen der Seite bloßlegten. Die russischen Schiffe waren nun durch Kohlen, Munition und Ausrüstungsgegenstände stark überladen und

tauchten derartig tief ins Wasser, daß der Gürtelpanzer unter Wasser anstatt in der Wasserlinie lag. Die Folge davon war, daß in die Schußlöcher oberhalb des schützenden Gürtelpanzers Wasser eindringen konnte; dieses füllte die über dem Panzerdeck liegenden Abteilungen, machte die Schiffe sich auf die Seite legen und schließlich kentern. Es mag dann noch hinzugekommen sein, daß bei dem Seegang und dem Hinundherschwanken der Schiffe auch Schüsse unterhalb des Gürtelpanzers und des Panzerdecks in die Schiffe eingedrungen sind. Bei einer gut ausgebildeten Mannschaft würden solche unglückliche Treffer wahrscheinlich keine verhängnisvollen Folgen gehabt haben, da man durch Vollaufenlassen von Zellen an der andern Schiffsseite das Schiff wieder geradelegen kann, ferner durch Auspumpen und vor allem Verschließen aller kleinen Abteilungen ebenfalls das Wasser mit Erfolg bekämpfen kann. Dazu gehört aber ein sehr tüchtiges, intelligentes und gut ausgebildetes Personal, das die Russen eben nicht gehabt haben.

Auf den Verlauf der Schlacht soll hier nicht näher eingegangen werden, nur seien hier einige Bemerkungen des Admirals Roschdjestwensky, die er kurz vor seiner Abreise von Japan zu dem Korrespondenten des „Journal" gemacht hat und welche die Entwicklung des Linienschiffs berühren, kurz angeführt.

„In zwei Stunden war der Sieg entschieden. Eines nach dem andern wurden unsre Schiffe außer Gefecht gesetzt. Gefechtsunfähig, sinkend, die Geschütze demontiert, machtlos und mit Toten bedeckt, hat unsre Flotte am 27. Mai bereits um 3 Uhr nachmittags aufgehört zu sein. Sie haben den schrecklichen Zustand des ‚Orel' gesehen; bedenken Sie aber dabei, daß der ‚Orel' das letzte Schiff seiner Kolonne gewesen ist und deshalb verhältnismäßig wenig gelitten hat. Der japanische Sieg ist gänzlich durch die Geschütze gewonnen worden." Am Schluß sagt er dann: „In Zukunft würde kein Panzerschiff Geschütze von weniger als 15 Zentimeter an Bord haben. Die wirklichen Geschütze für die Schlacht seien die 30,5-Zentimeter- und 24-Zentimeter-Geschütze."

Die Schlacht ist auf große Entfernungen, 7000 bis 3000 Meter, entschieden worden, auf denen die größere Durchschlagskraft und die größere Treffsicherheit der schweren Geschütze gegenüber den kleineren Kalibern ganz besonders zur Geltung gekommen sind, ebenso die größere Geschwindigkeit der japanischen Schiffe. Die Wichtigkeit dieser Faktoren ist durch ihre geschickte Ausnutzung von seiten der Japaner überhaupt zum erstenmal so recht dargetan worden. Schwere Artillerie, Schnelligkeit und noch dazu ein starker Panzer lassen sich aber nur mit Vergrößerung der Schiffe erreichen.

In den früheren Stadien des Krieges hatten die Wirkungen von Torpedos und Minen, durch welch letztere das russische Linienschiff „Petropawlosk" und das japanische Linienschiff „Hatsuse" untergegangen sind, auf den großen Wert eines möglichst vollkommenen Unterwasserschutzes hingewiesen; ein solcher läßt sich aber ebenfalls nur auf größeren Schiffen erreichen, auf denen man einen dreifachen Boden, ein weitverzweigtes Zellensystem und leichten Unterwasserpanzer

anbringen kann, Einrichtungen, die bei den gegenwärtigen Größenverhältnissen der Schiffe in ausreichendem Maße nicht möglich sind.

Nach all diesem ist es nicht zu verwundern, daß seit dem Kriege sämtliche Nationen, die überhaupt Anspruch auf Seegeltung machen, die Engländer, Amerikaner, Franzosen, Japaner und selbstverständlich auch wir, beschlossen haben, von jetzt ab nur noch möglichst große Linienschiffe von 18- bis 20000 Tonnen zu bauen. Ein Ausschließen von diesem kostspieligen Unternehmen hieße eben auf fernere Seegeltung verzichten wollen.

Näheres über Konstruktion und Armierung der neuen Linienschiffe ist noch nicht bekannt. Von dem in Bau befindlichen englischen 18800-Tonnen-Schiff „Dreadnought" weiß man, daß es 10 30,5-Zentimeter-Geschütze erhalten wird, dafür aber keine Mittelartillerie und keinen Sporn.

So imposant die zukünftigen Linienschiffe auch in der Nähe aussehen werden, gegen das Ufer einer etwas hohen Küste oder auch nur aus einiger Entfernung gesehen, werden sie ebenso winzig erscheinen wie die jetzigen und ebenso wie jetzt wird man auch bei ihrem Anblick nur schwer den Gedanken fassen können, daß ein paar mehr oder weniger dieser kleinen Werke von Menschenhand über Gegenwart und Zukunft, über Sein und Nichtsein ganzer Nationen entscheiden.

Werden und müssen wir zum Freihandel in Europa zurückkehren?

Eine Betrachtung

von

Max von Kübeck, Mitglied des Reichsrats in Wien

Was wir unter Freihandel zu verstehen haben, ist in der überzeugendsten Weise von so vielen hervorragenden Volkswirten aller Zeiten und Länder klargestellt, sowie an der Hand von Beispielen erörtert worden, daß es nicht Zweck dieser Ausführungen sein kann, deren Lehren unserm damit vertrauten Leserkreise hier zu reproduzieren. Allerdings müssen wir die grundlegenden Voraussetzungen eines an und für sich schwer definierbaren Begriffes und die Merkmale bezeichnen, die ihn charakterisieren, um daraus unsre Schlüsse zu ziehen. Es liegt nahe, daß wir hierbei zunächst unsern Weltteil, das alte Europa, ins Auge fassen wollen. Das Natürlichste und den Bürgern der europäischen Staaten unbedingt Vorteilhafteste wäre logischerweise der freie Austausch ihrer Natur- und gewerblichen Produkte; denn aus der unbehinderten Verkehrsfreiheit unter ihnen entsteht ganz von selbst infolge eines unwandelbaren Naturgesetzes der Ausgleich zwischen dem Ueberfluß des einen und dem Mangel des andern, ein Ausgleich, der künstlich niemals in einer solchen Weise dekretiert werden kann,

daß er allen hieran beteiligten Kreisen auch nur einigermaßen gerecht zu werden vermöchte. Wenn die in souveräne Staaten gegliederten Völker Europas durch besondere gesetzliche und administrative Einrichtungen, die aus ihren nationalen und sozialen Sonderinteressen hervorgegangen, ihre staatliche Selbständigkeit behauptet haben, so läßt sich darüber nicht streiten, denn es entspricht dies auch heute der Notwendigkeit einer aus der historischen Entwicklung hervorgegangenen Einteilung an Stelle eines chaotischen Zustandes der in Europa angesiedelten Stämme und Nationen.

Ursprünglich, als bei dem Mangel der modernen Verkehrsmittel die Ungleichheit zwischen den wirtschaftlich entwickelten Staaten, denen der Seeverkehr zu Gebote stand, wie zum Beispiel England und Frankreich, und jenen, die in dieser Entwicklung zurückgeblieben waren, noch sehr auffällig war, erschien es allerdings notwendig, diese letzteren durch Schutzmaßregeln auf jene Stufe zu heben, die sie zur Aufnahme des Wettbewerbes befähigt und im Sinne dieser Kräftigung zur Selbständigkeit erzieht, damit sie sowie der dem Elternhause und der Schule entwachsene gereifte Mann den Kampf ums Dasein zu führen vermögen.

Sie entsprach aber auch dem historischen und genetischen Entstehungsprozeß dieser Staatengebilde, deren nach blutigen Kriegen errungene Stabilität wir als das europäische Gleichgewicht bezeichnen.

Daher erkennen auch wir es als selbstverständlich, daß die historische Entwicklung der Staaten jene auf deren Souveränität und individueller Eigenart beruhende Verschiedenheit ihrer aus besonderen Bedürfnissen entstandenen *inneren* Administration bedingt, zu welch letzterer wesentlich die Finanzgebarung und die innere Steuerpolitik gehören. Wenn nun diese Staaten sich auch nach außen hin durch Erschwerung des Menschen- und Güterverkehrs — *erstere* mittels strenger Paßvorschriften und polizeilicher Maßregeln gegen die Freizügigkeit aus politischen Rücksichten zur Hintanhaltung fremder Ideen, *letztere* mittels Prohibitivzöllen, Ein- und Ausfuhrverboten u. dgl. — abzusperren suchten, so mögen hierfür die zur Schaffung und Erziehung einer heimischen Industrie führenden Erwägungen maßgebend gewesen sein. *Heutzutage* ist aber jene Abschließung am allerwenigsten geeignet, die vermeintliche Selbständigkeit zur Quelle des Volkswohlstandes und der nationalen Kraft zu machen, nachdem die weltwirtschaftliche Lage einen solchen Anachronismus nicht mehr verträgt, sondern die in einem und demselben Erdteile wohnenden Staatenfamilien auf den Wettbewerb in allen von ihnen betriebenen Produktionszweigen, hiermit auf die Vereinigung zu großen Wirtschaftsgebieten hinweist, was bei künstlich gezogenen Schranken des so wichtigen ethischen Momentes der eignen Kraftbetätigung und friedlichen Entfaltung entbehrt und, ohne den einzelnen zu nutzen, allen schadet.

Diese Anschauung gewinnt heutzutage immer mehr Berechtigung, als die Erfindungen der Neuzeit, deren wichtigste die Verwertung des Dampfes und der Elektrizität sind, seit mehr als einem Jahrzehnt eine derartig fortschreitende Entwicklung genommen haben, daß sie den Verkehr in früher ungeahnter Weise zu

einem unwiderstehlichen Bindemittel der Staaten, zu einem internationalen Kulturbande gestalteten, gegen das alle Anstrengungen der früher so hochgehaltenen Isoliermittel ihre Kraft und Wirksamkeit einbüßen mußten. Ungeachtet dessen bewegt sich die barographische Kurve der Verkehrsbehinderung seit Jahren in aufsteigender Richtung, nachdem sie früher eine erfreuliche Senkung erfahren hatte. Den Beginn einer freihändlerischen Uebergangsära im Sinne der Bindung der Tarife für gewisse Artikel des Güteraustausches durch die Zoll- und Handelsverträge mit ihren Konventionaltarifen ist auf den im Jahre 1860 zwischen Kaiser Napoleon III. und Richard Cobden abgeschlossenen französisch-englischen Handelsvertrag zurückzuführen, dessen für beide Staaten segensreiche Folgen bekannt sind und sich in einem Aufschwunge ihre Industrien manifestierten.

Durch Aufnahme der Klausel der Meistbegünstigung haben die sogenannten westeuropäischen Handelsverträge ebenfalls den Charakter und die Tendenz internationaler Verkehrserleichterungen angenommen, deren Wesen dadurch gekennzeichnet ist, daß wohl weitere Zollermäßigungen im Laufe der Jahre innerhalb der Vertragsdauer als im Wege der Vereinbarung zulässig waren, jede Zollerhöhung jedoch ausgeschlossen erschien. In diesem Sinne hat auch Preußen im Jahre 1865 mit Frankreich einen Zoll- und Handelsvertrag abgeschlossen, dem dann im Jahre 1868 jener zwischen dem Zollverein und Oesterreich-Ungarn folgte. Die Kriegsereignisse des Jahres 1870, die Frankreich eine der größten Niederlagen brachten, die seine Geschichte verzeichnet, haben der dort wie überall auf der Lauer liegenden Schutzzollpartei den willkommenen Anlaß geboten, aus ihrer bisherigen Reserve herauszutreten und auch vielleicht aus republikanischem Antagonismus gegen Napoleon III. dessen freihändlerische Politik in das Gegenteil zu verkehren, zumal der erste Präsident der französischen Republik Thiers ein ausgesprochener Schutzzöllner und scharfer Gegner Napoleons III. war, dessen großen Oheim er in seiner Geschichte des ersten Kaiserreiches verherrlicht hatte. Bekanntlich hatte Napoleon I. den mißglückten Versuch gemacht, durch die Kontinentalsperre Englands industrielles Uebergewicht zu brechen.

Ein eklatantes Beispiel für die durch die wirtschaftliche Politik Napoleons III., allerdings aber auch durch die mustergültige Arbeitsamkeit und den Sparsinn der französischen Bevölkerung — des Bürger- und Bauernstandes — wesentlich unterstützte finanzielle Kraft Frankreichs liefert die trotz der ungeheuren Kriegsschäden an Gut und Blut relativ leichte Möglichkeit der Leistung der Riesensumme von 5 Milliarden Franken an das siegreiche Preußen!

Dem Beispiele des republikanischen Frankreich folgten bald die übrigen europäischen Staaten. Die nach dem französisch-deutschen Kriege infolge jener enormen Entschädigung, die Frankreich an Deutschland leisten mußte, eingetretene Steigerung der wirtschaftlichen Hilfsmittel des neuerstandenen Deutschen Reiches rief in diesem sowohl als im österreichisch-ungarischen Nachbarreiche eine Hast nach Ueberspekulation und als Begleiterscheinung eine Entwertung des in der Phantasie gewinnsüchtiger Spekulanten im Ueberfluß vorhandenen und sich stets vermehrenden Geldes hervor, wodurch eine derartige Ueberspannung des Kredits

eintrat, daß schließlich jene furchtbare Krise erfolgte, die unter dem bezeichnenden Namen „Krach" in Deutschland, besonders aber in Oesterreich ihre verheerenden Wirkungen äußerte.

Die staatliche Abhilfe konnte sich nur auf die Erhaltung solcher Institute beschränken, die auf den soliden Grundlagen strenger Statuten beruhten und diese nicht überschritten haben, besonders aber solche, die mit der Finanzverwaltung des Staates in geschäftlicher Verbindung der Geldvermittlung standen, wie zum Beispiel in Oesterreich-Ungarn die Oesterreichisch-Ungarische Bank, die Bodenkreditanstalt u. a. Schlimm sah es allerdings mit der Fabrikindustrie und den zahlreichen jungen Schöpfungen von Industrien und Banken aus, denen durch den Krach das Lebenslicht ausgeblasen ward.

Diese nun suchten das alte, längst für verbraucht gehaltene Mittel der „Kindernährmilch" des Schutzzolles hervor, womit sie die Regierungen veranlaßten, den Boden der Verträge zu verlassen und durch hohe autonome Zolltarife die vielgepriesene, mit jener eines verarmten Mannes vergleichbare, sehr problematische Selbständigkeit zu erlangen.

Zunächst übte diese in Deutschland anfangs von den Industriellen, allmählich aber auch von den agrarischen Junkern betriebene Bewegung ihren Einfluß auf den großen Kanzler Bismarck aus, der aus einem begeisterten Freihändler urplötzlich ein bekehrter Schutzzöllner ward.

Nachdem die natürlichen, wenn auch langsam wirkenden Mittel der Sanierung, wie Einschränkung der Betriebe, Entsagung dem höheren Gewinne, staatliche Unterstützung u. dgl. zu versagen schienen, griff man nach dem durch längere Verwahrung im Schranke sehr abgeschwächten Arkanum des Schutzzolles, von dem man sich, als dem bequemsten Mittel der Besteuerung aller Bevölkerungsschichten, goldene Berge versprach.

Deutschland und Oesterreich kündigten einander den 1868er Vertrag und schufen autonome Tarife mit nur geringen, auf das Appreturverfahren und den Grenzverkehr beschränkten gegenseitigen Begünstigungen.

Die Freihandelspartei, die in den Wanderkongressen der deutschen Volkswirte ihre Stimme gegen die schutzzöllnerische Reaktion erhob, ward zur provisorischen Ohnmacht verurteilt, und die Kongresse hörten auf, da sie die Gegenstandslosigkeit ihrer Bemühungen voraussahen, respektive erlebten.

Eine ihrer letzten Kundgebungen war die Anregung eines seiner österreichischen Mitglieder und Referenten, des Schreibers dieser Zeilen, auf ein Zollbündnis zwischen dem Zollverein des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarn, dem sich dann die Kulturstaaten Europas unwillkürlich anschließen würden.

Dieser aus dem Gebiete doktrinär-theoretischer Verteidigung des Freihandels heraustretende positiv-praktische Vorschlag, der sogar auf einen zur Zeit der Bundesangehörigkeit Oesterreichs zu Deutschland ernstlich genommenen Anlauf sich zurückbezog, wurde im Jahre 1880 aus, wie es scheint, politischen Gründen leider abgelehnt. Wenn Oesterreich als deutscher Bundesstaat unter Fürst Schwarzenberg in den fünfziger Jahren die Zolleinigung mit dem Zollvereine

anstrebte, so geschah dies damals gewiß aus politischen Gründen. Wenn aber anfangs der achtziger Jahre aus rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten dieser große Gedanke von einem Vertreter des aus dem deutschen Reichsverbande längst ausgeschiedenen Oesterreich in einer κατ' ἐξοχήν freihändlerischen Gesellschaft angeregt und vertreten wird, so ist der auf die Besorgnisse politischer Hegemoniegelüste Oesterreichs über Deutschland gegründete Widerstand gegen diesen Antrag wohl unbegreiflich.

Der allgemeine Schlachtruf „Schutz der nationalen Arbeit" konnte nicht zum Schweigen gebracht werden und verbreitete sich lawinenartig über Deutschland und Oesterreich. Diesen Schutz suchte man in dem äußerst bequemen Mittel der durch Verteuerung der eignen Erzeugnisse allen Konsumenten aufgelegten Last einer indirekten Besteuerung mittels Beschränkung des ihnen zu Gebote stehenden Marktes und infolgedessen der Verringerung eines durch den freien internationalen Verkehr gesteigerten Angebotes.

Man begeht und sanktioniert hiermit staatlich ein an der Gesamtheit der Bevölkerung begangenes Unrecht — une spoliation, wie Bastiat in seinen Harmonies économiques es richtig bezeichnet —, vermeintlich zugunsten einer wenn auch sehr wichtigen und unentbehrlichen Klasse, jener der gewerblichen Produzenten, welche aber doch nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung bildet, während der eigentliche, ethisch allein zu rechtfertigende Schutz in der Anstrengung der eignen Denk- und Willenskraft zur klugen Ausnutzung der im legitimen Wettkampfe sich ergebenden Modalitäten (mit zwei englischen Worten: help yourself!) liegt. Wenn die Erhöhung der Arbeitslöhne und die Besserung der sozialen Stellung der Arbeiter als das angestrebte Ziel der Schutzzölle geltend gemacht wird, so zeigte sich dieses Argument in der Praxis keineswegs als zutreffend, denn faktisch haben hohe Schutzzölle keinen nachhaltigen Einfluß auf die Lohnerhöhungen der Arbeiter geübt, vielmehr haben sich die letzteren die Erhöhung der Löhne durch Streiks meist selbst zu erzwingen gewußt. Unstreitig haben aber tatsächlich die Protektionszölle auch auf die Lebensmittel und auf die Bekleidungsstoffe der Arbeiter einen sie verteuernden Einfluß genommen. Hierzu kommt auch die Verminderung des Absatzes infolge der durch die künstliche Verteuerung der Produkte und deren geringeres Angebot abnehmenden Kaufkraft der Konsumenten. Merkwürdig ist hierbei die umgekehrte Richtung, die der Uebergang des Freihandels zum Schutzzollsystem in den europäischen Kontinentalstaaten einerseits und jenen des Protektions- resp. Prohibitionswesens zum Freihandel in England anderseits genommen hat. Bekanntlich hat Sir Robert Peel im Jahre 1825 durch die Anti-Corn-Law-League die Aufhebung der Korn- und Kohlenzölle durchgesetzt und so dem Freihandel die Tore eröffnet, der dann auch durch Richard Cobden bei den Industrieprodukten seinen siegreichen Einzug hielt.

In seinen, dem friedlichen wirtschaftlichen Leben aller Völker unter sich gewidmeten Bestrebungen hat Cobden logischerweise den freien Austausch ihrer Erzeugnisse und Bedarfsartikel aller Art zwischen den Staaten Europas

befürwortet und in seinem Lande — England — damit den Anfang gemacht.

Ideal, wie dieser Gedanke in Cobdens Geiste lebte, konnte er im kontinentalen Europa nicht zur stetigen Verwirklichung gelangen.

Wie schon erwähnt, fand nach einem Anlaufe zu internationaler Verkehrsfreiheit durch die sogenannten westeuropäischen Handelsverträge mit der vor einseitigen Zollerhöhungen schützenden Meistbegünstigungsklausel infolge der dem deutsch-französischen Kriege 1870 nachwirkenden wirtschaftlichen Krisis ein von Deutschland ausgehender und in den Nachbarstaaten, namentlich Oesterreich-Ungarn, mit Leidenschaftlichkeit der beteiligten Kreise aufgenommener Rückschlag zur autonomen Protektionspolitik statt, deren nachteiligen Folgen erst auf Anregung des Deutschen Kaisers durch die Rückkehr zu langfristigen Konventionaltarifen im Jahre 1891 zu begegnen gesucht wurde.

In den erfolgreichen Schutzzollbestrebungen des europäischen Kontinents zeigte sich der, wie angedeutet, gegen Englands Freihandelspolitik umgekehrte Gang des kontinentalen Schutz- und Abschließungssystems. Anfänglich beschränkte sich letzteres auf die industrielle und gewerbliche Produktion, die im Zollschutz ihr Heil suchte, ohne die diesfalls auch in ihren einzelnen Zweigen sehr geteilten und vielfach sich widersprechenden Interessen zu würdigen und zu beachten.

Diese im Jahre 1875 begonnene Bewegung ließ jedoch die Agrarfrage ganz aus dem Spiele, da niemand daran dachte, die Naturprodukte und Rohstoffe mit Zöllen zu belegen, am allerwenigsten in einem Getreide exportierenden Lande wie Oesterreich und besonders Ungarn. Die Landwirte waren insgesamt Freihändler, und zwar nicht allein für sich, sondern auch für die Industrie, und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde des wohlfeilen Bezuges der Textilstoffe und der landwirtschaftlichen Maschinen.

Doch auch diese Kreise wurden allmählich von der Protektionsseuche ergriffen, wobei in Erinnerung an die einstigen Korn- und Kohlenlords Englands zunächst die reichsdeutschen Rittergutsbesitzer, die sogenannten Agrarier, die Führerschaft übernahmen. Diese, den *industriellen* Protektionsbestrebungen, ihrem Ziele und Erfolge noch entgegenwirkende Strömung, insbesondere mit Rücksicht auf die der Verarbeitung der Rohstoffe gewidmeten Industrien, die auf deren billigen Bezug angewiesen sind, zeigt deutlich das egoistische Klasseninteresse der Grundbesitzerkreise Deutschlands, die, unbekümmert um das in billiger Brotfrucht gedeihende Wohl der Massen der konsumierenden Bevölkerung, daher auch der gewerblichen Hilfsarbeiter, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse gegen den Influx an solchen vom Auslande zu monopolisieren trachten. Daß diese im neuen autonomen deutschen Zolltarif zum grellen Ausdrucke gelangte Tendenz auch auf die Nachbarstaaten, namentlich Oesterreich, aneifernd zurückwirken mußte, ist vorauszusehen gewesen und tatsächlich auch geschehen, obgleich die landwirtschaftlichen Exportinteressen Oesterreich-Ungarns, wie gesagt, *vielfach* ganz andern Bedingungen ihrer Pflege unterliegen, als dies in Deutschland der Fall

ist, dessen Landwirtschaft weit weniger durch Rußland und Ungarn, als durch Amerika und Indien bedroht erscheint.

Darin liegt aber eben der springende Punkt, der zu einer geschlossenen, d. h. unter sich wirtschaftlich geeinigten Koalition der mitteleuropäischen Staaten gegen die Ueberflutung derselben durch den gewaltigen Ueberschuß amerikanischen und indischen Getreides führen muß.

Denn es drängt sich dem objektiven Beobachter des Entwicklungsganges im Völkerleben die Ueberzeugung auf, daß die wirtschaftliche Abschließung der durch ein dichtmaschiges Eisenbahnnetz und elektrische Sprechverbindungen in ein so komplettes Gefüge gebrachten europäischen Kulturstaaten voneinander ein Anachronismus und eine Schädigung der wahren Interessen aller wie der einzelnen zu werden droht und deshalb nicht auf die Dauer aufrechtzuerhalten ist. Der Deutsche Zollverein hat, lange bevor das deutsche Kaiserreich gegründet ward und als der Deutsche Bund noch ganz selbständige souveräne Staaten umfaßte (wozu auch die österreichischen Erbländer gehörten, ohne daß diese in den Zollverein aufgenommen wurden), die wirtschaftliche Macht und Bedeutung des Reiches zu jener Höhe gebracht, auf der es heute steht.

In dem Maße nun, als die modernen Verkehrswege durch Herabsetzung der Gütertarife ihrem Zwecke, die Produktionsstätten den Verbrauchs- und Absatzgebieten näher zu bringen, immer mehr gerecht werden, sucht eine fortgesetzte gesteigerte Schutzzollpolitik diesen Lebenszweck einer gesunden Volkswirtschaft künstlich zu verkümmern oder doch seine Erreichung unendlich zu erschweren. Eine gesunde Eisenbahntarifpolitik, die ja das Streben aller beteiligten Faktoren ist, macht die Schutzzölle überflüssig auch für jene, die durch sie auf Kosten der Gesamtheit emporgekommen, d. h. künstlich genährt worden sind. Gerade die den regen Tauschverkehr der im verhältnismäßig raumbeschränkten Staatenmosaik Europas lebenden Menschheit ermöglichenden und belebenden Verkehrswege zu Wasser und zu Lande fordern große Wirtschaftsgebiete heraus; statt dessen sind die von den allenthalben vorhandenen Schutzzollparteien gedrängten und beeinflußten Regierungen bestrebt, diesen Verkehr zu knebeln und auf Kosten der Konsumenten, deren größtes Kontingent der Staat selbst stellt, einzuschränken.

Es versteht sich von selbst, daß hier nur von den Schutzzöllen und nicht von den im Interesse der Staatsfinanzen eingeführten Finanzzöllen die Rede sein kann, da letztere gleich der inneren Besteuerung und der Monopole zu den Souveränitätsrechten jedes Staates gehören.

Ebenso selbstverständlich erscheint es, daß in der vertragsmäßigen Erleichterung des internationalen Güteraustausches auf die aus der Verschiedenheit der Steuergesetzgebung sowohl als der Produktionsbedingungen der einzelnen Staaten unter sich heute noch resultierende Ungleichheit der industriellen und agrikolen Erwerbsverhältnisse derselben insoferne Rücksicht zu nehmen wäre, als die zwischen den europäischen Staaten (zunächst und für den Anfang wenigstens zwischen dem Deutschen Reiche, Oesterreich-Ungarn und Italien zu vereinbarenden

Zollsätze nicht höher sein sollten, als es der Ausgleich der nachweisbaren verschiedenen Produktionskosten unter Berücksichtigung der sie beeinflussenden Steuerlasten tatsächlich erfordert; um diese festzustellen, wäre es notwendig, auf dem Wege einer periodisch in wechselnden Hauptstädten alternierend einzuberufenden internationalen Zollkonferenz jenen Ausgleich anzubahnen und durch stetige Herabsetzung der Schutzzölle den Freihandel, richtiger gesagt, den freien Güteraustausch der Staaten unter sich herbeizuführen. Where there is a will, there is a way!

Doch auch die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen ist meist eine Folge des Schutzzolles, insoweit deren Hauptmoment, der kostspielige Bezug der Rohstoffe und Maschinen, die darauf angewiesenen Industrien belastet. Die innere Besteuerung der Fabrikindustrie müßte zum allgemeinen Nutzen jene Erleichterungen erfahren, welche die darin bestehende Verschiedenheit der Produktionsbedingungen unter den genannten Nachbarreichen möglichst ausgleichen.

Daß ein Uebergang aus dem Schutzzollsystem in jenes des freien Güteraustausches (libre échange) plötzliche Sprünge ausschließt, ist schon hervorgehoben worden, und lehrt uns die Natur selbst, in der wir die Gesetze der allmählichen, aber stetigen Entwicklung täglich beobachten können. Nur eine solche verspricht Dauer, worin uns die Engländer als Vorbild dienen können. Allein stetig muß die Tendenz des freien Güteraustausches verfolgt und eingehalten werden, dann wird und muß sie zum Ziele führen. Diese Stetigkeit ist es, die uns bisher gemangelt hat, weshalb ja auch, wie schon erwähnt, über Anregung des Deutschen Kaisers in den Jahren 1890 und 1891 die Industriewelt, der Abschließungszölle müde, die Rückkehr zur Vertragspolitik aus dem Bedürfnisse nach Stabilität der Produktionsverhältnisse verlangte.

Daß die Tendenz der produktiven Klassen nach größerer Verkehrsfreiheit dem, ich möchte sagen, instinktiven Bedürfnisse danach entspricht, zeigen die immer häufiger werdenden internationalen Ausstellungen, deren Beschickung nicht bloß und zum wenigsten deshalb erfolgt, damit die einzelnen Nationen ihre Fortschritte auf gewerblichem, resp. industriellem oder agrikolem Gebiete einander ablernen und sich zunutze machen können, als vielmehr doch hauptsächlich zu dem Zwecke, um Bestellungen zu erhalten und ihren Produkten Absatzgebiete über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zu sichern.

Wenn dies das eigentliche und das ohne allen Zweifel legitimste Ziel der Aussteller ist, wofür ihnen ja von allen Staaten jegliche Erleichterung, wie herabgesetzte Frachttarife auf den Bahnen und Schiffen sowie auch — was in unserm Falle das Wichtigste ist — Zollfreiheit gewährt wird, weshalb sucht man noch immer das rollende Rad des internationalen Güteraustausches durch Erschwerungen und Beschränkungen aufzuhalten, welche die Gesetzesumgehung durch den Schmuggel geradezu herausfordern? Ist denn das Gehalt der Schar von Zollbeamten und der Armee von Zollwächtern ein so beneidenswerter Budgetposten, daß man seiner um keinen Preis entraten will? Es wird und muß endlich die befreiende Idee der wirtschaftlichen Einigung der europäischen Kulturstaaten zum Durch-

bruche gelangen, und sie wird es notgedrungen gegen den Willen der unverbesserlichen Anhänger des Schutzzollsystems durch die stets wachsende Konkurrenz Nordamerikas und in nicht ferner Zukunft auch Ostasiens.

Da, wie schon hervorgehoben wurde, nur große und komplette Wirtschaftsgebiete jene teils schon fühlbare, teils bevorstehende Konkurrenz auszuhalten vermögen, nicht aber das in relativ kleine Wirtschaftsgebiete, die einander in den Haaren liegen, aufgelöste Europa gegenüber einem fünfmal größeren, geschlossenen Komplexe, wie die Vereinigten Staaten von Amerika ihn darstellen, so wird nicht die bloße Schulweisheit, sondern die Not als größte Lehrmeisterin die wirksamste Propaganda für den Freihandel sein.

Der erste Schritt müßte zur Herstellung einer Zolleinigung zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien gemacht werden — denn der politisch-militärische Dreibund, dessen ungeheurer Wert in der Erhaltung des europäischen Friedens von allen vernünftig Denkenden anerkannt werden muß, wird erst dann seine volle segensreiche Bedeutung dauernd behaupten, wenn er die Vereinigung der großen wirtschaftlichen Interessen der seine Reiche bewohnenden Nationen durch deren freien Güteraustausch im Gefolge hat.

Diesem Wirtschaftsbande Zentraleuropas würden, ja müßten sich dann die andern europäischen Kulturstaaten anschließen, denn die allen drohende Gefahr ist so eminent, daß sie hierzu nolens volens sich gezwungen sehen werden.

Die Vermengung der politischen Machtfragen und Machtgelüste einzelner junger Staaten, ihr Heißhunger nach Gebietsvergrößerung mit dem friedlichen Ausgleiche der den Bürgern aller Staaten Europas gemeinschaftlichen wirtschaftlichen Interessen, die man mit Unrecht rein materielle nennt, indem sie ja auch die Pflege der geistigen und Kulturaufgaben für jeden einzelnen dieser Staaten fördern helfen, ist der Krebsschaden unsrer Zeit!

Immer wieder halten die Gegner freihändlerischer Bestrebungen deren Anwälten den Popanz politischer Hintergedanken oder gar den Mangel an Vaterlandsliebe vor; gerade das Gegenteil ist der Fall; denn wer den freien Wettbewerb und die Lösung der ihn hindernden oder lähmenden Fesseln im eignen Vaterlande will, muß logischerweise dasselbe auch den andern Staaten zugestanden wünschen; sonst müßten wir auch die Schienenwege an der Grenze des Nachbarstaates unterbrechen und die zu errichtenden Zollfestungen mit einer Artillerie von Zollwächtern besetzt halten. Daran wird wohl schwerlich jemand denken, denn wer A sagt, muß auch B u. s. w. bis Z sagen.

Der neugegründete Deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsverband, der unlängst in Wien seine erste, von den hervorragendsten Männern der Volkswirtschaft beider Reiche besuchte Kongreßversammlung hielt, ist ein glänzender Anfang zur Betätigung der hier ausgesprochenen Zuversicht.

Wer sich ein offenes Auge und die Unbefangenheit des Urteils bewahrt hat, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß die zunehmende Erkenntnis und deren Betätigung in den breiten Schichten der Bevölkerung dem Ziele der zum dauernden Heile der Menschheit absolut notwendigen Befreiung von den ihr durch die

staatlichen Einrichtungen aufgelegten wirtschaftlichen Fesseln mächtig entgegentreibt. Die friedlichen Tendenzen fast aller maßgebenden europäischen Großmächte haben dieses Ziel, wenn auch nicht immer eingestanden, vor Augen.

Mit dem alten Römerspruche: „Si vis pacem, para bellum" starrt allerdings ganz Europa in Waffen, doch hütet es sich, davon Gebrauch zu machen! Die Kanonen bleiben stumm, weil die zunehmende Intelligenz der europäischen Völker ihre voreilige Entladung hindert. Dies ist schon eine große Errungenschaft, ein enormer Fortschritt der wachsenden und ihrer Macht immer mehr bewußten Volksbildung. Noch bleibt aber die Eifersucht der Mächte untereinander, d. h. ihrer Regierungen, ein Hemmschuh für das Fallen der Zollschranken.

Doch auch diese werden und müssen dem Bedürfnisse aller Völker nach Freiheit des internationalen Verkehrs weichen!

Wie schön ist Cobdens Devise, die ihm sein weiter vorurteilsloser Blick und seine ethisch-wirtschaftliche Lebensauffassung aller Völker eingab:

Peace, free trade and good will among nations!

Die Engländer sind, wie dies der Mißerfolg der Schutzzollpolitik Chamberlains beweist, diesen Prinzipien stets treu geblieben. Folgen wir ihnen auf dem Kontinente Europas nach und wir werden gut fahren! Nicht der Neid oder die Schadenfreude dürfen die Triebfeder unsrer wirtschaftlichen Maßnahmen sein, sondern die Erkenntnis von der Interessensolidarität aller Völker, die in der Wahrung der eignen Interessen, wenn ins richtige Gleichgewicht mit jenen der andern Staaten gebracht, ihren besten Ausdruck findet.

Car l'union fait la force!

Ueber die Gefahren beim Bergbau einst und jetzt

Von

Bergassessor Stegemann,

Bergschuldirektor und Privatdozent in Aachen

Die Grubenbrände auf „Borussia" und Courrières sowie in allerjüngster Zeit die Katastrophe auf Reden haben die Gedanken weiter Kreise wieder einmal auf die Gefährlichkeit des bergmännischen Berufes hingelenkt, die in den Fachkreisen selbst naturgemäß immer auf das aufmerksamste verfolgt wird. Schon seit 1821 weiß man, daß die Zahl der tödlichen Unglücksfälle beim preußischen Bergbau, auf 1000 beschäftigte Personen und den Zeitraum eines Jahres bezogen, sich immer dicht an die Ziffer 2 hält. Die seit 1886 vom Reichsversicherungsamt herausgegebene Unfallstatistik aber hat gelehrt, daß die Knappschaftsberufsgenossenschaft hinsichtlich der Gefährlichkeit unter allen Berufsgenossenschaften so ziemlich an der Spitze steht.

Die Gesamtzahl der tödlichen Unglücksfälle beim deutschen Bergwerksbetrieb

beläuft sich jetzt jährlich auf rund 1200. Der dem Bergbau fernerstehende Leser wird die Ursache dieser traurigen Erscheinung in den großen Grubenunglücken suchen, die mit einer bedauerlichen Regelmäßigkeit immer wiederkehren. Das ist aber ein weitverbreiteter Irrtum, dem man als Bergmann entgegentreten muß. Im Jahre 1905 zum Beispiel fanden noch nicht 10 Prozent der Verunglückten ihren Tod bei Massenunfällen.

Die eigentlichen Ursachen ergeben sich aus folgender Betrachtung. Der Bergmann hat bei seiner Arbeit stets gewaltige Gesteinsmassen in gefahrdrohender Weise über und neben sich, Gesteinsmassen, die selten einen massigen, zusammenhängenden Gebirgskörper bilden, vielmehr meist, wie namentlich beim Stein- und Braunkohlenbergbau, geschichtet und von Klüften durchsetzt sind. Darf man sich da wundern, daß er der Gefahr der Verschüttung ausgesetzt ist? So kommt denn auch tatsächlich der größte Teil der Verunglückungen auf den Steinfall als Ursache. Von den beim preußischen Bergbau 1905 unter Tage Verunglückten fanden 45,7 Prozent durch diese Ursache ihren Tod.

Der Tod winkt dem Bergmann aber auch von unten aus der Tiefe. Die Natur des Bergbaues bringt es mit sich, daß das Bergwerk eine Reihe senkrecht oder fast senkrecht niedergehender Baue besitzen muß. Zu diesen gehören in erster Linie die Schächte, bei steiler Gebirgslagerung auch die Bremsberge, die das Abbremsen der Mineralmassen zum Niveau der Förderſohle besorgen. Gar mancher Bergmann hat also bei der Arbeit den jähen Abgrund unter sich und läuft bei Unvorsichtigkeit Gefahr, abzustürzen. Ja, bei der Ein- und Ausfahrt im Schacht ist die ganze Belegschaft dieser Gefahr ausgesetzt. Auf solche Abstürze entfielen 1905 in Preußen 29,5 Prozent der tödlichen Unfälle unter Tage.

Daß diese beiden Unfallursachen in der Oeffentlichkeit nicht immer gebührend gewürdigt werden, hat seinen Grund einfach darin, daß die Zahl der Opfer im einzelnen Falle meist eine geringe ist, solche Unglücksfälle deshalb nicht so aufsehenerregende Ereignisse darstellen wie die großen Grubenunglücke.

Die übrigen Unfallursachen treten hiergegen erheblich zurück. So führt die amtliche Statistik über den preußischen Bergbau, der auch obige Zahlen entnommen sind, für das Jahr 1905 auf Horizontalförderung 5,8, auf Explosionen 2,3, auf schlechte Wetter 6,6, auf Schießarbeit 5,1, auf Wasserdurchbrüche 0,2, auf Maschinen 0,2 und auf sonstige Ursachen 4,6 Prozent der Unfälle zurück. Etwas anders gestaltet sich allerdings das Bild, wenn man den Steinkohlenbergbau für sich betrachtet, weil dieser noch mit der besonderen Gefahr der Schlagwetterexplosionen zu rechnen hat. Durch diese verunglückten 1905 13 Prozent der gesamten Todesopfer dieses Bergbauzweiges.

Unsre langjährige Statistik zeigt eine geringe Besserung in der Unfallziffer, die zum Beispiel in den Jahren 1901 bis 1905 durchschnittlich 1,861 betrug gegenüber etwas höheren Zahlen — mehr als 2 — in dem Zeitraum von 1851 bis 1900. Leider finden wir aber keine Stetigkeit im Rückgange dieser Zahlen. Der Gedanke liegt darum nahe, es möchte die Beachtung der Unfallgefahr

mit der gewaltigen Entwicklung unsers Bergbaues nicht gleichen Schritt gehalten haben. Ist dieser Vorwurf begründet? Sehen wir uns die wichtigsten Gefahrenquellen daraufhin an!

Früher teufte man die Schächte, die den unterirdischen Betrieb mit der Tagesoberfläche verbinden, im Einfallen der Lagerstätten ab. Die Schächte besaßen daher die Neigung der Lagerstätten und standen meistens geneigt. Heute teuft man sie senkrecht ab und ist daher nicht mehr in dem Maße wie früher der Gefahr des Schachtzusammenbruchs ausgesetzt.

Der Schacht bildet oft den kostspieligsten Teil einer Grube. Unsre Vorfahren begnügten sich darum gern mit einem einzigen Schacht. Stürzte dieser während der Schicht ein, so war die Belegschaft in der Regel verloren. Als trauriges Beispiel mag der Schachteinsturz auf der englischen Steinkohlengrube Hartley im Jahre 1862 angeführt werden, der 204 Mann das Leben kostete. Diesem Einschachtsystem gegenüber vertritt man heute das Zweischachtsystem. Jedenfalls muß jede Bergwerksanlage mit zwei Ausgängen nach der Tagesoberfläche versehen sein. Diese Forderung ist von allen preußischen Oberbergämtern bergpolizeilich durchgeführt. Nur beim Stein- und Kalisalzbergbau finden sich noch einzelne Ausnahmen, die hoffentlich auch bald verschwinden werden.

Beim Abbau, d. h. bei der Gewinnung des Minerals aus der Lagerstätte, bekämpft man die Bildung und das Offenlassen großer Hohlräume. Beim Salz- und unterirdischen Braunkohlenbergbau sind die Abmessungen der Hohlräume bergpolizeilich beschränkt. Sonst wendet man gern Abbau mit Bergeversatz, d. i. mit Verfüllung der Hohlräume durch wertlose Gesteinsmassen, an, neuerdings wohl unter Verbindung mit dem sogenannten Spülverfahren, so daß auch die im Versatz verbleibenden kleinen Hohlräume noch zugeschlämmt werden. Abbaumethoden ohne Bergeversatz sind immer mehr im Verschwinden begriffen. Die Betriebspunkte werden außerdem gegen das Hereinbrechen des Gesteins gründlich mit Holz verbaut. In früheren Zeiten machte man sich über alle diese Dinge weniger Kopfzerbrechen. Statt von unten nach oben, wie es jetzt geschieht, baute man die Lagerstätten von oben nach unten ab, gar häufig nur unter Anwendung wandelbarer Zimmerung. Daß Grubeneinstürze nicht zu den Seltenheiten gehörten, liegt auf der Hand. Vom Rammelsberg bei Goslar berichtet der braunschweigische Berghauptmann Löhneiß 1617, „daß auff ein Zeit ein First eingegangen sey, daß auf ein Tag bey vierhundert Witfrawen worden sind".

In voller Würdigung der Bedeutung, die das hereinbrechende Gebirge besonders beim Steinkohlenbergbau auf die Unfallziffer ausübt, hat der preußische Handelsminister 1897 eine Kommission von Sachverständigen berufen, um diese Gefahrenquelle eingehend zu untersuchen und geeignete Gegenmaßregeln ausfindig machen zu lassen. Die Arbeiten dieser sogenannten Steinfallkommission sind erst vor kurzem abgeschlossen, so daß Ergebnisse noch nicht vorliegen, die Berufung aber beweist, welche Beachtung unsre Behörden dieser wichtigsten Gefahrenquelle schenken.

Die mit der Förderung und Fahrung in Schächten und steilen Bremsbergen

verbundenen Gefahren sucht man heutzutage durch weit strengere Vorschriften zu bekämpfen als ehedem. Das gefährlichste Fahren, nämlich das auf Fahrten (Leitern) ist fast ganz verschwunden und hat meistens dem Fahren am Seil (nach Art der Fahrstühle) Platz gemacht. Die Benutzung der Seilfahrt bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der Oberbergämter, Voraussetzung ist eine sechsfache Sicherheit des Förderseiles im Verhältnis zur Meistbelastung bei der Produktenförderung. Infolge dieser Vorschriften und dank einer immer fortschreitenden Verbesserung des Förderseilmaterials geht die relative Zahl der Seilbrüche immer mehr herab, im Oberbergamtsbezirk Dortmund zum Beispiel von 19,30 Prozent der abgelegten Seile im Jahre 1872 auf 0,62 Prozent im Jahre 1904. Trotz dieser günstigen Ergebnisse ist 1904 noch eine Seilfahrtskommission berufen worden, um die vorhandenen Bestimmungen zu prüfen und weiter zu verbessern.

Wohl die größten Fortschritte sowohl im Sinne der Gesundheitspflege wie der Unfallbekämpfung hat der Bergbau auf dem Gebiete der Bewetterung oder Lüftung der Gruben gemacht. Keineswegs handelt es sich hierbei um eine leichte Aufgabe. Das Streckennetz einer Grube beläuft sich oft auf mehr denn 100 Kilometer, die Zahl der belegten Betriebspunkte auf mehrere Hundert. Eine gewaltige Luftmenge, auf einzelnen Gruben 10000 Kubikmeter und mehr in der Minute, wird durch Ventilatoren in Bewegung gesetzt und auf die Arbeitspunkte verteilt. Am besten durchgeführt ist dieses Gebiet auf den Schlagwettergruben, d. h. auf Steinkohlengruben, die Schlagwetter führen. Handelt es sich hier doch nicht nur um die Zuführung der zum Atmen der Belegschaft, zum Brennen der Grubenlampen u. s. w. erforderlichen Luft, sondern vor allem um die Beseitigung der Grubengase, die, in größerer Menge mit Luft gemischt, die schlagenden Wetter, d. h. explosible Gemische bilden und nur durch Verdünnung, also Zufuhr großer Luftmengen, erfolgreich bekämpft werden können.

Daß hierzu vor Einführung der Dampfmaschine nur recht beschränkte Hilfsmittel zur Verfügung standen, ist einleuchtend. An eine Auffrischung der Grubenluft im heutigen Sinne war damals nicht zu denken. Obendrein hat man aber die Wetter noch künstlich verschlechtert. Ich erinnere nur an das alte Feuersetzen, das zur Lockerung des festen Gesteins diente. Vor Aufnahme der Sprengarbeit war man auf dieses Feuersetzen angewiesen. Welche Mengen schwerer Schwaden (Kohlensäure) mögen dabei gebildet worden sein und wie viele Bergleute mögen darin den Erstickungstod gefunden haben! Ein Gegenstück dazu ist das früher beliebt gewesene, jetzt strengstens verbotene Anzünden der Bläser, d. h. stärkerer Grubengasquellen in Steinkohlenbergwerken, ein in seinen Folgen unberechenbares Verfahren. Die Zeiten, wo man in der Grube im wahren Sinne des Wortes mit dem Feuer spielte, sind glücklich vorüber. Das Feuersetzen ist, wie schon bemerkt, durch die Sprengarbeit, und zwar auf Schlagwettergruben vielfach unter Anwendung von Sicherheitssprengstoffen, ersetzt. Die Frage der Beleuchtung ist für den Steinkohlenbergbau durch die 1815 von dem Engländer Davy erfundene Sicherheitslampe und die aus ihr späterhin entstandenen Lampenkonstruktionen bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelöst.

Daß unsre Wetterwirtschaft eine so hochentwickelte ist, verdanken wir in erster Linie dem überaus gründlichen Arbeiten der sogenannten Schlagwetterkommissionen, die in den wichtigsten Steinkohlenbergbau treibenden Ländern, so in Preußen in den 1880er Jahren, berufen worden sind.. Was die preußische Kommission, deren Vorschläge die Grundlage unsrer jetzigen Bergpolizeivorschriften bilden, genutzt hat, ist kürzlich noch von dem Geheimen Bergrat Meißner in Berlin betont worden: „Nach Einberufung der Schlagwetterkommission ist es nicht gleich gelungen, eine Verminderung der Explosionen herbeizuführen. Was ist aber seitdem erreicht worden? Während in den Jahren 1881 bis 1885 bei einer Förderung von 50 Millionen Tonnen Kohle in Preußen durchschnittlich jährlich 30 tödliche Explosionen vorkamen, haben wir in den Jahren 1896 bis 1900 nur 13 Explosionen bei einer Förderung von 90 Millionen Tonnen gehabt."

Leicht entzündlicher Kohlenstaub wird jetzt durch Berieselung unschädlich gemacht. Zum Schutze gegen Grubenbrand begegnen wir Wasserleitungen, Brandklappen, Branddämmen u. s. w. Manche Grube verfügt über eine wohlausgebildete Feuerwehr. Der Bau von Rettungsstationen mit Atmungsapparaten zum Eindringen in vergaste Gruben ist teils schon geschehen, teils im Werden begriffen. Hinweisen möchte ich auch auf die Entwicklung des markscheiderischen Rißwesens, das alle Grubenbaue zeichnerisch festlegt, so daß man gegen Schwemmsand-, Wasser- und Gasdurchbrüche rechtzeitig die nötigen Schutzmaßregeln treffen kann. Früher tappte man in Ermanglung markscheiderischer Zeichnungen im dunkeln. So erklärt sich ein größeres Unglück auf der Grube Gouley bei Aachen. In der Nacht vom 25. zum 26. Januar 1834 wurde im Tiefbau ein alter, mit Wassern erfüllter Bau angehauen, und diese stiegen so rasch auf, daß sich von 74 in der Grube befindlichen Arbeitern nur 11 zu retten vermochten.

Noch mancherlei wäre anzuführen, wollte man von der Bekämpfung der Unfallgefahr beim Bergbau ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Bild geben. Im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes muß man sich jedoch darauf beschränken, die wichtigsten Dinge kurz zu streifen. Den Eindruck dürfte der Leser aber auch aus diesem gedrängten Abriß mit sich nehmen, daß die Bergbehörde die Sorge um die Sicherheit der Bergarbeiter als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtet. Mit der Bergbehörde wetteifern die Bergwerksbesitzer selbst in den Bestrebungen der Unfallverhütung, ohne die damit verbundenen Kosten zu scheuen, wie denn auch weitere Kreise, namentlich die Knappschafts- und bergmännischen Fachvereine, Vertreter der Wissenschaft und Praxis unablässig bemüht sind, dem Bergbau auf diesem Gebiete hilfreiche Hand zu bieten.

Es mag eingewendet werden, daß die geschilderten Fortschritte in der Unfallbekämpfung in unsrer Statistik weniger hervortreten, als man erwarten sollte. Dazu muß bemerkt werden, daß leider eine Reihe von Tatsachen mitwirkt, durch welche die Unfallziffer erhöht wird.

Wie auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens, so hat auch beim Bergbau die Dampfmaschine eine vollständige Umwälzung hervorgebracht. Früher herrschten

im Bergwerksbetriebe gemütliche patriarchalische Zustände, heute begegnen wir, insbesondere beim Stein- und Braunkohlen-, beim Salz- und Eisensteinbergbau, vorwiegend Großbetrieben. Durch umfangreiche Einführung maschineller Hilfsmittel suchen diese die Förderung der Grube im ganzen und die Leistung des einzelnen Mannes zu steigern. Die Schächte werden mit beispielloser Geschwindigkeit niedergebracht, die Ausnutzung der Förderschächte und Förderquerschläge ist eine intensivere, die Belegung der Baufelder eine dichtere, kurz die Produktion wird wie in andern gewerblichen Betrieben so auch beim Bergbau räumlich und zeitlich immer mehr zusammengedrängt und verstärkt, um die Selbstkosten herabzudrücken, die Einnahmen zu erhöhen und so eine Verzinsung und möglichst baldige Tilgung des aufgewendeten Anlagekapitals herbeizuführen. Unzweifelhaft hat dieses Verfahren eine Erhöhung der Unfallgefahr im Gefolge. Doch da hilft kein Sträuben. Von den unerbittlichen Gesetzen der modernen wirtschaftlichen Entwicklung wird auch der Bergbau mit fortgerissen.

Die Hauptschwierigkeit, die sich in den großen Industrierevieren der Ausdehnung der vorhandenen und der Eröffnung neuer Bergwerke in den Weg stellt, ist stets die Arbeiterfrage. Durch hohe Löhne, Bau von Arbeiterwohnungen und andre Lockmittel sucht sich eine Neuanlage die bald nach Hunderten oder gar Tausenden zählende Belegschaft heranzuziehen. Wer will sich da wundern, wenn unter den Neulingen unerfahrene, ungeschulte Arbeiter mit einschlüpfen. Insbesondere werden im Ruhrrevier minderwertige Kräfte eingestellt, da der Nachwuchs der Bergarbeiterbevölkerung mit der Steigerung der Belegschaftsziffer nicht im entferntesten Schritt halten kann. Trotz aller Vorschriften, welche die Hebung der bergmännischen Tüchtigkeit bezwecken, muß angesichts solcher Tatsachen die Güte der Einzelausbildung zurückgehen. In noch gesteigertem Maße trifft das für die vielen fremdsprachigen Arbeiter zu, welche die deutsche Sprache zum großen Teil gar nicht verstehen. Ein solcher Zustand erscheint vom sicherheitspolizeilichen Standpunkt aus sehr bedenklich, denn vom Tun und Lassen des einzelnen Mannes hängt beim Bergbau nicht nur seine eigne, sondern auch die Sicherheit seiner Mitarbeiter ab.

Eine bedauerliche Erscheinung ist es, daß namentlich im Ruhrrevier die alte Seßhaftigkeit der Bergleute dahin ist. Es ist schwierig geworden, den Arbeiterstamm zu halten, noch schwieriger, einen neuen Bergmannsstand erst heranzuziehen. Der jährliche Wechsel der westfälischen Belegschaften beträgt jetzt 120 Prozent! Darin liegt eine ganz erhebliche Gefahrenquelle, denn um die Gefahren der einzelnen Betriebspunkte richtig würdigen zu können, muß der Bergmann vor allem die nötigen Ortskenntnisse erworben haben, und mit den Gebirgs- und Druckverhältnissen vertraut, kurz an seinem Arbeitsplatze warm geworden sein.

Die gewaltige Steigerung in der Gütererzeugung und die beispiellose Entwicklung des Verkehr in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren haben außerordentlich belebend auf den Kohlenmarkt eingewirkt, und die Nachfrage nach Kohle, diesem Brot der Industrie, wird noch immer reger. Der Kohlenbergbau überwiegt infolgedessen die andern Bergbaugruppen mehr und mehr. Gleich-

zeitig aber ist er der relativ gefährlichste. Der preußische Steinkohlenbergbau zum Beispiel beschäftigte 1852 nur 54 Prozent, 1905 dagegen 77 Prozent aller Bergarbeiter. Die tödlichen Unfallziffern dagegen sind für 1905 beim Steinkohlenbergbau 2,108 und beim Braunkohlenbergbau 2,071 gegenüber 0,877 beim Erz- und 1,172 beim Salzbergbau.

Auch die vielfach erhöhte Arbeitstätigkeit des einzelnen Mannes, insbesondere durch Verfahren von Ueber- und Nebenschichten, das schnellere Vorrücken in größere Tiefen und mancherlei andre Erscheinungen, die in den Eigentümlichkeiten unsers neuzeitlichen Wirtschaftslebens wurzeln, beeinflussen unsre Unfallstatistik in ungünstigem Sinne. Sie entspringen gewissermaßen einer höheren Gewalt, und gegen sie anzukämpfen, ist eine schwierige Aufgabe. Ein gewisser Erfolg in der Unfallbekämpfung liegt also schon vor, wenn die Unfallziffer nur nicht steigt.

Es ist angezeigt, nun noch auf eine Beobachtung hinzuweisen. Die Knappschaftsberufsgenossenschaft gliedert die Unfälle auch nach ihren *inneren* Ursachen und ermittelt, daß zum Beispiel 1905 auf die Schuld der Mitarbeiter 3,73 Prozent und auf die Schuld des Verletzten 26,86 Prozent der Unfälle zurückzuführen sind. Rund 30 Prozent der Verunglückungen hätte man also der Belegschaft zur Last zu legen. Die genannten Unfallursachen treten auch nur zu oft in Erscheinung. Von 1240 Explosionsfällen zum Beispiel, die sich in dem Zeitraum von 1861 bis 1881 auf preußischen Schlagwettergruben ereigneten, waren 436 auf ein Verschulden des Verunglückten selbst, 24 auf das eines Mitarbeiters und 52 auf das eines Beamten zurückzuführen. Der gräßliche Brand im Maria-Schacht bei Przibram am 31. Mai 1892 ist dadurch entstanden, daß ein Bergmann den Rest seines Lampendochtes noch brennend wegwarf. Er hat 319 Mann den Tod gebracht. Die Kohlenstaubzündungen auf der Königin-Luisen- und Schlesien-Grube, beide in Oberschlesien in den Jahren 1903 und 1904, hatten in dem vorschriftswidrigen Besetzen der Schüsse mit Kohlenstaub ihren Grund und kosteten 19 bezw. 8 Mann das Leben. Auch für die Katastrophe auf Reden, die sich am 28. Januar d. J., am Tage nach Kaisers Geburtstag, abgespielt und insgesamt 150 Opfer gefordert hat, wird man als Ursache kaum etwas andres als die Unvorsichtigkeit eines Bergmannes annehmen können.

Man steht hier vor einer bedauerlichen Tatsache. Die Fahrlässigkeit läßt sich nicht aus der Welt schaffen, und bösen Willen brauchen wir bei den Schuldigen gewiß nicht anzunehmen. Fraglos wäre aber die Unfallzahl eine kleinere, wenn man, wie beim Arbeiter überhaupt, so auch beim Bergmann durchweg auf etwas mehr guten Willen rechnen dürfte. Nicht mit Unrecht wird in dem großen Werke über die Entwicklung des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaues gesagt: „Hält man etwas genauere Umschau, so wird man zu der Erkenntnis kommen, daß ein Umstand hauptsächlich es ist, der allen Bemühungen der Behörden und Werksverwaltungen um die Sicherheit des Lebens und die Gesundheit der Arbeiter zu durchkreuzen vermag, das ist der bei vielen Belegschaftsmitgliedern vorhandene und bei der Erforschung der Unfallursachen häufig zutage tretende

Mangel an Gewissenhaftigkeit und an dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit im einzelnen.“ Daß solche im Geiste der Arbeiterschaft wurzelnden Unfallursachen schwerer zu bekämpfen sind als die oben geschilderten elementaren, liegt auf der Hand.

Woran es hier fehlt, das ist die Volkserziehung. Zwang fühlt unsre Jugend auf der Schule und beim Militär. Um so freier kann sie sich bewegen, sobald sie der Schul- und Wehrpflicht genügt hat, zumal es den Eltern oft an dem wünschenswerten erzieherischen Einfluß fehlt. Und gerade unsre dem Arbeiterstande angehörende Jugend kann sich einer großen Freiheit erfreuen, oft einer größeren Freiheit als die für höhere Berufe sich vorbereitenden jungen Leute. Diese sind durchschnittlich bis zu einem Alter, in dem man von ausgereiften Charakteren sprechen kann, wirtschaftlich von ihren Eltern noch abhängig, die jungen Arbeiter dagegen sind oft genug wirtschaftlich frei, verdienen sie doch heutzutage Löhne, um die sie mancher auf einer höheren Bildungsstufe stehende junge Mann beneiden könnte. Und sind sie für ihre Selbständigkeit moralisch reif? Zum großen Teil sicherlich nicht. Der kleinliche, selbstsüchtige Standpunkt findet in diesen Jahren einen guten Nährboden und wirkt noch lange nach, auch wenn der Arbeiter sich seinen eignen häuslichen Herd schafft und wieder eine gesündere Gedankenrichtung einschlägt. Daß aber die „Freiheit“ der Arbeiter, die namentlich bei den jüngeren Leuten so weit geht, das Bild der Unfallstatistik ungünstig färbt, beweisen die Vereinigten Staaten, dieses Land der Freiheit, das in der Zahl der Todesopfer, z. B. beim Kohlenbergbau, absolut und relativ allen übrigen Staaten weit voran ist! 1903 und 1904 betrugen die Unfallziffern 3,11 und 3,35!

Durch die unablässigen Aufreizungen und Aufstachelungen von sozialdemokratischer und andrer Seite ist ein gut Teil des Vertrauens verloren gegangen, von dem der Bergmann früher zu seinem Brotherrn und zu seinem vorgesetzten Beamten beseelt war. Solche Wahnideen, daß die besitzenden Klassen die geschworenen Feinde des Arbeiterstandes seien, haben auch unter den Grubenbelegschaften Platz gegriffen. Das Verhältnis des Bergmanns zu seinem Steiger, Obersteiger und Betriebsführer ist infolge davon ein gespannteres geworden, und der moralische Einfluß dieser Betriebsbeamten auf ihre Untergebenen nimmt immer mehr ab, stellenweise ist er wohl überhaupt nicht mehr vorhanden. Auch das wirkt ungünstig auf die Zahl der Unfälle ein, denn der beste Schutz des Bergmanns gegen Verunglückungen ist eine gründliche Schulung. Wie soll aber eine solche möglich sein, wenn der Bergknappe in seinem Steiger seinen natürlichen Lehrer nicht mehr erblickt? Die Bergpolizeiverordnungen, die für den Bergmann eine Anzahl von Jahren als Schlepper und Lehrhauer vor dem Einrücken in die Hauerklasse vorschreiben, tun es allein nicht.

Wenn das Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber heutzutage ein so schlechtes geworden ist, so dürften das aber nicht nur die Hetzer, sondern auch unsre öffentliche Meinung und unsre Gesetzgebung mitverschuldet haben. Es hat sich immer mehr die Anschauung in weitesten Kreisen Bahn gebrochen,

den Arbeitern als den sozial schwächeren Schichten der Bevölkerung dürften eigentlich nur Rechte zugestanden, aber keine neuen Pflichten auferlegt werden. Man braucht nur bei Ausständen oder bei Beratung von Gesetzesvorlagen, die mit der Arbeiterfrage sich beschäftigen, die Tagespresse zu verfolgen, um immer wieder diesen Eindruck zu gewinnen. Der Standpunkt ist gewiß menschenfreundlich, ob immer zweckmäßig, ist eine andre Frage. Die goldne Mittelstraße zu gehen wird sich auch hier empfehlen. Sonst werden die Arbeiter in ihren Anschauungen noch anspruchsvoller und des Gedankens, daß nicht der Arbeitgeber allein, sondern auch sie Pflichten gegen die Allgemeinheit haben, noch weiter entwöhnt. Das Verantwortlichkeitsgefühl kann dabei nur zurückgehen.

Im Interesse der Volkserziehung dürfte es sich empfehlen, hier in diesem Sinne mehr als bisher einzulenken. Den Arbeitern mögen ihre Rechte ungeschmälert bleiben, sie dürfen aber ruhig fühlen, daß es für sie als Staatsangehörige neben den Rechten und neben den Pflichten, die ihre Arbeitsordnung vorschreibt, noch Pflichten gegen die Allgemeinheit und Pflichten moralischer Natur gibt. Schneller als durch unmittelbare Erziehungs- oder gar Zwangsmaßregeln, die nur den Trotz und den Widerstand der arbeitenden Klassen herausfordern würden, werden die Arbeiter auf solche Weise zu der Erkenntnis gelangen, daß die Wege, die ihre Führer in ihrer maßlosen Herrschsucht gehen wollen, nicht die richtigen sind. Von heute auf morgen wird das allerdings nicht geschehen. Waren Jahrzehnte erforderlich, um das Verhältnis zwischen den Arbeitern und ihren Brotherren so zu trüben, wie es heute ist, so werden auch Jahrzehnte hingehen müssen, um es wieder zu klären.

Gelingt es den vereinten Kräften der gebildeten Kreise einmal im Laufe der Zeit, die Arbeitermassen wieder für höhere Aufgaben empfänglich zu machen, dann wird dieser Erfolg zweifellos auch der Bekämpfung der Unfallgefahr zugute kommen. Die Bergleute werden für den Rat der Vorgesetzten wieder zugänglicher, ihr Gefühl für Verantwortlichkeit und Zusammengehörigkeit, das bei allen Bergleuten früher hochentwickelt war, wird wieder stärker werden, kurz, die Fortschritte in der Bekämpfung der „inneren“ Ursachen der Verunglückungen, insbesondere durch „eignes Verschulden“, werden wieder mehr in Erscheinung treten.

Vielleicht darf man hoffen, dem Ideale des Bergmanns, nämlich einem ungefährlichen Bergbau, im Laufe der Zeiten etwas näher zu kommen als bisher. Verwirklicht werden kann dieses Ideal niemals. Ungeachtet aller Mittel, die Leben und Gesundheit beschirmen sollen, bleibt die Gefährdung des Bergmanns immerfort bestehen. Selbst auf Mustergruben und unter Musterbelegschaften — und wird es solche jemals geben? — wird immer noch mancher Knappe zum Invaliden werden, mancher sogar noch sein Leben lassen müssen, denn:

Wer zur dunkeln Tiefe nieder
In den Schoß der Berge steigt,
Kann nie wissen, ob ihm wieder
Droben sich die Sonne zeigt.

Abessinien

Von

Graf Eduard Wickenburg

Abessinien war bis zu dem Augenblick, als es dem Vordringen der Italiener durch die siegreiche Schlacht von Adua im Jahre 1896 eine Schranke setzte, dem großen europäischen Publikum fast nur dem Namen nach bekannt. Von dieser Zeit an trat es aber aus seiner Jahrhunderte währenden Abgeschlossenheit heraus und es begann eine für die politische Konstellation Ostafrikas ganz hervorragende Rolle zu spielen. In raschem Siegeslaufe hat es alle anstoßenden Gebiete erobert und dadurch seine Grenzen bis an die Interessensphären der europäischen Staaten ausgedehnt, ja in manchen Fällen sogar in diese hineingeschoben. Heute ist Abessinien der bedeutendste und mächtigste Eingeborenenstaat in Afrika. Es mag daher nicht uninteressant erscheinen, einiges über die staatlichen und sozialen Einrichtungen im Reiche Meneliks, der den stolzen Titel „der siegreiche Löwe von Juda" führt, zu hören.

Die folgende Betrachtung, die teilweise meinen Aufzeichnungen während zweier Reisen in Abessinien entnommen ist, bezieht sich hauptsächlich auf Schoa, da dieses heute den Schwerpunkt des abessinischen Reiches ausmacht.

Früher war Abessinien ein Feudalstaat, dessen Gebiete von Königen und Ras aus erblichen Familien beherrscht wurden, die zwar unter der Oberherrschaft des Negus Negesti, des Königs der Könige, standen, doch in ihren Ländern vollkommen unabhängig schalten und walten konnten und das Recht über Leben und Tod ihrer Untertanen hatten. Seit Menelik die Kaiserkrone Abessiniens sich aufs Haupt gesetzt hat, trat das Bestreben auf, den Absolutismus immer mehr auszugestalten. Mit dem Tode Tekla Haimanobs, des Königs von Godscham, im Jahre 1900 ist der letzte Herrscher aus angestammter Familie und der letzte König aus Abessinien verschwunden. Die einzelnen ehemaligen Königreiche und Provinzen sind heute größtenteils mit Günstlingen des Negus besetzt und diese werden nach seiner Willkür auch wieder abgesetzt. Sie führen den Titel Ras oder Dedjasmatsch und haben zwar die Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, doch nicht das Recht über Leben und Tod. Auch kann gegen ihre Urteilssprüche an den Negus rekurriert werden. Wenn es sich um wichtige Entschließungen im Staate handelt, so beruft der Kaiser seine Ras, Generale und andre Würdenträger, um ihr Urteil zu hören, entscheidet aber dann nach seinem eignen Ermessen, so daß diese Versammlungen einen rein konsultativen Charakter haben. Es gibt in Abessinien keine Minister.

Die vom Negus den Ras und andern verliehenen Provinzen und Länder werden von diesen administriert, doch haben sie einen jährlichen Tribut zu zahlen, dessen Minimum normiert ist. Es wird freilich gern gesehen, wenn ein höherer Tribut gezahlt wird. Dadurch macht sich unter den Gouverneuren eine Art

Wetteifer geltend, wer wohl dem Negus den größten Tribut zahle und auf diese Weise in hohe Gunst komme. Wenn der Tribut zu klein ausfällt, so riskiert der betreffende Gouverneur sein Land zu verlieren, was auch tatsächlich vorkommen soll. Da der Gouverneur sein Land wieder unter seine Günstlinge und diese wieder an ihre Anhänger verteilen, welche die Steuern und Abgaben einzutreiben haben, so entsteht dadurch ein Raubsystem, und dies sehr zum Nachteil der ackerbautreibenden Klasse. Der Tribut an den Negus geht durch die Hände unzähliger Personen, die alle ihren Profit haben wollen.

Die absolute Macht Meneliks stützt sich hauptsächlich auf den Militarismus. Man könnte Abessinien mit Recht als einen Militärstaat bezeichnen. Im Frieden unterhält Menelik ein Söldnerheer, dessen Stärke mir mit 20000 Mann angegeben wurde. Die Soldaten werden auf Staatskosten ernährt, bekleidet, erhalten ein Gewehr, Patronen und einen Säbel sowie eine Bezahlung von nur vier Talern per Jahr. An Sonntagen werden die Soldaten in der kaiserlichen Residenz gespeist, wobei ihnen das Brondo, rohes Rindfleisch, sowie das Tetschbier verabfolgt wird. Ebenso wie der Negus hält jeder Ras oder Gouverneur in seinem Lande ein stehendes Heer von mehreren tausend Mann. Im Kriege findet ein allgemeines Massenaufgebot statt, und jeder Abessinier ist bei Strafe der Konfiskation aller seiner Güter verpflichtet, sich dem Heere zu stellen. So erklärt es sich, daß der Negus mit Leichtigkeit eine Armee von mehreren hunderttausend Mann aufstellen kann. Die Verpflegung dieser Truppe ist eine sehr einfache. Jeder Mann nimmt sich so viel Mehl und andre Vorräte mit, als er selbst tragen oder auf seinem Maultier unterbringen kann. Sind diese Vorräte aufgebraucht, so lebt die Armee einfach vom Lande durch Requisition, einerlei, ob man durch eignes oder durch feindliches Land zieht. Der Marsch einer Truppe durch irgendeine Gegend soll dort schauderhafte Spuren der Verwüstung hinterlassen. Dörfer werden dann niedergebrannt und die friedlichen Landbewohner sowie deren Frauen und Kinder zum Tragen des Gepäckes oft weit von ihrer Heimat fortgeschleppt. Nach einer längeren Dienstzeit und für besondere Verdienste kann ein Soldat vom Negus mit Land belehnt werden. Die in demselben ansässigen Bauern, Gabara genannt, werden dann seine Leibeignen und müssen den Boden für ihn bearbeiten.

Die Einnahmen des Reiches bestehen in den Zöllen, der Grundsteuer, dem Zehent und Robot. Alle Waren, die importiert oder exportiert werden, sind in Abessinien mit 10 % ad valorem besteuert. Dieser Zoll kann entweder in natura durch einen Teil der betreffenden Waren oder in Geld gezahlt werden. Die Einnahmen für die Zölle fließen direkt in die Kasse des Negus. Der Robot besteht darin, daß der Bauer eine bestimmte Anzahl von Tagen für den Chef der betreffenden Provinz arbeiten muß. Die Anzahl der Arbeitstage wird ganz nach Willkür des letzteren bestimmt. Auch die Grundsteuer wird für die einzelnen Bauern nach der Größe ihres Besitztums einzig und allein durch den Chef der betreffenden Provinz bemessen, der seine Informationen durch seine Unterbeamten, die Schums, erhält. Diese Grundsteuer wird meist nicht in Geld, sondern in

Naturprodukten gezahlt, je nach der Gegend in Feldfrüchten, Vieh, Elfenbein oder Geweben. Der Zehent wird dadurch eingehoben, daß die Unterbeamten der Gouverneure die Ernte des ihnen unterstehenden Distrikts selbst abschätzen und dann, sobald die Ernte eingebracht wird, davon nehmen, was ihnen beliebt. Dem Bauer steht zwar das Recht zu, sich bei seinem Gouverneur zu beschweren, doch kann man sich vorstellen, daß er unter diesem System der Willkür dem Untergang preisgegeben ist. Da keiner der Beamten in Abessinien einen Gehalt bekommt, vom Ras angefangen bis zum Schum, sie sich aber alle durch das Land, d. h. den Distrikt, dem sie vorstehen, bezahlt machen müssen, nach Abzug des Tributs an ihren Chef anderseits aber keiner Kontrolle unterstehen, so führt dies zu einem wahren Ausbeutungssystem.

Die Einnahmen von Robot, Zehent und Grundsteuer fließen nicht direkt in die Kassen des Negus, sondern in die der Ras oder Gouverneure, die aus diesen Einnahmen den Tribut an den Negus zahlen. Dieser wird zweimal im Jahre, gewöhnlich zu Neujahr und nach der Regenzeit, am Maskalfeste, gezahlt. In Addis Ababa besteht auch eine eigne Marktsteuer, deren Einnahmen dem Negus zufallen.

Bis vor kurzem war das einzige in Abessinien kursierende Geld der alte österreichische Mariatheresientaler. In den letzten Jahren hat Menelik einen Taler mit seinem Bilde prägen lassen, der zwar heute in Addis Ababa und Umgebung im Umlauf ist, doch ziehen die Leute den alten Taler vor, und kaum einen Tagmarsch von der Hauptstadt nehmen sie den neuen Taler überhaupt nicht an. Die Leute weigern sich dort oft, neue, noch glänzende Taler zu nehmen. Ich hatte einmal nur solche bei mir und kam daher in ernstliche Verlegenheit, da niemand dieselben annehmen wollte. Nachdem ich sie aber ins Feuer geworfen und sie dadurch ihren Glanz verloren hatten, wurden sie anstandslos genommen. Wenn der Taler hingegen zu abgenützt aussieht, so wollen ihn die Leute auch nicht nehmen. Ein besonderes Gewicht legen sie darauf, daß die Punkte der Agraffe an der Schulter der Kaiserin gut zu sehen seien. Als Unterabteilung des Talers hat man Salzstücke von zirka 25 Zentimeter Länge und 5 Zentimeter Breite, Amule genannt, von denen 4—6 auf einen Taler gehen. Je weiter man sich von der Hauptstadt entfernt, desto mehr steigt der Wert des Amule. Dieses Geld ist für den Reisenden höchst unpraktisch, da schon 300 Amule, was einem Wert von nur 50 Talern entspricht, eine volle Kamellast ausmachen. Neuerer Zeit sind auch $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ und $^1/_{20}$ Taler im Gebrauch.

In den abessinischen Provinzen gilt mit Bezug auf das Besitzrecht des Grundes und Bodens das Prinzip, daß ein Drittel dem Kaiser gehört, ein Drittel der Kirche und ein Drittel den Bauern und Soldaten. In den eroberten Gebieten erscheint aber der Kaiser als alleiniger Besitzer des gesamten Grundes und Bodens. Der Negus verleiht oder verkauft denselben, doch kann er dessen Zurückgabe verlangen. Er belehnt auch manchmal seine Günstlinge für besondere Dienste mit ausgedehnten Ländereien, wofür dieselben eine jährliche Abgabe zu

zahlen haben. Doch auch dieses Besitzrecht ist kein dauerndes und kann jederzeit aufgehoben werden.

Die Justiz in Abessinien ist durch ein uraltes Gesetzbuch, die Fata Negest, geregelt, nach dessen Vorschriften noch heute vorgegangen wird. Die Abessinier haben die gute Auffassung, daß eine geregelte Rechtspflege im Staate die Basis der gesellschaftlichen Ordnung ist, und es besteht daher eine wohlorganisierte Justiz im Lande. Der oberste Richter ist der am Hofe des Negus lebende sogenannte „Afa-Negus", was so viel heißt als der Mund des Negus. Er ist zugleich auch einer der allerhöchsten Würdenträger des Reiches. Dem Verurteilten steht aber selbst nach seinem Urteilsspruche der Rekurs an den Kaiser frei. Dieser geschieht gewöhnlich dadurch, daß der Verurteilte am Tore des Gebi auf den Kaiser wartet und sich bei dessen Annähern ihm zu Füßen wirft, seine Gnade anflehend. In den Provinzen ist der Ras oder der Dedjasmatsch Richter. Dieser bestellt wieder seine Schums in den einzelnen Distrikten zu Richtern, doch sind, wie bereits erwähnt, alle Urteilssprüche bis zum Negus appellationsfähig. Die Gerichtsverhandlungen vollziehen sich gewöhnlich unter freiem Himmel, sind öffentlich und werden daher von einem großen Auditorium besucht. Der Angeklagte hat das Recht, sich einen Verteidiger zu wählen. Auch werden Zeugen für beide Parteien vorgeladen. In den meisten Fällen verteidigen sich die Angeklagten persönlich. Ich habe wiederholt solchen Gerichtsverhandlungen beigewohnt. Hierbei überraschte mich die Gewandtheit in Sprache und Gebärde und ebenso die Ruhe und Würde, welche die Angeklagten bekundeten. Auch der Schwur auf das Allerheiligste und die Reliquien findet zuweilen Anwendung. In Abessinien besteht die Todesstrafe, und zwar soll dieselbe, im Falle ein Mord vorliegt, genau nach derselben Art vollzogen werden, wie der Mord begangen wurde. Wenn jemand zum Beispiel einen andern erschossen hat, so soll er selbst erschossen werden. In den meisten Fällen kann sich aber der Schuldige durch Zahlung einer bestimmten Summe loskaufen. Wiederholter Diebstahl wird durch das Abschneiden der Hand oder des Fußes bestraft. Sehr häufig kommen Kettenstrafen vor, ebenso auch Prügelstrafen. Selbst die Generale und Ras sind manchmal diesen Strafen unterworfen. Streitigkeiten zwischen Privatpersonen werden nicht immer vor den Richter gebracht, sondern einfach durch ein Schiedsgericht von Freunden und Bekannten der beiden Parteien beigelegt. Diese Art der Entscheidung ist in Abessinien sehr beliebt, und nach abessinischer Rechtsanschauung ist jeder, der als Schiedsrichter gewählt wird, verpflichtet, dieses Amt zu übernehmen.

*

Werfen wir nun einen Blick auf das Familienleben der Abessinier. Die Abessinier sind monophysitische Christen und leben daher in Monogamie. Es gibt aber zweierlei Arten von Ehen, die kirchliche und die zivile. Erstere ist unlösbar und kommt verhältnismäßig selten vor. Letztere findet vor dem Schum in Gegenwart von vier Zeugen statt und ist mit Zustimmung beider Parteien wieder lösbar. Die Ehe, sowohl die zivile wie kirchliche, hat die vollkommene

Gemeinsamkeit des Besitzes der beiden Ehegatten zur Folge. Tritt die nach der Zivilehe mögliche Scheidung ein, so muß das Vermögen bis auf den letzten Taler geteilt werden. Diese Sitte führt häufig zu Mißbräuchen, da es dadurch dem einen oder andern der beiden Eheleute leicht wird, sich zu bereichern.

Das Erbrecht besteht darin, daß das gesamte Vermögen zu gleichen Teilen unter die Kinder beiderlei Geschlechtes verteilt wird. Der überlebende Gatte oder die überlebende Gattin bekommt die Hälfte des ganzen Vermögens. Auch bei den Abessiniern hat das Christentum die Stellung der Frau in der Familie erhöht, so daß dieselbe großen Einfluß besitzt und sich mit voller Freiheit bewegen kann. Infolgedessen ist auch das Bildungsniveau der Abessinierinnen dem der Frauen in den islamitischen Ländern überlegen. Viele Abessinierinnen sind des Lesens und Schreibens kundig.

Es gibt in Abessinien streng genommen keine eigentlichen Kasten und keine Aristokratie, mit Ausnahme etwa der kaiserlichen Familie. Die angesehenste und mächtigste Stellung im Reiche nehmen die Spitzen der Armee, die Ras, Dedjasmatsch u. s. w. ein. Nach ihnen rangieren die Zivilbeamten. Jedem gemeinen Soldaten steht die Karriere bis zum höchsten militärischen Rang, dem des Ras, offen. Einer der mächitgsten Generale ist zum Beispiel heute der Dedjasmatsch Baltscha, ein ehemaliger Eunuch am Hofe Meneliks.

Eine sehr angesehene und durch ihren Reichtum mächtige Klasse ist der Klerus, der auch bei allen wichtigen Entschließungen im Staate einen gewissen Einfluß ausübt. Ihm ist es auch zuzuschreiben, daß das europäische Missionswesen in Abessinien heute keinen Boden hat. Der gesamte Unterricht ist in den Händen des Klerus. Klosterschulen bieten dem jungen Abessinier Gelegenheit, das Lesen und Schreiben, die Grundzüge der Religion sowie der Geschichte seines Landes kennen zu lernen. Eine weniger geachtete Klasse ist die der ackerbautreibenden Bevölkerung und die der Kaufleute. Die verachtetste ist die der Handwerker, der Schmiede, Lederarbeiter u. s. w. Man findet in dieser Auffassung einen interessanten Anklang an die Stellung, welche die Handwerker unter den hamitischen Völkern, unter den Somali und Galla, einnehmen, welche dieselben als outcast betrachten.

Die Sklaverei wurde vom Kaiser Menelik schon vor einigen Jahren abgeschafft. Früher war dieselbe in Abessinien in großer Uebung. Die vielen Kriege, die mit den Nachbarvölkern geführt wurden und mit deren Unterwerfung endeten, lieferten ein nach tausenden zählendes Menschenmaterial, das den größten Teil des islamitischen Ostens mit Sklaven versah. Tausende von Menschen wurden von arabischen Händlern zusammengekauft, an die Küste gebracht und hierauf in den Häfen, hauptsächlich in Zeila, nach Arabien verschifft. Heute gelten zwar noch die Kriegsgefangenen für die Zeit von sieben Jahren als Sklaven und sind wohl auch die meisten Diener in den Häusern der Abessinier Sklaven, doch dürfen dieselben nicht verkauft werden, so daß der Sklavenhandel in Abessinien nicht mehr besteht.

Die Abessinier gehören zur koptischen Kirche. Ihr Oberhaupt, der Abuna,

der seinen Sitz in Addis Ababa hat, ist niemals ein Abessinier, sondern stets ein Kopte aus Aegypten. Nach dessen Ableben entsendet der Patriarch von Alexandrien einen neuen Abuna, der aber vom Negus bestätigt werden muß. In allen Dörfern oder größeren Ortschaften findet man in Abessinien Kirchen. Oft hängen mit ihnen auch Klöster zusammen. Die Priester und Mönche sind in Abessinien die einzigen Träger des Wissens und, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, der Gelehrsamkeit. Sie beschäftigen sich mit dem Studium der Heiligen Schrift und der Geschichte und geben dem Volke in ihren Schulen Unterricht. Die Kirchen in Schoa unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wohnstätten eigentlich nur durch ihre Größe und sind meist ovale, mit Stroh bedeckte Hütten, die mit einer Galerie umgeben sind. Vier Tore, den vier Seiten entsprechend, führen ins Innere. Der Altar befindet sich in der Mitte und ist von einer Mauer umgeben, so daß man ihn nicht erblicken kann. Zwischen dieser Mauer und der äußeren Umfassungsmauer bleibt ein schmaler Raum für die Andächtigen übrig. In das Innerste dieser Kirchen einzudringen ist nur den Priestern erlaubt. Die Wände im Innern sind meist mit bunten Malereien, Darstellungen aus der heiligen Geschichte, doch auch häufig von Siegen berühmter Generale und Kaiser bemalt. Eine Eigentümlichkeit, der Tanz der Priester bei feierlichen Gelegenheiten, sei noch erwähnt. Dieser ist offenbar ein Rest der vorchristlichen Zeit und aus dem Judentum übernommen, wie ja das Christentum der Abessinier vielfach von Gebräuchen aus der mosaischen Zeit durchsetzt ist. Die Tänze bestehen aus rhythmischen Bewegungen des Körpers, wobei seitwärts oder vorwärts und rückwärts geschritten wird. Die tanzenden Priester stehen hierbei in einer Reihe. Dieser Tanz ist durch monotonen Gesang und durch das Schlagen eines kleinen eisernen Instrumentes begleitet. Zur Osterzeit ziehen die Priester von Haus zu Haus und tanzen, um ein Almosen zu erhalten. Auch in mein Lager kamen einst tanzende Priester, offenbar mit Hintansetzung ihrer Antipathie gegen Europäer. Als ich sie hierfür mit zehn Talern beschenkt hatte, zog die ganze Geistlichkeit der Umgebung heran. Ich war daher gezwungen, meine Gaben bedeutend zu verringern, um mich von diesen Gästen zu befreien.

*

Werfen wir einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung Abessiniens und auf die Ursachen, die zu dessen so großer Ausdehnung und Machtstellung führten. Die Ueberlieferung geht bis auf Abraham zurück, in dessen Tagen die Stadt Axum, deren Ruinen noch heute in Tigre bestehen, gegründet worden sein soll. Der Gründer der abessinischen Dynastie ist Menelik I., den abessinischen Traditionen nach ein Sohn der Königin von Saba und Salomons. Der jetzige Negus Menelik führt seine Abstammung auch auf diese zurück. Schon im Jahre 333 soll das Christentum in Abessinien Eingang gefunden haben, und zwar sollen zwei Europäer namens Frumentius und Adesius, die an der afrikanischen Küste Schiffbruch erlitten hatten und so nach Abessinien gekommen waren, die Lehre Christi dort verbreitet haben. Im sechsten Jahrhundert wurde das

monophysitische Christentum in Abessinien eingeführt. Infolge der Verbreitung des Islams in Aegypten wanderten zahlreiche Juden nach Abessinien aus und gelangten dort bald zu solcher Macht, daß sie die Herrschaft an sich rissen und durch drei Jahrhunderte die Regierung führten. Nur Schoa blieb der Dynastie Kaiser Meneliks übrig. Erst im Jahre 1255 kam Abessinien wieder an eingeborene Dynastien.

Durch ein ganzes Jahrhundert, von 1520 bis 1632, sehen wir hierauf Abessinien im Verkehr mit Portugal. Der abessinische Kaiser hatte die Hilfe der Portugiesen gegen die Mohammedaner angerufen. Gesandtschaften wurden zwischen Portugal und Abessinien gewechselt, und portugiesische Missionäre, namentlich Jesuiten, reisten nach Abessinien, hoffend, dieses wieder dem Katholizismus zurückzugewinnen. Trotzdem die Portugiesen Abessinien durch Sendung von Truppen und Artillerie vor der vollkommenen Unterjochung durch den mohammedanischen Eroberer Mohammed Granj gerettet hatten, wurden dennoch die portugiesischen Missionäre von den Abessiniern vertrieben. Zwei sehr interessante Werke, die uns aus dieser Zeit erhalten geblieben sind, die der beiden Jesuiten Francesco Alvarez und des Pater Lobo, geben uns über die damaligen Zustände Nachricht.

Bis zum Beginne des neunzehnten Jahrhunderts steht Abessinien in vollkommener Abgeschlossenheit von Europa. Erst dann wieder unternehmen es einige europäische Reisende, in das Innere des Landes einzudringen, und die Kolonialpolitik treibenden Staaten Europas beginnen mit Abessinien in Verkehr zu treten; namentlich sind dies England und Frankreich. Englands Beziehungen zu Abessinien führen schließlich im Jahre 1868 zum Kriege mit Kaiser Theodorus, der sich vom einfachen Soldaten zum Imperator aufgeschwungen und den Thron usurpiert hatte. Es folgt der Feldzug der Engländer unter Lord Napier, der mit dem Falle der Hauptstadt Magdala und dem Tode Theodorus schließt, der sein Leben durch Selbstmord endete.

Auch Italien begann teils durch Missionäre, teils durch Reisende mit Abessinien, namentlich mit Schoa, dessen König damals bereits Menelik war, in Beziehung zu treten. Im Jahre 1861 erwarb Italien den Hafen von Assab am Roten Meer durch Kauf, und im Jahre 1885 wurde Massaua besetzt, obwohl der damalige Negus Johannes, der Nachfolger Theodorus', dagegen protestierte. In den folgenden Jahren wurde das Gebiet über 40 Kilometer landeinwärts vergrößert. Infolgedessen kam es zu wiederholten Konflikten zwischen Abessiniern und Italienern, von denen besonders das Massaker eines italienischen Convoi durch Abessinier bei Dogali im Jahre 1887 zu erwähnen ist, wobei 23 Offiziere und 400 italienische Soldaten getötet wurden. Die hierauf gegen Kaiser Johannes unternommene Expedition verlief erfolglos, da sich dieser mittlerweile nach Tigre zurückgezogen hatte. Im nächsten Jahre fand Johannes in der Schlacht von Galabad gegen die Derwische den Tod, obwohl die Abessinier die Schlacht bereits gewonnen hatten.

(Schluß folgt)

Eine Weltsprache oder drei?

Antwort an Herrn Professor Diels

Von

Professor Louis Couturat (Paris)

(Schluß)

Der politischen Betrachtungen, die einen so großen Raum in der Rede des Professors Diels einnehmen, enthalte ich mich ausdrücklich. Zunächst verbietet mir die politische und religiöse Neutralität, welche die Delegation auf ihr Banner geschrieben hat, ihm auf dieses Gebiet zu folgen; dann möchte ich ihm allein die Verantwortlichkeit dafür lassen, daß er derartige Betrachtungen in eine Frage eingeführt hat, die man sachgemäß und menschlich richtig nur unabhängig von ihnen lösen kann. Professor Diels scheint zu glauben, als bestände ein besonderes nationales Interesse in Frankreich für die Annahme einer internationalen Sprache und ein entgegengesetztes in Deutschland; daraus versucht er die Zu- und Abneigung auf der einen und der andern Seite zu erklären. Dies ist ein doppelter Irrtum, bezüglich der Tatsache wie bezüglich ihrer Deutung. Einerseits findet die Idee auch in Frankreich Gegner, insbesondere bei einigen Chauvinisten, die uns anklagen, daß wir die traditionelle Vorherrschaft des Französischen als internationale Sprache zerstören wollen. Wie man sieht, sehen sich die „Patrioten" in verschiedenen Ländern merkwürdig ähnlich; sie machen alle den gleichen Einwand, der sich hierdurch gegenseitig aufhebt. Denn wenn wirklich unser Unternehmen allen Sprachen nachteilig sein sollte, indem es die Ausbreitung einer jeden proportional behinderte, so würde es tatsächlich keiner einzigen schaden. Späterhin werde ich übrigens zeigen, daß ein solcher Einfluß überhaupt nicht zu erwarten ist. Ebenso ist es unrichtig, daß unsre Idee in Deutschland keine Vertreter habe; die Delegation hat bereits die Zustimmung wichtiger wissenschaftlicher wie kommerzieller Gruppen erhalten. Wie sollten auch die Deutschen eine Abneigung gegen die Weltsprachenidee haben? In Deutschland sind ja die meisten derartigen Vorschläge entstanden, insbesondere das Volapük, das von dem badischen Geistlichen Schleyer erfunden worden ist. Zum Beweise, daß die Franzosen nationale Vorurteile, zu deren Vertreter oder Echo Professor Diels sich macht, von dieser Angelegenheit fernzuhalten wissen, sei betont, daß vorwiegend Franzosen das Volapük um 1885 gefördert und zu seinen damaligen Erfolgen geführt hatten, obwohl ihnen diese Sprache aus Deutschland zugekommen war. Ebenso ist es in unsern Tagen mit dem Esperanto geschehen. Dies rührt einfach daher, daß die Begeisterung für allgemein menschliche Angelegenheiten bei den Franzosen eine nationale Tradition sind; sie haben, wie Herr Bréal bemerkt, noch nicht die Gewohnheit verloren, zunächst zu fragen, was der Menschheit nutzt, bevor sie an ihren eignen Nutzen denken. Daß die Franzosen an der Einführung einer neutralen Weltsprache

weniger egoistisches Interesse als jede andre Nation haben, ergibt sich aus der Verbreitung der französischen Sprache und Literatur, die der jeder andern gleichkommt oder sie übertrifft, und aus dem traditionellen Vorrecht des Französischen als Diplomatensprache, das trotz Professor Diels' Aeußerungen noch immer besteht. Wie platonisch und eingeschränkt auch dieses Vorrecht sei, die Franzosen werden es sicher nicht zugunsten irgendeiner andern nationalen Sprache aufgeben. Wenn sie es einstmals tun sollten, würde dies nur zugunsten einer neutralen Weltsprache geschehen. Sie dürfen daher vielleicht ein gewisses Verdienst für sich in Anspruch nehmen, indem sie ein Beispiel der Opferwilligkeit geben; dafür dürfen sie erwarten, daß dieses Beispiel von den andern Völkern nachgeahmt wird, da es sich um ein ganz und gar neutrales Werk handelt, das alle Völker interessiert und allen zum Nutzen gereicht.

Es ist eine grobe Verkennung und Erniedrigung, wenn man diese Frage von dem kleinlichen Standpunkte eifersüchtiger und ausschließender nationaler Voreingenommenheit behandelt. Sie steht so sehr viel höher als alle nationalen Rivalitäten, politischen Schwenkungen und die wechselnden Kombinationen der Diplomaten. Man scheint zu glauben, daß der Fortschritt der Weltsprachenidee in Frankreich und England eine Frucht der „entente cordiale" ist. Aber unsre Delegation ist 1900 gebildet worden, als von der „entente cordiale" keine Rede war. Professor Diels scheint anzunehmen, daß die Entwicklung unsrer Sache von dem politischen Zustande Europas abhängig sein wird, und er scheint nur zwei Möglichkeiten zu sehen. Entweder ein Weltreich, die Hegemonie eines einzelnen Volkes, das seine Sprache allen andern Völkern aufzwingen wird, oder das Fortbestehen des europäischen Gleichgewichts und in diesem die Konkurrenz aller europäischen Sprachen. Vielleicht hat sich Professor Diels hier durch ein Wort täuschen lassen, indem in seinem Geiste der zweideutige und unbestimmte Begriff einer „Weltsprache" den klaren einer internationalen Hilfssprache, um den es sich doch nur handelt, verdrängt hat. Muß es nochmals wiederholt werden, daß keine natürliche Sprache aus ihrer Stelle verdrängt werden soll, sondern daß neben diesen und außerhalb ihres Gebietes eine einzige Hilfssprache bestehen soll, die ausschließlich für die internationalen Beziehungen wissenschaftlicher und praktischer Art benutzt werden soll? Weshalb wird von einer „Spracheinigung" geredet, die auch wir für eine Schimäre halten? Gerade der Gleichgewichtszustand zwischen den verschiedenen europäischen Sprachen, dessen Fortdauer wir mit Professor Diels wünschen, macht die Einführung einer neutralen Hilfssprache gleichzeitig möglich und notwendig. Eine solche wird keine der nationalen Sprachen einschränken oder verdrängen; sie wird vielmehr sie gegen die wechselseitigen Angriffe schützen und ihren Kampf mildern. Mit Recht ist gesagt worden, daß die Hilfssprache nicht nur nicht die Feindin, sondern umgekehrt die beste Freundin der nationalen Sprachen sein wird. Professor Diels geht so weit, zu behaupten, daß unser Projekt „der sicherste Weg sei, den Frieden der Welt zu gefährden". Möge der Frieden der Welt niemals ernstere Gefahren zu bestehen haben! Wer erkennt nicht, daß

die Hilfssprache den Frieden nur sichern kann, soweit überhaupt Sprachenfragen ihn beeinflussen können!

Indem Professor Diels alle möglichen Lösungen der Frage erörtert, kommt er auf den Vorschlag des Herrn Chappelier, der auf einen linguistischen Zweibund der Völker englischer und französischer Zunge hinauskommt und an dem er mit Recht „einen pikanten politischen Beigeschmack" bemerkt. Er tut aber dem Vorschlage zu viel Ehre an, denn niemand hat ihn ernst genommen, außer Herr Bréal, der von ihm gesprochen hat, als er eben ans Licht gekommen war. Seitdem hat er keinen weiteren Anhänger gefunden, trotz der allerdings recht zurückhaltenden Empfehlung des französischen Philologen. Wie dem auch sei, ich glaube versichern zu können, daß keiner von beiden die peinliche politische Seite dieses Vorschlages bemerkt und einen entsprechenden Hintergedanken gehegt hat. Was die Delegation anlangt, so hat sie den Vorschlag auch nicht einen Augenblick lang beachtet, da er offenkundig die Voraussetzungen ihres Programms, insbesondere die Neutralität verletzte. Professor Diels schreibt ihm eine ganz unverhältnismäßige Bedeutung zu, wenn er ihn erörtert und zum Ausgangspunkte seiner eignen Lösung nimmt. Diese Lösung ist tatsächlich dem Vorschlage Chappelier sehr ähnlich, denn sie fügt nur noch das Deutsche dazu. Natürlich ist dieser Zusatz völlig gerecht, und wir würden als die ersten zustimmen, wenn es nur diese eine Lösung der Frage gäbe. Aber Professor Diels hat nicht beachtet, daß, wenn sein Vorschlag auch „vom deutschen Standpunkt" aus annehmbar erscheint, dies nicht so ist bei den „übrigen kleineren Nationen". Diese haben das gleiche Recht, gegen seinen Vorschlag zu protestieren wie er selbst gegen das Projekt Chappelier. Der „Dreibund" widerspricht ebenso der Neutralität, der Gerechtigkeit und den einzelnen nationalen Interessen wie der Zweibund. Auch hat er, was noch wichtiger ist, ebensowenig Aussicht darauf, angenommen zu werden. Professor Diels bemerkt, daß er bereits praktisch und tatsächlich von den Versammlungen der Assoziation der Akademien angenommen worden sei. Letzteres ist nur in gewisser Weise richtig; die Verhandlungen sind in einer einzigen Sprache gedruckt, und nur die Beschlüsse sind dreisprachig wiedergegeben. Die Diskussionen haben in allen drei Sprachen stattgefunden, was die Folge hatte, daß eine ziemlich große Anzahl der Teilnehmer ihnen nur schwierig folgen und sich nicht an ihnen beteiligen konnten. Dies Beispiel ist nicht sehr ermutigend, und hierbei hat es sich doch um die Spitzen der europäischen Wissenschaft gehandelt! Was die internationalen Kongresse anlangt, so liefern sie keine Bestätigung für die Ausschließlichkeit, die Professor Diels will. Der internationale medizinische Kongreß, der vor einigen Jahren in Madrid abgehalten wurde, hat beispielsweise außer jenen drei Sprachen Spanisch als Landessprache zugelassen und ebenso natürlich Italienisch. Dann aber reklamierten die Russen und erklärten, daß sie den Kongreß verlassen würden, wenn ihre Sprache nicht auch zugelassen würde; dies geschah denn auch. Das Ergebnis war ein kleines Babel; dies lächerliche und beklagenswerte Schauspiel brachte uns aber den Zutritt der „Incorporated Medical Practitioners' Association" in London. Diese

Tatsache ist bedeutungsvoll und symptomatisch; sie zeigt, was geschehen wird an dem Tage, wo man dem Vorschlage von Professor Diels gemäß die Anzahl der für den internationalen Gebrauch bestimmten Sprachen auf drei beschränken wird. Mit welchem Rechte will man Italienisch ausschließen; glaubt man denn, daß sich die Italiener ohne weiteres zu den „kleineren Nationen" rechnen lassen werden? Läßt man Italienisch zu, so muß man auch Spanisch und Russisch zulassen; wird man demgemäß sechs lebende Sprachen lernen? Und glaubt man von den Holländern, den Schweden und Norwegern, den Tschechen, den Polen, den Ungarn erreichen zu können, daß sie zugunsten einer fremden nationalen Sprache auf ihre eigne verzichten werden? Die Lösung, die Professor Diels vorschlägt, ist also gar keine Lösung, da sie nie von allen Nationen angenommen werden wird, während eine einzige neutrale Hilfssprache für alle annehmbar ist.

Und wenn selbst der Dreibund für den Unterricht festgesetzt wäre, so würde es mit dem Latein (Griechisch zählt leider nicht mehr mit) drei Sprachen zu lernen geben für die Angehörigen der drei bevorzugten Nationen, und vier für alle andern. Und dies so weit, wie Professor Diels sagt, „daß nicht bloß das Lesen, sondern auch das Verstehen und Sprechen der Fremdsprachen als Ziel des Unterrichts vorschwebt", was ein ganz andres Ding ist. Der Schreiber dieser Zeilen liest geläufig Deutsch, Englisch, Italienisch und Spanisch (abgesehen von den toten Sprachen), aber er kann sie weder sprechen noch gesprochen verstehen, mit Ausnahme des Deutschen (falls es deutlich ausgesprochen wird). Professor Diels hofft, „daß die jetzt heranwachsende Jugend in andrer und besserer Weise als wir selbst einst auf den Verkehr mit dem Auslande vorbereitet werde". Er gesteht also, daß er selbst, der gewiegte Philologe, nicht ganz den Anforderungen entspricht, die er selbst an die künftigen Generationen stellt. Auch wenn dies durch seinen Unterricht verschuldet ist, so ist er doch anderseits außergewöhnlich für das Studium der Sprachen begabt, so daß seine Begabung die Mängel des Unterrichts reichlich kompensieren sollte. Er scheint eine erhebliche Hoffnung auf die direkte Unterrichtsmethode zu setzen. Indessen ist diese Methode in den Mittelschulen nicht anwendbar; sie führt nicht weit genug und scheint auch in den französischen Lyzeen, wo man sie neuerdings eingeführt hatte, versagt zu haben. Und weiter, wenn man so viele lebende Sprachen gründlich zu lernen hat, woher soll man dann in den Mittelschulen die Zeit für die andern Sachen hernehmen? Die Kräfte des Verstandes und Gedächtnisses sind begrenzt, selbst bei jungen Menschen. Man darf nicht vergessen, daß die Schüler durchaus nicht alle Philologen oder auch nur Literaten werden wollen; die meisten widmen sich den Naturwissenschaften, der Medizin und der Jurisprudenz und brauchen hierfür eine ganz andre geistige Ausbildung als die zu Polyglotten. Und dennoch wird späterhin ein jeder von ihnen in seinem besonderen Gebiete das Bedürfnis nach internationalen Beziehungen empfinden, da diese, wie Professor Diels so gut gezeigt hat, für den Fortschritt der Wissenschaft unentbehrlich sind und die er selbst durch den Austausch von

Professoren an den Universitäten der verschiedenen Länder zu fördern vorschlägt. Für die Mehrzahl der Mittelschüler ist das Studium fremder Sprachen nicht ein Endzweck, sondern nur ein Mittel für einen andern Zweck, den Professor Diels selbst definiert: „um die Verbindungen mit dem Auslande zu pflegen und aus nationalem Interesse sich international auszubilden". Das intensive Studium mehrerer Sprachen ist nicht nur ein ganz unzulängliches Mittel für diesen Zweck, sondern es lenkt auch vom Ziele selbst ab, da es den Schülern keine Zeit mehr läßt, die Wissenschaften zu studieren, in deren Interesse sie sich international vorbereiten wollen. Wenn es daher für den gleichen Zweck ein einfacheres, leichteres und kürzeres Mittel gibt, warum soll man den Umweg gehen? Welchen Nutzen hat es, wenn in verschiedenen Ländern der gleiche physikalische Apparat, das gleiche chemische Produkt mit verschiedenen Wörtern bezeichnet wird? Sind denn nicht schon die mathematischen Formeln und die chemischen Zeichen eine künstliche internationale Sprache, die allen Ländern gemeinsam ist? Welchen Nachteil sollte es haben, wenn auch der begleitende Text international wird, da er ohnedies aus Wörtern zu bestehen pflegt, deren Stämme international bekannt sind? Und was den Professorenaustausch anlangt, warum sollte nicht ein Professor der Mathematik oder Chemie, der an einer fremden Universität dozient, seine Vorlesungen in irgendeinem Volapük oder Esperanto abhalten, wenn dies ihm das Vortragen und seinen Hörern das Verstehen erleichtert? Sollte das der Literatur irgendwelchen Schaden bringen?

Denn im Interesse der nationalen Literaturen wendet sich Professor Diels gegen unser Projekt; seine Gesichtspunkte sind immer wieder rein literarische. Man muß gestehen, daß, so wichtig dieser Gesichtspunkt sein mag, er ein wenig „einseitig" ist. Es gibt eine ganze Menge von Dingen, die ebenso interessant und wohl auch wichtiger für das Leben der Völker wie der einzelnen sind als die Literatur und sogar als die Wissenschaft. Beispielsweise bemüht man sich eben, das Esperanto beim Roten Kreuz einzuführen; leuchtet es nicht alsbald ein, daß es dort größere Dienste leisten kann als jemals eine lebende Sprache? Unter den tragischen und drängenden Umständen, unter denen diese Organisation arbeiten muß, verschwinden die literarischen Skrupeln zu nichts, und der hochmütigste Philologe wird sich glücklich schätzen, irgendeine „Retortensprache" zu brauchen, wenn sie ihm sein Leben oder seine Glieder retten kann.

Man soll doch nicht die Wichtigkeit der schönen Literaturen und die Bedeutung der Kenntnis der fremden Sprachen für deren Studium so arg übertreiben. Wie viele von hundert Personen, welche Englisch lernen, tun dies, um Shakespeare in der Ursprache zu lesen? Höchstens einer vielleicht; die andern tun es wegen des praktischen Gebrauches im Handel und Wandel. Auch ist das heutige Englisch keineswegs die Sprache Shakespeares, und die es gelernt haben, werden es durchaus nicht leicht finden, Shakespeare zu lesen, selbst wenn sie auf diesen Einfall kommen sollten. Somit kommen die Argumente nach dieser Seite auf folgendes hinaus: es müssen hundert Menschen Englisch lernen, damit einer von ihnen Shakespeare in der Ursprache lesen kann. Das ist eine frivole Ver-

schleuderung von Zeit und Energie zugunsten eines vornehmtuenden Vorurteils. Und es ist nicht einmal wahr, daß man die Sprache eines Schriftstellers verstehen muß, um ihn kennen zu lernen. Jeder gebildete Franzose kennt heute Ibsen und Tolstoi, sie bilden einen Bestandteil seines geistigen Hausrates, ebenso wie Corneille und Hugo, und dabei ist kaum ein Mensch in Frankreich, der beide Schriftsteller im Urtext lesen könnte. Gestehen wir nur: wieviel Franzosen, die ein Zeugnis über Erlernung des Deutschen und Englischen besitzen, haben deren Hauptschriftsteller anders als in Uebersetzungen gelesen![1])

Wenn es also möglich ist, die Gedanken eines Autors mit Hilfe einer Uebersetzung aufzunehmen und zu assimilieren, so liegt dieses daran, daß der Gedanke keineswegs so sehr, wie man denkt, von der Sprache abhängig ist, in der er zuerst zutage gefördert worden ist, sondern daß er sich ohne wesentlichen Verlust in jeder andern Kultursprache wiedergeben läßt. Auch bei rein literarischen Werken, mit Ausnahme gewisser Gedichte, deren Wort- und Klangwirkungen intellektuell nur wenig höher stehen als Wortspiele, liegt das Wesentliche nicht im Wortmaterial und in den Lauten, sondern in der Satzbildung und Gedankenführung, mit einem Worte: im Stil. Diese aber können durchaus mittels einer guten Uebersetzung übertragen werden, freilich in keine Sprache besser als in Esperanto. Vermöge seiner wunderbaren Bildsamkeit eignet sich das Esperanto mehr als jede nationale Sprache dazu, jeden persönlichen oder nationalen Stil treu und gehorsam wiederzugeben, und man kann diesen in jeder guten Esperantoübersetzung leicht erkennen, wenn man den Stil des Originals kennt. Umgekehrt kann man sich aus einer guten Esperantoübersetzung ein treueres Bild von dem Stil des Originals machen als aus der besten Uebersetzung in irgendeine andre lebende Sprache. Fügt man hinzu, daß eine internationale Sprache jedes Werk alsbald in den Bereich aller derer bringt, denen es in seiner Ursprache unzugänglich ist, so erkennt man, daß diese alsbald die Verwirklichung einer wahren Weltliteratur bedeutet, wie sie nach dem Vorgange Herders und Goethes wieder durch W. Ostwald am Schlusse seiner Flugschrift „Die Weltsprache" angeregt worden ist. Das Esperanto hat begonnen, diesen großen Gedanken auszuführen, denn es besitzt bereits eine nicht unerhebliche internationale Bibliothek von Meisterwerken aller Sprachen und Zeiten, von der Ilias bis zum Hamlet, von der Monadologie bis zur Reise in meinem Zimmer. Wer bestreitet, daß diese Uebersetzungen den Originalen nicht gleich sind? Aber sie sind den Uebersetzungen in den nationalen Sprachen nicht nur gleich, sondern meist überlegen. Die Weltsprache wird sich zu den nationalen Literaturen verhalten wie die Photographien zu den Originalwerken, nach denen sie hergestellt sind. Natürlich sind die Originale vorzuziehen, aber nicht jeder kann durch alle europäischen und amerikanischen Museen reisen, um sie zu sehen. Die Photographie hat die Meisterwerke der bildenden Künste volkstümlich gemacht;

---

[1]) Es bedarf keines Hinweises, daß ganz dieselben Wahrheiten für den gebildeten Deutschen gelten! Der Uebersetzer.

so wird die Weltsprache die literarischen Meisterwerke aller Völker volkstümlich machen, indem sie sie in jedermanns Bereich bringt.

Was den wissenschaftlichen und praktischen Gebrauch anlangt, so ist es klar, daß eine künstliche Weltsprache hier völlig ausreicht. Es ist einfach eine Sache des gesunden Menschenverstandes, ein solches Mittel für die Zwecke der Wissenschaft, der Industrie und des Handels zu benutzen. Wozu die Angaben bezüglich der Geographie, der Schiffahrt, der Eisenbahnen, der Nationalökonomie, der Statistik u. s. w. in drei schwierig zu lernenden Sprachen veröffentlichen statt in einer, die einfach und leicht ist? Wozu den Umfang, das Gewicht, die Druckkosten internationaler Veröffentlichungen verdreifachen, wenn man das gleiche mit der einfachen Ausgabe erzielt? Das Gesetz der Oekonomie, das mehr und mehr das moderne Leben durchdringt, sollte allein genügen, um diese einfachste, allein praktische Lösung durchzusetzen.

Zuweilen hört man die Sorge aussprechen, daß die Weltsprache, da sie die nationalen Sprachen in einem Teile ihrer Anwendungen ersetzen soll, diese langsam unterdrücken und schließlich ganz verdrängen wird. Demgegenüber möchten wir wissen, wie sich diese übertriebene Angst mit der gründlichen Verachtung in Einklang bringen läßt, die man ihr durch die Betitelung als Homunkulus- und Retortensprache bezeigt. Aber man darf sich beruhigen: die nationalen Sprachen werden genau so lange leben wie die Nationen, die sie brauchen, und wie das Nationalgefühl, das sie aussprechen. Es wird stets ein Interesse des Fremden bestehen, die Sprache des Volkes zu erlernen, unter dem er lebt und mit dem er in dauernde Beziehungen tritt, dessen Literatur, Sitten und Einrichtungen er studieren will. Die Weltsprache wird für lange Zeit nicht mehr als ein Ersatzmittel, eine Hilfssprache sein, wie wir sie auch nennen. Sie wird allerdings ein äußerst nützliches, ja unentbehrliches Hilfsmittel in allen Fällen sein, wo der Gegenstand sich nicht auf einen bestimmten Ort oder ein bestimmtes Volk beschränkt, sondern sich über die ganze Erde ausdehnt. Im vorigen Jahre hat ein englischer Esperantist, Mr. Southcombe, in „The British Esperantist" einen Aufsatz über gewisse lokale Sitten seines Landes veröffentlicht, bei denen das Feuer eine bestimmte Rolle spielt, und er hat am Schlusse seine Brüder in Esperanto gefragt, ob ihnen Aehnliches bekannt sei. Nach einigen Monaten hatte er aus allen Ecken und Enden der Welt eine ganze Anzahl interessanter Antworten erhalten, die er gesammelt in einem Buche: „Tutmondaj fajrokutimoj" (fajr = Feuer) veröffentlicht hat. Dies ist ein typisches Beispiel für die Dienste, die das Esperanto allen Forschungen in den Naturwissenschaften, der Geschichte, der Geographie, den sozialen Problemen u. s. w. leisten kann, indem es allgemeine Auskünfte ermöglicht.

Fassen wir alles zusammen. Professor Diels hat in beredter Weise den internationalen Charakter der modernen Wissenschaft und Kultur hervorgehoben; die Weltsprache ist wirklich nur das notwendige Organ und der Träger der internationalen Ideen. Der ganze Vortrag des Professors Diels ist vom wärmsten Patriotismus erfüllt und zeigt, wie gut die Internationalität der

Wissenschaft sich mit der stärksten, ja stürmischsten Vaterlandsliebe vereinigen läßt, denn der Grundgedanke seiner Rede ist: es besteht ein nationales Interesse, daß die Kultur international wird. Hierin werden die einsichtigen Patrioten aller Länder übereinstimmen. Es sollte daher ebenso leicht sein, sich über das Mittel zu verständigen, nachdem man sich über das Ziel verständigt hat. Das von Professor Diels vorgeschlagene Mittel ist sachlich unzulänglich und praktisch unausführbar. Somit bleibt gar nichts übrig als die Annahme einer neutralen Weltsprache, die den Patriotismus ebensowenig beunruhigen kann wie die internationale Beschaffenheit der Wissenschaft selbst. Es ist eine historische Tatsache, daß wir heute unter dem Zeichen der Internationalität stehen; wir müssen uns unter allen Umständen damit abfinden. Das Bedürfnis schafft sein Organ, wie die Physiologie lehrt; das Auftreten der Weltsprache ist somit eine geschichtliche Notwendigkeit. Nun wissen wir: fata volentem ducunt, nolentem trahunt; den Gelehrten ist es nun auferlegt, entweder die Bedürfnisse der Zeit zu erkennen und ihre Entwicklung zu leiten oder sich in unfruchtbarer Betrachtung des Vergangenen zu verlieren, um schließlich von den Ereignissen überrannt zu werden. Professor Diels zählt zweifellos zu den ersteren und bezeugt dies durch seine schöne Teilnahme an der Zukunft der europäischen Kultur; dies ist das gemeinsame Gebiet, auf dem wir uns zurzeit getrennt finden, während wir gerade hier vereinigt sein sollten. Jedenfalls hat er die Notwendigkeit einer allgemeinen Sprache meisterhaft nachgewiesen, denn auf diesen Punkt führt der ganze Inhalt seiner Rede hin. Wenn er auch noch vor dieser unausweichlichen Konsequenz seiner Betrachtungen zurückgescheut ist, so müssen wir ihm doch dankbar sein, daß er, ohne es zu wollen, in überzeugendster Weise für die internationale Hilfssprache eingetreten ist.

Sturm

Novelle von

Friede H. Kraze

Miranda und der Prinz hatten träumend zugeschaut, wie die Nymphen, Schilfkränze im Haar, auf schimmernden Wiesen weichen, bestrickenden Reigen geschlungen. Dann hatten die weichen Gazevorhänge der Bühne, die den Schein zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zum Schein umschufen, das anmutige Spiel schemenhaft verbleichen lassen.

„Und unsre kleine Lebensfrist umfließt ein Traum," murmelte Nanna Ellgien. — Dann kehrten ihre Augen plötzlich aus Fernen zurück.

Gebhard Frey wandte den Blick hastig zur Seite. Ihm war, als habe er ein verhülltes Heiligtum damit betastet. Und im nächsten Moment schon umfing die stürmische Glut der Jünglingsaugen von neuem das zarte, feine Frauenbild an seiner Seite.

Sie saßen in einer Loge des ersten Ranges in dem neuen Theater am Nollendorfplatz. Und mehr als ein Augenpaar richtete sich auf das geneigte feine Profil der Frau, das aus dem matten Altgold des seidenen Kleides wie eine blasse, süße Sommerrose aus erstem Herbstlaub emporblühte.

Aber sie fühlte die bewundernden Blicke nicht. Sie hatte nie gewußt, daß sie schön war. Nur dieses wußte sie: Harmonie der Farben und Linien waren ihr ebenso unerläßlich wie klares Wasser und reine Luft und Blumenblühen und vornehmer Menschen Sinn.

Nicht immer gab das Leben alles. Etliches aber konnte man ihm abringen. Sie hatte kaum darum gerungen bisher. Nur die feinen Hände hatte sie stumm und bittend aufgehoben. Es war unmöglich, diesen Händen alles zu weigern.

Wie alt war sie?

Die, welche es nicht wußten, fragten niemals danach. Die es zufällig erfuhren, glaubten nicht daran. Sie schien über der Zeit zu stehen. Sie war das jüngste der jungen Mädchen, wenn man nach Zartheit der Haut und Zartheit des Empfindens die Jahre zählen wollte. Aber der Blick der goldbraunen Augen und die Linien der Hände erzählten, daß Weibes Lust und Leid schier gewaltig die Saiten ihrer Seele gerissen hatten.

„Nanna, wo waren Sie?"

Die nervöse, feingliedrige Rechte von Gebhard Frey berührte den Arm der Frau. Und leise wie die Berührung kam sie wie ein elektrischer Strom von ihm zu ihr.

Sie strich über die Stirn, als habe sie Nachsommerfäden abzustreifen.

Dann lächelte sie. Dieses stille, resignierte Lächeln, das alle, die sie liebten — und es waren derer nicht wenige —, im Innersten empörte.

Empörte? — Wogegen? —

Nun, gegen das Schicksal natürlich, das mit den groben Händen und blinden Augen die Last gehoben hatte und auf diese zarten Schultern gelegt, daß sie sich gebeugt hatten — nur ein wenig — nur sichtbar den Augen der Liebe ...

„Wo ich war?"

Abermals scheuchte die Hand traumhafte Nachsommerfäden. „Wo das Glück und die Hoffnung jung sind. Wo die Illusion Wirklichkeit ist. Wo die Träume recht haben."

Dann plötzlich mit der ihr eignen Art, das Gespräch von sich ins Unpersönliche abzulenken, fuhr sie fort: „Ich wünschte Tolstoi an unsre Seite. Ich hielt so große Stücke auf ihn. Die Blasphemien, die er aufnahm und wie Feldsteine gegen den Meister schleuderte, hätte ich in seinen Händen mögen zerfließen sehen wie Seifenblasen."

„Lassen Sie Tolstoi, Nanna," kam die ungeduldige Stimme des jungen Menschen. „Es handelt sich nicht um ihn, um Sie handelt es sich."

„Um mich, mein Freund?" Sie wandte ihm ruhig fragend das Antlitz zu. „Ich verstehe Sie nicht."

„Nein, Sie verstehen nicht. Sie verstehen niemals, wenn es sich um Ihr eigenstes handelt. Sie kennen nur Rechte für andre und Pflicht — für sich selbst! — Sie sagen . . .“

Der Vorhang ging von neuem in die Höhe. Und die plötzliche tiefe Stille zerschnitt wie ein Messer die leidenschaftliche Rede des jungen Doktors.

In der Dunkelheit des Zuschauerraums sah er auch nicht mehr, daß es wie ein Frösteln über das Frauenbild an seiner Seite ging und daß das resignierte stille Lächeln ein herzzerreißendes wurde.

Er sah nicht. Aber ihm war, als fühle er, was sich neben ihm abspielte. Seine heiße Hand suchte die Hände, die wie Kunstwerke aus Alabaster fremd und still und kühl in den Falten des goldenen Kleides ruhten. Für einer Sekunde Dauer schlossen sie sich um die seine mit festem Druck.

Sie sprachen kein Wort mehr, bis der Sturm auf der Bühne verbraust war und die Menschen sich erhoben, ein Stück Märchenzaubergold in den Händen. Etliche würden es verloren haben, schon ehe sie aus dem Portal herausgetreten waren. Ein paar würden es nach Hause tragen, einen Talisman, der für eine Frist Macht über den grauen Alltag hat.

Nanna Ellgien hatte dem Drängen des Freundes nachgegeben. Er hatte recht. Der Himmel strahlte in schier durchsichtiger Klarheit. Es wäre Sünde gewesen, heimzufahren.

So schritten sie schweigend.

Aber auf seine eigne Weise schwieg ein jeder.

In ihr war ein traumhaftes Lustgefühl. Von Kinderliedern eingelullt, schlief ihre Seele. Nur nicht sprechen jetzt. Nur die Wirklichkeit weiter schlummern lassen. Die Wirklichkeit hatte harte Hände oder heiße Hände. Sie kannte beide. Beide taten weh. Träumen war besser, solange man nur konnte.

Sein Schweigen war das, welches sang und schrie und in den Zügel knirschte. Das, welches sich ansammelt wie Feuers Kraft, bis das Behältnis zerspringt oder — bis ein Wunder geschieht.

Ein Wunder? — Kam eine Stimme zu ihm? — „Nanna!“ brach es plötzlich aus ihm herauf wie Hornruf jubelnd und stark.

Sie horchte auf. Sie rief ihre Seele. Was ihrer begehrte, war wieder die Wirklichkeit mit den heißen, gewaltigen Händen. Aber ihr war, als müsse sie die Füße aufheben und ihr entgegengehen und stillehalten. Ihr war, als sollte etwan ihr Schicksal umgeschmiedet werden.

„Ich höre, mein Freund,“ sagte sie dann ruhig.

„Ich bin nicht der Verfasser“, — seine Worte sprangen, wie Bergbäche im März springen — „irgendeiner hat's von irgendeinem schon vorzeiten gesagt. Aber genau so empfinde ich es nach: wenn ich Shakespeare lese oder sehe, will ich aufstehen und sofort heroische Taten vollbringen. Wie ein Elixir wirkt er auf mich. Wie die Kräfte wachsen. Alles kann man — alles!“

Er blickte sie gespannt von der Seite an. Im Licht einer Laterne sah er ein wehmütiges Lächeln über ihre Züge streichen.

„Auf mich wirkt Shakespeare anders," entgegnete sie. „Mir ist immer, als habe er bereits alles gesagt. Als bliebe für mich gar nichts mehr."

Da war es wieder. Auch diese Hoffnung war fehlgeschlagen. Nichts vermochte sie aufzurütteln aus dem Gefühl ihres eignen Unvermögens. Sie — mit ihren wundervollen Gaben. Ihm war, als müsse er kämpfen mit dem groben, stiernackigen Gesellen, Leben geheißen. Kämpfen um Nanna Ellgiens Seele, die groß war und herrlich, ebenso wie sie fein war und zart. Sie mußte blühen. Sie sollte. Nicht nur in diesen flüchtigen Blumen der Vergänglichkeit, wie sie sie bisher hervorgebracht. Sondern die hohen, ragenden Lilien, die den goldnen Himmel im Schoße ihrer Reinheit tragen, die waren Nannas Bestimmung.

Er sagte ihr so etwas in hastigen, stürzenden Worten.

Sie hörte ihn an, äußerlich gelassen. Dennoch empfand sie das Bedrängen ihrer Seele wie den Ansturm eines Feindes, vor welchem sie sich entsetzte und den ihre Sehnsucht dennoch herbeigerufen.

„Sie irren sich," sagte sie dann. „Es liegt nicht in meiner Macht, solche Bücher zu schreiben. Ich sehe meine Grenzen. Meine Individualität ist nicht so stark wie die Ihre. In Wahrheit, ich habe keine Individualität!"

„Ihre Unpersönlichkeit, der in Ihnen Leben gewordene Altruismus? Was ist das?" brach es aus ihm heraus. „Sie freveln. Gerade das, was Sie als Hemmung empfinden, ist Ihre Bedeutung. Gerade das sondert Sie aus und hebt Sie über andre."

Ein Rot ging über ihr blasses Gesicht wie ein Schmerz. Was tat er? Warum klopfte er so begehrlich an den Schrein, den sie verschlossen hielt vor jedermann. Auch vor sich selbst hatte sie ihn verschlossen. Das war lange her. Der Schlüssel war dann verloren gegangen. Wollte er das Heiligtum erbrechen, von dem sie kaum noch wußte, was es barg? — Sie war ausgespielt. Sie war ... und —

„Sie wissen nicht, was eine zehnjährige Ehe bedeutet!" sagte sie plötzlich. Aber es war, als habe sie nur zu sich selber gesprochen.

Er antwortete ihr auch nicht direkt. Wie ein Schlag hatten ihn ihre Worte getroffen, aber wie ein Ritterschlag, der ihn adelte. Er sollte nicht wissen? Er nicht, der sie liebte? Fühlte er nicht zu tausend und tausend Malen, wie die nicht verstehende plumpe Brutalität der Ehe ihre nur den feinsten Schwingungen antwortende Seele zu Boden drückte? Kannte er nicht ihren Mann? Diesen pedantischen Kleinigkeitskrämer mit den unvornehmen Instinkten und saloppen Gewohnheiten?

Um einen Menschen zu retten, hatte sie dereinst beschlossen, sich selbst zu opfern. Das war eine Melodie, auf welche die hochgespannten Saiten ihrer jungen Jahre gestimmt waren. Aber der Moloch tötet die Opfer in glühenden Armen und wird darum doch nicht zum Gott. Es gibt Martyrien, die keinem nützen und einem schaden. Sie hatte nicht hinaufheben können mit den willigen Händen, nur herabgedrückt war sie worden in den Staub, den früher ihr Fuß sich zu gut gedünkt, ihn zu beschreiten.

Er wußte das. Weiß nicht der, welcher liebt, alles?

„Nanna," sagte er nach einer Weile, „es gibt Pflichten gegen die andern und es gibt welche gegen uns selber. Wir können die gegen die andern nicht erfüllen, wenn wir uns selbst immer verneinen. Sie haben zehn Jahre Frevel mit sich getrieben. Sie müssen jetzt ein Ende machen. Sie müssen Ihre Ehe auflösen!"

Sie stand still und sah ihn an.

Sie hatten die Herkulesbrücke überschritten und standen allein mitten auf dem Lützowplatz. Die Elektrischen fuhren nur noch vereinzelt, und einen Moment hatte auch in Berlin die Stille das Wort, gleichsam eine äußerliche Verkörperung der Stille der Seele, die dann einsetzt, wenn etwas Neues sich bilden will.

Sie hatte ihn verstanden.

Welches Weib wüßte nicht, wenn es geliebt wird? Zudem — so war es immer gewesen. Immer diese glühende Hingabe andrer, der sie, wie sie meinte, nicht gewachsen war. Immer diese Scheu in ihr selbst vor dem Sturm, der des Lebens Tiefen aufrafft.

Aber sie wußte: diesmal war in seinen Worten kein Wunsch und kein Begehr. Nur nach ihrer Seele Schwingen bückte er sich, die er am Boden schleifen sah und von denen er verlangte, daß sie den Flug sonnenwärts lenkten.

Sie stand noch immer wie abwesend und schlug einen eintönigen Takt mit der Spitze ihres Regenschirms auf dem Eisengitter des Rasens.

Es war, als ob etwas in ihm einen tiefen Fall täte. Hatte sie ihn mißverstanden? War sie so lange geknechtet worden vom grauen Alltag, daß sie nicht mehr auffliegen konnte? War nichts da, das sie tragen könnte? Nicht seine junge, starke, jubelnde Liebe? — Nicht ...

Und dann rauschten sie über sie hin, die springenden Fluten seiner Leidenschaft.

„Nanna!"

Seine Stimme hatte sich erschöpft. Nur noch ein zitternd Raunen koste ihr Ohr mit ihrem Namen, so wie seine bebenden Finger ihre eiskalten Hände kosten. Den linken Arm hatte er schützend um ihre Schulter gelegt, vorsichtig, zurückhaltend mitten im Toben des Blutes.

Sie fühlte, daß er sie immer vor sich selber schützen würde, und sie stand ruhig, das Haupt gradeaus gerichtet, einen sonderbaren, fremden Glanz in den Augen.

Das, was soeben geschah, schmerzte. Immer hatte die Leidenschaft ihr weh getan. Dennoch ...

Und dann wandte sie ihm plötzlich den Blick zu, voll und groß. „Gebhard, der Gott ist nicht im Sturm. Der Gott kam zum Propheten im stillen, sanften Sausen!"

Er löste den Arm von ihrer Schulter mit jähem Ruck. Einen Moment ging es wie Knabentrotz über das junge Gesicht. Hernach wie Verstehen, und wieder weiter — wie Kraft.

„Aber der Sturm mußte vorangehen und die Berge zerbrechen," sagte er ruhig, „ehe der Gott im stillen Sausen kommen konnte!"

Sein Blick senkte sich in den ihren, wartend, fragend.

Sie schaute ihn an und immer noch. Dann trat plötzlich ein feuchter Schein in ihre Augen. Sie atmete auf wie erwachend. Und dann hob sie die Hand, und mit einer Gebärde, halb mütterlich, halb scheu, strich sie leise über das Gesicht so nahe dem ihren. — — —

*

Die gnädige Frau war verreist. Seit vier Wochen bereits. Keiner wußte, wo sie eigentlich war. Es war höchst ärgerlich.

Der Kommerzienrat in den niedergetretenen Pantoffeln schlurfte durch die Stuben und stand vor dem verschlossenen Schreibtisch seiner Frau. Bis jetzt war er der Absicht, sich einen Nachschlüssel zu verschaffen, noch immer aus dem Wege gegangen. Aber lange würde das nicht mehr dauern. Das wußte er. Irgendwie mußte man doch Klarheit bekommen. Was war mit dem Wisch anzufangen, den er am Tage nach dem Theater mittags neben seinem Gedeck gefunden hatte?

„Ich gehe, um etwas zu suchen. Später wirst Du hören, ob ich es gefunden habe."

Würde er sich vielleicht entschließen müssen, den dummen Kerl, den Doktor Frey zu fragen, wo seine Frau war? — Er schien zwar nicht viel klüger als er. Wenigstens kam er oft genug, sich zu erkundigen. Aber wer konnte wissen, ob das nicht alles abgekartet Spiel war zwischen den beiden?

Der Kommerzienrat Ellgien hatte bereits einen Berg Tabak auf den kostbaren Smyrnateppich gestreut; denn der Zweimillionenmann rauchte mit Vorliebe einen billigen, übelriechenden Knaster, und die fast bläuliche Gesichtsfarbe deutete nicht nur auf die steigende Erregung, sondern zugleich auf das Schwinden des Portweins in der Flasche hinten im Geldschrank, deren Vorhandensein Nanna schaudernd ahnte, wenn der Rausch zärtlicher Verliebtheit ihn plötzlich überkam.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann endlich eines Tages ging Gebhard Frey, nicht länger von fragender Unruhe gepeinigt an der eleganten Villa im Tiergartenviertel vorüber. Durch den Grunewald stürmte seine triumphierende Freude und sang — und sang.

Einen Bogen, mit der wohlbekannten Handschrift bedeckt, trug er in seiner Brusttasche. Aber noch ehe er den Brief gelesen, hatte er gewußt: das Wunder war geschehen!

Größer war die Schrift geworden; schwingender, stärker; als sei die Feder geschritten, so wie gewisse, freudige Menschen schreiten.

Und dann hatte er gelesen:

„Der Sturm mußte kommen, ehe denn der Gott kommen wird. Sie riefen ihn herbei damals, damit er tote Buchstaben hinwegfegte und von verhüllten Wunden den Mantel risse. Damit Blutbäche anfingen zu rauschen und alte,

vermoderte Gesetze hinwegwüschen. Damit eine blinde Seele die Augen aufhöbe und sähe, daß eine Sonne am Himmel schreitet. Daß die Sehnsucht nach dieser Sonne übergewaltig würde, und kein Schmerz zu sehrend erschien, so er nur Schwingen in seinem Schoße trüge.

Wie ich taumelte im Sturm — damals. Aber ich wußte, wenn ich mich ihm geben würde — zum Gott würde er mich tragen.

Da brach ich alle Brücken hinter mir ab.

Aus dem Sturm Ihrer Leidenschaft flüchtete ich in den Sturm der Berge. Mit Wode bin ich gerast durch den brechenden Tannenforst und über den Kreuzweg. Vom Schneegraus habe ich mir das Haus verschütten lassen, und der Bäume Aechzen war mein Schlummerlied. Dann ist der Weihnachtswald um mich gestanden weiß und heilig und klingend wie ein Kinderlied. Die Rehe haben aus meinen Händen Brot genommen und mich als einen ihresgleichen erachtet und in den feuchten Augen stumme Lichter der Zuneigung entzündet. Ich habe eine Schüssel hinausgetragen in den Wald mit Körnern und Krumen, auf daß die Vögel eine Lust hätten; dann habe ich den Kindern meines Försters, der mich herbergt, beschert, und zum Dank haben sie mir das Lied von der Rose gesungen, die im Winter entsprang ...

Und dann gemach fingen die vereisten Bäche wieder an zu erzählen, und die Knospen an Eiche und Buche schwellen und ründen sich.

Längst sind die zwölf Nächte verbraust. Aber immer noch fährt Wode über den Berg im Widderwagen, und ich lasse meine Seele von ihm führen über Höhen und Schründe, daß sie fest werde und stark, bis Baldur, der Gütige, kommt und sie sehr freudig macht.

Ich habe geschrieben, ein neues Buch. ‚Sturm' heißt es. Denn der Sturm war sein Schöpfer. Wenn es vollendet ist, werde ich Sie rufen. Sie sollen mir sagen, ob ich meine Pflicht an mir selber erfüllt habe."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Anemonen hatten ausgeblüht und die blauen Leberblümchen. Die Stare waren zurückgekommen und hatten den Veilchen und Himmelschlüsseln „Grüß Gott" gesagt.

Als die Erdbeeren im Walde die weißen Sternenmützchen aufsetzten, war die Zeit erfüllet.

Die Luft stand voll Harzduft und Thymian, und die Grillen zirpten im blühenden braunen Grase zwischen den Federnelken und Glockenblumen.

Seit drei Tagen kamen sie nun schon, jeden Vormittag und jeden Nachmittag. Immer die Frau im weißen Kleide, den breiten Hut über dem braungoldenen Haar und den starken Schein in den Augen, die sich auf dem Baumstamm niederließ und anhub laut zu lesen, Blatt um Blatt. Immer der Mann, ihr zu Füßen gestreckt, still und wie verzückt an ihren Lippen hängend.

„Ende!" sagte sie aufatmend am fünften Tage.

Und ihre Blicke, die in die Ferne geschweift waren, noch einmal zurück die Bahn, die der Sturm durchrast hatte, ehe er zum sanften Sausen geworden,

kehrten als heim und tauchten in die Augen des Mannes, fragend und ruhend zugleich; denn sie wußte, sie hatte ihre eigenste Bestimmung erfüllt.

„Sprechen Sie zu mir, Gebhard!“

„Der Sturm kam von Gott, Nanna, und die Erde wurde bereit zu blühen. Weiße, hohe, ragende Lilien ... Nur Sie konnten sie den Menschen schenken, niemand sonst. Ich danke Ihnen für Ihre Gabe als erster von vielen.“

Er war aufgestanden und beugte ein Knie vor ihr. Sie ließ ihn gewähren. Es war so still ringsum. So voll von verhaltenem Glück war die Stille.

„Und nun?“ fragte sie, langsam, wie einer aus Träumen herauf fragt.

„Und nun, da der Sturm verrauscht ist und die Lilien blühen, kommt der Westwind und flüstert süße Worte. Von purpurnen Rosen erzählt er, die Ihnen bestimmt sind. Kommt unser Gott jetzt, Nanna? — Willst Du meine Rosen brechen und dich damit schmücken?“

Da wußte sie, daß das Bächlein für sie tanzte und sang und daß die Erde um ihretwillen ihr Hochzeitskleid angetan hatte.

„Wer den Sturm rief, ruft auch den Gott,“ sagte sie. „Ich höre seine Stimme, sie klingt wie die Stimme der Waldtaube — ich bin bereit, ihm entgegenzugehen!“

Naturwissenschaftliche Revue

Das gesteigerte Lern- und Wissensbedürfnis unsrer Zeit macht sich in der immer zunehmenden Zahl von Sammelwerken geltend, die naturwissenschaftliche Fragen in Einzeldarstellungen behandeln und nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann die Hilfsmittel gewähren, sich bei dem allzu raschen Fortschreiten der Naturwissenschaft auf dem laufenden zu erhalten. Von solchen liegen unsrer heutigen Revue mehrere vor. Außer diesen sorgen Jahrbücher, wie das vortreffliche von Wildermann herausgegebene Jahrbuch der Naturwissenschaften,[1] dessen 21. Jahrgang nun erschienen ist, dafür, die Fortschritte, die für das ganze Jahr zu verzeichnen sind, darzustellen. Dem Leser muß es aber auch erwünscht sein, in propädeutischer Weise über die von der Naturwissenschaft behandelten Gegenstände orientiert zu sein; das aber erstrebt, freilich in mehr aphoristischer Darstellung, Kuriloffs Populäre Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften,[2] indem sie unser Wissen von der unbelebten und von der belebten Natur und den Zusammenhang beider darzulegen versucht, aber nicht ganz bei der Sache bleibt, wenn sie die Lösung der sozialen Frage durch Herbeiführung des allgemeinen Völkerfriedens befürwortet.

Aus der Betrachtung der Natur ist freilich die Berechtigung für diese Forderung nicht zu entnehmen. Daß in der Tierwelt der heftigste Kampf ums Dasein mit ihrem Auftreten auf der Erde tobt, ist ja allgemein bekannt, die neuerdings immer eingehender behandelte Pflanzenbiologie weist ihn auch auf botanischem Gebiete auf. Sie behandelt in anziehender Weise Migula;[3] will aber der Leser die dort ausgeführten Gesichtspunkte erweitern und sich einprägen, so ist ihm zu empfehlen, auf seinen Spazier-

---

[1] Herdersche Verlagshandlung. Freiburg i. B. Geb. 7 M.

[2] Deutsch von Margarete Ladenburg. W. Knapp, Halle a. S. 1,50 M.

[3] Sammlung Göschen. Bd. 127. 2. Aufl. Leipzig. G. J. Göschensche Buchhandlung. 80 Pf.

gängen Dennerts Biologische Notizen[1]) stets in der Tasche zu führen und die ihm zur Erklärung der einzelnen Pflanzenteile und deren Zweck vorgelegten Fragen zu beantworten. Ist er mit dem Inhalt beider Werke vertraut, so mag er sich an E. Küsters Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen[2]) versuchen, und indem er von den einfachsten Organismen auszugehen gezwungen ist, wird er nicht nur die Vermehrung der höheren Pflanzen verstehen, er wird auch dahin kommen, die Kluft zwischen Pflanze und Tier auszufüllen.

Wichtige Fortschritte sind in der Tierbiologie gemacht, die zeigen, daß die Tierformen keineswegs völlig feste geworden sind, sondern, wenn auch äußerst langsam, immer noch Wechseln unterliegen. Bei niedern Tieren können sogar auch raschere Abänderungen eintreten, die von den äußern Verhältnissen wie Temperatur oder Ernährung abhängen. Von den Schmetterlingen ist dies längst bekannt, und so ist es ein dankenswertes Unternehmen gewesen, daß Lampert die Ergebnisse der recht zerstreuten Untersuchungen zusammenzufassen und in einem prachtvoll ausgestattetem Werke über die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas[3]) darzustellen begonnen hat. Die beigegebenen nach Aquarellen von A. Kull hergestellten Farbentafeln gehören zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und Sammlern wie Forschern wird das Buch, das in Lieferungen erscheint, unentbehrliches Hilfsmittel werden. Daß aber auch die Lebensgewohnheiten der Tiere nicht die nämlichen bleiben, zeigt ein so kompetenter Beurteiler wie Flörike in seinem eine volkstümliche Vogelkunde bietenden Deutschen Vogelbuch,[4]) das unsre gefiederten Freunde in schönen Abbildungen vorführt und ihren Bau und ihre Sitten zunächst allgemein in den bis jetzt vorliegenden Lieferungen bespricht. Danach erscheint es, als ob der Wandertrieb der Vögel, über dessen Ursache wir aufgeklärt werden, bei vielen Arten im Abflauen begriffen ist, aber es ergibt sich auch für uns die Notwendigkeit, den Vögeln den umfassendsten Schutz angedeihen zu lassen. Unser Wissen über Bau und Leben der Säugetiere faßt Lampert in dem ersten der Das Tierreich[5]) betitelten Bändchen der Göschenschen Sammlung zusammen, die Fauna und Flora des Meeres[6]) aber gibt Knauers durch gute Abbildungen unterstützte Darstellung. Tiefseeforschung und Planktonuntersuchungen der Neuzeit haben auf diesem Gebiet unsre Kenntnisse in ungeahnter Weise erweitert.

Einen mit solcher Arbeit beschäftigten Forscher belauschen wir in Doffleins Ostasienfahrt,[7]) die zur Untersuchung der merkwürdigen Verhältnisse des Tierlebens im japanischen Meer, wo kalte und warme Strömungen zusammentreffen, angestellt wurde. Auch Ceylons Tierwelt hat der Verfasser in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen, seine Studien aber auch über die jene Insel bewohnenden Menschen und die durchwanderten Gegenden ausgedehnt. Sind diese Mitteilungen gerade in jetziger Zeit für uns Deutsche von großem Werte, so gilt dies in noch höherem Maße von unsern oft so verkehrt, weil tendenziös beurteilten Kolonien, und so ist die Schilderung der deutschen Kolonien[8]) durch Heilborn gerade im rechten Augenblick erschienen. Zeigt sie doch, was wir daran haben und wie böswillige Verleumdung ihren Wert in unrichtiger Weise herabgesetzt hat. Wie erfreulich wäre es, wenn wir den Strom unsrer Auswanderer dahinleiten könnten;

---

[1]) Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1,80 M.

[2]) Aus Natur- und Geisteswelt. Bd. 112. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.

[3]) Eßlingen und München, J. F. Schreiber. Lief. 1 bis 4, eine jede 75 Pf.

[4]) Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. Lief. 1 bis 4, eine jede zu 80 Pf.

[5]) Das Tierreich I. G. J. Göschensche Buchhandlung. 80 Pf.

[6]) Einzeldarstellungen aus den Naturwissenschaften. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. 1,50 M.

[7]) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 13 M.

[8]) Aus Natur- und Geisteswelt. 93. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.

da das aber einstweilen noch nicht angängig ist, so müssen wir sie auf andre Weise dem Deutschtum so viel wie möglich zu erhalten suchen. Dazu liegen die Verhältnisse noch günstig in Südamerika, und so muß man es dem sächsischen Konsul von Fischer-Treuenfels Dank wissen, daß er eine eingehende Beschreibung Paraguays[1]) in den Druck gegeben hat, die alles für den Auswanderer Wichtige enthält. Für den Weltreisenden haben die Reiseerlebnisse der Gräfin Pauline Montgelas Interesse, die unter dem Titel Bilder Südasiens[2]) im Druck erschienen sind.

Daß auch die Erde ihr Antlitz in der Gegenwart noch ändert, dafür liefert Küchlers Buch Unter der Mitternachtsonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands[3]) den Beweis, da es vom Aufhören der Ausbrüche der großen heißen Quelle des Geisers berichten muß. Die in Eis und Schnee liegende Hekla, die der Verfasser bestiegen hat, seine übrigen Schilderungen lassen erkennen, daß dort seit einem Menschenalter auf Abkühlung der Erde deutende Aenderungen eingetreten sind, das Nagen des Meeres aber an den Küsten, insbesondere an den Küsten Rügens, schildert uns Steurich in seiner Beschreibung der Sturmfluten der Ostsee, ihrer Geschichte, Entstehung und Erklärung.[4]) Aenderungen in dem Fließen der Heilquellen in historischer Zeit mag der Leser aus Sterns im Auftrage des Ministers herausgegebenen Album der domänenfiskalischen Bäder und Mineralbrunnen im Königreich Preußen[5]) entnehmen, das neben den hygienischen auch auf die geologischen Verhältnisse eingeht und die Bäder in reizenden Farbendrucken bildlich darstellt. Die Summe der Aenderungen aus früheren Erdepochen zeigt uns gegenwärtig die Erdoberfläche. Wir wissen, daß daran die gewaltigen Gletscher der Eiszeit einen hervorragenden Anteil genommen haben, und so mag Gugenhans Nachweis, daß der Stuttgarter Talkessel von alpinem Eise ausgehöhlt[6]) ist, wohl das Richtige treffen. Dafür aber, daß die Erdoberfläche ihre Gestalt nur durch mächtige Gletscher, die nicht allein von den Gebirgen, sondern auch von den Polen ausgingen, erhalten habe, dürfte desselben Verfassers Schrift Die Vergletscherung der Erde von Pol zu Pol[7]) den Beweis wohl kaum erbracht haben. Daß zur Erledigung solcher Fragen allein die voraussetzungsloseste Beobachtung führen kann, hat schon Goethe erkannt, wie Linck in seiner Rede über Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geologie[8]) darlegt, deren Abdruck Bilder Goethes und Lenzens besonders wertvoll machen.

Können wir also Veränderungen der Erdoberfläche bis in die Gegenwart unbestreitbar feststellen, so ist die nämliche Frage hinsichtlich des Mondes noch nicht ebenso klar. Nasmyth und Carpenter, deren Schrift über den Mond als Planet, Welt und Trabant[9]) mit den vielen und schönen Abbildungen Klein in neuer Umarbeitung in zweiter Auflage eben herausgegeben hat, halten ihn für einen vulkanischen Körper, und der Kölner Astronom führt in einer besonderen Schrift, Neubildungen auf dem Monde,[10]) die Gründe an, um derentwillen man annehmen muß, daß seine vulkanische Tätigkeit immer noch in für uns sichtbarer Weise sich äußert. Ein andrer fleißiger Beobachter unsers Trabanten, Faut, stellt diese dagegen in seiner Schrift Was wir vom Monde

[1]) 2. Aufl. Berlin, Mittler & Sohn. 5 M.
[2]) München, Theodor Ackermann. 3,20 M.
[3]) Leipzig, Abel & Müller. 3,20 M.
[4]) Stettin, A. Schuster. 30 Pf.
[5]) Wiesbaden. In Kommission bei J. F. Bergmann. 6 M.
[6]) Berlin, Kommissionsverlag von Friedländer & Sohn. 2,40 M.
[7]) Ebenda. 8 M.
[8]) Jena, Gustav Fischer.
[9]) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 8,50 M.
[10]) Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

wissen[1]) völlig in Abrede, da der Mond mit Eis bedeckt sei. Das ist nun freilich ebenso unmöglich wie die Annahme, die Schwartz in seiner Darstellung der Gravitation genannten Kräfte als Wirkung einer äußern Ursache im Gegensatz zu der Annahme eines innerlich wirkenden Prinzips[2]) macht, daß der Weltenraum mit Luft von der Dichte unsrer Atmosphäre erfüllt sei. Solche Unmöglichkeiten setzt Sahulka in seiner Erklärung der Gravitation, der Molekularkräfte, der Wärme, des Lichtes, der magnetischen und elektrischen Erscheinungen aus gemeinsamer Ursache auf rein mechanischem atomistischen Wege[3]) freilich nicht voraus, doch dürfte auch seine umfassende Arbeit die große Frage noch nicht zur Entscheidung führen. Die erstgenannten Arbeiten lassen erkennen, wie wünschenswert zur Vermeidung solcher unmöglichen Annahmen die Ausbreitung astronomischer Kenntnisse ist. Jedermann kann deren Grundlage sich ohne Mühe aus Lockyers Astronomie[4]) aneignen, die zurzeit von Winnecke übersetzt, von Becker aufs neue durchgesehen ist.

Die ungeahnten Fortschritte auf elektrischem Gebiet sind Ursache geworden, daß man auf dem naturwissenschaftlichen überhaupt der Phantasie die Zügel lockern zu dürfen glaubte. Daß die betreffenden Entdeckungen aber durchaus nicht durch Zufall, sondern in mühsamer Arbeit erhalten sind, kann der Leser aus Holzmüllers Neueren Wandlungen der elektrischen Theorien einschließlich der Elektronentheorie[5]) ersehen. Rosenthals Schrift Fortschritte in der Anwendung der Röntgenstrahlen[6]) wird ihn weiter überzeugen, daß die Forschung noch ebenso fortschreitet, wie weit aber gegenwärtig unsre Kenntnisse von den radioaktiven Substanzen[7]) reichen, zeigt in klarer Darstellung Gruners Arbeit über diesen Gegenstand. Das führt uns auf das Gebiet der Elektrotechnik, deren rüstiges Fortschreiten dem Laien so oft an das Wunderbare zu grenzen erscheint. Den größten Fortschritt hat im Augenblick die Glühlampentechnik zu verzeichnen, die neuerdings neben den Kohlelampen über die Tantal-, die Wolfram-, Osmium- und Osramlampen verfügt. Die letzteren hat vor kurzem Uppenborn[8]) geprüft und gefunden, daß sie dieselbe Bequemlichkeit wie die Kohlelampen haben, aber da sie zur Erzeugung der nämlichen Lichtstärke weniger Strom bei gleicher Spannung bedürfen, bei Aufwand geringerer Kosten helleres Licht spenden. Auch die drahtlose Telegraphie hat wichtige Neuerungen zu verzeichnen. Durch Verwendung ungedämpfter Schwingungen ist es ihr gelungen, größere Entfernungen wie bisher zu überwinden. Das neue System ist von Poulsen ausgearbeitet und von einer englischen Firma angekauft, doch ist es der Gesellschaft Telefunken, wie Nairz[9]) berichtet, gelungen, ohne das Patent zu verletzen, in etwas andrer Weise dasselbe zu erreichen. Aber auch das bisher in Uebung befindliche Verfahren hat wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Ist es doch in den letzten Tagen gelungen, mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie die Station in Nauen mit dem Eiffelturm in Paris in Verbindung zu setzen. Endgültig gelöst dürfte auch das Akkumulatorproblem[10]) sein, für welche Apparate wir freilich, wie Streintz gezeigt hat, trotz Jungner und Edison auf das Blei an-

---

[1]) Einzeldarstellungen aus den Naturwissenschaften I. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. 1,50 M.

[2]) Straßburg i. E. und Leipzig, J. Singer.

[3]) Wien und Leipzig, C. Fromme. 5 M.

[4]) Straßburg i. E. und Berlin. 7. Aufl. K. J. Trübner. 80 Pf.

[5]) Berlin, J. Springer. 8 M.

[6]) München, J. F. Lehmanns Verlag. 1,20 M.

[7]) Bern, A. Francke. 1 M.

[8]) Mitteilungen der Vereinigung der Elektrizitätswerke 1906, Heft 7.

[9]) Prometheus 1906, Jahrg. 18, S. 145.

[10]) Stuttgart, F. Enke. 1,20 M.

gewiesen bleiben werden. Ueber die für die Technik so wichtigen Wasser- und Brennstoffragen, aber auch über Kalk, Ton und Glas haben wir, um dies zum Schluß anzuführen, treffliche Auskunftsmittel in der nun von Neumann besorgten dritten Auflage von Posts chemischer Analyse.[1])

Literarische Berichte

Der Lebensretter. Roman in Briefen von Emmi Lewald (Emil Roland). Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Den köstlichen kleinen Gesellschaftssatiren, die Emmi Lewald im vorigen Jahre unter dem Titel „Die Heiratsfrage" erscheinen ließ, reiht sich im „Lebensretter" eine neue, breiter angelegte an, in der die Verfasserin ihre besondere Gabe, die ernstesten dichterischen Analysen menschlicher Schwächen und Vorurteile in die amüsanteste Form zu kleiden, wiederum glänzend betätigt. Die Zielscheibe ihrer Satire ist hier der Standeshochmut und die Engherzigkeit alten Adels, der trotz des eignen sozialen Niedergangs geringschätzig auf bürgerliche Tüchtigkeit und Seelengröße herabsieht und in seiner lächerlichen Sorge um den verbleichenden Glanz seines Wappenschildes selbst vor dem schnödesten Undank nicht zurückscheut, um sich nur ja nach außen hin nichts zu vergeben. Wie die Heldin der Geschichte durch das Leben endlich von ihrem anerzogenen Dünkel geheilt und zu der Erkenntnis gebracht wird, daß ihr bürgerlicher Retter und Wohltäter mehr wahren Adel in sich getragen als sie selbst und die Ihrigen, das erzählen uns die hier aneinandergereihten Briefe der Beteiligten so lebendig und fesselnd, daß man die kleinen Uebertreibungen in der Charakterdarstellung, die hier und da zu bemerken sind, gern in Kauf nehmen wird. Ausgezeichnet ist das Milieu der kleinen Residenz geschildert, in der die Erzählung der Hauptsache nach spielt, und die einen klassischen Nährboden für die hier so grell beleuchtete Rückständigkeit der sozialen Anschauungen bildet. Der kleine Roman wird jeden modern empfindenden Leser in höchstem Grade anziehen, und seine Tendenz wird der Persönlichkeit, die geistreiche Behandlung des Stoffes dem Talent der Verfasserin zweifellos viele neue Freunde gewinnen. R. D.

Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung. Von Otto Schmiedel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen 1906, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). — Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte. 27.

Die kleine Schrift will eine systematische Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Leben-Jesu-Forschung, in deren Wirrnissen sich heut kaum der Fachgelehrte zurechtfindet, geben; was der eine Forscher mit der Aufbietung alles ihm zu Gebote stehenden Scharfsinnes aufgebaut hat, reißt ein andrer mit ebensoviel Scharfsinn wieder ein, so daß man sich wirklich nicht wundern kann, wie die allerradikalste Skepsis, welche die geschichtliche Existenz Jesu überhaupt leugnet, vielen als der einzige Ausweg aus den Schwierigkeiten und die annehmbarste Erklärung des trostlosen Standes der Ueberlieferung, sofern sie nämlich historisch sein will, erscheint. Schmiedel selbst gehört zu den Theologen, die zwar die weitestgehende Kritik an dem Inhalt der Evangelien üben, aber an der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu festhalten. Seine Darlegungen sind interessant, entbehren aber ihrer stark subjektiven Färbung wegen vielfach der rechten Beweiskraft.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Wie Bonaparte den Feldherrnstab ergriff. Mit einer Karte als Anlage. Von W. von Unger, Generalmajor und Kommandeur der 20. Kavalleriebrigade. Berlin, Vossische Buchhandlung, Militär-Verlag.

Am 23. Februar 1796 wurde der junge Artilleriegeneral Bonaparte zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt, deren Akten erst seit 1900 (bis zur Ankunft Napoleons beim Heere) veröffentlicht worden sind. Der Verfasser verfolgt in scharfsinniger Weise das Entstehen des Feldzugsplanes; er charakterisiert mit treffenden Strichen die Vertreter der Regierungsgewalt bei der Armee, die Generale und Generalstäbler und vor allem den genialen Korsen selbst bei diesem ersten Schritt auf seiner Siegeslaufbahn ohnegleichen. Störend wirken die zahlreichen Druckfehler. R.

[1]) Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1. Bd. 1. Heft 4,80 M. 2. Bd. 1. Heft 5,50 M.

Goethes Faust. Mit Bildern von F. Simm. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Die vorliegende illustrierte Ausgabe von Goethes „Faust" ist sozusagen ein Separatabdruck aus der in demselben Verlage erschienenen illustrierten Prachtausgabe von Goethes Werken, die durch ihren ebenso reichen wie künstlerisch wertvollen, von den ersten deutschen Meistern herrührenden Bilderschmuck in weiten Kreisen des deutschen Volkes beliebt geworden ist und große Verbreitung gefunden hat; sie reiht sich mehreren auf dieselbe Weise entstandenen illustrierten Einzelausgaben hervorragender deutscher Dichtungen (Schillers Gedichte, Hauffs „Lichtenstein" u. s. w.) in gleichem Format und gleicher Ausstattung an. Wie diese vorausgegangenen Ausgaben, so wird auch die des zugleich tiefsinnigsten und volkstümlichsten Werkes deutscher Poesie ohne Zweifel viele Freunde finden, denn die Simmschen Illustrationen, die zu des Künstlers besten Schöpfungen gehören und hier in vorzüglichen Holzschnitten wiedergegeben werden, sind in der Tat trefflich geeignet, uns den gewaltigen Reichtum an plastisch geschauten Bildern dichterischer Phantasie, in denen uns der „Faust" den Weg „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" führt, in voller Anschaulichkeit zum Bewußtsein zu bringen. Einen besonderen Schmuck der Ausgabe bildet der stilvolle Einband, der nach einem prächtigen Entwurf von Barlösius hergestellt ist. B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Achscharumow, Dr., Durch Rußlands Schneefelder in die Festung Cherson. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Angewandte Geographie. Serie II, Heft 11: Syrien und die türkische Mekkapilgerbahn. Von Ed. Mygind. (M. 1.50.) — Heft 12: Die Insel Sachalin. Von Max Funke. (M. 1.20.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 2. Bändchen: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 3. Auflage. — 122. Bändchen: Wirtschaftliche Erdkunde. Von Prof. Dr. Ch. Gruber. Leipzig, B. G. Teubner. Je M. 1.25.

Bischoff, Diedrich, Taten der Loge. Ein Wort über den heutigen Beruf der Freimaurerlogen. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 50 Pf.

Boden, Friedrich, Ueber Moral und Religion vom Standpunkt der Geschichte und der Kunst. Ein Beitrag zur Philosophie der Persönlichkeit. Hamburg, Otto Meißners Verlag. M. 2.—.

Corvus, M., In omnibus charitas. Roman. Zweite Auflage. Mit 32 Illustrationen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Daude, Dr. Paul, Das Reichsgesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie vom 9. Januar 1907. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Erdmann, Gustav Adolf, Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten. Mit Abbildungen. Leipzig, B. Elischer Nachf. M. 2.50.

Fessel, Karl, Sein und Schein. Ein Band Lyrik. Berlin, Lyrik-Verlag.

Friedrich III., Briefe, Reden und Erlasse des Kaisers und Königs. Gesammelt und erläutert von Dr. G. Schuster, Königl. Hausarchivar. Mit Porträt. 2. Auflage. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 4.50.

Fuchs-Liska, Robert, Blinde Scheiben. Ein Skizzenbuch in Vers und Prosa. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fürst Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt und herausgegeben von Johannes Penzler. II. Band 1903 bis 1906. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—.

Gerhardt-Amyntor, D. von, Ein Abschied. Novellen und Erzählungen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Grothe, Dr. Hugo, Zur Landeskunde von Rumänien. Kulturgeschichtliches und Wirtschaftliches. Angewandte Geographie III. Reihe 1. Heft mit 23 Abbildungen auf Kunstdruck, fünf Karten und einem Mehrfarbendruck. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Halbleinenband M. 4.—.

Huyn, Anna, Die deutsche Küche. Vollständiges, praktisches Handbuch der Kochkunst für den täglichen Gebrauch, enthaltend 2449 selbsterprobte Rezepte und Anleitung zur sparsamen Führung des Haushaltes u. s. w. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Immermanns Werke. Mit Immermanns Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Harry Maync. 5 Bände in Leinen gebunden M. 10.—. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Jensen, Wilhelm, Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachf. M. 5.—.

Kieler, Laura, Mein Volk sei Dein Volk. Aus dem Dänischen übersetzt von Orton Beg. Zürich, Rascher & Cie. M. 2.50.

Larsen, Karl, Poetische Reisen. Zweite Fahrt: Im Lande des Weines und der Gesänge und im schönen Portugal. Leipzig, Insel-Verlag. M. 3.50.

Lenschau, Dr. Thomas, Deutsche Wasserstraßen und Eisenbahnen in ihrer Bedeutung für den Verkehr. Mit 4 Diagrammen und einer mehrfarbigen Karte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 4.—.

Lignitz, General d. Inf. z. D. von, Deutschlands Interessen in Ostasien und die Gelbe Gefahr. Mit einem Titelbild und einer Karten-Anlage. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 4.50.

Liszt, Dr. Eduard von, Die Pflichten des ausserehelichen Konkubenten. Ein Beitrag zur Revision des Oesterr. Allgem. Bürgerl. Gesetzbuches. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.40.

Loforte-Randi, A., Menzogne Escursione critica a traverso gli spropositi di Max Nordau e Compagni. Palermo, Alberto Reber. Lire 3.50.

Martin, Rudolf, Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910 bis 1931. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Mießner, Dr. Wilhelm, Ein Menschenleben. Alltagsbriefe unserer Klassiker. Berlin, Dr. Wedekind & Co. M. 4.50.

Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Schaffler, Dr. Karl Storck herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. Erster Band: Grundbegriffe — Die Häuslichkeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Prachteinband M. 15.—.

Moll, Dr. med. Albert, Der Hypnotismus. Mit Einschluss der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Vierte, vermehrte Auflage. Berlin, Fischers Medicin. Buchhandlung. M. 10.—.

Nietzsche's Werke. Taschen-Ausgabe Band 1 und 2. Leipzig, C. G. Naumanns Verlag. Komplett in 10 Bänden M. 37.50.

Nippold, Friedrich, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Dritte umgearbeitete Auflage. Fünfter Band: Geschichte der Kirche im deutschen Protestantismus des 19. Jahrhunderts. Leipzig, M. Heinsius Nachf. M. 18.—.

Rheinisch, Erika, Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth. M. 3.—.

Rösler, P. Augustin C. SS. R., Die Frauenfrage vom Standpunkt der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 8.—.

Rückzug der Nordarmee vom Schlachtfeld des 3. Juli. Mit Benützung der Feldakten des k. und k. Kriegsarchivs bearbeitet von einem Generalstabsoffizier. Mit einer Gene[illegible]karte, 6 Beilagen und einer Textskizze. Wie[illegible] W. Seidel und Sohn.

Sandt, Emil, Cavete! Eine Geschich[illegible] über deren Bizarrerien man nicht ihre Dr[illegible]en vergessen soll. Minden i. W., J. C. C[illegible] Verlag.

Schmidt, Max, Aus unserm Kriegsl[illegible]n Südwestafrika. Erlebnisse und Erfah[illegible]gen. Gr.-Lichterfelde, Edwin Runge. M. 2.—.

Schüler, Paul, Nachtstücke. Drei E[illegible]alter. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Soergel, Rechtsprechung 1906 zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht. Unter Mitwirkung von Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel. 7. Jahrgang, enthaltend die Rechtsprechung des Jahres 1906 zum BGB., EGBGB., CPO., KO., GBO., FGG., ZwVG., HGB., WO. und zu weiteren 75 Gesetzen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 7.50.

Sperl, August, Narro! — Der Faquin. Zwei Lustspiele. Halle a. S., C. Ed. Müller's Verlag. M. 2.—.

Volland, Hans, Eigner Herd. Eine Sittengeschichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Voßen, Dr. Leo, Der oberverwaltungsgerichtliche Schutz der Industrie und des Gewerbes sowie der Verfassungsgrundrechte gegen polizeiliche Ein- und Uebergriffe. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.20.

Walther, P., Fregattenkapitän, „Die englische Herrschaft in Indien". (England in deutscher Beleuchtung Heft 8.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 90 Pf.

Weinel, Heinrich, Lebensfragen. Band 16: Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 3.—.

Weltgeschichte, herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. Mit 53 Karten und 177 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. 9 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder 18 broschierte Halbbände zu je 4 Mark. Sechster Band: Mittel- und Nordeuropa. Mit 5 Karten und 19 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Weinschenk, J. H., Friedsame Sonette. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Zabel, Eugen, Russische Kulturbilder. Erinnerungen und Erlebnisse. Berlin, Karl Curtius. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Zweiunddreißigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1907

Stuttgart und Leipzig 1907 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXII

(April bis Juni 1907)

Seite

Professor Otfried Nippold (Bern): Ueber einige Aufgaben der Haager Friedenskonferenzen und über eine Völkerrechtshochschule im Haag 1

Noch ein Wort über die Hochschule für internationales Recht 10

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXV. XXVI. XXVII 12. 184. 257

Ueber die Anforderungen an die moderne Diplomatie. Von einem Diplomaten 26

Heinrich von Poschinger: Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon (Schluß) 32

Vizeadmiral z. D. **Valois**: Deutschlands Lage 46. 230

Professor **Dr. Blaß**: Religiöser und idealer Gehalt in antiken Mythen . 52

Alberta von Puttkamer: Max von Puttkamer 66

U. Behn: Radium 85

Graf Eduard Wickenburg: Abessinien (Schluß) 94

Professor **Dr. R. Börnstein**: Goethes Meteorologie 106

Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein: Was ist sozial? . . . 129

Dr. Freiherr von Schleinitz: Der Seehandel, das Seekriegsrecht und die Haager Friedenskonferenz 135

Dr. von Schulte: Erinnerungen an Fürst Bismarck 141

Papst und Jesuiten. Nach römischen Quellen geschildert 154

Sir Alfred E. Turner, Generalmajor: Die Haager Konferenz und die Herabminderung der Kriegsrüstungen 165

A. Laubeuf, früherer Chefingenieur der französischen Marine: Der Nutzen der Unterseeboote. Ihr Einfluß auf die Flottenpolitik der einzelnen Staaten 170

Professor **Dr. P. Grützner**: Ueber die gesundheitliche Bedeutung des Sports und der Gymnastik 194

H. Vambéry: Die englisch-russische Vereinbarung 206

Dr. Ad. Beukert: Aus zwei Tagebüchern des Grafen Ludwig von Bentheim-Steinfurt über seinen Aufenthalt in Paris 1785 und 1803/04 221. 362

Rudolf Graf Waldburg: Die Agrarunruhen und das Ministerium Sturdza in Rumänien 241

Seite

Professor **Dr. Nippold** (Jena): Großherzogin Sophie von Sachsen und die Begründung des Evangelischen Bundes 244
Dr. Karl Hugelmann: Die Venezianer „Dispacci di Germania“ und die österreichische Regierung 250
Professor **Carlo Malagola**: Entgegnung mit Erwiderung von **Dr. Hugelmann** 250
Vizeadmiral a. D. **Dr. Freiherr von Schleinitz**: Ein Mittelmeerbund . 278
Ein Vorschlag zur Abrüstung der Presse 282
Dr. von Schulte: Erinnerungen an Ludwig Windthorst 287
Tancredi Galimberti, italienischer Deputierter: Italien im Mittelmeer und die Zusammenkunft von Gaëta 292
Dr. B. Naunyn (Straßburg — Baden-Baden): Aerzte von früher und von heute und ärztliche Humanität 297
Professor **Otfried Nippold** (Bern): Zu den kriegsrechtlichen Aufgaben der Haager Friedenskonferenz 316
Dr. Ludwig Stein, Professor an der Universität Bern: Das logische Fundament des Gottesbegriffs 325
Professor **Pontus Fahlbeck**, Mitglied der Ersten schwedischen Kammer (Lund): Warum hat Schweden nicht Krieg gegen Norwegen geführt? 334
Gabriel Maura Gamazo: Die Lage der auswärtigen spanischen Politik 347
Graf Eduard Wickenburg: Afrika als Kolonialgebiet 352
Archibald R. Colquhoun: Der japanische Patriotismus 368
Berichtigung 374

Berichte aus allen Wissenschaften

Kulturgeschichte: **Dr. Ernst Roth**, Oberbibliothekar, Halle a. S.: Leipziger Magisterschmäuse im sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert 120
Chemie: **F. Fittica**: Ueber Berthelot 248

Kleine Revuen

Literarische Berichte 123. 253. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

Ueber einige Aufgaben der Haager Friedenskonferenzen und über eine Völkerrechtshochschule im Haag

Von

Prof. Otfried Nippold (Bern)

Wenn große Ereignisse sonst ihre Schatten vorauszuwerfen pflegen, so kann man dies doch bisher von dem großen internationalen Ereignis des Jahres 1907 eigentlich kaum sagen. Zwar beginnt die Presse in letzter Zeit, sich etwas mit der zweiten Haager Friedenskonferenz zu befassen, aber die Art, wie sie es tut, beweist, daß ihr der Gegenstand doch ziemlich ferne liegt und daß ihr Interesse kein so reges ist, wie es die Bedeutung des Themas eigentlich rechtfertigen würde. Die offiziellen Vorbereitungen für die Konferenz aber hüllen sich in das diplomatische Geheimnis. Die Presse berichtet in dieser Beziehung lediglich von der Rundreise des Herrn von Martens, welche die Feststellung des Haager Programms zum Zweck hat. Daran, daß unter Umständen auch die öffentliche Meinung durch das Mittel der Presse auf die Programmverhandlungen einzuwirken suchen könnte, scheinen alle die Leute, die sonst von der Mission und der Bedeutung der achten Großmacht nicht genug zu rühmen wissen, nicht zu denken. Namentlich aber muß es auffallen, daß die Völkerrechtswissenschaft, um deren ureigenste Domäne es sich bei den Haager Besprechungen doch handelt — die Friedenskonferenzen sind vor allem Völkerrechtskonferenzen, die sich mit der Fortbildung und der Kodifikation bestimmter Teile des Völkerrechts zu befassen haben —, sich zu dem für sie so bedeutsamen Thema so wenig zum Worte meldet. Nur vereinzelte Stimmen sind es, die den bevorstehenden Ereignissen im Haag eine etwas eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken scheinen. Und auch diese beschränken sich meist auf einen Rückblick auf das bereits Geschaffene. Von dem, was die Zukunft hier zu bringen hat, versucht man sich in den meisten Fällen anscheinend gar nicht einmal Rechenschaft abzulegen.

Anderseits wäre es aber unrecht, wenn man — neben dieser nicht zu leugnenden Verkennung der Bedeutung des bevorstehenden Weltereignisses, die sich bei der Presse vielleicht durch den Mangel an „Sensationellem", der diesem internationalen Rechtsfortschritt anhaftet (für einen Krieg würde die Presse sofort

alle Federn mobil machen), erklären läßt — daneben nicht doch eine wesentliche Veränderung in der Beurteilung der Haager Konferenzen gegen früher konstatieren wollte, namentlich in Deutschland, wo man früher nur skeptische Urteile zu hören bekam und wo neuerdings, nachdem einige Völkerrechtslehrer mit der Anerkennung des im Haag geschaffenen Werkes vorangegangen waren, die öffentliche Meinung sich wenigstens nicht mehr ablehnend verhält und die Möglichkeit weiterer Fortschritte wenigstens nicht mehr von vornherein von der Hand weist.

Das ist immerhin schon etwas, und diese Tatsache erlaubt vielleicht auch, wenn man einigen Preßnotizen Glauben schenken darf, Rückschlüsse auf die Stellungnahme der deutschen Reichsregierung zu dem künftigen Haager Programm zu ziehen. Und von dem Verhalten Deutschlands dürfte es ja mit in erster Linie abhängen, ob im Haag auf der zweiten Konferenz weitere Fortschritte erzielt werden oder nicht. Sache der deutschen Politik ist es also vor allem, zu erwägen, wie weit man in der Zugestehung weiterer Konzessionen auf völkerrechtlichem Gebiet — das ganze Völkerrecht beruht seiner Natur nach auf solchen Konzessionen — heute gehen kann, wie weit diese innerhalb des Rahmens der herrschenden Realpolitik heute angängig erscheinen.

Daß der Standpunkt, den die Völkerrechtswissenschaft in dieser Beziehung einnimmt, mit demjenigen der Politiker vielleicht nicht in allen Punkten übereinstimmen wird, ist von vornherein einleuchtend. Die Wissenschaft muß ihren Blick vor allem auch auf das Ganze werfen. Die Staatenpolitik aber wird vielleicht nicht geneigt sein, heute schon alles dasjenige für politisch realisierbar zu halten, was die Wissenschaft als wünschbaren Fortschritt auf denjenigen Völkerrechtsgebieten, mit denen sich die Haager Konferenzen befassen, bezeichnen wird. Um so mehr ist es aber notwendig und erscheint es insbesondere als unabweisbare Aufgabe der Völkerrechtswissenschaft, sich von den im Haag möglicherweise einzuschlagenden Wegen genaue Rechenschaft abzulegen und dadurch auch die Staatsmänner auf die Aufgaben hinzuweisen, deren Lösung ihnen bei den Haager Konferenzen obliegen wird.

Welches diese Aufgaben nun im einzelnen sein werden, das auseinanderzusetzen, würde natürlich hier zu weit führen. Nur einige Gesichtspunkte möchte ich herausgreifen, die mir vor allen andern für die zukünftige Entwicklung des Völkerrechts von Bedeutung zu sein scheinen.

Das Hauptwerk der ersten Haager Friedenskonferenz ist unbestritten die Konvention für die friedliche Erledigung internationaler Streitigkeiten. Indem diese Konvention das Verfahren in völkerrechtlichen Streitigkeiten einer vollständigen Kodifikation unterwirft, stellt sie zweifellos einen der am meisten fortgeschrittenen Teile des modernen Völkerrechts dar. Sie gibt den streitenden Staaten im übrigen nicht nur eine vollständige Prozeßordnung an die Hand, sondern sie stellt ihnen auch ein internationales Justizorgan, den permanenten Schiedsgerichtshof im Haag, zur Verfügung. Die Prozeßordnung regelt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Staaten nicht jeden Staatenstreit auf den Rechtsweg leiten dürften, neben dem schiedsgerichtlichen Verfahren auch das völker-

rechtliche Vermittlungs- und Untersuchungsverfahren. Es ist also in diesem Kodex des völkerrechtlichen Verfahrens allen im Völkerstreit vorkommenden Eventualitäten Rechnung getragen, und zwar in einer Form, die der Besonderheit der internationalen staatlichen Verhältnisse trefflich angepaßt ist. Die Völkerrechtswissenschaft erblickt daher mit Recht in dem auf diesem Gebiet erreichten Fortschritte das Hauptverdienst der ersten Haager Konferenz. Aber auch vom praktisch-politischen Standpunkte aus darf man sagen, daß die Fortbildung des hier in Frage stehenden Völkerrechtsgebiets weitaus die größte Bedeutung zu beanspruchen hat. Denn so schön und gut und wünschenswert alle die Fortschritte auch sein mögen, die durch eine Kodifikation des Kriegsrechts, und für die Zukunft insbesondere des Seekriegsrechts, erzielt werden können — sie reichen doch bei weitem nicht heran an die Bedeutung, die der Regelung des völkerrechtlichen Verfahrens zukommt. Nicht etwa nur, weil dieses letztere eine ungleich *größere Anzahl* von völkerrechtlichen Streitfällen zu schlichten berufen ist, sondern vor allem auch, weil durch *rechtzeitige* Anwendung der Rechtsmittel des Völkerrechts auch solche Konflikte, die sich in Ermanglung einer rechtlichen Regelung zu kriegerischen Konflikten auswachsen könnten, vor einer solchen Zuspitzung *bewahrt* werden können. Das völkerrechtliche Verfahren hat also auch vom rein praktischen, politischen und menschlichen Standpunkte aus eine ungleich höhere Mission zu erfüllen, als diejenigen Teile des Völkerrechts, die lediglich die Rechtslage *während* eines bereits ausgebrochenen Krieges regeln — also auch ganz abgesehen von dem spezifischen Standpunkte der Völkerrechtswissenschaft, für die natürlich das *Rechtsverfahren* schon an und für sich die höhere Entwicklungsstufe gegenüber dem *Selbsthilfeverfahren* bedeuten muß.

Es dürfte nicht überflüssig sein, auf dieses gedachte Moment hier mit Nachdruck hinzuweisen; denn wenn der erwähnten Konvention wirklich die überragende Bedeutung unter den Schöpfungen der ersten Haager Konferenz zukommt, dann ist es gewiß naheliegend, sich die Frage vorzulegen, ob die Aufgaben der künftigen Konferenzen nicht zum Teil ebenfalls auf dem gedachten Gebiet gelegen sein dürften, ja, ob in der Fortbildung dieses Teiles des Völkerrechts nicht vielleicht überhaupt der *Schwerpunkt* für die zukünftige Entwicklung des Haager Konferenzwerkes zu suchen ist.

Und dieses letztere ist meines Erachtens in der Tat der Fall. Die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten, die Zukunftsausblicke, die sich an die im Haag geschaffenen Anfänge anknüpfen, sie haben eigentlich sämtlich vor allem eine Fortbildung des völkerrechtlichen Verfahrens, insbesondere aber eine Umschreibung der Kompetenzen des Haager Völkergerichtshofs, zur unumgänglichen Voraussetzung.

Daß schon die zweite Haager Konferenz nach dieser Richtung hin einige Fortschritte zeitigen werde, dafür sprechen übrigens verschiedene Umstände. Die vorjährige Einladung der russischen Regierung führt als ersten Programmpunkt auf: Die Vervollkommnung der Bestimmungen der Konvention über die fried-

liche Erledigung internationaler Streitigkeiten in denjenigen Teilen, die den Schiedsgerichtshof und die Untersuchungskommissionen anlangen. Und wenn man den Zeitungsnachrichten Glauben schenken darf, dann stehen diesmal den Fortschritten auf diesem Gebiet nicht mehr dieselben Schwierigkeiten im Wege wie im Jahre 1899. Damals war es bekanntlich insbesondere die deutsche Reichsregierung, die über eine Anzahl Bedenken nicht hinwegkommen konnte, von denen man aber wohl annehmen darf, daß die maßgebenden Kreise sich von ihrer Unbegründetheit durch die seit 1899 erfolgte Weiterentwicklung der Schiedsgerichtsbarkeit inzwischen überzeugt haben dürften.[1])

Ich kann hier natürlich nur andeuten, um welche Fortschritte es sich in Zukunft vor allem handeln sollte.[2])

Zunächst sollte das Anwendungsgebiet für das schiedsgerichtliche Verfahren in der Haager Konvention zweifellos einigermaßen *festgelegt* sein, wenigstens insoweit die Staaten über seine Anwendbarkeit heute einig sind, und das ist speziell auf dem Gebiet des *neueren* Völkerrechts, das seinem Inhalte nach im wesentlichen ein internationales Verkehrsrecht ist, im ganzen heute ja durchaus der Fall. Die russische Regierung hatte im Jahre 1899 in dieser Beziehung einen an sich recht annehmbaren Vorschlag gemacht, der neuerdings durch ein Projekt der Londoner interparlamentarischen Konferenz eine ebenfalls durchaus erwägenswerte Ergänzung gefunden hat. Die Haager Konvention ist, infolge der 1899 erfolgten Ausmerzung der einschlagenden Bestimmungen, trotz aller ihrer sonstigen Vorzüge, eben doch ein Torso geblieben, und man müßte daher den Staatsmännern Dank wissen, wenn sie sich jetzt entschließen könnten, das damals unvollendet gebliebene Werk zu vollenden. Wenn es ihnen Ernst ist mit ihren Bestrebungen, dann werden sie vor allen andern diesen Fortschritt jetzt in die Wirklichkeit übertragen.

Ob man sich daneben auch entschließen wird, das an sich zweifellos noch bedeutend erweiterungsfähige Anwendungsgebiet für die Schiedsgerichtsbarkeit jetzt gleichzeitig zu *erweitern*, das wird eine weitere Frage sein, deren Beantwortung man im Haag um deswillen wohl kaum wird umgehen können, weil im partikularen Völkerrecht heute eine zweifellose Tendenz nach einer solchen Weitersteckung der bisher gezogenen Grenzen vorhanden ist. Und es darf in

---

[1]) *Zorn* schreibt in der „Deutschen Revue" vom November 1906, es sei sehr wahrscheinlich, daß die neue Haager Konferenz auf die Frage des obligatorischen Schiedsgerichts zurückkommen werde: „Die Frage ist auch für die Entscheidung hinreichend geklärt, und soweit der Blick des Uneingeweihten reicht, scheint kein Grund zu bestehen, warum das Deutsche Reich seinen früheren Widerspruch in der Sache aufrechterhalten müßte. In Einzelverträgen hat man auch deutscherseits diesen Widerspruch bereits aufgegeben." In demselben Sinn äußert sich *Zorn* in der Zeitschrift „Das Recht" vom 10. Januar 1907.

[2]) Für alle Einzelheiten darf ich auf mein soeben erscheinendes Buch verweisen: „Die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten. Ein völkerrechtliches Problem der Gegenwart, speziell im Hinblick auf die Haager Friedenskonferenzen erörtert von *Otfried Nippold*." Leipzig, Duncker & Humblot, 1907.

dieser Beziehung immerhin auf den Umstand hingewiesen werden, daß die Streitigkeiten zwischen den modernen Kulturstaaten in weit höherem Maße den Charakter von Rechtsstreitigkeiten tragen, als man dies gemeinhin anzunehmen pflegt, so daß also prinzipiell einer solchen Erweiterung jedenfalls nichts im Wege stehen würde. Es sind lediglich politische Gesichtspunkte, welche die Staaten in dieser Beziehung zu einer Zurückhaltung auffordern könnten.

Hand in Hand mit den gedachten Fragen geht die weitere, ob man dem Haager Schiedsgerichtshof jetzt nicht bestimmte Kompetenzen wird zuerteilen wollen. Für den Kreis von völkerrechtlichen Streitigkeiten, für den die Staaten die Schiedsgerichtsbarkeit in der Konvention vorbehaltlos als anwendbar anerkennen, liegt meines Erachtens nicht der geringste Grund vor, weshalb man sie nicht an den Haager Gerichtshof verweisen sollte. Die neueren Schiedsverträge haben diesen Weg zum großen Teile längst eingeschlagen, und die Haager Konvention könnte ihnen darin meines Erachtens unbedenklich folgen.

Entschließt sich die Staatenpolitik, im Haag die hier gedachten Fortschritte in einem gewissen Umfang zu realisieren, dann wäre das materiell gleichbedeutend mit dem Abschluß eines allgemeinen Schiedsvertrags, mit der Begründung einer Schiedsunion zwischen den Haager Vertragsmächten. Dadurch würde man die Rechtslage, die sich heute infolge des Bestehens einer Unzahl von Einzelschiedsverträgen zwischen fast allen zivilisierten Ländern als eine recht verwickelte darstellt, mit einem Schlage wenigstens in der Hauptsache vereinheitlichen, und zwar ohne daß die einzelnen Staaten sich dabei irgendwie zu Konzessionen herbeilassen müßten, die über das Maß dessen, was heute bereits allgemein anerkannt ist, hinausgingen.

Der Haager Schiedsgerichtshof — dessen heutige Organisation ich übrigens im ganzen für eine recht glückliche halte — würde durch eine solche Zuerteilung bestimmt umschriebener Kompetenzen praktisch eigentlich erst in die Lage versetzt werden, den Intentionen seiner Begründer richtig zu entsprechen und auch die Wünsche derer zu erfüllen, die, wie namentlich die Vertreter der Völkerrechtswissenschaft, geneigt sind, an seine Existenz noch einige weitergehende Hoffnungen zu knüpfen.

Ich will mit diesem letzteren Hinweise zunächst keineswegs auf die Frage des Umfanges der dem Haager Institut zu gebenden Kompetenzen hindeuten. Schon indem man einen mehr oder minder umfassenden Teil des Verkehrsvölkerrechts — also des Weltverkehrsrechts im weitesten Sinne dieses Wortes — dem Haager Gerichtshofe überwiese, würde man aber einen Wunsch realisieren, der jedem Kenner des Völkerrechts besonders am Herzen liegen muß: ich meine die allmähliche Herausbildung einer völkerrechtlichen Judikatur, die speziell auf internationalem Gebiet namentlich auch deshalb von Bedeutung ist, weil sie nicht nur dazu dienen würde, den Völkerstreit zu schlichten, sondern auch das Völkerrecht fortzubilden. [1])

---

[1]) Dieses letztere Moment betont zum Beispiel auch Laband in den „Blättern für

Ich habe an andrer Stelle darauf hingewiesen,[1]) daß die Hoffnungen der ernsten Völkerrechtswissenschaft sich in weit höherem Maße an die Entwicklung einer solchen völkerrechtlichen Jurisprudenz knüpfen als an die Realisierung des häufig aufgestellten Postulats einer allgemeinen Kodifikation des Völkerrechts. So erfreulich es ist, daß im Völkerrecht nach und nach einzelne Teile im Wege von Partialkodifikationen sich in geschriebenes Recht wandeln — und unter diesen Kodifikationen dürfte die uns hier beschäftigende, die man im Haag vollzogen hat, an Bedeutung weitaus den ersten Rang einnehmen —, so utopistisch muß vorläufig noch der Plan einer Gesamtkodifikation des Völkerrechts anmuten.[2])

Durch Sammlung und Publikation der Urteile des Haager Schiedshofs kann sich also das „Bureau International de la Cour permanente d'Arbitrage" ein großes Verdienst um das Völkerrecht erwerben. Dieses Bureau sollte überhaupt mit der Zeit zur wissenschaftlichen Zentrale werden für alles, was mit dem Schiedsgerichtswesen in Zusammenhang steht.

Im übrigen könnte aber die Bedeutung, die einer regelmäßigen Judikatur seitens des Haager Tribunals zukäme, möglicherweise auch noch darin eine Ergänzung finden, daß dieses letztere auch Gutachten über internationale Streitfälle abgeben würde. Es ist der Göttinger Rechtsgelehrte von Bar gewesen, der seinerzeit den Plan einer internationalen Akademie erörtert hat,[3]) der eine solche Aufgabe zufallen sollte. von Bar wollte allerdings damals diesen Gedanken auf Kosten der Schiedsgerichtsbarkeit durchgeführt sehen, indem er der Meinung war, daß solche Gutachten einen ungleich höheren Wert besitzen würden, als die Urteile eines völkerrechtlichen Schiedsgerichtshofs. Wenn ich nun auch umgekehrt der Meinung bin, daß ein Schiedsspruch nach allen Richtungen hin als der höhere und rechtlich vollendetere Ausdruck der internationalen Gemeinschaft der Staaten erscheint, so würde ich es anderseits doch immerhin als eine gewiß nicht unwillkommene Ergänzung der richterlichen Tätigkeit des Schiedsgerichtshofs ansehen, wenn die Staaten vorkommendenfalls auch Gutachten über Streitfragen bei demselben, bezw. durch seine Vermittlung einholen würden, speziell in solchen Fällen, in denen sie nicht einen eigentlichen Richterspruch provozieren wollen. Es würde sich das insbesondere mit den Zielen der internationalen Untersuchungskommissionen einigermaßen berühren. Der Schiedshof würde so gleichzeitig gewissermaßen den Charakter einer obersten Rechtsfakultät in internationalen Rechtsfragen annehmen. Seine Hauptaufgabe, die urteilende

---

vergleichende Rechtswissenschaft" vom April 1905 sowie Lammasch in der „Deutschen Revue" vom November 1905.

[1]) In meinem oben zitierten Werk S. 564.

[2]) Uebereinstimmend äußert sich Zorn über „Kodifikation des Völkerrechts" in „Das Recht" a. a. O.

[3]) von Bar, „Der Burenkrieg, die Russifizierung Finnlands, die Haager Friedenskonferenz und die Errichtung einer internationalen Akademie zur Ausgleichung von Streitigkeiten der Staaten", 1900.

Tätigkeit, würde dadurch keineswegs beeinträchtigt erscheinen. Sie würde im Gegenteil dadurch an moralischem Gewicht eher zunehmen. Das, was das „Institut de Droit international" während mehreren Dezennien auf rein privater Grundlage mit so vielem Glück für das Völkerrecht gewesen ist, das würden wir, in offiziellem Gewande, im Haag wiederfinden. Kein Zweifel, daß eine solche Stärkung des moralischen Ansehens, daß eine solche Vermehrung der praktischen Tätigkeit des Haager Schiedsinstituts ungemein viel zur internationalen Verständigung zwischen den Staaten beitragen könnte.

Nun war allerdings von Bar der Meinung, daß eine solche begutachtende Tätigkeit sich nur auf der Grundlage einer besonderen Organisation würde aufbauen können, eines Instituts mit festem Sitz und mit einer genügenden Anzahl von Mitgliedern, die keinen andern amtlichen Beruf hätten, oder doch hauptsächlich nur den Beruf, auf Erfordern Gutachten abzugeben, und die daher am Sitz der Akademie ihren Wohnsitz haben müßten.

Für ein so beschaffenes Institut würde der Haager Schiedsgerichtshof in seiner jetzigen Organisation selbstverständlich keine Grundlage bieten. Hält er doch lediglich eine Liste von Schiedsrichtern bereit, aus der das konkrete Schiedsgericht jeweilen erst gebildet werden muß. Die Projekte, die man für einen internationalen Schiedshof seinerzeit ausgearbeitet hat, haben zwischen dem jetzigen loseren Gewande und der andern Möglichkeit, dem Institut den Charakter einer eignen permanenten Körperschaft zu geben, geschwankt. Im Haag hat man sich, wie ich glaube, mit richtigem realpolitischem Blick, für das erstere entschieden.

Ob man geneigt sein wird, an dieser Organisation schon jetzt etwas zu ändern? Ich möchte es bezweifeln. Mit Bezug auf die Rechtsprechung dürfte ein Bedürfnis nach einer wesentlichen Organisationsänderung heute wohl kaum vorhanden sein. Eine rein richterliche Tätigkeit läßt sich auf der heutigen Grundlage sehr wohl ausüben. Aber auch für eine begutachtende Tätigkeit scheint mir die jetzige Organisation kein Hindernis aufzuweisen. So gut wie die Richter der Schiedsliste Urteile fällen können, so gut können sie doch an sich auch Gutachten abgeben.

Anders würde die Sachlage allerdings dann sein, wenn man der in Vorschlag gebrachten internationalen Akademie noch einen weiteren Anstrich, als den bisher erwähnten, geben wollte: nämlich, wenn man sie nicht nur als eine begutachtende, sondern auch als eine rechtsbelehrende Institution fassen wollte, also als eine Akademie gleichzeitig im Sinne einer internationalen Hochschule.

Auch dieses Projekt verdient erörtert zu werden. Seine Realisierung würde allerdings die Einrichtung eines besonderen Instituts, sei es neben dem Schiedshof, sei es innerhalb desselben, mit permanentem Charakter zur notwendigen Voraussetzung haben. Für eine solche Völkerrechtshochschule, für eine Juristenfakultät in diesem erweiterten Sinne bedürfte es eines eignen Lehrkörpers mit ständigem Sitze, also einer mehr oder weniger völlig neuen Organisation.

Ob die Staaten zu einem solchen Projekt die Hand werden bieten wollen?

Sicherlich könnte ein derartiges Institut zu einer Verständigung, zu einer einheitlichen Auffassung über völkerrechtliche Fragen ungemein viel beitragen, und es wäre daher von nicht zu unterschätzendem Wert, wenn namentlich die angehenden Diplomaten und Konsuln, aber auch andre Personen, die internationalen Rechtsfragen ein mehr als oberflächliches Interesse entgegenbringen, wie insbesondere zukünftige Rechtslehrer, sich im Haag ein Stelldichein geben und dort Gelegenheit finden würden, sich über die teilweise recht widerstreitenden Theorien und Systeme im Gebiete des internationalen Rechts von maßgebenden Seiten aufklären zu lassen. An zu behandelnden Materien würde es einer solchen Pflanzstätte des Völkerrechts gewiß nicht fehlen. Das Gebiet des internationalen Rechts ist heute ebenso umfassend, wie das der internen Rechte, und wenn man im Haag neben dem Völkerrecht im engeren Sinne auch nur dem internationalen Verwaltungsrecht, dem Kolonialrecht, Handelsrecht, Seerecht, dem Prozeßrecht und Kriegsrecht — um von weiteren Fächern gar nicht zu reden — eine eingehendere Würdigung zuteil werden lassen wollte, als dies bisher wenigstens an den deutschen Universitäten üblich ist, dann würde ein derartiges Institut sich sicherlich schon sehr bald als äußerst wichtig erweisen für die Verständigung zwischen den Kulturstaaten, die heute noch so häufig auf Schwierigkeiten stößt, selbst da, wo es sich anscheinend um die elementarsten Anschauungen und Begriffe handelt. Theorie und Praxis würden so im Haag Hand in Hand gehen, um der schönen Aufgabe des Völkerrechtsfortschritts und damit der Sicherung des Weltfriedens zu dienen.

Es hat nicht den Anschein, als ob der Realisierung dieses Hochschulprojekts direkt prinzipielle Bedenken im Wege stehen würden. Vielmehr würde anscheinend hauptsächlich nur die Kostenfrage Schwierigkeiten bereiten.[1]) Bei Erörterung dieser letzteren wird man aber zweifellos auch die allgemeine Bedeutung in Betracht zu ziehen haben, die jeder Stärkung der Haager Friedensinstitutionen für die politische Weltlage zukommt. Die Rückwirkung, welche die Existenz einer internationalen Juristenfakultät in dieser Beziehung haben könnte, wird man vielleicht ebensowenig unterschätzen dürfen, wie man die Bedeutung der Tatsache heute noch zu unterschätzen geneigt ist, daß ein internationaler Gerichtshof vorhanden ist, der zwischen den Völkern Recht spricht.

Doch damit möchte ich von diesem Ausblicke zurückkehren zu unserm Schiedsgerichtshofe und zu der internationalen Prozeßordnung, so wie sie heute beschaffen sind. Wir haben gesehen, daß diese beiden Probleme im ganzen im Haag eine recht glückliche Lösung gefunden haben und daß es einer radikalen Neuorganisation, insbesondere des ersteren, in absehbarer Zeit kaum bedürfen wird. (Selbst die Existenz einer permanenten Rechtsfakultät im Haag brauchte eine Permanenz

---

[1]) von Bar berechnet die jährlichen Kosten seiner Akademie auf 150000 bis 200000 Mark, was, wie er bemerkt, den Zinsen eines Kapitals gleichkommt, das ein Viertel oder ein Fünftel der Kosten eines modernen Panzerschiffes ausmacht. Wesentlich höher, als von Bar annimmt, brauchten sich die Kosten einer Hochschule jedenfalls kaum zu stellen, und dabei würden sie sich auf eine Mehrzahl von Staaten verteilen.

des Haager Gerichtshofs keineswegs zu involvieren.) Und zwar auch nicht, um etwa dem Haager Schiedsgerichtshof zweite Instanzen einzufügen oder anzugliedern, wie es manche Leute gewollt haben; denn man wird unter allen Umständen daran festzuhalten haben, daß für das internationale schiedsgerichtliche Verfahren eine Instanz die Regel bilden muß. In der Schiedsgerichtspraxis hat man bisher absolut kein Bedürfnis nach einem Instanzenzuge empfunden, und so geben sich die fraglichen Projektemacher eigentlich eine ganz vergebliche Mühe. Höchstens für einzelne Spezialgebiete, wie zum Beispiel die Prisengerichte, verdient diese Frage eine Erörterung.

Daneben fehlt es aber im einzelnen in der Haager Konvention nicht an revisionsbedürftigen Punkten. Ich greife hier nur noch einen heraus: Nach der jetzigen Konvention können die Staaten ihre eignen Staatsangehörigen zu Schiedsrichtern wählen. Es ist das ein Mangel, der sich durch die Bedürfnisse der schiedsgerichtlichen Praxis keineswegs rechtfertigen läßt; denn diese letztere neigt heute offenkundig dazu, von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch mehr zu machen. Möchte also diese bedauerliche Lücke in dem Haager Vertrage recht bald verschwinden!

Und noch ein Moment möchte ich hier betonen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß man prinzipiell das Anwendungsgebiet für die Schiedsgerichtsbarkeit heute sehr wohl in extensivem Sinn interpretieren darf. Entsprechend liegt aber auch keinerlei Grund vor, die Kompetenzen des Haager Schiedsgerichtshofs heute allzu ängstlich zu begrenzen. Die rechtlichen Elemente spielen in den heutigen Staatenkonflikten neben den politischen eine größere Rolle, als man häufig anzunehmen geneigt ist, und sie weisen mit immer dringlicher werdender, innerer Notwendigkeit darauf hin, eine stetig wachsende Anzahl von Staatenstreitigkeiten auch dem Rechtsentscheide zu unterstellen. Man messe also der üblichen Grenzscheidung zwischen Rechtsstreitigkeiten und politischen Streitigkeiten auf internationalem Gebiet keine zu große Bedeutung bei; denn man wird finden, daß diese Grenze sich in praxi sehr leicht verwischen läßt. Die beste Politik befolgt aber doch stets der Staat, der das Recht auf seiner Seite hat; denn er braucht auch den Richterspruch nicht zu scheuen. Und daß man auch wichtige politische Fragen, insbesondere auf kolonialem Gebiet, bei gutem Willen im Vertragswege regeln kann, dafür hat die neuere Staatenpolitik bereits Beispiele geliefert. Es wäre also gewiß der Erwägung wert, ob man im Haag nicht dazu gelangen könnte, speziell auch für koloniale Fragen eine mehr oder weniger umfassende Kompetenz des Haager Schiedshofs zu schaffen.[1]) In jedem Falle darf man daran festhalten, daß die Tendenz in Theorie und Praxis heute übereinstimmend auf eine Weitersteckung der der internationalen Rechtsprechung bisher gezogenen Grenzen gerichtet ist.

Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich noch all der andern Auf-

---

[1]) Vgl. dazu speziell auch den oben zitierten Artikel von Lammasch.

gaben gedenken wollte, deren Lösung man von den Haager Konferenzen erhoffen möchte. Das Gesagte dürfte aber schon zur Genüge zeigen, vor welche reichen Entwicklungsmöglichkeiten wir durch diese internationale Institution gestellt worden sind. Und so versage ich es mir, heute noch auf die andern Gebiete hinzuweisen, mit denen sich die Arbeiten der Staatsmänner, Politiker und Juristen im Haag nicht minder zu befassen haben werden, vor allem mit dem Verhalten der neutralen Mächte angesichts internationaler Konfliktsfälle, insbesondere mit der zu erhoffenden Weiterausbildung des Vermittlungsrechts, sowie mit den gesamten kriegsrechtlichen Materien.

Die erwachsenden Aufgaben sind ebenso zahlreich wie wichtig, und wenn die Staatenpolitik auf der bevorstehenden zweiten Konferenz von den hier erwähnten Wünschen, die sich speziell für denjenigen ergeben müssen, dem der Fortschritt des Völkerrechts am Herzen gelegen ist, auch nur einige in die Wirklichkeit übertragen sollte, dann wird ihr die Völkerrechtswissenschaft — nein, dann werden ihr die Völker Dank wissen, indem sie sich dann vielleicht der Tragweite dieses internationalen Ereignisses besser bewußt sein werden, als es heute noch vielfach den Anschein hat! Die Wissenschaft aber wird auch die kleineren Fortschritte zu würdigen wissen, da sie aus Erfahrung weiß, daß ein großer Bau nicht an einem Tage aufgeführt werden kann.

Noch ein Wort über die Hochschule für internationales Recht

Die Hauptaufgabe der Haager Konferenz bildet der weitere Ausbau des Völkerrechts und die Uebertragung desselben auf die internationalen Beziehungen im Kriege und im Frieden. Wie in jedem Staatsorganismus das Wohl eines Volkes, der innere Frieden und die Ordnung von seiner Rechtsentwicklung abhängig ist, so kann auch der Frieden im Völkerleben nur dadurch mehr gesichert werden, daß gewisse internationale Rechte von allen Nationen als Gesetze anerkannt und befolgt werden. Der Ausbau des Völkerrechts ist aber eine der schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft und der Staatskunst. Eine internationale Konferenz kann nur einzelne Rechtsfragen auswählen und auf das Programm stellen. Die verhältnismäßig kurze Arbeitszeit, die dieser Konferenz gegeben ist, macht es aber unmöglich, eine internationale Rechtsordnung in größerem Umfange und eine wissenschaftliche Basis für dieselbe zu schaffen. Die Haager Konferenz bedarf deshalb für die Zukunft ebenso wie das Haager Schiedsgericht eines besonderen wissenschaftlichen Instituts für den weiteren Ausbau des Völkerrechts. Andernfalls würden die Konferenz und das Haager Schiedsgericht sehr bald auf Abwege und Irrtümer geraten, die für das Völkerleben und die Erhaltung des Friedens verhängnisvoll werden könnten. Es würde eine internationale Gesetzgebung und

Rechtsprechung zutage treten, die, auf rasch vorübergehende Zustände und auf augenblickliche Strömungen und Stimmungen aufgebaut, der tieferen Begründung durch die Erfahrungen und Forschungen der Wissenschaft entbehren würde. Jede Gelegenheits- und Stimmungsgesetzgebung ohne tiefere Vor- und Durcharbeit ist schon für jeden einzelnen Staat bedenklich. Verhängnisvoll kann aber ein internationales Recht werden, dessen Mängel in der praktischen Ausführung zu Dissonanzen und Konflikten zwischen einzelnen oder mehreren Staaten führen würde. Ohne ein vorarbeitendes wissenschaftliches Institut, ohne eine internationale Hochschule für Völkerrecht erscheinen sowohl die Haager Konferenz als auch das Schiedsgericht als Augenblicksbilder, als ballons d'essai und Dekorationsstücke.

Ohne den Besuch einer solchen Hochschule seitens angehender Diplomaten wird aber auch fernerhin in diplomatischen Kreisen das Völkerrecht fast wie ein notwendiges Uebel oder wie eine terra incognita erscheinen, und es kann das jetzt noch vielfach vorhandene Mißtrauen der Diplomatie gegen jede weitere Ausbreitung des internationalen Rechts durch einige Rechtsirrtümer der Haager Konferenz noch gesteigert werden.

Will die Haager Konferenz eine feste Grundlage für das Schiedsgericht und für die internationalen Rechtsbeziehungen sowie für den Frieden schaffen, so kann sie es nicht umgehen, trotz ihrer vielen Programmpunkte, zu beschließen, daß während oder unmittelbar nach der Haager Konferenz eine internationale Hochschulkommission, bestehend aus den Fachautoritäten der Konferenz und aus andern hervorragenden Fachgelehrten, eingesetzt wird, welche die Organisation der internationalen Rechtshochschule im Haag durchzuarbeiten und dieselbe dann den Konferenzstaaten zur Beschlußfassung und Ausführung zu unterbreiten hat.

Die Beratung eines solchen Antrages für Bildung einer Hochschulkommission dürfte kaum mehr als einen bis zwei Sitzungstage in Anspruch nehmen.

Der Spiritus rector der Haager Konferenz, von Martens, hatte kürzlich in einer Wiener Unterredung den Plan einer Hochschule für internationales Recht „edel und beherzigenswert" genannt. Hoffentlich werden einige weitsichtige Regierungen die Anregung für Bildung einer Hochschulkommission in der Konferenz geben und dadurch eines der wichtigsten Institute für das Völkerrecht, für die Diplomatie und für den Weltfrieden ins Leben rufen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXV

Briefe Bennigsens an seine Frau.

Berlin, 21. November 1871.

Ich will den heutigen Tag, der freilich schon seinem Ende naht, nicht vorübergehen lassen, ohne Dir, meine teure Anna, noch einige Worte zu schreiben. Je öfter dieser Tag wiederkehrt, um so mehr habe ich ja Grund, mich glücklich zu preisen, mein liebes Weib, daß mir eine solche Lebensgefährtin beschieden ward. —

Gegen Ende dieser Sitzung werden wir einen Hauptspektakel mit den Ultramontanen haben. Die bayrische Regierung ist fest entschlossen, mit allen ihren Mitteln — die leider nicht übergroß sind — gegen die schwarze Gesellschaft vorzugehen.[1]) Zum Glück ist Bismarck gegen alle Versuchungen und Einflüsterungen des Bischofs Ketteler u. a. unerschüttert geblieben und wird den Kampf gegen Rom und die deutschen Römlinge mit der ihm innewohnenden Energie aufnehmen. Diese Herren Jesuiten und ihr gebildeter und ungebildeter Anhang werden freilich in Deutschland noch viele Jahre uns sehr große Schwierigkeiten bereiten, und ganz mit ihnen fertig zu werden, so daß sie auf staatlichem Boden wenigstens ungefährlich werden, wird lange Zeit, viel Kraft, Ausdauer und Umsicht erfordern. —

Adieu, mein Herzensweibchen, auch nach siebzehn Jahren noch in junger Liebe

Dein Rudolf.

*

Berlin, 14. Dezember 1871.

... Hier leben wir einen Tag wie den andern, wie in der Tretmühle. Plenum, Kommission, Fraktion u. s. w. in infinitum. Man hat kaum Zeit, ein gutes Buch anzusehen oder in das Theater zu gehen. Den „Fidelio“ habe ich mir allerdings in dieser Woche einmal zur Auffrischung des heruntergekommenen Geistes- und Gemütszustandes erlauben dürfen.

---

[1]) Zu dieser Initiative der bayrischen Regierung (gegen den Mißbrauch der Kanzel zu politischen Agitationen) vgl. neuerdings den sehr instruktiven Brief des Fürsten Chlodwig Hohenlohe an den bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Hegnenberg vom 30. Oktober 1871 (Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe 2, 71 ff.). Ebenda S. 73 die Beratung der Fraktionen über die bayrische Anregung: „Bennigsen hielt es für nötig, einen Schritt zu tun, um die Ultramontanen aus ihrer defensiven Stellung herauszubringen. Eine andre Gelegenheit lasse sich jetzt nicht mehr finden. Die Rücksicht auf den Süden sei maßgebend.“

Miquels Frau ist leider sehr krank. Er selbst kommt schon seit mehr als einer Woche gar nicht mehr in den Landtag. Frau Miquel war vor einiger Zeit niedergekommen und ist seitdem so krank, daß die Familie sehr besorgt ist. Für Miquel wäre es ein furchtbar harter Schlag, wenn er seine Frau verlöre, mit der er sehr glücklich lebt.

Schatzrat Hugenberg ist ausnahmsweise auch seit vorgestern im Landtage und kann es schon nach zwei Tagen so wenig mehr aushalten, daß er am Dienstag wieder fort will und überhaupt ernsthaft davon spricht, sein Mandat ganz niederzulegen. Im Grunde ist man ein Narr, daß man es nicht auch so macht. Jahrelang halte ich es übrigens nicht mehr aus. So weit kannst Du, alter Schatz, Dich schon einiger tröstlicher Hoffnung überlassen.

*

Berlin, 13. Januar 1872.

Die beste Zeit, Dir zu schreiben, ist immer noch während der Sitzung, welche heute einmal wieder besonders langweilig ist. Auch wird das Interesse von der Verhandlung der trockenen Gegenstände des Handelsministeriums ganz abgezogen durch die mit der größten Bestimmtheit auftretende Nachricht, daß der Minister Mühler heute morgen entlassen sei. Dieses Mal kann das Gerücht recht haben. Wenigstens hat Bismarck sich vorgestern mit uns drei Präsidenten, Lasker und Hennig längere Zeit auf das unbefangenste darüber unterhalten, wie im Abgeordnetenhause, um Mühler den Rest zu geben, eine Vereinigung verschiedener Parteien zu einer Mißtrauenserklärung gegen Mühler zustande zu bringen sei. Diese heute ziemlich weit vorgeschrittene Arbeit wird nun hoffentlich unnötig sein weiter fortzusetzen.[1]) Merkwürdig war uns übrigens die seltene Popularität, welcher sich Bismarck hier in Berlin erfreut, zu beachten, als Bismarck, von den drei Präsidenten begleitet, auf etwa der Hälfte des Weges, zu Fuß nach Hause ging. Alle Welt grüßte, machte zum Teil förmlich Front, am Ende, als wir ihn verließen, hatte er ein ordentliches Gefolge. Die Schuljugend, welche gegen 4 Uhr gerade aus der Schule nach Hause ging, kam haufenweise angelaufen, um ehrerbietig und zugleich mit den vergnügtesten Gesichtern von der Welt die Mützen im Vorbeilaufen neben ihm oder vor ihm abzuziehen. Und das geschieht in demselben Berlin, welches ihn noch 1865/66 mit Beleidigungen begrüßt hat! Unangenehm waren ihm übrigens diese Volkshuldigungen nicht. Das konnten wir deutlich bemerken.

Da ich mit dem Vorsitz in der Budgetkommission anscheinend noch nicht genug zu tun hatte, so bin ich heute noch mit dem Vorsitz in der Kreisordnungskommission betrauet. Diese Kommission wird allerdings eine heillose Arbeit bekommen. Kann ich als Vorsitzender freilich dazu beitragen, daß die Kreisordnung und damit die Grundlage und Voraussetzung aller Verwaltungsorganisation in Preußen in diesem Jahre zustande kommt, so wäre das sehr erfreulich. Die Aussichten sind aber zweifelhaft, schon weil beim besten Willen kaum die Zeit zur

[1]) Am 22. Januar 1872 wurde Falk zum Nachfolger Mühlers ernannt.

Durchberatung in der Kommission und in den beiden Häusern des Landtages vorhanden sein wird. Ich werde jedoch so verfahren, als ob das Gesetz fertig werden müßte, und danach die Herren Kommissionsmitglieder gehörig in Tritt und Arbeit setzen, was ich auch verschiedenen der Herren schon deutlich erklärt habe. Soeben ist die Sitzung um 4 Uhr geschlossen. Ich muß mich schnell ankleiden zu einem parlamentarischen Diner bei Bismarck, wo wir ja wohl über den endlichen Sturz von Mühler Sicheres durch Bismarck selbst erfahren werden.

*

Berlin, 27. Januar 1872.

Gestern hatten wir zunächst nach der Kreisordnungskommission ein sehr amüsantes kleines Diner bei Eulenburg von etwa neun Personen. Große steife Festessen gibt dieser kluge Weltmann gar nicht. Nachher band ich mir rasch ein weißes Halstuch um und fuhr mit Forckenbeck und Köller nach dem Alten Schloß, wo Cour und ein sehr hübsches Konzert mit der Lucca, Betz, Niemann u. s. w. Da ich wenigstens in der zweiten Abteilung des Konzerts einen guten Sitzplatz hatte, so habe ich mich ganz gut unterhalten. Um 11½ Uhr war alles glücklich zu Ende, und da man bei dieser Art Feten nur Punsch und Kuchen präsentiert erhält, von welchem ungesunden Zeug ich grundsätzlich nichts nehme, so fuhren wir drei Präsidenten noch auf zwei weitere Stunden zu dem sogenannten schweren Wagner, das ist nämlich das Restaurant, welches das beste bayrische Bier in Berlin hat. Heute habe ich um 6 Uhr ein kleines Diner bei Münster, und heute abend, wo keine Kommission oder Fraktion ist, noch eine kleine Gesellschaft bei Bankier Jaques. Du siehst, an Abwechslung und Erholung von der allerdings jetzt ziemlich strapaziösen Arbeit in den Kommissionen u. s. w. fehlt es nicht. Auch bekommt mir dieses Regime, wie ich Dir zur Beruhigung hinzufüge, ausgezeichnet gut.

Unsre Befugnisse und Tätigkeiten im Landesdirektorium werden im Laufe dieses Jahres schon noch eine sehr erfreuliche Ausdehnung erhalten. Der Handelsminister hat sich nämlich damit einverstanden erklärt, daß wir den Bau der Landstraßen selbst übernehmen und dann die erforderlichen etwa fünfzehn bis siebzehn technischen Baubeamten seitens der Provinz selbst anstellen. In der Bewilligung unsers Vorschlages, der auch beim Minister des Innern keine Schwierigkeiten finden wird, liegt übrigens eine Anerkennung unserer Verwaltungstätigkeit, die uns ganz erwünscht sein kann.

*

Berlin, Sonntag (Anfang März 1872).

... Von mir kann ich Dir nur schreiben, daß ich mich sehr wohl befinde, obwohl ich allerdings viel zu tun habe. Heute am Sonntag bin ich aber ziemlich frei, nachdem die Fraktionssitzung mit nur etwa zwei Stunden erledigt ist. Ich sitze hier am Schreibtisch im sogenannten Berliner Millioneserklub, in welchem sich eine Anzahl meiner näheren Landtagsfreunde für die Parlamentszeit haben

aufnehmen lassen, nachdem ich mit Forckenbeck, dem früheren Berliner Polizeipräsidenten von Winter, einem Intimus des Kronprinzen, und zwei andern Herren zusammen diniert hatte. Herr von Winter hatte sehr gute Aussichten, zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt zu werden. Der alte Kaiser hat ihm aber das Spiel verdorben, indem er persönlich (!) den einflußreichen Magistratsmitgliedern gegenüber sich mit Entschiedenheit gegen ihn erklärt hat. Das heißt Fürstengunst! Winter war ein ausgezeichneter Polizeipräsident von Berlin — eine sehr schwierige und delikate Stellung —, beim Kaiser äußerst beliebt, kam im Beginn der preußischen Verfassungskonfliktszeit anfangs 60 mit Bismarck in Differenzen. Der Kaiser mußte ihn ungern auf Bismarcks Drängen fallen lassen. Später ist er aber, weil er den Kronprinzen nach der Meinung des Kaisers gegen den Vater in der Konfliktszeit aufgehetzt und zu öffentlicher Kundgebung für die Verfassung verleitet hat, beim Kaiser in die äußerste Ungnade gefallen. Der Kaiser vergißt so etwas nicht leicht und bewirkt auf diese Art, ohne es zu wollen, vielleicht, daß Forckenbeck Oberbürgermeister von Berlin wird, jedenfalls zum Segen von Berlin mit seiner ganzen verkommenen Verwaltung und auch für ihn selbst angenehm.

... Im Herrenhause entwickelt Graf Münster eine ungewöhnliche Tätigkeit für das Zustandekommen des Schulaufsichtsgesetzes. Er hat mir und Forckenbeck gestern eine, wie er sagt, absolut zuverlässige Liste aller Mitglieder, wie sie stimmen werden, übergeben. Danach wird das Gesetz mit einer Mehrheit von 10 bis 20 Stimmen, je nach der Anwesenheit der stimmberechtigten Herrenhäusler, durchgehen.[1]) Münster hätte mit seiner Partei damit dem Lande einen sehr großen Dienst erwiesen. Denn wenn wir nicht jetzt, wo es noch möglich ist, den Jesuiten Widerstand mit nachhaltigem Erfolg leisten, sind unsre Enkel sämtlich katholische Knechte des Unfehlbaren.

*

Berlin, 12. März 1872.

Jetzt wird hier zur Abwechslung im Abgeordnetenhause bestimmt erzählt, ich würde Oberpräsident von Schleswig-Holstein. Ich weiß von dieser Sache so wenig ein Wort als von dem früheren Gerücht wegen Hannovers.

*

Berlin, 23. März 1872.

Heute kann ich leider noch nicht fort, da ich den Versuch gemacht habe, noch heute abend oder morgen früh eine Unterredung mit F. Bismarck zu bekommen in einer sehr merkwürdigen Veranlassung, was ich Dir mündlich mitteilen werde. Da B. aber auf dem Sprunge steht, nach Varzin abzureisen, so werde ich ihn wohl vor dem 8. April, wo ich zum Reichstage wieder hierherkomme, schwerlich mehr zu sprechen bekommen ... In dem Moment, wo ich den

---

[1]) Das Schulaufsichtsgesetz wurde vom Herrenhause in der Sitzung vom 8. März mit 126 gegen 76 Stimmen in der Fassung des Abgeordnetenhauses angenommen.

Brief geschlossen hatte, erhalte ich eine Mitteilung des Reichskanzlers, daß er mich heute abend 9 Uhr noch sprechen kann.[1])

*

Berlin, 27. April 1872.

... Um ein Haar wäre mir und einigen andern Reichstagsmitgliedern eine Reise als Deputation nach Straßburg zur Eröffnung der dortigen Universität auferlegt, die Parteien konnten sich jedoch über diese Form einer Beteiligung des Reichstages an der Straßburger Feier nicht einigen, und so geht denn lediglich ein kurzes Glückwunschschreiben des Präsidiums mit unsern drei Unterschriften im Auftrage des Reichstages an die neue Universität. Da Simson keine Lust hatte, dieses Schriftstück abzufassen, hat er mir die sehr unangenehme Aufgabe überlassen. Gelungen ist die Arbeit auch nicht zu nennen, da sie nach der Absicht der Parteien möglichst kurz und inhaltslos sein sollte, einigermaßen entschuldbar.

*

Berlin, 8. Dezember 1872.

Weil Forckenbeck verreist war und ich gestern und vorgestern auch in der Budgetkommission anwesend sein mußte, konnte ich dieses Mal nicht kommen ...

Hier ist große Freude in unserm politischen Lager über Sicherung der Durchführung der Kreisordnung. Damit sind für nächsten Winter auch die Provinzialordnung und die veränderte Behördenorganisation der Provinzen in bestimmte Aussicht zu nehmen. Die provinzialständische Verwaltung wird dann aber eine weit größere Bedeutung erhalten und weit mehr Interesse gewähren als jetzt, wo sie im Grunde noch nicht viel mehr als eine ziemlich ausgedehnte Vermögensverwaltung war. Graf Stolberg soll in den letzten Tagen um seinen Abschied eingekommen sein; sein Verlust ist für die Provinz sehr zu bedauern; wer sein Nachfolger werden soll, ist ganz ungewiß. Als Landdrosten[2]) erhalten wir, nachdem der Landdrost Küster in Stade wegen seiner welfischen Verwandten und Freunde, und Graf Arnim-Boitzenburg zur Vermeidung des Scheines einer Belohnung für seine Unterstützung der Kreisordnung abgelehnt haben, wahrscheinlich den Geheimen Regierungsrat von Böttticher aus dem Ministerium des Innern. Mit dieser Ernennung können wir ganz zufrieden sein. Herr v. B. ist ein noch ziemlich junger, tüchtiger Beamter und angenehmer Mensch.

Heute abend kommt Forckenbeck zurück. Ob er noch über Weihnachten Präsident bleiben will, weiß ich noch nicht, die Wahl des Nachfolgers wird bei der jetzigen Stellung der Parteien im Hause ein ziemliches Würfelspiel sein. In

---

[1]) Die von Bennigsen nachgesuchte Besprechung mit Bismarck hatte zum Gegenstand die von einigen gemäßigten Welfen bei Bennigsen angeregte Frage der Aufhebung des Sequesters über das Vermögen des Königs Georg V. von Hannover. Vgl. die beiden Schreiben des Grafen Edzard zu Inn- und Knyphausen an Bennigsen vom 14. und 18. März 1872; ferner auch die Schreiben des Freiherrn von dem Bussche-Streithorst an Bennigsen vom 14. April 1872 und 10. Januar 1873.

[2]) Regierungspräsident in Hannover.

dem Reisesack, welchen ich vor vierzehn Tagen mitnehmen wollte, steckt ein Buch aus der Ständebibliothek von Professor Friedberg über das Verhältnis von Staat und Kirche. Ich bitte Dich, mir dasselbe gleich morgen per Post hierher zu senden.

*

Berlin, 2. November 1873.

Gestern mittag war ich beim Kronprinzen, wo ich erfuhr, daß die zum erstenmal gestern nachmittag wieder versuchte Spazierfahrt dem Kaiser gut bekommen sei. Im ganzen ist man aber wegen des Befindens des Kaisers am Hof noch immer nicht ohne Sorge. Dem Kaiser liegt seit zwei Tagen, mit den Unterschriften sämtlicher Minister, auch Bismarcks, versehen, der zweite dringliche Bericht mit dem Entwurf des Gesetzes über die obligatorische Zivilehe vor. Auf den ersten Bericht vor einigen Wochen hatte der Kaiser noch wieder ernste Bedenken gehabt und war auf den Gedanken der fakultativen Zivilehe zurückgekommen. Das Ministerium hat mit großer Entschiedenheit, unter sorgfältiger Widerlegung aller vom Kaiser geäußerten Zweifel und Bedenken, sich für schleunige Vorlegung eines Gesetzentwurfs über die obligatorische Zivilehe an den Landtag erklärt. Wenn der Kaiser sich nicht bald dafür entscheidet, droht eine Ministerkrisis und nicht minder eine sehr gereizte Stimmung im Abgeordnetenhause. Beides können wir gar nicht gebrauchen. Camphausen war übrigens gestern mittag sehr hoffnungsvoll.

Nach dem Diner fand gestern abend noch eine dreistündige Konferenz von etwa einem Dutzend Abgeordneten aus den Parteien der Majorität beim Kultusminister statt über die Behandlung der Reform der evangelischen Kirche im Landtag, dessen Zustimmung für wichtige Teile der Synodal- und Gemeindereform, namentlich wegen der vermögensrechtlichen Verhältnisse, erforderlich ist. Der Entwurf rührt von Herrmann her, dessen Du Dich vielleicht noch von Göttingen erinnerst. Er ist jetzt Präsident des Oberkirchenrats und entwickelt in seiner sehr schwierigen Stellung eine sehr energische und verdienstliche Tätigkeit. Ich hatte schon früher viel mit ihm zu tun gehabt bei Gelegenheit der hannoverschen Vorsynode[1]) und freute mich, aus einer längeren Unterredung, welche ich auf seinen Wunsch vor einigen Tagen mit ihm hatte, zu sehen, daß er die größten Schwierigkeiten, welche der Kirchenreform entgegenstanden, für überwunden hält. Er war hier vor einem Jahre böse in die Nesseln geraten und hatte wohl manchmal den Wunsch lebhaft gehegt, wieder auf seine angenehme Heidelberger Professur zurückzukehren. Ich beneide ihn um seinen lebendigen Glauben an ein neues Erwachen des evangelischen Geistes und der evangelischen Kirche. Für seine Sisyphusarbeit wird er desselben allerdings sehr bedürfen. Uebrigens ist die Teilnahme an den Vorbereitungen für die Gemeinde- und Synodalwahlen eine ganz unerwartet starke, selbst in Berlin, was wir zum guten

[1]) Die hannoversche Vorsynode, an der Bennigsen sich sehr lebhaft beteiligte, hatte im Oktober 1863 getagt. Emil Herrmann, der spätere Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, war von 1847 bis 1868 Professor in Göttingen.

Teil der unsinnigen Wut der Ultramontanen verdanken, welche ihre Angriffe ja nicht allein gegen die Rechte des Staates, sondern auch gegen die Unabhängigkeit der evangelischen Kirche richten.

*

Berlin, 16. November 1873.

... Es ist für mich hier jetzt eine Art Uebergangszeit, in der ich nicht viel Muße habe.[1]) Aber nur für einige Tage, dann werde ich zwar in Berlin sehr gefesselt sein, während des Landtages mehr wie früher, aber im übrigen bedeutend freier in meiner Zeit sein als die früheren Jahre, wo ich mir als Parteiführer und Vorsitzender von Kommissionen zum Teil reichlich viel aufgeladen hatte. — Drei Tage habe ich im Hotel du Nord gewohnt, sehr eng, allerdings nach den Linden hinaus, aber nur ein Zimmer. Seit gestern abend bin ich im Hotel de France, wo auch im letzten Jahre der Präsident von Forckenbeck wohnte. Vorläufig für meine jetzige hohe Würde — ich weiß nicht, ob es Dir unpolitischer Person schon genügend klar ist, daß ein Präsident des Abgeordnetenhauses in seiner Stellung im Lande Preußen gleich hinter dem Ministerpräsidenten rangiert, nach richtiger konstitutioneller Theorie, welche aber in Deutschland in diesem Jahrhundert nicht mehr vollständig realisiert werden wird, mindestens neben ihm — sehr bescheiden mit drei Piecen, Wohnstube, Schlafstube und einem Empfangszimmer. Von übermorgen ab werde ich noch zur Konservierung der Amtswürde einige Zimmer mehr erhalten. Die Wohnung im Abgeordnetenhause oder richtiger neben demselben wird erst in zehn bis zwölf Tagen ganz fertig, d. h. was Malerei und Dekoration anlangt. Wegen der Gesundheit der Wohnung kannst Du ganz ruhig sein. In meinen beiden Wohnräumen sind gar keine neuen Mauern gezogen und in der Schlafstube schon im vorigen Winter. Gut wird es aber jedenfalls sein, daß Du Dir die Einrichtung bald einmal ansiehst, das Ameublement wirst Du wohl eleganter finden als in meiner Dienstwohnung in Hannover; die Einrichtung im ganzen ist aber nicht so komfortable, jedenfalls hat sich der große Wert, welchen der preußische Staat bislang auf die Kinderproduktion legte, in der Einrichtung dieser Wohnung nicht bewährt, die nur auf unproduktive Eheleute oder höchstens auf ein bis zwei Kinder nach französischem System berechnet ist ...

*

Berlin, 20. Januar 1874.

Mein Präsidentenamt gefällt mir sehr gut. So wenig habe ich in sechs Jahren in Berlin noch nie zu tun gehabt. Bislang bin ich auch in meinen Geschäften in den Sitzungen noch ziemlich ungeschlagen davongekommen. Bei dem eigentlich technischen Teile der Tätigkeit kommt mir meine ursprünglich juristische Bildung und Beschäftigung sehr zustatten. In diesen Dingen fühle ich mich schon ganz sicher. Schwieriger ist es allerdings mit der ebenso wichtigen

[1]) In dem am 12. November 1873 eröffneten preußischen Landtag war Bennigsen zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt worden.

Aufgabe: dem Takt, der Umsicht und der gleichwiegenden Gerechtigkeit bei den vielen fast täglich vorkommenden Zwischenfällen unvorherzusehender Art. Hier können volle Sicherheit und Autorität freilich nicht in wenig Monaten erreicht werden. Ich bin glücklich genug, bislang mich ohne eigentliches Malheur durchgeschlagen zu haben und auf allen Seiten des Abgeordnetenhauses großem Entgegenkommen und Wohlwollen begegnet zu sein.

Ich habe heute die Wahl in Otterndorf, meinem alten Bezirk, zum Reichstage angenommen und in Stade-Bremervörde abgelehnt. Der Reichstag tritt am 5. Februar zusammen, der Landtag wird am 11. Februar förmlich vertagt (damit wir Landtagsmitglieder nicht unnützer-, skandalöserweise 300 Taler Diäten beziehen, ohne in Berlin zu sein) und am 9. April wieder zusammentreten bis Pfingsten. Mit meiner Römerfahrt[1]) ist es also in diesem Frühjahr wieder nichts. Ich muß mich vorläufig abermals trösten wie mancher sogenannte deutsche Kaiser, der niemals Römischer Kaiser, sondern nur deutscher König gewesen ist, weil er in seiner ganzen Regierungszeit zur Krönungsreise nach Rom kein Geld oder keine Zeit hatte.

*

Berlin, 12. April 1874.

Hier habe ich bis gestern nachmittag, wo die Sache entschieden war, viel zu tun gehabt wegen der Ausgleichung des Konfliktes in der Militärfrage. Ich hatte, abgesehen von den verschiedenen Besprechungen mit dem Kriegsminister und andern Ministern, vier höchst interessante Konferenzen mit Bismarck,[2]) welcher noch fortwährend fest zu Bett liegt, da er Füße und Knie nicht gebrauchen kann. Geistig ist er aber so frisch, energisch und genial wie nur je und hat in dieser Sache ein Meisterstück geleistet von seinem Krankenlager ab. Näheres gelegentlich mündlich.

*

Berlin, 16. Dezember 1874.

... Gestern und heute ist hier große Aufregung. Bismarck hatte heute nachmittag in krankhaftem Aerger und Unwillen seine Entlassung als Reichskanzler eingereicht.[3]) Der Kaiser hat die Entlassung nicht angenommen. Morgen ist preußischer Ministerrat. Möglicherweise fällt Leonhardt, welcher sich gestern sehr dumm und unpolitisch benommen hat. Ich hatte gestern und heute sehr lange Unterredungen mit Bismarck; heute war er etwas ruhiger, gestern aber in einer so furchtbaren Aufregung, wie ich ihn noch niemals gesehen habe. Er

---

[1]) Zu der damals geplanten Reise nach Italien kam es erst im Frühjahr 1877. Briefe von dieser Reise in dem Maiheft der „Deutschen Revue".

[2]) Ueber diese Konferenzen Bismarcks mit den Parteiführern vgl. H. von Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, 2, 193—197. Ferner Fr. Böttcher, Eduard Stephani, S. 142 f.

[3]) Aus Anlaß der Annahme des Antrages Hoverbeck, „die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstags verhaftet werde".

sprach wiederholt davon, daß er seine Entlassung nehmen müsse, er könne den Aerger am Hofe und mit einer unsicheren Reichstagsmehrheit nicht mehr aushalten. Zweimal sei bereits auf ihn geschossen. Täglich erhalte er jetzt Warnungen der Polizei, nicht mehr auszugehen oder im offenen Wagen auszufahren. Jetzt möge einmal ein andrer Kanzler von fanatisierten katholischen Gesellen auf sich schießen lassen. Leider regen seine Frau und Tochter, wie schon in Kissingen, ihn hier mit ihrer Angst und Sorge nur noch immer mehr auf. Die Fürstin Bismarck, mit welcher ich mich heute nach dem Diner längere Zeit unterhielt, glaubt ernstlich an eine große ultramontane Mordverschwörung, wo täglich neue Attentate auf Order erfolgen können. Der armselige Tiroler Priester Hanthaler war wie Kullmann im Komplott, darauf will sie einen Glaubenseid leisten u. s. w. Das Diner — zirka dreißig Reichstagsabgeordnete aller Fraktionen der Mehrheit — war übrigens ganz nützlich zur Beruhigung des zürnenden Achilleus. Auch der Kronprinz, neben dem ich die Ehre hatte zu sitzen, hat das Seinige getan zur Beschwichtigung der Krisis. Und so mag die Sache wohl noch einmal ohne Schaden verlaufen, obwohl Bismarck mir auch noch nach dem Diner sagte, am 1. April 1875, wo er sechzig Jahre alt werde, wolle er sich auf alle Fälle in das otium cum dignitate des Landedelmannes zurückziehen. Gestern war ich auf einem Diner beim Kaiser, wo dieser sich noch dafür bedankte, daß wir die Offiziers- und Löhnungsverhältnisse der Garderegimenter intakt gelassen hätten, überhaupt den Militäretat im wesentlichen unverändert angenommen hätten. Er könne sich doch jetzt vor seinen Garden wieder sehen lassen! Solche Dinge nimmt doch auch ein ungewöhnlicher Fürst wie der alte Kaiser seltsam persönlich.

*

Berlin, 16. Januar 1875.

Der Kronenorden hat mir auch noch das Malheur gebracht, daß ich morgen nicht in Hannover sein kann, weil ich zum sogenannten Ordensfeste auf morgen eingeladen bin. Es ist mir gesagt worden, das erstemal nach der Dekorierung könne man eine solche Einladung ohne dringenden Grund nicht ablehnen.

Am Montag wird die Präsidentenwahl im Abgeordnetenhause sein. Anscheinend werde ich mit ansehnlicher Mehrheit wiedergewählt. Sogar Windthorst, welcher eine nicht gerade gerechtfertigte Freundlichkeit gegen mich diese Tage hindurch entwickelt hat, versichert mich, daß auch das Zentrum mich wählen würde, was mich doch bei einem großen Teil dieser Partei sehr wundernehmen würde.

Ich habe neulich ein merkwürdiges Diner bei Bismarck mitgemacht, wo nur drei Kaufleute aus Hannover — darunter auch der Kommerzienrat Röhrs —, Frau, Tochter und ein Verwandter zugegen waren. Ich hatte Bismarck am Morgen geschrieben, drei angesehene Industrielle aus Hannover, welche nicht Mitglieder der Verwaltung der Hannoverschen Bank seien, wünschten dringend ihm Vorstellungen zu machen über die großen kommerziellen und politischen Bedenken der unbilligen Behandlung der Hannoverschen Bank und damit der industriellen

und kaufmännischen Interessen der Provinz Hannover. Ich selbst hatte an dieser Audienz gar nicht teilnehmen wollen. Darauf schickte er mir seinen Adjutanten, den jungen Grafen Eulenburg, zu, läßt mir sagen, er sei am Vormittage verhindert, den drei Herren würde es aber vielleicht recht sein, mit mir zusammen im einfachen schwarzen Anzuge um 5 Uhr bei ihm zu essen. Große Sensation der biederen Hannoveraner, aber noch größere Begeisterung derselben nachher über die Behandlung, welche sie dann vom Fürsten, seiner Frau und Tochter erfuhren. Die Begeisterung erstreckte sich sogar auf den einen von den Herren, welcher gar nicht zur nationalliberalen Partei gehört, sondern mehr partikularistischer Demokrat, übrigens ein durchaus geachteter Industrieller ist, den Direktor Basse. Soeben höre ich auch noch durch ein Mitglied der Bankkommission, daß der Antrag der hannoverschen Versammlung, soweit er die Hannoversche Bank betrifft, erfüllt ist in den Veränderungsvorschlägen der Kommission. Für die Erreichung dieses allerdings sachlich vollkommen berechtigten Wunsches würden die Hannoveraner nicht unrecht tun, sich bei mir zu bedanken. Mühe genug hat es mir übrigens gekostet.

*

Berlin, 26. Februar 1875.

Wegen des Reichskanzlers[1]) kannst Du Dich vollständig beruhigen. Vermutlich erhält Bismarck zur Erholung auf ein Jahr Urlaub und wird sich in der Zwischenzeit durch den Fürsten Hohenlohe, Botschafter in Paris, vertreten lassen.

*

Berlin, 10. April 1875, 9 Uhr abends.

Eben komme ich von Bismarck, welcher mich während der Sitzung zum Diner hatte einladen lassen. Nach der Sitzung hatte ich leider bis zum Diner keine Zeit mehr zum Schreiben. Der heutige Tag darf aber doch nicht vorüber-

---

[1]) Eine Berliner Korrespondenz der Wiener „Neuen Freien Presse" hatte die Frage aufgeworfen, wer der Nachfolger Bismarcks im Reichskanzleramte werden würde, und darauf geantwortet: Bennigsen, den Fürst Bismarck selbst als den geeignetsten für den Reichskanzlerposten bezeichnet habe. Es hieß dort: „Bennigsen war schon vor der Begründung des Norddeutschen Bundes des Bundeskanzlers treuester parlamentarischer Freund, und noch inniger wurde dies Verhältnis seit der Interpellation über die Luxemburg-Affäre. ... Wo nur immer es sich darum handelte, zugunsten Bismarcks ausgleichend aufzutreten, da war es der Führer des rechten Flügels der Nationalliberalen, der nicht eher ruhte, als bis er seinen Willen durchgesetzt hatte; die letzte Kundgebung des deutschen Parlaments für den in eine Kanzlerkrisis hineingeratenen Fürsten improvisierte Bennigsen mit so erstaunlicher Schnelligkeit und Energie, daß es Bismarck möglich gemacht wurde, direkt von dem Ministerkonseil beim Kaiser ins Parlament zurückzukehren, dem der Kanzler grollen zu müssen geglaubt hatte. Der Wechsel in der Leitung der Reichspolitik kann noch einige Zeit auf sich warten lassen, aber vollzieht er sich, und vielleicht etwas früher als es den Anschein hat, so vollzieht er sich in der angegebenen Weise und nicht ohne den Beifall des Parlaments wie der Nation, deren Wunsch es augenscheinlich ist, die deutsche Politik möge nach Bismarckscher Art fortgeführt werden, und Bennigsen würde hierzu voll befähigt sein."

gehen, ohne daß ich Dir, meine teuerste Anna, wenn auch nur schriftlich, meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage ausspreche. Bin ich auch schon täglich dankbar dafür, daß der Himmel mich eine so gute und liebe Frau hat finden lassen, so habe ich doch an Deinem Geburtstage immer ein besonders lebhaftes Gefühl dafür, daß mir vor andern Männern in meiner Ehe ein so glückliches Schicksal beschieden ward. Wenn Du es mit mir nur lange genug aushalten kannst, an meinen Empfindungen soll es nicht fehlen, uns, wenn Gott will, bis zur Goldenen Hochzeit glücklich und in Frieden durchzuschlagen durch dies Erdenleben, das eigentlich nur zu ertragen ist in Gemeinschaft mit Menschen, welche man wirklich lieb hat.

Bismarck hatte mich heute sprechen wollen, weil jetzt endlich mit den Ultramontanen wirklich Ernst gemacht werden soll und er über die nächsten Schritte und deren Aufnahme im Abgeordnetenhause eine Unterredung gewünscht hatte, welche zum Teil bei Tisch nicht möglich war, da er seine andre Nachbarschaft, die hübsche Botschafterin von Oesterreich, Gräfin Karolyi, doch auch unterhalten mußte. Das heute abend mir bereits zugesendete Gesetz über die Anordnung der Verfassung hinsichtlich der Privilegien der katholischen Kirche wird wie eine Bombe unter die Klerikalen fahren. Dieses Gesetz hat der Kaiser gestern glücklich unterzeichnet gehabt, gereizt mit Recht durch die unsinnige und unverschämte Erklärung sämtlicher preußischen Bischöfe aus Fulda, welche heute im „Staatsanzeiger" veröffentlicht wird. Den Entwurf wegen Aufhebung sämtlicher Klöster und Orden, männlicher wie weiblicher, mit alleiniger Ausnahmebefugnis für die Regierung, die Barmherzigen Schwestern und ähnliche Krankenorden auf Widerruf fortbestehen zu lassen, zu unterzeichnen macht der Kaiser aber doch noch Schwierigkeiten, hinter denen die Kaiserin wieder steckt. Ich habe heute Bismarck bei Tisch und nach Tisch übrigens wiederholt auf das dringendste aufgefordert, endlich Eulenburg zu zwingen, alle die unfähigen oder geradezu klerikal gesinnten höheren Beamten, Präsidenten, Regierungsräte und Landräte am Rhein und in Westfalen zu beseitigen oder doch in protestantische Gegenden zu versetzen, welche fortwährend alle unsre gesetzlichen Maßregeln illusorisch und die Bevölkerung immer noch an dem Ernst der Aktion zweifeln machen. Bismarck hat das auch auf das bestimmteste in Aussicht gestellt.

Mit den Kriegsgerüchten ist es zurzeit noch nichts; die Franzosen rüsten aber derartig, daß es doch in den nächsten Jahren sehr wohl wieder zum Kriege kommen kann.

*

Berlin, 30. April 1875.

Eben sagt mir der Kultusminister Falk, der Kaiser habe telegraphisch seine Genehmigung zum Klostergesetz erteilt — Aufhebung aller männlichen und weiblichen Klöster und Orden mit einer Frist für Schulorden und einer Zulassung auf jederzeitigen Widerruf für die Barmherzigen Schwestern. Dies ist die stärkste und wirksamste Maßregel gegen die Ultramontanen. Sie verlieren auf einen Coup die Resultate der Arbeit von dreißig Jahren. Du hast doch nicht

den amüsanten Artikel in dem gestrigen „Courier“ übersehen wegen der Annexion Preußens durch die Hannoveraner?

*

Berlin, 3. Juni 1875.

Gestern aß ich bei Bismarck, wo ich sehr viel Interessantes über die europäische Lage hörte, was ich mündlich erzählen werde. Einstweilen ist alles ganz friedlich. Der König von Schweden, welchem ich durch den Kaiser vorgestellt wurde, hat sich mir gegenüber in sehr entschiedener Weise — als guter Nachfolger Gustav Adolfs — für unsern Kampf gegen Rom ausgesprochen. Die schwedische Regierung ist überhaupt sehr gut deutsch gesinnt, was demnächst wegen Dänemark einmal wichtig werden kann.

*

Berlin, 15. Juni 1875.

Soeben ist der Landtag geschlossen. Da ich noch diverse Besuche zu machen habe, auch in Geschäftsangelegenheiten wegen hannoverscher Provinzialverwaltung u. s. w., so werde ich vor morgen, Mittwoch abend, wohl nicht fortkommen. Spätestens treffe ich Donnerstag mittag ein. Am Schluß der heutigen Sitzung hat Windthorst es sich nicht nehmen lassen wollen, mir einen kleinen Lobgesang anzustimmen. Heute mittag esse ich beim Minister Eulenburg mit verschiedenen Freunden. Eulenburg kann sich allerdings wesentlich bei mir und meinen näheren politischen Freunden bedanken, daß die Provinzialordnung u. s. w. zustande gekommen ist. Für unsere Provinzialverwaltung bekommen wir dadurch vom 1. Januar 1876 an eine sehr wesentliche Vermehrung unseres Einflusses und unserer Tätigkeit in der Provinz Hannover, auch sehr ausreichende Geldmittel für die neuen Verwaltungszweige. Mit Forckenbeck und dessen nicht sehr großen Zahl von Anhängern der nationalliberalen Partei bei der Provinzialordnung ist gestern auf einem sehr zahlreich besuchten Parteiessen noch ein großer Versöhnungsakt gefeiert. Schließlich haben sich sogar Forckenbeck und Miquel, die in der Provinzialordnungsfrage sehr eklig aneinander geraten und sehr erbittert aufeinander waren, sogar einige Versöhnungsküsse appliziert.

*

Berlin, 24. November 1875.

Gestern habe ich während der Sitzung den Fürsten Bismarck längere Zeit gesprochen. Er ist im ganzen sehr wohl, will auch mit uns keinen Konflikt anfangen, wie konservative und ultramontane Blätter im eigenen Interesse in Aussicht stellten. Ebensowenig einen faulen Frieden mit den Ultramontanen schließen. Letztere sind recht gedrückt, haben sogar durch einen dritten schon in Varzin mit Bismarck wegen eines Ausgleichs anzuknüpfen gesucht. Durch den Tod des unermeßlich reichen Herzogs von Modena verlieren sie übrigens ihre beste Geldressource für alle ihre europäischen kirchlichen und legitimistischen Umtriebe und Aufstände.

*

Berlin, 16. Dezember 1875.

Am Dienstag war ich bei Bismarck ganz im Familienkreise zu Mittag, weil er mit mir über große Reichsverwaltungsprojekte sprechen wollte, mit denen er sich jetzt eifrig beschäftigt.

*

Berlin, 21. Februar 1876.

Die Mitglieder des Reichstags treffen langsam ein. Bismarck, der durch seinen Eigensinn mit dem 14. Februar und die ganz verspätete Einberufung dies wesentlich mitverschuldet hat, ist natürlich trotzdem wütend und meinte vor einigen Tagen, wenn er Reichstagsabgeordneter sei und drei Tage auf dem bestellten Platze vergeblich habe warten müssen, so würde er einen der Nachzügler fordern, sich dabei aber den dicksten und kurzsichtigsten aussuchen.

*

Berlin, 27. März 1876.

Gestern abend 12 Uhr bin ich hier glücklich wieder angekommen. Die Tour gestern vormittag von 7 Uhr bis nachmittags 2 Uhr auf dem offenen Wagen gegen den Ostwind bei Frost war etwas unbehaglich. Der Forstdirektor Burckhardt konnte mir, der ich meinen Mantel vergessen hatte, mit einer Art Forstsommerkittel aushelfen, welcher meine mangelhafte Bekleidung — Sommerrock nebst Sommerüberzieher — freilich auch nur ein weniges aufzubessern vermochte. Die Reise in den beiden Tagen war übrigens sehr interessant und wird wahrscheinlich auch den Erfolg haben, daß wir[1]) in der Gegend von Munster (zwischen Ebstorf und Soltau) etwa 4000 Morgen Land und Heide zum Aufforsten ankaufen und vielleicht auch noch in dem Amte Soltau bei Barrl 1600 Morgen. Der Forstdirektor Burckhardt, welcher bei seinen großen Verdiensten für die Heideaufforstungen in den letzten fünfundzwanzig Jahren für unser Projekt sich interessiert, wird uns mit Rat und Tat so förderlich sein, daß wir hoffentlich in diesem Jahre unsere Vorbereitungen, Pläne für die Kultur, Umbrechen der Heiden weit genug fördern, um im Frühjahr 1877 1000 bis 1500 Morgen bereits bepflanzen zu können. Die Gegend südlich von Munster, durchflossen von der großen und kleinen Oertze, ist übrigens so hübsch, daß ich bedaure, nicht ein 30000 Taler über zu haben, um daselbst einen der schön am Wasser gelegenen Höfe von zirka 2000 Morgen kaufen und selbst aufforsten zu können ...

Heute kommt wahrscheinlich Bismarck in das Abgeordnetenhaus, weil wir die Einverleibung des Herzogtums Lauenburg in den preußischen Staat verhandeln, auch einen Antrag, das Fürstentum Waldeck für Preußen sozusagen käuflich zu erwerben. Auf letzteren Antrag wird sich Bismarck aber nicht einlassen. Solche Kleinigkeiten lohnen nicht mehr, seitdem der preußische Adler Königreiche verzehrt hat, und regen nur das Mißtrauen auf.

Ueber die nächste der Krisen, in denen sich die Verständigung zwischen dem

---

[1]) Die hannoversche Provinzialverwaltung.

Reichskanzler und der nationalliberalen Partei zu vollziehen pflegte, diesmal aus Anlaß des Zustandekommens der Justizreform, finden sich nur wenige Bemerkungen in den Briefen Bennigsens an seine Frau:

Berlin, 16. Dezember 1876.

Ich kann morgen nicht kommen. Die Familienkonferenz ist auf einen späteren Tag vertagt. Hier war eine heillose Krisis! Jetzt scheint alles in Ordnung. Lasker, Miquel und ich werden sehr angegriffen werden für unsere Tätigkeit, eine Verständigung über die gesamte Justizgesetzgebung herbeizuführen. Dem Lande haben wir aber gute Dienste geleistet.

*

Ueber den Verlauf dieser am 15. und 16. Dezember zwischen Bismarck und dem Bundesrat einerseits und Bennigsen, Miquel und Lasker anderseits gepflogenen Verhandlungen liegen wie gewöhnlich keine eingehenderen Mitteilungen vor, so daß man auf die Zeitungsnachrichten[1]) angewiesen bleibt. Nur der definitive Abschluß des Kompromisses wird in den beiden nachfolgenden kurzen Schriftstücken besiegelt.

Bennigsen an Bismarck.[2])

Berlin, 16. Dezember 1876.

Eurer Durchlaucht beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß in einer von 120 Mitgliedern besuchten Fraktionssitzung vier Mitglieder mit Nein gestimmt haben und zwei sich enthalten haben. Einige zwanzig Mitglieder haben gefehlt, unter denen eine irgend erhebliche Anzahl von mit Nein stimmenden nicht angenommen werden kann. Was unsere Fraktion anlangt, ist damit die Mehrheit für die verabredete Gesamtausgleichung gesichert.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Euer Durchlaucht aufrichtig ergebener

R. von Bennigsen.

*

---

[1]) Nach der „Kölnischen Zeitung" kam der Kompromiß auf folgende Weise zustande: Herr von Bennigsen ging zu dem Fürsten Bismarck, um ihn zu fragen, ob ihm überhaupt am Zustandekommen der Justizgesetze gelegen sei, weil sonst alle Verhandlungen vergeblich sein würden. Der Reichskanzler bejahte die Frage. Wenn die achtzehn Punkte als unannehmbar bezeichnet wären, so solle das nicht heißen, daß die Regierungen auf dem Ganzen ihrer Forderungen beharren würden, einzelne Bestimmungen könnten sie allerdings nicht opfern, die Abgeordneten möchten zum Justizminister Leonhardt gehen und sich mit ihm verständigen. Dies geschah; der Justizminister bewilligte selbst einige Zugeständnisse wegen der Presse, die Fürst Bismarck aber wieder zurücknahm. (H. von Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, 2, 210 f.).

[2]) Nach sehr gefälliger Mitteilung von Herrn Professor Erich Marcks in Heidelberg.

Bismarck an Bennigsen.

Berlin, 17. December 1876.

Von Sr. Majestät habe ich die Ermächtigung erhalten, dem jüngsten Ergebniß unserer Verständigung demnächst im Bundesrathe zuzustimmen, u(nd) nach meiner heutigen vertraulichen Besprechung mit den Herrn vom Justiz-Au(s)schuße darf ich annehmen, daß die Mehrheit der Stimmen des Bundesrathes in demselben Sinne gesichert ist.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Ueber die Anforderungen an die moderne Diplomatie

Von einem Diplomaten

In den letzten Monaten sind wiederholt in deutschen Zeitungen und Zeitschriften Klagen über den Gang der deutschen auswärtigen Politik laut geworden, und diese sind vielfach, wenn nicht meistens, auf die nach den Verfassern der betreffenden Aufsätze unbefriedigende Zusammensetzung des diplomatischen Dienstes des Reiches geschoben worden. Wenn man von gewissen persönlichen Angriffen absieht, die hier nicht berücksichtigt werden sollen und können, lassen sich diese Angriffe dahin zusammenfassen, daß bei der Auswahl der in den diplomatischen Dienst des Reiches übernommenen Persönlichkeiten mehr auf Geburt als auf Fähigkeiten gesehen werde und namentlich Angehörige des deutschen Bürgerstandes ganz vernachlässigt würden.

Worüber man sich vor allen Dingen bei dem Versuch einer Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse klar werden muß, ist, daß, wenn auch die Aufgaben der Diplomaten im Laufe der Jahrhunderte sich nicht unwesentlich verändert haben, die der Diplomatie doch die gleichen geblieben sind und das Gebiet, auf dem beide, Diplomatie und Diplomaten, ihre Aufgaben zu lösen haben, ebenfalls das gleiche geblieben ist, d. h. das höfische Terrain und das der mit Recht oder Unrecht so genannten guten Gesellschaft. Nicht, daß das Feld, über das ein Diplomat heute seine Beobachtungen auszudehnen hat, sehr erheblich größer wäre als das, dem seine Vorgänger ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hatten; aber das hindert nicht, daß die maßgebenden Ereignisse sich trotzdem meistens auf einem beschränkten Gebiet zwischen einer kleinen Zahl berufener Personen abzuspielen pflegen. Die Ereignisse, die wie ein Gewittersturm hereinbrechen, allen überraschend und alles vor sich niederwerfend, sind äußerst selten; wenn man den Sachen auf den Grund geht, wird man meistens finden, daß es den von den Ereignissen überraschten Personen gegangen ist wie den am Fuße eines Vulkans angesiedelten Bewohnern, welche die Gewohnheit der Gefahr unachtsam und sorglos gemacht hat.

Die Tatsache, daß die Tätigkeit eines Diplomaten sich innerhalb eines be-

schränkten Kreises und in guter Gesellschaft abspielt, gibt uns die erste Eigenschaft, die ein Diplomat besitzen muß: gute Erziehung oder, wenn man will, Kinderstube. Nicht als ob nicht auch Leute ohne solche gute Erfolge zu erringen gewußt gehabt hätten und gleiches auch heute noch vorkommt, aber für die Mehrzahl und den Durchschnittsdiplomaten sind gute Manieren und „savoir faire“ eine unentbehrliche Eigenschaft. Er muß eben die Gebräuche der Gesellschaft gut genug kennen, um nicht aufzufallen. Eine unsrer liebenswürdigsten jüngeren Schriftstellerinnen hat mit viel Witz und Behagen geschildert, wie Verwandte vom Lande zum zweiten Frühstück im Smoking mit dem Johanniterkreuz zu erscheinen pflegen. Das mögen sehr achtbare und sehr tüchtige Leute sein, aber sie eignen sich nicht zu Diplomaten, denn sie würden jahrelang und wahrscheinlich vergeblich dagegen ankämpfen müssen, den ersten ungünstigen Eindruck zu verwischen. Und daß man nicht glaube, daß dies ein Phantasiegemälde sei. Es würde nicht schwer halten, junge Leute anzuführen, die in den ersten Tagen ihrer diplomatischen Laufbahn an ähnlichen Toilettenmißgriffen Schiffbruch gelitten haben. Ist doch selbst in den Kreisen der amerikanischen Diplomaten der Wunsch laut und das Bestreben bemerkt worden, durch Tragen einer Uniform irgendeiner Art das Aufsehen, das der schwarze Frack in einer Hofgesellschaft zu machen pflegt, zu vermeiden. Selbst liberale Zeitungen pflegen ja manchmal solche auffallenden Erscheinungen zu registrieren.

Der Kreis, in dem der Diplomat sich bewegen muß, macht eine zweite Eigenschaft notwendig: er muß, wenn nicht reich, so doch recht wohlhabend sein. An den Botschaften kann ein junger unverheirateter Diplomat nicht leben, wenn er nicht neben seinem Gehalt 10- bis 12000 Mark jährlich zu verzehren hat, und sein Chef, der Botschafter, ist nicht viel besser daran, denn trotz der sehr schönen Repräsentationsgelder, die er erhält, wird er an den meisten Plätzen nicht auskommen können, wenn er seine gesellschaftlichen Pflichten erfüllen will, ohne noch recht erheblich zusetzen zu müssen. Auf den kleineren Posten ist das nicht anders, denn dort sind persönliches Gehalt und Repräsentationsgelder zusammen häufig so ungenügend, daß ein verheirateter Chef gar nicht auskommen kann. Man wird vielleicht einwenden, daß die Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten in solchem Umfange nicht zu den Aufgaben eines Diplomaten gehöre, aber man würde damit sehr irren. Dem Diplomaten stehen nicht die Geldmittel zur Verfügung, noch die hundertfachen Beziehungen, welche die großen Bankhäuser in allen Hauptstädten besitzen; für ihn setzen sich die Informationen, die er sich verschaffen kann, nicht in Mark und Pfennige um, ihm fehlt also das persönliche Interesse, das ein Bankhaus und seine Tausende von Kunden beseelt, von denen eine große Zahl stets auf dem Quivive jeder Nachricht gegenüber ist, die ihre Papiere nach der einen oder andern Richtung hin beeinflussen könnten. Ihm fehlt auch die Möglichkeit, die der Journalist besitzt, überall nach Nachrichten zu spüren, er ist vielmehr durch seine Stellung an bestimmte Kreise gebannt, und er weiß aus Erfahrung, daß ein gewisser geselliger Verkehr notwendig ist, um Zungen zu lösen, die sonst schweigen würden. Nur in historischen Romanen und

bei deren Lesern spielen sich diplomatische Gespräche in der Form großer Haupt- und Staatsaktionen ab. Wer mit dergleichen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß viel mehr Anregungen entre la poire et le fromage oder bei der Tasse Kaffee und der Zigarre im Rauchzimmer nach einem guten Diner gegeben und empfangen worden sind als in dem Kabinett des Ministers oder Botschafters, wo jeder der Beteiligten nicht nur äußerlich zugeknöpft ist, und weiß, daß er sich gewissermaßen auf der Mensur befindet. Was für den Chef gilt, gilt auch für die jüngeren, ihm beigegebenen Diplomaten, die ihm als Ohren und Augen dienen müssen. Wer den größten Teil seiner Zeit am Schreibtisch zubringt, wird ein geschätzter Arbeiter sein, und auch solche muß es geben, aber kein Diplomat, wie er im täglichen Leben gebraucht wird. Das wissen alle Regierungen, und da ihnen häufig die Mittel fehlen, um ihre Diplomaten auskömmlich zu besolden, müssen sie sich diese aus der wohlhabenden Klasse nehmen. Selbst die Vereinigten Staaten machen in der Beziehung keine Ausnahme und können es auch nicht, denn ihre Diplomaten sind meistens pekuniär noch schlechter gestellt als die andrer Mächte. Ein kürzlich in einer amerikanischen Zeitschrift erschienener Aufsatz über die jüngsten Veränderungen im amerikanischen diplomatischen Dienst sagt von einem neuernannten Botschafter, daß er für einen Posten ernannt worden sei, wo seine Vorgänger wahrscheinlich ihr ganzes Gehalt für Wohnungsmiete ausgegeben hätten.

Wenn in vorstehendem nur von Aeußerlichkeiten die Rede gewesen ist, so dürfen diese nicht zu gering geschätzt werden. Gerade beim Diplomaten spielt die äußere Form eine bedeutende Rolle, eine um so bedeutendere, als Eisenbahn und Telegraph ihm jede Möglichkeit der Initiative genommen und ihn darauf beschränkt haben, seine Regierung richtig zu informieren und die Aufträge, die er erhält, in passender Form weiterzugeben. Auf diese Form kommt aber sehr viel an. Einer unangenehmen Mitteilung kann durch die Art und Weise, wie sie übermittelt wird, viel von ihrer Schärfe genommen werden oder einer an sich unverfänglichen kann durch die Form der Uebermittlung eine weit über die beabsichtigte Wirkung hinausgehende Bedeutung gegeben werden. Man wird das Talent, erhaltene Aufträge passend und geschickt auszuführen, oft lobend erwähnt hören, wenn von jüngeren oder älteren Diplomaten die Rede ist, oder man wird finden, daß ein sonst sehr fähiger Mann als unbrauchbar für den äußeren Dienst bezeichnet wird, und mit Recht, wenn ihm dieses Talent abgeht. Dieses Formgefühl kann erlernt werden, wenn es nicht, was besser ist, angeboren ist, ebenso muß die äußere schriftliche Form für Mitteilungen und Berichte gelernt werden, was durchaus nicht leicht ist. Für viele Diplomaten bleibt das Bedürfnis, sich selbst in ihren Berichten in den Vordergrund zu stellen, die Hauptsache, und Fürst Bismarck konnte sehr ungehalten werden, wenn ihm solche Berichte womöglich noch in der Form von Dialogen zugingen. Der Chef des Auswärtigen Amtes hat nicht die Zeit, lange Abhandlungen zu lesen; was ihm vorgelegt wird, muß in knapper Form gehalten sein, in der die wichtigsten Punkte scharf hervortreten und weitere Ausführungen in die Anlagen verwiesen werden, die zur In-

formation dienen können, aber nicht absolut gelesen werden müssen. Die beste Berichterstattung wird immer die sein, die so vollständig ist, daß, wenn eine Angelegenheit sich zu einer Frage entwickelt, d. h. politische Bedeutung gewinnt, das gesamte Material zu ihrer Beurteilung vorhanden ist, ohne daß die in Frage kommenden Stellen bereits durch eine zu ausführliche Berichterstattung gelangweilt und verstimmt worden wären, also: kurze Berichte und lange Anlagen. Daß Berichte nicht höfischen und gesellschaftlichen Klatsch enthalten sollen, hat schon Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" hervorgehoben, und daß sie nicht dem Empfänger nach dem Munde geschrieben werden dürfen, liegt auf der Hand, da ihr hauptsächlichster Zweck ja ist, dem Betreffenden ein getreues Bild der Zustände zu geben, die als Grundlage für seine Entschließungen dienen sollen. Trotzdem liegt gerade für den Diplomaten die Versuchung sehr nahe, nach einer von den beiden Richtungen hin zu sündigen. Er gehört bekanntlich zu denjenigen Beamten, die in jedem Augenblick ohne Angabe eines Grundes entlassen werden können, er ist also ganz besonders auf das Wohlwollen seiner Vorgesetzten angewiesen, und es gibt auch heute noch immer eine ganze Anzahl Leute, wie es sie zu allen Zeiten gegeben hat und immer geben wird, die lieber unterhalten als unterrichtet sein wollen, um so mehr, da sie doch überzeugt sind, alles selbst schon besser zu wissen. Das sind auch diejenigen, denen nach dem Munde zu schreiben ein zwar nicht reinliches, aber gutes Geschäft sein kann.

Was gebraucht der Diplomat nun, damit seine Berichterstattung eine wirklich nutzbringende sei? Als Vorbereitung eine gute Kenntnis des Staats- und internationalen Rechts. Ob die Ablegung des ersten und besonders des zweiten juristischen Examens, wie dies bei uns vielfach gefordert wird, dafür notwendig ist, scheint zum mindesten zweifelhaft. Die Zeit, die für die praktische Beschäftigung bei einem Gericht oder einer Regierung verwendet wird, könnte wohl besser angewendet werden. Bei der diplomatischen Prüfung ist Gelegenheit gegeben, sich von den Kenntnissen der Prüflinge zu überzeugen; in der Bestimmung, daß der Diplomat in jedem Augenblick ohne Angabe der Gründe entlassen werden kann, hat die Regierung jederzeit ein Mittel, minderwertige Elemente auszumerzen, und wenn diese Bestimmung mit etwas Schärfe gehandhabt wird, kann es kaum vorkommen, daß solche Elemente dauernd mitgeschleppt werden. Uebrigens sind gerade häufig unter den Diplomaten diejenigen die besten gewesen, denen diese juristische Schulung gefehlt hat. Auch der Altreichskanzler stellt den früheren Offizieren ein gutes Zeugnis aus. Für seine Tätigkeit ist ferner die Kenntnis und der fließende Gebrauch seiner Muttersprache sowie mindestens der englischen und französischen Sprache dringend geboten. Erstere ist die Geschäftssprache der Welt geworden, die letztere immer noch, mehr oder weniger, die der guten internationalen Gesellschaft geblieben. Eine allgemeine Vertrautheit mit der Staaten- und politischen Geschichte Europas und der Vereinigten Staaten und, wenn er außerhalb beider Verwendung findet, auch des Landes, in dem er sich befindet, und dessen Nachbarstaaten ist ebenfalls nötig. Die Hauptsache bleibt aber immer Menschen-

kenntnis und ein richtiges Gefühl für die Bedeutung von Menschen, Tatsachen und Strömungen, das erlaubt, sie gegeneinander abzuwiegen, daraus das Mittel zu ziehen und so zu versuchen, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Sie unfehlbar zu ergründen wird selten möglich sein, denn niemand weiß und kann vorher wissen, wie sich bei neuen und unvorhergesehenen Ereignissen Menschen und Massen entwickeln und zeigen werden. Darum wird ein Sanguiniker mit übersprudelnder Initiative nie ein guter Diplomat sein und Erfolge auf dem Gebiet erzielen; ihm fehlen eben die Ruhe der Ueberlegung, die abwägt und urteilt, und die Ruhe der Geduld, die abwarten gelernt hat und Ereignisse reifen läßt. Talleyrands Rat an einen jungen auf seinen Posten abgehenden Diplomaten: Surtout pas de zèle („pas trop de zèle," wie häufig zitiert wird, ist auch historisch falsch) kann daher auch den heutigen Diplomaten nicht dringend genug ans Herz gelegt werden. Dieses ruhige, kalte Abwägen färbt allerdings häufig, nicht nur in Romanen, auf das Aeußere der Diplomaten ab; die damit verbundene Ablehnung des Aussichherausgehens, Anteillosigkeit und Unnahbarkeit werden häufig, und nicht immer unberechtigterweise, für ein Zeichen von Hochmut gehalten; häufig bezeichnet man diese Haltung als Korrektheit, und man sieht sie schon in den Kreisen der Korpsstudenten und jüngeren Offiziere; im allgemeinen wird man finden, daß eine solche Haltung viele Feinde macht und etwas „rondeur", wie der Franzose sagt, d. h. sich etwas gehen zu lassen, natürlich ohne gewöhnlich zu werden, sich auch geschäftlich besser lohnt. Noch schlimmer wirkt eine gewisse Herablassung, für die es keine Entschuldigung gibt, da sie nur verletzt und nichts einbringt; sie ist immer das Zeichen einer gewissen Minderwertigkeit desjenigen, der sich in einer solchen Haltung gefällt. In dem vorerwähnten Aufsatz einer amerikanischen Zeitschrift wird von einem amerikanischen Diplomaten gesagt: „Seine Fähigkeit, Personen, mit denen er in Berührung gebracht wird, richtig zu beurteilen, ist eine Eigenschaft, die wir als ganz besonders amerikanisch bezeichnen möchten. Sie ist als amerikanischer Scharfsinn (shrewdness) bezeichnet worden ... Wenn der Betreffende so ein geborner richtiger Beurteiler (judge, Charakterleser) ist, ist er auch ein ganzer Demokrat. Obgleich gewohnt, sich überall in den aristokratischen Kreisen zu bewegen, ist er vollständig frei von ‚einer gewissen Herablassung' und ist immer den Armen und den Leuten ohne Rang und Stellung gegenüber ebenso dienstbereit gewesen wie gegen die Reichen und diejenigen, die etwas zu bedeuten hatten." Wenn man das von einem Mann in diplomatischer Stellung sagt, kann man dreist hinzufügen, daß er ein guter Diplomat ist. — Eitelkeit ist eine der gefährlichsten Klippen für einen Diplomaten, an der nicht nur Personen, sondern auch ganze Systeme und Staaten zugrunde gegangen sind. Graf Beust war ein Beispiel eines Diplomaten, den seine Eitelkeit dazu trieb, sich stets in den Vordergrund zu drängen, und der an dieser Klippe schließlich gescheitert ist. Der Diplomat, der es vorzieht, im Hintergrunde zu bleiben und die Erfolge einzuheimsen, mit denen ein andrer sich brüstet, wird stets mehr leisten als einer, der sich immer in den Vordergrund drängt und bei dem kleinsten äußeren Erfolg die große Trommel rührt. Wie die beste Frau die ist, von der

man nicht spricht, wird auch der Diplomat der beste sein, dessen Namen am seltensten in der Oeffentlichkeit erscheint, trotzdem er etwas geleistet hat.

Ein Wort noch über die Kreise, aus denen die Persönlichkeiten für den diplomatischen Dienst gewählt werden, mag diese kleine Skizze schließen. Daß diese Kreise nur die mit Glücksgütern gesegneten sein können, ergibt sich aus dem bereits Gesagten. Daran wird sich voraussichtlich auch nicht viel ändern, denn das Budget des Auswärtigen Amtes müßte sehr bedeutend erhöht werden, wenn darin eine durchgreifende Aenderung eintreten sollte. Uebrigens wird sich der Kreis von selbst auf natürlichem Wege erweitern. Schon heute sind eine ganze Menge von aus dem begüterten Bürgerstande hervorgegangener Persönlichkeiten in der deutschen Diplomatie angestellt, und wenn die meisten derselben geadelt worden sind, so ändert das nichts an dieser Tatsache, sondern dürfte einfach auf ihren Wunsch oder vielleicht auf den ihrer Gemahlinnen zurückzuführen sein. Aehnliche gesellschaftliche Anschauungen findet man überall; in dem republikanischen Frankreich, in dem die Vorrechte des Adels seit über hundert Jahren aufgehoben sind, wimmelt es von Leuten mit päpstlichen und andern Adelstiteln, denen vielfach das Odium der Käuflichkeit anklebt, und in den Vereinigten Staaten legen die Nachkommen der englischen Pilgrimfather- und der holländischen Knickerbockerfamilien den allergrößten Wert auf ihre Blaublütigkeit und lassen die Tatsache derselben vom Schicksal Minderbegünstigte oft und gern empfinden. Daß die Anschauung des Fürsten Bismarck, daß der nichtpreußische deutsche Adel für den diplomatischen Dienst sich besser eigne als der preußische, der sich seiner Eigenart, einem starken Selbstgefühl und Hinneigung zum Kritisieren, nur schwer entschlagen könne, auch heute sich noch nicht überlebt habe, scheint aus der großen Zahl solcher unter der Diplomatie im Reichsdienst befindlichen Nichtpreußen hervorzugehen. Auch die Armee liefert noch immer wie zu der Zeit des Altreichskanzlers nicht den schlechtesten Teil der zünftigen Diplomaten. Was die Prinzen in der Diplomatie anbetrifft, so ist ihre Zahl in der letzten Zeit sehr erheblich gewachsen, nicht gerade zur Zufriedenheit der nicht aus fürstlichen Häusern stammenden Diplomaten, doch scheint solche Abstammung weder die Befähigung noch die Möglichkeit, gute Dienste leisten zu können, ungünstig zu beeinflussen, wie zum Beispiel Prinz Reuß, der als Botschafter in Wien den Dienst verließ, zur Genüge bewiesen hat. Aber etwas weniger wäre vielleicht auch in diesem Falle mehr.

Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon

Von

Heinrich von Poschinger

(Schluß)

Turin, den 6. August 1856.

Ich hatte mit Cavour während seines Aufenthaltes am Lago Maggiore eine Unterredung. Er sprach sich gegen mich sehr klar aus: „Je ne puis pas prétendre que le Gouvernement ignorait qu'il se préparait quelque folie, mais nous ne pouvions pas tout à fait empêcher ce qui s'est fait[1]) ou la position géographique de la langue de terre qui s'étend vers la frontière du Modenais et qui rend absolument impossible une surveillance efficace. à moins d'y employer dix mille hommes. De tout temps c'est ce coin qui a été le théâtre d'entreprises pareilles parcequ'il s'y prête à merveille, et que les populations de Carrare sont toujours prêtes à se soulever. Cette fois-ci nous avons fait tout ce qui était possible pour faire échouer la tentative, qui d'ailleurs était un véritable enfantillage. Car les 100 individus qui composaient l'expédition, n'ont pas osé tirer un seul coup de fusil. Nous avons arrêté ceux qui ont repassé la frontière et ils seront jugés; l'instruction du procès a déjà commencé." — Dies die Worte des Grafen Cavour.

Nun hat aber die „Gazzetta del Popolo", ein republikanisches Blatt, sehr heftig die Regierung angegriffen und ihr vorgeworfen, daß sie zuerst die Augen zugemacht und erst dann eingeschritten sei, als sie sah, daß die Sache mißlang; und die österreichische und toskanische Gesandtschaft machen viel Lärm von dieser Anklage, welche sie als einen klaren Beweis der Schuld der Regierung betrachten. Ich machte den Grafen Cavour auf diesen Umstand aufmerksam, und er erwiderte mir: die Mazziniſten müssen jemand die Schuld des Mißlingens ihrer dummen Entreprise in die Schuhe schieben; sie haben diesen Weg ergriffen in der Hoffnung, dadurch die Untersuchung zu verhindern — das wird ihnen aber nichts helfen. Die Regierung fürchtet nicht, daß die volle Wahrheit an den Tag komme, und die Verhöre werden gedruckt werden. Uebrigens, (setzte er hinzu) wenn man der Regierung dergleichen Absichten zutrauen will, müßte man sie für sehr einfältig halten, wenn man annehmen wollte, daß sie je an einen Erfolg solcher Kindereien glauben konnte.

Diese Räsonnements sind alle sehr schön; doch kann ich nicht umhin, nach dem allgemeinen Stande der Dinge, der Ansicht zu sein und zu bleiben, daß die piemontesische Regierung, solange sie jede Kompromittierung von sich abwehren

---

[1]) Gemeint ist das kurz vorher stattgehabte Gefecht bei Padua, das für die Aufständischen unglücklich verlief.

kann, eigentlich dergleichen Demonstrationen außerhalb ihrer Grenzen gar nicht ungern sieht und sie mit gehöriger Vorsicht wohl bis auf einen gewissen Punkt gern geschehen läßt — weil dadurch ihre in Paris ausgesprochene Ansicht gerechtfertigt wird. An die Möglichkeit eines Erfolges so isolierter Versuche glaubt niemand außer den Narren, die sich dazu brauchen lassen; — aber Tropfen höhlen Steine aus und eine Saujagd macht selbst den stärksten Eber müde und ungeduldig! Auf diese Wahrheit scheint mir die Politik Cavours basiert zu sein.

Von vielen Seiten wird behauptet, Mazzini sei in Turin und Sarzana gewesen. — Selbst Grammont und Paar [1]) haben dies geschrieben. Doch weiß ich aus ganz sicherer Quelle, daß dem nicht so ist, und für meine Ansicht spricht die unzweifelhafte Tatsache, daß am Tage nach der mißlungenen Expedition ein gewisser Meyer aus Ferrara, Chef der Emigration und einer der tätigsten Agenten Mazzinis, von Sarzana nach Turin kam und in derselben Nacht nach Paris abreiste, um Mazzini, der dort sich befindet, über die Entreprise und die Gründe des Mißlingens mündlich Bericht abzustatten. Graf Cavour ist meiner Ansicht, obgleich die Polizei in Turin und Genua auf Mazzini Jagd machte, weil sie glaubte, er sei in der Nähe.

Ueber die Entrevue in Töplitz [2]) schien Graf Cavour etwas unruhig, indem er fürchtete, daß persönlicher Einfluß des Kaisers erreichen könne, was diplomatische Verhandlungen bis jetzt nicht erlangten — nämlich eventuelle Engagements zur Garantierung der italienischen Besitzungen. Er sagte mir, Launay [3]) schriebe ihm, daß Eure Exzellenz am 28. Juli noch keinen Befehl erhalten, sich nach Töplitz zu begeben, und daß er dies sehr bedauern würde. Ich bemerkte dem Grafen, daß der König und Eure Exzellenz so vollständig übereinstimmten in betreff der preußischen Politik, daß durchaus kein Gewicht auf dergleichen Befürchtungen zu legen sei. — Die persönlichen Beziehungen des Königs zu seinen Alliierten und Verwandten würden durch Entrevues gepflegt und erhalten, wie dies nur wünschenswert sein könne, die preußische Politik gehe ihren Gang, wie die Interessen des Landes und die Verbindungen des Königshauses es erheischten, und von Sprüngen und Dilettantismus sei nie die Rede, wie Graf Cavour aus der Geschichte der letzten Jahre wohl habe ersehen können. Wenn ich nicht irre, so fürchtet man in Turin nicht weniger eine völlige Rekonziliation zwischen Oesterreich und Rußland, auf welches letztere man gegen Oesterreich rechnen zu können glaubte.

Unsre Beziehungen zu Piemont stehen in dem Rufe, sehr gut zu sein; ich glaube, man renommiert in Turin ein wenig damit. Grammont, ein schöner, stattlicher, aber eben nicht sehr überlegener Diplomat, ist sogar ein wenig eifersüchtig, zu sehen, daß ich mit Graf Cavour auf sehr gutem Fuße stehe — da er bisher ein Privilegium exclusivum dazu zu haben glaubte — er hat schon

---

[1]) Graf Paar, der österreichische Gesandte am Turiner Hofe.

[2]) Zwischen Friedrich Wilhelm IV. und dem Kaiser von Oestereich.

[3]) Graf Launay, der Gesandte Sardiniens in Berlin.

einige Male mir ein süßsaures Kompliment darüber gemacht. Ich glaubte aber Eurer Exzellenz Absichten zu entsprechen, indem ich mich so gut als möglich mit dem Ministerpräsidenten stellte, was mir nur deshalb gelang, weil er ein Mann von Geist und Ressource ist, der nicht mehr verlangt, als er vernünftigerweise erwarten kann.

Grammont hat mir erzählt, daß, als er am Tage der Expedition nach Spezzia kam mit seiner Jacht, er Hudson mit einem englischen General am Hafen promenierend fand.

Man hat mir versichert, daß die Mazzinisten darauf rechneten, einen Teil des zweiten Transportes der italienischen Legion, der eben erwartet wurde, für ihre Entreprise zu gewinnen. „Relata refero, et salvavi animam meam."

*

Paris, den 17. Dezember 1856.

Es ist zwar nicht meines Amtes, von hier aus Politisches zu schreiben; da aber Graf Hatzfeld durch die Anwesenheit des Prinzen[1]) so beschäftigt ist, daß er à la lettre insaisissable geworden, so kam ich gar nicht dazu, ihm meine Beobachtungen mitzuteilen, damit er für den Fall, daß er es nicht schon getan, sie eventuell in seine Korrespondenz aufnehmen könnte, wenn er es der Mühe wert fand. Deshalb benutze ich die letzten Stunden vor meiner Weiterreise, um Eurer Exzellenz über eine Unterredung zu berichten, die ich mit Baron Hübner gehabt und die ich als süßsauren Zitronensaft bezeichnen möchte, aus dem ich Eurer Exzellenz selbst eine beliebige Limonade zu machen anheimstelle.

Der österreichische Ambassadeur hatte mich zum Essen eingeladen, und nach Tische entspann sich zwischen uns ein vertrauliches Gespräch über die Neufchâteler Frage, in welchem Baron Hübner, wie er sagte, nicht als Diplomat, sondern als alter zwanzigjähriger Bekannter und Kollege, mir seine Meinung darüber auseinanderzusetzen einen ungewöhnlichen Eifer zeigte. Die Bemerkungen: „...que le jeu ne vaut pas la chandelle," „que, lors même qu'on aurait reconquis Neufchâtel, on serait embarassé, qu'en faire, si l'on ne voulait pas rentrer dans la même fausse position qui a été créée en 1814" und ähnliche übergehe ich, denn sie sind nichts Neues. Von dem vorgestrigen Artikel des „Moniteur" aber sagte Baron Hübner mir geradezu: „C'est une bêtise et une maladresse, et si j'ai l'occasion de parler à l'Empereur, je lui dirai que cet article manque son but et peut causer de grands dommages, car il ne découragera pas les Suisses et il encouragera la Prusse au delà de ce que l'Empereur lui même peut vouloir, car je crains beaucoup qu'à Berlin l'on ne se contentera pas de regarder cet article comme une simple gentillesse fait à propos de la visite du Prince."

Er fügte hinzu, er wisse ganz genau und positiv, daß der Kaiser Napoleon nie einen Feldzug Preußens gegen die Schweiz leiden werde, auch sei es unmöglich, daß Europa in seinem Herzen einen Krieg zugeben könne, der allgemeine

[1]) Friedrich Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich.

Erschütterungen in seinem Gefolge haben könne. „Der Schweiz darf man das nicht sagen," bemerkte Baron Hübner, „aber unter uns dürfen wir uns das nicht verhehlen." Lord Cowley sei wütend über den „Moniteur"-Artikel. — „Wenn man nur um Gottes willen in Berlin nicht zu viel auf diesen Artikel baut," fügte er hinzu, „und sich hinreißen läßt, zu schnell vorzugehen; denn das Desappointement bleibt sicher nicht aus; der Artikel enthält kein Engagement irgendeiner Art, und ich wiederhole Ihnen, wie ich es schon oft zu Hatzfeld gesagt, daß ich bestimmt weiß, der Kaiser Napoleon gibt nie einen Angriff preußischer Truppen auf die Schweiz zu;" „je ne vous dis pas cela en l'air, mais je le sais positivement."

Diese Sprache stimmt ganz zu dem, was Graf Trautmannsdorff Eurer Exzellenz in Berlin gesagt. Nun bleibt nur die Frage, ob man darin eine wohlwollende Warnung oder den Ausdruck des Wunsches sehen soll, daß Preußen um jeden Preis abgehalten werde, zur Tat überzugehen.

Was mir etwas louche schien, war die öfters wiederholte Versicherung, daß man sich ja keine Illusion über die Allianz machen solle, daß die Beziehungen der Westmächte und Oesterreichs heute noch gerade so intim seien als vor einem Jahre und der Kaiser England zu sehr brauche, um auch nur in dieser Frage verschiedene Wege zu gehen.

Ich habe geglaubt, daß vorstehendes Eure Exzellenz interessieren könne, und deshalb mir erlaubt, vertraulich die mir gestellten Grenzen zu überschreiten, da ich Hatzfeld nicht mehr zu sehen bekam.

Der Kaiser hat mir den Eindruck eines innerlich rastlos arbeitenden Geistes gemacht,[1]) aber eines Körpers, der, obgleich sehr stark konstituiert, an der Wurzel angegriffen ist und zwischen ermüdetem Zusammensinken und willenskräftigem Aufraffen wechselt.

Der Prinz[2]) hat hier allgemein gefallen, das höre ich von allen Seiten.

Mit Graf Walewsky habe ich nicht über politische Gegenstände gesprochen, da es nicht meines Amtes ist. Er machte mir über Eure Exzellenz Elogen in sehr warmen Ausdrücken. Graf Kisseleff[3]) sagte mir, nach seinen Nachrichten wollten die Schweizer als Spartaner auftreten.

*

Turin, den 24. März 1857.

Graf Cavour scheint sehr wohl die schwierige und delikate Stellung zu verstehen, in welche mich die offiziöse Vertretung der österreichischen Interessen versetzen kann.[4]) Ich weiß, daß er sich dahin geäußert: es sei von der Kaiser-

---

[1]) Brassier de St. Simon war dieses Mal bei Hof vorgestellt und in die Tuilerien eingeladen worden.

[2]) Friedrich Wilhelm von Preußen.

[3]) Graf Kisseleff, russischer Botschafter in Paris.

[4]) Am 28. März 1857 reiste der österreichische Gesandte am Turiner Hof, Graf Paar, durch eine vom 16. März datierte Depesche abberufen, von Turin ab. Eine Zirkulardepesche

lichen Regierung sehr geschickt, Preußen diese Vertretung aufzulegen, um dadurch die hiesige Gesandtschaft unmerklich in das österreichische Interesse zu ziehen und mich womöglich mit der sardinischen Regierung zu brouillieren oder mich ihr wenigstens unangenehm zu machen. Aus analogem Grunde, wie es scheint, hatte man hier die Absicht, Preußen um denselben Dienst in Wien zu bitten (was dem Grafen Arnim wahrscheinlich sehr unwillkommen gewesen wäre). Da nun aber Graf Buol zuvorgekommen und, wie anerkannt wird, mit mehr Recht wegen unsrer Bundesbeziehung, so wird man sich an Frankreich wenden. Wenn ich bedenke, daß Graf Paar mit vier Beamten oft nicht imstande war, den Anforderungen zu genügen, welche die tausendfachen Beziehungen zwischen hier und der Lombardei täglich an ihn stellten, so kann ich nicht daran zweifeln, daß ich vielfach werde in Anspruch genommen werden und daß die Animosität, welche gegenseitig herrscht, trotz aller Versicherung des Gegenteils, mir die Lösung der Aufgabe sehr erschweren wird. Denn zeige ich viel Eifer und guten Willen, so verderbe ich hier meine Stellung, während die geringste Vernachlässigung in Wien sardinischen Sympathien meinerseits zugeschrieben werden würde. Nur die größte Vorsicht kann mich vor Kompromittierung bewahren. Ich habe gleich von vornherein dem Grafen Cavour ganz offen erklärt, ich verlasse mich auf ihn, in der Ueberzeugung, daß er sein eignes Interesse nicht verkennen werde, welches meiner Ansicht nach darin bestehe, mich in die Lage zu setzen, vor meiner Regierung und vor ganz Europa zu bezeugen, daß die sardinische Regierung die Politik, die sie eingeschlagen, weil sie sie für die ihren Interessen angemessenste halte, nicht durch Animositäten befleckt, unter denen allein Piemonts Interessen leiden würden. Er hat mir darauf geantwortet: „Vous pouvez compter sur moi, quoique au fond il faut vous regarder à présent de moitié comme notre ennemi," worauf ich ihm erwiderte: „Nous ne sommes les ennemis que de nos ennemis, et comme je suppose que vous ne l'êtes pas, je repousse la qualification."

Die Chancen einer Aussöhnung scheinen mir sehr gering: Oesterreich will keinen Gesandten schicken, solange nicht die sardinische Regierung die Oesterreich feindliche Sprache der Presse zügelt, und das, glaube ich, will und vielleicht auch kann die hiesige Regierung nicht, solange nicht ein österreichisch gesinntes Ministerium (wie 1820 bis 1840) am Ruder sitzt. Ein solches aber kann sich nicht halten, weder im Innern noch gegen Frankreich. Einige Aeußerungen des Grafen Paar bestätigen mich in der Ansicht, daß man in Wien an die Möglichkeit glaubt, die öffentliche Meinung Oesterreich günstig zu stimmen, wenn man erst das Heft in Händen hat; er sagte mir: „Die Zeitungsschreiber allein sind gegen uns, das Land gar nicht." Das ist eine Ansicht!! Ob richtig, daran zweifle ich.

*

---

des österreichischen Kabinetts erklärte, die Antwort des Turiner Kabinetts auf die Beschwerde Oesterreichs bezüglich der Angriffe der piemontesischen Presse sei ungenügend.

An den König Friedrich Wilhelm IV.

Turin, den 30. März 1857.

Der Besuch des Prinzen[1]) war seinen Befehlen zufolge von mir angekündigt worden „pour remercier Sa Majesté des bontés qu'elle avait eues pour lui à Nice," und ich habe allen Grund, zu glauben, daß man hier mit vieler Genugtuung diesen, obgleich kurzen, Besuch gesehen; denn es unterliegt keinem Zweifel, und ich habe täglich Gelegenheit, es zu bemerken, daß jede Annäherung an Preußen hier als erfreulich betrachtet wird. Ueber seine Unterredung mit dem Könige wird Se. K. H. unstreitig selbst Eurer Majestät Bericht erstatten. Mit mir sprach der König bei Tische, wo ich die Ehre hatte, neben ihm zu sitzen, allerhand über die Folgen von 1848 (da der König nie etwas genießt, wenn er ein Diner gibt, hatte er Zeit zu sprechen, während ich aß und hörte). Sein Hauptthema war: 1. zu gestehen, daß nach 1848 man vielleicht die Zügel hätte fester halten können und damals wohl Fehler begangen hat; 2. aber zu beweisen, daß das piemontesische Volk ein sehr gouvernables sei und von monarchischen Traditionen und Ideen durchdrungen; 3. daß er die Republikaner und namentlich die Mazziniſten nicht fürchte und sie wohl wüßten, daß er nicht mit ihnen spasse; 4. daß von seiten Oesterreichs Mazzini als Popanz vorgehalten werde, um die sardinische Politik zu verdächtigen und über einen Kamm mit der Revolution zu scheren; daß dies aber eine Ungerechtigkeit sei, durch die man Europa, im Kampf der beiden rivalisierenden Politiken, erschrecken und zugunsten Oesterreichs stimmen wolle.

Ich sagte dem König ganz offen, daß ich in der Tat zu glauben anfange, seine Regierung sei in Europa nicht immer in dem rechten Lichte dargestellt worden und daß ich selbst früher anders geurteilt, als ich dies jetzt tue, nachdem ich das Land in der Nähe gesehen und seine Politik mir klarzumachen gesucht. Dies schien Sr. M. Freude zu machen, seine Augen glänzten und er sagte: „Sehen Sie dort gegenüber Lamarmora, sieht der Mann aus wie ein Revolutionär? Der spanische Gesandte hat gestern Cavour gefragt, ob er sich auch auf den Kriegsminister verlassen könne; diese Spanier glauben wohl, daß unsre Generale auch solche Lumpen und Rebellen sind wie die ihrigen."

Ich habe aus allem, was der König mir sagte und was ich auch anderseits wahrnehme, mich überzeugen können, daß man hier auf das entschiedenste gegen eine Allianz mit der Revolution protestiert, daß aber dabei der Kampf gegen Oesterreich, um Einfluß und Popularität in Italien zu gewinnen, eine fast offen eingestandene Grundtendenz der heutigen sardinischen Politik ist, wobei natürlich nicht ausbleiben kann, daß alles, was in diesem Kampfe Oesterreich schädlich und Sardinien nützlich sein kann, hier mit mehr oder weniger verhehlter Genugtuung gesehen wird. Oesterreich kann ein dreißig Jahre lang festgehaltenes Uebergewicht in Turin nicht leicht verschmerzen, möchte es à tout prix wieder erlangen und bedarf dazu eines Ministeriums seiner Farbe, welches in Wien

[1]) Gemeint ist der preußische Prinz Karl.

als das allein seligmachende, als das allein konservative angesehen und dargestellt wird. Doch scheint mir, diese Zeit ist vorbei und könnte nur infolge eines vollständigen Umschwunges wieder kommen. Ob die neuesten Ereignisse einen solchen Umschwung herbeiführen werden, daran zweifle ich sehr. Die Lage scheint mir naturgemäß. Die Presse geniert sich nicht in der Wahl ihrer Mittel, die Regierung ist vorsichtiger, wobei ich aber keine Garantie dafür übernehmen möchte, daß nicht die Regierung diese Korsarenmacht gern für sich arbeiten läßt und im Erteilen von Kaperbriefen eben nicht sehr gewissenhaft sein mag. Meine früheren vertraulichen Berichte rechtfertigen diese Reservation wohl hinlänglich.

Der Prinz hat die Gnade gehabt, eine kleine Soiree bei mir anzunehmen. Ich habe gesucht, in der Geschwindigkeit ihm einige hübsche Damen zu zeigen, die diese Gelegenheit gern benutzten, um ihre Brillanten glänzen zu lassen.

Von meinen Kollegen hat Se. K. H. zwei bemerkt und von vielem Takt Zeugnis abgelegt, indem er in dem Herzog von Grammont einen Pfau und in Sir James Hudson einen gescheiten Mann erkannte.

Zu dem déjeûner dînatoire, wozu der Prinz nur wenig Personen geladen haben wollte, habe ich mich auf drei beschränkt, und diese waren: der General Graf Robilant, Cavour und Lamarmora. Die beiden letzteren waren die einzigen Minister, welche höflich genug waren, um den Wunsch auszusprechen, dem Prinzen aufzuwarten. Da Se. K. H. inkognito reist und keine Audienz geben wollte, wurde ihre Höflichkeit dadurch erwidert, daß Se. K. H. sie en frac zu dem Dejeuner befahl, welches er vor seiner Abreise bei mir einnahm. Ich wußte übrigens, daß dies dem Könige Freude machen werde, weil Cavour und Lamarmora die Stützen seines Königtums sind und er sehr wünschen muß, daß ein Prinz des preußischen Königshauses sie in der Nähe sehe und sich überzeuge, daß dies „ne sont pas des hommes qui mangent les rois ou les trahissent".

Der Prinz schien von seiner Unterhaltung mit beiden sehr befriedigt.

Ich erlaube mir noch als Kuriosum eine Einladungskarte beizulegen zu einem kostümierten Ball, den ich nach Ostern auf Anstürmen der hiesigen tanzlustigen Gesellschaft (zu großem Jammer meiner Finanzen) geben muß. Es wird Eure Majestät vielleicht amüsieren, zu sehen, welche Lektion ich mir erlaube, den Damen in betreff der in schrecklicher Proportion wachsenden Ausdehnung der Krinolinen zu geben, infolge deren es bald nicht mehr möglich sein wird, mehr Damen einzuladen als man Zimmer hat.

„Il faut amuser le monde si l'on veut faire ses affaires," hat schon Talleyrand gesagt, und ich will zwar nicht sein Schüler in allem sein, wohl aber die von ihm gemachten Entdeckungen im Metier möglichst benutzen. Die Kammern und die Minister wissen gar nicht, welche unverzeihlichen Fehler sie begehen, indem sie uns Diplomaten zwischen zwei traurigen Alternativen lassen: entweder zu knausern oder Schulden zu machen. Am glücklichsten sind noch die, die sich für das Dekorum des Vaterlandes ruinieren können.

Eure Majestät mögen Nachsicht haben mit dieser Ergießung. Was aber jahraus jahrein drückt, platzt heraus bei Gelegenheit; unsre Stellung neben

Kollegen, die alle dreimal so viel auszugeben haben, verlangt aber Anstrengung, Kunst und Opfer, um das Dekorum aufrechtzuerhalten, von denen die Finanzkommission in den Kammern nicht mehr weiß, als ein Maulwurf von dem Monde.

Es war für mich in meinen Tribulationen eine große Freude, daß der Prinz Karl, welcher, wie Eure Majestät wohl wissen, ein strenger Richter in Fragen der Eleganz, des Anstandes und Dekorums ist, sich mit dem Geringen, was ich ihm bieten konnte, völlig befriedigt erklärt hat. Sollte mich einmal das Schicksal als Kommissarius zur Verteidigung des auswärtigen Budgets in die Kammer schicken, so wollte ich (nicht öffentlich, aber in der Kommission) den Herren Wahrheiten sagen, die sie nicht oft gehört haben werden.

*

An Manteuffel.

Turin, den 14. August 1857.

Mazzini, welcher sich glücklich auf dem Wege nach England befindet, soll auf weitere Unternehmungen in Oberitalien vorläufig verzichtet haben, da es ihm an Geld fehlt.

*

Turin, den 23. Januar 1858.

Die geheime Gesellschaft, welcher die vier Autoren[1]) des Attentats[2]) angehören, ist sehr ausgebreitet. Sie hat ihren Herd in England und ist im geheimen von einem englischen Minister begünstigt. Man nennt mit Bestimmtheit Lord Palmerston, welcher auch mit Mazzini in Verbindung steht; der größte Teil des Geldes, welches der Gesellschaft zu Gebote steht, fließe aus dem geheimen Fonds als Unterstützung für politische Flüchtlinge. Diejenigen, welche diese Hilfe erhalten, sind der Meinung, daß der Zweck ist, das schon zu große Uebergewicht des Kaisers in der Wurzel anzugreifen und Frankreich der Ruhe zu berauben, welche seine Macht auf einen Punkt erhebt, der dem Uebergewicht Englands gefährlich werden könnte. England wolle keine Ruhe in Frankreich. Auf diese Ueberzeugung stützen sich die Häupter der geheimen Gesellschaft.

Als der 14. Januar für das Attentat festgesetzt ward, ist auch zugleich für den Fall des Mißlingens der 25. März für den nächsten Versuch angesetzt worden. Die Agierenden sind durch das Los bestimmt. Ebenso wird es auch zum 25. März geschehen, doch erst vierzehn Tage vorher, und nachdem der Modus agendi festgestellt sein wird, was im Laufe des Februar geschehen soll. Außer Mazzini ist auch ein gewisser S... in Verbindung mit englischen Mächten. S... ist aus der Romagna, wohnt in London, war am 14. in Paris und kehrte am 15. nach London zurück. Er reist gewöhnlich mit englischem oder amerikanischem Paß. Ein Lombarde namens B... ist noch in Paris. Dieser und ein gewisser Ch..., auch noch in Paris, sowie ein Journalist B... (Fran-

[1]) Orsini, Rudio, Pierri und Gomez.

[2]) Seil. auf den Kaiser Napoleon am 14. Januar 1858.

zose) und Giuseppe R ... wissen um alles und sollen zu denen gehören, welche zugleich mit einem Raphael G ... (Franzose) für das nächste Attentat zu losen bestimmt sind. Auch nennt man mir einen Franzosen namens Emile L ... (Kaufmann) als Eingeweihten.

Ein Engländer namens Aristides M ... wußte um alles und entfloh gleich nach dem mißglückten Coup nach der Schweiz. Er ist jetzt in Luzern. Mazzini wußte alles und hatte in der Schweiz ein Asyl bereitet. Seine Emissäre durchzogen die Romagna, Livorno, Bologna und Ancona. — Für den Fall des Gelingens waren zwei Expeditionen, eine von Algier, die andre von Malta aus, nach Ancona beordert und erschienen dort in zwei Fahrzeugen am 14. oder 15.

Mazzini sagt: um Italien zu revoltieren, muß zuerst Frankreich revoltiert sein, dann erst ist auf Hilfe von dort zu rechnen. Er zählte sogar auf die französischen Truppen in Rom, weil er zu wissen behauptet, daß in der Armee die geheime Gesellschaft weit mehr Fortschritte gemacht habe, als man es glaubt. Dies wird mir von mehreren Seiten bestätigt. Die Verschworenen in Paris kommen zusammen 1. Faubourg St. Honoré Nr. 57 im 2. Stock, Treppe im Hofe und 2. Rue d'Auteuil Nr. 19 im 4. Stock bei einem Maler. (Ich weiß nicht, inwiefern die letzte Angabe richtig sein kann, da ich mich nicht erinnere, ob eine Rue d'Auteuil in Paris existiert.)

Mazzini ist jetzt in Bruozell in der Schweiz mit englischem Paß und Namen. (Er ist in seinem Aeußern nicht von einem Stockengländer zu unterscheiden und spricht die Sprache wie ein Eingeborner.)

Gleichzeitig mit dem für den März bestimmten Attentat beabsichtigt Mazzini einen neuen Krawall in Genua.

Ueber das vielbesprochene Wiener geheime Abkommen zwischen Oesterreich und England wegen Garantien der österreichischen Besitzungen in Italien wird mir versichert, daß dies ein blinder Lärm sei, absichtlich auf Veranlassung Lord Palmerstons verbreitet, pour donner le change à l'opinion publique et contre son jeu. Alles sei gegen Napoleon gerichtet, und selbst die Attitude Englands in der Frage der Fürstentümer habe weniger zum Zweck, Oesterreich zu dienen, als Frankreich zu demütigen.

*

Turin, den 28. Februar 1858.

Palmerston leitet nach wie vor die Umsturzpartei in Frankreich. Die von ihm proponierte Bill und sein Rücktritt sollen ihn vor jedem Verdacht sichern. Unter seiner Leitung wirken in Frankreich vierzehn Emissäre, in Neapel und Rom sechs, in der Schweiz, Piemont und Lombardei sieben. Mazzini bildet eine Filiale. Der Zweck ist, Napoleon zu beseitigen und die Orleans wieder zu erheben in der Person des Grafen von Paris. Diese Familie und namentlich die Mutter des Prätendenten habe Engagements eingegangen, die ihnen als Bedingungen gestellt worden. Napoleon soll etwas ahnen und schon verletzt gewesen sein durch die Tatsache, daß der Graf von Paris bei dem Hochzeitsdejeuner in London einen hervorragenden Ehrenplatz gehabt.

Auf den 27. März ist ein neues Attentat festgesetzt. Man will am Abend dieses Tages, im Augenblick, wo der Kaiser aus den Tuilerien fährt oder geht, ihn töten, die Kerker öffnen und den gewonnenen Teil der Truppen konzentrieren, — man glaubt wenigstens ein Drittel der Armee zu haben; über die vorbereitete höhere Organisation schwebe noch Dunkel. Am 27., 28., 29. März möge man aufmerksam sein. Ein Polizeibeamter oder Agent namens Domenico P... sei in fremdem Sold und verrate den Kaiser. Oesterreich wisse um die Sache und begünstige den Plan, hoffe aber, daß der Kaiser durch übertriebene Repressivmaßregeln sich selbst zugrunde richten werde. Als Mitwisser und Teilnehmer der Verschwörung werden genannt: Giovanni G..., Giulio B... und Auguste B..., alle drei in Paris. Ein gewisser Edouard L..., einer der Chefs, habe diesen Leuten kürzlich aus London 1000 Pfund Sterling gebracht, die von dem dortigen Komitee ausgezahlt worden, mit welchem Palmerston stets in Verbindung stehe. Die letzthin in Genua entdeckten Umtriebe waren bloß Vorbereitung zum 27. März und sollten jetzt nicht ins Werk treten.

Neuere Nachrichten aus Paris besagen, daß der Kaiser den österreichischen Instigationen mehr Ruhe entgegenstelle und sie durchschaue.

*

Turin, den 31. März 1858.

Das Komitee in London ist nach wie vor in Tätigkeit für Italien. Das gegenwärtige Ministerium ignoriert alles. Aus den Fonds des Komitees werden Agenten bezahlt, die in allen Teilen Italiens reisen. Ein Engländer namens Harox wird als der genannt, welcher die Agenten subventioniert. Er war vor einiger Zeit in Venedig und Padua und ist jetzt nach Süden gegangen. Vier Engländer reisen in Neapel und Sizilien und siebzehn italienische Agenten in der Romagna und andern Teilen. Diese letzteren sind Mazziniſten.

Man spricht vom 7. Mai als Ausbruch einer Bewegung im Neapolitanischen. Die Muratisten sollen vereint mit der englischen Partei handeln. — Der Plan soll sein, schließlich Rom einzuschließen. — Als Agenten im Centro Italiens werden genannt Fuschini, Ravetti, Blasi, Manulli, Paulucci, Ghicchi.

*

Turin, den 20. Juni 1858.

Ich melde nachstehendes, dieses Mal ohne eine Bürgschaft für die mir hinterbrachten Notizen übernehmen zu hören: Napoleon will Krieg, braucht ihn — findet in Italien das Motiv; begünstigt, daß Oesterreichs Aufmerksamkeit im Orient beschäftigt wird. — Im August soll die Garnison in Rom verdoppelt werden. Unvermerkt sollen Truppen bei Briançon (an der Grenze von Savoyen) konzentriert werden, um über die Alpen herüberzukommen, wenn die erwartete Bewegung in Italien eintritt. — Rußland ist von allem unterrichtet, wird aber vorläufig nur zur See mit Frankreich sich kombinieren. — Neapel soll durch maritime Demonstrationen in Schach gehalten werden. Ein französisches Korps mit den Piemontesen vereinigt soll am Ticino hinuntergehen und das römische Korps, durch einen allgemeinen Aufstand getragen, solle entgegenkommen, und

auf diese Weise sollen die österreichischen Truppen gezwungen werden, ihre erste Linie zu verlassen. — Dies alles ist basiert auf die offene Erklärung, welche Napoleon seinerzeit geben wird: er habe eine heilige Pflicht gegen Italien zu erfüllen und Unrecht wieder gutzumachen. Napoleon will dann auch England zwingen, aus seiner doppelten Politik heraus und offen aufzutreten — für Oesterreich oder für Italien. Krieg, selbst mit England, sei für Napoleon noch immer weniger gefährlich als Untätigkeit. Die Person, welche vorstehendes berichtet, behauptet Verbindungen da zu haben, wo im geheimen geschmiedet wird.

*

Turin, den 24. Juni 1858.

Vorgestern hatte sich hier die Nachricht verbreitet, daß zwischen Turin und Genua, in Novi, Mazzini arretiert worden sei. Es hat sich aber herausgestellt, daß das verhaftete Individuum ein gewisser Porro oder Graf Porro aus Venedig war. Meine besonderen Quellen versichern, daß dieser Porro ein Agent Mazzinis ist, daß er aber zugleich von Mailand oder Wien aus Subventionen bezieht und im Solde der kaiserlich königlichen Regierung steht. Ich habe Grund zu glauben, daß Graf Cavour darüber nicht in Unwissenheit ist.

Nach den mir zugekommenen Notizen sollte Mazzini wirklich am 6. bis 7. Juli nach Genua kommen; er wird aber natürlich jetzt diese Reise aufgeben. Er hat sich in der letzten Zeit in La-Chaux-de-Fonds aufgehalten. Die ganz herabgekommene, aber rastlose Partei Mazzinis bereitet wieder einen kleinen Krawall in Sunyana und Stradella vor. Zu diesem Zwecke sind elf Kisten mit Gewehren von England unterwegs. Von einem Erfolge solcher Torheiten ist wohl nicht die Rede; hier überwacht man alles ohne Zweifel, daß die österreichische Regierung aber noch besser über diese ohnmächtigen Knalleffekte unterrichtet sein dürfte, scheint mir sehr wahrscheinlich, da sie ein besonderes Interesse dabei hat, das Treiben der Mazzinisten zu kennen und dasselbe in Piemont zu begünstigen, weil dieses Wasser auf ihre Mühle ist.

Graf Cavour war heute, gegen seine Gewohnheit, sehr übler Laune, und es entschlüpften ihm die Worte (von Cagliari sprechend): „Nous avons bien d'autres affaires sur les bras.“ Ich glaube, daß London und Wien ihm manchen Coup fourré beibringen.

*

Turin, den 12. August 1858.

Mazzini hielt sich heimlich in Locarno auf. Da begegnet er zufällig Parodi, der ihn erkennt. Parodi war im Juni 1857 bei der Genueser Revolte als Anhänger Mazzinis kompromittiert gewesen, hatte sich aber später in österreichischen Sold begeben und diente als Spion. Seine Genossen bekamen Wind davon, und um sich ihrer Rache zu entziehen, war er in die Schweiz gegangen und hielt sich in Locarno versteckt, von wo aus er seine Notizen nach Mailand schickte. Die zufällige Begegnung mit seinem alten Chef Mazzini hatte zur Folge, daß der Agitator, sich entdeckt sehend, nach Genua die Order schickte, ihn um jeden Preis von diesem Surveillant zu befreien; und so wurde der Mörder bei Ge-

legenheit einer Lustfahrt per Dampfboot nach Locarno geschickt, um Parodi beiseitezuschaffen. Er erreichte, nachdem er mit einem Revolver sechsmal auf Parodi geschossen, das Schiff im Augenblick der Rückfahrt, und man ist noch nicht gewiß, ob der, den man infolge telegraphischer Nachrichten in Ancona bei der Ausschiffung verhaftet, der Rechte sei. Die Konfrontation mit Parodi, der noch lebt, wird das Weitere ergeben. Parodi beobachtet strenges Schweigen über sein doppeltes Metier, weil er auf Heilung hofft und sich nicht kompromittieren will.

Außerdem ist mir aus der Quelle zugekommen, daß Mazzini, dessen Freunde in Genua anfangen, den Mut zu verlieren, selbst wieder einmal hingehen will, um sie zu encouragieren. Er soll die nächste Woche dazu bestimmt haben und als englischer Tourist verkleidet, mit englischem Paß nach Genua reisen, sich dort aber nur zwei Tage aufhalten wollen. Alle Details, die mir über diesen Plan gegeben worden, teile ich an Gr. C ... mit; denn wenngleich man nie für die Unfehlbarkeit solcher Notizen garantieren kann, so können sie doch zu wichtigen Folgen führen, um so mehr, als ich schon öfters Gelegenheit hatte zu erfahren, daß nicht alles, was man mir mitteilte, aus der Luft gegriffen war.

*

Turin, den 19. September 1858.

Die erste Anmeldung des Prinzen Georg[1]) bei dem König Vittorio Emanuele fand den König in den Schneeregionen der savoyischen Alpen, wo er seit acht Tagen unter Zelten lagerte und Gemsen mit Windhunden jagte.

Aus der verlegenen Art, mit der mir Cavour sprach, ersah ich sehr wohl, daß Se. M. keine Lust hatte, seine lieben Gemsen zu verlassen. Der Prinz, der nur drei Tage hier bleiben wollte, konnte den König nicht abwarten und ging nach Genua ab, indem er mir sagte, er habe die Höflichkeit gehabt, sich melden zu lassen, und werde sich dabei beruhigen.

Graf Perponcher aber, den ich als Mitregenten bezeichnen möchte, war damit nicht zufrieden, weil er und sein Kollege von der Präsentation den Abfall eines Ordens erwarteten. Er versicherte mir gerade das Gegenteil von dem, was der Prinz mir gesagt, und in der Tat, am nächsten Morgen hatte der Prinz seine Ansicht geändert und trug mir auf, dem Könige wissen zu lassen, daß er, sobald Se. M. nach Turin zurückgekehrt sein werde, hierherkommen wolle, um seinen Besuch zu machen. Ich mußte gehorchen.

Cavour schickte einen Adjutanten in die Berge, der nach einem Irritt von zehn Stunden den König auf einem Gletscher fand. Von dort ging die Einladung nach Bacconigi zum Frühstück aus, und zwar en famille. Die Herren der Suite mußten an der Marschallstafel essen und kamen ohne Orden zurück, höchst unzufrieden. Als man am Abend bei mir vom Tische aufstand, kam ein Lakai des Königs an und brachte ein Patent vom Könige an den Prinzen.

---

[1]) Prinz Friedrich Wilhelm Georg, geboren den 12. Februar 1826, Sohn des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg.

Graf Perponcher und die andern erheiterten sich sichtlich und man flüsterte: „Das sind die Orden.“ Der Prinz öffnete das Kistchen und fand darin — Pfirsiche und Trauben, die Se. M. ihm aus seinem Garten nachgeschickt, ein patriarchalisches Geschenk, über das aber die Ordensjäger alle Kontenance verloren. Nun hat man nur noch eine Hoffnung. Der König hat nämlich durch seinen Oberstallmeister, den Grafen Cigala, den Prinzen in Turin abholen und wieder dahin zurückführen lassen, und der Prinz soll nun für diesen einen Orden in Berlin erbitten. Mir hat niemand über diese Sache zu sprechen gewagt, aber die Herren der Suite haben mir durch meinen Legationssekretär ihre Wünsche insinuiert, und ich habe ihnen sagen lassen, daß ich um so weniger hier auch nur vertrauliche Schritte zu ihren Gunsten machen könne, als seit langer Zeit hier keine preußischen Orden gegeben werden, obgleich vor einem Jahre die Adjutanten des Prinzen Karl dekoriert worden seien. So steht die Sache, und ich hoffe, Eure Exzellenz werden auch billigen, daß ich rund mich geweigert, als Ordensbettler aufzutreten. Will der König dem Prinzen seinen Orden geben, dann ist es eine andre Sache, und die Suite kann selbstredend nicht wohl undekoriert bleiben. Ebenso glaube ich, daß, wenn Graf Cigala dekoriert wird, man hier den Grafen Perponcher wohl auch bedenken werde. Außerdem aber glaube ich völlig passiv bleiben zu müssen, trotz der fortdauernden Insinuationen, die mir gemacht werden und deren Fruchtlosigkeit den Zorn der Herren erregt.

Erlauben mir Eure Exzellenz schließlich ganz privatim und vertraulich ein kleines Rechenexempel vorzulegen.

Die zwei Diners, die ich dem Prinzen habe geben müssen, betragen à 500 Franken . . . . . 1000 Franken

Ein österreichischer Gesandter, der hier durch nach Madrid auf seinen Posten sich begab und sich bei mir meldete, mußte auch honoriert werden mit einem Diner . . . . . 500 „

also in einer Woche . . . 1500 Franken

oder 400 Taler an ganz außerordentlichen Ausgaben, gerade das Doppelte dessen, was mein Gehalt beträgt, mit dem ich die ordentlichen Ausgaben nicht decken kann! — Ist es da wohl möglich, die Seelenruhe zu bewahren, die notwendig ist, wenn man den Kopf frei haben will, um für drei Regierungen: die preußische, die österreichische und die sardinische, zu arbeiten? Und ist es nicht billig, daß meine Regierung etwas tut, um das nötige Gleichgewicht herzustellen, solange ich meine Pflichten gewissenhaft und treu erfülle?

Indem ich dieses schreibe, ist Prinz Georg in Bacconigi zum Frühstück beim Könige. Se. M. haßt alle Etikette und hat ihn im Ueberrock eingeladen, was den schönen Perponcher unglücklich macht, weil er sich nicht in der stattlichen Uniform zeigen kann. Der Prinz ist sehr gütig, aber ich gestehe, daß sein Hin- und Herfahren zwischen Genua und hier mir so viel Zeit nimmt, daß ich dafür Nächte opfern muß, denn meine österreichischen Funktionen[1]) nehmen eher zu

[1]) Cfr. oben S. 35.

als ab; und die Höflichkeiten aller Art, die ich rechts und links erzeigen muß, lassen meine Finanzen eher ab- als zunehmen. In dieser Beziehung darf ich wohl Eurer Exzellenz Berücksichtigung mein letztes vertrauliches Schreiben so dringend als angelegentlich empfehlen. Als Landwirt wissen Eure Exzellenz ja sehr gut, daß ein Pferd, das arbeitet, fressen muß und daß, wenn der Ochse keine Seelenruhe hat, er vor dem Pfluge nicht lange aushält. Nun aber ist es unmöglich, Seelenruhe zu haben, wenn man mit jedem Quartal mit Schrecken sieht, daß die pekuniären Opfer, die gebracht werden müssen, über die Grenzen dessen hinausgehen, was geleistet werden kann.

Es will immer noch nicht in meinen Kopf hinein, daß bei einer so kolossalen und nervösen Vertretung, wie die vorliegende, die Notwendigkeit einer entsprechenden Entschädigung nicht so klar am Wege liegen sollte, daß es niemand, selbst dem strengsten Kassenmann einfallen kann, sie bestreiten zu wollen, soweit er nicht von der in Berlin endemischen Mißgunst gegen die Diplomaten angesteckt ist.

Staatsmänner und Diplomaten der verschiedensten Länder lachten mir in das Gesicht, wenn ich ihnen auf ihre Frage, ob unter den obwaltenden Verhältnissen mein Gehalt nicht verdoppelt worden, antwortete, daß dies die bestehenden Prinzipien nicht erlaubten. Doch sehe ich wohl, daß ich darauf verzichten muß, in dieser Beziehung etwas Bestimmtes zu erreichen und mich lediglich auf die sporadischen Früchte Eurer Exzellenz Güte und Billigkeitsgefühls verlassen muß. Wenn sie nur nicht zu selten kommen, kann ich mich ja auch behelfen.

•

Turin, den 20. September 1858.

Der König jagt Gemsen — Graf Cavour wartet günstigen Wind ab, um sein Ministerium zu komplettieren. Alle Aufmerksamkeit ist aber auf Preußen gerichtet. Namentlich in Mailand hatte ich den Eindruck, daß man mit einer freudigen Neugier den Krisen entgegensah, welche nach der Meinung, die am dortigen Hofe herrschte, unvermeidlich eintreten müssen: nachbarliche Schadenfreude oder freundschaftliches Interesse für den Bundesgenossen — wie man es nennen will.

Ich benutze diese Gelegenheit, über meine Herren Sekretäre zwei Worte zu sagen.

Bunsen, gutes Ackerpferd, aber schwerfällig und sehr von sich eingenommen — hat mir zuviel politische Familienkorrespondenzen, und weiß ich nie, ob er daran arbeitet, mir über die Schulter zu steigen.

von Pfuel, intelligent, leicht arbeitend, aber oft zu leicht — im gesellschaftlichen Leben seinen Platz gut ausfüllend und völlig Edelmann.

Graf Keyserling, sehr willig und fleißig, ruhig, und durch seinen soliden loyalen Charakter sich allgemein beliebt machend.

Aber merkwürdig genug — keinem von den Dreien kann ich eine französische Note oder andre Korrespondenz so überlassen, daß ich sie zeichnen könnte, ohne

genau hinzusehen und zu korrigieren. Das ist ermüdend, wenn es wöchentlich in die Hunderte geht, wird aber wohl durch Gewohnheit sich machen.

Turin, den 4. Oktober 1858.

Ich konnte mich dem Urlaubsgesuche Bunsens zum Zwecke einer Reise nach Berlin nicht wohl widersetzen, obgleich eine längere Abwesenheit desselben mir eben nicht wünschenswert ist.

Zugleich glaube ich Eure Exzellenz ganz vertraulich davon unterrichten zu sollen, daß die „urgentes affaires de famille" sich einfach darin resümieren lassen, daß der Vater dem Sohne geschrieben, er solle ihn nach Berlin begleiten, weil es für seine Karriere vorteilhaft sein werde, daß er ihn im Augenblick der Regentschaftsübernahme dem Prinzen von Preußen vorstellen und speziell empfehlen könne; hic haeret aqua! Eure Exzellenz können sich also auf indirekte Demarchen des Familiennepotismus durch Seitentüren gefaßt machen. Hätte ich zu entscheiden, so würde ich ein Generalkonsulat und die Direktion eines Seminariums in Tientsin oder Tokio vorschlagen und zu diesem Zwecke Seiner Majestät Schoner „Frauenlob" ausrüsten lassen.

Deutschlands Lage

Von

Vizeadmiral z. D. Valois

Vorwort.

Viele unsrer Zeitschriften und Zeitungen kritisieren Deutschlands Politik in schärfster Weise und behaupten, daß durch diese die Unbeliebtheit und Isolierung des Reiches herbeigeführt worden ist. Meine kleine Schrift bezweckt, diesen Anschauungen entgegenzutreten und, wenn diese weiter bekannt werden sollte, das Ausland zum Nachdenken zu veranlassen.

Mag meine persönliche Auffassung auch verschieden beurteilt werden, so hoffe ich doch mit Millionen Deutscher darüber derselben Meinung zu sein, daß wir jeder politisch wahrscheinlichen Lage gewachsen sind, solange das Vertrauen in die eigne Kraft nicht untergraben wird.

Vergangenheit.

Wie war doch die Zeit für die Deutschland umgebenden Völker so schön, als deren Herrscher und Diplomaten nur mit dem Konglomerat von etwa dreihundertfünfzig verschiedener Staaten, die das heilige römische Reich deutscher Nation bildeten, zu rechnen hatten!

Das Recht, diesen stolzen tönenden Titel zu tragen, ist mit dem Elende vieler Jahrhunderte bezahlt worden, und als ihm vor etwa hundert Jahren durch

den Rheinbund die Berechtigung genommen war, werden wahre Patrioten mehr die Schmach des Rheinbundes als den Verlust der widersinnigen hochtrabenden Benennung bedauert haben.

Andre Nationen hatten es verstanden, im Laufe der Jahrhunderte die umliegenden Stämme — selbst solche verschiedener Abstammung und Sprache — zu einem einigen Ganzen zusammenzuschweißen. Nur nach Westen blickend, hatten Schottland, Irland, die Bretagne, die Provence, Burgund, Lothringen und Navarra und andre Länder und Landschaften trotz eigner Geschichte und teilweise eigner Sprachen ihre Selbständigkeit aufgeben müssen.

Vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation aber hatten sich im Laufe der Jahrhunderte nicht nur Teile als selbständige Staaten abgetrennt — die Niederlande, die Schweiz —, es waren auch ganze Provinzen im Norden und Westen von fremden Eroberern mit Gewalt abgerissen worden.

Uneinigkeit untereinander sowie gegenseitige Eifersucht hinderten das Zusammenwirken der gewaltigen Kräfte, und nach geographischer Lage und Zahl der Bevölkerung imstande, den umliegenden Ländern Gesetze vorzuschreiben, wurde unser Vaterland zum Spielball und Beuteobjekt fremder Eroberer herabgewürdigt.

Niemals, solange das Reich bestand, ist es vorgekommen, daß alle Teile desselben einmütig der Zentralgewalt Folge leisteten, oft aber standen einige von ihnen im Bunde mit fremden Mächten, um ihre Landsleute oder selbst den Kaiser zu bekämpfen.

Die Kaiserwahlen gaben oft genug fremden Fürsten Gelegenheit, sich in deutsche Verhältnisse zu mischen, selbst das Gefühl, daß der Kaiser unter allen Umständen ein deutscher Fürst sein müsse, schien den Deutschen verloren gegangen zu sein.

Von 1254 bis 1273 gab es gleichzeitig drei Kaiseraspiranten — Wilhelm von Holland, Alfons X. von Kastilien und Richard von Cornwallis.

Fast unglaublich aber klingt es, daß sogar Frankreichs Herrscher, Franz I. von Valois, sich 1518/19 um die deutsche Kaiserkrone bewarb und deutsche Reichsfürsten die Kandidatur unterstützten.

Die elenden Verhältnisse des Schattenkaisertums machten Lächerlichkeiten möglich, wie den Wasunger Krieg zwischen Gotha und Meiningen 1747 bis 1748, und Schändlichkeiten, wie die Verschacherung deutscher Truppen an fremde Regierungen, um Kriege in der weiten Welt zu führen, an denen das Reich nicht das geringste Interesse hatte.

Es herrschten Zustände, die nahezu an diejenigen der königlichen Republik Polen streiften, und es ist fast als ein Wunder zu betrachten, daß die an den Grenzen lauernden fremden Raubtiere nicht noch größere Stücke des halbverfaulten alten Reiches an sich gerissen haben.

Mag auch manch deutscher Fürst und viele Patrioten dies mit Trauer und Scham empfunden haben, so fehlte die Kraft, dagegen Front zu machen. Erst der brandenburgisch-preußische Staat unter dem Großen Kurfürsten und dem größten Fürsten und Feldherrn aller Zeiten — der als der Alte Fritz im Ge-

dächtnisse seines Volkes ewig fortleben wird — hatte sich das Ziel gesteckt, diesem Zersetzungsprozeß soweit wie möglich Einhalt zu gebieten und den Kristallisationspunkt für ein neues Reich zu bilden.

Die daraus notwendigerweise entstehende Rivalität zwischen Habsburg-Lothringen und Hohenzollern wurde durch den sogenannten Bruderkrieg von 1866 beendet, und Klio wird — wenn nicht schon jetzt, so doch bestimmt in späterer Zeit — das Urteil fällen, daß die schmerzliche Operation zum Besten aller Beteiligten ausgefallen ist.

Dieser Erkenntnis sowie der Weisheit und Mäßigung unsers alten Kaisers und seines treuen Bismarck ist es denn auch zu danken, daß wir in den ehemaligen Gegnern von 1866 zurzeit unsre zuverlässigsten Freunde und Bundesgenossen erblicken können.

Es war erklärlich, daß die allmähliche Erstarkung Preußens und dessen Bestrebungen nach einem mächtigen deutschen Einheitsstaate nicht überall im Auslande mit Wohlwollen betrachtet wurden. Denn Deutschlands Konsolidierung zwang die fremden Diplomaten, eine bis dahin unbekannte Größe in ihre Rechnungen einzuschalten. Der gleiche Faktor, der bisher durch geschickte Benutzung seiner verschiedenen Bestandteile nahezu unschädlich gemacht werden konnte, schien in seiner Größe und Macht die Stellung der Westmächte zu gefährden.

In England schien diese Erkenntnis sich schon im Jahre 1864 zur Zeit des dänischen Krieges Bahn zu brechen. In einer möglichen Erwerbung der Herzogtümer glaubte man eine unerwünschte Stärkung der maritimen Stellung Preußens zu erblicken. Dänemark wurde durch die Hoffnung auf englische Hilfe zur äußersten Hartnäckigkeit veranlaßt, dann im Stiche gelassen und dasjenige, was man in England zu verhindern wünschte, dadurch erst herbeigeführt. Als Beweis, wie wenig man in England in politischer Richtung seinen Gefühlen Zwang antat, mag daran erinnert werden, daß die Nachricht von dem Seegefecht bei Helgoland im englischen Parlament — in voller Sitzung — mit drei Cheers für Dänemark begrüßt wurde.

Nirgends und natürlich erst recht nicht in England wurde es beachtet, daß fast eine Million Deutscher sich beständig über die Vergewaltigung ihrer Rechte durch Dänemark beschwerten und schon einen schweren, aber vergeblichen Krieg für ihre Befreiung geführt hatten. Es war gleichgültig, daß fast eine Million Deutscher sich unter fremder Herrschaft beugen sollte, als ein schreiendes Unrecht aber beliebte man es in England anzusehen, daß etwa 140000 Dänen mit Schleswig sich den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen unterwerfen mußten.

Der fremden Einmischung gelang es zwar nicht, das Endresultat zu beeinflussen, doch mußte infolgedessen der § 5 des Prager Friedens eingeschaltet werden. Napoleon III. glaubte zur damaligen Zeit den zwei- resp. dreiteiligen Zustand Deutschlands wie bisher zur Verfolgung seiner Zwecke benutzen zu können, so daß seine Politik 1864 sowohl wie 1866 — auch durch sein Steckenpferd des Nationalitätsprinzips beeinflußt — sich nicht von dem Gesichtspunkte leiten ließ, in Preußen eine kommende Gefahr zu erblicken.

Frankreichs Haltung während dieser Periode konnte sogar als eine für Preußen wohlwollende bezeichnet werden, eine Lage, die wir der meisterhaften Leitung unsrer auswärtigen Politik zu danken hatten.

Französische Staatsmänner, u. a. A. Thiers, der spätere Präsident, haben Napoleon III. den Vorwurf gemacht, die Sachlage verkannt und nicht die notwendige Entschiedenheit zur richtigen Zeit gezeigt zu haben. Die unerwartet großen und schnellen Erfolge von 1866 rüttelten Frankreichs Herrscher unsanft aus dem Traume, mühelos zwischen den Kriegführenden den Schiedsrichter zu spielen und Vorteile von Land und Leuten einzuheimsen.

Die durch die mexikanische Expedition erheblich desorganisierte Armee und der Mangel an Hinterladern ließ indessen ein sofortiges Vorgehen untunlich erscheinen. Das die französische Nation beherrschende Gefühl der Eifersucht auf kriegerische Erfolge kam indessen zum Ausdruck durch den in weiten Kreisen Widerhall findenden Ausspruch der Presse: Revanche pour Sadowa!

Während man in Frankreich nach Ordnung der militärischen Verhältnisse und Einführung des Chassepotgewehrs sowie der Mitrailleusen nur nach einer geeigneten Veranlassung zum Kriege oder zur Demütigung Preußens suchte, sah man bei uns nach Abschluß der Bündnisverträge mit den süddeutschen Brüdern dieser Möglichkeit mit Ruhe entgegen.

Die Vorgänge in Ems im Juli 1870 dürfen als so bekannt vorausgesetzt werden, daß es überflüssig erscheint, näher darauf einzugehen.

Die unaufhörlichen Versuche, Preußen als den Friedensstörer zu bezeichnen, selbst durch bewußte Fälschung der damaligen Vorgänge,[1]) geben mir Veranlassung, wenigstens auf folgendes hinzuweisen.

Nachdem die Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern zurückgegangen war, erklärte Guizot, daß er sich in seinem ganzen Leben keines solchen diplomatischen Erfolges erinnerte als wie desjenigen des Grafen Benedetti in Ems. Dem Herzog von Gramont und Ollivier schien das noch nicht genügend, und ersterer erteilte Benedetti die Instruktion, ein formelles Versprechen für die Zukunft zu verlangen.

„Il paraît nécessaire, que le roi s'y[2]) associe et nous donne l'assurance, qu'il n'autoriserait pas de nouveau cette candidature."

Diese Sprache, die man wohl einem Schuljungen gegenüber brauchen kann, der versprechen soll, die begangene Torheit nicht zu wiederholen, hat die gebührende Antwort auf den Schlachtfeldern bei Sedan und Paris erhalten; und die Revanche pour Sadowa war in einer für die Rachedürstenden sehr unerwarteten Weise zum Austrag gekommen.

Die Stimmung gegen das neuerstandene Deutsche Reich ist dadurch natürlich aufs äußerste erbittert. Die Ueberzeugung, daß aus eignen Kräften nichts da-

---

[1]) Sir Roland Bleunerhasset, „National Review" Decbr. 1902, The Formation of the German Empire.

[2]) Mit der Verzichtleistung auf den spanischen Thron.

gegen zu machen ist, treibt die Republik jedem möglichen Widersacher Deutschlands blindlings in die Arme.

Nur die Enttäuschung in betreff fremder Hilfe (das Verhältnis Frankreichs zu Rußland, das Bündnis zwischen der Marseillaise und der Knute hat schon mehr wie zehn Milliarden gekostet, ohne daß die Erfüllung des schönen Traumes dadurch näher gerückt worden), wird die Franzosen veranlassen, das Unabänderliche zu ertragen.

Aus allen Kämpfen, auch solchen, in denen Frankreich besiegt wurde, ging es stets ohne Schmälerung seiner Grenzen hervor.

Daß die Grenzen des Deutschen Reiches noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts westlich von Dünkirchen, Toul und Verdun bis dicht an Dijon, ja fast bis an die Mauern von Lyon[1]) gingen, hat man in Frankreich längst vergessen.

Die Rückeroberung eines kleinen Teiles dieses Raubes — Elsaß-Lothringen — erschien ihnen als eine unerhörte Erniedrigung. Jeder Spieler muß seinen Verlust mit Würde tragen, die Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen, braucht er deswegen nicht aufzugeben.

Dieser Einsicht verschließt man sich einstweilen noch in Frankreich. Man meinte, Deutschland hätte sich mit dem Sturze des Kaiserreiches begnügen müssen, denn nicht Frankreich, sondern nur das Kaiserreich hätte den Krieg herbeigeführt.

Daß dies nicht der Wahrheit entspricht, ergaben die Verhandlungen des französischen Parlaments sowie der Inhalt der meisten großen französischen Zeitungen.

Die ganze Nation begrüßte die Kriegserklärung mit endlosem Jubel, nur eine kleine Anzahl von Männern — Thiers, Gambetta, Jules Favre, Arago, Grévy, Pelletan u. s. w. — verurteilten die Haltung ihrer Regierung und beschuldigten diese, den Krieg mit Gewalt herbeigeführt zu haben.

Doch wohlgemerkt, einige von ihnen wurden nicht durch Liebe zum Frieden dazu veranlaßt, sondern weil sie Frankreich nicht genügend dazu vorbereitet glaubten.

So ist es für uns gleichgültig, ob in Frankreich Republikaner, Royalisten oder Imperialisten herrschen, alle Parteien sind gleichmäßig von dem Durste nach Rache beseelt, und sogar die Sozialdemokraten denken nicht daran, im Falle eines Krieges Schwierigkeiten zu machen.

Als Frankreich nach den beiden napoleonischen Kriegen nicht einmal die früher dem Deutschen Reiche entrissenen Provinzen zurückgeben mußte, wurde der Wahn der Franzosen darin bestärkt, daß sie nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden könnten wie andre Völker.

Die Heiligkeit des französischen Territoriums ist durch Deutschland an-

---

[1]) Lyon gehörte bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zum Deutschen Reiche und wurde erst durch Philipp IV. von Frankreich in Besitz genommen.

getastet; daß Frankreich unter allen Regierungsformen nicht die geringste Scheu zeigte, sich fremden Besitz anzueignen — ja, Bauer, das ist ganz was andres.

Auch die übrige Welt ließ diesmal, trotz Victor Hugos und A. Thiers' schönen Phrasen von dem Verbrechen an der Zivilisation, dem Verhängnis seinen Lauf, und wenn sich auch wohl hier und dort Besorgnisse über Deutschlands Machtentfaltung bemerkbar machten, so wurde anderseits den übermütigen und herausfordernden Franzosen die scharfe Lektion gegönnt.

Doch das Gefühl des Neides über Deutschlands schnelles Aufsteigen hat längst die Schadenfreude über Frankreichs Niederlage verdrängt, und während wir sicher sind, bei jeder Gelegenheit Frankreich auf der Seite unsrer Feinde zu sehen, läßt auch unser Verhältnis zu England trotz aller gegenseitigen Besuche von Korporationen und hervorragenden Persönlichkeiten viel zu wünschen übrig.

Die unerwarteten Fortschritte in allen Zweigen des Handels und der Technik, die naturgemäß dadurch veranlaßte Vergrößerung unsrer Marine und die schreckhaft[1]) schnelle Zunahme unsrer Volkszahl haben einen Teil der englischen Bevölkerung sowie auch leitende Persönlichkeiten mit Unruhe für die Zukunft erfüllt.

Man wird zu Anstrengungen veranlaßt, um der Konkurrenz die Stirn zu bieten, zu Vergleichen gezwungen, die nicht immer zum eignen Vorteil ausfallen.

Kurz, die schöne Zeit ist vorbei, in der England ohne Schwierigkeiten den Weltmarkt beherrschte und zu der oft ein leises Knurren des englischen Bulldoggen genügte, um right or wrong den englischen Standpunkt durchzudrücken.

So ist denn unser Schuldenkonto den westlichen Nachbarn gegenüber stark belastet; in Paris verzeiht man uns nicht den erworbenen Ruhm und die verlorenen Provinzen, in London nicht den Umschwung in Handel und Schiffahrt.

Wir haben kein Recht, darüber verwundert zu sein. Ein Parvenu, und das wird das Deutsche Reich in den Augen vieler Mächte noch lange bleiben, wird niemals freudig begrüßt, besonders wenn sein Auftreten eine Umwälzung vieler bisherigen Verhältnisse zur Folge hat. Man wird diesen, wenn möglich, wieder in die früheren Grenzen zurückweisen wollen.

Hierauf müssen wir so lange vorbereitet sein, bis entweder der Status quo als etwas Unabänderliches anerkannt oder unserseits durch eine erneute Kraftprobe erhärtet wird.

(Schluß folgt)

---

[1]) In Unterhaltungen mit Engländern hatte ich Gelegenheit, diese Beobachtung zu machen, als Zeitungen das Resultat der letzten Zählung mit über 60 Millionen veröffentlichten.

Religiöser und idealer Gehalt in antiken Mythen

Von

Prof. Dr. Blaß

Die griechische Mythologie, sowohl die allgemeiner bekannte als diejenige, die sich erst dem Gelehrten an abgelegeneren Fundstätten darbietet, ist ein überaus buntes Gemisch des nach Herkunft und Bedeutung in mannigfachster Weise Verschiedenen. Eine ganze Menge von Dichtern, darunter manche ersten Ranges, haben lange Jahrhunderte hindurch an ihrer Ausgestaltung gearbeitet, und dadurch hat sie den Charakter des ästhetisch Reizvollen und für die bildende und malende Kunst in hervorragendem Maße Verwendbaren erhalten, der immer noch die dafür empfänglichen Gemüter anzieht und weiter anziehen wird. Historisch betrachtet, ist sie indessen auch die Religion des griechischen Volkes gewesen, wenn man Religion als den Inbegriff der Vorstellungen über Gottheit und Menschheit in ihrer Verknüpfung faßt; und heutzutage, wo das, was sich Religionswissenschaft nennt, so in Flor ist, muß sie sich natürlich auch dazu hergeben, unter Vergleichung mit den Mythologien und religiösen Vorstellungen andrer Völker die allmählich und stufenweise erfolgte Entwicklung und Fortbildung der Religion darzutun. Sie gibt sich tatsächlich zu allem her, bildsam wie Wachs, und wer neben dem ernsten und vielfach trockenen und nüchternen Berufe eines Gelehrten auch etwas phantasieren will: die griechische Mythologie ist hierfür wie geschaffen. Wenn ein Gott bei einem Dichter und in einem Mythos so erscheint, so erscheint er bei einem andern und in einem andern ganz anders, und sucht man weiter, wieder und wieder anders, so daß die für die beabsichtigte Vergleichung und Verknüpfung benötigte Form kaum fehlen kann. Zum Glück sind noch nicht alle Gelehrten von dieser durch die ganze Welt gehenden Infektion berührt worden, und auch mein Augenmerk ist nicht auf dergleichen gerichtet, sondern auf den in einem Teile der griechischen Mythen vorhandenen wirklich religiösen und idealen Gehalt, der in ihnen eine plastische Hülle bekommen hat. Also was von einem einzelnen Gotte erzählt wird oder von einem einzelnen Menschen im Verhältnis zu einem Gotte, ohne allgemeine Bedeutung und Tragweite, das berührt mich hier nicht; man kann es auch in der Tat nicht zur wirklichen Religion rechnen, die erst da beginnt, wo etwas als allgemein gültig hervortritt, für die Gottheit, für die Menschheit und, was die Hauptsache, für beide in ihrer Verknüpfung.

Die verschiedenen Völker des Altertums erscheinen für die mehr oder minder tiefe Erfassung dieses Verhältnisses zum Göttlichen als sehr verschieden veranlagt. Zunächst das alte Israel nimmt eine ganz einzigartige Stellung ein, die auch in der Vergleichung mit den sprachlich nächstverwandten, semitischen oder kanaanitischen Völkern immer noch als einzig hervortritt. Wohl zeigt der Karthager, also Kanaaniter, in Plautus' Lustspiel „Poenulus" eine auffällige

Intensität des religiösen Gefühls; aber daneben steht doch, was wir sonst über die Abscheulichkeiten der karthagisch-phönizischen Religion wissen und was einen Plutarch zu der Aeußerung veranlaßt, für die Karthager wäre ein Atheist als Gesetzgeber besser gewesen als ein Verehrer solcher Götter. Die Römer wiederum haben wohl etwas, was man Innigkeit der Religion nennen kann, aber es ist doch alles auf den praktischen Nutzen bezogen, und Spekulation und allgemeine Reflexion mangeln völlig; als es nun mit der naiven Religion der Väter vorbei war, blieb eigentlich fast nichts. Auch die Griechen unter der römischen Herrschaft hatten nichts mehr, gleichwie sie auch heutzutage von einem wirklichen Christentum nicht eben viel zu haben scheinen. Wie es ein moderner Grieche selber ausdrückt: Religion besagt für die heutigen Griechen so viel wie Vaterland, Nationalität, wofür sie das einigende Band ist, im übrigen läßt sie den Griechen kalt. „Sie nimmt ihm nicht den Appetit, raubt ihm nicht den Schlaf, entzündet ihm nicht seine Phantasie oder sein Herz, sie sitzt vielmehr ganz und gar in seinem Verstande. Die heiligen Theresen, die Franz von Assisi kommen bei uns nicht vor." Die Gebildeten machen also um des Volkes und um des guten Tones willen mit, was einmal national ist, die Fasten und nachher das frohe Osterfest mit seinem Lammsbraten und Böllerschießen, welches letztere dort als der geeignetste Ausdruck der Freude erscheint, nicht sowohl über die Auferstehung des Herrn als über das Ende der Fasten. Auch die alten Griechen werden bei ihren Götterfesten insgemein von andern als von wirklich religiösen Gefühlen erfüllt gewesen sein, und sogar von den ernstesten und heiligsten Festen, den eleusinischen Mysterien, hat ganz gewiß der griechische Spruch gegolten: „Thyrsosträger sind viele, doch wenige sind der Geweihten." Es fragt sich nur, ob die letztere Klasse überhaupt vertreten gewesen ist, und diese Frage möchte für die alten Zeiten doch zu bejahen sein. Zwischen Thyrsosträgern — modern Kerzenträgern, indem jedermann bei der Osterfeier seine brennende Wachskerze in der Hand hält — und wirklich Frommen ist das der Unterschied, daß bei diesen Verstand und Gemüt und der ganze Mensch ernstlich beteiligt ist. Damit ist alsbald auch eine gewisse Mystik — in gutem Sinne — verbunden, insofern Mystik nichts andres ist als eine innere Berührung mit dem Uebersinnlichen; es ist klar, daß ohne eine solche Berührung eine wirkliche Religion und Religiosität nicht sein kann. Die alten Griechen nun sind in ihrer guten Zeit, in der sie auch Taten vollbrachten und ihre großen Meisterwerke schufen, insofern ein religiöses Geschlecht gewesen, als gerade unter den hervorragenden Geistern eine recht große Zahl diese innerliche Ergriffenheit und Anteilnahme deutlich an den Tag legen.

In den Dichtungen, die um die Zeit der Perserkriege und in dem halben Jahrhundert nach denselben entstanden, nimmt der religiöse Gedanke einen auffällig breiten Raum ein. Ich meine natürlich auch hier nicht die mit der Religion und den Göttern im Zusammenhang stehenden Mythen, in deren Darstellung der Dichter ein dankbares Thema fand, auch wenn er mit der Leichtfertigkeit eines Ovid an dieselben herantrat, sondern ich rede von dem Nachdenken und Sinnen

über die Gottheit und ihr Verhältnis zu dem Menschen, über menschliche Schuld und göttliche Strafe, auch über das Jenseits und das Schicksal der Menschen in diesem. Mit solchen Gedanken gaben sich Dichter wie Pindar, Aeschylos, Sophokles ernstlich und ständig ab, und darum sind auch ihre dichterischen Erzeugnisse voll davon. Aber auch Euripides, der dritte große Tragiker, wenn ihn auch der Zweifel seiner Zeit ergriffen hat und er außerstande gewesen ist, gleich seinen Vorgängern in den alten Sagen, die er als Dichter vorführt, den angemessenen Ausdruck seines Denkens zu finden, macht doch Ernst mit der Religion und beschäftigt sich ernstlich mit diesen Fragen, wenngleich ohne ein Ergebnis, das ihn und andre befriedigen könnte. Die griechische Religion nämlich, gefaßt als die Gesamtheit der vor und nach entstandenen und von den Dichtern in eine Art System gebrachten Göttersagen, ist ein nicht sonderlich zusammenstimmender und sehr wenig festgegründeter Bau, den zu erschüttern etwas Reflexion und etwas Naturwissenschaft vollkommen ausreichte. Wenn sich nun jemand in diesem damals wie wiederum heutzutage modernen Denken bewegte, so mußte ihm die ganze Masse der altüberlieferten Vorstellungen als wertlos und lächerlich vorkommen; hatte dagegen in jemandem der religiöse Sinn und das religiöse Gemüt das Uebergewicht, so hielt er sich an das, was doch von echtem Gehalt in der ererbten Religion war, und fand sich mit dem übrigen ab, so gut es gehen wollte. Der alte Herodot, der Vater der Geschichte, war zu klug und hatte zuviel von fremden Völkern und ihren Religionen kennen gelernt, um seinem Homer und Hesiod noch etwas über die Abstammungen der Götter und was damit zusammenhing, aufs Wort zu glauben; aber indem er dies als zweifelhaft und unsicher beiseiteläßt, bewahrt er sich doch seine Frömmigkeit, und sein Geschichtswerk ist voll von Gedanken ähnlicher Art, wie wir sie in den Tragödien der älteren Tragiker finden. Als nun aber der Unglaube übermächtig wurde, da begann denn auch ein Kampf gegen diesen, und ein mit innerlicher Anteilnahme geführter Kampf. Zum Belege nur zwei Stellen, eine aus einem Dichter und eine aus einem Philosophen. Sophokles führt in seinem „König Oedipus" die Mutter und Gemahlin des Königs vor, wie sie in freventlicher Rede die Glaubwürdigkeit des delphischen Orakels antastet, in dem die alten Griechen die allerdeutlichste Offenbarung der unter ihnen wohnenden Gottheit sahen, und läßt dann, nachdem die Königin abgetreten, den Chor in folgender Weise sein verletztes religiöses Gefühl zum Ausdruck bringen: „Möchte das Glück mir folgen, indem ich fromme Reinheit bewahre in allen Worten und Werken, wofür die Gesetze vorliegen, in den hochwandelnden himmlischen Aether gezeugt; der Olymp allein ist ihr Vater, und keine sterbliche Menschennatur hat sie hervorgebracht, und nie kann Vergessen sie in Schlummer senken; ein großer Gott ist in ihnen und altert nicht." Dann etwas weiter: „Wenn aber jemand vermessen in Taten oder in Worten einherschreitet, die göttliche Gerechtigkeit nicht fürchtend noch die Sitze der Götter ehrend, so ergreife ihn ein böses Geschick, zum Dank seiner unheilvollen Hoffart. — Wer vermöchte bei solchen Dingen noch die Pfeile des Zornes von seiner Seele abzuwehren? Denn wenn derartiges Handeln in Ehren

ſteht, was ſoll ich mich um die Götter mühen? Nicht mehr will ich verehrend hingehen zu dem heiligen Nabel der Erde — zum delphiſchen Tempel —, nicht auch nach Olympia, wenn nicht dies handgreiflich allen Menſchen offenbar wird. Aber, o Gewaltiger, wenn du mit Recht ſo heißeſt, Zeus, Allbeherrſcher, nicht entgehe es dir und deiner immerdar ewigen Regierung. Es ſchwinden die Götterſprüche; man reißt ſie um; die Ehren des Apollon ſind nirgends ſichtbar; dahin iſt das Göttliche." Der Dichter hat ſicherlich etwas von eignem Gefühl in dieſe Worte hineingelegt, wozu in ſeiner Zeit Anlaß genug war, und er betont deshalb hier und anderswo ſo ſehr die ewigen und göttlichen Geſetze, weil auch damals ſchon die nicht fehlten, denen alles Natur und nichts als Natur war. Ausdrücklich aber bekämpft Platon dieſe Weltanſchauung, die im All nichts Göttliches und nichts Geiſtiges mehr anerkannte, ſondern nur die Materie und ihre blind waltenden Kräfte. „Wie könnte jemand," ſagt er einmal, „ohne Zorn darüber reden, daß die Götter überhaupt ſind? Man muß ja unwillig ſein und diejenigen verabſcheuen, die uns zu dieſen Darlegungen nötigen, indem ſie die Geſchichten nicht glauben, die ſie als kleine Kinder von Ammen und Müttern hörten, und allem dem, was ſie weiterhin in ihrer Jugend von ihren Eltern und von andern hörten und ſahen, und was ſie noch überall von Griechen und von Nichtgriechen hören und ſehen können, dies alles haben ſie verachtet und weggeworfen ohne irgendeinen genügenden Grund, wie jeder ſagen muß, der auch nur ein bißchen Verſtand beſitzt." Platon fingiert dann einen ſolchen jungen Ungläubigen als anweſend und richtet folgende Anſprache an ihn: „Mein Sohn, du biſt jung; die fortſchreitende Zeit wird bewirken, daß du gar viele deiner jetzigen Meinungen mit den entgegengeſetzten vertauſcheſt; warte alſo bis dahin, ehe du dich zum Richter über die größten Dinge aufwirfſt. Es iſt aber das größte Ding etwas, was du jetzt für gar nichts hältſt, nämlich auf Grund richtiger Erkenntnis über die Götter gut und recht zu leben. Erſtlich nun will ich dir darüber eins ſagen, womit ich nie als Lügner werde erfunden werden. Nicht du allein noch deine Freunde zuerſt haben dieſe Meinung über die Götter gehabt, ſondern es gibt immer mehr oder weniger Menſchen, die mit dieſer Krankheit behaftet ſind; nun ſage ich dir das aus vielfältiger Erfahrung, daß noch niemand, der von Jugend auf dieſe Meinung über die Götter gefaßt hatte, daß ſie gar nicht vorhanden ſeien, ſtändig bis in ſein Alter bei dieſer Denkweiſe verblieben iſt."

So Platon um die Mitte des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts; vier Jahrhunderte ſpäter, als Paulus auf dem Areopag zu Athen ſeine neue Lehre predigte, war inſonderheit bei den Athenern ſelbſt der Beſtand an wirklicher Religion trotz der gebliebenen zahlloſen Kulte ein äußerſt geringer. Paulus nun verkündigt den Athenern den „unbekannten Gott", Schöpfer des Himmels und der Erden, in dem wir leben, weben und ſind; dabei bezieht er ſich auf den Ausſpruch eines griechiſchen Dichters: Wir ſind ſeines Geſchlechtes. Alſo, fährt er fort, dürfen wir nicht meinen, daß die Gottheit den Bildern von Gold und Silber und Stein ähnlich ſei; wir ſollen nach den Zeiten der Unwiſſenheit nunmehr

Buße tun, angesichts des Gerichtstages, den Gott der Welt gesetzt hat, mit dem Manne als Richter, der zur Beglaubigung dieser göttlichen Bestimmung von den Toten auferweckt worden ist. Durchaus und völlig neu ist an dieser Predigt in der Tat nur der Schluß, die Verkündigung von Christus als dem Auferstandenen und dem Weltrichter; daß das übrige nicht durchaus neu sei, hebt ja Paulus durch die Anführung der Dichterstelle selbst hervor. Diese Dichterstelle und der in ihr ausgesprochene Gedanke verdient Erwägung und Beleuchtung.

Die Stelle selbst ist aus dem Eingange des damals vielgelesenen astronomischen Lehrgedichtes des Aratos und lautet im Zusammenhange so: „Laßt mit Zeus uns beginnen, den niemals wir Menschen ungenannt lassen; sind doch voll von Zeus alle Straßen und Märkte, voll das Meer und die Häfen; überall bedürfen wir alle des Zeus. Sein Geschlecht sind wir auch, und er gibt freundlich den Menschen günstige Zeichen," und wie es weiter geht. „Vater der Götter und Menschen" ist bereits bei Homer eine Bezeichnung des Zeus, die sich freilich aus der sonstigen homerischen und späteren Mythologie keineswegs begreift. Es geht eben in dieser vieles bunt durcheinander, religiöser Gedanke und Naturanschauung und poetische Erfindung, und so sehr das Bestreben unverkennbar ist, die ganze Vorstellung von göttlicher Macht und Majestät in Zeus zu konzentrieren, so steht dem doch neben vielem andern dies hindernd im Wege, daß dieser Gott gleich den andern Göttern eine mythologische Geschichte hatte und daß man dieser Geschichte einen Anfang und dem Zeus Eltern gab. Nach dieser Anschauung konnte er wohl der Urheber der gegenwärtigen Weltordnung sein, aber nicht der Schöpfer der Welt und auch nicht der Schöpfer des Menschengeschlechtes, das vielmehr aus der Erde stammt, derselben Erde, die auch als Mutter des Göttergeschlechtes aufgefaßt wurde. Die Menschen und die Götter sind danach ungleiche Geschwister, und wenn die Gottverwandtschaft des Menschen gewahrt ist, so ist dieselbe doch völlig verschoben und verzerrt. Nicht viel weiter kam man mittels der zahllosen Fabeln, die einzelne Menschen, Heroen genannt, von einzelnen Göttern erzeugt sein ließen. So war zwar wirklich von einem vornehmen Griechen zu Darius' Zeit der sechzehnte Ahnherr ein Gott, etwa Apollon, und der siebzehnte folglich Zeus, und ein spartanischer König zu Platons Zeit konnte sich im fünfundzwanzigsten Gliede auf Herakles und im sechsundzwanzigsten wieder auf Zeus zurückführen; ja man brauchte gar nicht von hohem Adel zu sein, um für sich eine solche Abstammung in Anspruch zu nehmen; nennt doch auch Sokrates bei Platon den Apollon und Zeus seine Vorfahren und Herren. Solange das Zeitalter sehr naiv und gläubig war, nahm man derartiges wirklich an, zog aber damit viel mehr das Göttliche herunter, als man das Menschengeschlecht emporhob. Und daneben bestanden doch mit demselben Anspruch auf Glaubwürdigkeit jene Erzählungen, daß zum Beispiel die urältesten Athener wie die Zikaden aus ihrem heimischen Boden, als einem wirklichen Mutterlande, hervorgekrochen seien, ohne Zutun der Götter und durch dieselben dunkeln Kräfte, denen auch das Göttergeschlecht und das ganze Weltall sein Dasein verdankte. Also in dieser sozusagen offiziellen Mythologie der Dichter und der prosaischen

Darsteller der ältesten Geschichte ist der eigentlich religiöse Gedanke wirklich nicht zu finden.

Aber neben dieser offiziellen Mythologie und Theologie gab es noch eine andre, nur einer Minderzahl bekannte, von jener nicht durchweg verschieden und nicht ohne vielfältige Zusammenhänge mit ihr und mit dem staatlichen Kultus, aber doch wieder in ihrer Art durchaus eigentümlich und sich als mystische Geheimlehre darstellend. Man nennt diese die orphische Theologie; denn auf den alten Sänger Orpheus und seinen Schüler Musaios wurden die betreffenden, etwa vom sechsten Jahrhundert v. Chr. ab entstandenen Gedichte, die uns bis auf wenige Reste verloren sind, zurückgeführt. Es ist nun mit solcher Mystik und Geheimlehre ein eigen Ding. Die Gedanken, die zugrunde liegen, werden eingehüllt in fremdartige und seltsame Bilder, so daß sie eben nur noch durchscheinen oder hier und da zutage treten; wer auf sie nicht achtet, erblickt nichts als wüsten Aberglauben und abenteuerlich schweifende Phantasie. Der Zeus der gewöhnlichen Mythen ist nichts weniger als ein heiliger Gott; aber der der orphischen ist geradezu ein Ungeheuer, und aufgeklärte Griechen brachten die Todesart des Orpheus, der ja von Weibern zerrissen wurde, mit seinen frevelhaften Göttererzählungen in den Zusammenhang von Strafe und Verschuldung. Aber bei alledem konnte auf Grund dieser Theologie ein Dichter wie Aeschylos, der sich an ihr genährt hatte, zu dem Ausspruch kommen: „Zeus ist die Erde, Zeus der Himmel, Zeus die Luft, ja Zeus das All und was es Höh'res gibt als das." Ist das nun Pantheismus, d. h. die Vergötterung des ganzen Weltalls, wobei von einer wirklichen Gottheit nicht viel übrigbleibt? Bei Aeschylos geht Zeus nicht in dem All auf, da er ja höher ist als das All; auch sonst zeigt sich bei diesem Dichter, wie erfüllt er ist von dem Gedanken des majestätischen Weltregierers Zeus, neben dem alle andern Götter zu bloßen Dienern seines Willens herabsinken. Aber bei den sogenannten Orphikern sind wirklich starke pantheistische Anklänge, und sie suchten mit ihrer Mythologie diesen Pantheismus in recht abenteuerlicher Weise zu vermitteln, indem sie fabelten, daß Zeus, nachdem er zur Weltherrschaft gekommen, das Urwesen verschlungen habe, aus dem die ganze bunte Welt sich im Anfang der Dinge entwickelt hatte; das Verschlungene gibt er dann wieder von sich; da haben wir denn den Zeus als Inbegriff und Schöpfer aller Dinge! Aber ich erwähnte schon den orphischen Spruch: „Thyrsosträger sind viele, doch wenige sind der Geweihten," und füge den andern hinzu, mit dem eins dieser Gedichte begann: „Zu den Berufenen red' ich; die Tür legt vor, ihr Profanen alle zumal." Die Berufenen, wie Aeschylos und Plato, fanden hier geistige Nahrung, auch zum Beispiel in jener etymologischen Spielerei, womit die Orphiker den Namen des Zeus in seinen verschiedenen Kasusformen auslegten: er ist das Prinzip des Lebens (*Ζῆνα-ζῆν*), und er ist es, durch den alles ist (*Δία-διά*). Was nun die Menschen anbetrifft, so sind sie, von hier aus angeschaut, auch nur Geschöpfe des höchsten Gottes; anderweitig aber wurde in diesen selben Gedichten von ihnen gefabelt, daß sie aus der Asche der Titanen entstanden seien, die Zeus als Empörer, da sie an seinen

Sohn Dionysos freventlich Hand gelegt, denselben zerrissen und die Stücke verzehrt hatten, mit seinen Blitzen verbrannte. Um diesen Dionysos, der noch mit verschiedenen andern Namen genannt wurde, und seine Zerreißung und seine Wiederbelebung durch Zeus bewegte sich der Kultus dieser mystischen Gemeinde. Es ist nun leicht, diese Fabel von dem zerrissenen und wiederbelebten Dionysos in Zusammenhang mit ähnlichen Fabeln auch andrer Völker zu bringen und gleich diesen auf das Naturleben zu deuten, das im Winter zerstört und im Frühling wieder belebt wird; aber es geht nicht alles in diese Erklärung auf; denn was haben die Menschen mit den zerstörenden Naturmächten für Gemeinschaft? Und doch sind es die Menschen, worauf die Fabel praktisch abzielt, und es soll in ihr liegen, daß dieselben einerseits göttlichen Geschlechts, anderseits Empörer wider die Gottheit seien. Gewiß befinden sich diese Gedanken in einer abscheulichen Hülle: die Titanen haben den Dionysos gefressen, also in ihrer Asche steckt auch der gefressene Gott, und desgleichen in dem, was aus der Asche hervorgegangen ist. Aber die Gedanken sind doch *darin* und konnten daraus rein hervorgezogen werden, was bezüglich des zweiten Platon tut. Derselbe spricht einmal von jener Zuchtlosigkeit, die weiter und weiter geht, den menschlichen Gesetzen nicht mehr untertan sein will, schließlich auch um Eide und beschworene Verträge und um die Götter sich nicht mehr kümmert, und indem sie so die sagenhafte alte *titanische* Natur des Menschen wieder hervorkehrt und nachahmt, es dahin bringt, daß die Menschen, „ein schweres Leben führend, kein Ende ihrer Mühsal finden". Dies letzte ist offenbar wieder Zitat, und wieder scheint der *Gedanke* durch: das Uebel ist für die Menschen Folge ihrer Sünde. Auch eine andre Stelle bei Platon weist auf dieselbe Quelle deutlich hin: „Gott, wie auch die alte Sage lautet, indem er Anfang und Ende und Mitte von allem, was ist, innehat, wandelt seinen Weg in naturgemäßem Umlauf" — hier wird an das stets kreisende Weltall gedacht —; „ihm aber folgt stets die Gerechtigkeit als Rächerin an denen, die von dem göttlichen Gesetz zurückbleiben. Wer also glücklich sein will, hält sich an diese Gerechtigkeit und folgt mit, demütig und in Züchten; manch einer aber erhebt sich in Stolz und Trotz, als brauche er keines Führers, sondern könne selbst andre führen, und bleibt zurück, von Gott verlassen, und so zurückgeblieben, fährt er einher in Uebermut und richtet überall Verwirrung an und scheint vielen etwas Großes zu sein; aber nach kurzer Zeit muß er der Gerechtigkeit seine Strafe zahlen und fällt mitsamt seinem Hause und seiner Stadt in rettungsloses Verderben".

Also was aus diesen Geheimlehren herausgezogen werden konnte, zeigt sich hier und wird sich noch ferner zeigen; es nimmt sich freilich so gereinigt ganz anders aus als in der orphischen, nicht einmal schönen allegorischen Hülle. Es gibt aber auch vor den Orphikern des sechsten Jahrhunderts allegorische Mythen in erhaltener Poesie, und *nicht* unschöne. Unter den Titanen, den Kindern des ältesten Götterpaares, des Himmels und der Erde, ist nach der gewöhnlichen Mythologie einer Japetos, und dieser hat, wie beim alten Hesiod in der Theogonie zu lesen, vier Söhne: Menoitios, Atlas, Prometheus und Epimetheus. Ich be-

merke vorweg, daß dieser Dichter schlechterdings kein Geweihter war, weshalb er für die Allegorien, die er vorträgt, durchaus kein Verständnis zeigt; er berichtet nur, was er gehört hat, und was er berichtet und zusammengetragen, ist sozusagen die offizielle griechische Mythologie geworden. Dennoch ist die Allegorie darin zum Teil sehr durchsichtig, und diese vier Söhne des Japetos stellen ebensoviele Seiten der menschlichen Natur allegorisch dar. Hesiod erzählt: Den Frevler Menoitios sandte Zeus in das Dunkel der Unterwelt hinab, mit flammendem Blitzstrahle ihn treffend, wegen seines Uebermuts und seiner trotzigen Mannheit. Atlas trägt den weiten Himmel, durch mächtigen Zwang, an den Enden der Erde stehend, beides mit dem Haupte und den unermüdlichen Armen; denn das teilte ihm als sein Los zu der beratende Zeus, nachdem er den listig sinnenden Prometheus mit unauflöslichen Fesseln gebunden, und so weiter von diesem und Epimetheus. Was nun Menoitios bedeute, lehrt zwar nicht der Name, mit dem man nichts anfangen kann, wohl aber die Beschreibung und sein Schicksal: es ist der Trotz des Menschen auf seine Kraft und Stärke. Dieser Trotz wird von Zeus gebrochen und zerschmettert; darum sagt auch Homer: Nichts Kraftloseres als den Menschen nährt die Erde unter allem, was da atmet und sich bewegt. Bei Atlas zeigt auch der Name genugsam an, daß er die Duldungskraft personifiziert; diese erschien den Griechen beim Menschen schier unendlich, wie zum Beispiel Euripides sagt: „Es gibt kein Wort so schrecklich zu sagen, kein Leiden, kein gottgesandtes Mißgeschick, dessen Last nicht die menschliche Natur auf sich nehmen könnte.“ Dies sinnfällig darzustellen, ließ man den Atlas vom ganzen Himmel belastet sein und versetzte ihn darum in den äußersten Westen, weil dort der Himmel an die Erde heranzureichen schien. Indes ist wohl unverkennbar, daß die Gestalt des Himmelsträgers Atlas nicht hierher allein sich erklärt und vielmehr noch andre Vorstellungen in ihm zusammenflossen: wie man denn später auch das himmelhohe Gebirge des Westens, das noch heute seinen Namen trägt, in ihm wiederfand und in der Zeit der rationalistischen Mythenerklärung ihn in einen sternkundigen König des Westens verwandelte. Es versteht sich, daß auch der sehr alte Name des Atlantischen Meeres und die nicht sehr alte Bezeichnung der Erd- und Himmelskarten als Atlanten hiermit zusammenhängt.

Wir kommen nun zu den andern Söhnen des Japetos. Der Name Prometheus bedeutet klärlich den Vorausbedenkenden, der seines Bruders Epimetheus den Nachbedenkenden, d. h. der dann bedenkt und erkennt, wenn der Schade schon geschehen ist. Hier also die Verkörperung der menschlichen Intelligenz einerseits und der damit sozusagen geschwisterlich verbundenen Torheit und Kurzsichtigkeit anderseits. Bruder Epimetheus kommt in der Geschichte von der Pandora vor, der ersten Frau, die Zeus bildete und dem Epimetheus, d. i. klärlich den Menschen, zusandte, um sie für den Feuerdiebstahl des Prometheus zu bestrafen; Epimetheus war so töricht, das verführerische Geschenk des Zeus anzunehmen, und nun kam mit der ersten Frau alles Unheil über die Menschheit. Diese pessimistische Spekulation über den Ursprung des Uebels lasse ich hier auf sich beruhen, samt anderm,

was der alte Hesiod auch über Prometheus' Klugheit noch zu erzählen weiß. Dieser Dichter stellt es auch so dar, als habe Prometheus das Feuer den Menschen wiedergebracht, nachdem es Zeus in seinem Grolle ihnen verborgen; bei Aeschylos dagegen in der Tragödie „Prometheus" erhalten sie es durch ihn zuerst und lernen vermöge der Benutzung des Feuers mancherlei Künste, die das Leben bequem und reizvoll machen. Aber auch sämtliche übrigen Künste hat Prometheus nach Aeschylos den Menschen gebracht, während sie vor ihm in unterirdischen Höhlen ein elendes, traumhaftes, vernunftloses Dasein führten. Ziehen wir nun auch hier die mythische Hülle ab, so erkennen wir eine alte Spekulation über die Anfänge und die erste Entwicklung der Menschheit, die sich vermöge ihrer Intelligenz aus rohen, halbtierischen Zuständen herausgearbeitet und sich eine Kultur geschaffen hat, für die besonders die Anwendung des Feuers von wesentlicher Bedeutung war. Es ist aber wohl zu bemerken, daß es sich in allem nur um die Intelligenz und deren Leistungen handelt, während mit dem Sittlichen und darum auch mit den Gemeinschaften der Menschen, der Familie und dem Staat, in denen das Sittliche zur Geltung kommt, Prometheus nichts zu tun hat. Dies Moment der Fabel, das auch aus Aeschylos' Stillschweigen zu entnehmen, wird stark hervorgekehrt von Platon in einem Mythos, der in Kürze so lautet: Es war einmal eine Zeit, wo zwar Götter waren, sterbliche Geschöpfe aber noch nicht waren. Als nun auch für diese die bestimmte Zeit der Entstehung kam, bildeten die Götter sie innerhalb der Erde aus Erde und Feuer und dem, was sich mit Feuer und Erde verbindet, und da sie nun sie demnächst ans Licht führen wollten, gaben sie dem Prometheus und dem Epimetheus den Auftrag, sie auszustatten und einem jeden Kräfte zu verleihen, wie sich's gebührt. Da erbat sich denn Epimetheus von Prometheus, daß er der Austeilende sein möchte, und wenn ich ausgeteilt habe, sagte er, kannst du es begutachten. So teilte er nun an die verschiedenen Tiere die verschiedenen Gaben und Kräfte aus, in der Weise, daß jede Gattung sich gegen die übrigen und gegen die Witterung erhalten konnte. Da aber Epimetheus nicht gerade sehr klug war, so hatte er schließlich alle zur Verfügung stehenden Kräfte aufgebraucht, und der Mensch war ihm unausgestattet noch übrig. Jetzt kommt Prometheus zur Begutachtung und sieht den Menschen nackt und unbeschuht und ohne natürliche Waffen, und dabei stand der bestimmte Tag bevor, an dem auch der Mensch ans Licht hervorgehen sollte. Da sich nun Prometheus nicht anders zu helfen wußte, so stahl er dem Hephästos und der Athene die kunstfertige Weisheit mitsamt dem Feuer und schenkte das dem Menschen. Auf diese Weise bekam der Mensch die für das Leben dienende Weisheit, die staatliche aber, zu der die Sittlichkeit gehört, bekam er nicht; denn die war beim Zeus, und Prometheus durfte in die oberste Burg, wo Zeus wohnte, nicht mehr hineinkommen; auch waren die Wachen des Zeus zu fürchten; dagegen in die gemeinsame Werkstätte des Hephästos und der Athene schlich er sich ein und stahl daraus deren Künste, wofür er nachmals seine Strafe erhielt. Platon erzählt dann weiter, wie der Mensch, der auf diese Weise etwas Göttliches, seine Intelligenz nämlich, mit-

bekommen hatte, nun auch allein von allen Geschöpfen die Götter erkannte und verehrte, dann vermöge seiner Kunst sich eine Sprache ausbildete und alles erfand, was zur Notdurft und Bequemlichkeit des Lebens gehörte; aber in seiner Vereinzelung konnte er sich der wilden Tiere nicht genügend erwehren, und in staatlicher Gemeinschaft konnte er auch nicht leben, weil Prometheus ihm die Staatskunst nicht gegeben hatte. Da erbarmte sich Zeus des Menschengeschlechts und sandte durch seinen Sohn Hermes die sittliche Scheu und die Gerechtigkeit unter die Menschen herab, als Band solcher Gemeinschaft, das sie in Liebe zusammenführe.

Es ist nun wohl auch ohne weitere Erläuterung klar, was hiernach der tiefe Sinn der Prometheus-Fabel ist. Sie stellt die menschliche Intelligenz dar, wie sie in titanenhaftem Trotz und in Selbstherrlichkeit, wetteifernd mit Zeus an Klugheit, wie Hesiod sagt, gegen die Gottheit sich erhebt, scheinbar auch Großes leistet, aber an dem Größten schließlich doch zuschanden wird. Vor allem ist sie unvermögend, Sittlichkeit hervorzubringen; die Titanen, große und namentlich kleine, mühen sich ja daran bis auf den heutigen Tag; aber auch heute ist ihnen die Burg des Himmels verschlossen, und sie können nichts daraus stehlen. Auch andres leistet die Intelligenz nicht, was sie leisten möchte; darum stellen die alten Sänger, deren Gedanken Hesiod wiedergibt, sie auch als gefesselt dar. Hesiod schließt seine Erzählungen über die Söhne des Japetos folgendermaßen: „So ist es unmöglich, den Sinn des Zeus zu täuschen noch ihm zu entgehen. Denn auch Japetos' Sohn, der milde Prometheus, konnte nicht entrinnen des Zeus schwerem Grolle, sondern mit Zwang hemmt ihn, so vielgewandt er ist, die mächtige Fessel." Diese alten Dichter wußten eben nichts von einer späteren Lösung des Prometheus, die auch dem ursprünglichen Sinne dieser Allegorie widerstrebt, und ihre gesamte pessimistische Lebensauffassung, wie sie sich hier darstellt, läßt sich so zusammenfassen: Die Kraft des Menschen ist ohnmächtig und alsbald gebrochen; dulden kann er alles, muß es aber auch; sein herrlicher Verstand ist gebunden und hat zudem die Torheit und Kurzsichtigkeit geschwisterlich zur Seite. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn die alten Griechen bei dieser Lebensanschauung zu dem bei ihnen berühmten Spruche kamen, daß das Beste für den Menschen wäre, nie geboren zu sein, was ja freilich unerreichbar sei; also sei das Zweitbeste, möglichst schnell wieder von dannen zu gehen. Die Gottheit wird hier als der böswillige und mißgünstige Feind des Menschen gefaßt, die demselben das selige Leben, dessen sie selbst genießt, nicht gönnen will; man ist indessen hierbei doch nicht stehen geblieben. Die späteren Dichter, Aeschylos in seinen Tragödien voran, lassen den Prometheus gelöst werden, wenn auch erst nach zehntausend oder gar dreißigtausend Jahren der Qual; von der Fesselung ist nichts übriggeblieben als das Andenken, das in einem eisernen Ringe, den er am Finger, und in einem Kranze aus Weidengeflecht, den er auf dem Haupte trug, einen milden Ausdruck fand. Ich wage aber nicht zu entscheiden, ob diese Späteren immer noch in Prometheus das Menschengeschlecht sahen, dem nunmehr eine gnädige Gottheit gegenüberstehe, oder ob sie ihn, der

Mythologie gemäß, als eines von den urälteſten Götterweſen faßten, das nun auch mit Zeus verſöhnt ſei, ſo daß dieſer über eine befriedete Götterwelt herrſche. Insbeſondere iſt es nicht leicht, Aeſchylos' wirkliche Gedanken zu ergründen, zumal wir von ſeinen beiden Tragödien nur die eine haben, welche die Feſſelung darſtellt, während die von der Löſung handelnde verloren iſt. In der erhaltenen erſcheint Zeus mit ſtarker Vermenſchlichung als der jüngſt zur Macht gelangte Tyrann, der ſich in der neuen Stellung noch nicht ſicher fühlt und darum um ſo ſchärfer alle Unbotmäßigkeit ſogar an ſeinen beſten Freunden und früheren Helfern ahndet. Hat der Dichter an einen ſolchen Zeus geglaubt und glauben können, zumal wenn ihm Zeus das Weltall und höher noch als dasſelbe war? Im Tatſächlichen iſt er übrigens ſicher älteren Quellen gefolgt, und auf eine ſolche muß es zurückgehen, wenn Hermes am Schluſſe der Tragödie dem Prometheus verkündet, er dürfe nicht eher ein Ende ſeiner Drangſale erwarten, als bis einer der Götter erſcheine, um dieſelben auf ſich zu nehmen, und willig ſei, in den finſteren Hades hinabzuſteigen. Dies iſt nun vielleicht das größte der Rätſel, die uns die Prometheus-Fabel vorlegt. Die Dichter, und gewiß auch Aeſchylos, haben dasſelbe in ihrer Weiſe gelöſt; der Kentaur Chiron, ein Sohn des Kronos und unſterblich, wird von Herakles aus Verſehen mit einem vergifteten Pfeile verwundet, er ſehnt ſich in ſeinen unerträglichen Schmerzen nach dem Tode und nimmt es auf ſich, für Prometheus in den Hades zu gehen. So viel darf man indes ja wohl behaupten, daß derjenige, der zuerſt dem Prometheus dieſe Weisſagung geben ließ, entweder dabei nicht den Kentauren Chiron im Sinn hatte oder, wenn dies doch der Fall, auch unter dieſer Geſtalt etwas Allegoriſches meinte, das ſich freilich nicht mehr erkennen läßt.

Vielleicht vermißt man bei der Erörterung dieſer Fabel die Figur des Adlers, der tagtäglich kommt, um dem gefeſſelten Prometheus die Leber abzunagen, die dann in jeder Nacht wieder wächſt, damit die Qual ſich erneuere. Das ſteht ſchon bei Heſiod, und auch, daß Herakles, der Sohn des Zeus, den Adler erlegt habe, was ebenfalls bei Aeſchylos dargeſtellt wurde. Ich glaube aber nicht, daß dieſer Zug dieſer Fabel von Haus aus angehört, ſondern daß er anderswoher übertragen iſt. Die Leber nämlich iſt der Sitz der Begierden; was hat das mit der in Prometheus verkörperten Intelligenz zu tun? Man hat hiermit die dem Prometheus auferlegten Qualen vermehren wollen; urſprünglich aber gehört dieſer Zug in eine ganz verſchiedene Fabel, die von Tityos, die ſchon in der Odyſſee vorkommt. Odyſſeus ſieht bei ſeiner Unterweltsfahrt mehrere hervorragende Büßer dort, den Tityos, Tantalos und Siſyphos. Was nun von der Unterwelt hier und anderswo erzählt wird, iſt voll von myſtiſcher Allegorie, indem bei den Myſtikern und Orphikern und in den Myſterien viel derartiges vorkam und dann in der Odyſſee und bei andern Dichtern Aufnahme fand, vielleicht ohne daß dieſelben viel davon verſtanden. So iſt die Meinung, daß Tantalos und ſeine Genoſſen für beſondere hervorragende Freveltaten nun Strafe erlitten, eine erſt ſpäter entſtandene, wie denn in der Odyſſee nur bei Tityos dergleichen angegeben wird, ſamt näherer Bezeichnung ſeiner Perſon,

während bei Tantalos und Sisyphos nur der Name steht. Tityos ist ein Riese, ein Sohn der Erde; er hat sich an der Göttin Leto vergriffen und liegt nun ausgestreckt über neun Hufen Landes, während ihm zwei Geier, jeder auf einer Seite sitzend, die Leber abweiden. Das ist ganz gewiß ursprünglich so gemeint, daß die Geier eben die wilden Lüste und Begierden sind, die nach antiker Auffassung in der Leber ihren Sitz haben: die lebende Persönlichkeit ist dargestellt, wie sie von ihren eignen bösen Lüsten gepeinigt und gemartert wird, und man hat das Bild in die Unterwelt verlegt, das ist in die unsichtbare, hinter der sichtbaren liegende Welt. Von dort aus gesehen, stellt sich also das Leben des Lüstlings so dar, als eine beständige, durch die eignen Lüste verursachte Qual und Pein, und das Symbol stellt dies zur Warnung vor Augen. Dementsprechend ist nun auch Tantalos der Genußmensch, der unermeßlich Reiche, wie ihn die Späteren schildern, der anscheinend in Herrlichkeit und Freuden lebt und doch keinen Genuß und vor allem keine Stillung seines Verlangens nach Genuß bekommt. Nach der Odyssee steht er in einem See, der ihm bis ans Kinn heranreicht; er verschmachtet vor Durst, aber sobald er sich zum Trinken niederbeugt, wird das Wasser plötzlich durch dämonische Macht aufgeschlürft, und zu seinen Füßen zeigt sich die schwarze Erde. Hohe Bäume lassen ihre Früchte über sein Haupt herabhängen; aber sowie der Alte mit den Händen danach greift, treibt ein Wind die Aeste hoch in die Lüfte. Das heißt also: im Momente des Genusses vergeht der Genuß, und die Begierde bleibt ärger wie zuvor. Eine andre Fassung dieser Fabel, bei späteren Dichtern vorkommend, aber gewiß nicht minder alt, läßt dem Tantalos immerdar einen ungeheuern Stein über dem Kopfe schweben, den er stets zu entfernen verlangt und so der Freuden arm bleibt. Das ist die Furcht, die den Genußmenschen nie verläßt, die vor dem Tode zumal, das Damoklesschwert, das stets über seinem Haupte hängt. Denn diese spätere, historische Erzählung von Damokles, dem Schmeichler des Tyrannen Dionysios, bringt ja denselben Gedanken zum Ausdruck: Dionysios läßt den Schmeichler, der seine Glückseligkeit gepriesen hatte, diese Glückseligkeit einmal selbst kosten und ihn inmitten aller Genüsse setzen, aber mit dem Schwerte über ihm, das an einem Pferdehaar hängt, und nun sieht Damokles immer angstvoll nach dem Schwerte und hat für alle die Herrlichkeiten um ihn herum kein Auge. Damit war ihm sinnlich greifbar gemacht, was der Tyrann selbst von seiner anscheinenden Glückseligkeit empfand, von der die Furcht nie wich. In dem dritten Büßer der Odyssee, dem Sisyphos, ist die menschliche Klugheit dargestellt, wie hier auch der Name selbst schon anzeigt, um von den zugedichteten Erzählungen der Späteren zu schweigen. Er ist beständig bemüht, einen ungeheuern Felsblock einen Hügel hinaufzuwälzen; aber wenn er eben so weit ist, über die Höhe zu gelangen, so wendet dämonische Macht den Stein zurück, und derselbe poltert wieder herunter. Und Sisyphos strebt von neuem, ihn emporzuschicken; der Schweiß trieft von seinen Gliedern, Staub erhebt sich über seinem Haupte. Das malt anschaulich das rastlose Bemühen der menschlichen Intelligenz, immer erneut und immer gleich vergeblich, vergeblich wenigstens in bezug auf das letzte

Ziel, das der Mensch anstrebt, seine Glückseligkeit und den Himmel auf Erden zu schaffen. Es ist neben der ungemeinen und wundervollen Plastik, die hier größer ist als irgendwo sonst, auch ein ungeheurer Tiefsinn in diesen Symbolen, deren Urheber niemand kennt noch kennen wird; so ist das Leben der Menschen, vom Jenseits und von höherem Standpunkte aus angeschaut. Das heißt, das ist das Leben der Ungeweihten, die auch, wie in den Mysterien gelehrt wurde, in der Unterwelt in einem Schlammpfuhle liegen, während die Geweihten bei den Göttern wohnen. Das Volk hat dabei an den Schlammpfuhl in natura geglaubt und das Leben bei den Göttern sich in seiner Weise vorgestellt, und auch geglaubt, was in den Gedichten des Orpheus und Musaios von dem Leben der Frommen in der Unterwelt zu lesen war, daß sie dort bekränzt an Tischen lagen und ein ewiges Gastmahl feierten. Und die aufgeklärten Leute machten sich wiederum lustig über die ewige Trunkenheit, die den Lohn der Gerechtigkeit bilden solle. Aber das ist doch offenbar nicht minder symbolisch gemeint wie die vielen Stellen des Neuen Testaments, wo die Herrlichkeit des Gottesreiches unter dem Bilde eines Gastmahls dargestellt wird, und jener Schlammpfuhl auf der andern Seite ist nichts andres als das äußere Bild der inneren Unreinheit der Ungeweihten. Entsprechend dem bisher Angeführten sind nun auch die übrigen Symbole für den Zustand und das Leben der letzteren. Der Frevler Ixion, welcher der Hera nachstellte, ist auf ein geflügeltes Rad geflochten, das sich in ewigem Kreislauf dreht: das ist die ewige Unruhe der wilden Leidenschaften. Besonders bekannt und viel erwähnt sind auch die Wasserträgerinnen in der Unterwelt, die mit einem Siebe Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen sich mühen, nach der echten Form der Fabel namenlos, später dann wohl mit den Töchtern des Danaos identifiziert, die ihre Verlobten töteten. Es ist aber auch dies nicht als Strafe für ein bestimmtes Verbrechen gemeint, sondern ist Sinnbild für das ziel- und fruchtlose Bemühen der Ungeweihten, die von ihrem Leben und ihren Anstrengungen so wenig einen bleibenden Ertrag haben, als bei diesem Schöpfen das Faß jemals voll wird. Oder auch, wie Platon auslegt, in philosophischer Weise freilich: das Faß ist der begehrende Teil der Seele, es wird niemals voll wegen der stets sich erneuernden regellosen Begierde; unter dem Siebe ist der denkende Teil der Seele abgebildet, der ebenso durchlässig bei diesen Leuten ist wie der andre, weil sie nichts glauben und nichts festhalten. Sodann war auf einem berühmten Gemälde des Polygnotos in Delphi, das die Unterwelt darstellte, eine symbolische Gruppe folgender Art: ein Mann saß da, an einem Strohseile flechtend, dabei stand eine Eselin, die gleichzeitig von dem andern Ende abfraß, so daß das Seil nie länger wurde. Als Name des Mannes war dazu geschrieben Oknos, d. i. Trägheit. Dem Pausanias, der in seiner Beschreibung von Griechenland dies gesamte Gemälde uns schildert, wurde von den erklärenden Führern gesagt, dieser Oknos sei ein fleißiger Mann gewesen, der eine verschwenderische Frau gehabt; man kann aber ganz sicher sein, daß der Sinn der Darstellung nicht dieser war, sondern dem Namen Oknos gemäß das scheinbar geschäftige, in der Tat aber zu keinem bleibenden

Ertrage führende Treiben der großen Menge der Menschen dargestellt wurde: diese Geschäftigkeit ist, von einem höheren Standpunkte aus angesehen, Müßiggang. Dasselbe Gemälde zeigte auch das Wasserschöpfen: ein Knabe und ein alter Mann, ein Mädchen und eine alte Frau trugen alle Wasser in das Faß, die letztere mit einem zerbrochenen Gefäße, aber sie gießt noch aus der Scherbe hinein. Hier bemerkt auch Pausanias, daß Ungeweihte dargestellt seien, gemäß der bei dem Mädchen und der Frau zugefügten Beischrift des Künstlers.

Endlich ist auch das künftige Gericht, mit dem Paulus seine Rede auf dem Areopag schließt, nur insofern ein den Griechen fremder Gedanke, als alles auf einen Tag zusammengedrängt ist, während das Gericht über jeden einzelnen nach dem Tode ja schon in den Gestalten der drei Totenrichter hervortritt. Bis zu Platon aufwärts können wir diese Vorstellung verfolgen, die, was den Minos betrifft, an eine Stelle der Odyssee angeknüpft ist, wo Odysseus im Hades den Minos mit einem goldenen Zepter dasitzend und den Toten Recht sprechend schaut. Indes dort ist das nur eine Fortsetzung seines diesseitigen Lebens, ganz wie bei dem wilden Jäger Orion, der im Hades jagt, weil er es im Leben getan. Auch der zweite Totenrichter, Rhadamanthys, Minos' Bruder nach den Späteren, kommt in der Odyssee an andrer Stelle vor, als im Elysion weilend, wohin Menelaos, als Gemahl der Helena und Eidam des Zeus, statt in den Hades entrückt werden soll. Von dem dritten, Aiakos, weiß Homer noch nichts; es sind übrigens auch bei den Späteren die Figuren und Namen nicht ganz konstant. Ausgeführt steht der Mythos in Platons Gorgias am Schluß, in den Grundzügen so. Als Zeus, Poseidon und Pluton die Weltherrschaft von ihrem Vater Kronos übernommen hatten, richteten sie manches neu ein, und so auch dies. Unter Kronos war, wie es auch geblieben ist, der Gerechte auf die Inseln der Seligen gekommen, der Ungerechte in den Tartaros geschickt; es hatten aber, um das Schicksal zu bestimmen, Lebende über Lebende gerichtet, über jeden an seinem Todestage, den er damals noch voraus wußte. Zuerst bestand auch unter Zeus noch dieser Brauch. Aber Pluton wie die Aufseher auf den Inseln der Seligen beklagten sich fortwährend, daß sie Leute bekämen, die diesen Ort nicht verdienten, und da hatte Zeus ein Einsehen. „Es muß abgeschafft werden," erklärte er, „daß die Menschen bekleidet gerichtet werden, nämlich mit ihrem Körper und mit ihrem Familienanhang und Reichtum und dergleichen; sie müssen von dem allen entblößt vor Gericht kommen. Daß sie künftig nicht mehr ihren Todestag voraus wissen dürfen, ist schon dem Prometheus gesagt" — in der Tat steht auch bei Aeschylos als Wohltat des Prometheus, daß er den Menschen dies Vorauswissen entzogen —; „nun soll statt des bisherigen Verfahrens, wo eine Masse Zeugen an dem Tage beigebracht werden und auch die Richter selber mit dem Körper und dessen mangelhaften Organen bekleidet dasitzen, ein andres eingeführt werden, wo die nackte und von allem entblößte Seele der nackten Seele gegenübersteht. Ich habe also, indem ich alles schon eher erkannt habe, als ihr euch zu beklagen kamet, drei meiner Söhne als Richter bestellt, zwei aus Asien, Minos und Rhadamanthys, und einen aus Europa, Aiakos. Diese werden nach

ihrem Tode richten, auf der Wiese bei dem Dreiwege, wo es auf der einen Seite nach den Inseln der Seligen und auf der andern nach dem Tartaros geht. Die aus Asien wird Rhadamanthys richten, die aus Europa Aiakos; dem Minos gebe ich das Vorrecht der letzten Entscheidung, wenn einer der andern über einen Fall zweifelhaft ist." Und so ist es denn fortan geworden: Rhadamanthys und Aiakos richten mit einem Stabe in der Hand, der Oberrichter Minos aber sitzt da, wie es bei Homer heißt, ein goldenes Zepter führend, Recht sprechend den Toten.

Max von Puttkamer

Ein Denkmal von

Alberta von Puttkamer

Es ist ein einfaches Naturgesetz, daß, je näher wir einem Gegenstand stehen, es desto schwieriger wird, sein Gesamtbild mit dem Blick zu fassen. Die Gefahr liegt nahe, sich in Einzelheiten zu verlieren und das Augenmaß für die gesammelte Einheit des Bildes, den Gesamteindruck, nicht zu behalten oder doch beeinträchtigt zu sehen. Die ideale Forderung für den Geschichtschreiber und überhaupt für jeden Schriftsteller, der eine historische Biographie lebensähnlich malen will, ist die Unparteilichkeit; aber die Unparteilichkeit, die gelenkt und durchdrungen ist von persönlicher Anteilnahme. Rein objektive Geschichtschreibung ist ja überhaupt kaum denkbar; denn schon die einfache Tatsache, daß jeder Urteilende als Subjekt anschaut, setzt die Subjektivität als die Durchgangssphäre, gleichsam den Filtrierapparat für die Anschauung, ein. Rein objektive Geschichtschreibung könnte auch leicht zu einer nüchternen Aufzählung von Daten, Namen, Tatsachen werden: — eine Art Kalender und geistlose Tabelle. Erst durch die geistige Anschauung und Durchdringung, die Einzelheiten und Geschehnisse aneinander reiht, sie in Beziehungen zueinander setzt, Wirkungen und Ursachen erkennt, den Geist in der Form erschaut — erst *dadurch wird* eine Geschichtschreibung.

Macaulay legt in einem seiner tief gedachten und glänzend stilisierten Essays einmal dar, wie von den vielberühmten klassischen Historikern bis zu denen der Neuzeit kein einziger objektiv sei und jeder Mängel weise. Das ist aber meiner Meinung nach gerade das Interessante, daß der gewaltige Stoff des Geschehenen geläutert wird in den Feuern jedes besonderen Geistes.

Und das ist nicht nur für den Historiker, sondern auch für *den* von Gültigkeit, der ein geschichtliches Bild zeichnen will, also auch in diesem Fall für mich.

Jedes Vertiefen in einen Gegenstand hat zur Voraussetzung eine starke Anteilnahme des Geistes *und* Herzens, also eigentlich schon: Liebe zum Gegenstand. Da diese Liebe zum Gegenstand in meinem Besonderfall in höchster Potenz wirksam ist, muß ich, um ein wahres historisches Bild von Max von Puttkamer

zu geben, mehr als jeder Andre die Kräfte des erkennenden Verstandes, des rein sachlichen Urteils besonders wachsam und rege halten gegenüber den liebevollen Stimmen des Herzens. Das will ich zu erreichen suchen in diesem Denkmal für den edeln Menschen und ernsten Staatsmann, der stets großzügig dachte, empfand und lebte.

Vor allem ist in seinem Wesen eine ganz seltene Eigenschaft zu verzeichnen, die sogar bei den Allergrößten verschwindend wenig zu finden ist; eine monumentale Eigenschaft, die den, der sie besitzt, geradezu prädestiniert zum leitenden Staatsmann und schaffenden Politiker. Das ist die scharfe Erkenntnis des Wesentlichen in den Geschehnissen und Menschen, und die Betonung und Vorherrschaft des rein Sachlichen gegenüber dem Persönlichen. So hatten zum Beispiel Ehrgeiz, Ehr- und Titelsucht, Eitelkeit, Neid, Ruhmredigkeit bei den politischen Aspirationen von Max von Puttkamer nicht die leiseste Stimme. Solches Zurücktreten der eignen Persönlichkeit hinter die Bedeutung der Sache und ihre Förderung wurde bei ihm noch besonders akzentuiert und verstärkt durch eine ganz ungewöhnliche Bescheidenheit, und war also nicht nur geistig, sondern auch moralisch bedingt. Diese Bescheidenheit war leider nicht maßvoll; sie hielt sich nicht in den Grenzen der Würdigkeit, denn sie war übertrieben und verkleinerte gern jedes eigne Verdienst. Ich meine, daß eines der obersten und gerechtesten Moralgebote sei: Maß zu halten ... Von den sieben Weisen Griechenlands haben ja auch zwei diesen Fundamentalsatz verkündet.

Max von Puttkamers Bescheidenheit war aber maß*los*, und die alte Wahrheit, daß eine übertriebene Tugend zu einem Fehler werden kann, wurde auch bei ihm tragisch lebendig. Es war daher für ihn nur natürlich, daß, wenn er eine Sache mit allen Kräften gefördert und manchmal bis zum Höchstpunkt entwickelt hatte, er seine Aufgabe als erledigt ansah und nun mit seiner Person in die Schatten des Hintergrunds trat, so daß oft Andre die Erfolge sich nutzbar machten und auf ihre Person buchten ...

Für ihn lag der Erfolg und Lohn einzig in dem Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt und eine als wichtig erkannte Sache gefördert zu haben. Eine, wie man mir gern zugeben wird und wie es alle Einsichtsvollen unter seinen Zeitgenossen mit bekunden, außergewöhnlich hohe und reine Auffassung.

Wenn Max von Puttkamer trotz seiner großen persönlichen Bescheidenheit und trotz dieses geräuschlosen Zurücktretens in den Hintergrund des Sachlichen dennoch in eine leitende Staatsstellung (als Staatssekretär in Elsaß-Lothringen) kam und sie vierzehn Jahre innehatte, so ist das wohl ein Beweis dafür, daß wirkliche Bedeutendheit, sogar ohne die persönliche Tendenz des Sichdurchsetzenwollens, zur Würdigung und zum Durchbruch kommt: einfach und naturgemäß nach den ihr innewohnenden Gesetzen der Schwere ihres Wertes ... Daß seine staatsmännische Bahn mitten in der Rüstigkeit seiner Kraft und in der Freudigkeit erfolgreichsten Wirkens abgebrochen ward, erklärt sich im letzten Grunde wohl auch aus jenem übermäßig bescheidenen Zurücktreten und dem Unterlassen der Betonung eignen Verdienstes. Die Früchte seiner Sämann- und Anbaukunst

hat er nicht ernten können. Das war der tragische Ausklang seines reichen Lebens ...

Aber sogar in den Zeiten nach seiner Demission ist er nie bitter oder scharf im persönlichen Urteil über einige Widersacher und laue Freunde geworden, sondern hat sich wahrhaft groß und in fast erhaben wirkender Würde dem Schicksal gebeugt ...

Max von Puttkamer hat seine Laufbahn, die im Aufgang eine rein juristische war, über die Brücke des Parlamentarismus genommen. Sein starkes politisches Talent und das daraus folgende natürliche Interesse für geschichtliche Vorgänge hat sich schon früh und ernst dokumentiert. Mir liegen Briefe vor, die er, ein noch nicht Achtzehnjähriger, mit seinem Vater wechselte und die aus tiefem Denken geläuterte Urteile enthalten.

Sein Vater, der als ganz junger Mann Gardehusarenoffizier gewesen war, dann seinen ausgedehnten Besitz in Pommern übernahm und später als Landrat fungierte, war damals Abgeordneter zum Landtag.. Als Max von Puttkamer jenen politisch interessanten Briefwechsel mit seinem Vater führte, als noch nicht Achtzehnjähriger, schrieb man das Jahr 1849. Es war mitten in der bewegtesten Dramatik der Konflikte zwischen Krone und Volk. Die Wogen gingen nach 1848 noch recht hoch.

In unsrer Zeit werden so merkwürdige Kultur- und Bildungsdokumente auch in Form von oft recht wenig wesentlichen Memoiren und Briefen veröffentlicht, daß hier wohl ein zeitcharakteristischer Brief von Max von Puttkamer ein gutes Recht der Veröffentlichung beanspruchen dürfte.

Max von Puttkamer schreibt:

Berlin, den 30. April 1849.

„Mein geliebter Vater! Gestern habe ich Deinen Brief erhalten, in welchem Du mir schreibst, schriftlich mit Dir zu politisieren. Das ist nun allerdings eine schwierige Aufgabe: um so schwieriger, wenn die Gedanken noch so ungeordnet und die Feder so lahm und unbehilflich ist, wie das bei mir der Fall ist. Da verfehlt oft ein unrichtig hingeworfenes Wort den richtigen Gedanken, und wiederum verhüllt sich der falsche Gedanke in den Wortschwall und es ist dem Leser dann unmöglich, herauszuerkennen: wo ist das Wahre und wo das Falsche? wo versteckt sich ein guter Kern in der schlechten Schale und wo ist die Schale gut, aber der Kern faul? Und wenn dann in der Unterredung ein Wort das Mißverständnis zu lösen imstande ist, ja wenn die Modulation der Stimme schon ein gar Bedeutendes dazu beiträgt, dann blickt vom Papiere den Leser nur der einfache Schriftzug an, und wie er sich auch anstrenge, die Absicht des Schreibers zu erraten, es bleibt doch, wenn nicht ein Mißverständnis, gar leicht ein Zweifel übrig ... Du mußt, wie ich aus Deinem Schreiben ersehe, die Nachricht von der Auflösung der Zweiten Kammer bald nach dessen Abgang erhalten haben. Es waren nach der Abstimmung nur noch zwei Wege offen: entweder trat das

Miniſterium ab oder es löſte die Kammer auf. Die Regierung hat den letzteren Weg eingeſchlagen. Ich unterſuche nicht, ob der andre leichter geweſen wäre; nur das will ich nicht unterlaſſen auszuſprechen, daß aus der Majorität vom 26. ein Miniſterium nicht gebildet werden konnte, denn es war dieſes eine zufällige Majorität, eine Majorität der Oppoſition gegen dieſen konkreten Punkt und nicht eine Majorität, die ein Prinzip vertrat; eine Majorität im Verneinen, im Umſtoßen, die aber zerfallen ſein würde, wenn es ſich darum gehandelt hätte, etwas Poſitives feſtzuſtellen! Und zudem, was wäre das für eine Regierung in einem monarchiſchen Staate, die von Männern unterſtützt werden müßte, die ſich offenbar zu republikaniſchen Prinzipien bekennen und die ihre Unterſtützung nur verkaufen würden für irgendwelche Zugeſtändniſſe an dieſe Prinzipien?! So wie ich es daher für ſehr leicht gehalten hätte, im Anfange des Zuſammentretens der Kammer eine feſte Majorität zu bilden, ſo glaube ich doch, daß jetzt dies ziemlich unmöglich geworden war. Nichtsdeſtoweniger finde ich in der Auflöſung der Kammer, wenngleich dies an und für ſich ein ganz konſtitutioneller Schritt iſt, im Hintergrunde mehr oder weniger abſolutiſtiſche Prinzipien durchſcheinen, die noch mehr in der Motivierung ihres Schrittes von ſeiten der Miniſter zu erkennen ſind. Denn ich halte danach das konſtitutionelle Erfordernis, daß die Miniſter ſich nach der Volksvertretung richten ſollen und nur im Einklange mit dieſer handeln, weſentlich geſtört und vielmehr dahin verändert, daß von der Volksvertretung verlangt wird, ſie ſolle ſich nach den Miniſtern richten, und daß ſie aufgelöſt wird, wenn das Einverſtändnis geſchwunden iſt. Es iſt noch immer ſo, daß die Regierungen ſich nicht daran gewöhnen können, zu erkennen, daß die Krone mit ihren Räten doch nur um des Volkes willen da iſt, daß die Förderung des Volksrechts der einzige Zweck einer jeden Regierung ſein muß. Noch immer meinen die Herren, das Volk ſei nur das Mittel, während es doch einzig und allein Zweck iſt; und daher kommt der Gedanke, der ſeit Jahrhunderten dem Abſolutismus als Palladium gedient und der ihm die alten ſtändiſchen Freiheiten früher hat vernichten helfen: der Gedanke, daß der König und ſeine Miniſter am beſten wiſſen müßten, was dem Volk nottue, und daß man dieſes um jeden Preis zu der Glückſeligkeit führen müſſe, die ihm zugedacht ſei, wenn auch das Volk ſich ergebenſt dafür bedankt. Wenn daher die Verfaſſung der Krone das Recht gibt, die Kammer aufzulöſen, ſo kann dies doch nur in der Abſicht geſchehen ſein, daß die Krone, wenn ſie die begründete Meinung hat, die Kammer entſpreche nicht mehr der wahren Volksmeinung, durch eine neue Wahl an das Volk appellieren kann. Wenn aber die Regierung von dieſem Rechte (einem gefährlichen Rechte für die Krone ſelbſt, wie Vincke es genannt hat) in dem Maße Gebrauch macht, daß ſie eine Kammer, die eben erſt gewählt und zuſammengetreten iſt, auflöſt, ohne auch nur den Verſuch gemacht zu haben, mit dieſer Kammer zu gehen, ſo kann ich dies nicht anders als ein Umgehen des Weſens des Konſtitutionalismus nennen, während man die Form, den Schein ſorgfältig beobachtet. Und das verſtehe ich vollends nicht, wenn geſagt wird, die Frage des Belagerungszuſtandes gehöre nicht vor die

Kammer und sie habe mit jener Frage ihre Kompetenz überschritten. Das ist wieder eines jener alten, verbrauchten Mittel, jener Ammenmärchen, durch die Kinder sich wohl überführen lassen, nicht aber Menschen, die selbst Urteilskraft besitzen. Da malt man den Konvent und die Exekutivgelüste als das drohende Gespenst an die Wand, und wenn zaghafte Gemüter sich schrecken lassen, da ruft man ihnen zu: Es gibt wohl ein Mittel dagegen — das ist die Auflösung der Kammer! So will man also den Abgeordneten des Volks das Recht absprechen, ein Wort mitzureden, wenn einem Teil des Volkes durch die Verfassung garantierte Freiheiten entzogen werden, und zu untersuchen, ob diese Ausnahmestellung genügend begründet ist. Gewiß, die Regierung verhängt Belagerungszustand, wenn es ihr notwendig scheint, und die Kammer untersucht diese Notwendigkeit und übt, wie über die Maßregeln der Regierung, so auch über diese ihre Kontrolle aus. Die Kammer kann nicht verfügen, der Belagerungszustand ist aufgehoben, aber sie kann ihr Urteil abgeben: der Belagerungszustand ist nicht gerechtfertigt, und die Regierung ist aufzufordern, ihn aufzuheben. Was aber diesem Schritt der Regierung die Krone gibt, das ist die Alternative, die ihr einzig und allein übrigbleibt: entweder das alte Wahlgesetz bleibt und die nächste Kammer wird radikaler als die letzte, oder das Wahlgesetz wird geändert — dann begeht die Regierung einen ungesetzlichen Schritt und betritt offen den Weg der Konterrevolution; und wenn deren Berechtigung von oben her anerkannt ist, so weiß ich nicht, wie man die Berechtigung der Revolution nicht anerkennen kann, denn die beiden sind gleicherweise ein Verlassen des gesetzlichen Bodens und eine Provokation an die Gewalt. Und in dieser Lage sind wir, während ringsumher die Gärung in offenen Ausbruch überzugehen droht, während die Revolutionsarmee der Ungarn in diesem Augenblick die Hauptstadt des alten Kaiserreichs vielleicht schon eingenommen hat, denn wenn Dembinski die deutschen Grenzpfähle nicht respektiert, so weiß ich nicht, wer ihn verhindern wollte, Wien einzunehmen ... Das muß man sagen: wir leben in einer interessanten Zeit, und ich möchte nicht vor hundert Jahren gelebt haben. Und daneben ist die Aussicht, daß die Zeit noch erregender werden wird ... Doch genug von Politik für heute ..."

Die hier niedergelegten Ansichten, wenn sie auch für die Zeit und für das Alter des Urteilenden relativ reif waren, sind natürlich später beim gereiften Manne zu maßvolleren und weniger radikalen Urteilen geläutert worden. Ich habe hier nur eine Probe des politisch ernst gerichteten Geistes des achtzehnjährigen Max geben wollen. Der ganze Briefwechsel (besonders die Briefe des Vaters, die so umfangreich sind, daß sie kleine Bändchen darstellen) ist sehr interessant, kann aber hier nicht eingehender berührt werden. Nur möchte ich konstatieren, daß Vater und Sohn sich auf diesem ernsten Gebiet einig trafen und daß viel wärmere Noten dadurch in ihr Verhältnis kamen, als sie in der Kindheit von Max von Puttkamer anklangen. Max hatte seine Mutter (eine geborene von Pape, Schwester des bekannten Generaloberst der Marken, Kom-

mandierenden des Gardekorps von Pape) sehr früh verloren. Neben einem viel älteren, ihm innerlich antipodisch veranlagten Bruder und sechs älteren Schwestern, unter der Oberhoheit eines sehr ernsten, wärmerem Gemütsleben geringen Raum schenkenden Vaters flossen seine ersten Kinderjahre hin.

Ein etwas nüchterner, spartanischer Geist scheint sein Vaterhaus und seine ganze Erziehung beeinflußt zu haben. Besonders war ein solcher rege in dem Pfarrhaus in Pommern, in dem der Knabe Max für die höheren Klassen des Gymnasiums in Stettin vorbereitet ward. Strengste Pflege der Geistes- und Charakterbildung und Stärkung der physischen Kraft, doch ohne feinere Kultur des Gemütslebens, wurden hier geübt. Uebrigens ist Max von Puttkamers Vetter und späterer Schwager Robert von Puttkamer, der nachmalige Vizepräsident des Staatsministeriums in Preußen, auch in dem Pfarrhause von Barnimslow Zögling gewesen. Es ward dort auch eine heilsame Basis der Anspruchslosigkeit in die jungen Seelen gelegt, und gute Kämpfer wurden gegen den wuchtigen Ernst des Lebens geschult ... Als der junge Max seine Abiturientenprüfung mit siebzehn Jahren am Gymnasium zu Stettin bestanden hatte, schwankte er in der Wahl seines zukünftigen Berufes. Sein Vater hatte dem geistig und im Charakter durchaus Vollreifen unbeschränkte Entscheidung nach eignen Neigungen gelassen. In der Geschichte hatten Max' regen Geist neben bedeutenden Staatsmännern auch die „politischen Feldherren" angezogen, die Schlachtendenker und Schlachtenlenker zugleich sind. Er hatte in Prima neben seinen Schulstudien schon eifrig Jomini studiert, den damals besonders modernen Strategen und Feldherrn, der neben seiner kriegswissenschaftlichen Bedeutung und praktischen Tüchtigkeit doch etwas vom abenteuerlichen Reiz des Landsknechts an sich hatte. Jominis Erfahrungen waren im Dienst der verschiedensten Heere, des helvetischen, französischen, russischen erworben. Er konnte wohl geeignet erscheinen, mit besonderer Eindruckskraft auf jungempfängliche Geister zu wirken. Max von Puttkamer stand jedenfalls eine Zeitlang stark unter seinem Reiz, und es erwuchs in ihm der Wunsch, sich auch der Kunst und Wissenschaft des Krieges zu widmen. Seine bestimmte Absicht scheiterte nur daran, daß er vom untersuchenden Arzt damals zu schwach für den Militärdienst befunden wurde. Und so begann er das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. Aber er hat immer im Leben eine feurige Vorliebe für alles Kriegswesen behalten. Durchaus, von den größten geschichtlichen Gesichtspunkten aus, wie bis in die kleinsten technischen Fragen hinein, kannte er die Geschichte der Schlachten der bedeutenden Feldherren aller Zeiten, und in seinem Geist waren ebenso die Schlachtaufstellungen und kriegerischen Maßnahmen Friedrich des Großen gegenwärtig wie die von Napoleon I. oder von antiken Feldherren. Ich erinnere mich noch genau, wie er in Zeiten, die jener Jugendleidenschaft für Kriegskunst längst entrückt waren (in Straßburg, im Anfang der neunziger Jahre) lebhaft und verständnisvoll mit bedeutenden Offizieren diskutierte. Besonders mit dem bekannten Obersten Grafen York von Wartenburg (der dann, beim Armeeoberkommando in China stehend, dort starb) über friderizianische und

napoleonische[1]) Kriege. York, der übrigens mit uns sehr befreundet war, sagte nach solchen Unterhaltungen mit meinem Mann oft bewundernd, daß er kaum von einem „Generalstäbler" so interessant und eingeweiht über kriegswissenschaftliche Fragen habe reden hören als von diesem „Zivilisten". Die beiden Gebiete, Staats- und Kriegskunst, liegen sich ja so außerordentlich nahe und greifen so oft eins in das andre über, daß, um den höchsten Anforderungen zu entsprechen, eigentlich jeder Staatsmann kriegswissenschaftliche und jeder Feldherr staatswissenschaftliche Studien gemacht haben sollte ...

Neben seiner Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, in der sein Wissen und Können in all seinen Stellungen, vom Kreisrichter in der Provinz Posen an bis zum höchsten Leiter des Justizwesens in Elsaß-Lothringen, immer größte Anerkennung erfuhr, zog die hohe Politik den Geist Max von Puttkamers mächtig an. Wie ich schon oben sagte: er hat seine Laufbahn über die Brücke des Parlamentarismus gemacht. Die parlamentarische Schulung hat er an englischen Vorbildern gesucht und erfahren. Er erkannte im englischen Staatsleben klassische Muster für politische und parlamentarische Tätigkeit. Damals, im Aufgang seiner Bahn, hat ihn der große Philosoph, Dichter und Historiker Thomas Babington Macaulay am intensivsten beeinflußt.

Max von Puttkamer wies in seiner gesamten Geistesrichtung und -begabung übrigens so viele Aehnlichkeiten mit seinem großen Vorbild Macaulay[2]) auf, daß ich später, als mein Sinn für geschichtliche Betrachtung höher geweckt wurde durch meinen Mann, öfters vergleichende Studien zwischen beiden gemacht habe.

Max von Puttkamer war ein liberaler, königstreuer Aristokrat und darin auch dem großen Whigbaron ähnlich. In Deutschland sind ja die Begriffe: liberal und konservativ nicht rein politische, sondern zugleich soziale. Die liberalen Parteien gelten als bürgerliche, die konservativen als aristokratische, während doch liberal mit aristokratisch, königstreu und monarchisch nicht im mindesten begrifflichen Gegensatz steht ... Ich erinnere mich aus unsrer ersten Ehezeit, daß der Engländer Macaulay eine große Rolle in unsern Gesprächen spielte. Die Lektüre seiner „Geschichte Englands" und der politisch-philosophischen „Essays" füllte die Abende in der weltabseits liegenden posenschen Kleinstadt Fraustadt, dem ersten Schauplatz unsrer Ehe, oft und schön aus. Besonders der Maidenspeech, den Macaulay im englischen Unterhaus über die Juden hielt, wurde von uns eifrigst diskutiert. Des großen Engländers wundervoll feiner und glänzender Stil hat uns beide damals stark beeinflußt. Mich persönlich zog noch besonders an, daß Macaulay der Welt zuerst bekannt wurde durch seine poetischen Schöpfungen, von denen einige wie „Pompeji" und „Evening" mit der Goldenen Medaille des Kanzlers der Universität Cambridge ausgezeichnet wurden. Die Vereinigung von Philosophie und Dichtung ist ja übrigens durchaus nicht selten und, wo

[1]) Graf York hatte u. a. ein bedeutendes Werk über Napoleon I. geschrieben, das an der französischen Militärschule St. Cyr als Lehrbuch benutzt wird, wie mir York erzählte.

[2]) Macaulay interessierte sich auch sehr für Kriegswesen und war zwei Jahre englischer Kriegsminister.

man ihr begegnet, von feinster Anziehungskraft, so zum Beispiel bei Nietzsche, Lessing, Jean Paul u. s. w. . . .

In der Provinz Posen, wo die Gegensätze von Polen- und Deutschtum noch recht stark ausgeprägt waren und ja auch neuerlich wieder verschärft auftreten, ward 1867 mein Mann, einem polnischen Edelmann gegenüber, aufgestellt für die Wahlen zum Landtag. Er siegte über den Polen in scharfem Kampf mit großer Majorität. Von da an lagen die Hauptakzente seiner Tätigkeit und seines Interesses auf parlamentarisch-politischem Gebiet.

Max von Puttkamer blieb vom konstituierenden durch den norddeutschen bis zum deutschen Reichstag Mitglied dieser parlamentarischen Vereinigungen bis 1881 und immer im gleichen Wahlkreis Fraustadt. Er trat der nationalliberalen Partei bei, besonders der engeren Gruppe Bennigsen, Miquel, Völk, Marquardsen, Stauffenberg.

Die nationalliberale Partei, die vorzüglich in den Jahren 1870 bis 1874 große Bedeutung gewann und auch numerisch den breiten Boden, den sie im deutschen Volk hatte, markierte, erfuhr 1879 eine Spaltung und starke Minderung ihrer politischen Bedeutung. Sie trat bekanntlich in ihrer großen Mehrheit der Bismarckschen schutzzöllnerischen Politik entgegen. Eine Gruppe von zirka achtzehn Mitgliedern trat aus dem Verband; unter diesen befand sich auch Puttkamer-Fraustadt.

Indessen war eine, wie es sich nachmals erwies, geradezu epochemachende Wendung in sein amtliches Leben getreten. Er ward 1871 in das neugewonnene Elsaß versetzt, und zwar als Rat an das oberste Gericht des Landes, nach Kolmar. Hiermit begann seine immer enger werdende Verkettung mit dem Westen Deutschlands und mit der Entwicklung des Deutschtums in Elsaß-Lothringen. Allgemach wuchs aus seiner tätigen Teilnahme in Verbindung mit seiner durch scharfe Beobachtung gewonnenen Erkenntnis und Kenntnis der Kräfte und Bedürfnisse des Landes auch sein Einfluß.

Fürst Bismarck war wohl zunächst durch Puttkamers parlamentarische Aktivität auf sein politisches Talent aufmerksam geworden.

Gemäß seinem bescheidenen Naturell, das immer die Sache über jedes unwesentliche, persönliche Hervortreten gestellt hatte, lag Max von Puttkamers Betätigung im Parlament hauptsächlich in der Arbeit der Kommissionen; aber er war auch sehr geschickt und eindrucksvoll in Reden aufgetreten. Mehr in Debatten und Repliken aktueller politischer und Gesetzesfragen als in Programm- und Prinzipienreden. Er erkannte, wie Bismarck, den eigentlichsten Lebensnerv der Politik mehr in praktischen Erfolgen als in der Entwicklung von Theorien ruhend. Max von Puttkamer war auch eines der vom Reichstag erwählten Mitglieder der Reichsjustizkommission, welche die Gesetze, betreffend Strafprozeß, Zivilprozeß, Gerichtsverfassung, 1875/76 beriet.

Kraft seiner starken staatsmännischen Begabung und ihrer fortwährenden Uebung im Parlamentarismus trat er ganz natürlich in den Sphärenkreis der höheren Politik. Das fachmännisch-juristische Wirken trat trotz seines lebendigen

Interesses daran, weil es trockener und enger eingekreist ist, allmählich in die zweite Stelle. Das Großzügige, ja oft Weltzügige der hohen Politik dagegen setzte seine gesamte Geistigkeit in belebteste Schwingungen.

Bismarck hatte Max von Puttkamer bald als einen der feinsten Kenner reichsländischer politischer Verhältnisse erkannt. Das erste Mal, daß der Fürst Veranlassung nahm, Puttkamers Ansicht über elsaß-lothringische Fragen zu hören, war gegen die Mitte der siebziger Jahre. Es liegen mir da einige Aufzeichnungen meines Mannes vor, welche die Lage ganz authentisch dartun.

„Der Fürst ließ mich zu einer Besprechung in sein Zimmer im Reichstag einladen (1874) und sagte mir ungefähr: es sei offensichtlich, daß die Verwaltungsorganisation im Reichsland sehr kompliziert sei, und er habe die Empfindung, daß dort die Bureaukratie sich mehr als nötig breitmache. Es könne in Frage kommen, ob es, um zu einer Vereinfachung zu gelangen, richtiger sein würde, die Bezirkspräsidien aufzuheben oder das Oberpräsidium; — welche Ansicht ich darüber habe. Ich erwiderte, daß die Beseitigung der Bezirkspräsidien doch wohl die Aufhebung der Bezirke, die aber nicht bloß Verwaltungseinheiten, sondern auch kommunale Körper seien, nach sich ziehen müsse. Das führe sehr weit, da zwischen den Gemeinden und dem Land dann jedes Mittelglied fehlen würde; die ganze Wegegesetzgebung zum Beispiel basiere auf den Bezirken. Dagegen hielte ich die Einrichtung des Oberpräsidiums für überflüssig und für verfehlt. Es sei gar kein Grund ersichtlich, weshalb nicht die Bezirkspräsidenten direkt unter dem Ministerium in Berlin stehen sollten, wie in Frankreich die Präfekten unter Paris. Die reichsländischen Bezirke seien nicht weiter von Berlin entfernt als manche Departements von Paris; und wenn die Eingeborenen in der Ministerialinstanz eine Besprechung haben oder ein Gesuch vertreten wollten, so sei es gar nicht unerwünscht, daß sie nach Berlin reisen müßten wie früher nach Paris. Jetzt gehe alle Welt zum Oberpräsidenten nach Straßburg. Das bedenklichste aber schiene mir das Auseinanderreißen der ministeriellen Gewalt. Ein großer und gerade der wichtigste Teil derselben ruhe bei dem Oberpräsidenten, der aber keine politische Verantwortlichkeit habe. Diese sei ausschließlich bei dem Reichskanzler. Ein solches Verhältnis sei auf die Dauer nicht haltbar, insbesondere dann nicht, wenn man im Reichstag anfangen würde, sich eingehender mit den Details der Verwaltung zu beschäftigen, wozu die Verabschiedung des Landeshaushaltsetats geradezu herausfordere. Meine Meinung sei, daß unter Aufhebung des Oberpräsidiums eine dem Reichskanzler subordinierte Behörde in Berlin eingerichtet werde, in der die gesamten ministeriellen Befugnisse konzentriert würden.

Fürst Bismarck äußerte keine Ansicht, doch schien er insbesondere meiner Auslassung über die Verantwortlichkeit beizustimmen. Seit dieser Zeit hat, während ich im Reichstag war, der Fürst mich sehr oft über Vorgänge und Persönlichkeiten in Elsaß-Lothringen befragt — zu seiner allseitigen Information, wie er äußerte, und um nicht nur auf offizielle Berichte angewiesen zu sein.

Die Jahre 1875 bis 1879 bringen dann fortwährend Besprechungen Bis-

marcks mit meinem Mann und Erörterungen reichsländischer Fragen. Insbesondere trat der Gedanke einer Neuorganisation der Regierung für Elsaß-Lothringen, das bekanntlich vom Reichskanzleramt, von Berlin aus, regiert wurde, immer plastischer hervor. Schon im Jahre 1876 wurden Verbindungen mit hervorragenden Elsässer Herren vom Fürsten gewünscht und durch M. von Puttkamer eingeleitet und vermittelt. Es liegt noch ein Brief Bismarcks vor, der dies Thema bespricht; sonst wurden die Verhandlungen fast alle mündlich geführt während der Reichstagssessionen in Berlin. Bezügliche Stellen aus jenem Brief lauten:

Berlin, den 16. Januar 1876.

... Behufs Besprechungen einiger für die Verwaltung des Reichslands wichtigen Fragen wäre es mir sehr erwünscht, mit einigen hervorragenden und sachkundigen Personen der dortigen außeramtlichen Kreise persönlich Rücksprache nehmen zu können. Da meine Gesundheit mir einstweilen nicht gestattet, den Oberrhein zu besuchen, und ich für jetzt jeden amtlichen Charakter der Besprechungen vermeiden möchte, um denselben die volle Unbefangenheit zu bewahren, so nehme ich Euer Hochwohlgeboren freundliche Vermittlung mit der Bitte in Anspruch, zu versuchen, ob Sie im Kreise Ihrer Bekanntschaft Herren der bezeichneten Stellung finden, welche geneigt sein werden, mich zu dem gedachten Zweck hier aufzusuchen. Ich denke dabei in erster Linie an die Herren Schlumberger und Köchlin, und wenn Sie dieselben unter Benutzung dieses Schreibens zur Herreise im Laufe des Winters vermögen können, würde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Sollten die Herren eine direkte Einladung wünschen, so bitte ich Euer Hochwohlgeboren, mich davon vertraulich zu benachrichtigen.

Bismarck.

Köchlin, Schlumberger, der alte Baron Zorn von Bulach, Schneegans (späterer Generalkonsul in Messina und Genua), der übrigens als Reichstagsabgeordneter auch direkte Fühlung mit Bismarck hatte, und Julius Klein traten näher in den Gesichtskreis des gewaltigen Kanzlers. In allen elsässischen Personalfragen sowie in Organisations- und Verwaltungsfragen des Reichslandes ward Max von Puttkamer damals vom Fürsten zur Beratung herangezogen und zeigte sich dabei als feinsinniger Kenner und Beurteiler. Daß Bismarck dies Urteil über Puttkamer sich bewahrte, geht u. a. aus einem eben in den vielbesprochenen Memoiren vom Fürsten Chlodwig Hohenlohe veröffentlichten Brief von Bismarck an den 1885 zum Statthalter ernannten Hohenlohe hervor. Bismarck schreibt da, als er Hohenlohe anrät, sich, ehe er sein Amt anträte, Informationen über reichsländische Verhältnisse in direkten Besprechungen in Straßburg zu holen: „Besonders empfehle ich zu diesem Behuf den Unterstaatssekretär von Puttkamer, der durch Klugheit und Kenntnis des Landes sich auszeichnet."

Später glaubte Hohenlohe eine verminderte Wärme in Bismarcks Urteil über Max von Puttkamer konstatieren zu sollen; er sagt in seinen „Denkwürdig-

keiten" an der Stelle, wo nach dem elsässischen Ministersturz 1887 die Rede war, den Staatssekretärposten neu und eventuell mit Puttkamer zu besetzen, daß der Fürst Bismarck dazu bemerkt habe: „Puttkamer ist zu liberal und nicht energisch genug." Doch dem widerspricht die Tatsache, daß mein Mann zum Staatssekretär, an Hofmanns Statt, ernannt wurde, und zwar unter der Amtsführung des Fürsten Bismarck.

An der ganzen Neuorganisation (1879) hatte Max von Puttkamer auch schon den tätigsten Anteil genommen und war damals von Bismarck selbst erwählt worden zum Unterstaatssekretär der Justiz und des Kultus.

Von dieser Zeit an waltete er unablässig an den Geschicken des Landes als Staatssekretär vierzehn Jahre ...

Alles Starre, Doktrinäre, alles eigensinnige Bestehen auf Prinzipien zur höheren Ehre der Theorie war ihm fern. Er gehörte zu jenen praktischen Politikern aus der Schule Bismarcks, deren Strebungen mehr auf die heilsamen Errungenschaften gehen als auf den Triumph einer Idee — Politiker der Praxis, die auch im Notfall eine Provinz opfern, um ein Königreich zu gewinnen, oder in der gegenwärtigen Zeit etwas aufgeben, um es in der zukünftigen gemehrt und verstärkt wieder zu empfangen ... Max von Puttkamers gewandte, liebenswürdige und geistreiche Art gab ihm eine wunderbare Anpassungsfähigkeit. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er drei völlig verschiedengearteten Statthaltern mit politischem Rat und politischer Tat, und zwar zu deren hoher Anerkennung und Wertschätzung diente? Dem kirchlich und politisch reaktionären Manteuffel, der außerdem eine so merkwürdig komplizierte Natur hatte und mit seinen starken Impulsen und sentimentalen Anwandlungen so leicht schwierig wurde; dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, dessen ganze Art des Geistes und Charakters ungefähr die entgegengesetzte von Manteuffel war, und dem jetzt noch amtierenden Statthalter Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, der die sehr bestimmt geprägte Eigenart eines süddeutschen Grandseigneurs darstellt. Unter den beiden Hohenlohe-Fürsten war mein Mann Staatssekretär, hatte also die Gesamtleitung des Ministeriums und die Mitverantwortlichkeit in der höheren Politik des Reichslandes; unter Manteuffel, dem ersten Statthalter, war er nur Fachminister (Unterstaatssekretär der Justiz und des Kultus); dennoch ward er von Manteuffel mindestens ebenso intim zu allgemeinen, politischen Ratschlägen herangezogen und stand Manteuffel auch persönlich näher als den beiden folgenden Statthaltern. Das mochte freilich wohl deshalb prägnanter hervortreten, weil die Regierungszeit Manteuffels mehr Stürme und Konflikte enthielt, in denen ein treuer und kluger Rat teurer und gesuchter ist. Denn außer dem „Ministersturz" en miniature 1887 unter Chlodwig Hohenlohe und einigen höhergehenden Wogen, die durch die Ausnahmemaßregeln (Diktatur u. s. w.) und die Wahlen zeitweilig aufschäumten, hatte die Regierungszeit der beiden Hohenlohes viel mehr ein Tempo moderato.

Um die persönliche Stellung meines Mannes den Statthaltern gegenüber knapp und bezeichnend auszudrücken: die Fürsten Hohenlohe sahen in Max

von Puttkamer in erster Linie ihren Staatssekretär, während Manteuffel in ihm in erster Linie den vornehmen, politisch und humanistisch gebildeten Edelmann sah, dann erst den hohen Staatsbeamten. Die vielen Statthalterbriefe, die sich in den Papieren meines Mannes finden, sind charakteristisch dafür. So sind zum Beispiel alle Manteuffel-Briefe, selbst die politisch-wichtigsten, mit Bemerkungen und Hindeutungen auf ein persönliches Naheſtehen geschrieben. Die Unterschriften sind überaus warm: „in Herzlichkeit", „in bekannten, freundschaftlichen Sentiments", „mit warmem Gutenachtgruß" u. s. w. Die Briefe sind voll zarter Rücksicht für die allerdings sich nie Rast gönnende Arbeitsbeweglichkeit meines Mannes (er nahm im ganzen Jahr nie mehr als drei Wochen Urlaub), für sein Wohlbefinden, für intimere Vorgänge seines Lebens und insbesondere auch von einer rührenden Verehrung und Teilnahme für mich. Die Briefe des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst sind ganz sachlich, sprechen viel von Entwürfen zu Reden, Gesetzen, Depeschen, Exposés, die er Max von Puttkamer zu machen beauftragte, und haben nie irgendeine wärmere persönliche Note. Sie geben das Bild eines Regenten, der selbst viel Einsicht, Uebersicht, Sachkenntnis und Erfahrung hat, der aber das politische Talent seines Ministers viel weniger für eigenkräftige Wirksamkeit als im Dienste seines höheren Willens flüssig zu machen wünschte.

Da Fürst Chlodwig meinem Mann und mir im Leben viel freundschaftliches Interesse und Wohlwollen bekundete, ist es wohl denkbar, daß seine kühleren Briefe aus dem Prinzip hervorgingen: amtliche Kundgebungen nicht mit irgendwie persönlichen Fragen zu verquicken. Ich gebe hier einige Briefe von Manteuffel und vom Fürsten Chlodwig Hohenlohe zur Illustration für mein Urteil. Briefe des jetzt amtierenden Statthalters Fürsten Hohenlohe-Langenburg zu geben verbietet mir mein Taktgefühl; denn der Toten Werk ist abgeschlossen und gehört der Geschichte an; des Lebenden Werk aber darf, dem Wesen seiner fortwährenden Entwicklung nach, nicht endgültig beurteilt werden:

Ein Brief von Manteuffel:

Straßburg, den 3. April 1881.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich für zwei Briefe und tue es sehr herzlich, und werde mich freuen, wenn ich Sie bald wiedersehe. Sie wissen, ich habe immer nur Interesse für das, was meines Amtes ist, und so interessiere ich mich auch bei den Reichstagsverhandlungen nur für die Feuerversicherungsgesellschaften [1]) und das Sprachengesetz.[2]) Kommt die Interpellation über erstere und die erste Lesung von letzterem vor Ostern nicht vor, so wünschte ich, Sie kämen her und wären schon hier. Sollten Sie aber bei dem Asylantrag ein Amendement

---

[1]) Die Konzessionen für die ausländischen Feuerversicherungsgesellschaften sollten eingeschränkt werden, weil französische Versicherungsagenten ihre Reisen und Verbindungen politisch ausbeuteten.

[2]) Gesetz, daß die deutsche Sprache obligatorisch für die Verhandlungen im Landesausschuß werde.

durchbringen, daß Artikel 10 auf ganz Deutschland ausgedehnt würde, so wäre ich auch damit einverstanden, daß Sie selbst über die Ferien hinaus in Berlin blieben. Ew. Hochwohlgeboren schreiben, die Erklärung von Herrn von Pommer-Esche,[1]) daß ich keine Konzessionen erteilte, habe Aufsehen erregt. Ja, Gott, ich kann einmal keine Komödie spielen, und wie im „Wallenstein" gesagt wird: „Wofür mich einer kauft, muß er mich haben."

Es wäre vielleicht diplomatischer gewesen, wenn Herr von Pommer-Esche, wie es im Entwurf stand, geantwortet hätte: die Konzessionen werden beim Statthalter beantragt werden. Aber was war die Folge? Die Leute hätten schöne Eingaben gemacht und ich hätte sie abgelehnt. Ist es da nicht ehrlicher, wenn ich ihnen gleich sagen lasse: spart euch Tinte und Papier!

Die Notiz, daß ich mit dem Gesetzentwurf nicht einverstanden sei, ging durch die Blätter, und hier im Lande wurde verbreitet, der Reichskanzler habe gegen meine Absicht den Entwurf oktroyiert. Ich will in der gegenwärtigen Krise nicht als im Widerspruch mit dem Reichskanzler dastehen, und deshalb habe ich wieder drucken lassen, was die Wahrheit war.

Hier haben Ew. Hochwohlgeboren die Motive meines Handelns in beiden Fragen ... Ihre liebe Frau Gemahlin war gestern abend bei meiner Tochter und sah strahlend aus. Empfehlen Sie mich Graf Bismarck, wenn Sie ihn sehen! Kommen Sie bald frisch und gesund wieder, sobald es die Abstimmungen erlauben. In aller Herzlichkeit

E. Manteuffel.

P. S. Daß Sie mir übrigens auf so viel Seiten nichts über einen Spezialwunsch schreiben, betrübt mich.

Ein andrer Brief Manteuffels an Max von Puttkamer.

Gastein, den 6. September 1880.

Ew. Hochwohlgeboren erschöpfende und vorzügliche Arbeit habe ich mit herzlichem Dank empfangen, ebenso das Telegramm vom heutigen Tage. Aber die Herren Bezirkspräsidenten müssen ja bereits Instruktionen haben, denn als ich den Herren Unterstaatssekretären vorlas, welche Uebereinstimmung in meiner und des Fürsten Bismarck Ansicht über die Frage herrschte, und ihnen später den Brief des Bischofs von Metz mitteilte und ihnen meine Antwort sagte, wonach ich ihm die betreffende Reichsgesetzesstelle in Abschrift zugesandt, war ja festgestellt, daß die Herren Bezirkspräsidenten eine vertrauliche Benachrichtigung über die Behandlung dieser Frage, wie ich sie wünsche, erhielten.

Wozu ist nach meinem Telegramm vom 4. d. M. eine neue Instruktion erforderlich? Ew. Hochwohlgeboren gönne ich es herzlich, daß Sie Ihren Urlaub, wenn er auch nur kurz ist, beginnen. Wenn Sie zu Ihrer Frau Ge-

[1]) Damals Unterstaatssekretär des Innern.

mahlin gehen, rufen Sie mich ihr ins Gedächtnis und legen Sie mich ihr zu Füßen. Seien Sie aufs herzlichste begrüßt!

E. Manteuffel.

Im folgenden gebe ich auch einige Briefe von Hohenlohe-Schillingsfürst aus den zwischen 100 und 200 Briefen, die mir vorliegen; sie sind aus der sogenannten elsässischen Konfliktzeit 1887.

Fürst Hohenlohe an Max von Puttkamer.

Berlin, den 22. März 1887.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich für die beiden Schreiben vom 19. und 20. d. M. Ihr Vorschlag, Regierungsrat Hamm hierher zu senden, ist vom Reichskanzler sofort akzeptiert worden. Hamm ist eingetroffen. Herrn von Hofmann habe ich ersuchen lassen, auf den Vorbehalt der eignen Erledigung einzelner Geschäfte im dienstlichen Interesse zu verzichten. Die Aushändigung der Allerhöchsten Order wird in H. von Hofmanns Interesse erst nach dem 1. April stattfinden. Erst dann wird es nötig sein, eine eigne Verfügung über die Vertretung des Staatssekretärs zu zeichnen. Die von Ihnen erwähnten, in der Presse besprochenen Projekte, wie Teilung von Elsaß-Lothringen zwischen Preußen, Bayern und Baden oder Annektierung des ganzen Landes durch Preußen, sind aufgegeben, nachdem sie ziemlich ernst erörtert worden waren. Auch der Gedanke, die Zentralleitung nach Berlin zurückzuverlegen und die Verwaltung auf den Fuß von 1879 zurückzuführen, hat keinen Anklang gefunden. Dagegen wird die Aufhebung des Postens eines Staatssekretärs, die Verminderung der Zahl der Abteilungen und Beamten des Ministeriums für notwendig erachtet. Darüber behalte ich mir weitere mündliche Mitteilung vor.

Ihr ergebenster

Hohenlohe.

*

Straßburg, den 22. April 1887.

Ew. Hochwohlgeboren übersende ich nachstehenden Inhalt des eben erhaltenen Telegramms:

Nr. 6. Bitte um Mitteilung, unter welchen Modalitäten die Verhaftung des französischen Polizeikommissärs Schnäbele erfolgt ist.

von Bismarck.

Ich glaube, es wird notwendig sein, telegraphisch einen kurz zusammengefaßten Bericht zu senden und weitere schriftliche Mitteilung in Aussicht zu stellen. Ich bitte daher um einen Entwurf für das Telegramm, das ich im Bureau chiffrieren lassen werde.

Ihr ergebenster

Hohenlohe.

Der damalige „Ministersturz" im Reichsland gestaltete sich so, daß von dem gesamten Ministerium nur Max von Puttkamer dem Sturme nicht zu weichen

brauchte, und nach des Staatssekretärs (von Hofmann) Demission zuerst stellvertretender und im Februar 1889 ernannter Staatssekretär und Leiter des Ministeriums ward.

Max von Puttkamer hatte sich in den dreißig Jahren seiner Wirksamkeit in Elsaß-Lothringen so hinübergelebt mit allen Gedanken und Gefühlen in dies interessante und schöne Grenzland, das den gewaltigen Stempel zweier bedeutenden Kulturen trägt, daß er es im besten Sinne als seine Heimat empfand. Als er für seine Rüstigkeit, die Frische seines Könnens und Wollens allzu früh schied aus einem Wirkenskreis, mit dem er fast organisch verwachsen war, ging ein Riß durch sein Leben. Die Wunde davon, die sein Stolz gern verheimlichte, schloß sich erst mit seinem Tode. Sie hat ihm rastloses Weh bereitet ...

Das Bild von Max von Puttkamer, wie es sich in der öffentlichen Meinung, deren konzentrierter Ausdruck die Presse ist, darstellt, trägt große Züge, welche die Wahrheit nachzeichnen. Daß mein eignes Urteil fast mit jenem zusammenfällt, darf mir wohl als ein Beweis für meine Unparteilichkeit zuerkannt werden.

Gewisse intime Schattierungen, Lichtreflexe, Linienführungen, Feinheiten und Blicke in die Tiefe seines Wesens konnte ich natürlich besser geben bei meiner „Liebe zum Gegenstand" und vielleicht auch kraft einer besonders divinatorischen Gabe der Seelenerkenntnis, die man mir zuspricht ...

Alle die Hunderte von Artikeln, die anläßlich des siebzigsten Geburtstages (28. Juni 1901), des Abschieds (15. Juli 1901) und seines Todes (1906) erschienen sind, tönen in einem Unisono hoher Verehrung und Anerkennung aus, und vor allem in dem Satze, daß die dreißig Jahre seiner Wirksamkeit unvergessen in der Geschichte des Landes weiterleben, ja, daß M. von Puttkamer *selbst* ein Stück reichsländischer Geschichte verkörpere. Ich will hier nur einige Auszüge aus dem „Hannoverschen Courier" bringen, der meine Darstellung des ausgezeichneten Mannes glücklich und harmonisch ergänzt.

Morgenausgabe vom 28. Juni 1901.

„Am 28. Juni feiert der Staatssekretär von Puttkamer seinen siebzigsten Geburtstag in ungeschwächter körperlicher Rüstigkeit und in vollster Frische des Geistes. Herr von Puttkamer ist bereits im Jahre 1871 aus dem preußischen Staatsdienst in das Reichsland gekommen und war an dem damaligen Appellhof in Kolmar zuerst als Rat und später als Generaladvokat tätig, bis er 1879 als Unterstaatssekretär zur Leitung der Justizabteilung berufen wurde. Als dann 1887 Exzellenz von Hofmann zurücktrat, wurde Herr von Puttkamer mit der Führung der Geschäfte des Staatssekretärs betraut und bald darauf zum Staatssekretär ernannt. Somit steht Herr von Puttkamer nunmehr nahezu vierzehn Jahre in leitender Stellung an der Spitze des elsaß-lothringischen Ministeriums. Vieles und Großes ist während dieser Zeit auf dem Gebiete der inneren Verwaltung und der Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen geschehen. Auf Einzelheiten näher einzugehen würde an dieser Stelle zu weit führen. Aber wenn die Zustände sich heute unter dem politischen Gesichtspunkt als günstige und befriedigende

darstellen, so gebührt das Verdienst hieran mit in erster Linie dem Staatssekretär von Puttkamer. Mit weitem politischen Blick behielt er immer das Große und Ganze im Auge und verlor sich niemals in Kleinigkeiten, um über einen Augenblickserfolg ein höheres und allgemeines Ziel preiszugeben. In weiser Mäßigung wußte er vorhandene Gefühle zu schonen, ohne dem Staatsgedanken und der Autorität des Staates das geringste zu vergeben; und so ist es seiner tiefen Kenntnis der Personen und Dinge im Reichsland gelungen, manche widerstrebende Elemente allmählich zu einer gerechten Würdigung und Anerkennung der neuen Verhältnisse hinüberzuleiten.

Auch bei den Katholiken findet Herr von Puttkamer, obgleich Protestant, Achtung und Zutrauen. Denn wenn schon der Staatssekretär gelegentlich klerikalen Uebergriffen auf das schärfste und energischste entgegentrat, so hat er sich doch stets von jeder engherzigen Kulturkämpferei fern gehalten und vielmehr für berechtigte katholische Interessen staatsmännische Unbefangenheit und Verständnis gezeigt. Aus seiner langjährigen parlamentarischen Wirksamkeit als Vertreter von Fraustadt (Posen) im preußischen Landtag und im Reichstag hat sich Herr von Puttkamer eine außerordentliche parlamentarische Gewandtheit erworben und sich zu einem ausgezeichneten Redner und Debatter herangebildet. Dies kommt ihm im Verkehr mit dem Landesausschuß besonders zustatten, und daher hat der persönliche Einfluß und das Beliebtsein, dessen Herr von Puttkamer sich bei den elsaß-lothringischen Abgeordneten erfreut, nicht zum wenigsten teil daran, daß die Beziehungen zwischen der Regierung und dem reichsländischen Parlament gute und das Wohl des Landes vorteilhaft fördernde sind. Gewiß hat Herr von Puttkamer auch Feinde und Widersacher; aber selbst die Gegner beugen sich vor dem überlegenen Wissen dieses ungewöhnlich klugen Mannes, vor der Lauterkeit seines Charakters, vor der Vornehmheit seiner Gesinnungen. Der weitschauende und umsichtige Staatsmann ist zugleich ein wohlwollender Vorgesetzter für seine Räte und Beamten.

So werden ihm denn allgemein und von allen Seiten zu seinem siebzigsten Geburtstag warme und herzliche Glückwünsche dargebracht. Möge es dem Staatssekretär von Puttkamer vergönnt sein, noch viele Jahre in seiner hohen, aber schwierigen und verantwortungsreichen Stellung zu wirken, in der er zudem das volle Vertrauen des früheren Statthalters, des Altreichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst genoß, wie auch das des jetzigen Statthalters, Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, im ganzen Umfange besitzt."

Aus den „vielen Jahren" der Wirksamkeit, die man dem Staatssekretär wünschte, sind dann nur zwei und eine halbe Woche geworden. Da nahm Max von Puttkamer seinen Abschied.

Eine große Erregung ging damals durch das Reichsland. Alle Zeitungen waren des innigen Bedauerns über sein Scheiden voll, aus allen Schichten der Bevölkerung liefen Trauerbriefe ein; u. a. ein rührender Brief eines katholischen Geistlichen, der mit dem Segen der Jungfrau Maria für das Haupt des Scheidenden schloß ...

Die Ereignisse gingen ruhigen, unabänderlichen Schrittes weiter ... Max von Puttkamer hat noch fünf Jahre in der Muße gelebt, die seiner aktiven Natur so völlig ungewohnt war. Er hat allen Bitten, Erinnerungen aus dem tiefen Goldschacht seiner Erfahrung und Beobachtung heraufzuholen und sie als wertvolle Dokumente der Geschichte in Wort und Schrift niederzulegen, ein „Nein" entgegengesetzt. Teils hat ihn wohl seine übergroße Bescheidenheit davon zurückgehalten (er glaubte nicht daran, guten Stil und interessante Fassung für seine Gedanken und Erinnerungen zu finden), teils aber auch die Erkenntnis, daß eine von Schmerz bewegte Seele nicht das schöne Gleichgewicht finden würde, das zur möglichst objektiven Auffassung und Darstellung eines Stückes Geschichte gehörte, das man *selbst* durch seine Tätigkeit mit gestaltet hatte ...

In vielen Nekrologen bedeutender Zeitungen sind bei seinem Tod 1906 umfassende Würdigungen von Puttkamers politischer Persönlichkeit gegeben worden. Ich will hier nur einige Stellen aus dem Nachruf der „Kölnischen Zeitung", als eines vornehmen Weltblattes, zitieren, die merkwürdig ähnliche Linien weisen mit dem Bild, das ich hier skizziert habe ...

„Der Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer ist gestern abend in Baden-Baden gestorben, wo er seit seinem 1901 erfolgten Rücktritt die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Der Wirkliche Geheime Rat Max von Puttkamer gehörte zweifellos zu den hervorragendsten staatsmännischen Gestalten, die nach 1870 mitgeholfen haben, die Geschicke der wieder deutsch gewordenen Reichslande zu bestimmen; trug er doch während dreißig Jahren eine Menge von Bausteinen zur Aufrichtung des deutschen Staatsgebäudes in Elsaß-Lothringen herbei und wirkte mit an der inneren Ausgestaltung und Wohnlichkeit des Gebäudes, in dem sich die zweihundert Jahre von den Franzosen beherrschte Bevölkerung behaglich zu fühlen begonnen hat. Er gehörte zu den Männern, die ein günstiges Geschick zur rechten Zeit an den rechten Platz stellte, zu den Männern, die in der Reife ihrer Anschauungen den Umbildungsprozeß der reichsländischen Verhältnisse seinen natürlichen Gang haben gehen lassen und dem auf manchmal sehr erregten Wogen treibenden Schiff mit starker Hand die Richtung gewiesen haben. Erst wenn die Jahre das Fundament geschaffen haben werden, von dem aus die Allgemeinheit die stille, stetige Arbeit Max von Puttkamers ohne Trübung des Blickes durch die Färbung der Parteibrille betrachten kann, wird man zur rechten Würdigung des Staatsmannes gelangen, der in schwierigen Verhältnissen das Reichsland in die neue Zeit hinübergeführt hat. So leicht es ist, den Spuren der Männer nachzugehen, die dröhnenden Ganges durch die Welt schreiten, so schwer ist es, feingeistigen Männern zu folgen, die, Feinde lauten Hervortretens, nie ihre Person in den Vordergrund stellen, sondern stets bestrebt sind, ihre Persönlichkeit mit dem Schilde ihrer Arbeit zu decken.

Ein solcher Mann war Max von Puttkamer.

Fürst Bismarck hat ihn stets durch volles Vertrauen ausgezeichnet, und nicht mindere Achtung genoß seine ruhige, stetige Art bei seinen unmittelbaren Vorgesetzten. Freiherr von Manteuffel hat ihm stets freie Hand innerhalb seines

Ressorts gelassen. Von dem schönen Verhältnis, in dem Manteuffel und Puttkamer zueinander standen, und von dem tiefen Verständnis der beiden Männer für ihre Naturen zeugt die feine Würdigung der Persönlichkeit Manteuffels in dem Werke ‚Die Aera Manteuffel' aus der Feder Alberta von Puttkamers, bei dessen Abfassung ihr Gemahl Wertvolles beigesteuert hat.

In verständnisvollem Zusammenwirken hat er dann fast ein Jahrzehnt dem zweiten Statthalter, Fürsten Chlodwig Hohenlohe, als kluger Berater zur Seite gestanden, und fast sieben Jahre noch war seine Mitarbeiterschaft dem dritten Statthalter, Fürsten Hohenlohe-Langenburg, erhalten. Nicht Stück für Stück, in allen ihren Einzelheiten lassen sich seine Erfolge aufführen. Wenn aber die Verhältnisse in einem Lande, dessen Bevölkerung Frankreich, von dem sie das Jahr 1870 losriß, ohne Rücksicht auf die alte Vergangenheit als ihre Heimat ansah und liebte, im Laufe eines Menschenalters sich so entwickelt haben, daß ein deutscher Geschichtschreiber einer späteren Zeit sich vom nationalen Standpunkt aus damit zufrieden erklären kann, so hat Max von Puttkamer den größten Anteil daran."

Ja, er war ein ausgezeichneter Mann an Geist, Charakter und Gemüt, und ihnen war vornehme und feine Schulung und Zucht geworden: in der ernsten Kindheit nach fast spartanischen Gesetzen einer grundlegenden Erziehungsanstalt; in der Jünglingszeit in einer bewegten Schule der Erfahrung, die das hochgehende politische Leben des Jahres 1848 und der folgenden brachte (einer Zeit, deren Frühlingsstürme geradezu mächtig entwickelnd für die Keime staatsmännischer Talente werden mußten); und in der Manneszeit durch die großen und interessanten Aufgaben, vor die seine Kraft gestellt ward; in den Parlamenten und im neueroberten Reichsland.

Sein geistiges Wesen ist wirklich eine lebendige Verbindung und Durchdringung mit der Entwicklung der elsaß-lothringischen Geschichte eingegangen. Er hat die Psyche des Landes und Volks gekannt und geliebt wie keiner; und auch für alle geistigen Strömungen im Lande, die nicht politisch waren, hat er feines Verstehen gehabt. Besonders für die Künste! Er war in keiner Kunst ausübend begabt, aber er hatte eine künstlerische Seele, so möchte ich's nennen ...

Eine geistreiche Schweizerin, Frau B., Kennerin der deutschen und französischen Literatur und Geistesgeschichte, die vor Jahren einen schöngeistigen Salon in Straßburg hatte, verglich meinen Mann gern mit dem Prince de Ligne. Wohl auch mit Recht, denn Max von Puttkamer besaß eine ganz ungewöhnlich vielseitige, im eigensten Sinne humanistische Bildung, die er in geistsprühender Unterhaltung flüssig machte. Seine gediegene Bildung hatte er im Aufgang seines Lebens gern mit den besten Elementen englischen Geisteslebens durchdrungen. England war ihm auch für das parlamentarische Leben vorbildlich; und Macaulay insbesondere war ihm, wie ich schon oben aussprach, eine anziehende und wahlverwandte Natur.

Wie er von deutschen Historikern besonders Ranke liebte, so von englischen Macaulay und Carlyle; und von Dichtern standen neben seinem vielgeliebten

Goethe (auch Heine gab er neben dem Gewaltigen einen warmen Platz) damals in anziehendster Gestalt die Engländer Shakespeare und Byron.

Als er im Zenit seines Mannesalters nach Elsaß-Lothringen kam, in dessen Kulturboden noch tief und frisch die Saat französischen Geisteslebens eingestreut war und hoch aufsproßte, wuchsen in seine deutsche Grundbildung Blüten französischen Wesens hinüber. Ich möchte sagen: wie zuerst der Duft der Feinblüte englischer Kultur in seine Bildung trat, so später ein Duft der französischen. Das mischte in sein im Grunde schweres und tiefes Wesen sehr glücklich einige leichtere und feinere Elemente ...

Er hat noch in der Stille seiner Zurückgezogenheit der letzten Jahre mit regsamem Geist die geschichtliche und kulturelle Entwicklung seiner großen Heimat, des Deutschen Reiches, und seiner engeren, Elsaß-Lothringens, verfolgt. Besonders bekundete er immer eine in seiner milden, maßvollen, staatsweisen Art ernste Abneigung den Auswüchsen und Uebergriffen moderner Kampfnaturen und antistaatlicher Strömungen gegenüber. Und er klagte oft, daß die Deutschen dadurch, daß sie den Widerstreit der Parteigegensätze zu sehr in den Vordergrund der politischen Bühne trügen, das häßliche Schauspiel zersplitterter Kräfte böten und dabei leicht das richtige Gefühl verlören, sich dem Ausland gegenüber allezeit in edler Geschlossenheit und nationaler Einheit darzustellen ...

Solche ruhevollen, von verinnerlichter Erfahrung abgeklärten Geister, wie Max von Puttkamer einer war, können, wo es ihnen vergönnt ist, lebendig durch Wort und Beispiel zu wirken, von großer erzieherischer Bedeutung sein ...

Von neuzeitlichen Monarchen hat mein Mann eine wahrhaft innige Verehrung und Liebe für Wilhelm I. und den Großherzog Friedrich von Baden gehabt, diese Fürsten milder Weisheit und Menschenliebe, sowie er auch allezeit die großen Seiten in Kaiser Wilhelms II. sowie seinen ungemein regen und weltumfassenden Geist bewunderte ...

Bei aller intellektuellen Bedeutung hatte Max von Puttkamer ein reiches, gutes, fast allzu weiches Herz und einen Charakter von einer Schmiegsamkeit, Anpassungsfähigkeit und dabei Stärke, wie er wohl äußerst selten sein dürfte. Er zeigte sich jeder Lage gewachsen. Er war im Glanze glänzend und würdig und im Unglück still und ergeben. Er hat sich immer still und groß in den Rahmen gefügt, den das meisternde Schicksal um ihn schloß. In der Weite wie in der Enge der Lebensbedingungen, in der Höhe wie in der Tiefe war *eines* aber *immer* gleich: seine Bescheidenheit und Bedürfnislosigkeit ... Er hat die glänzenden Waffen seines Geistes niemals verletzend geführt. Er bedrückte untergeordnete Geister nie mit dem Vorrang des seinen; im Gegenteil, er wußte sie so anzuregen, daß sie sich in ihren besten Elementen emporgewachsen fühlten.

Ich habe ihm ein Denkmal setzen wollen, dem Guten, Klugen, Großen, ein Denkmal, dessen Marmor in wärmerem Licht strahlt und plastischer lebendig ist, als es der Stein des Grabmals sein kann ...

Möge es viele, Freunde und Widersacher (denn welcher Irdische hätte sie

nicht!?), mit ernstklaren Blicken anschauen und das Erinnern aufwecken an die Tage, wo Max von Puttkamer, ein starker, edler Mensch, unter ihnen wandelte und wirkte für seine herrliche Heimat mit aller lauteren Kraft seines Geistes und seines vornehmen Herzens ...

Radium

Von

U. Behn.

Von größter Wichtigkeit ist es — so versichert Mephisto dem Schüler —, daß man in der Wissenschaft alles „gehörig klassifizieren" lerne. Aber Goethes Achtung vor „des Menschen allerhöchster Kraft" war in Wirklichkeit nicht gering. Und die Worte, die Mephisto, in Fausts Talar gehüllt, diesem kurz zuvor nachgerufen hat, scheinen selbst von dem alles verneinenden Dämon recht ernst genommen zu sein.

Das Klassifizieren hat ja nun gewiß seinen guten Wert, der Ordnung wegen, d. h. aus ökonomischen Gründen, denn so trivial es ist: wenn ich weiß, wo eine Sache hingehört und ist, brauche ich nicht nachzudenken, wo ich sie finde.

Auream quisquis mediocritatem diligit, wer den goldenen Mittelweg einzuhalten weiß, wird sich von selbst vor Uebertreibungen hüten. So braucht man sich zum Beispiel nicht über die Beantwortung der Frage zu ängstigen, wo die Chemie aufhört und die Physik anfängt — und umgekehrt. Freuen wir uns, daß gerade solchen strittigen Grenzgebieten der Wetteifer die schönsten Früchte zeitigt. Wer wollte das leugnen, wenn er auf das erste Dezennium der Radiumforschung zurückblickt? Die tüchtigsten Kräfte auf beiden Seiten in unaufhaltsamem Vordringen; der Kühnheit der Hypothese, der Schärfe der mathematischen Logik und der Feinheit des ausschlaggebenden Experiments kann sich der Erfolg nicht versagen; und der Schreiber dieser Zeilen will als Zuschauer einiges davon berichten.

Der Anstoß erfolgte durch Röntgens Entdeckung (1895), die unmittelbar mehr als jede andre sogleich weite Kreise interessierte.

Die Röntgenstrahlen, die mit dem Auge direkt nicht wahrnehmbar sind, haben ein starkes und von den Lichtstrahlen ganz abweichendes Durchdringungsvermögen; und da sie auch auf die photographische Platte wirken, so ist es möglich, das Innere undurchsichtiger und unzugänglicher Gegenstände, z. B. des lebenden menschlichen Körpers, zu photographieren. Allerdings sind die so (oder auf dem Fluoreszenzschirm) erhaltenen Bilder immer nur Schattenrisse. Ein Analogon der photographischen Kamera gibt's hier nicht, da die Röntgenstrahlen die Eigenschaft des Lichtes, gebrochen, reflektiert und gebeugt zu werden, nicht teilen. In der ursprünglichen Konstruktion der „Röntgenröhren" (Röntgenlampen) gingen diese Strahlen von derjenigen Stelle der Glaswand aus, wo diese von den in

der Röhre erzeugten sogenannten „Kathodenstrahlen“ getroffen wurde. Dieser Fleck unterscheidet sich, wenn die Röhre in Betrieb ist, von seiner Umgebung durch die hellgrüne Fluoreszenz des Glases. Es lag daher nahe, bei dem Forschen nach Röntgenstrahlen andern Ursprunges, das alsbald begann, zunächst solche Körper zu untersuchen, die ebenfalls Fluoreszenz zeigten. Auf diesem Wege fand Henri Becquerel, daß Uransalze ebenfalls Strahlen aussandten, die durch mehrfache Lagen schwarzen, für Lichtstrahlen völlig undurchlässigen Papieres hindurch eine photographische Platte beeinflußten. Und was das merkwürdigste war, diese Strahlung war von der Fluoreszenz der Substanz ganz unabhängig. Es war also nicht nötig, die Salze vorher zu belichten, ja das Uranmetall, das gar kein Fluoreszenzlicht besitzt, leistete noch bessere Dienste als seine Salze. Daraus ergab sich nun, daß man es hier mit neuen Strahlen zu tun habe, die Becquerelstrahlen genannt wurden. Allerdings teilten sie manche Eigenschaft mit den Röntgenstrahlen, so zum Beispiel die, die Luft, die, einerlei ob trocken oder feucht, im normalen Zustand ein guter Isolator ist, elektrisch leitend zu machen. Das Forscherehepaar Curie unternahm es nun, alle ihm aus Museen u. s. w. zugänglichen Mineralien auf die gleichen Eigenschaften hin zu untersuchen. Dabei fand es, daß besonders die in Johanngeorgenstadt und Joachimstal gewonnene Pechblende Becquerelstrahlen aussendet, und zwar noch stärker als das Uran selbst. Da dieses aber nur einen Teil des genannten Erzes ausmacht, so ergab sich ohne weiteres, daß in dem Rohmaterial ein noch stärker strahlender Körper vorhanden sein mußte. Ihn zu isolieren war die nächste Aufgabe. Bald konnten drei Substanzen aus der Pechblende gewonnen werden, die das Uran an Strahlung stark übertrafen; und schließlich wurde durch außerordentlich mühevolle und langwierige chemische Manipulationen eine winzige Menge eines Salzes hergestellt, das, in der Folge reiner und reiner isoliert, fast das Zweimillionenfache an Becquerelstrahlen (mit dem Uran verglichen) aussendet. Die spektroskopische Untersuchung dieses Salzes ergab nun, daß man es mit einer Verbindung (Chlorid oder Bromid) eines bisher unbekannten neuen strahlenden Elementes, des „Radiums“, zu tun habe. So sicher wie die Identität eines Menschen aus seiner Handschrift, kann ja diejenige eines Elementes durch Zerlegen des ihm eigentümlichen Lichtes festgestellt werden. Hier wie dort gibt es Handschriften, die so sonderbar und charakteristisch sind, daß der erste Anblick schon genügt, um sie zu unterscheiden. Hier wie dort findet das nähere Studium Unterschiede in Menge, die dem flüchtigen Blicke entgehen. Nur daß die Spektralanalyse ein exaktzahlenmäßiges, also ungleich sichereres Resultat liefert als die Graphologie. Wenn aber im vorliegenden Fall noch ein Zweifel möglich gewesen wäre, so wurde auch dieser schnell beseitigt durch die Atomgewichtsbestimmung des Radiums. Während nämlich die chemische Analyse mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, weil die chemischen Eigenschaften des Radiums denen des Baryums sehr ähnlich sind, so ergab die Atomgewichtsbestimmung, d. h. die Bestimmung derjenigen Quantität, mit welcher der Körper in Verbindungen eingeht, 225 an Stelle von 137 beim Baryum.

Außer dem Uran hatte sich übrigens noch ein andres, schon lange bekanntes Element, das Thorium, als „radioaktiv“ erwiesen. Und heute könnten wir eine Reihe solcher Stoffe aufzählen, von denen aber zurzeit noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen ist, ob es Elemente sind oder nicht.

Die Forschung, von wenigen begonnen, zog mehr und immer mehr Gelehrte in ihren Kreis; die Reihe der Namen, die zu nennen wären, scheint schier unübersehbar; nur zwei von ihnen seien noch genannt: Rutherford und Ramsay.

Als Eigenschaften des Radiums, dieses wunderbarsten aller Elemente, fand man wesentlich folgende: Ununterbrochen strahlt dasselbe in den Raum aus, eine Strahlung, die nicht nur von Verlust an Energie, sondern auch von Verlust an Materie (wenn diese beiden Begriffe noch unterschieden werden dürfen) begleitet ist. Ununterbrochen produziert das Radium Wärme, und zwar genug, um jede Stunde mehr als sein eignes Gewicht Wasser vom Eispunkt bis zum Sieden zu erhitzen. Alle fluoreszenzfähigen Körper zeigen ihr eigentümliches „kaltes Licht“, wenn sie von den Strahlen getroffen werden. Ja selbst Körper, bei denen man sonst diese Fähigkeit kaum beobachtete, fluoreszieren, so zum Beispiel der Augeninhalt. Legt man ein Radiumpräparat an die Schläfe, so empfindet man bei geschlossenen Augen eine gewisse Helligkeit, ein Experiment, das selbst ein Blinder ausführen kann, vorausgesetzt, daß der Sehnerv intakt ist. Wie schon erwähnt, schwärzen die Radiumstrahlen die photographische Platte ebenso wie die Röntgenstrahlen. Den Organismen gegenüber verhalten sie sich wesentlich unheilvoller als diese, indem sie langwierige, schwer heilende Hautwunden verursachen. Forscher, die täglich mit Radiumpräparaten zu arbeiten haben, müssen alle Vorsicht anwenden und können auch so nicht immer sich vor Verletzungen schützen. Selbst Bakterienkulturen, deren unheimliches Wachstum ja bekannt ist, scheinen unter dieser Strahlung nicht recht zu gedeihen. Bei weitem die wichtigste Eigenschaft ist aber, wie schon erwähnt, die, daß die Strahlen die Luft „ionisieren“, sie elektrisch leitend machen.

Die Tatsache, daß Luft für gewöhnlich die Elektrizität nicht leitet, also von einer geladenen Metallkugel zum Beispiel auch nicht fortführt, ist eigentlich noch unsern Vorstellungen recht auffallend. Müssen wir uns doch die Luftmoleküle in lebhaftester Bewegung denken, derart, daß in jeder Sekunde eine außerordentlich große Zahl derselben gegen eine solche Metallkugel anprallt; aber diese Moleküle scheinen keine Ladung aufnehmen zu können. Erst wenn sie gespalten sind in kleinere Teile, für die man die Bezeichnung „Jonen“ (die Wandernden) von den Vorgängen in Lösungen entlehnte, findet dies statt. Durch die Radiumstrahlen wird nun die Luft ionisiert, und ein Apparat, der elektrische Ladungen erkennen oder messen läßt (Elektroskop oder Elektrometer), zeigt das Vorhandensein von Radium oder irgendeiner andern mit ähnlichen Strahlungseigenschaften begabten („radioaktiven“) Substanz an, auch wenn dieselbe nur in verschwindend kleinen Mengen vorhanden ist. Um sich eine Vorstellung von der Empfindlichkeit dieser Methode zu machen, rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, daß es im allgemeinen keine Schwierigkeiten macht, etwa $^1/_{10}$ Gramm einer Sub-

stanz, z. B. Kochsalz, durch chemische Analyse als solches zu erkennen. In diesem Falle ist der Geschmack schon empfindlicher; aber der hunderttausendste Teil hiervon genügt schon, um durch Spektralanalyse das in demselben vorhandene Natrium nachzuweisen. Und wenn diese winzige Substanzmenge aus einem Radiumsalz bestände, so würde wiederum ein Hunderttausendstel zu seinem Nachweis hinreichend sein. Diese Methode ist es auch vor allem gewesen, die den rapiden Fortschritt der Forschung im Gebiet der Radioaktivität trotz der Schwierigkeit und Kompliziertheit der Probleme ermöglicht hat.

Die Radiumstrahlung ist nun nicht in sich gleichartig, keine homogene, vielmehr ergab die genauere Untersuchung, daß man im wesentlichen drei verschiedene Strahlenarten zu unterscheiden habe, die man als α-, β- und γ-Strahlen bezeichnet hat. Auf die Eigenschaften dieser Strahlenarten wollen wir etwas näher eingehen. Sie nehmen das Hauptinteresse für sich in Anspruch, weil sie zum erstenmal einen Einblick gestatteten in die Konstitution der Atome und die Vorgänge in denselben.

Man hat wohl gefragt, warum nimmt denn der Forscher nicht Fragen, deren Beantwortung wichtig ist, nach eigner Wahl in Angriff? Der Nutzen, ideal oder praktisch, würde dann doch schneller folgen, als es so oft der Fall ist. Gewiß würde er das, wenn man so überhaupt vorwärts kommen könnte. Aber der Forscher wie der Pionier, der Entdeckungsreisende überhaupt, muß sich seinen Weg suchen, und dieser Weg richtet sich nach den Möglichkeiten, die das Terrain bietet. Erst wenn ein Ziel erreicht ist, und oft war es ein unerwartetes, kann man daran denken, gerade Chausseen zu bauen, die den Weg bequem machen und nun auch von vielen benutzt werden können.

Ehe wir aber die wunderbare Chance, vorwärts zu kommen, in der Naturkenntnis der kleinsten Vorgänge, mit denen verglichen die Welt des Mikroskops eine gigantische ist, näher ins Auge fassen, sei eine kleine Abschweifung gestattet.

Bei dem Worte Strahl denkt man zunächst an einen Vorgang, wie wir ihn etwa beim Wasserstrahl vor uns haben, einen Vorgang also, bei dem materielle Teilchen von einem Punkte aus (meist auf geradlinigen Bahnen) ausgeschleudert werden. So dachte sich Newton, daß die Lichtstrahlen nichts andres seien als kleine, von dem leuchtenden Körper ausgeschleuderte Teilchen. Es zeigte sich nun allerdings bald, daß *hier* diese Theorie nicht am Platze ist, daß vielmehr die Lichtstrahlen in einer Art Wellenbewegung bestehen, wobei wir entweder einfach an das mechanische Analogon von Wasserwellen denken können, was noch immer die einfachsten Gedankenbilder liefert, oder uns sogleich vergegenwärtigen, daß diese Wellen[1]) elektromagnetischer Natur sind. Es ist also die Licht- (oder Wärme-)strahlen wesensgleich mit den Hertzschen Strahlen elektrischer Kraft, mit denen man heute drahtlos telegraphiert. Wir haben demnach zwei völlig ver-

---

[1]) Genauer: Transversalwellen (im Gegensatz zum Beispiel zu den Longitudinalwellen der Schallstrahlen). Es fand sich nämlich, daß ein Lichtstrahl, von verschiedenen Seiten betrachtet, sich verschieden verhalten kann.

schiedene Gruppen von Strahlungsarten zu unterscheiden, die Emissions- und die Undulationsstrahlung.

Die Emissionshypothese macht von vornherein weniger Annahmen über eine Strahlung, ist also die naheliegendere. Es war daher nur logisch, daß Newton versuchte, sie für das Licht anzuwenden. Mußte sie in diesem Falle auch verworfen werden, so wird doch bei jeder neuentdeckten Strahlung zunächst wieder die Frage zu entscheiden sein: Emission oder Undulation? In der Tat ist die Emissionstheorie in letzter Zeit auf neuentdeckte Strahlen mehrmals und mit Erfolg angewandt worden.

Eine große Gruppe von Erscheinungen, deren Studium unter anderm auch zur Entdeckung der Röntgenstrahlen führten und die mit unserm Thema eng zusammenhängen, bilden die Vorgänge, die sich in evakuierten Glasröhren abspielen, wenn man ihnen mit Hilfe eingeschmolzener Metalldrähte einen elektrischen Strom von hinreichender Spannung zuführt. Man kann eine Menge von glänzenden, farbenprächtigen Leuchterscheinungen auf diese Weise hervorrufen. Das Interesse der Forscher aber knüpfte sich bald an einen an und für sich ganz unscheinbaren Vorgang. Von dem negativen Pol (Kathode) einer solchen Röhre geht, wenn sie hochevakuiert ist, ein schwaches Leuchten senkrecht zur Oberfläche des Metalles aus und verfolgt geradlinige Bahnen, bis es die Rohrwand trifft und hier unter Fluoreszenz des Glases absorbiert wird. Die beschriebene Erscheinung geht von den Kathodenstrahlen aus, unsichtbare Strahlen, für welche die Emissionshypothese schon vor Jahren ausgesprochen und in letzter Zeit quantitativ ausgearbeitet wurde. Wir haben es hier wirklich mit Teilchen zu tun, die von der Kathode ausgeschleudert werden und negativ geladen sind. Treffen sie auf die Glaswand oder einen andern fluoreszenzfähigen Körper, so leuchtet dieser hell auf. Und hier, wo die Kathodenstrahlen absorbiert werden, ist der Ausgangspunkt der Röntgenstrahlen. Diese werden besonders reichlich erzeugt, wenn die Kathodenstrahlen auf Platin fallen, weshalb man sie meist auf eine „Antikathode" aus diesem Metall zu konzentrieren pflegt. Durch sinnreiche Versuchsanordnung gelang es nun, diese Kathodenstrahlteilchen, die wir mit keinem Sinne direkt wahrnehmen können, trotzdem näher kennen zu lernen, indem zwei wichtige Eigenschaften bestimmt werden konnten: ihre Geschwindigkeit und ihre Masse. Wenn wir sogleich vorausschicken, daß die Masse dieser Teilchen beispiellos klein und daß ihre Geschwindigkeit sich der des Lichtes nähert, so daß sie die Strecke von einem Meter, die im Experiment wohl selten verwandt wird, in 0,00000002 Sekunden etwa zurücklegen, so scheint es zunächst schwer verständlich, wie diese Größen bestimmt werden konnten. Was zunächst die Geschwindigkeit betrifft, so war es natürlich nicht möglich, sie nach direkten Methoden zu bestimmen, wie wir sie beim langsam bewegten Körper anwenden; denn selbst die Geschwindigkeit eines Geschosses verhält sich zu der eines Kathodenstrahlteilchens wie die einer besonders langsamen Schnecke zu der des besten Rennpferdes. Es muß hier genügen, anzudeuten, daß die Messung in indirekter Weise gelang, etwa wie wenn man die Geschwindigkeit eines Projektils aus

seiner Bahnkurve und der Größe der Schwerkraft, die ja die Krümmung der ersteren verursacht, berechnete. Man fand so eine mittlere Geschwindigkeit von etwa 50000 Kilometer pro Sekunde. Auch die Masse konnte natürlich nicht nach der gebräuchlichen Methode der Wägung[1]) bestimmt werden. Vielmehr war hier ein noch größerer Umweg nötig als bei der Geschwindigkeitsbestimmung. Aus dem Verhalten der Teilchen gegenüber elektrischen und magnetischen Kräften konnte nämlich (außer ihrer Geschwindigkeit) das Verhältnis ihrer elektrischen Ladung zu ihrer Masse ermittelt werden. Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, ja wohl kaum zu bezweifeln, daß die Ladung, unabhängig von dem Gase, mit dem das Rohr gefüllt war, dieselbe ist, die auch bei der elektrischen Zersetzung (Elektrolyse) von Lösungen als „Elementarquantum" von unveränderlicher Größe auftritt. Aus dem bezeichneten Verhältnis und der bekannten Ladung ergibt sich aber dann die Masse selbst. Man fand so das unerwartete Resultat, daß die Masse dieser Teilchen, die den Namen Elektronen erhielten, reichlich tausendmal kleiner ist als die eines Atoms. Bisher hatte man ja angenommen, daß die kleinsten Massenteilchen eben die Atome seien, und weil man einerseits noch nie auf Erscheinungen gestoßen war, die kleinere, selbständig vorkommende Massen postulierten, anderseits viele Erscheinungen darauf hindeuten, daß die Materie nicht kontinuierlich aus (wirklich) unendlich kleinen Teilchen bestehen könne, war dieser Schluß vollkommen logisch. Jetzt wurde eine Modifikation unsrer Anschauungen notwendig; notwendig nicht, wie behauptet worden ist, durch einen Bankrott naturwissenschaftlicher Theorien, die ja nie mehr sein wollen als Bilder, die Unfaßbares uns Menschenkindern so weit verständlich machen wollen, daß Schluß an Schluß gereiht und experimentell geprüft werden kann; sondern vielmehr notwendig, weil jede Möglichkeit eines weiteren Ausbaues unsrer Anschauungen benutzt werden muß. Und hier zeigte sich zum erstenmal eine Andeutung, die den Weg zum Verständnis von Vorgängen und Zuständen innerhalb des Atoms zu weisen schien. Die Fortsetzung dieses Weges lieferte das Radium, denn unter seinen Strahlen befand sich eine Art, die β-Strahlen, die ebenfalls aus negativ geladenen Elektronen bestehen, also mit den Kathodenstrahlen wesensgleich sind, nur daß die Geschwindigkeiten hier bis etwa 270000 Kilometer pro Sekunde steigen, also der Lichtgeschwindigkeit (300000) sehr nahe kommen.

In den hochevakuierten Röhren finden wir nun noch eine andre Emissionsstrahlung, die ebenfalls von der Kathode, aber von ihrer Rückseite ausgeht. Diese besteht aus Teilchen, die, fast von der Größe der Atome, eine positive Ladung mit sich führen und sich mit erheblich geringerer Geschwindigkeit bewegen. Auch diese wurden beim Radium wiedergefunden, es sind die α-Strahlen. Die γ-Strahlen endlich sind wohl sekundärer Natur und den Röntgenstrahlen

---

[1]) Die übrigens eine indirekte ist, da man durch dieselbe nicht Massen, sondern Gewichte vergleicht. Masse und Gewicht ist aber nicht dasselbe. Ein Stein zum Beispiel, der hinreichend weit von der Erde entfernt wird, verliert sein Gewicht, ohne daß sich seine Masse ändert.

verwandt, und zwar solchen, die einer „harten", d. h. sehr hoch evakuierten Röntgenröhre entstammen. Wie diese sind die Undulationsstrahlen. Ihr Durchdringungsvermögen ist so groß, daß man mit ihnen durch eine 10 Zentimeter dicke Schicht Blei hindurch photographieren kann.

Damit diese Strahlen nun zustande kommen, müssen offenbar fortdauernd Atome zersplittern, und da dies, soweit wir bisher urteilen können, unter allen Umständen geschieht, so müssen wir die Radiumverbindungen als Materie betrachten, die sich in labiler Form befindet und die sowohl Masse wie Energie ohne Unterlaß im Raume verstreut. Während nun die Masse, die von einem Radiumpräparat verloren geht, in der bisher zur Verfügung stehenden Zeit, die ja allerdings noch keine zehn Jahre umfaßt, nicht gemessen werden konnte, sind die Energiemengen ungeheuer groß. Hieraus folgt, daß die Atome selbst Energiespeicher sind von unfaßbarer Ausgiebigkeit. Ist das Interesse dieser wichtigen Folgerung auch zunächst nur ein wissenschaftliches, so erkennt man auf der andern Seite die große praktische Bedeutung, die diese Entdeckung sofort gewinnen würde, wenn es je gelänge, den Zugang zu diesen Speichern zu finden. Wenn man sich sonst mit einer gewissen Erleichterung darüber Rechenschaft gibt, daß die Wasserkräfte unsrer Erde die zur Neige gehenden Steinkohlenlager völlig ersetzen könnten, so würde diese wie jene Energiequelle als geringfügig übergangen werden, wenn einmal die Atomenergien zum Betrieb unsrer Maschinen dienstbar gemacht werden könnten.

Das scheinen ferne Träume zu sein, und doch sind es zum Teil Wirklichkeiten, die auch dem Menschengeschlecht von jeher zugute gekommen sind. Zwar ist die Radiummenge, die sich bisher in den Händen der Forscher befindet, sehr gering: im ganzen jedenfalls noch nicht 50 Gramm. Dennoch darf man das Vorkommen des Radiums nicht ohne weiteres als seltenes bezeichnen. Ja, wir haben Grund anzunehmen, daß auf der Sonne große Mengen dieses kostbaren Stoffes vorhanden sind. Und so müssen die von ihm abgegebenen Energiemengen im Haushalte der Natur eine wichtige Rolle spielen, von der man vor einem Jahrzehnt noch keine Ahnung haben konnte. So hat man sich wohl die Frage vorgelegt, wie es möglich sei, daß keine Abnahme der Sonnenwärme nachgewiesen werden konnte, obgleich die geologischen Dokumente der Erde über Temperatur- und Klimazustände bis in ferne Zeiten zurück Auskunft geben.[1]) Helmholtz hat einmal nachgewiesen, daß eine geringe Verdichtung der Sonnenmasse genügen würde, um den gewaltigen Verlust an ausgestrahlten Wärmemengen zu decken, und diese Erklärung steht mit den beobachteten Tatsachen nicht im Widerspruch, da die so resultierende Verkleinerung des Sonnendurchmessers geringer sein würde, als daß sie von unsern Astronomen bisher hätte nachgewiesen werden können. Heute läßt sich berechnen, daß ein Gehalt der Sonne von einem einzigen Prozent Radium ihre Wärmeverluste wettmachen würde.

---

[1]) Die „Eiszeiten" sind vorübergehende Zustände, die nicht in einer Aenderung der Sonnenstrahlung begründet sind.

Auch für Fragen, die speziell unsre Erde betreffen, hat das Vorkommen des Radiums eine fundamentale Bedeutung. Es gab Anhaltspunkte, aus denen man schließen durfte, daß die Erde ihre relativ kühle Oberfläche durchaus nicht seit unabsehbar langer Zeit besessen habe, sondern es schien, daß diese Zeit kleiner sein müsse als 100 Millionen Jahre. Diese von Physikern ausgeführte Näherungsrechnung stieß bei den Geologen auf Widerspruch, indem diese die Ansicht verfochten, daß man es mit wesentlich größeren Zeiträumen zu tun habe. Zieht man die fortdauernde Wärmeentwicklung des überall in der Erdkruste, wenn auch in geringen Mengen, vorhandenen Radiums in Betracht, so ergibt sich, daß dieses die Abkühlung wesentlich verlangsamen mußte. Immerhin muß abgewartet werden, daß man nähere Kenntnis von den in Betracht kommenden Radiummengen gewinnt, ehe man zu einer erneuten Rechnung den Ansatz machen kann.

Scheint es im ganzen fast zu beklagen, daß das Radium nicht in größeren Mengen vorkommt, so hat doch auch dies zweifellos seine guten Seiten. Nicht daß etwa die schädlichen Wirkungen des Radiums auf die Organismen zu fürchten wären, denn diese haben sich ja von jeher ihren äußeren Lebensbedingungen angepaßt und würden eine stärkere Radiumstrahlung, wenn sie immer gleichmäßig vorhanden gewesen wäre, eben auch zu ertragen gelernt haben. In geringen Mengen scheinen übrigens radioaktive Substanzen geradezu Heilwirkungen auf den menschlichen Körper zu äußern. Haben sich doch viele Thermalwässer als radioaktiv erwiesen; allerdings muß hinzugefügt werden, daß man bei manchem Leitungswasser dasselbe, und zwar in höherem Grade gefunden hat als in gesuchten Heilquellen. Aber gerade der exakte Naturwissenschaftler und speziell der Elektrotechniker scheint besonderen Grund zu haben, sich über die Seltenheit des Radiums zu freuen. Gingen doch der Erzeugung der gewaltigen elektrischen Ströme, über die wir heute verfügen, Laboratoriumsversuche voraus, bei denen es sich darum handelte, minimale elektrische Mengen zu beobachten und mit ihnen zu experimentieren. Und wie hätte dies je geschehen können, wenn es infolge Radiumstrahlung unmöglich gewesen wäre, einen Leiter zu isolieren und auf ihm Elektrizitätsmengen anzusammeln?

Nachdem man erkannt hatte, daß das Radium durch einen unaufhaltsam vor sich gehenden Prozeß sich selbst zerstört, lagen zwei Fragen nahe. Erstens, was wird aus dem Radium, das als solches verloren geht, und zweitens, ob denn die Gesamtmenge des überhaupt vorhandenen Radiums in Abnahme begriffen sei. Diese letztere Frage ist keineswegs ohne weiteres zu bejahen, denn es scheint, als ob diese kostbare Substanz, wie sie spontan schwindet, so auch selbsttätig entsteht. Sicherere Auskunft können wir aber auf die andre Frage geben. Es ist nämlich unzweifelhaft nachgewiesen, daß ein Teil des verschwindenden Radiums sich in Helium verwandelt (Ramsay). Vor etwa dreißig Jahren wurde von Lockyer durch spektralanalytische Beobachtungen ein neues unbekanntes Element auf der Sonne nachgewiesen und von ihm als „Sonnenelement", Helium, bezeichnet. Neuerdings ist derselbe Stoff auch in irdischen Mineralien

gefunden, und zwar immer in radiumhaltigen. Dieselbe Verwandlung, die in diesen Gesteinen also dauernd vor sich geht, konnte dann auch im Laboratorium im einzelnen verfolgt werden. Es ist nicht eine direkte, denn aus dem Radium entsteht zunächst ein schweres Gas, das „Emanation" genannt wurde und das, seinerseits wieder zerfallend, Helium erzeugt. Die Emanation geht aber außerdem in eine Substanz über, die, wiederum radioaktiv, eine neue abspaltet, und so fort, so daß im ganzen sieben aufeinanderfolgende radioaktive Produkte festgestellt werden konnten. Trotz der minimalen Mengen, in denen sie entstehen, können sie deutlich unterschieden werden durch die Geschwindigkeit ihres Vergehens, über die das Elektrometer Auskunft gibt. Erst das achte scheint ein stabileres Material zu sein, und zwar, wie neuerdings nach der von Rutherford entworfenen Theorie der Radioaktivität möglich scheint, nichts andres als ein alter guter Bekannter: das Blei.

Je genauer man die Lebensführung des Radiums und die seiner „Nachkommen" verfolgt, desto komplizierter wird die Sache. Gaben wir oben die Strahlung kurz als eine dreifache an, so wird man in Zukunft mehr Unterabteilungen machen müssen, und vor allem, man wird zu unterscheiden haben, ob denn zum Beispiel β- und γ-Strahlen von der Muttersubstanz selbst oder vom Kind, Enkel, Urenkel u. s. w. ausgehen. Die α-Strahlen gehen jedenfalls vom Radium selbst aus; sie scheinen ursprünglich ungeladen, ihre charakteristische positive Ladung erst durch Zusammenstoß mit Luftmolekülen zu erwerben und bestehen wahrscheinlich aus Helium.

Weiter aber, und hier kommen wir auf unsre frühere Frage zurück, entsteht das Radium nicht ebensogut, wie es zerfällt, und woraus entsteht es?

Wie man in radiumhaltigen Erzen stets Blei trifft — sonst wäre die oben angedeutete Hypothese ja nicht statthaft —, so verfällt hier das stets gleichzeitig vorhandene Uran in den Verdacht der paternité. Und rücksichtslos haben die Forscher ihre Recherchen in dieser Beziehung aufgenommen.

Wir hätten so also eine ganze Kette von Verwandlungen von Elementen, die Verwandtschaftsreihen ganz neuer Art aufdecken. Die Hypothese von einem einzigen Urstoff, aus dem die Atome der verschiedenen Elemente in verschiedener Weise aufgebaut sind, scheint neues Leben zu gewinnen; nur daß der Begriff „Stoff" mit besonderer Vorsicht gehandhabt werden muß.

Wir sehen, daß die „Masse" eines Elektrons eine außerordentlich kleine ist; aber damit nicht genug, vielleicht besitzt es überhaupt gar keine wirkliche Masse, sondern besteht nur aus elektrischer Ladung!

Die Masse eines Körpers macht sich ja bemerkbar bei Bewegungsänderungen. Ein Eisenbahnwagen, der auf horizontalem Schienenweg von einem einzigen Mann in Bewegung gehalten werden kann, erfordert beträchtliche Kräfte, wenn er in Bewegung gesetzt oder aus der Bewegung zum Stehen gebracht werden soll. Ebenso bewegt sich jeder sich selbst überlassene Körper auf geradliniger Bahn. Wirken Kräfte auf ihn, die ihn seitlich ablenken oder seine Geschwindigkeit verändern wollen, so setzt er diesen vermöge seiner Masse einen Widerstand

entgegen. Das gleiche beobachtet man aber auch bei bewegten elektrischen Ladungen, so daß man in solchen Fällen mit Recht von „scheinbarer" Masse gesprochen hat. Während nun die Masse im gewöhnlichen Sinne eine unveränderliche Größe ist, lehrt die Theorie, daß die elektromagnetische (scheinbare) Masse bei sehr großen Geschwindigkeiten von diesen abhängig ist, und zwar so, daß sie nach einem ganz bestimmten Gesetze mit der Geschwindigkeit wächst. Dieses Gesetz fand sich nun bei experimenteller Untersuchung der β-Strahlen des Radiums bestätigt, so daß der Schluß folgt, daß die Masse der Elektronen nicht nur, wie von vornherein anzunehmen, zum Teil, sondern in ihrem ganzen Werte als scheinbare bezeichnet werden kann. Dann aber liegt es nahe, noch weiter zu gehen und sich zu fragen, ob denn nicht jede Masse elektromagnetischer Natur sein könne, eine Frage, die besonders deshalb viel Verlockendes hat, weil sie die einzige Möglichkeit in sich zu schließen scheint, die rätselhafteste aller Naturkräfte, die Schwerkraft, zu erklären. Denn so vertraut uns auch von Jugend auf diese Kraft ist, die das Kind in seinen Gehversuchen zu meistern lernt, so dunkel erscheint bisher dem Forscher ihr Wirken, das zwischen Sonne und Planet, ja im ganzen Weltraum in geheimnisvoller Weise waltet.

Wir sind uns der Unzulänglichkeit unsrer Sinne wohl bewußt. Sie reichen nur dort, wo es sich um Wahrnehmungen handelt, die zum Leben notwendig sind. Diese Erkenntnis hat sich so oft schon bestätigt, daß die Radiumstrahlung zu vielen Beispielen nur ein neues hinzufügt. Wichtiger scheint die sich erschließende Physik und Chemie des Atoms. So sehen wir, daß in der Radiumforschung großen Resultaten und Erfolgen größere Ausblicke, Möglichkeiten und herandrängende Fragen gegenüberstehen.

Abessinien

Von

Graf Eduard Wickenburg

(Schluß)

Nach dem Tode Johannes' bemächtigte sich Menelik der abessinischen Kaiserkrone. Im Jahre 1889 kam es zwischen Italien und Abessinien zu dem bekannten Vertrage von Utschali, der später infolge der verschiedenen Auslegung des italienischen und des abessinischen Textes zum Kriege zwischen Italien und Abessinien führte. Nach der abessinischen Version hieß es nämlich, Abessinien *könne* sich in allen Angelegenheiten mit europäischen Mächten der Diplomatie Italiens bedienen, nach der italienischen Version hieß es aber, „*müsse* sich bedienen". Durch letztere wäre demnach die Anerkennung des italienischen Protektorates über Abessinien ausgesprochen gewesen. Auch verlangten die Italiener, ihre Grenze bis an den Marebfluß auszudehnen. Da Italien von einer Revision

des Vertrages von Utschali nichts wissen wollte, so kam es zum Kriege im Jahre 1895. Die Italiener unter General Baratieri fielen in Tigre ein, besetzten Adua, Axum und drangen bis nach Makale vor, so daß sich Ras Mangascha, der Chef von Tigre, zurückziehen mußte. Menelik erschien nun selbst mit einem großen Heere auf dem Kriegsschauplatze. Die Italiener verloren im weiteren Verlaufe des Krieges das Gefecht bei Ambo Alagi; Makale wurde von den Abessiniern wieder genommen, und schließlich kam es zur Schlacht bei Adua am 1. März 1896, in die Menelik mit seinen Truppen selbst eingriff und die mit der vollständigen Niederlage der Italiener endete. 360 Offiziere und 10000 Mann waren teils tot, teils verwundet oder gefangen. Baratieri mußte nach Massaua fliehen. Ein Jahr später wurde ein definitiver Friede geschlossen, das Protektorat über Abessinien annulliert, die italienischen Gefangenen ausgelöst und die Marebgrenze von Menelik anerkannt.

Es beginnt nun für Abessinien eine Periode der Macht. England und Frankreich treten mit Menelik in diplomatischen Verkehr. Noch im selben Jahre senden diese Staaten glänzende Gesandtschaften an den Hof Kaiser Meneliks, die ihm reiche Geschenke bringen. Italien sucht in Abessinien wieder Boden zu gewinnen, Rußland sendet eine Mission nach Addis Ababa und beschenkt Menelik mit 100000 Berdan-Gewehren und Millionen von Patronen. Auch ein russisches Spital wurde in der Hauptstadt errichtet. Kaiser Menelik sieht sich durch die Geschenke Rußlands und Frankreichs — denn auch dieses hatte ihm Tausende von Gras-Gewehren geschickt — sowie durch seine Siege über die Italiener im Besitz von Tausenden von Gewehren und Geschützen. Außerdem stehen ihm durch das von Italien für seine Kriegsgefangenen gezahlte Lösegeld reiche Geldmittel zur Verfügung. Beides verwendet er zur Vergrößerung seines Länderbesitzes, und es beginnt nun ein Krieg gegen alle angrenzenden Gallavölker, der im raschen Siegeslauf deren vollständige Unterwerfung herbeiführt. Die Galla, die früher die gefürchtetsten Feinde der Abessinier waren, ja einst selbst deren Existenz gefährdet hatten, müssen nun den überlegenen Waffen der Abessinier weichen. Es gibt heute keine selbständigen Gallastämme mehr. Sie alle zahlen mit Ausnahme der am unteren Tanaflusse im englischen Protektorate wohnenden Galla an Abessinien einen Tribut. Nach der Unterwerfung der Galla dringen die Abessinier in das Somaliland ein, plündern und rauben und besetzen einen Teil desselben. Doch auch nach Westen bis an den Nil dringen sie vor und unterwerfen dort die sogenannten Schangallastämme. Ihre Siegeszüge reichen nun auch bis an den Rudolf- und Stephanie-See, wo sie die daselbst wohnenden Stämme unterwerfen, und enden erst dann, als die Grenzen der englischen Kolonien ihrem Vordringen Halt gebieten.

In wenigen Jahren wußte Menelik durch seine Generale einen ungeheuern Länderbesitz zu erwerben und das Territorium des abessinischen Reiches zu verdoppeln. Die Ursache des Gelingens dieser Eroberungen ist in dem Besitz der Feuerwaffen zu suchen, die durch die europäischen Mächte selbst Menelik zur Verfügung gestellt wurden. Allerdings waren dies keine uneigennützigen Ge-

schenke. Italien wollte sich schon zur Zeit des Negus Johannes der Freundschaft Meneliks, der damals nur König von Schoa war, gegen ersteren versichern. Frankreich brauchte Abessinien in seinem Bestreben, sich am oberen Nil festzusetzen, und wollte dieses für eine gemeinsame Aktion gegen England gewinnen, woraus die für Frankreich so ungünstige Faschoda-Affäre resultierte. Rußland endlich suchte in Abessinien Halt, indem es an die Gleichheit der Kirchen beider Länder anknüpfte.

Aus allen diesen Bestrebungen hat aber, wie man sieht, Kaiser Menelik allein mit seiner überaus schlauen Politik Vorteil gezogen. Abessinien nimmt heute in Afrika eine machtgebietende Stelle ein und ist ein Faktor geworden, mit dem die in Afrika Kolonialpolitik treibenden Mächte sehr zu rechnen haben. Heute wäre ein Krieg gegen Abessinien ein enorm kostspieliges und sehr gewagtes Unternehmen, das sich jahrelang hinziehen könnte, ohne zu einem Resultat zu führen. Menelik besitzt ein durch viele Kriege geschultes vorzügliches Soldatenmaterial. Er hat Hunderttausende von Hinterladergewehren, Millionen an Munition und sogar eine ganz ansehnliche Artillerie. Die Abessinier sind gute Schützen und haben jedenfalls mehr Mut als die andern Völker Ostafrikas. In ihren Bergen besitzen sie fast uneinnehmbare natürliche Festungen. Die Verproviantierung der Armee bietet, wie ich erwähnt habe, keine Schwierigkeit, während sie für den Angreifer fast ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Gewiß fehlt es den Abessiniern auch nicht an Patriotismus, um ihr Vaterland zu verteidigen, wie sie dies ja stets bewiesen haben. Auch sind sie von Natur aus eine kriegführende Nation, welcher der Krieg eine Lieblingsbeschäftigung ist. Wenn sich kein äußerer Feind zeigt, so kommt es häufig zu Kämpfen im Innern des Landes. Entweder zwischen zwei Gouverneuren oder selbst gegen den Negus. So hat zum Beispiel Ras Mangascha, der im italienischen Kriege zu Menelik hielt, bald darauf die Waffen gegen den Kaiser erhoben. Dieser Versuch endete allerdings für ihn traurig, da der Ras sich schließlich ergeben mußte und von dieser Zeit an in Ketten gehalten wurde.

Sobald sich jedoch ein gemeinsamer Abessinien bedrohender Feind zeigt, sammeln sich alle Häuptlinge unter den Fahnen des Kaisers zu gemeinsamer Abwehr. So haben es die Abessinier stets zuwege gebracht, alle Angriffe auf ihr Land siegreich abzuwehren. Was den erfolgreichen Feldzug der Engländer gegen Theodorus anbelangt, so darf man nicht außer acht lassen, daß dieser Herrscher als blutgieriger Tyrann bei allen verhaßt war, daher, von allen verlassen, nur mit einer sehr geringen Macht den Engländern entgegentreten konnte. Die Engländer wurden damals als die Befreier vom drückenden Joche der Tyrannei Theodorus' von den meisten Abessiniern mit Freuden begrüßt.

Auch gegen Aegypten haben die Abessinier mit großem Erfolg gekämpft. Im Jahre 1837 hatte Mohammed Ali einen Krieg gegen Abessinien unternommen, der aber mit einer Niederlage für ihn bei Aban Kalambo endete. Ismael Pascha unternahm im Jahre 1875 einen wohlorganisierten Feldzug gegen den Negus Johannes, wobei er Abessinien von drei Seiten angriff. Doch

auch diesmal gelang es den Abessiniern, alle die Armeen siegreich abzuweisen. Die Abessinier waren auch die einzigen, die dem Ansturm der Mahdisten erfolgreichen Widerstand entgegensetzten. Selbst in neuester Zeit haben sie den Versuch der Somali, in Abessinien einzufallen, blutig zurückgewiesen.

*

Betrachten wir nun die Stellung Italiens, Frankreichs und Englands in Abessinien und die Wandlung, die diese durchmachte. Am ältesten sind die Beziehungen Frankreichs zu Abessinien, und jenes schien daher prädestiniert, den größten Einfluß auszuüben. Wie wir sehen werden, haben sich die Dinge aber ganz anders entwickelt. Schon im Jahre 1843 hatte der französische Vizekonsul in Massaua, Rochet d'Héricourt, einen Handelsvertrag mit Sachle Salassi, dem Könige von Schoa, geschlossen. Dieser Vertrag hatte aber gar keine praktischen Folgen. Zwanzig Jahre später erwarb Frankreich durch Kauf um die Summe von 50000 Franken vom Sultan Abu Bakr von Zeila das Dorf Obock, an der Tadschurabai gelegen. Seit 1883 wurde das Gebiet durch Verträge erweitert und umfaßt nun den Küstenstrich südlich des Afar-Sultanates Raheita bis nach Dschibuti. Im Jahre 1888 wurde der Hafen von Dschibuti eröffnet. Die Bedeutung von Obock trat dadurch in den Hintergrund, und im Jahre 1894 wurde es ganz aufgegeben, obwohl bereits Bauten mit einem enormen Kostenaufwand errichtet worden waren. Schon seit dem Jahre 1883 unterhielt Frankreich in Obock einen eignen Funktionär, der später zum Gouverneur ernannt wurde. Frankreich war daher im Wettlaufe betreffs Abessiniens den übrigen Großmächten voraus, und nichts hätte es gehindert, diese Situation auszunutzen. Trotz alledem geschah aber nichts, obwohl Menelik selbst schon als König von Schoa die Freundschaft Frankreichs gesucht hatte. Das Erscheinen der Franzosen in der Straße von Bab el Mandeb hatte zur Folge, daß die Engländer 1858 von der Insel Perim und Muscha Besitz ergriffen. Einige Jahre später besetzten sie die wichtige Stadt Zeila an der Somalikküste und die Insel Sokotra. Ueber die Erwerbung von Perim kursiert eine ganz lustige Geschichte. Eine französische Eskadre hatte den Auftrag, die Insel Perim zu besetzen. Bevor aber der hiermit betraute Admiral diesen Auftrag ausführte, landete er in Aden. Dort wurde er von den englischen Offizieren glänzend bewirtet. Als die Engländer im Laufe der Unterhaltung den Zweck seiner Reise erfahren hatten, verdoppelten sie zwar ihre Freundschaftsbezeugungen, sandten aber in aller Eile eines ihrer Kriegsschiffe nach Perim, und als der französische Admiral einige Stunden später dort landete, wehte ihm bereits die englische Flagge entgegen.

Als Dritte erscheinen die Italiener an den Grenzen Abessiniens. Ihre Unternehmungen reichen bis zum Jahre 1869 zurück, als die Kompagnie Rubattino die Bai von Assab durch Kauf erwarb. Im Jahre 1882 kaufte die Regierung die Rechte der Kompagnie ab und erwarb mit Zustimmung der Engländer den Hafen von Massaua. So sehen wir um die Mitte der achtziger Jahre drei Großmächte an den Grenzen Abessiniens Fuß fassen. Von diesen

kam zuerst Italien mit Abessinien in Kontakt. Italien hatte in den Jahren 1891 und 1894 Verträge mit England geschlossen, nach denen England Abessinien als zur italienischen Interessensphäre gehörig anerkannte. Dem Ministerium Crispi schwebte der Traum eines großen Kolonialreiches vor, das vom Roten Meere bis zum Indischen Ozean an die Benadirküste reichen sollte. Mit dem tragischen Ende der Bestrebungen Italiens, das Protektorat über Abessinien zu erwerben, schwand auch jeder Einfluß auf Abessinien.

*

Wenden wir uns nun den beiden andern Mächten zu. Nach der Schlacht von Adua war also der italienische Einfluß in Abessinien vernichtet und Menelik war infolge des Vertrages zwischen England und Italien voll Mißtrauen gegen ersteres. Es bot sich daher abermals eine günstige Gelegenheit für Frankreich, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen, aber auch diese ließ es unbenutzt vorübergehen.

Mittlerweile kam die Nilfrage ins Rollen. Nach der Schlacht von Schekkam, in der die Armee Hicks Paschas vernichtet wurde und dem darauffolgenden Falle von Khartum 1885 hatten die Engländer jede Operation gegen den Mahdismus eingestellt, keineswegs aber den Sudan, dessen Besitz eine Lebensfrage für Aegypten ist, aufgegeben. Sie warteten, bis der Mahdismus in sich selbst zerfallen würde. England mußte aber auch sein Augenmerk auf Abessinien richten, denn aus diesem Hochlande bezieht der Nil, die Quelle der Fruchtbarkeit Aegyptens, seine Hauptwassermasse. England setzte sich zunächst im Gebiete der Nilquellen in Aequatoria und Uganda fest. Durch den Vertrag mit Italien vom Jahre 1891 hatte es sich das rechte Nilufer geschützt, indem sie den Italienern zwar freie Hand in Abessinien ließen, ihr Vordringen an den Nil aber auf 200 Kilometer beschränkten. Auch die Besetzung von Kassala und des Gebietes bis zum Atbara wurde den Italienern zugestanden, jedoch mit der Bedingung, daß diese Gebiete wieder an England zurückfallen sollten. Mittlerweile entstanden England am linken Nilufer größere Schwierigkeiten. Die Belgier waren über den Uelle und M'Bomu in das Gebiet zwischen den Tsadsee und Nil vorgedrungen. Es kam daher zum Vertrage von 1894, nach dem England das Gebiet von Mahagi am Albertsee bis nach Faschoda sowie einen Teil des Bahr el Ghazal dem König Leopold auf Lebenszeit überließ. Gegen diesen Vertrag wurde in Paris und Berlin Einsprache erhoben. König Leopold gab daher nach und schloß mit Frankreich eine Konvention, nach der er auf den größten Teil der ihm von England überlassenen Gebiete zugunsten Frankreichs verzichtete. Frankreich hatte daher wieder freie Hand am linken Nilufer und faßte den Plan, sich an diesem festzusetzen. Der Grund, der es hierzu bewog, scheint der gewesen zu sein, sich gegen England eines Pfandes für die Lösung der ägyptischen Frage zu versichern. Oder sollte Frankreich der Traum eines riesigen Kolonialreiches von Ost nach West quer durch den ganzen afrikanischen Kontinent vorgeschwebt haben? Was immer die Pläne Frankreichs gewesen sein mögen, zu ihrer Ausführung

wurden nur sehr unbedeutsame Maßregeln getroffen, und es verstrichen zwei Jahre in vollkommener Untätigkeit.

Im Jahre 1896 entschlossen sich die Engländer zum Vormarsch in den Sudan, und zwar zunächst nach Dongola. Durch einen sorgfältig geleiteten Nachrichtendienst hatten sie genaue Kenntnis, daß ihnen der Mahdismus keinen dauernden Widerstand entgegenstellen könne. Auch mag ihre Expedition durch die Niederlage der Italiener beschleunigt worden sein. Die Nachricht von dem Vormarsche der Engländer erweckte Frankreich endlich aus seinem Schlummer. Kapitän Marchand erhielt Februar 1896 den Auftrag, mit einer Mission vom Kongo an den Nil bis Faschoda vorzudringen und dort die französische Flagge zu hissen. Gleichzeitig wurden noch zwei Expeditionen unter Bonvalot und Clochette vorbereitet, um von Abessinien aus nach Faschoda vorzurücken und sich dort mit Marchand zu vereinigen.

Im Frühjahre 1897 herrschte in der Hauptstadt Abessiniens reges Leben, und der Negus konnte sich mit Recht seiner Stellung und seiner Macht bewußt werden. Zwei glänzende Gesandtschaften mit reichen Geschenken erschienen um diese Zeit an seinem Hofe. Drei Missionen bereiteten sich vor, von seinem Gebiete aus an den Nil zu ziehen. Ich war damals im Frühjahre 1897 gerade in Harar, wo alle diese Missionen durchzogen, und habe daher diese Episode der Geschichte Abessiniens gewissermaßen miterlebt. Sobald die Engländer von den Plänen Frankreichs erfahren hatten, sandten sie sofort eine Mission unter Rennell Rodd und Oberst Wingate zum Negus, um Frankreichs Absichten zu hintertreiben. Ein zweiter Grund mag auch der gewesen sein, daß die Mahdisten eine Gesandtschaft an Menelik gesandt hatten, um seine Hilfe gegen die Engländer im Sudan anzurufen. Die Franzosen hatten den Gouverneur von Dschibuti Lagarde nach Addis Ababa gesandt, um das Terrain für ihren Vormarsch an den Nil zu ebnen. Mittlerweile war die Mission Bonvalot und Clochette in Addis Ababa eingetroffen und eine dritte aus Privatmitteln ausgerüstete Expedition unter dem Prinzen von Orleans. Unter den Franzosen scheint von Hause aus Uneinigkeit und Rivalität geherrscht zu haben, denn Bonvalot legte sein Kommando nieder und kehrte eiligst nach Frankreich zurück. An seine Stelle trat der Marquis de Bonchamps. Was immer der Erfolg der Mission Rennell Rodd gewesen sein mag, auf jeden Fall machte sie bei Menelik einen viel besseren Eindruck als die unter sich uneinigen Franzosen. Menelik scheint sich aber in der Frage des Vormarsches der Franzosen an den Nil freie Hand bewahrt zu haben und ließ sich mit den Engländern nur auf die Regelung der Grenze im Somaliland ein. Clochette und Bonchamps brachen in zwei Gruppen auf, statt vereinigt vorzumarschieren. Ersteren erreichte bald ein tragisches Schicksal; er starb an den Folgen eines Hufschlages. Bonchamps, dessen Expedition nicht hinlänglich ausgerüstet war, erreichte im Dezember 1897 den Zusammenfluß des Baro mit dem Adjuba. Da er aber keine Boote mithatte, so fand er sich einem unüberwindlichen Hindernisse gegenüber und mußte umkehren. Kaum hatte die Mission Rennell Rodd Addis Ababa verlassen, so sandte Menelik

zwei Armeen gegen den Nil und zwei gegen den Rudolfsee. Von diesen hat für uns nur die unter dem Dedjasmatsch Tessama Interesse. An ihr beteiligten sich auch die Franzosen Potter und Faivre, früher Mitglieder der Mission Bonchamps, und ein russischer Oberst Artamanoff. Diese Armee erreichte am 22. Juli 1898 den Nil beim Einflusse des Sobat, und es wurde dort die französische und abessinische Flagge gehißt. Wegen Mangels an Proviant und infolge des Fiebers mußte die Expedition sich aber zurückziehen.

Wenden wir uns nun dem Schicksale Marchands zu. Er landete am 23. Juli in Loango. Wie wir sahen, handelte es sich um einen Wettlauf zwischen England und Frankreich am oberen Nil. Werfen wir einen Blick auf die hierzu gemachten Vorbereitungen und wir können keinen Augenblick im Zweifel sein, wer der Sieger sein wird. Im Norden sehen wir eine seit langer Zeit vorbereitete und wohldurchdachte Expedition aufbrechen. Eine Elitetruppe von 25000 Mann, trefflich ausgerüstet und geführt, begleitet von den besten Wünschen der ganzen englischen Nation. Welchen Gegensatz hierzu bietet die französische Expedition. Vom Westen marschiert eine in aller Eile zusammengeraffte Abteilung von 200 Mann geheimnisvoll durch Sümpfe, Dschungeln und über unzählige Wasserläufe mühsam auf 5000 Kilometer gegen den Nil zu. An ihrer Spitze stehen zwar Männer von eiserner Energie und unbeugsamem Mute, doch selbst ihren heldenhaften Bemühungen ist die Aufgabe zu groß.

Erst nach sechs Monaten gelangt Marchand nach Brazzaville am Kongo. Am 13. Januar 1897 bricht er von dort auf und erreicht nach unsäglichen Mühen und fast übermenschlichen Anstrengungen am 10. Juli 1898 Faschoda. Dort angekommen, sah er sich vergebens nach den ihm versprochenen Truppen vom Osten her um. An der Einmündung des Sobats wehte zwar eine einsame französische Flagge, doch war keine menschliche Seele zu sehen.

Während die französischen Missionen sorgfältig verhüllt durch den Schleier der Diplomatie an den Nil vorzudringen suchten, hatten die Engländer ihre Aufgabe im Sudan gelöst. Im März 1896 brach General Kitchener von Wadi Halfa auf und eroberte Dongola. Zwei Jahre später nach der siegreichen Schlacht von Omdurman, 2. September 1898, kam es zum Fall von Khartum. Kitchener fuhr bald darauf den Nil aufwärts und traf in Faschoda mit Marchand zusammen. Die Nachricht von der Anwesenheit der Franzosen am Nil erweckte in England einen Sturm der Entrüstung, Presse und Parlament wetteiferten darin, die öffentliche Meinung noch mehr zu erregen. Man weiß, bis zu welcher Spannung es zwischen Frankreich und England kam; ein Krieg schien nicht unwahrscheinlich. England ließ die Flotte mobilisieren. Frankreich, gänzlich unvorbereitet, mußte sich schließlich zur Räumung von Faschoda entschließen.

England hatte jetzt freies Spiel in ganz Ostafrika. Durch die Konvention mit Aegypten vom 19. Januar 1899 wurde das Gebiet südlich des 22. Parallelkreises englische Kolonie, durch den Vertrag vom 21. März mit Frankreich wurde Darfur und Bahr el Ghazal der englischen Interessensphäre zugesprochen. Mit Abessinien wurde im Mai 1902 ein Vertrag geschlossen. Durch diesen wurde die

Grenze zwischen dem Sudan und Abessinien bestimmt, und zwar von der italienischen Kolonie Erithrea an bis zum Durchschnittspunkte des 36. Meridians mit dem 6. Parallelkreise. Ferner verpflichtet sich Menelik, weder am Blauen Nil noch am Tsanasee oder am Sobat irgendwelche Wasserwerke zu bauen oder bauen zu lassen ohne vorherige Verständigung mit England. Menelik überläßt den Engländern am rechten Baroufer in der Nähe von Itang ein Gebiet von zirka 400 Hektaren zur Errichtung einer Handelsstation. Menelik erteilt die Konzession zum Bau der Eisenbahn vom Sudan nach Uganda durch abessinisches Gebiet. England war also die einzige Macht, die nicht umsonst Geschenke nach Abessinien gebracht hatte. Während die andern Mächte Gesandtschaften mit reichen Geschenken an den Negus gesandt hatten und dafür nichts als einen Handelsvertrag nach Hause brachten, hatte England einen wirklichen diplomatischen Erfolg zu verzeichnen. Allerdings war es auch überall als Sieger hervorgegangen, im Sudan gegen Frankreich und schließlich im Transvaal. Und Menelik, der au courant aller Ereignisse war, mochte wohl zur Ueberzeugung gekommen sein, daß es für ihn besser sei, mit England in Frieden zu leben. Auch sonst kam der Einfluß Englands zur Geltung. Eine Kommission wurde an den Tsanasee geschickt, um zu untersuchen, ob es möglich wäre, dort eine Barage zu bauen. Die Eisenbahn von Khartum wurde bis Abu Haras am Blauen Nil ausgebaut. Und schließlich gelang es einigen englischen Gesellschaften, einen großen Teil der Aktien der Eisenbahn von Dschibuti nach Harar aufzukaufen, für welche die Herren Ilg und Chrefneux die Konzession bekommen hatten und die von einer französischen Gesellschaft gebaut wurde. Fast wäre es ihnen gelungen, die Kontrolle über die ganze Bahn zu erhalten. Auch wurde das Projekt eines Bahnbaues von Zeila nach Harar gefaßt. Man sieht also überall den englischen Einfluß, und England allein ist es, das heute in Abessinien eine Rolle spielt.

Zu Anfang des vorigen Jahres sandten auch Deutschland und Oesterreich Missionen nach Abessinien, um Handelsverträge abzuschließen. Kürzlich wurde zwischen Frankreich, England und Italien ein Uebereinkommen geschlossen, das elf Artikel enthält, nach denen sich die Signatarmächte verpflichten, die Integrität Abessiniens aufrechtzuerhalten und sich der Einmischung in innere Angelegenheiten Abessiniens zu entäußern. Im Falle einer etwaigen Störung des Status quo in Abessinien, durch die ihre Interessen gefährdet wären, verpflichten sie sich aber, diese gemeinsam zu schützen. Ein zweites Arrangement bezieht sich auf den Import von Waffen und ist eigentlich nur eine Erneuerung der Konvention von Brüssel aus dem Jahre 1890.

*

Betrachten wir zum Schlusse Abessinien, wie es sich uns heute darstellt, so möchte ich sagen, daß es gegenwärtig noch im Zustande des Mittelalters sei. Wir fanden dort die Herrschaft der rohen Kraft, dargestellt durch den Häuptling mit seinen Reisigen, den Feudalismus und eine sehr ausgebildete Hierarchie, das Bestreben der Fürsten, sich nach oben unabhängig zu machen und nach unten das Volk

zu unterdrücken. Schließlich sehen wir die Herstellung eines gewissen Gleichgewichtes zwischen dem Fürsten, der Kirche und dem Volke durch Gründung einer zentralen Staatsgewalt.

Ein Horoskop für die Zukunft Abessiniens zu stellen ist gegenwärtig sehr schwer. Ohne Zweifel wäre das Volk entwicklungsfähig schon infolge seiner Intelligenz und geistigen Ueberlegenheit über die andern Völker Ostafrikas. In gewissen Schichten der Bevölkerung beginnt auch allmählich ein Erkennen der europäischen Kultur aufzudämmern, obwohl allerdings der Durchschnittsabessinier davon keine Ahnung hat. Kaiser Menelik mit seinem regen Interesse für Europa scheint auch das Bestreben nach einer höheren Kultur zu begünstigen. Es erscheint jedoch geraten, seinen Kulturbestrebungen mit einem gewissen Skeptizismus zu begegnen. Es handelt sich hierbei meist nur um ein rein persönliches Interesse, um Neugierde über die Wunder der europäischen Kultur oder um eine königliche Tändelei zum Zeitvertreib. Seit der Schlacht von Adua ist Abessinien fortwährend in Kontakt mit Europa. Menelik hatte Gelegenheit, mit zahlreichen Europäern zu verkehren und sich über alles Nachahmenswerte in Europa gründlich zu informieren. Er scheint aber nichts gefunden zu haben, was er seinem Lande nutzbar machen könnte. Vielleicht ist es aber gerade ein Zeichen seines Scharfblickes, wenn er einsah, daß europäische Reformen seinem Lande zwar nichts nutzen, seiner Stellung aber schaden würden. Es blieb daher alles beim alten, und es wurde auch nicht der leiseste Versuch gemacht, etwas zu verbessern. Die wenigen Neueinführungen in Abessinien sind fast alle privater Natur, wie die Post von Harar nach Addis Ababa, die Eisenbahn von Dschibuti nach Dirè Daonah, der Telegraph von Addis Ababa über Ankober nach Asmara, der von Italien gebaut wurde. Auch die Hauptstadt scheint keinen nennenswerten Aufschwung genommen zu haben. Das persönliche Interesse des Negus für alles Europäische ist allerdings sehr rege. Menelik läßt sich zum Beispiel Maschinen aus Europa kommen, nicht etwa um diese zum Nutzen seines Landes zu verwenden, sondern weil ihn der Mechanismus interessiert. Sobald er mit diesem vertraut ist, wandert die Maschine in die kaiserliche Rumpelkammer. Als ich im Jahre 1901 in Addis Ababa weilte, war Menelik eben mit dem Bau einer neuen Hauptstadt Addis Alam beschäftigt. Es wurde da mit fieberhafter Tätigkeit gearbeitet, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugen konnte. Zwanzigtausend Galla waren aus den südlichen Provinzen zwangsweise aufgeboten worden, und zwar gerade zur Zeit der Ernte. Krankheiten rafften viele der unglücklichen Arbeiter dahin. Auf meinem Marsche an den Abaisee kam ich durch Distrikte, in denen nur die Frauen und Kinder zurückgeblieben waren, so daß die Ernte nicht eingebracht werden konnte. Was war aber das Resultat aller dieser Anstrengungen? Addis Alam wurde, wie ich höre, nie ausgebaut, trotzdem einer königlichen Laune der wirtschaftliche Wohlstand von ganzen Provinzen geopfert worden war. Auch eine Straße nach Addis Alam wurde mit einem enormen Kostenaufwand gebaut und hierzu sogar eine Dampfstraßenwalze aus Europa beschafft, die von dreitausend Soldaten bis Addis Ababa geschleppt

wurde. Zur Verwendung soll diese aber nie gekommen sein. Menelik hat auch durch einen deutschen Ingenieur eine Münze in seiner Hauptstadt errichten lassen, die mit außerordentlicher Sachkenntnis trotz aller enormen Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen mußten, trefflich ausgestattet wurde. Der Ingenieur hat Addis Ababa wieder verlassen, und es wäre daher nicht zu wundern, wenn die Münze bald wieder außer Betrieb gesetzt werden würde.

Alle diese Passionen des Negus kosten viel Geld, und das Land, namentlich die eroberten Gebiete, müssen dafür in Gestalt von Tribut aufkommen. So gereichen Meneliks Kulturbestrebungen dem Lande nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden. Die ersten Jahre nach dem Siege über die Italiener standen ihm die Millionen, die Italien als Lösegeld für seine Kriegsgefangenen zahlen mußte, für seine Neigungen zur Verfügung. Diese Geldmittel dürften aber schon seit langem aufgebraucht sein, und nun müssen die Gallaländer herhalten. Menelik ist kein Friedenskaiser, dem das Wohl und Weh seiner Völker am Herzen liegt und der an die Zukunft seines Landes denkt. Er ist ein Eroberer, und zwar der größte Eroberer Afrikas, denn er hat seinen Länderbesitz verdoppelt, und wenn ihm die Grenzen der europäischen, namentlich der englischen Kolonien, nicht Halt geboten hätten, so wäre die abessinische Invasion unaufhaltsam nach allen Weltrichtungen vorgedrungen. Menelik ist ein echt orientalischer Despot, seine Devise ist: „L'état c'est moi." Zum großen Kaiser haben ihn erst die Europäer, namentlich die Franzosen, besonders vor Faschoda gemacht. Früher konnte der Europäer staubbedeckt und mit aufgestülpten Hemdärmeln, wie er gerade von der Reise kam, vor Menelik erscheinen. Ein altes Gewehr und ein Paar seidene Strümpfe für die Kaiserin genügten als Geschenke. Heute muß man um eine Audienz ansuchen, und der Europäer erscheint im Frack oder in Uniform.

Nun ein Wort über des Negus persönliches Aussehen. Er ist von sehr schwarzer Hautfarbe, stark von Blattern zerrissen und hat einen ausgesprochenen Negroidentypus. Bekanntlich war seine Mutter eine Schangallasklavin. Seine Augen sind ungemein lebhaft und zeugen von hoher Intelligenz. Er macht einen sehr gutmütigen und freundlichen Eindruck und hat etwas Liebenswürdiges in seiner Art zu sprechen. Er ist entschieden eine sympathische Erscheinung. Immerhin sieht man ihm auch wieder an, daß er die nötige Energie besitzt, um ein großes Reich zu gründen und zu beherrschen. Zweifelsohne ist er eine interessante Persönlichkeit, eine Art Kraftgenie und weitaus der intelligenteste Mensch in Abessinien. Meneliks Genialität besteht darin, daß er die Rivalität der europäischen Mächte klug ausgenutzt und trotz aller Intrigen seine Stellung bewahrt hat. Ohne ihn existierte vielleicht heute Abessinien nicht mehr. Noch nie hat ein schwarzer Herrscher den Europäern eine so vernichtende Niederlage beigebracht wie er den Italienern bei Adua. Seine politische Klugheit beweist er auch dadurch, daß er zuerst die Freundschaft Italiens und Frankreichs ausgekostet hat, jahrelang alle Mächte durch Versprechungen hinhielt und schließ-

lich durch kluge Beobachtung zu dem richtigen Schlusse kam, daß es für ihn noch immer das beste sei, sich mit England zu verständigen.

Wir sehen also, daß in Abessinien eigentlich nichts zur Hebung des Landes geschah. Eine umfassende Wendung zum Bessern könnte übrigens nur durch eine vollständige Aenderung des jetzt bestehenden und, wie ich gezeigt habe, sehr korrupten Regierungssystems erfolgen. Ob es dazu kommen wird, ist sehr fraglich. Kaiser Menelik steht für einen Orientalen bereits in ziemlich hohem Alter und wird es daher wohl vermeiden müssen, in den letzten Jahren seiner Regierung einen Sturm im Lande heraufzubeschwören. Umfassende Neuerungen könnten nur durch europäische Beamte bewerkstelligt werden. Bei dem Mißtrauen und dem Hasse der abessinischen Bevölkerung gegen die Europäer würde dies jedoch auf große Schwierigkeiten stoßen.

Wie Menelik in Büchern und Zeitungen häufig als weisester und bester Herrscher dargestellt wird, so schildern diese auch Abessinien als das reichste Land der Erde, ein wahres Wunderland. Der Europäer braucht nach diesen phantastischen Darstellungen nur hinzureisen, und die Schätze fallen ihm einfach in den Schoß. Nur Leute, die mit Abessinien gar nicht oder nur oberflächlich vertraut sind, können dies behaupten. Oft mag mit solchen Publikationen auch eine rein persönliche Tendenz verfolgt werden. In den letzten Jahren haben fast alle Großmächte glänzende Missionen mit reichen Geschenken nach Abessinien gesandt und Handelsmissionen sowie Privatunternehmungen reisten an Meneliks Hof, um sich einen Anteil an den Schätzen des Landes zu sichern. Menelik sieht diese Gesandtschaften sehr gerne und bereitet ihnen einen schönen Empfang. Er freut sich wohl über die Geschenke, die sie ihm bringen, und über den Empfang der Gesandten, der ihm ein angenehmer Zeitvertreib sein mag. Die Missionen kehrten wenigstens mit einem mediokren Handelsvertrag nach Hause, gar mancher Privatmann aber zog voll der schönsten Träume nach dem vermeintlichen Wunderland und kam enttäuscht mit leeren Händen zurück. Seit der Schlacht von Adua, mit der eine neue Epoche für Abessinien anbrach, also seit mehr als zwölf Jahren, hat Abessinien keinen nennenswerten wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Auch darin blieb alles beim alten. Der Handel der Eingebornen untereinander wandelt dieselben primitiven Bahnen wie früher. Auch der Handel mit Europa hat keinen so großen Aufschwung genommen, wie man erwartet hatte. Der Hauptgrund mag darin liegen, daß das Land überhaupt keine Kaufkraft hat. Die vollständige Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung und ihre echt orientalische Trägheit läßt eine rasche wirtschaftliche Entwicklung des Landes nicht erwarten. Es ist ausgeschlossen, daß Abessinien etwa ein zweites Japan werden könne. Uebrigens ist das eigentliche Abessinien ein armes Land, reich sind nur die eroberten Gebiete. Diese bilden die Geldquellen für den Negus, und sie werden daher nach dem früher erwähnten System nach und nach ausgesogen. Die Galla haben aber keine Ursache, mehr zu arbeiten, denn je mehr sie produzieren, um so mehr nimmt ihnen der Herrscher des Landes ab. Auch das Elfenbein, jetzt ein Hauptreichtum des Landes und ein großer Exportartikel, muß schließlich weniger werden,

denn die Abessinier rotten die Elefanten förmlich aus, und was sie nicht schießen, verjagen sie durch ihre Jagdmethode, die darin besteht, daß ganze Abteilungen von Soldaten auf Elefantenherden Salvenfeuer abgeben. Auf meiner Reise von Abessinien nach Lamu, an die Küste des Indischen Ozeans, konnte ich schon konstatieren, daß die Elefanten auf abessinischem Gebiet nicht mehr häufig vorkommen. Nur zahlreiche Skelettknochen geschossener Elefanten konnte man allenthalben sehen. Als ich aber in die englische Interessensphäre vorgedrungen war, sah ich Hunderte von Elefanten.

In Kassa, dem Heimatlande des Kaffees, wurden durch die letzten Kriege die männliche Bevölkerung fast ausgerottet, und es mangelt daher an Arbeitskräften. Zwar wurde in den letzten Jahren Braunkohle und Gold an verschiedenen Stellen gefunden, doch kam es nirgends zu einem Betriebe im großen mit Ausnahme der Goldminen in Wallaga. Dort arbeitet seit einigen Jahren eine italienische Kompagnie, doch ohne einen nennenswerten Profit zu erzielen. Der Handel mit Europa ist fast ausschließlich in den Händen von Indiern, Armeniern und Griechen. Gegenüber diesen Leuten, die mit allen orientalischen Kniffen und allen Künsten des Bakschisch arbeiten, kann der europäische Kaufmann nicht aufkommen. Die beiden größeren französischen Firmen sind hauptsächlich Lieferanten des Königs. Menelik ist überhaupt der Hauptkonsument für die Einfuhr aus Europa. Er ist aber auch selbst Geschäftsmann und leiht Geld an größere und kleinere Unternehmer, und zwar zu 6 Prozent monatlich.

Auch die Bahn von Dschibuti nach Diré Daouah, obwohl von der französischen Regierung mit 25 Millionen Franken in fünfzig Jahresraten zu 500 000 Franken subventioniert, scheint sich nicht zu rentieren. Die Ursache hierfür mag sein, daß alle Frachten für den Kaiser fast gratis befördert werden müssen und daß mit diesem Rechte ein starker Mißbrauch getrieben wird. Im übrigen sind die Frachtsätze so hoch, daß heute noch Waren auf dem Karawanenwege nach Zeila billiger transportiert werden und daher fast aller Export wie früher nach Zeila geht. Die wenigen Europäer, die seit Dezennien im Lande sind, die Sprache vollkommen beherrschen, die Verhältnisse genau kennen, haben, obwohl sie sozusagen an der Quelle saßen, trotz ehrlicher und anstrengender Arbeit nur wenig Erfolg gehabt.

Schließlich noch eines. Der Maßstab für die Produktionskraft eines Landes ist immer der Engländer. In welchem entlegensten Winkel der Erde immer ihm Erfolg winkt, dort trifft man ihn an. In ganz Abessinien gibt es aber weder einen englischen Kaufmann noch einen englischen Farmer und dies, obwohl England heute die einzige Macht ist, die in Abessinien Einfluß besitzt. Ist dies nicht ein sicherer Beweis, wie gering die Chancen für den Europäer in Abessinien sind? Auch die Zukunft Abessiniens ist für jedes europäische Unternehmen zu unsicher, denn wer garantiert, daß die mit Menelik eingegangenen Vereinbarungen von seinem Nachfolger eingehalten werden?

Was hat man überhaupt nach dem Tode des Negus Menelik zu erwarten? Alles hängt davon ab, ob ein Rückschrittler oder ein europafreund-

licher Negus auf den Thron kommen wird. Menelik hat keinen direkten männlichen Erben. Ras Mangascha und Ras Makonen, die Anspruch auf den Thron hatten, starben im letzten Jahre. Menelik hat daher den Sohn seiner Tochter zum Nachfolger bestimmt, und es heißt, daß die Großen des Landes auf die Bibel geschworen haben, ihn nach Meneliks Tode als Negus anzuerkennen. Es werden aber dann höchst wahrscheinlich unter den einzelnen Fürsten Streitigkeiten entstehen, wie dies ja immer bei einem Thronwechsel in Abessinien der Fall war. Ob dann der neue Kaiser, der jetzt noch im Knabenalter steht, die Kraft und die Macht haben wird, seine Stellung ohne weiteres zu behaupten, ist sehr zweifelhaft. Zwar haben sich die in Abessinien interessierten Mächte verpflichtet, in die internen Angelegenheiten Abessiniens nicht einzugreifen, solange ihre Interessen unberührt bleiben. Wie leicht wird sich aber dann ein Anlaß ergeben diese Interessen als gefährdet zu betrachten und wie leicht können diese dann wirklich gefährdet sein! Und wenn die Integrität Abessiniens nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, so werden die europäischen Mächte wohl nicht zaudern, die in ihrer Interessensphäre liegenden Gebiete zu besetzen. Auch drängt sich die Frage auf, ob zur Integrität Abessiniens auch die Gallaländer gerechnet werden und ob über deren Schicksal nicht geheime Vereinbarungen bestehen. Nach dem Tode Meneliks dürften sich also die Dinge kaum glatt abwickeln und es könnte leicht zu blutigen Kämpfen im Lande kommen, wie dies seit jeher der Brauch war; nur dürften diese bei der gegenwärtigen guten Bewaffnung der Abessinier größere Dimensionen annehmen als je zuvor. Sollte dann Europa in Abessinien intervenieren müssen, so wird es dieses vielleicht wieder geeint finden nach dem Grundsatze: „Abessinien für die Abessinier."

Goethes Meteorologie

Von

Prof. Dr. R. Börnstein

„Zwar kann ich, als Brunnengast, Geolog und Spaziergänger, die Witterung nicht sonderlich rühmen, da sie gar zu abwechselnd und mannigfaltig ist; doch habe die Beobachtung derselben äußerst unterhaltend gefunden, ja von der größten Bedeutung."

In diesen von Karlsbad Anfang September 1819 datierten Worten (Weimarer Ausgabe 12, 110[1]) spricht sich unsers großen Dichters Verhältnis zur Wetter-

[1]) Die wörtlich wiedergegebenen Aeußerungen Goethes sind entweder nach Band- und Seitenzahl der „Werke" zitiert, nämlich: Goethes sämtliche Werke in vierzig Bänden, Stuttgart und Tübingen (Augsburg), G. Cottascher Verlag, 1840—58, oder nach der „Weimarer Ausgabe", nämlich: Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, seit 1887 erscheinend.

kunde deutlich aus. Durch gelegentliche Beobachtungen sah er sich sowohl zu künstlerischer Betrachtung wie auch zu wissenschaftlicher Erforschung angeregt und suchte für solche Betätigung die Grundlagen zu gewinnen, indem er die Ausführung regelmäßiger Wetterbeobachtungen veranlaßte und dazu selbst eine „Instruktion für die Beobachter bei den Großherzoglich meteorologischen Anstalten" (Weimarer Ausgabe 12, 203—226) verfaßte. In dem „Versuch einer Witterungslehre 1825" (Werke 40, 353—382) hat er die Ergebnisse jahrelangen Beobachtens und Nachdenkens niedergelegt, und obgleich dieser interessante „Versuch" in der Cottaschen Ausgabe der Goetheschen Werke enthalten ist und also eine weite Verbreitung gefunden haben muß, ist er doch so gut wie unbekannt geblieben. Es ist also vielleicht einigen Lesern dieser Zeitschrift erwünscht, über Grundlagen und Inhalt der „Witterungslehre" einen kurzen Bericht zu erhalten.

Die „Instruktion" ist in einem an Großherzog Karl August gerichteten Brief vom 14. Dezember 1817 bereits erwähnt und beginnt mit der Ankündigung: „Seine Königliche Hoheit der regierende Großherzog von Sachsen p. p. haben gnädigst geruht, in höchst Dero Landen mehrere Anstalten für meteorologische Beobachtungen zu stiften, um auch dieser Wissenschaft in ihrer Ausbildung beförderlich zu sein." Daß Goethe bei dieser Anordnung nicht unbeteiligt war, darf wohl angenommen werden. Wie er die Einrichtung der Beobachtungsstationen auffaßt, lehrt uns die folgende Aufzeichnung: „Ich sehe, das zu hoffende Resultat abgerechnet, die Anstalt selbst als eine Bildungspropagande an; denn wenn wir in unserm kleinen Bereich nur sechs Menschen nötigen, täglich zu gewissen Stunden Phänomene genau zu beobachten und das Bemerkte tabellarisch einzutragen, Kunde davon zu liefern u. s. w., so entspringt daraus eine höhere Kultur, als man sich denken kann. Es muß diesen Personen mehr oder weniger eine Art Liebhaberei daraus entstehen; sie teilen solche mit, sie bilden sich Substituten und Kollegen; genug, es entspringt daraus, was nicht zu übersehen ist. Mir wenigstens macht es einen sehr angenehmen Eindruck, daß ein armer Schulmeister auf dem kümmerlichen höchsten Rhöngebirge mit unter die ersten unsrer Beobachter zu zählen ist" (Weimarer Ausgabe 12, 123—124).

Die Instruktion enthält eine überaus sorgfältige Aufzählung aller derjenigen Einzelheiten, denen der Beobachter seine Aufmerksamkeit zuwenden soll. Die Aufzeichnungen sollen regelmäßig täglich dreimal stattfinden, um 8 Uhr früh, 2 Uhr mittags, 8 Uhr abends (die Stationen der Deutschen Seewarte beobachten noch heute zu denselben Stunden), und sollen sich auf folgende Dinge beziehen: Luftdruck (abgelesener Stand und Temperatur des Barometers), Temperatur (im Zimmer und im Freien), Luftfeuchtigkeit (Fischleimhygrometer nach de Luc), höchste und tiefste Temperatur des Tages (Extremthermometer), Elektrizität (Grad und Art; je nach der Stärke der zu messenden Spannung werden Elektrometer mit Goldplättchen, mit Strohhalm- oder mit Holzpendeln benutzt, näheres ist nicht angegeben), Wind (Richtung und Stärke), Niederschlag (Dauer und Menge resp. Stärke; letztere, wo der Meßapparat fehlt), Bewölkung (Größe, Form und Zug), Himmelsfarbe (Farbenskala: Cyanometer), Gewitter (Dauer, Zug, Zahl der

Blitze, Stärke, Entfernung), wässerige Meteore (Schnee, Graupeln, Schloßen, Hagel, Nebel, Reif, Höhenrauch) und andre Meteore (Höfe um Sonne und Mond, Nebensonnen, Nebenmonde, Morgen- und Abendröte, Regenbogen, Fallsterne, Feuerkugeln, Wetterleuchten, Nordlicht u. a.). Außerdem sind in der zum Aufzeichnen der Beobachtungen bestimmten Tabelle noch für jeden Tag zwei Reihen von je fünf Quadraten vorgesehen, die Angaben enthalten sollen über die Witterung der Stunden von abends 10 bis 8 Uhr früh, von 8 bis mittags 12 Uhr, von 12 bis 2, 2 bis 6 und 6 bis 10 Uhr abends. In den oberen Quadraten wird die Größe der Bewölkung, in den unteren Niederschlag, Gewitter, Nebel, Morgen- und Abendrot durch einfache und genau vorgeschriebene Zeichen ausgedrückt.

Dieser Instruktion sind vier Beilagen hinzugefügt. Die erste wird durch ein Beispiel der Beobachtungstabelle gebildet und enthält die meteorologischen Aufzeichnungen der Jenaer Sternwarte aus den sechzehn ersten Tagen des September 1821. Die drei andern Beilagen geben genauere Anweisung zum Unterscheiden der Wolkenformen, der Windstärken und der Himmelsfarben. Namentlich die zweite Beilage (großenteils auch abgedruckt: Werke 40, 313—316) ist ausführlich gehalten; es scheint, daß Goethes künstlerischer Sinn im Betrachten und in der zeichnerischen Nachbildung der Wolken lebhafte Anregung fand. Er stellt die von dem Engländer Luke Howard als charakteristisch vorgeschlagenen Wolkenformen zusammen, erläutert sie durch ausführliche Beschreibung sowie durch eine Zeichnung, in welcher die Gestalten von Nebel, Stratus, Kumulus, Stratokumulus, Cirrokumulus und Cirrus[1]) übereinander abgebildet sind, und fügt seinerseits „einen Terminus, der noch zu fehlen scheint", hinzu: Paries, die Wand. „Wenn nämlich ganz am Ende des Horizonts Schichtstreifen so gedrängt übereinander liegen, daß kein Zwischenraum sich bemerken läßt, so schließen sie den Horizont in einer gewissen Höhe, und lassen den oberen Himmel frei. Bald ist ihr Umriß bergrückenartig, so daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu sehen glaubt, bald bewegt sich der Kontur als Wolke, da dann eine Art Kumulostratus daraus entsteht" (Werke 12, 316).

Indem Goethe sich eifrig mit den Wolkenformen beschäftigte und sowohl selbst die Anfertigung charakteristischer Zeichnungen betrieb wie auch Künstler dazu berief, fühlte er sich von der Howardschen Wolkenbestimmung derart angezogen, daß er auch über den Lebensgang jenes Mannes Kenntnis zu erlangen wünschte und sich deshalb an „einen stets tätigen, gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London," wendete. „Meine Strophen zu Howards Ehren waren in England übersetzt und empfahlen sich besonders durch eine aufklärende rhythmische Einleitung; sie wurden durch den Druck bekannt, und also durfte ich hoffen, daß irgendein Wohlwollender meinen Wünschen begegnen werde." In der Tat wurde

[1]) Zum Verständnis dieser noch jetzt allgemein verwendeten Bezeichnungen seien die entsprechenden deutschen Ausdrücke hier mitgeteilt: Cirrus = Federwolke, Kumulus = Haufenwolke, Stratus = Schichtwolke, Nimbus = Regenwolke.

Goethe durch einen eigenhändigen Brief Howards erfreut, „welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungsgeschichte" enthielt. „Gleich beim Empfang dieses liebenswürdigen Dokumentes ward ich unwiderstehlich angezogen und verschaffte mir durch Uebersetzung den schönsten Genuß, den ich durch nachfolgende Mitteilung auch andern bereiten möchte." Mit dieser Einführung ist die Uebersetzung unmittelbar vor dem „Versuch einer Witterungslehre" abgedruckt (Werke 40, 342—353). Wir erfahren daraus, daß Luke Howard am 28. November 1772 in London geboren wurde und einer Familie entstammte, deren Mitglieder Handelsleute und Manufakturisten sowie Angehörige der Gesellschaft der „Freunde" (Quäker) waren. Er wurde Apotheker, beschäftigte sich viel mit Chemie, Botanik u. a. sowie namentlich mit der Beobachtung von Wolken und war seit 1798 Mitinhaber eines Laboratoriums zur Anfertigung chemischer und pharmazeutischer Waren. Daß er außer einem Aufsatz über die Wolkenformen und einem zweibändigen Werk über das Klima von London sowie einigen kleineren Artikeln nichts veröffentlichte, begründet er mit den Worten: „Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistenteils als Christ beschäftigt zu sein." Gute Grundsätze auszubreiten, Moralität und sorgfältige Erziehung der Jugend zu befördern, Ordnung und Frieden in der Gesellschaft der Freunde zu erhalten, zur Auferbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen sowie für die britische und die ausländische Bibelgesellschaft tätig zu sein, dies sind die Pflichten, denen der eifrige Mann seine Zeit und Kraft zuwendet. Den Schluß seiner Aufzeichnung bildet der Wunsch, sich auch ferner Goethes Anteilnahme zu erhalten: dessen Briefe würden freundliche Aufnahme und sorgfältige Beantwortung finden.

Neben der Einordnung beobachteter Wolkenformen in das Howardsche System hat Goethe die selbständige Auffassung und ausführliche Darstellung zahlreicher Wolkenerscheinungen betrieben und uns Schilderungen hinterlassen, deren Wert natürlich nicht verringert wird durch die inzwischen teilweise veränderte Deutung. So erzählt er gelegentlich seines Karlsbader Aufenthalts von einer am 11. Mai 1820 (Himmelfahrtsfest) gesehenen Erscheinung. „Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich: denn kleine, leichte wollige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in vertikale Streifen verwandelt, doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wellige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dies auf der Grenze der oberen und mittleren Region vor" (Werke 40, 328). Die Erscheinung ist oftmals sichtbar und wurde in neuerer Zeit von Helmholtz (1889) der exakten Betrachtung unterzogen. Es ergab sich dabei, daß die meist als Wogenwolken bezeichneten Gebilde in der Tat an der Berührungsfläche verschiedener Luftschichten aufzutreten pflegen, und daß oftmals eine leichtere Luftschicht unmittelbar und mit scharf gezogener Grenze über einer schwereren Schicht

liegt. Wo dies zutrifft, sind offenbar die Bedingungen für das Entstehen und die regelmäßige Fortpflanzung von Wogen gegeben, wie wir sie an der Wasserfläche kennen. Nicht überall, wo dergleichen Luftwogen bestehen, können wir sie auch sehen, sondern dem Auge erscheinen sie nur dann, wenn die untere Schicht so weit mit Wasserdampf gesättigt ist, daß die Wellenberge, bei deren Aufsteigen Druck und Temperatur sinken, Nebel zu bilden anfangen. Dann treten am Himmel streifige, parallele Wolkenzüge auf.

Am folgenden Tage (12. Mai 1820) beobachtete Goethe eine Regenwolke (Nimbus), die er folgendermaßen beschreibt: „Gegen Abend war im Westen, an dem Erzgebirge her, ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem unteren Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen wie sie vorrückte unterlag im einzelnen der Erdanziehung, und es senkten sich ganz vertikale Gußstrahlen herunter. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Kontakt und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem unteren Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indes die Wolke weiterzog und das obere Ende dieser Schläuche mit sich fortnahm, deshalb sie zu einer schiefen Richtung genötigt wurden. Nun hatten aber andre solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten losgelassen hoch über dem Horizont. Das Merkwürdigste war jedoch ein solcher Schlauch, der, obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem unteren Teil entschieden an der Erde festhielt, indes der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen bewirkt ward“ (Werke 40, 330).

Diese lebendige Schilderung der regnenden Wolke betrifft ebenfalls einen von der heutigen Meteorologie aufmerksam verfolgten Vorgang. Als eigentlichen Ursprung der Regenbildung hat man den aufsteigenden Luftstrom ansehen gelernt. Indem die Luftmassen emporgeführt werden und in der Höhe einen entsprechend kleineren Druck vorfinden, unterliegen sie der als „dynamisch“ bezeichneten Abkühlung. Ob und in welcher Höhe dabei der Taupunkt erreicht wird, d. h. diejenige Temperatur, bei der die mitgeführte Feuchtigkeit sich in Tropfenform zu verdichten beginnt, hängt natürlich vom Feuchtigkeitsgehalt der aufsteigenden Luft ab. Oberhalb dieser Grenze ist die Luft mit den entstandenen und im aufsteigenden Strom stets neu entstehenden Tropfen erfüllt und wird als Wolke von uns gesehen. Die Tröpfchen beginnen sogleich nach ihrer Entstehung herabzusinken, und zwar langsam, solange sie klein sind; rascher, sobald ihrer mehrere sich zu großen Tropfen vereinigt haben. Ist die Geschwindigkeit, mit der die Tröpfchen sinken, geringer als die aufwärts gerichtete Schnelligkeit der sie umgebenden Luft, so werden sie von dieser heraufgeführt, und wir sehen die flach gestaltete untere Wolkengrenze in der Höhe der beginnenden Tropfenbildung. Wenn aber an einzelnen Stellen die Tropfen dicht und groß genug

auftreten, um mit größerer Geschwindigkeit herabzusinken, als die Luft aufsteigt, dann überschreiten die fallenden Tropfen jene Kondensationsgrenze und bilden abwärts gerichtete Streifen. Entweder verdampfen diese Tropfenmassen beim Herabsinken durch ungesättigte Luft oder sie erreichen als Regen den Boden. Dem Beschauer erscheinen sie dann entweder als kurze Streifen am unteren Bauch der Wolke, auch als Schläuche, die von der Wolke herabhängen, oder als bis zum Boden reichende Gußstrahlen.

Alle diese Gebilde unterliegen nun dem Einfluß des Windes, d. h. der horizontalen Luftströmung, die unten durch die Unebenheiten des Bodens behindert wird, oben aber sich freier entfalten kann. Indem also die Windgeschwindigkeit nach oben zu immer größer wird und die oberen Tropfenmassen rascher vom Winde bewegt werden, gewinnt das ganze Bild die schräge Stellung, wie Goethe sie deutlich genug beschreibt.

Daß ihm auch die aufsteigenden Luftströmungen nicht unbekannt geblieben, scheint aus einer Bemerkung des Reisetagebuches hervorzugehen. Am 29. April 1820, dem Tage seiner Ankunft in Karlsbad, schreibt Goethe: „Die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest, und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel, Stratus verwandelte sich in Kumulus, Kumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet hatten" (Werke 40, 323).

An einer andern Stelle findet sich die Grenzschicht erwähnt, die wir soeben als Stätte der beginnenden Tropfenbildung und untere Wolkengrenze kennen lernten: „Sehr selten wird ein Kumulus bei uns an seinem unteren Rande geballt oder in einiger Auszackung gebildet erscheinen, vielmehr legt er sich gewöhnlich flach und ruht mit einer stratusähnlichen Basis gleichsam auf einem fremdartigen schwereren Elemente, das ihn zu einer horizontalen Gestaltung nötigt" (Werke 12, 364).

Aus diesen und ähnlichen Vorgängen schließt Goethe, „daß die verschiedenen atmosphärischen Etagen auf Wasserbildung und Verneinung, auf Wolkengestaltung, auf das Niedergehen derselben als Regen oder ihre Auflösung zu Schäfchen einen verschiedenen Bezug haben" (ebenda). Das Vorhandensein verschiedener Schichten beobachtete er beispielsweise am 1. Mai 1820: „Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region, gegen Süden, die unteren stratus-, die oberen cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittleren Region entgegen" (Werke 40, 323—324). Der „Konflikt der oberen und unteren Luftregion, der Trockne und Feuchte" findet sich zweimal fast mit den gleichen Worten erwähnt (Werke 40, 317 und 324). An einer andern Stelle heißt es: „Die Darstellung der Wolkenformen zugleich mit den Berghöhen der Alten und Neuen Welt soll eigentlich nur im allgemeinsten den Begriff geben, daß die untersten Wolken sich mit der Erde horizontal legen, die höheren sich selbständig ballen, die höchsten nicht mehr von der Luft getragen, sondern aufgelöst werden. Die Disposition der Atmosphäre, die dies bewirkt, kann auf- und absteigen, so daß auch zunächst an der Erde Dunst und Nebel aufgelöst und in den Luftraum verteilt werden. Mit den unteren Regionen sind wir bekannt, und

unsere Wetter- und Wolkenbeobachtungen beziehen sich bloß auf dieselben; in den höchsten Regionen scheint das Wasser kaum als Wasser mehr zu verweilen, sondern, in seine Elemente aufgelöst, in dem unendlichen Aether zu schweben, doch aber muß es durch Einwirkung der Tages- und Jahreszeit sich wieder herstellen, ja sogar als Schnee und Eis immerfort sich konsolidieren, wie denn die Gipfel des Chimborasso und der Himalajagebirge, denen man eine Höhe über 4000 Toisen zuschreibt, mit Eis vollkommen bedeckt sind" (Weimarer Ausgabe 12, 118—119; datiert: Jena gegenüber, 5. Februar 1818).

Genauer schildert Goethe die verschiedenen Luftschichten am Schluß seiner im Frühjahr 1820 gelegentlich der Karlsbader Reise gemachten Aufzeichnungen: „Zu besserem Verständnis der in vorstehendem Aufsatze gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt: daß, in Uebereinstimmung mit Männern, welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drei Luftregionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterste, noch hinzufügen kann. Die Herrschaft der oberen Region manifestiert sich durch trockenes, helles Wetter, die Atmosphäre ist in einem Zustande, daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es sei nun, daß sie das Wässerige zerteilt in sich enthalte oder daß sie solches verändert in seine Elemente getrennt aufnehme. Dieser Zustand der Atmosphäre wird durch die größte Barometerhöhe offenbart und wir erfreuen uns eines schönen, beständigen Wetters; der Himmel ist klar, in gewissen Weltgegenden ganz wolkenlos und hochblau. In diese Region gehören alle Cirrusarten, die man mit verschiedenen Namen bezeichnen kann.

„Die mittlere Region ist die des Kumulus; in ihr wird eigentlich der Konflikt bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft, daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns geballt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen ausgebogt und begrenzt, unterwärts haben diese Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher sie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und schweben.

„Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, so werden diese geballten Massen an ihrem oberen Saum aufgelöst, aufgezupft, sie ziehen sich flockenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteste Feuchtigkeit an sich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzustellen geneigt ist, so senkt sich die horizontale Basis des Kumulus nieder, die Wolke dehnt sich zum Stratus, sie steht und zieht schichtweise und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung zusammen Nimbus genannt wird" (Werke 40, 334—336).

Ueber die in der Atmosphäre vorhandenen Schichten haben uns namentlich die wissenschaftlichen Luftfahrten der Neuzeit Aufschluß gebracht. Danach besteht eine obere Schicht vertikaler Luftbewegung von 4000 Metern Höhe ab aufwärts, in der bei geringer Feuchtigkeit nur leichtes Cirrusgewölk auftritt, entsprechend

der von Goethe geschilderten „oberen Region“. Abwärts schließt sich daran eine als „Störungsschicht“ bezeichnete Grenz- und Mischzone mit unregelmäßiger Temperaturverteilung sowie eine untere Schicht vorherrschend vertikaler Luftbewegung, die als Hauptzone der Kondensation, d. h. der Wolkenbildung, anzusehen ist. Diese beiden Schichten finden sich zuweilen in mehrmaliger Wiederholung übereinander und reichen nach unten bis etwa zur Höhe von 1200 Metern; sie entsprechen zusammen der „mittleren Region“ Goethes, in welcher „der Konflikt bereitet“ wird und der Kumulus vorherrscht. Endlich gibt es eine unterste, wiederum als „Störungsschicht“ auftretende Zone mit unregelmäßigen, weil vom Boden beeinflußten Temperaturverhältnissen. Die von Goethe erwähnte „Herrschaft“ der oberen oder unteren Schicht entspricht nach neuerer Erfahrung dem Auftreten ab- oder aufsteigender Luftströme, welche wiederum an Gebiete hohen oder niederen Luftdrucks gebunden sind. Dabei kommt es nicht auf irgendeinen bestimmten Betrag des Luftdrucks an, sondern diese Gebiete, die wir in den Wetterkarten als „hoch“ und „tief“ bezeichnet finden, haben größeren bezw. kleineren Luftdruck als ihre Umgebung und enthalten als Folge dieser Druckverteilung die vertikale Luftbewegung. Wenn über einem Hochdruckgebiet die Luftmassen herabfließen, gelangen sie unter größeren Druck, werden dadurch wärmer, und es verdampfen die etwa mitgeführten Wassertröpfchen, so daß die „trocknende, Wasser auflösende Gewalt“ die Wolken zerteilt und verschwinden läßt. Wird dagegen über einem Tiefdruckgebiet durch aufsteigenden Luftstrom die vorher bereits erwähnte Abkühlung und Kondensation erzeugt, so entstehen Wolken und Niederschlag. Die Herrschaft der oberen „trockenen“ Region bedeutet also Herabsinken, die Herrschaft der unteren „feuchten“ Region Emporsteigen.

Etwas wunderlich mutet uns an, was Goethe von der atmosphärischen Elektrizität sagt. Obgleich er ihre regelmäßige Beobachtung in der Instruktion vorschreibt, ermangelt er offenbar einer deutlichen Anschauung, denn seine Aeußerungen über die Elektrizität beginnen so: „Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch ansprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende, allgegenwärtige Element, das alles materielle Dasein begleitet und ebenso das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken“ (Werke 40, 366).

Nicht ersichtlich scheint aus den vorhandenen Aufzeichnungen Goethes Meinung über eine noch bis in unsre Zeit zuweilen umstrittene Frage, nämlich in betreff der so oft behaupteten und doch noch nie bewiesenen Beziehung des Wetters zum Monde. Zwar berichtet er auf der Reise am 23. April 1820 bei aufklarendem Wetter ausdrücklich: „Es war der vierte Tag nach dem ersten Viertel des Mondes“ (Werke 40, 319); und in der Instruktion für die Beobachter wird angeordnet, daß neben dem Wochentage auch die „Mondwechsel“ (Vollmond, Neumond, erstes und letztes Viertel) regelmäßig bezeichnet werden sollen. Doch darf hierin wohl eher die Berücksichtigung einer althergebrachten Volksmeinung als des Dichters eigne Auffassung gesehen werden, denn bei einer Erörterung über die Ursache der Barometerschwankungen finden wir die Be-

merkung, daß durch die für richtig erkannte Darstellungsweise „nicht nur das Einwirken entfernter Planeten beseitigt wird, ja sogar das des nahen Mondes problematisch erscheint“ (Weimarer Ausgabe 12, 60–61).

Daß Goethe auf eignes Beobachten der Witterung reichliche Zeit und Sorgfalt verwendete, sehen wir u. a. aus seinen Angaben über den Wind und die Benutzung der Windfahne. In voller Uebereinstimmung mit der in unsern Breiten seither gewonnenen Erfahrung bemerkt er, „daß die untere Region der Kontinentalatmosphäre Neigung habe, von Westen nach Osten zu strömen; Feuchtigkeit, Regen, Güsse, Wellen, Wogen, alles zieht milder oder stürmischer ostwärts, und wo diese Phänomene unterwegs auch entspringen mögen, so werden sie schon mit der Tendenz nach Osten zu dringen geboren“ (Werke 40, 377). Und von der Windfahne heißt es, daß sie ein unsicheres Instrument sei. „Wie man auch die Friktion vermindern mag, so bleibt eine mechanische Reibung immer übrig. Das Schlimmste aber ist, daß sie dem Westwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er ist der stärkste, und mit den Jahren biegt sich endlich durch die Gewalt die Spindel, wenn die Fahne groß und schwer ist; sie senkt sich deswegen nach Osten, und der Wind kann sich schon eine Weile umgelegt haben, ehe sie sich entschließt, ihre Stellung zu verändern“ (Werke 40, 361). Auch heute noch ist dem Meteorologen ein einfacher Wimpel lieber als eine prächtig ausgestattete „große und schwere“ Windfahne, die schön anzuschauen, aber schwer beweglich ist und ihrem eigentlichen Zweck wenig entspricht.

Zum Schluß wenden wir uns einer Gruppe von Aufzeichnungen zu, die, wie mir scheint, unser Interesse in ganz besonders hohem Grade verdienen, denjenigen nämlich, die Goethes Meinung über das Barometer und den Luftdruck enthalten. In dem mit „Einleitendes und Allgemeines“ überschriebenen Anfang der Witterungslehre von 1825 folgt auf die Erwähnung der Beobachtung von Temperatur, Feuchtigkeit, Niederschlag und Wind die folgende Aeußerung: „Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kränkliche Natur dazu, um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu, um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung, die uns das Barometer anzeigt“ (Werke 40, 354). Wie Goethe im Barometer nicht das „Wetterglas“, sondern den physikalischen Meßapparat zur Luftdruckbestimmung sah, zeigt sich an einer späteren Stelle der Witterungslehre: „Auf Barometern früherer Zeit, wie solche die sogenannten Italiener herumtrugen und wie sie noch an manchen Orten gefunden werden, sehen wir auf dem Zolltäfelchen eine gewisse Linie gezogen, woneben geschrieben steht: unbeständig. Ueber demselben finden wir stufenweise schön und sodann beständig Wetter angezeigt, unterhalb ist trüb, Regen und Sturm angemerkt. Diese Bestimmungen sämtlich hat man auf neueren Barometern als empirisch, unzuverlässig und unwürdig weggelassen, und zwar mit Recht: indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig bestimmte Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreichte und selten zutreffen konnte“ (Werke 40, 370). Danach scheint in

Goethes Umgebung bereits damals ein besseres Verständnis für das Barometer geherrscht zu haben als im heutigen großen Publikum, denn dies verlangt noch immer die erwähnten Inschriften, obgleich doch eine einfache Ueberlegung sie als „unzuverlässig und unwürdig" erkennen läßt.

Die sorgfältige Verfolgung des Luftdrucks nun hat in Goethe eine Meinung erzeugt, die in seinen Aufzeichnungen oftmals wiederkehrt und daher wohl als ein Lieblingsgedanke des Dichters angesehen werden darf. Die erste Erwähnung scheint sich in der „Italienischen Reise" zu finden; dort wird in einem „Auf dem Brenner, den 8. September 1786, abends" datierten Brief der abwechslungsreichen Witterungserscheinungen gedacht, und dann heißt es weiter: „Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für tot, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie untätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer inneren, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Teile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsieren äußert, so daß sie sich durch innere notwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andern Versuche, diese Oszillation darzustellen, zu beschränkt und roh sein, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elastizität der Luft diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch verteilt war, nicht mehr tragen, Wolken senken sich, Regen stürzen nieder, und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirge seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elastizität der Luft wiederhergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheure Wolkenmassen um sich, halten sie fest und starr wie zweite Gipfel über sich, bis sie, durch inneren Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, sodann wirkt auf den Ueberrest die elastische Luft, die nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendrot beschien sie. Langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen" (Werke 23, 12—13).

Die Erwähnung der hier vermuteten zeitlichen Schwerkraftsänderungen findet sich, wie gesagt, häufig wiederholt. Im Anschluß an einige aus Marienbad, Juni 1822, datierten Wetternotizen sind die folgenden Sätze abgedruckt: „An die Barometererscheinungen knüpfen wir nunmehr das nächste, was der Wolkengestalt entspricht, die Verneinung des Wasserentstehens und die Bejahung des-

ſelben. Hoher Barometerſtand hebt die Waſſerbildung auf, die Atmoſphäre vermag die Feuchte zu tragen oder ſie in ihre Elemente zu zerſetzen; niederer Barometerſtand läßt eine Waſſerbildung zu, die oft 'grenzenlos zu ſein ſcheint. Nach unſrer Terminologie würden wir alſo ſagen: zeigt die Erde ſich mächtig, vermehrt ſie ihre Anziehungskraft, ſo überwindet ſie die Atmoſphäre, deren Inhalt ihr nun ganz angehört; was allenfalls darin zuſtande kommt, muß als Tau, als Reif herunter, der Himmel bleibt klar in verhältnismäßigem Bezug" (Weimarer Ausgabe 12, 65).

In der Witterungskunde von 1825 finden ſich die Ausdrücke „Bändigen und Entlaſſen der Elemente" für die geſchilderten Aenderungen. Es heißt dort: „Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntnis geſetzt ſind, iſt die Gewalt, die den Zuſtand der Atmoſphäre regelt und den Elementen ein Ziel ſetzt; ſie widerſteht der übermäßigen Waſſerbildung, den gewaltſamſten Luftbewegungen; ja, die Elektrizität ſcheint dadurch in der eigentlichſten Indifferenz gehalten zu werden. Niederer Barometerſtand hingegen entläßt die Elemente" (Werke 40, 377).

Indem Goethe dergeſtalt die vermuteten Aenderungen der Erdanziehung als Urſprung der Luftdruckſchwankungen und ihrer Folgeerſcheinungen anſieht, ſcheint es faſt, als habe dieſer Gedanke bei ihm im Lauf der Jahre den Charakter einer vorgefaßten Meinung angenommen, und als ſei er nachträglich bemüht geweſen, Beweismittel dafür zu ſuchen. Ein ſolches Beweismittel ſieht er in der Aufzeichnung der Barometerſtände eines Monats (Dezember 1822) von verſchiedenen und weit auseinander liegenden Orten. Auf Grund regelmäßiger, mehrmals täglich ausgeführter Ableſungen ſind die Luftdruckwerte von London, Boſton, Karlsruhe, Halle, Jena, Wien, Wartburg, Ilmenau und Tepl in zuſammenhängenden Kurven durch Dr. Schrön in Jena aufgezeichnet worden. Die in der Weimarer Ausgabe (12, 78) mitgeteilte Kurventafel läßt allerdings erkennen, daß im Dezember 1822 an allen jenen Orten nahezu gleichzeitig der Druck zu- und abgenommen hat. Goethe ſchließt daraus: „Wenn nun die Barometerſtände der verſchiedenſten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche beſagen, ſo ſcheinen wir dadurch berechtigt, allen außerirdiſchen Einfluß auf die Queckſilberbewegung abzulehnen, und wir wagen auszuſprechen: daß hier keine kosmiſche, keine atmoſphäriſche, ſondern eine telluriſche Urſache obwalte. Denn es iſt anerkannt und beſtätigt, daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhängig ſei; übt nun die Luft, inſofern ſie körperlich iſt, eine Schwerkraft, einen vertikalen Druck aus, ſo geſchieht es vermöge dieſer allgemeinen Attraktion; vermindert und vermehrt ſich daher der Druck, dieſe Schwere, ſo folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft ſich vermehre, ſich vermindere" (Werke 12, 358). Hiergegen ſind zwei erhebliche Einwendungen zu machen. Erſtens könnte, wenn wirklich gleichſinnige Luftdruckſchwankungen ſtets auch gleichzeitig auf der ganzen Erde oder einem erheblichen Teil derſelben ſtattfänden, keineswegs daraus auf einen telluriſchen Urſprung geſchloſſen werden. Wir können im Gegenteil ſehr wohl verſtehen, daß irgendein irdiſcher Vorgang nur örtlich auftritt und ſeine

Wirkung auf ein geringes Stück des Erdballs beschränkt, während außerirdische, kosmische Ursachen, d. h. solche, die auf weite Entfernung hin wirken, viel eher die ganze Erde gleichzeitig beeinflussen müßten. Zweitens aber würde eine dem ganzen Erdball gemeinsame Aenderung der Schwerkraft zwar die Größe des Luftdrucks ändern, aber das Quecksilberbarometer vermöchte uns von solchem Vorgang keine Kunde zu geben. Denn dies Instrument ermöglicht uns, die Höhe derjenigen Quecksilbersäule zu bestimmen, die den gleichen Druck wie die Atmosphäre ausübt. Wir vergleichen also bei der Barometerablesung das Gewicht einer Luftsäule mit demjenigen einer Quecksilbersäule, und wenn die Schwerkraft sich ändert, werden beide Säulen dadurch in gleichem Verhältnis leichter oder schwerer; waren sie vor der Aenderung im Gleichgewicht, so müssen sie es nachher auch sein.

Anders verhielte es sich, wenn die Schwerkraft nur für eine begrenzte Stelle örtlich verändert wäre, weil dann in den benachbarten Luftmassen Bewegungen entstehen müßten. Wird zum Beispiel an einer Stelle die Schwerkraft größer, so steht die darüber befindliche Luft unter größerem Druck und sinkt demgemäß in sich zusammen, so daß bei dieser Luftsäule die obersten Schichten minder hoch hinaufreichen als in der Umgebung. Es fließt demnach von allen Seiten Luft heran, bis in der Höhe die Lücke ausgefüllt ist, und weil nun über der betrachteten Stelle mehr Luft lastet als vorher, ist das Barometer gestiegen, denn die größere Luftmasse dieser jetzigen Säule verlangt zur Herstellung des Gleichgewichts eine längere Quecksilbersäule.

Erscheinungen dieser Art, d. h. örtlich beschränkte Schwankungen der Erdanziehung, werden von Goethe gleichfalls angenommen, und zwar behufs Erklärung der periodischen, täglich sich wiederholenden Luftdruckschwankungen. Seiner scharfen Aufmerksamkeit war dieser Vorgang, den er als „sogenannte Oszillation" bezeichnet, nicht entgangen, obgleich damals erst spärliche und fast nur aus den Tropen stammende Nachrichten darüber vorlagen. Inzwischen ist die täglich zweimalige Barometerschwankung in allen Teilen der Erde nachgewiesen, und zahlreiche Forscher haben sich um die ursächliche Ergründung des Vorgangs bemüht, ohne daß es bisher gelang, eine sichere und unbestrittene Deutung zu gewinnen.

Goethe erwähnt die Erscheinung folgendermaßen: „Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Merkurs in der Glasröhre ist uns in der neueren Zeit durch mannigfache Beobachtungen eine andre Bewegung des Quecksilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Bestimmung in vierundzwanzig Stunden durchläuft." Nachdem sodann die Angaben von Simonow und von Alexander von Humboldt mitgeteilt sind, heißt es weiter: „Ganz deutlich ist in vorstehendem ausgesprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigsten Punkt stehe; daß um 9 Uhr früh und abends um dieselbe Stunde es am höchsten stehe, mußten wir durch eine Parenthese aussprechen, da es uns nur zufällig ausgelassen scheint.[1])

[1]) Iwan Simonows Beschreibung einer neuen Entdeckungsreise in das Südliche Eis-

Hierauf nun fußend lehnen wir alle äußeren Einflüsse abermals ab und sagen: diese Erscheinung ist tellurisch. Wir stellen uns vor, daß innerhalb der Erde eine rotierende Bewegung sei, welche den ungeheuern Ball in vierundzwanzig Stunden um sich selbst herumnötigt und die man sich als lebendige Schraube ohne Ende versinnlichen mag. Aber dieses ist nicht genug. Diese Bewegung hat ein gewisses Pulsieren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre, es ist gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zusammenziehen, das sich in vierundzwanzig Stunden wiederholt, am schwächsten Nachmittag und Nachmitternacht wirkt, und morgens 9 Uhr und abends um dieselbe Stunde die höchste Stufe erreicht" (Werke 40, 373—374).

Die gleiche Meinung findet sich im Anschluß an die vorstehenden Worte nochmals unter der Ueberschrift „Wiederaufnahme" ausgesprochen: „Zuerst deutet uns die sogenannte Oszillation auf eine gesetzmäßige Bewegung um die Achse, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus dann Tag und Nacht erfolgt. Dieses Bewegende senkt sich in vierundzwanzig Stunden zweimal und erhebt sich zweimal, wie solches aus mannigfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir versinnlichen sie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; sie bewirkt als anziehend und nachlassend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie" (Werke 40, 375).

Damit scheint freilich nicht recht vereinbar die Bemerkung, die sich auf einem zu Goethes Nachlaß gehörigen Blatt findet. Unter der Ueberschrift „Zur Oszillation" wird dort die täglich zweimal auftretende Barometerschwankung erwähnt und in bezug auf nicht ganz übereinstimmende Nachrichten hinzugefügt: „welches wir dahingestellt sein lassen, da uns nicht zu Sinn will, daß die Wirkung zweimal beschleunigt und zweimal retardiert sei" (Weimarer Ausgabe 12, 197). Indessen darf diesem gelegentlichen Zweifel wohl kaum erhebliche Bedeutung zugeschrieben werden gegenüber der vorher geschilderten und auch sonst erwähnten (z. B. in den Annalen, Werke 27, 404) Auffassung Goethes, daß die Schwankungen des Luftdrucks auf Aenderungen in der Anziehungskraft der Erde zurückzuführen seien, und daß solche Aenderungen sowohl gleichmäßig im ganzen Erdball auftretend gedacht werden müssen, wie auch an bestimmte Tagesstunden gebunden und also örtlich gesondert und mit dem scheinbaren Sonnenlauf die Erde umkreisend.

Für diese letztere Vermutung kämen allerdings die beiden Einwände nicht in Betracht, die oben gegen die Annahme einer gleichzeitig auf der ganzen Erde stattfindenden Schwerkraftsänderung geltend gemacht wurden. Die nur örtlich auftretenden Vorgänge kann man recht gut an tellurischen Ursprung anknüpfen, und eine örtliche Schwerkraftsänderung vermag den Stand des Quecksilberbarometers zu beeinflussen. Ein Beispiel solchen Vorgangs haben wir in der

---

meer. Aus dem Russischen übersetzt von M. Bányi und mit einer Vorrede von J. J. Littrow, Wien, 1824. Darin fand ich die von Goethe ergänzten Worte vollständig vor, es wird auf Grund zweimonatiger, stündlicher Ablesungen mitgeteilt, daß in der tropischen Südsee das Barometer täglich um 9 Uhr früh und abends seinen höchsten, um 3 Uhr nachmittags und früh seinen niedrigsten Stand habe. B.

Flut und Ebbe, wenn auch freilich nicht tellurischen Ursprungs. Indem der Mond seine Anziehung mit derjenigen des Erdballs vereint, erzeugt er Verringerung der Schwere an den beiden Stellen der Erde, die dem Monde am nächsten und am fernsten liegen. An der ersteren, zum Monde hingewendeten Stelle wirkt die Mondanziehung stärker als auf der ganzen übrigen Erde, ist aber der Erdanziehung entgegengesetzt und verringert darum die Schwere, und zwar mehr als in den angrenzenden Gegenden. An der andern, vom Monde abgewendeten Stelle wirkt die Mondanziehung schwächer als auf der übrigen Erde und ist mit der Erdanziehung gleichgerichtet, so daß also an dieser Stelle die Schwere gleichfalls kleiner ist als in den benachbarten Teilen der Erdoberfläche. An beiden Stellen sehen wir demnach Flutberge auftreten, dazwischen die Ebbe, und daß nicht nur die See, sondern auch das Luftmeer diese Erscheinung zeigt, darf nicht wohl bezweifelt werden. Wenn man aber rechnerisch die Flutbewegung verfolgt, ergibt sich, daß sie viel kleiner ist, als dem erfahrungsmäßig festgestellten Betrage der täglich zweimaligen Barometerschwankung entsprechen würde, und daß man also unmöglich diese Schwankung auf die Schwerkraft des Mondes zurückführen kann.

Für Goethes Hypothese, welche die Barometerschwankungen aus rein tellurischem Ursprung herleiten will, hat sich bis in unsre Zeit eine auf Erfahrung beruhende Grundlage nicht gefunden. Denn es wird dabei entweder vorausgesetzt, daß die Anziehungskraft einer sonst unveränderten Masse zeitliche Schwankungen erleiden könne oder daß in der Erde durch regelmäßige Umlagerung der Massen örtliche Schwereänderungen zustande kämen. Für beides suchen wir vergeblich nach Anknüpfung in unsrer bisherigen Kenntnis irdischer Zustände und Vorgänge.

Dennoch verdient, wie mir scheint, die Goethesche Meteorologie auch heute noch unsre volle Beachtung. Denn wie die wissenschaftliche Förderung unsers Naturerkennens durch die Vereinigung sorgfältiger Beobachtung mit frei schaffender Phantasie bedingt wird, so hat der Dichter, dem des Lebens ernstes Führen zugleich mit der Lust am Fabulieren gegeben ward, in fesselnder Darstellung auf jenen Blättern geschildert, was scharfer Blick und künstlerisches Empfinden ihn schauen ließen. Eine ganz kurze Uebersicht gab er selbst, als Zelter ihn brieflich darum bat,[1]) und fügte in jenem vom 5. Oktober 1828 datierten Brief hinzu, er „hege diese Vorstellungsart nunmehr seit vierzig Jahren". Zugleich schreibt der damals neunundsiebzigjährige Goethe dem Freunde:

„Schaffe Dir ein gutes Barometer an, häng es neben Dich, vergleiche sein Steigen und Fallen mit der Physiognomie der Atmosphäre, mit der Bewegung der Wolken und was Dir sonst noch auffallen möchte; gedenke mein dabei, wie ich Dein in einem Augenblick gedenke, wo, gegen Mittag, endlich der Sonnenschein durchdringt."

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin, Duncker & Humblot, 1833—34, Bd. 5, S. 110.

Berichte aus allen Wissenschaften

Kulturgeschichte

Leipziger Magisterschmäuse im sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert

Unter diesem Titel hat uns Georg Erler ein Buch beschert, dessen Inhalt einen Einblick in das Tafelwesen vergangener Säkula gewährt, wie wohl selten eine andre Schrift.

Wir wollen versuchen, unsern Lesern einen kurzen Ueberblick über diese Materie zu geben, und garantieren ihnen, daß ihnen das Lesen dieses höchst interessanten Werkes angenehme Stunden bereiten wird.

Die Vorbereitungen zu den Schmäusen setzten seitens des jeweiligen Dekans bereits im Spätherbst ein, sobald einigermaßen feststand, auf wie viele Kandidaten zu rechnen war. Es mußten sowohl die substantiellen Lebensmittel beschafft werden, und Weinproben nahmen den Dekan oftmals reichlich in Anspruch.

Viel Mühe machte die Beschaffung des Wildes. Vielfach schenkte der Kurfürst dasselbe, nachdem er in geziemender Weise von den Kandidaten durch Vermittlung des Dekans darum angegangen war. Aber die Nebenspesen verteuerten den Festbraten in der Regel derart, daß der Gewinn, den man bei der Schenkung im Vergleich zum Kauf hatte, immerhin gering erscheint, wenn es auch eine Wildbrethandlung damals in Leipzig wohl noch nicht gab.

Vom kurfürstlichen Hofe wurde in der Regel ursprünglich eine Hirschkuh oder ein Hirsch, gelegentlich auch ein Reh geliefert. Dann treten Wildschweinskeulen, Hasen, Reb- und Kramtshühner als Wildgerichte auf.

Auffallend hoch erscheinen die Wildpreise der damaligen Zeit, zumal wenn man in Erwägung zieht, welch ein Reichtum an jagdbaren Tieren Feld und Wald im Vergleich zur Jetztzeit darboten. Vereinzelt finden sich dann noch in den Rechnungen Berg- oder Birkhähne, Trappen, Haselhühner, doch fanden erstere beide nicht den Beifall der Schmausenden.

Das Fleisch von Haustieren wurde in großen Mengen beschafft und bildete die Hauptkost; es sollte zur Sättigung dienen. Hervorragend beteiligt an der Zusammensetzung der Tafel waren Ochsenzungen und Lendenbraten. Merkwürdigerweise finden wir auch Schöpsenzungen, zumeist in geringer Anzahl, erwähnt; ob dieselben wohl heute einem Feinschmecker munden würden? Gouts bildeten Kalb- und Schöpsenfleisch, die Hauptmasse des Festbratens, Rind- und Schweinefleisch, figurierten daneben erst in zweiter Linie. Erst 1589 erscheint beispielsweise in den Rechnungen ein Schwein zu 76 Pfund, das mit 3 Gulden 8 Groschen bezahlt wurde.

Nur wenigemal hatte man Schinken gekauft. Offenbar fehlte ihm der Charakter des Festgerichts, da wohl jeder Bürger und Bauer auf einen Vorrat an Schinken hielt. Den köstlichen Prager Schinken in Brotteig gebacken kannte man eben damals noch nicht.

Auch Würste wurden nur für das Dienstpersonal oder für die Beköstigung der Kandidaten zum Frühstück gekauft. Genannt wird häufig eine Angelwurst; doch was hat man sich darunter vorzustellen? Dann kommen gelegentlich Bratwürste vor, aber wohl mehr als Lückenbüßer oder aus Abfällen zur Verwertung der Reste hergestellt.

Ein Gericht Geflügel gab es mit sehr seltenen Ausnahmen. Kapaunen waren ein beliebtes Essen. Hennen erschienen stets nur in geringer Anzahl; sie wurden auch nicht gebraten, sondern fanden im gekochten Zustande in Pasteten Verwendung, in denen man bekanntlich in früheren Jahrhunderten Meister war.

Die wenigen Enten waren ohne Ausnahme Wildenten. Der leckere Gänsebraten hatte noch keinen rechten Eingang gefunden; die Gans wird nur selten erwähnt; sie galt eben für den Vogel des bäuerlichen, nicht herrschaftlichen Tisches. Auch Tauben kamen kaum vor. Neben den Kapaunen waren besonders die Truthähne sehr beliebt.

Ohne Fische kam man natürlich auch nicht aus. Zu den ersten Zeiten unsrer Rechnungen wurden vorwiegend Hechte und Karpfen gekauft; ersterer stellte sich dabei bedeutend teurer als letzterer. Dieser wurde dann durch die Schmerle oder Schmirle verdrängt, die von den Feinschmeckern hochgeschätzt wurde. Als sie ihres aristokratischen Charakters verlustig ging, kamen die Fohren an die Reihe; von 1679 an war der Sieg der Forelle entschieden, „ein rechter teurer und guter Herrenfisch, der gar einen lieblichen schmack hat und sehr gesund ist".

Krebse sind verhältnismäßig selten zu finden; sie eignen sich ja auch weniger zu einem großen Festessen, waren auch vielleicht nicht immer in genügendem Maße zu beschaffen.

Austern brachte zuerst der Promotionsschmaus von 1644 und waren nur für den ersten Tisch bestimmt. Später gibt es sie öfters, sogar in mariniertem Zustande. Muscheln traten erst 1689 auf.

Schnecken enthalten die Listen zwar auch, doch scheint man mehr den Versuch einer Einbürgerung damit gemacht zu haben, welcher als mißglückt anzusehen ist.

Im Verhältnis zu den Gesamtkosten des Magisterschmauses hielten sich die Auslagen für das Fischgericht in bescheidenen Grenzen. Es gab noch überall Fische in den Gewässern, noch hatte kein Fabrikabwasser den Reichtum in dieser Hinsicht geschmälert. Für Fische, Austern u. dgl. brauchte man damals nur etwa den fünfundzwanzigsten bis dreißigsten Teil der Kosten zu rechnen. Wie anders sind die Verhältnisse heutzutage, wo gute Fische mehr und mehr zur Delikatesse werden und einen recht wesentlichen Aufwand bei Festtafeln und Schmäusen bedingen.

Gewürze, Südfrüchte und heimisches Obst spielten damals ebensogut ihre Rolle wie heutzutage; die ersten sogar in einem recht erheblicheren Maße. Recht erheblich erscheint uns der Verbrauch von Essig, dessen Verwendung in der feineren Küche recht merklich abgenommen hat, wie auch Mandeln jetzt nicht mehr in solchen Quantitäten wie damals Verwendung finden; waren doch durchschnittlich stets 15 Pfund von ihnen erforderlich! Sonst haben wir es ungefähr mit denselben Ingredienzien zu tun, auf deren Mitwirkung auch heute kein Küchenchef zu verzichten können glaubt.

Milch, Butter, Käse seien nur der Vollständigkeit wegen erwähnt, wie Küchengewächse, trockene Gemüse und das Mehl, dem sich Kuchen mancherlei Art anreiht.

Wichtiger erscheinen die Getränke, zumal man bei den Magisterschmäusen sicher nicht zur Mäßigkeit im Trinken geneigt war. Beherrschte doch der Saufteufel im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert trotz allen Mahnens und Zeterns der Geistlichkeit und der Obrigkeiten das Leben weiter Kreise des deutschen Volkes. So hat es denn an Versuchen, den Genuß geistiger Getränke bei den Magisterschmäusen einzuschränken, nicht gefehlt. Vor allem findet sich mehrfach eine dringende Mahnung an den Dekan und die Examinatoren, die Kandidaten nicht durch den Ankauf kostbarer Weine zu beschweren. Dabei konnte der Einkauf in Leipzig keine irgendwelche Schwierigkeiten machen, denn die Stadt war damals der Mittelpunkt des Weinhandels für einen großen Teil des nordöstlichen Deutschlands.

Rheinwein kann man als das Grundgetränk bezeichnen. Zum Voressen oder zum Nachtisch wurde im sechzehnten Jahrhundert regelmäßig Malvasier gereicht, später diente diese Sorte wohl nur noch zur Herstellung von Bratensaucen oder Suppe.

Neben dem guten Rheinwein gab es noch eine geringere Sorte. Elbe- oder Saaleweine waren es nicht, an die man zunächst denken könnte, denn diese waren erheblich billiger, als die angelegten Preise bezeugen. Vermutlich stammte er aus Franken; Franken-

wein wird nämlich zuerst 1578 und dann seit 1681 ziemlich regelmäßig neben dem Rheinwein genannt, nie aber dann, wenn die Rechnung neben dem Rheinwein noch eine geringere Marke verzeichnet.

Veltliner zeigt sich einige Male, Muskateller erscheint sporadisch, Petersim — ein von rheinischen Trauben gewonnener Wein — fand hauptsächlich bei Saucen Verwendung; auch Franz- oder französischer Wein mußte zu dem gleichen Zweck herhalten, zum Getränk benutzte man ihn noch nicht.

Auffallend erscheint das Steigen der Weinpreise von 1568 bis 1708. Von etwa 5 Taler 6 Groschen stieg in dieser Zeit der Rheinwein auf etwa 24 Taler. Die Kanne Malvasier verdoppelte mittlerweile ziemlich ihren Preis.

Hervorzuheben ist, daß der süße Wein um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von der Tafel verschwindet, dagegen neben dem teureren Wein des Rheingaus billigere Frankenmarken erscheinen.

Neben dem Wein wurde eine große Menge Bier getrunken, dessen Güte recht verschieden war. Eimbecker, Eilenburger, Zerbster, Torgauer kamen damals für eine Festtafel hauptsächlich in Betracht, heute kennt diese Bezugsquellen kein Mensch mehr. Schon 1522 findet sich ein Hinweis darauf, daß es nicht mehr als „zweierley Biere geben sollte".

Von diesen Elitetropfen erhielten aber nur die Ehrengäste oder Teilnehmer der Festtafel. Den Durst des Dienstpersonals mußten leichtere Biere löschen. Erst später bürgerte sich die Sitte ein, auch den Leuten in der Küche dasselbe Getränk zu spendieren. Man wollte eben an dem Festtage der Fakultät durch unzeitgemäße Sparsamkeit kein Aergernis geben. Vielleicht war man sich wohl bewußt, daß das Dienstpersonal doch Mittel und Wege fände, sich seinen Anteil an dem besseren Trunk trotz aller Wachsamkeit zu sichern.

Liköre hatten sich noch nicht den Eingang zum Festessen erobert, Branntwein kommt erst im Jahre 1620 auf, doch nur für das Küchenpersonal bestimmt!

Der Posten für das Getränke ist in der Gesamtrechnung immer der größte. Er beträgt vielfach das Drei-, Vier-, ja Fünffache der Ausgabe für Fleisch, die bei der Berechnung der Nahrungsmittel am schwersten in das Gewicht fiel.

Anfänglich betrugen die Kosten für das Getränke etwa ein Drittel der Gesamtausgaben, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war man bereits auf die Hälfte der Gelder angelangt. Später sanken diese Prozente wieder, hauptsächlich wohl durch die hohen Weinpreise in die Höhe getrieben.

Bei den heutigen Preisen haben wir sogar noch ein höheres Verhältnis. Beispielsweise erforderte das luxuriöse Festmahl für zwölf Personen im November-Heft unsers Weinkenners 143 Mark für die Speisen, 82 Mark für die Weine; das Oktober-Menü stellte sich auf 144 und 68 Mark. Zu einem feinen Festessen verlangt die November-Nummer 74 und 56 Mark, im Oktober waren es 74 und 54 Mark. Aber, aber die Nebenausgaben!! Wer will die Ausgaben für Blumen, Menükarten, Tischkarten u. s. w. berechnen, die heute recht beträchtlich angeschwollen sind und neben dem eigentlichen Kostenpunkt jeden nötigen, nochmal recht tief in die Tasche zu greifen?!

Freilich baumelte auch damals noch so manches daran. Mußte doch der Kandidat für das Ausleihen der großen ovalen Tafel regelmäßig 10 Groschen zahlen. Für das Tafelgeschirr hatte er anfänglich auch selbst zu sorgen, das dann — natürlich gegen Entgelt — der Ratskeller stellte. Später übernahm der Dekan die Besorgung dieser wichtigen Sache. So wurde im Jahre 1663 zum erstenmal das gesamte Tafelzinn vom Rat der Stadt Leipzig aus dem Weinkeller des Kramerhauses entliehen.

Leider waren dabei Verluste unvermeidlich, und einzelne Stücke schienen fast stets ihre Liebhaber gefunden zu haben, für die der Kandidat dann aufzukommen hatte.

Zuerst trank man aus Zinnkannen, seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde aber für jeden Tisch eine gläserne Flasche verlangt. In der Folge wuchsen die

Ausgaben für Gläser recht erheblich, zumal es sich um große Mengen handelte, die der Veranstalter des Festes anzuschaffen hatte.

Besonders wertvolle Gläser wurden für den Tisch der Ehrengäste bestimmt und blieben als Geschenk in deren Hand. Leider hat sich diese Sitte mehr und mehr verloren; nur hin und wieder trifft man auf gemütvolle Wirte, die das Glas, aus dem man auf das Wohl des Hausherrn oder der Hausfrau getrunken hat, mit besonderer Gravierung versehen dem Gast zum Angedenken verehren; stetig seltener kommt man von Hochzeiten mit einem solchen Erinnerungsstück zurück, und selbst unter Freunden nimmt das Schenken von Schoppen mit den Verbindungsabzeichen langsam ab, da jeder nur aus kleinen Gläschen trinken will und sich scheut, einmal einen großen Humpen zu schwingen. O tempora, o mores!

Silbergeschirr wird wohl auch erwähnt, doch stets war nur eine leihweise Benutzung vonnöten; stellte sich doch auch der Preis für dieses Edelmetall damals recht erheblich höher als in der Jetztzeit.

Tischtücher benutzte man wohl stets, und im Glanze des helleuchtenden Zinnes, im Schmucke von silbernen Bechern wie der in Form und Farbe sehr verschiedenen Wein- und Biergläser, der Flaschen und Ehrengläser haben die Tische gewiß einen festlichen Anblick gewährt. Glücklicherweise sind wir ja auch allmählich von der Sitte abgekommen, nur gleichartige Gläser auf die Tafel zu stellen, und ein buntes Kuddelmuddel, wobei immerhin eine gewisse Eigenart zu wahren ist, läßt uns an die uniform gedeckten Gläserreihen früherer Jahrzehnte nur schaudernd zurückdenken.

Freilich unser Blumenschmuck fehlte damals noch gänzlich. Die Blumenzucht lag ja überhaupt in jenen Zeiten noch sehr im argen, und woher hätte man im Winter Blüten und Blätter nehmen sollen! In dieser Hinsicht brauchte man damals noch keine Unsummen zu verschwenden.

Aber wenn nicht für das Auge, so sorgte man doch immerhin für einen andern Sinn. Räucherwerk durfte damals nicht fehlen, und die Erkenntnis, daß man damit schlechte Luft nur noch mehr verschlechtere, diese Wahrheit ist erst recht viel später Einsichtigen zu Gemüte geführt worden.

So ließe sich noch manches erzählen. Doch ich hoffe, so manchem den Mund so recht wässerig gemacht zu haben, und er überzeugt sich durch die Lektüre selbst, wie es zuging bei den Leipziger Magisterschmäusen.

Dr. Ernst Roth, Oberbibliothekar, Halle a. S.

Literarische Berichte

Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler, Dr. Karl Storck herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. 1. Band: Grundbegriffe. — Die Häuslichkeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 15.—.

Das zwanzigste Jahrhundert hat im Zeitraum weniger Jahre Hoffnungen erfüllt, die bei seinem Beginne noch allzu optimistisch oder sogar fast utopistisch erschienen: das Streben nach einer neuen Kultur, das vor einem halben Menschenalter sporadisch und noch unbestimmt sich in der jungen Generation zu regen begann und anfangs so langsame Fortschritte machte, daß die große Menge selbst der Gebildeten es noch belächeln zu können glaubte oder teilnahmslos zur Seite stand, ist zu einer großen, mächtigen Bewegung geworden, die alle rührigen Kräfte unsers Volkes, alle lebhaft empfindenden Geister in ihren Bann gezogen hat und bis in die konservativsten Kreise hinein ihre Wellen schlägt. Auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens zeigen sich kraftvolle Ansätze zu neuen organischen Kulturformen, die weiter auszugestalten, gegeneinander auszugleichen und zu einer großen Einheit zu

verbinden die herrliche, lohnende und aussichtsvolle Aufgabe der nächsten Zukunft ist. An dieser Aufgabe mitzuarbeiten ist jeder Gebildete berufen, aber die Fülle der neuen Erscheinungen und Anregungen ist so groß und verwirrend, daß viele aus sich selbst keine volle Klarheit über den Stand der Dinge und die einzuschlagenden Wege zu gewinnen vermögen und ein zusammenfassender Rück- und Ueberblick auf die Grundlagen und Faktoren, auf die bisherigen Ergebnisse und die weiteren Ziele der Bewegung nicht nur als gerechtfertigt, sondern als ein Bedürfnis erscheint. Diesem Bedürfnis kommt das in seinem ersten Band jetzt vorliegende Werk „Moderne Kultur" entgegen, das der rühmlich bekannte Kulturhistoriker Professor Dr. Ed. Heyck in Verbindung mit fünf durch anerkannte Leistungen auf ihrem Gebiet bewährten Schriftstellern herausgegeben hat. Heyck selbst hat zu diesem ersten Band die allgemeine, zeitbetrachtende Einleitung geschrieben, Karl Scheffler die tiefgründigen und lebensvollen Erörterungen über die ästhetischen Bestrebungen der Gegenwart, Zusammenhang von Lebensführung und Kultur, Kunstbildung, Stil und Geschmack des Wohnens. Die südeuropäischen, französischen, englischen, neuerdings auch amerikanischen und japanischen Einflüsse auf unsre Anschauungen und Lebensformen behandelt W. Fred, die „Musik" Karl Storck, „Die Liebhaberei des Sammelns" Georg Lehnert. Schon diese Inhaltsangabe läßt erkennen, welch reicher und mannigfaltiger Inhalt allein schon in dem ersten Band niedergelegt und nach welchen Tendenzen er behandelt ist. Durch eine Zusammenfassung und Prüfung dessen, was im öffentlichen und privaten Leben von dem modernen Kulturstreben schon ergriffen und gestaltet ist oder noch angestrebt und umgebildet wird, will die „Moderne Kultur", weit entfernt, starre Regeln und Vorschriften zu geben, jeden zu selbständigem Denken, zum Sehen mit eignen Augen und Hören mit eignen Ohren anleiten. Diesem Zweck dienen sowohl die mehr allgemein gehaltenen vier Abschnitte von Scheffler und Fred wie die zu detaillierten Beispielen und praktischen Fragen sich wendenden Kapitel vom Wohnen, von der Musik und vom Sammeln. An den Text reihen sich Bilderbeilagen, die, nahezu achtzig an Zahl, Beispiele aus moderner Kunst, Architektur und Kunstgewerbe in vortrefflichen Wiedergaben vorführen und noch für sich durch knapp gefaßte Anmerkungen in höchst instruktiver Weise analysiert werden. Wieviel historisches und ästhetisches Denkmaterial, welche Fülle praktischer Erfahrung und gelehrten Wissens hier zusammengedrängt ist, wird dem Leser erst nach und nach zum Bewußtsein gelangen; wir empfangen hier in der Tat ein Buch, das Lebensbildung und guten Geschmack überall, wohin es gelangt, wird verbreiten und vertiefen helfen. Wiewohl der erste Band der „Modernen Kultur" schon für sich ein wuchtiges und in gewissem Sinne in sich abgerundetes Werk darstellt, so erschöpft er den gewaltigen Stoff doch nicht und bedarf noch der Ergänzung durch den zweiten Band, der im Herbst dieses Jahres erscheinen soll und nach den Mitteilungen des Verlages u. a. enthalten wird: „Die Persönlichkeit und ihr Kreis" (der moderne Mensch, die Frau, die Frauenbewegung, die Familie, Liebe, Ehe, die Kinder) von Frau Marie Diers, „Die Gesellschaft und die Geselligkeit" von W. Fred, „Der Einzelne und die großen Gemeinsamkeiten" von Ed. Heyck, „Die äußere Erscheinung" (Typen und Ideale, Mode, Kleidung, Schmuck, Körperkultur u. s. w.) von W. Fred, „Essen und Trinken" von Fred und Heyck, „Das Reisen" von Ed. Heyck, „Lesen und Bücher" von Herm. Hesse, „Das Theater" von K. Scheffler u. a. m. R. D.

Von Reimarus zu Wrede. Von Albert Schweitzer. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Tübingen 1906, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Das Buch soll, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, „den theologisch interessierten Laien und der jüngeren Theologengeneration" einen „nach objektiven Prinzipien orientierten" kritischen Ueberblick über die Leben-Jesu-Forschung bis zu den neuesten Erscheinungen gewähren, und es ist ihm gelungen, den weitschichtigen, fast unübersehbaren Stoff äußerst klar und übersichtlich zu gruppieren und in lebendiger, temperamentvoller Art darzustellen. Wenn Schweitzer auch an dem historischen Jesus festhält, so gibt er doch anderseits zu, daß es nichts Negativeres gebe als das Ergebnis der Leben-Jesu-Forschung. „Der Jesus von Nazareth, der als Messias auftrat, die Sittlichkeit des Gottesreiches verkündete, das Himmelreich auf Erden gründete und starb, um seinem Werke die Weihe zu geben, hat nie existiert." Das positive Ergebnis der bisherigen Entwicklung erblickt Schweitzer allein darin, daß unsrer Zeit die religiöse Energie nur aus der Erkenntnis kommen kann, daß die allgemeine Weltbejahung in dem Einzelgeist durch die persönliche Weltverneinung, die Jesu Worte predigen, verchristlicht und verklärt werden müsse. Es ist ein ungemein tapferes Buch, das uns Schweitzer hier bietet, und es gebührt ihm aufrichtiger Dank dafür, da es geeignet ist, vielen zur Klarheit zu verhelfen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Friedrich Hebbel. Briefe. Vierter Band. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Berlin 1906, B. Behrs Verlag.

Der Briefwechsel dieses Bandes umfaßt

die Jahre 1847 bis 1852, eine im Erleben und Schaffen für Hebbel besonders wichtige Zeit, deren reicher Inhalt auf diesen Blättern persönlichsten Ausdruck findet. Die Sorgen und das Glück der ersten Ehejahre spiegeln sich darin, und tief ergreifend klingen uns dazwischen die Worte der letzten Briefe an Elise Lensing entgegen mit der flehenden Mahnung als Ausklang: „Ruhe den Toten, Friede den Lebendigen!“ Von großer Bedeutung für den Forscher sowie von hohem Interesse für jeden Hebbelfreund sind sodann die Ausführungen des Dichters über die Prinzipien seiner Kunst, über seinen eignen literarischen Charakter sowie über die in diesen Jahren entstandenen Werke, so Herodes und Mariamne und Agnes Bernauer. Noch eine andre Seite der Hebbelschen Gedankenwelt wird hier scharf beleuchtet: seine politische Stellungnahme in der Revolutionszeit. Hier wie in allen Fragen tritt er uns als unerbittlich scharfer Denker entgegen, der stets das einzelne in umfassendem Zusammenhang, die Tatsachen im Lichte der Idee sieht und der seinen Gedanken klarsten, völlig erschöpfenden Ausdruck zu geben weiß. Die Ausgabe ist von R. M. Werner wieder mit peinlicher Sorgfalt aufs trefflichste hergestellt.

Br.

Briefe eines alten Schulmannes. Aus dem Nachlasse Karl Gottfried Scheiberts herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig 1906, R. Voigtländer.

Wer war Scheibert? Er war von 1840 bis 1855 Direktor der Stettiner Friedrich-Wilhelms-Schule, von 1855 bis 1873 Provinzialschulrat in Breslau, vor allem aber ein temperamentvoller Kämpfer in schulpolitisch hocherregter Zeit, ein rückgratfester Verfechter seiner Ideen über die „höhere Bürgerschule“, ein Mann, der Briefe schreiben mußte, weil er eben immer etwas zu sagen hatte, interessant und lehrreich auch da, wo er irrte. Und nicht zum letzten: er war ein durch und durch deutscher Mann — man lese nur seine Ausführungen über Ausländerei — und bei aller gelegentlichen Lässigkeit und Unabgeschliffenheit der Darstellung ein Sprachkünstler von Kraft und Glanz. Eine Auswahl seiner schönsten und gehaltvollsten Briefe angeregt und veranlaßt zu haben ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Robert Voigtländers, des kenntnisreichen und wissenschaftsverständigen Verlegers, aber auch der Herausgeber Friedrich Schulze verdient Dank und Lob: bescheiden zurücktretend, hat er mit seinem sorgfältigen Kommentar ganz Erhebliches geleistet, und es war gewiß nicht leicht, allen den Anspielungen und Andeutungen Scheiberts auf die Spur zu kommen. Als ein Lesebuch für Lehrer, vielleicht auch als ein Lebens- und Erbauungsbuch für sie, denke ich mir das Werk in erster Linie, zugleich aber ist es auch ein bedeutungsvolles Denkmal der Geschichte der Pädagogik im neunzehnten Jahrhundert. Das sorgfältig und mit bedachter Auswahl zusammengestellte Register führt an die tausend Gegenstände an, von denen die Rede ist, und macht das Werk so auch zu einem höchst brauchbaren Nachschlagebuch.

Dr. Hans Zimmer.

Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergang des polnischen Reiches. Von Heinrich Geffcken. Berlin 1906. Vossische Buchhandlung.

Den Gesichtspunkt seiner Darstellung der Polenfrage, der Erweiterung eines Vortrags in der Kölner Ortsgruppe des Ostmarkenvereins, kennzeichnet der Verfasser durch den Nebentitel als „geschichtlichen Rückblick vom Standpunkt moderner Staatsethik“; gemeint ist damit, daß der kleine Bruchteil Polnisch sprechender Untertanen des preußischen Staates sich dessen durch die ausschlaggebende weit überwiegende Mehrheit und — dieser Gedanke tritt freilich etwas zu sehr in den Hintergrund — durch die historische Entwicklung bestimmtem nationalem Charakter anzupassen hätte. In dem Widerspruch zwischen diesem „Soll“ der Staatsethik und dem „Soll“ des polnischen Nationalgefühls liegt der Kern der Polenfrage, der durch die schärfste philosophische und juristische Deduktion nicht aufgelöst wird. Der Schluß der Schrift konstatiert eine Erneuerung des polnischen Volkstums und dessen Erstarkung und fordert dagegen den „Geist der gewaltigen nationalen Begeisterung, des sieghaften nationalen Glaubens und des unbeugsamen nationalen Willens“ zur Lösung der Polenfrage im deutschen Sinne auf. Neu ist dieser Appell ja nicht, der Wert der Schrift liegt in der knappen Zusammenstellung des geschichtlichen Stoffes aus der Literatur; eigne Anschauung des Kampfes besitzt der Verfasser freilich nicht.

F. G. Schultheiß.

Anton Auersperg (Anastasius Grüns) Politische Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Wien 1906, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. Schriften des Literarischen Vereins in Wien V.

Als Festschrift zur Jahrhundertfeier des Geburtstages Anastasius Grüns hat der Literarische Verein in Wien eine Auswahl aus den politischen Reden und Schriften des Dichters veröffentlicht, in der die bedeutendsten dieser Kundgebungen dem Wortlaute nach wieder abgedruckt, von einer Anzahl weniger wichtiger Auszüge und Proben mitgeteilt sind. Die parlamentarische Tätigkeit des Grafen Auersperg umfaßt beinahe dreißig Jahre (von 1848 bis 1876), während welcher Zeit er es überall ver-

standen hat, kraft seiner politischen Begabung und der Vornehmheit seines Charakters überall eine führende Stellung einzunehmen und seiner entschieden deutschen und liberalen Gesinnung rücksichtslos Ausdruck zu geben. Der Band ist daher als wertvoller Beitrag sowohl zur zeitgenössischen Geschichte wie zur Biographie des Dichters willkommen zu heißen, in letzterer Hinsicht um so mehr, als in ihm eine weniger bekannte Seite in des Dichters Persönlichkeit näher beleuchtet wird.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Epos des Weizens. Von Frank Norris. Erster Teil. Der Octopus. Eine Geschichte aus Kalifornien. Einzig berechtigte Verdeutschung von Eugen von Tempsky. Geheftet M. 6.—; gebunden M. 7.—. Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Seit Bret Harte hat die nordamerikanische Literatur kein so echtes und starkes Talent aufzuweisen gehabt, wie es Frank Norris war, der im Jahre 1902 eines frühen Todes starb, nachdem er von einer großartig angelegten Romantrilogie mit dem Titel „Das Epos des Weizens" die beiden ersten Teile vollendet hatte. Dieses Werk sollte in dichterischer Form „eine Geschichte des Weizens von seiner Aussaat in Kalifornien bis zu seinem Verbrauch als Brot in einem Dorfe Westeuropas" geben, und der jetzt in deutscher Ausgabe erschienene — übrigens vollständig in sich abgeschlossene — erste Teil, „Der Octopus. Eine Geschichte aus Kalifornien", ist ein unanfechtbarer, imponierender Beweis dafür, daß der junge Dichter die Kraft und das Genie besaß, diesen gewaltigen Stoff zu meistern. In der Weite seines Horizontes, in den gigantischen Dimensionen des Entwurfs, in der fortreißenden Wucht der Darstellung und in der machtvollen Kunst, Massen in dramatische Aktion zu bringen, eine Vielheit von Individuen zur Trägerin, große soziale oder wirtschaftliche Bewegungen zur Grundlage der Handlung zu machen, erweist sich Norris — eine seltene Erscheinung in der nordamerikanischen Literatur — als Geistesverwandter und Schüler Zolas, dem er darin vollauf ebenbürtig ist, während er ihn in der Kunst der Charakterschilderung, in der Lebensfülle und Farbigkeit der Einzelszenen beträchtlich übertrifft und statt des niederdrückenden Pessimismus, dem Zola auf der Höhe seines Könnens huldigte, einen lebensfreudigen, großgearteten Optimismus verkündet. Dieser unbesiegbare Optimismus, der sich über allen menschlichen Jammer mit dem hohen Lied von der Allmutter Erde, der unerschöpflichen Gebärerin, hinaushebt, überstrahlt und mildert selbst die erschütternde, herzzerreißende Tragik der hier geschilderten Ereignisse. Den fleißigen und friedlichen Ansiedlern, die auf dem fruchtbaren Boden Kaliforniens den „welterhaltenden" Weizen bauen, ist es nicht lange vergönnt, sich der Früchte ihres Fleißes zu erfreuen; ein furchtbarer Feind, der Eisenbahntrust, der gefräßige „Octopus", der sie erbarmungslos mit seinen mächtigen Fangarmen umklammert, zwingt ihnen einen Verzweiflungskampf um ihre Existenz auf, in dem sie einer nach dem andern mit den Ihrigen zugrunde gehen. In den einzelnen Episoden dieses hochdramatischen Kampfes entfaltet Norris einen Reichtum der Phantasie, der Anschauung und Gestaltungskraft, der über alle Töne, alle Kunstmittel epischer Darstellung souverän gebietet und das Interesse des Lesers bei der Lektüre des umfangreichen Buches keinen Augenblick erlahmen läßt. Der „Octopus" ist ein Roman großen Stils, wie er nicht oft geschrieben wird; man darf zuversichtlich hoffen, daß dieses ebenso bedeutende wie packende Werk auch in Deutschland die Beachtung und Anerkennung finden wird, die es verdient, und damit zugleich dem zweiten Teil der Trilogie, „Die Getreidebörse. Eine Geschichte aus Chicago", worin der Dichter die Weizenspekulation an diesem Zentralplatz des nordamerikanischen Weizenhandels schildert, der Weg zu uns geebnet wird.

B—r.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S. J. Bd. 1. 3. Aufl. Bd. 2 bis 4. 1. bis 3. Aufl. Freiburg i. Br., 1897—1906. Herdersche Verlagshandlung. A. u. d. Tit.: Kulturzustände des deutschen Volkes während des dreizehnten Jahrhunderts. Buch 1 bis 4.

Der Verfasser hat, wie er im Vorworte erklärt, das dreizehnte Jahrhundert deswegen zum Ausgangspunkt seiner groß und weit angelegten Darstellung gewählt, weil es in wirtschaftlicher, verfassungsgeschichtlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung einen entscheidenden Wendepunkt der deutschen Geschichte bildet. In außerordentlich eingehender und gründlicher Weise behandelt Michael in den vorliegenden vier Bänden die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und rechtlichen Zustände mit Einschluß der Erziehung und des Unterrichts, deutsche Wissenschaft und deutsche Mystik, deutsche Dichtung und deutsche Musik während des dreizehnten Jahrhunderts. Gerade dieser starke kulturgeschichtliche Unterbau verleiht dem Werke seinen eigenartigen Charakter und sichert ihm bleibenden Wert, zumal ein geradezu gewaltig zu nennender gelehrter Apparat mit Einschluß der neuesten Forschungen dazu verwertet worden ist und die Anmerkungen einen oft geradezu erschöpfenden Quellennachweis bieten. Die Form ist klar und ge-

fällig, die Anordnung des Stoffes streng logisch, das Urteil stets maßvoll, so daß auch der den religiösen und politischen Standpunkt des Verfassers nicht Teilende das Werk mit großem Nutzen zur Hand nehmen wird.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche... von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern sowie aus den Werken moderner Schriftsteller... nach den Leitworten sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. In 20 monatlichen Lieferungen. 1. bis 3. Lieferung. Berlin 1906, Expedition des Spruchwörterbuches.

Das vielversprechende Unternehmen hat es sich zur Aufgabe gestellt, die sinnvollsten Sprüche, Zitate u. s. w. aller Zeiten und Nationen, nach Begriffen geordnet, zusammenzustellen, so daß eine große Uebersichtlichkeit und leichte Auffindbarkeit vereint sind. Dabei wird das Werk nach seiner Vollendung mit seinen über 30000 Stellen an Reichhaltigkeit alles übertreffen, was nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande an ähnlichen Büchern erschienen ist; erwähnt sei hier nur, daß es etwa zehnmal soviel bringen wird wie das populärste derartige deutsche Werk: Büchmanns „Geflügelte Worte". Wie gründlich gearbeitet worden ist, geht daraus hervor, daß bei jeder einzelnen Stelle die Herkunft angegeben und da, wo es sich um Zitate handelt, zum Namen des Verfassers der Titel des betreffenden Werkes gesetzt, bei Stellen aus Dramen Akt, Szene und der Name der redenden Person, das Entstehungsjahr oder, wo dieses nicht zu ermitteln war, das Jahr des Erscheinens angegeben werden. Bei Liedern werden die Namen der bedeutendsten Komponisten angeführt, von bekannten Opern und Operetten werden der Tag der ersten Aufführung und der Ort, an dem diese stattfand, hinzugefügt. — Die uns vorliegenden ersten drei Lieferungen reichen von A bis Eins und umfassen auf ihren 144 doppelspaltigen Seiten in Lexikonformat ein so reichhaltiges, aus allen möglichen Quellen zusammengebrachtes Material, daß man den Fleiß und die Belesenheit der Bearbeiter gar nicht genug anerkennen kann.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. 3. Jahrgang, 1. Heft. Berlin, Archiv-Gesellschaft. Ganzjährlich M. 20.—.

Beaulieu, Dr. Erich von, Judas Ischariot. Eine dramatische Rettung in fünf Akten. Strassburg i. E., Josef Singer.

Berlin und seine Arbeiter in englischer Beleuchtung. Ein vergleichender Bericht von Best, Davis und Perks aus Birmingham. Deutsch herausgegeben von Dr. W. Zimmermann. Berlin, Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band 1: Reisen des Venezianers Marco Polo. Ausgabe A. Geheftet M. 6.—; Band 2: Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Teil 1 und 2 in einem Bande. Ausgabe A. M. 5.—; Band 3: Aus der Dekabristenzeit. Ausgabe A. M. 5.—; Band 4: Drei Berichte von Ferdinand Cortez. Ausgabe A. M. 6.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

Chlumecky, Leop. Freih. von, Oesterreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria. Leipzig und Wien, Franz Deuticke.

Cimbali, Eduardo, La politica coloniale. Roma, Bernado Lux.

Coutts, John, The Divine Wisdom as revealed by the Methods of Christ and of the Spirit, manifesting the Harmony and Unity in Nature, Man and the Bible. London, National Hygienic Company. 6/—.

Dammann, Dr. Albert, Der Sieg Heinrich IV. in Kanossa. Eine kritische Untersuchung. Braunschweig, Benno Goeritz. M. 1.50.

Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. Briefe eines k. k. Offiziers über die deutschen Kaisermanöver 1906. Leipzig, Friedr. Engelmann. M. 1.80.

Die Gesellschaft. Sammlung sozial-psychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. Band V: Die Zeitung. Band VI: Der Weltverkehr. Band VII: Der Arzt. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Löning. Pro Band kartoniert M. 1.50.

Donauverteidigung, Die. Mit Benützung der Feldakten des k. u. k. Kriegsarchivs bearbeitet von einem Generalstabsoffizier. Mit Karten und Beilagen. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Dungern, Dr. jur., Freih. Otto von, Reichssorgen und Welfenträume. München, R. Piper & Co. M. 1.50.

Feucht, Paul, Wegwarte. Neues Fabel-A B C. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fischer, Hans W., Buch des Widerspruchs. Gedicht. Leipzig, Fr. Rothbarth G. m. b. H.

Fortoul, José Gil, Historia constitucional de Venezuela. Tomo primero. Berlin, Carl Heymann.

Fritze, Georg, Gemünztes. 101 Vierzeiler. Strassburg i. E., Josef Singer.

Gobineau, Graf Arthur, Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Gottesminne. Monatschrift für religiöse Dichtkunst. 4. Jahrgang, 10/11. Heft. Münster i. W., Albert Ostendorff. Jahrespreis M. 4.50.

Grove's Dictionary of Music and Musicians. Edited by J. A. Fuller Maitland. In five volumes. Vol. III. London, Macmillan & Co. 21/— net.

Hebbels Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Weber. VII. Band: Briefe 1861—1863. Berlin, B. Behr's Verlag. M. 8.—.

Heydorn, Lotte, Bergsommer. Strassburg i. E., Josef Singer.

Jahrbuch moderner Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und socialpolitischen Interesses. Zweiter Band des „Jahrbuches moderner Studenten", 1907. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldts Verlag. M. 8.—.

Katharina II., Kaiserin, Erinnerungen. Von ihr selbst geschrieben. Nach Alexander von Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Dritte Auflage, mit mehreren Porträts und einem Nachtrag aus den „Erinnerungen der Fürstin Daschkoff". Stuttgart, Robert Lutz. M. 6.—.

Kavalleriekorps Holstein, Das österreichische, und das Vordringen der preussischen Hauptkraft gegen Wien. Mit Benützung der Feldakten des k. und k. Kriegsarchivs bearbeitet von einem Generalstabsoffizier. Mit Karten und Beilagen. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Koch, Bruno, Klaus Ohm und andre Erzählungen. Strassburg i. E., Josef Singer.

Konrad, Karl, Eninchli. Götter- und Heldenlieder. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Krüger, Reinhold, Erkämpft. Schauspiel in vier Akten. Strassburg i. E., Josef Singer.

Lippert, Julius, Bibelstunden eines modernen Laien. Neue Folge (Neues Testament). Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 8.—.

Lombard, Louis, Betrachtungen eines amerikanischen Tonkünstlers. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Mattelier, Gustav, Aus dem Kasino. Ein Sittenbild aus einer Vorstadt Cölns. Roman. Straßburg i. E., Josef Singer.

Meisel-Heß, Grete, Die Stimme. Roman in Blättern. Berlin, Dr. Wedekind & Co.

Mentschel, Theo, Elbklänge. Ein Lieder-Zyklus. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Michel, Oskar, Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion! 2. Auflage. Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. M. 6.—.

Oetker, Dr. Karl, Die Neger-Seele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeits-Fanatismus und Bürokratie vom Standpunkt moderner Psychologie. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 1.20.

Olma, Mara, Aus Tagen der Liebe. Lieder. Strassburg i. E., Josef Singer.

Rautenberg-Garczynski, P. von, Japan nach dem Kriege. Weltrundreise-Erinnerungen. Straßburg i. E., Josef Singer.

Schelling, Friedrich von, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Herausgegeben von Dr. Otto Braun. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.60.

Scholz, Wilhelm von, Meroë. Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Dr. Wedekind & Co. M. 2.50.

Schüne, Richard, Die Anfänge der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Rede am 26. Januar 1907 in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie der Künste. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Schultze, Dr. S., Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts. Erster Teil: Das romantische Naturgefühl. Halle a. S., Ernst Trensinger. M. 2.50.

Sieburg, Erich, Verlorene Spiele. Drei Studien. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Springer, Rudolf, Grundlagen und Entwicklungsziele der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. Politische Studie. Wien und Leipzig, Franz Deuticke.

Stern, Maurice Reinhold v., Donner und Lerche. Neue Gedichte. Leipzig, Verlag des Literarischen Bülletin (A. von Stern).

Trapp, Hede von, In Schatten und Licht. Roman. Straßburg, Josef Singer.

Vossler, Karl, Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. I. Band, 1. Teil: Religiöse und philosophische Entwicklungsgeschichte. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Gebunden M. 5.—.

Wrangell, Ferd. von, Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Leipzig Duncker & Humblot.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Was iſt ſozial?

Von

Herzog Ernſt Günther von Schleswig-Holſtein

Es iſt merkwürdig, daß in einer Zeit, wo das Beſtreben vorwaltet, in Wort und Schrift nach Möglichkeit rein deutſche Ausdrücke zu wählen, der Vorſatz, das Los der unterſten Klaſſen zu verbeſſern, nur durch ein Fremdwort ausgedrückt werden kann. Ebenſo bezeichnen gerade diejenigen, deren Wortſchatz am wenigſten Fremdwörter aufweiſt und deren Schulbildung eine Erklärung derſelben meiſt nicht zuläßt, ſich ſelbſt als Proletarier, und die Partei, die den ſtolzen Anſpruch erhebt, die Vertretung der Arbeiter zu bilden, hat ſich den Namen „Sozialdemokratie“ beigelegt. Unter dem Sammelbegriff „Sozial“ findet ſich nun eine ſehr buntſcheckige Geſellſchaft zuſammen. Sowohl der Kathederſozialiſt wie auch der ideale Schwärmer, der das Allheilmittel der Weltbeglückung gefunden zu haben glaubt, der religiöſe oder asketiſche Feuergeiſt, der nur durch das Mittel der Religion alle Gefahren beſeitigen will, manche unſrer Regierungskreiſe, die dem Staatsſozialismus näher ſtehen als einer naturgemäßen Entwicklung, ſowie auch diejenigen, die innerhalb ihres Berufskreiſes praktiſch von Fall zu Fall das Los der materiell Schwächeren zu verbeſſern ſuchen, ſie alle nennen ſich ſozial. Doch gerade der Umſtand, daß dieſer Begriff ſo widerſtreitende Elemente umfaßt, bildet für manchen, der im öffentlichen Leben ſteht, eine Beſorgnis. Er fragt ſich, ob durch Verallgemeinerung derjenigen Grundſätze, die im kleinen ſich als praktiſch erwieſen haben, nicht eine Gefahr entſteht, ob jene Materie nicht einem Strudel gleicht, der die von ihm Ergriffenen in ewigem Kreislauf nach außen ſchleudert, bis ſie ſchließlich bei denen um Naumann oder beim Staatsſozialismus anlangen, daher die Scheu, die ſo vielen unſrer beſten Männer vor dem Begriff „Sozial“ anhaftet. Praktiſche Erfolge ſind in Deutſchland, wie kaum in einem andern Staate, durch die Fürſorgegeſetzgebung errungen worden. Ein Problem, das andern Staaten vorgeſchwebt hat, vor deſſen finanziellen Opfern und vor deſſen Konſequenzen ſie ſich aber bisher geſcheut hatten, hat bei uns praktiſche Geſtalt erhalten. Die daraus ſich ergebende große Zunahme der Beamtenſchaft, die ſtets wachſende Arbeitslaſt erregen jedoch gewichtige Bedenken, auf dieſem Wege fortzuſchreiten. Gemeinnützige Vereine ſowie die Arbeit einzelner Männer hat gleichfalls viel erreicht. Zwei

Fragen erscheinen uns heutigentags als besonders brennende, die eines energischen Angriffs bedürfen: die eine, die Wohnungsfrage der weniger Bemittelten, ferner die Heimarbeiterfrage, und mit ihr in innigem Zusammenhang, die Entlohnung des weniger leistungsfähigen Arbeiters. Zweifellos liegen die Verhältnisse auf diesen beiden Gebieten in manchen Gegenden Deutschlands recht ungünstig. Die Sozialdemokratie glaubt die Lösung der Frage in dem Mittel des Minimalarbeitslohnes und einer Maximalleistung gefunden zu haben, doch ist es klar, daß hierdurch in erster Linie die Summe der Arbeitsleistung herabgedrückt werden würde, indem unter der Voraussetzung der gleichmäßigen Löhnung dem tüchtigen und geschickten Arbeiter der Ansporn genommen würde, mehr zu leisten als der schwächere. Außerdem würden viele schwächere Elemente durch diese Maßregel einfach von der Arbeit ausgeschlossen werden, weil ihre Arbeitsleistung nicht im Verhältnis zu ihrer Löhnung stehen würde. Gerade dieser Umstand kommt vor allen Dingen für die Heimarbeiter in Betracht. Sehr viele derselben bestehen aus minder leistungsfähigen Elementen: Leuten, die durch Krankheit nicht dauernd arbeitsfähig sind, Frauen, die innerhalb der Familie oder der Wirtschaft tätig sein müssen, weniger geschickten Arbeitern oder solchen, die einen Hauptberuf haben, der sie nur einen Teil des Jahres beschäftigt und ihnen Gelegenheit läßt, im übrigen Teil des Jahres Heimarbeit zu verrichten. In vielen Fabrikbetrieben, namentlich in solchen, wo nicht nur der Faktor des reinen Gewinnes ausschlaggebend ist, werden jetzt schon ältere Leute im Tagelohn mitdurchgeschleppt, Leute, die manchmal ihr ganzes Leben in der Fabrik gearbeitet haben, eine volle Leistung jedoch nicht mehr aufweisen können. Es ist merkwürdig, inwieweit das Beispiel derselben demoralisierend auf die Arbeitsleistung wirkt. Der kräftige, jugendliche Arbeiter empfindet es meist als eine Ungerechtigkeit, daß er denselben Lohn erhält wie der ältere Arbeiter, der nicht dieselbe Arbeitsleistung fertigzubringen vermag, und die Folge davon ist, daß er sich weniger anstrengt. Viele solcher Arbeiten lassen sich im Akkord nicht ausführen. Es wäre von seiten des Fabrik- oder Grundherrn hart, solchen ordentlichen Leuten, die ihrer Gesinnung nach oft das beste Element der Arbeiterschaft bilden, die Arbeit zu verweigern, weil ihre Arbeitsleistung nicht mehr als rentabel erscheint. Leider wirkt jedoch, wie gesagt, die Zusammenarbeit derselben oft nachteilig auf die andern. Es ist bedauerlich, daß die Staatsbetriebe, die doch in erster Linie die Verpflichtung hätten, dieses ethische Moment mitzuberücksichtigen, jene älteren Arbeiter oft rücksichtslos abstoßen. Dem Unterbeamten ist nicht immer daraus ein Vorwurf zu machen, denn bei der bekannten Sparsamkeit unsrer Staatsbetriebe wird denselben die Ersparnis als besonders lobenswert vorgehalten. Viele dieser minderwertigen Arbeitskräfte finden in der Landwirtschaft, die ja an einem dauernden Arbeitermangel leidet, Aufnahme und belasten dann im hohen Alter, auch wenn sie eine Rente beziehen, die Guts- und Gemeindebezirke. Wollte man nun diese gleichmäßige Löhnung, die in einzelnen Fällen ihre Berechtigung hat, gesetzlich festlegen, so würde eine große Menge derjenigen, die jetzt zwar kümmerlich, aber doch noch in der Lage sind, notdürftig ihren Unterhalt zu verdienen, zur Arbeits-

losigkeit verurteilt. Diese Folge würde vor allen Dingen in der Heimindustrie eintreten, wo der Arbeiter von dem Arbeitgeber örtlich weitgetrennt, demselben manchmal ganz unbekannt ist und derartige ethische Momente, die glücklicherweise in einem geschlossenen Betriebe noch oft mitsprechen, ganz wegfallen. Dennoch muß man nach einem Mittel suchen, jene unzureichenden Löhne, wie sie die vorjährige Heimarbeitsausstellung in Berlin aufwies, auf ein höheres Niveau zu bringen, und auch die hygienischen und Sozialverhältnisse in der Heimarbeiterindustrie müssen leider oft als ganz ungenügend bezeichnet werden. Der junge, unverheiratete Industriearbeiter ist, solange günstige Konjunkturen für die Industrie vorhanden sind, materiell in einer verhältnismäßig guten Lage. Er steht sich meist viel besser als der kleine Handwerker, oft auch als der ältere Meister und namentlich als der ältere verheiratete Arbeiter. Diese Kategorie kann hier füglich unberücksichtigt bleiben, soweit es sich nicht um die Wohnungsangelegenheit handelt. Unser Problem besteht in erster Linie darin, wie kann man den schwächeren Elementen der Arbeiterschaft oder des Handwerkerstandes, mit einem Wort, dem kleinen Mann helfen, ohne in die vorher bezeichneten Fehler zu verfallen? Ein beliebtes Schlagwort ist die Staatsaufsicht. Gleich dahinter kommt jedoch die große Frage, um wie viel größer wird das schon bestehende Beamtenheer anschwellen? Mit Schrecken blicken wir auf unsern befreundeten Nachbarstaat Italien und auch zum Teil auf Oesterreich, wo uns der Beamte auf Schritt und Tritt begegnet. Die Industrie sieht sich schon mit einer weitern Fessel umwunden, während ihr die jetzige Beschränkung schon recht drückend erscheint. Es ist dies eine unausbleibliche Folge der Staatsaufsicht, und namentlich in Preußen wird am wenigsten Neigung sein, die Befugnisse des Staats zu erweitern. Gerade hier steht der Beamte durch seine pünktliche Pflichterfüllung und durch die knappgefaßte Dienstinstruktion einer freien Entwicklung, deren besonders die Industrie bedarf, oft hindernd im Wege. Mit dem Heer der Staatsbeamten vergrößert sich auch von Jahr zu Jahr die Armee der Kommunal- und Privatbeamten. Die Landratsämter gleichen schon jetzt kleinen Parlamenten. Unsre Selbstverwaltung zwingt zur Anstellung immer neuer Schreibkräfte, die doch mehr oder weniger der Aufsicht dienen. Diese Erwägung veranlaßt den Gedanken der gegenseitigen Aufsicht, ob etwa jeder Betrieb aus sich selbst heraus die geeigneten Leute heranbilden könnte, die diesen Dienstzweig nach allgemein menschlichen Rücksichten mitversehen helfen, ohne der produktiven Arbeit zuviel Elemente zu entziehen. Vielleicht müßte dem Staat ein Oberaufsichtsrecht eingeräumt werden, damit Widerstrebende einem Druck sich fügen müssen. Die Befürchtung liegt zu nahe, daß bei einer allgemeinen gesetzlichen Regelung der Frage, das Gesetz bei den so mannigfach verschiedenen Verhältnissen auf diesem Gebiet Härten zeitigen wird und eher tötend als belebend wirken dürfte. Was nun die Wohnungsfrage betrifft, so liegen die Verhältnisse gleichfalls äußerst verschieden in Land und Stadt, Osten, Norden und Westen. Unbefriedigend sind die Wohnungsverhältnisse in vielen Städten, namentlich den Großstädten und vielfach im Osten, günstig im Norden Deutschlands, soweit

ländliche Bevölkerung in Betracht kommt, und in vielen reichen Gegenden des Westens. Maßgebend ist in erster Linie die Lebenshaltung und das Bedürfnis der Bevölkerung selbst. Bei der Arbeiterfamilie des Ostens ergibt sich, daß das Leben derselben, soweit sie nicht außerhalb beschäftigt ist, vor allen Dingen in der Küche sich abspielt. Sie ißt, lebt und schläft meist in der Küche. Die Küche personifiziert die Wärme, das teure Erfordernis des kleinen Mannes, und damit die Gemütlichkeit. Familien, die in Dienst- oder herrschaftlichen Wohnungen leben und denen mehr als zwei oder drei Räume zu Gebote stehen, schließen sehr oft diese Räume ab und wohnen nach wie vor in der Küche und Kammer. Die andern Räume kosten eben Heizung, sind ein Luxusgegenstand und werden meist nur Feiertags geöffnet. Ganz anders im Norden. Dort bewohnt der kleine Hausstand meist sämtliche ihm zur Verfügung stehenden Räume, Licht und Luft bilden viel mehr ein Erfordernis desselben als wie im Osten. Zweifellos erübrigt sich durch geringeren Anspruch an Wohnung der östliche Arbeiter manchmal eher etwas als der nördliche, allerdings leider oft auf Kosten seiner Gesundheit. Ein bekanntes Axiom des alten Nationalökonomen Professors Roscher in Leipzig war der Satz: „Wie der Mensch wohnt, so lebt er." Zweifellos würden auch mit einer höheren Lebenshaltung und größeren Ansprüchen an Wohnung die Löhne im Osten gesteigert werden. Die Konkurrenzfähigkeit unsrer östlichen Industrien beruht aber vielfach gegenüber dem Westen auf den niedrigeren Löhnen, die gezahlt werden; denn der Osten muß die Rohmaterialien vielfach aus größerer Entfernung beziehen als wie der Westen, sein Absatzgebiet liegt auch meist ungünstiger zum Fabrikationsort. Eine ernste Frage für denjenigen, der sich mit der Arbeiterfürsorge beschäftigt, ist nun diejenige, ob es wünschenswert ist, die östliche Arbeiterbevölkerung, die den Mangel der größeren Wohnung oft weniger empfindet, zu diesem Bedürfnis zu erziehen und damit vielleicht das Schicksal der Industrie selbst zu besiegeln, indem diese konkurrenzunfähig wird. Soll man also den Leuten Bedürfnisse anerziehen, die in der Folge möglicherweise dahin führen, daß diese Arbeiter brotlos werden? Uebersehen läßt es sich jetzt schon, daß die Landwirtschaft des Ostens eine wesentliche Lohnsteigerung nicht ertragen kann. Es ist merkwürdig, daß unsre Gesetzgebung, die in so viele Lebensverhältnisse einschneidend eingegriffen hat, der Frage der Arbeiterwohnungen oder vielmehr derjenigen des kleinen Mannes so spät erst ihre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es war ja vorauszusehen, daß mit dem Beginn der Freizügigkeit und einer rapiden Entwicklung der Industrie ein Anschwellen der Arbeiterbevölkerung in den Fabrikzentren Hand in Hand gehen würde, und daß man diese Verschiebung nicht vollständig der privaten Unternehmung überlassen dürfte, war eigentlich selbstverständlich.

Der Gedanke, daß der Unternehmer, der eine neue Industrie ins Leben ruft oder seinen Betrieb plötzlich vergrößert, den Nachweis zu liefern hätte, daß die genügenden Arbeiterwohnungen vorhanden sind, hat etwas Bestechendes an sich. Zweifellos würde durch eine derartige Maßregel auch mancher ungesunden Gründung vorgebeugt werden, indem das Anlagekapital ein erheblich größeres sein

müßte; diejenigen Spekulanten dürften daher nicht auf ihre Rechnung kommen, die ein derartiges Unternehmen in das Leben rufen, dasselbe bei günstiger Konjunktur ausnutzen, nach Beendigung derselben aber die Anlage ihrem Schicksal überlassen wollen. Derartige Betriebe sind in den sogenannten Gründerjahren zahlreich geschaffen worden. Das Elend folgt ihnen für die Gemeinde und für die Arbeiterschaft meist auf dem Fuße nach. Solche Bestimmungen würden aber die gesunde Industrie gleichfalls schwer belasten, denn für die Industrie gilt es noch sehr viel mehr als im landwirtschaftlichen Betrieb, möglichst schnell eine Konjunktur auszunutzen und in Betrieb zu kommen. Derjenige Unternehmer aber, der eine dauernde Schöpfung ins Leben ruft, wird Hand in Hand mit der Errichtung der Fabrik für gute Arbeiterwohnungen Sorge tragen, da nur dadurch ein Stamm tüchtiger Arbeiter erzielt werden kann. Die moralischen Schäden, die durch das Schlafstellenwesen und durch sonstige zu enge Belegung hervorgerufen werden, sind so oft beleuchtet worden, daß ich davon absehen kann, näher darauf einzugehen.

In vielen Fällen werden auch die Guts- und Gemeindebezirke durch plötzliche Gründungen ganz unverhältnismäßig belastet, indem auf Grund unsrer bisherigen Gesetzgebung die Schullasten auch für die Unbeteiligten in einem Umfang wachsen und die Löhne gesteigert werden, wie dies in keinem Verhältnis zu dem erhöhten Absatz landwirtschaftlicher Produkte an die industrielle Bevölkerung steht. An sich dürften industrielle Unternehmungen auf dem Lande vom sozialen Gesichtspunkte aus als günstiger angesehen werden als innerhalb des Weichbildes der Städte, namentlich wo die Gelegenheit besteht, daß der industrielle Arbeiter selbst ein kleines Stück Land bewirtschaften kann. Größere Seßhaftigkeit und Liebe zu seiner Heimatstätte werden die Folge sein. Wenn eine größere Verrohung der Sitten leider an vielen Stellen zu konstatieren ist, so liegt die Schuld hieran nicht zum wenigsten an unsrer Gesetzgebung selbst. Blickt man auf die öden Mietskasernen, welche die meisten unsrer Großstädte umgeben, wo so wenig vorhanden ist, was das Auge erfreut, wo Tag für Tag die Umgebung in einem ewigen Grau zu versinken scheint und die Luft von übeln Gerüchen erfüllt ist, so wird es uns klar, daß diese Umstände nicht ohne Einwirkung auf die Bewohner und namentlich auf die heranwachsende Jugend sein können. Leider ist dieses Bild in allen Ländern das gleiche, wo die Industrie ihren Siegeszug gehalten hat. In Italien sind die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen meist ungünstigere als bei uns, dennoch werden diese durch das Klima, durch die Schönheit des Landes in etwas gemildert. Es ist zweifellos, daß die Aesthetik, die Schönheit der Form auch unbewußt einen Einfluß auf den Volkscharakter ausüben, daß das Malerische der täglichen Eindrücke auch die Menschen zu einem gewissen Schönheitsgefühl anregt. Dieses malerische Moment fehlt in unsern nördlichen Industriezentren fast ganz. Neuerdings hat man angefangen, gefällige, reinliche Arbeiterquartiere in vielen Städten bei uns anzulegen. Doch viele Jahrzehnte werden noch darüber hingehen, ehe jene entsetzlichen Arbeiterghettos verschwinden, die jedem Schönheitsgefühl hohnsprechen

und in den meisten Fällen sanitär und moralisch höchst anfechtbar sind, indem der Schnaps- und Kolonialladen sowie der Tingeltangel die naturgemäßen Begleiterscheinungen solcher Arbeiterviertel sind und den kleinen Mann zur Erholung nach des Tages Arbeit einladen. Es ist wunderbar, daß unter solchen Umständen der Drang nach Lektüre und nach geistiger Fortbildung sowie der Wunsch, ein Stück Garten zu besitzen, in den breiten Volksschichten vorhanden sind. Jene Laubenkolonien, die mit den primitivsten Mitteln geschaffen worden, geben davon Zeugnis, daß das Bedürfnis, sich im Freien zu erholen, nach wie vor vorhanden ist. Doch auf Schritt und Tritt stößt sich der kleine Mann an dem Nachbar. Gibt doch schon bei den höheren Ständen, die über mehr Bildung und eine größere Raumentfaltung verfügen, die Berührung mit andern Hausständen oft zu Streitigkeiten Anlaß und suchen die meisten ihr engeres Familienleben den Blicken der andern zu entziehen. Wieviel schwerer für den Hausstand des kleinen Mannes, dessen Bildungsgrad geringer ist und dessen Wohnungsverhältnisse es mit sich bringen, daß sein Leben der Beobachtung andrer viel mehr unterworfen wird und die Berührungspunkte täglich sich wiederholen. Steht nun diesen Mängeln auf der andern Seite auch bei den weniger Bemittelten ein größeres Bedürfnis gegenseitiger Anlehnung gegenüber, gehört der Austausch ihrer Ansichten, namentlich unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung, mit zum Inhalt des Lebens, so ist es doch erklärlich, daß unter dem Einflusse dieses Milieus die heranwachsende Jugend abgestumpft wird und die Schule und Kirche demgegenüber ziemlich machtlos dastehen.

Ist doch auch in protestantischen Ländern der Zusammenhang zwischen Geistlichen und Gemeindemitgliedern ein sehr viel loserer als in den katholischen Gegenden. Mit dem vermehrten Wohlstand, mit dem Anwachsen der Industrie ergibt sich daher leider auch eine Verminderung des Ansehens von Staat und Kirche, die sich politisch in der Sozialdemokratie äußert oder in einer allgemeinen Abneigung gegen die Höherstehenden. Dabei haben sich in den letzten zwanzig Jahren die Einnahmequellen für die untersten Schichten der Bevölkerung nicht unbedeutend vermehrt, so daß sie bessere Wohnungsverhältnisse und eine höhere Lebenshaltung gestatten würden. Der auf Kosten der Wohnung erübrigte Ueberschuß wandert aber oft ins Wirtshaus oder in den Tingeltangel. Es muß daher für jeden, dem das Los der unteren Klassen und die Fortentwicklung unsers Vaterlandes am Herzen liegt, die Besserung der Wohnungsverhältnisse sowie die Verfeinerung der Volksbelustigungen ein dringender Wunsch sein. Doch dahinter stehen die drei großen Fragezeichen: Welcher Aufwand an Mitteln wird notwendig sein? Werden Streiks für beide Teile nicht vernichtender wirken, je größere Werte investiert sind, und wird der Abwanderung von Arbeitern Einhalt getan werden, besonders wenn der Zufluß aus dem Osten aufhört? Wünschenswert ist es, daß sowohl der Staat wie auch unsre Architekten mehr noch wie bisher sich dem Problem der Schaffung rationeller und hübscher Arbeiterwohnungen widmen. Was bisher in dieser Richtung auf Ausstellungen gezeigt worden ist, kann nicht als erschöpfend angesehen werden. Es ist wünschenswert, daß der

Architekt sich anheischig macht, das in Ausstellungen gezeigte Arbeiterhaus auf Wunsch in verschiedenen Gegenden Deutschlands auszuführen. Meist ist jedoch der Anschlag an spezifische Verhältnisse der Gegend gebunden, und der Uebertragung stehen Hindernisse im Wege. Es wäre zu erstreben, daß der Staat und die Behörden gerade hierin möglichst vorbildlich wirken möchten. Angebot und Nachfrage werden auch in der Zukunft maßgebend bleiben, sowohl für die wirtschaftlichen Werte als auch in Beziehung zu denjenigen, die sie hervorbringen. Die Bedürfnisse der Völker setzen sich früher oder später durch und erzeugen die Weltgeschichte. So war es auch mit der Freizügigkeit. Daß die Regierenden derselben jedoch nicht gewisse Kanäle angewiesen haben, daß man der Ansammlung der Massen vollständig freien Lauf gelassen hat, darin liegt ein politischer Fehler der Vergangenheit. Der Zukunft ist es vorbehalten, mit der Tatsache zu rechnen und die Uebelstände zu mildern. Deutschlands Reichtum hat in den letzten Jahrzehnten infolge von Handel und Industrie einen nicht geahnten Aufschwung genommen. Möchten die kommenden Geschlechter dafür Sorge tragen, daß das Vaterland an der Volksseele keinen Schaden erleidet.

Der Seehandel, das Seekriegsrecht und die Haager Friedenskonferenz

Von

Dr. Freiherrn von Schleinitz

Seit der letzten Tagung der Haager Friedenskonferenz im Jahre 1899 haben insbesondere zwei Kriege manche Mängel des Völkerrechts in grelle Beleuchtung gestellt. Es verdient Anerkennung, daß abermals Rußland trotz der schweren Wirren in seinem Lande es ist, das auf Grund seiner im letzten Kriege gemachten Erfahrungen die Anregung zu der für den Juni d. J. einberufenen zweiten Friedenskonferenz gegeben hat. Das von ihm dafür aufgestellte Programm ist in seinen Einzelheiten zurzeit noch nicht genau bekannt. Voraussichtlich umfaßt es die Gebräuche des Landkrieges sowohl wie die des Seekrieges. Gerade in bezug auf Geschehnisse, welche die Seekriegsführung mit sich brachte, hatten nicht nur Rußland, sondern verschiedene neutrale Staaten im Laufe der letzten Kriege gerechten Grund zur Klage. Dem legalen friedlichen Seehandel und Seeverkehr entstand mehrfach erheblicher Schaden, der verhältnismäßig ruhig hingenommen wurde, während doch gar nicht abzusehen ist, warum die sich in der Mehrzahl befindenden friedlichen Länder durch ein paar Kriegführende die Geißel über sich schwingen lassen sollen. Wenn die Regierungen gegen solche Ausschreitungen nicht energischer vorgingen, so läßt sich dies vielleicht zu einem Teil aus der auch ziemlich in Erfüllung gegangenen Erwartung erklären, daß

der betreffende Kriegführende zur Schadloshaltung der ungerechtfertigt Geschädigten sich seinerzeit bereit zeigen würde. Jedenfalls sind aber Vorkommnisse zu verzeichnen, die, wenn sie in die internationale Kriegspraxis übergehen, die denkbar schlimmste Tragweite sowohl für Kriegführende wie für die Neutralen besitzen. Es sei nur daran erinnert, daß die Japaner den Krieg bei Port Arthur begannen, bevor die Kriegserklärung der russischen Regierung so notifiziert war, daß diese ihre Organe davon telegraphisch benachrichtigen konnte, daß sie dann in mehreren Fällen russische Kriegsschiffe in neutralen Häfen (Korea und China) angriffen und zerstörten oder fortnahmen. Insbesondere für Deutschland liegt in diesen Vorgängen eine nachdrückliche Warnung, denn es ist Tatsache, daß ein hohes und maßgebendes Mitglied der englischen Admiralität sich seinerzeit öffentlich in dem Sinne aussprach, daß bei einer Kriegserklärung seitens Englands an Deutschland des ersteren Flotte bereits in der Elbe sein und Hamburg brandschatzen werde, bevor man dortselbst des Ausbruchs des Krieges gewärtig geworden wäre.

Gerade auf maritimem Kriegsgebiet gibt es leider noch eine ganze Anzahl ungeregelter Fragen, deren dem heutigen Kulturstande entsprechende Austragung für alle Mächte von der allergrößten Bedeutung ist, und es wäre in hohem Grade bedauerlich, wenn die Gelegenheit der diesmaligen Tagung der Haager Friedenskonferenz vorübergehen gelassen würde, ohne zu versuchen, einen Fortschritt auf diesem wichtigen Felde herbeizuführen.

Auf die Hauptpunkte, die der Regelung dringend bedürfen, die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken, ist der Zweck dieser Zeilen, und es mögen nachfolgend diese Punkte formuliert und weiterhin kurz motiviert werden:

Punkt 1. Privateigentum, auf See schwimmend oder in Häfen, darf im Frieden wie im Kriege von keiner Macht belästigt, angetastet oder gar beschlagnahmt werden mit der nachfolgenden Ausnahme:

Schiffe, die selbst den Charakter der Konterbande besitzen oder solche führen (nach der in Punkt 2 gegebenen Definition dieses Begriffes), dürfen nebst den Konterbandeartikeln von dem Kriegführenden beschlagnahmt und zu seinem Nutzen verwendet werden, wenn dem Schiffsführer bekannt war, daß sein Schiff oder die Ladung bezw. gewisse Artikel derselben unter den Begriff der Konterbande fallen, aber es darf die Beschlagnahme nur geschehen unter Beachtung der in Punkt 4 und 5 gegebenen Voraussetzungen.

Punkt 2. Als Konterbande sind nur Artikel anzusehen, die direkt als Werkzeuge oder Mittel zur Kriegführung oder deren Förderung dienen. Einbegriffen hierunter sind auch Personen sowie schriftliche Anweisungen und Nachrichten.

Es ist den Kriegführenden nicht überlassen, diese Gegenstände u. s. w. nach ihrem Ermessen festzusetzen, vielmehr werden sie ein für allemal vom Haager Schiedsgerichtshof aufgestellt und von den Mächten genehmigt.[1]) Diese Fest-

[1]) Das „Institut de Droit international" hat in seiner Tagung von 1896 in sehr umsichtiger Weise eine Liste der zuzulassenden Konterbandeartikel nebst ausführenden Be-

stellung soll aber auf motivierten Antrag irgendeines Staates der Revision bezw. Abänderung unterzogen werden, wenn die einfache Mehrheit der Staaten ihre Zustimmung dazu erteilt.

Punkt 3. Der Aufbringung durch einen Kriegführenden unterliegen auch Schiffe und deren Ladungen, die eine nach den Festsetzungen der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 als effektiv anzusehende Blockade brechen, auch wenn die Ladung nicht aus Konterbande besteht. Jedoch sind Schiff und Ladung mit Ausnahme der Konterbande wieder freizugeben, wenn der Schiffsführer glaubhaft nachweist, daß er in Unkenntnis der effektiven Blockade gewesen ist. Nachdem ihm letzteres notifiziert ist, darf er die blockierten Häfen oder Küsten nicht ferner mehr aufsuchen. Tut er es dennoch, so besteht Konfiskation von Schiff und Ladung zu Recht.

Punkt 4. Das Recht der Revision von Handelsschiffen durch einen der Kriegführenden, um sich Ueberzeugung von Qualität und Bestimmung von Schiff und Ladung, d. h. ob Konterbande oder nicht, zu verschaffen, steht Kriegsschiffen derselben zu, aber nur innerhalb einer Zone von höchstens 500 Seemeilen von der blockierten feindlichen Küste.

Punkt 5. Güter u. s. w., die den Charakter der Konterbande besitzen, unterliegen der Beschlagnahme nur, wenn sie nachweislich für den Feind bestimmt sind. Appellation gegen die Entscheidung des Beschlagnehmenden ist zulässig und erfolgt beim Haager Schiedsgerichtshof.

Punkt 6. Jede Beschlagnahme eines Schiffes oder einer Schiffsladung bezw. von Teilen derselben ist von dem Beschlagnehmenden durch Vermittlung seiner Regierung dem Haager Schiedsgerichtshof nebst dem ganzen Rechtfertigungsmaterial zu unterbreiten, der als Prisengerichtshof endgültig darüber entscheidet, ob die Beschlagnahme als gültig anzusehen ist oder nicht. In letzterem Falle findet baldmöglichste Freigabe, Ersatz der Unkosten und eventuell voller Schadenersatz durch die Regierung des Kriegführenden statt.

Punkt 7. Beschießung von unbefestigten Häfen und Ortschaften ist verboten. Werden diese vom Feinde verteidigt, so ist beim Angriff, namentlich beim Gebrauch der Artillerie, das Privateigentum möglichst zu schonen.

Punkt 8. Zu Angriffen auf feindliche Schiffe und Befestigungen darf erst geschritten werden, wenn mit Bestimmtheit oder großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß die Anzugreifenden von der erfolgten Kriegserklärung Kenntnis erhielten.

Punkt 9. Der Gebrauch treibender Seeminen ist verboten. Ebensowenig dürfen Minen außerhalb eines Gürtels von 3 Seemeilen von der feindlichen Küste verankert werden. Für allen Schaden, der durch Mißachtung dieser Vorschrift angerichtet wird, hat der betreffende Kriegführende aufzukommen.

Punkt 10. Telegraphische Seekabel dürfen nur unterbrochen werden im

---

stimmungen aufgestellt, die als Grundlage für die definitive Feststellung sich der Beachtung empfiehlt.

Bereiche des Dreiseemeilenbezirks einer feindlichen Küste. Gehört das betreffende Kabel einem neutralen Staat oder dessen Untertanen an, so ist es nach Beendigung des Krieges vom Zerstörer wieder in seinen vorigen Zustand zu bringen, oder es sind dem Eigentümer die Kosten der Wiederherstellung zu ersetzen. Eine Schadloshaltung des Eigentümers für den infolge des während des Krieges ausgefallenen Betriebsgewinn findet nicht statt.

Punkt 11. Kontrolle oder Inhibierung von Kabeldepeschen eines neutralen Landes an ein andres, mögen sie Staatsdepeschen oder Privatnachrichten sein, in offener oder Chiffresprache gegeben werden, durch einen der Kriegführenden sind durchaus untersagt.

Punkt 12. Die Lufttelegraphie zwischen einem der Kriegführenden bezw. seinen Kriegsschiffen und einem der neutralen Staaten ist im Kriege verboten, nicht aber die zwischen einem der letzteren und einem Handelsschiffe eines der Kriegführenden.

*

Hinsichtlich der Begründung der vorstehenden Postulate darf ich mich auf den Teil II meines Aufsatzes „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" in den Heften Oktober und November 1905 der „Deutschen Revue" beziehen, der nicht nur die zwingende Notwendigkeit einer Fortführung des in der Pariser Konferenz der Mächte 1856 begonnenen maritimen Friedenswerkes für alle Kulturstaaten klarlegt, sondern auch die geradezu erschreckenden Gefahren beleuchtet, mit denen der jetzige Zustand insbesondere Deutschlands Wohlstand, wenn nicht gar sein Dasein als Großmacht bedroht.

In diesem Aufsatz ist auch ausgeführt, daß, wenn der Ausbau des Seerechts in der angegebenen Richtung nicht zu ermöglichen ist, für Deutschland es ratsam sei, von dem Teile des Uebereinkommens der Pariser Deklaration, der sich auf Abschaffung der Kaperei bezieht, zurückzutreten, sich also auf den zur Zeit der Beratung jener Deklaration von den Vereinigten Staaten, Spanien und Mexiko eingenommenen Standpunkt zu stellen.

Die Zeiten sind indes wohl noch nie so günstig für den Ausbau des maritimen Friedenswerkes gewesen wie die jetzigen. Dank der Einwirkung und große Anerkennung verdienenden unermüdlichen Arbeit des „Institut de Droit international" haben heute in maßgebenden Kreisen die Bestrebungen für Erhaltung des Friedens und Milderung der Ausschreitungen im Kriege größere Ausbreitung gefunden. Neuerliche aufklärende und die Rückständigkeit des gegenwärtigen Seekriegsgebrauches darlegende Schriften, wie diejenige von E. Fitger: „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht", wie die von M. Wiegner: „Die Kriegskonterbande" und die von Br. Krämer: „Die unterseeischen Telegraphenkabel", haben den Boden für eine höhere Auffassung der dahin schlagenden Fragen vorbereitet. Die Vereinigten Staaten, die infolge der Erwerbung von außeramerikanischen Kolonien (Philippinen, Sandwichinseln) sich in die Notwendigkeit versetzt sahen, eine sehr umfangreiche Vermehrung ihrer

Kriegsflotte in Angriff zu nehmen, schienen nicht mehr so ganz geneigt, ihren früheren Standpunkt, nach dem das Privateigentum auf See und die Seekabel im Kriege unantastbar sein sollten, festzuhalten. Nachdem indes ihren kolonialen und Seeinteressen ein sehr gefürchteter und jeden Vorteil nicht gerade skrupulös ausnutzender, sich auch schon in Südamerika einnistender Rivale in der unerwarteten maritimen Machtentwicklung Japans erstand, während der eigne Seehandel und Export in ständigem Wachsen begriffen ist, werden sie sicherlich jeden Schritt unterstützen, der darauf abzielt, den legitimen Seehandel und die Seeschiffahrt auch im Kriege gegenüber den Kriegführenden zu schützen. Endlich hat durch die erfreuliche private Annäherung der verschiedensten bürgerlichen Kreise und von Stadtverwaltungen Englands und Deutschlands die naturgemäße Sympathie zwischen den stammverwandten Völkern hüben und drüben neuen Halt gewonnen und das gegenwärtige liberale britische Kabinett hat durch den Mund seines Premiers, der sich nicht scheute, die aufhetzenden und überhebenden Reden eines früheren Lords der Admiralität vor aller Welt zu tadeln, in so unzweideutiger Weise seinen Willen kund getan, eine friedliche Politik zu befolgen und für eine ungestörte Fortentwicklung von Kultur und Zivilisation einzutreten, daß man wohl annehmen darf, es werde dem Drängen der andern Nationen für möglichste Sicherung des Privateigentums auf See im Kriege ferner nicht mehr so ablehnend entgegentreten wie in früheren Zeiten.

Für die fernere Durchführung von Deutschlands kluger Friedenspolitik, deren innere Berechtigung, ja positive Notwendigkeit für Deutschlands Wohlfahrt leider, wie unter anderm die bekannte Rede des Abgeordneten Bassermann in voriger Reichstagssession zeigte, von einem Teil der öffentlichen Meinung unverstanden geblieben ist und in deren Rahmen ganz und gar die Vertretung der hier befürworteten Erweiterung des internationalen Seerechts hineinpaßt, haben sich die Umstände fast ohne sein Zutun günstiger gestaltet. Da infolge Rußlands Niederlage und innerer Katastrophe unsre kontinentale militärische Ueberlegenheit zugenommen hat, dürfen wir die französisch-englische Entente, die wieder die ganze überlegene Gewandtheit der englischen Staatsmänner und die schwer verständliche Kurzsichtigkeit der französischen in helles Licht stellte, wohl insofern als ein Pfand des Friedens ansehen, als bei einem, hoffentlich aber ausgeschlossenen, Kriege gegen diese verbündeten Mächte für jede von dem Inselreich uns zur See angetane Unbill der Verbündete aufzukommen haben wird, worüber unsre westlichen Nachbarn doch kaum im unklaren sein können. Außerordentlich wichtig bleibt eine fernere Aufrechterhaltung und Ausgestaltung unsrer freundschaftlichen amerikanischen und orientalischen Beziehungen, die in jeder Richtung für uns wertvoll sind. Freilich hat es ja leider den Anschein, als wären die mohammedanischen Sympathien für uns etwas beeinträchtigt durch französische Intrigen und durch die dem Uneingeweihten schwer verständliche Stellungnahme der deutschen Diplomatie in der Angelegenheit der strittigen Grenze im Osten Aegyptens.

Auch die neuesten Vorgänge im Transvaal und die Ueberwältigung des

Aufstandes in unsern afrikanischen Kolonien gestatten uns, weniger sorgenvoll der Zukunft der im Kriege mit einem seeüberlegenen Gegner gefährdeten Kolonien entgegenzusehen. Allerdings muß mit aller Umsicht und Nachhaltigkeit das von mir schon in früheren Aufsätzen in dieser Zeitschrift gekennzeichnete Ziel verfolgt werden, die militärische Kraft der Kolonien, auch unter entsprechender Erziehung der Eingeborenen, für ihre Selbstverteidigung zu entwickeln.

Auf diese Verhältnisse in ihrer Gesamtheit war hinzuweisen, weil sie geeignet erscheinen, unsrer Stimme auf einer internationalen Konferenz das nötige Gewicht zu verleihen. Als ein Glück ist es anzusehen, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Staaten in dieser Sache genau das gleiche Interesse besitzt wie wir, wie dies auch schon bei Gelegenheit der Beurteilung der vom Reichskanzler in der Reichstagssitzung vom 19. Januar 1900 über den gegenwärtigen Stand des Seekriegsrechtes gehaltenen Rede durch die auswärtige Presse in die Erscheinung trat. Die Presse forderte damals den Grafen von Bülow direkt auf, die Initiative für die Einberufung einer internationalen Konferenz behufs Weiterbildung des Seerechts zum Nutzen des friedlichen Handels zu ergreifen, und schon deshalb erscheint es Deutschlands vornehmste Pflicht, führend in der jetzigen Friedenskonferenz, soweit sie das Seerecht anbetrifft, aufzutreten und bestimmte Vorschläge zur Beratung zu stellen, wenn solches nicht von Rußland in befriedigender Weise geschehen sollte.

Freilich ist gerade für Deutschland besondere Vorsicht bei dieser Beratung geboten. Es würde sich andern Seemächten gegenüber zum Beispiel eine gewichtige Waffe aus der Hand geben, wenn es ohne entsprechende Kompensation Lebensmittel definitiv aus der Liste der zulässigen eventuellen Konterbande streichen ließe, denn in einem Kriege mit England wäre die Unterbindung der Proviantzufuhr dorthin ein sehr wichtiges deutsches Kampfmittel. Die Notwendigkeit der Anwendung desselben fiele aber von selbst fort, wenn der Punkt 1 der vorstehend formulierten Postulate (Freiheit des privaten schwimmenden Eigentums) zur völkerrechtlichen Anerkennung gelangte.

Aehnlich verhält es sich mit dem in Punkt 9 vorgeschlagenen Verbot treibender Minen. Deutschland würde mit dessen Annahme im Interesse der Zivilisation auf ein sehr wichtiges Verteidigungsmittel gegenüber einem seeüberlegenen Feinde verzichten und könnte daher solche Verpflichtung nur auf sich nehmen, wenn die andern für die Gesamtheit nützlichen Postulate Anerkennung finden und Teile des internationalen Seerechts werden.

Erst wenn in allen voraufgeführten Punkten Befriedigendes auf dem Gebiete des Seerechts erreicht worden ist, wäre auch der in Aussicht gestellte britische Antrag des Einhaltens in den militärischen Rüstungen für uns diskutabel.

Zum Schlusse sei noch auf folgendes hingewiesen. Nicht unmöglich erscheint es, daß man auf der Konferenz versuchen wird, den mehrfach von neutralen Mächten in den letzten Kriegen geübten Brauch zum internationalen Gesetz zu erheben, Kriegsschiffen eines Kriegführenden den Aufenthalt in neutralen Häfen nur für vierundzwanzig Stunden zu gestatten, außer wenn sie zu ihrer See-

fähigkeit Reparaturen bedürfen, und daß man ihnen das Einnehmen von nur so viel Kohlen gestattet, als sie benötigen, um einen Hafen ihres Landes zu erreichen. Es bedarf keiner Ausführung, daß solcher keineswegs durch das Völkerrecht festgestellter Gebrauch direkt dem deutschen Interesse zuwiderläuft, weil es uns leider an eignen überseeischen befestigten Häfen und Ausrüstungsstationen mangelt.

Ganz dasselbe gilt für die im letzten Kriege merkwürdigerweise auch vom deutschen Gouvernement in Kiautschou geübte Maßnahme, dem Kriegsschiffe eines Kriegführenden nur unter der Bedingung längeren Aufenthalt im neutralen Hafen zu gestatten, daß das Schiff desarmiert wird. Das ist zuviel Entgegenkommen gegen den andern Kriegführenden. Man darf nicht gestatten, daß das Kriegsschiff seine Kriegsrüstung durch Mittel der neutralen Macht vervollkommnet, das ist aber auch alles.

Das deutsche Interesse gebietet durchaus, jedem Versuche, diesen Gepflogenheiten den Charakter internationaler Verpflichtung zu erteilen, mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Hingegen dürfte jede Regierung im Interesse der Kriegserschwerung wohl verpflichtet werden können, ihren Untertanen nicht zu gestatten, Kriegsschiffe und direkte Kriegsartikel den Kriegführenden zu liefern, wie dies bisher leider vielfach geschehen ist. Je mehr die Kriegführung erschwert wird, um so vorteilhafter ist dies für das Friedensbedürfnis der Allgemeinheit.

Erinnerungen an Fürst Bismarck

Von

Dr. von Schulte[1])

Im April-Heft der „Deutschen Revue“ vom Jahre 1899 S. 96 ff. habe ich meine erste lange Unterredung mit dem Fürsten Bismarck wörtlich mitgeteilt. Aus ihr ist ersichtlich, daß es mir vergönnt war, mich jederzeit schriftlich an den Fürsten zu wenden mit der sicheren Aussicht, keinen vergeblichen Schritt zu tun, und daß ich auch zu mündlichen Besprechungen Aussicht hatte. Vom 5. Februar 1874 bin ich als Mitglied des Reichstags — ich habe das Mandat wegen Krankheit am 2. Januar 1879 niedergelegt — in der Lage gewesen, den Fürsten Bismarck sehr oft zu sehen und zu sprechen. Am einfachsten bei den Empfängen am Abend, die in den Jahren 1874 bis 1878 im Winter stattfanden und die

---

[1]) Anmerkung der Redaktion: Der Verfasser feierte am 23. April d. J. seinen achtzigsten Geburtstag. Es freut uns, zur Feier dieses Tages durch Veröffentlichung obiger interessanter Bismarck-Erinnerungen beitragen zu können. Möge dem hervorragenden Gelehrten und Politiker, der in der Zeit des Kulturkampfes eine besonders wichtige Rolle gespielt hatte, ein langer und schöner Lebensabend beschieden sein. — Weitere Erinnerungen des Verfassers an Windthorst und an Falk werden folgen.

ich zwar nicht jedesmal aber doch meistens auf eine bis anderthalb Stunden besuchte. Eingeladen war für 9 Uhr, die Gäste kamen selten vor $9^1/_4$ oder $9^1/_2$, Punkt 9 aber saß die Fürstin mit ihrer Tochter schon im ersten Zimmer, der Fürst kam ziemlich regelmäßig kurz nach 9. Mehrmals traf ich absichtlich, um mit dem Fürsten möglicherweise zu reden, bevor die Masse sich einfand, Schlag 9 Uhr ein und habe meinen Zweck erreicht. In andern Fällen bat ich schriftlich um eine Audienz und wurde dann meist durch ein Billett von Lothar Bucher, an den ich mich regelmäßig infolge der mir von Bismarck gegebenen Anregung wandte, auf eine bestimmte Zeit in das Zimmer im Reichstage bestellt, worin sich der Fürst während der Sitzungen aufhielt, wenn er nicht im Sitzungssaale selbst weilte. Es hätte keinen Zweck, alle Gespräche mit Bismarck mitzuteilen, aber es lohnt sich, einige zu geben, weil sie an sich nicht uninteressant sind und von der hohen Bedeutung des Mannes Zeugnis ablegen. Zugleich halte ich es, zumal nachdem die Denkwürdigkeiten des dritten Reichskanzlers, des Fürsten Chlodwig Hohenlohe, erschienen sind, nicht für unangebracht, einiges mitzuteilen, das ich bezüglich des Fürsten Bismarck von andern erfahren habe. Es wird daraus hervorgehen, daß man schon früh gegen Bismarck ins Zeug getreten ist.

Am 12. Februar 1874 schrieb ich dem Fürsten Bismarck: „Bischof Reinkens soll nach einer mir zugegangenen Anzeige von den Altkatholiken in Oesterreich (Böhmen) förmlich gebeten werden, sich als ihren Bischof anerkennen zu lassen. Ich habe demselben sofort geschrieben:

1. Daß es mir aus politischen und sachlichen Gründen unter allen Umständen *nicht* angezeigt scheine, förmlich als Bischof für die *österreichischen* Altkatholiken überhaupt jemals aufzutreten.

2. Daß ich auch die Zusage der Vornahme rein bischöflicher Weiheakte in Oesterreich nur unter den Bedingungen für opportun halte, daß a) die österreichische Regierung positiv erkläre, sie habe nichts dagegen einzuwenden, b) diese Erklärung nicht von Bischof Reinkens, sondern von den österreichischen Altkatholiken veranlaßt werde. — Es wäre mir nun von höchstem Werte, in *vertraulicher* Weise die Gewißheit zu erhalten, ob diese meine Auffassung den Intentionen der Regierung entspreche. Ohne meinen Rat und gegen denselben erfolgt seitens des Bischofs Reinkens keine Zusage."

Bismarck ließ mich für den 15. Februar zu sich bitten und sagte mir: „Ich bitte Sie zu bewirken, daß Bischof Reinkens sich auf das Ansuchen der österreichischen Altkatholiken nicht einläßt. Täte er es, so würde dadurch nur der Regierung und auch den notwendigen Gesetzen große Schwierigkeit bereiten. Ich habe in einer eignen Depesche dem Grafen Andrássy auseinandergesetzt, daß ich nicht verkenne, wie Oesterreich einen ganz andern Standpunkt habe als wir im Hinblick auf den katholischen Monarchen, seine Traditionen, seine überwiegend katholische Bevölkerung." Er trat ganz meiner Auffassung bei. Infolge des dem Bischof Reinkens von mir gegebenen Rates ließ sich dieser auf nichts ein.

Bismarck fing bei dieser Gelegenheit auch an, über den Entwurf des Militärgesetzes zu reden; er betonte, daß es gerade Aufgabe der nationalliberalen Partei

sei, dafür einzutreten. Ich hob hervor, daß für diese das Unglück sei der rein theoretische Standpunkt von Forckenbeck, Lasker, Bamberger u. s. w., der Standpunkt der Süddeutschen u. a. Er äußerte sich sehr verstimmt über einzelne Personen, über Lasker wörtlich: „Lasker ist ein eitler Schwätzer."

Dieser hatte am 12. Dezember 1874 einen Antrag in Gemeinschaft mit Windthorst u. a. gestellt, von welchem die schwerste Krisis, die mögliche Abdankung Bismarcks, zu befürchten war. Glücklicherweise kam es in der Reichstagssitzung vom 19. Dezember nach einem glänzenden Vertrauensvotum für den Fürsten zu einer Erklärung seitens des Fürsten, welche die Krisis beseitigte. Zur folgenden Soiree des Fürsten ging ich absichtlich so früh, daß ich Schlag 9 Uhr eintrat. Nachdem ich einige Minuten mit der Fürstin, deren Tochter und der letzteren Bräutigam, dem kurze Zeit nachher gestorbenen Grafen Eulenburg, gesprochen hatte, trat der Fürst ein, es entspann sich folgendes Gespräch. Ich: „Eure Durchlaucht haben uns ein herrliches Weihnachtsgeschenk beschert." — Bismarck: „Das ist gegenseitig, ich konnte nach dem glänzenden Vertrauensvotum nicht anders, aber ich mußte die Sache ernst nehmen." — Ich: „Sie war nicht so böse gemeint, ich bin ganz objektiv, da ich den übereilten ersten Antrag nicht gebilligt und gegen alle spätern gestimmt habe." — Er: „Das allein genügt nicht, daß der einzelne nach seiner Ueberzeugung richtig stimmt. Wie stehe ich, wenn es draußen heißt: ‚Der Reichstag gruppiert sich um Windthorst', wenn gewisse Personen, ihr oratorisches Talent gebrauchend, die Partei, auf welche ich mich stützen muß, dahin verleiten, solche Beschlüsse zu fassen, welche die Regierung nicht akzeptieren kann. Im Anfange ist die Sache ganz klein, aber in der Politik entsteht gewöhnlich aus dem anfänglich Kleinen das Größte." Die Ankunft andrer Gäste störte die fernere Aussprache.

Um der Partei einen Merkzettel zu geben, schrieb ich folgenden, in der „Rhein- und Ruhrzeitung" (Nr. 306, Duisburg, Donnerstag, den 31. Dezember 1874) abgedruckten Artikel, welcher, da diese Zeitung im Reichstagslesezimmer auflag und viel gelesen wurde, den Führern der Nationalliberalen nicht unbekannt geblieben ist, zumal ich dafür sorgte, daß an alle die Nummer gesandt wurde. Der Artikel lautet:

Die Reichskanzlerkrisis.

Berlin, 30. Dezember.

Die Reichskanzlerkrisis ist längst glücklich verlaufen; das Auftreten des Fürsten Bismarck in der Abendsitzung des Reichstags vom Freitag den 19. Dezember, die parlamentarische Soiree vom Samstag den 20. Dezember, die Provinzialkorrespondenz u. s. w. liefern den vollen Beweis dafür, daß für diesmal die Krisis dem besten Einvernehmen Platz gemacht hat. Bietet das auch Bürgschaft für die Zukunft? Wir fragen wohl mit Recht: dürfen solche Zwischenfälle chronisch werden? Als Antwort halten wir angezeigt, ernstlich zu prüfen, worin der tiefere Grund liegt. Wenn wir das unternehmen, müssen wir den neuesten letzten Vorgang in aller Offenheit klarstellen und ebenso offen uns dem tieferen Grunde zuwenden, der Politik des Reichskanzlers selbst folgend, die bekanntlich an Offenheit nichts zu wünschen übrigläßt und auch im vorliegenden Falle sich ohne Rückhalt ausgesprochen hat, vorausgesetzt die Richtigkeit der Meldungen. Ein Eingehen auf die Verhältnisse im Reichstage kann uns allein zum Ziele führen.

Wir sagen offen: die Annahme der Resolution des Herrn von Hoverbeck bot allein keinen Grund zur Demission des Reichskanzlers. Die Resolution lautet:

„Behufs Aufrechterhaltung der Würde des Reichstags ist es notwendig, im Wege der Deklaration resp. Abänderung der Verfassung die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstags verhaftet wird."

Man mag über den Inhalt denken, wie man will, man mag der Ansicht sein, ein solches Privilegium sei nicht notwendig, mag bezweifeln, ob die Würde des Reichstags dadurch beeinträchtigt wird, daß wegen rechtskräftiger Verurteilung eine Verhaftung stattfindet, der vorliegende Fall bot keine notwendige Veranlassung für den Reichskanzler, seine Demission zu geben. Derselbe war bei der Verhandlung zugegen, ohne sich zu erklären. Hieraus haben viele Abgeordnete den Schluß gezogen, daß er auf die Sache kein großes Gewicht lege. Wenn nun auch vor der ersten Abstimmung, wie uns bestimmt mitgeteilt wurde, versichert ist, derselbe könne eine solche Resolution nicht akzeptieren, so konnte man immerhin die Authentizität einer solchen Mitteilung bezweifeln. Wie wenig aber die Majorität daran dachte, der Regierung eine Schlappe zu versetzen, zeigt die Abstimmung über die vom Abgeordneten Becker vorgeschlagene Tagesordnung, die ganze Frage bei Gelegenheit der Strafprozeßordnung zu diskutieren. Gegen diesen Antrag stimmten über zwanzig nationalliberale Abgeordnete, darunter Präsident von Forckenbeck. Die weitergehenden Resolutionen wurden verworfen. Der Antrag, die Verhaftung Majunkes von der Geschäftsordnungskommission prüfen zu lassen, war von Mitgliedern der Konservativen, Reichspartei, Nationalliberalen, des Fortschritts und Zentrums unterschrieben. Nachdem die Geschäftsordnungskommission zu keinem Beschlusse gekommen und alle sonstigen Anträge gefallen waren, haben offenbar manche Mitglieder für die Resolution Hoverbeck stimmen zu müssen geglaubt, weil sie als echte Theoretiker für nötig halten, jedesmal zu beschließen, es somit als falsch ansehen, wenn gar kein Beschluß zustande kommt. Man teilt uns als positiv mit, daß vor der zweiten Abstimmung über die Resolution im Hause verbreitet war, und zwar von dem Reichskanzler näherstehenden Personen, Fürst Bismarck sei über die Abstimmung sehr ungehalten, er nähme die Sache so ernst, daß die Annahme des Antrags ihn zur Demissionierung bewegen könne. Das hielt indessen die Majorität für unmöglich; es wurden Stimmen laut, welche dies Gerücht als ein bloßes Parteimanöver erklärten, und Abgeordnete, welche sonst um keinen Preis mit dem Reichskanzler brechen mögen, waren erbittert über diese Auffassung, für welche gar keine Veranlassung vorliege. Die großen Politiker hielten sich an den einzelnen Fall. Die Majorität war bei der zweiten Abstimmung größer wie bei der ersten. Wenn dann die Eingabe der Demission erfolgte, so darf man kühn sagen: der einzelne Fall bot nur die Veranlassung, der innere Grund liegt tiefer. Es ist nun des langen und breiten über diese entfernteren Motive geschrieben worden; aus Abgeordnetenkreisen haben viele Aeußerungen des Fürsten Bismarck verlautet. Die Stellung des Reichskanzlers zum Reichstage ist keine innere Angelegenheit des Reichstags, sondern interessiert das ganze Deutsche Reich. Die Presse hat darum Recht und Pflicht, einen Gegenstand zu behandeln, welcher zwar äußerlich nicht so viel Staub aufgewirbelt hat, als die Affäre Arnim, aber an Wichtigkeit ihr nichts nachgibt. Wir wollen versuchen, den Gegenstand offen und ohne Reserve zu besprechen.

Die Verhandlung über den Fall Majunke hat zwei Dinge zur Evidenz erwiesen: daß zwischen dem Reichskanzler und der nationalliberalen Fraktion keine vollständige „Fühlung" herrscht und diese Fraktion auch in Fragen, welche die Stellung zum Reichskanzler betreffen, nicht einheitlich vorgeht. Beides ist aber bei andern Gelegenheiten auch in der laufenden Session hervorgetreten und noch weit mehr in der letzten. Will man nun zur ungetrübten Anschauung gelangen, so sind die inneren Reichstagsverhältnisse ins Auge zu fassen. Das Zentrum mit den Polen, Sozialdemokraten und einigen andern Persönlichkeiten (Elsässern, Sonnemann u. s. w.) bildet eine feste, unbeugsame,

geschlossene Opposition, welche bis zu 120 und darüber kommt, wenn keine Genossen fehlen. Das Zentrum ergreift jede Gelegenheit, um den Reichskanzler zu reizen. Herr Windthorst hat in unermüdlicher Weise keine Veranlassung vorübergehen lassen, sein Gift auszuspritzen. Er zog in der 15. Sitzung dieser Session die Affäre Arnim mit Haaren herbei, er vollendete in der 24., nachdem Jörg mit raffinierter Bosheit den Reichskanzler gereizt und Kullmann vorgeführt hatte, mit kalter Frivolität das finstere Werk; er erneuerte in der 25. Sitzung bei Gelegenheit der römischen Gesandtschaft sein Liebeswerk. Und nachdem der Abgeordnete Lasker in der 24. Sitzung vom 4. Dezember das Verfahren, wie es unmittelbar vorher in derselben Sitzung von Herrn Windthorst, dem deklarierten Führer des Zentrums, welches der Zentrumsabgeordnete Prinz Radziwill als „Fraktion Meppen" geradezu bezeichnete und von Jörg angewandt war, „als Verbrechen gegen das Vaterland" bezeichnet und sich dadurch den Ordnungsruf zugezogen hatte, nachdem Windthorst trotz dieses Auftritts noch fortfuhr, das Kullmannsche Attentat zu motivieren — stellt Lasker gemeinsam mit Windthorst und andern acht Tage nachher in der 29. Sitzung vom 12. einen „schleunigen Antrag" bezüglich der Verhaftung des Abgeordneten Majunke, welcher Antrag das ganze Schauspiel veranlaßt hat. Wer ist Majunke?

Bekanntlich jener Redakteur der „Germania", dem alle Mittel recht sind, der zu jenen Subjekten gehört, welche die ihnen mißliebigen Personen in der rücksichtslosesten Weise anzugreifen gewohnt sind, der den Staatsgesetzen in kirchlichen Dingen eine Opposition macht, welche ihn wiederholt ins Gefängnis brachte, der das Deutsche Reich und seinen Kanzler mit dem giftigsten Hasse verfolgt. Doch — sprechen wir mit den idealen Männern des Reichstages — darauf kommt's nicht an, es lag eine eklatante Sache vor, es war zu handeln, die Würde des Reichstags zu wahren. Aber ihr Ideologen, was lag denn vor? Notorisch war, daß Herr Majunke, rechtskräftig wegen Beleidigung des Kaisers und des Fürsten Bismarck verurteilt, sich der Verhaftung durch Abwesenheit zu entziehen gewußt hatte und erst am zweiten Tage der Session im Reichstage auftauchte. Daß derselbe vor Schluß der Session wieder verduften werde, ohne sich bei der Polizei oder Gefängnisdirektion zu melden, ließ sich mit einiger Sicherheit annehmen. Leitartikel lassen sich auch aus dem Wohnorte der Louise Lateau und anderwärts schreiben. Wir billigen nun die Verhaftung absolut nicht, sind vielmehr der Ansicht, die Polizei hätte Herrn Majunke observieren und, sobald die Session geschlossen gewesen wäre oder derselbe sich aus Berlin entfernt haben würde, verhaften lassen sollen; wir halten die Verhaftung während der Session, gelinde gesagt, für taktlos, weil man sich sagen konnte, daß unter allen Umständen die Sache zur Sprache im Reichstage würde gebracht werden. Aber das müssen wir doch ebenso unter allen Umständen fordern, daß Abgeordnete als bedächtige Männer mit Ueberlegung und ohne Ueberstürzung und nicht im Momente der Erregung handeln. Das setzt voraus Klarheit über das Faktum und die Tragweite des Schrittes. Vergegenwärtigen wir uns, was vorlag. Majunke war wegen rechtskräftiger Strafe verhaftet; zu fordern, daß er losgelassen werde, hieß fordern, daß er aus der Strafhaft entlassen werde. Einen Antrag, ähnlich dem von Lasker und Konsorten, von Hoverbeck u. s. w. gestellten einzubringen, hieß verlangen, daß der Artikel 31 dahin deklariert oder geändert werde, daß die Verhaftung eines rechtskräftig verurteilten Abgeordneten nicht zulässig und die Inhaftbehaltung unstatthaft sei ohne Zustimmung des Reichstags. Das war ganz dasselbe, was bezüglich der Abgeordneten Bebel, Liebknecht u. s. w. gefordert, aber vom Reichstage wiederholt, und auch vom Zentrum als verfassungswidrig verweigert worden war. Der einzige Unterschied ist, daß man Majunke erst während der Session verhaftete, die andern sich bei deren Beginn in Haft befanden, sonst etwa noch der, daß Bebel u. s. w. offener und vielleicht auch unschlauer, Majunke geriebener, gefährlicher, hinterlistiger zur Verübung jener Handlungen gekommen ist, die zur Haft geführt haben. Der Fall an sich ist ganz derselbe, wenn nicht die Verfassung ganz klar Verhaftungen wegen

rechtskräftiger Verurteilung während der Session verbietet. Daß Artikel 31 der Reichsverfassung die Verhaftung zum Zweck der Strafverbüßung klar verbiete, hat niemand behauptet; niemand ist sogar weiter als bis zu der Behauptung gegangen, daß Artikel 31 für eine Unzulässigkeit der Verhaftung angezogen werden könne. Doch die Sache ist so interessant wie keine zweite. In der 15. Sitzung am 21. November d. J. kam der Antrag Liebknecht und Genossen wegen Beurlaubung von Bebel, Hasenclever und Most für die Dauer der Session ein. Da sprach der Abgeordnete Liebknecht wörtlich (S. 244 stenogr. Bericht):

„Ich bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, welche auch die Majorität des Hauses hat, nämlich, daß unter den Ausdruck ‚Strafverfahren' (des Art. 31) bloß Untersuchungshaft fällt, und daß er nicht mehr gelten kann von der wirklich rechtskräftig gewordenen Haft."

Der Abgeordnete Windthorst gab wörtlich von sich (stenogr. Bericht S. 252) diese weisen Worte:

„Nach dem § 31 der Verfassung ist es nur nicht zweifelhaft, daß Strafgefangene nicht auf Antrag des Reichstages entlassen zu werden brauchen; auch glaube ich nicht, daß irgendwelche Interpretation des § 31 möglich wäre, dies zu erreichen. Will man das erreichen, dann muß ein Zusatz zum § 31 gemacht werden, der auch für die Strafhaft dem Reichstage das Recht gibt — natürlich nicht die Pflicht —, da, wo er es zweckmäßig findet, eine Loslassung seines Mitgliedes zu verlangen, und ich bin der Ansicht, daß wir diese Ergänzung des § 31 machen sollen. Ich würde dies beantragen, wenn ich nicht fürchtete, daß zu viele hier sind, welche etwas ängstlich wären, wenn man glauben könnte, sie identifizierten sich mit mir."

Herr Dr. Lasker sprach seine tiefe juristische und moralische Ansicht wörtlich (stenogr. Bericht S. 255 f.) also aus:

„Nach meiner Anschauung liegt nicht allein kein verfassungsmäßiges Recht vor, dem Antrage beizustimmen, sondern, wenn ein Antrag zur Abänderung der Verfassung eingebracht würde, wie Herr Windthorst ihn angedeutet hat, würde ich ihm nicht beistimmen, weil ich es nicht für angemessen halte, daß da, wo die ordentliche Justiz des Landes einmal gesprochen hat, die bereits begonnene Vollstreckung des Rechtsspruches wieder aufgehoben werde zugunsten eines politischen Aktes."

Danach steht fest, daß am 21. November Lasker und Windthorst den Artikel 31 auf die Haft zufolge rechtskräftigen Erkenntnisses für unanwendbar hielten, Lasker gegen jede Aenderung war, Windthorst diese nur deshalb nicht proponierte, um niemand die Unannehmlichkeit zu bereiten, mit ihm identifiziert zu werden. Am 12. Dezember, also am einundzwanzigsten Tage nachher, acht Tage später, als Lasker das Verfahren von Windthorst und Genossen „Verbrechen gegen das Vaterland" genannt, stellte Lasker mit Windthorst und zwei hervorragenden Mitgliedern der nationalliberalen Partei: von Bennigsen (Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses) und Freiherr von Stauffenberg (erstem Vizepräsidenten des Reichstags), 2 Mitgliedern der Fortschrittspartei (Hänel, zweitem Vizepräsidenten des Reichstags, Freiherr von Hoverbeck), 2 der Reichspartei (Schwarze, Fürst Hohenlohe-Langenburg), 1 konservativen (von Denzin) den schleunigen Antrag, die Geschäftsordnungskommission solle untersuchen, ob Majunkes Verhaftung nach Artikel 31 zulässig sei und welche Schritte zu tun, um solches zu verhüten. Der Antrag war unterstützt von 3 Mitgliedern der Reichspartei (Graf Stolberg-Wernigerode, Graf Bethusy-Huc, Thilo) 1 konservativen (von Minnigerode), 7 nationalliberalen (Dohrn, von Bahl, Stephani, Oppenheim, Miquel, von Rönne, Wölfel), 2 von der Fortschrittspartei (von Saucken-Tarputschen, Richter-Hagen), 1 vom Zentrum (von Franckenstein) und Sonnemann. So identifizierten also, **unter Vorantritt Laskers**, als es sich um den

Zentrumsmann Abbé Majunke handelte, Personen aller Parteien die Sache des Reichstags mit diesem Falle, trotz der Warnung Windthorsts, mit Windthorst. Mochte nun auch der Beitritt von den Mitgliedern der konservativen und Reichspartei den Beweis liefern, daß der Antrag nicht gegen den Reichskanzler gehe, die Tatsache, daß mit Windthorst trotz des Vorganges, der kaum acht Tage alt war, ein solcher durch seine „Schleunigkeit" zum politischen Akte erster Größe hinaufgeschraubter Antrag eingebracht war, muß vom politischen Gesichtspunkte aus entschieden getadelt werden. Am 21. November war die Sache gerade so eilig wie am 12. Dezember. Wenn trotzdem Lasker am 21. November erklärte, er werde einer Abänderung des Artikels 31 nicht zustimmen, eine solche aber in seinem Antrage vom 12. Dezember angedeutet ist, ja er in seiner Fraktion einen Antrag auf Deklaration bezw. Abänderung des Artikels 31 gestellt hat, der durchgefallen ist, so ist entweder mit Ueberstürzung verfahren worden, oder man hat dem Zentrum gefällig sein oder diesem das Prävenire abgewinnen wollen. Man muß aber einräumen, daß nichts so fatal ist, als wenn in einer Frage, deren Ausgang sich nicht übersehen ließ, Politiker sich bloß durch das Gefühl leiten lassen. Die Geschäftsordnungskommission hatte, wie der Bericht sagt, mit 11 gegen 1 Stimme die Verfassungsmäßigkeit der Haft bejaht, es aber zu keinem Antrage gebracht. Die nationalliberale Fraktion, so ist uns versichert worden, hat den Antrag Becker auf Tagesordnung angenommen, Lasker selbst ihm in der Fraktionssitzung zugestimmt. Man wußte, daß der Reichskanzler gegen jeden auf Aenderung von Artikel 31 zielenden Antrag sei. So stand die Sache vor der Sitzung vom 16. Dezember. In dieser hält Lasker eine lange Rede, spricht gegen den Antrag Becker und — enthält sich mit dem Dänen Krüger und Michaelis der Abstimmung! Trotz Fraktionsbeschluß stimmen 19 Abgeordnete gegen; 7 fehlten ohne Entschuldigung. So fiel durch die Uneinigkeit der nationalliberalen Fraktion — die Reichspartei und konservative stimmten geschlossen dafür — ein Antrag, auf dessen Annahme die Regierung um so gewisser gerechnet hatte, als er der einzig richtige war, weil er die Sache der reiflichen Ueberlegung überwies. Aus diesem Vorgange konnte der Reichskanzler den Schluß ziehen, daß die größte der reichsfreundlichen Parteien nicht einig und klar sei, wenn es sich um Vorgänge politischer Art handle. Er durfte das um so mehr, wenn er das Auftreten Laskers — er war in den früher besprochenen Sitzungen zugegen — in Betracht zog, wenn er bedachte, daß tatsächlich die Majorität sich um Windthorst gruppierte. Zu solchem Schlusse berechtigten ihn auch frühere Vorgänge. Man hatte in der 3. Sitzung es Windthorst überlassen, den Antrag zu stellen, die Schriftführer per acclamationem zu wählen. Windthorst und ein Mitglied der nationalliberalen Partei bewirkten in der 13. Sitzung vorzüglich, daß ein Beschluß gefaßt wurde, der von Forckenbeck zur Niederlegung des Präsidiums veranlaßte. Und siehe, in der 14. Sitzung stellt wiederum Windthorst den Antrag auf Wiederwahl per acclamationem. Alle diese Vorgänge, die bezüglich des Militärgesetzes in der vorigen Session, sind unwiderlegliche Beweise dafür, daß die nationalliberale Fraktion nicht jene Festigkeit, Entschlossenheit und Einsicht aufweist, welche eine Partei haben muß, auf die sich eine Regierung stützen kann und will.

Wir können nach alledem den Entschluß des Reichskanzlers begreifen. Wir geben zu, der unmittelbare Anlaß genügte nicht als isolierter, aber wir müssen gleichwohl zugeben, daß in der Politik aus kleinen Dingen sich oft große entwickeln. An eine große politische Partei muß man die Anforderung stellen, daß sie jede Aktion überlege, daß sie sich niemals durch momentane Ergüsse beredter Mitglieder hinreißen lasse, daß sie Parteidisziplin halte. Der Reichskanzler hat — der Kompromiß in der Militärfrage u. a. beweist dies — wiederholt gezeigt, daß er mit der nationalliberalen Fraktion gehen, auf diese sich stützen will. Soll das der Fall sein, will die Partei die ihr zukommende Rolle spielen, dann muß sie in allen wichtigen Fragen mit der Regierung gehen und vorher eine Verständigung suchen. So gut das bisher — Zeuge dessen das Militärgesetz u. a. — auf dem Wege geschah, daß zwei, drei sogenannte „Führer" sich

privatim mit dem Reichskanzler oder dem Minister Delbrück benahmen und der Fraktion referierten, so gut hätte das auch diesmal geschehen können und müssen. Um dazu veranlaßt zu sein, hat jene Fraktion vor der Sitzung genug gewußt. Man ist zu dieser Forderung um so eher berechtigt, als ein andrer Weg der Fühlung mit der Reichsregierung bisher schon aus dem Umstande nicht versucht ist, daß jedesmal einige Personen ohne Fraktionsbeschluß auf eigne Faust oder nach Verabredung mit beliebig gewählten Genossen mit der Regierung in Verbindung getreten sind und die Regierung sich darauf eingelassen hat. Die Fraktion kann freilich sagen: sie trage nicht die Schuld. Aber weshalb läßt sie sich ins Schlepptau nehmen?

Wie die Dinge liegen, möge die Fraktion aus dem letzten Vorgange Lehren ziehen. Wichtig sind alle Angelegenheiten, welche große Ausgänge haben können. Das ist der Fall bei allen nicht gewöhnlichen. Solche soll man reiflich in der Fraktion behandeln. Wo die Stellung der Regierung als solche in Frage kommt, liegt stets eine politische Frage vor. Eine Spaltung in diesen Fragen ist ein politischer Zustand, der jeder Regierung die Frage nahelegen muß: Kannst du mit einer solchen Partei Hand in Hand gehen?

Der Ausgang ist — dank der Blindheit des Herrn Windthorst, der das Vertrauensvotum gleich einem deus ex machina hervorzauberte — ein glücklicher gewesen. Aber solche Szenen dürfen nicht wiederkehren. Die Demission des Fürsten Bismarck ist unmöglich; sie würde der Kaiser nie annehmen. Die Auflösung des Reichstages hätte sehr leicht vorauszusagende Folgen: das Zentrum hat seinen Höhepunkt überschritten, ob es einen neuen Sitz gewonnen hätte, ist mehr als fraglich, wahrscheinlich hätte es einige verloren; die Fortschrittspartei und die nationalliberale können darauf rechnen, daß verschiedene Abgeordneten nicht wiedergewählt worden wären, da die Wähler verlangen und das vorausgesetzt haben, daß man mit der Regierung gehe. Voraussichtlich träte eine Zersetzung der Parteien ein, welche noch mehr dem Zufalle Raum geben würde.

Das Volk in seiner großen Mehrheit will eine Vertretung, mit der es harmoniert, die es achtet, auf die es mit Stolz als Stütze der Reichsregierung blicken kann. Das Volk begreift die kleinen Subtilitäten nicht; wenn es zwischen Lasker und Anhängern auf der einen, Bismarck auf der andern Seite zu wählen hat, wird es jenen lieber den Laufpaß geben als diesen entbehren. Ein Bismarck ist kaum in jedem Jahrhundert einmal zu finden; Abgeordnete, die gut sprechen, im Notfalle die gehörige Dreistigkeit haben, auch das Recht und andre Dinge praktisch und wissenschaftlich verstehen, gibt's zu Dutzenden. Das Pathos der sittlichen Entrüstung beruht häufig darauf, daß man sich hineinredet oder reden läßt. Mögen das alle reichsfreundlichen Parteien im Auge behalten, möge insbesondere deren größte, die nationalliberale, mit Umsicht, Festigkeit und Einigkeit sich dieses ihres Berufes bewußt bleiben und ihn praktisch bewähren!

Die Zeitungsnummer sandte ich Bismarck in einem Briefe, er dankte mir später mündlich dafür und fügte bei, nachdem ich ihm mitgeteilt, daß sie auch an Forckenbeck, Bennigsen, Lasker u. a. direkt von Duisburg aus gesandt sei: „Das war von Ihnen klug gehandelt, aber ich fürchte, daß nicht alle Ihre Fraktionsgenossen sich eine praktische Lehre aus jenem Vorgange ziehen werden." Leider behielt er recht. Das zeigte sich zum Beispiel am 31. Januar 1876, wo der § 130a des Strafgesetzbuchs (sogenannter Kanzelparagraph) mit 136 Stimmen — unter diesen Forckenbeck, Miquel, Lasker und andre Nationalliberale — gegen 132 abgelehnt wurde; in der dritten Lesung am 10. Februar wurde er — Völk hatte ihn wieder aufgenommen — mit 173 gegen 162 angenommen.

Am selben Abend des 10. Februar sandte Bismarck seine Photographie mit Unterschrift zum Lohne für die Rede an Völk, worüber dieser hocherfreut war; es liegt hierin der Beweis, wieviel Bismarck an jenem Paragraphen lag.

In einem Briefe des Großherzogs von Baden vom 3. April 1874, der in den „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" (2. Bd. S. 113, Stuttgart und Leipzig 1906) abgedruckt ist, heißt es:

> „Inzwischen erfuhr ich von Herrn von Schulte, daß Windthorst-Meppen ihm die Absicht ausgesprochen habe, bei Wiederzusammentritt des Reichstags eine Adresse an den Kaiser zu beantragen, in welcher er gebeten werden soll, für eine verantwortliche Vertretung des Reichskanzlers dem Reichstage gegenüber zu sorgen, insolange der Reichskanzler zu erscheinen verhindert ist."

Dieser Brief des Großherzogs von Baden ist, nach der Vorrede zu urteilen, mit dessen Genehmigung gedruckt worden. Ich darf daraus auch für mich das Recht herleiten, über die damalige Situation zu bekunden; ich gebe meine genaue Niederschrift mit Auslassung von Einzelheiten, die mich selbst betreffen. Sie lautet:

„Berlin, 28. März 1874. Der Großherzog von Baden hatte mich um 8 Uhr morgens zu sich bitten lassen, ich war von 9 bis 10 bei ihm. Er begann sofort: ‚Das Kirchengesetz wegen der Expatriierung der Geistlichen (Vorlage vom 24. Februar 1874) ist ganz gegen meine Ansicht, meine Gegenvorschläge sind im Bundesrat durchgefallen. Entscheidend war, daß Preußen erklärte, es müsse das Gesetz haben. Da hat man gesagt: Gut, wir geben es, wir merken es uns aber, wenn wir später auch etwas brauchen.' Ich teilte ihm mit, daß ich versuchen werde, die Vorlage wesentlich zu ändern, und gab darüber nähere Auskunft.[1]) Darüber war er sehr froh, fuhr dann fort: ‚Es ist ein Unglück, daß die nationalliberale Partei in der Militärfrage solche Opposition macht. Es ist nicht bloß der äußere Friede nicht gesichert, sondern auch nicht der innere Bestand des Reiches. Ihre Partei muß überhaupt sich reinigen, es ist notwendig, daß sich die konservativen Elemente mehr zusammentun. Jetzt steht alles auf Bismarck. Das geht doch auf die Dauer nicht an, leider ist nur Bismarck ein wirklicher Staatsmann, außer ihm keiner, insbesondere nicht Delbrück, nicht Falk.' Ich sagte ihm, daß weder Bismarck noch Falk mit mir über den Entwurf dieses Kirchengesetzes gesprochen habe, daß Falk mir trotz wiederholter Versuche keine Gelegenheit zu eingehenderen Gesprächen gegeben habe, nach meiner Ueberzeugung beeinflußt von den Herren, die seine Ratgeber seien und von mir eine Schädigung ihres Einflusses befürchten möchten, daß mir aber Falk trotzdem die Vertretung des Entwurfs zugemutet habe. Ich schloß mit den Worten: ‚Ich bin gänzlich ernüchtert.' Der Großherzog: ‚Das finde ich allerdings begreiflich. Haben Sie nicht mit dem Kronprinzen gesprochen? Es wäre doch gut, daß er auch einmal aus andern Quellen schöpfte.' — Ich: ‚Ich habe um keine Audienz nachgesucht und werde es nicht tun, einmal, um nicht aufdringlich zu erscheinen, sodann, da ja alles in den Hofbericht kommt, um nicht die Frage zu erregen: was hat der beim Kronprinzen wollen?' — Er: ‚Ich werde mit dem Kronprinzen reden und

[1]) Im Januar-Heft 1899 der „Deutschen Revue" S. 93 ff. habe ich darüber eingehend berichtet.

ihn veranlassen, unauffällig mit Ihnen zu reden, es ist ratsam, vorzusehen.'[1])

Ich teilte dem Großherzog mit, daß Windthorst beabsichtige, den Antrag zu stellen: das Militärgesetz abzusetzen, weil kein verantwortlicher Minister vorhanden sei, und eine Adresse an den Kaiser zu proponieren. Darauf der Großherzog: ‚Ich werde ernstlich ins Auge fassen, was geschehen muß. Der Kaiser wird einerseits von Manteuffel bearbeitet, der ihm vorstellt: man sehe, daß Bismarck sich auf die nationalliberale Partei nicht verlassen könne; die konservative habe er ruiniert; nicht einmal in einem so wichtigen Gesetze wie dem Militärgesetze habe er Sukkurs; die Kirchenfrage bearbeite die Partei; man sehe, wohin man komme, nur die Opposition stärke man, jetzt dies Gesetz, dann noch mehr u. s. w.' Ich setzte dem Großherzog auseinander, die Parteitaktik gehe dahin, die volle Trennung von Kirche und Staat herbeizuführen, weil man nur dadurch zu siegen glaube; ich schloß mit den Worten: ‚Ich bin fest überzeugt, daß, wenn man nicht anfängt, rationeller und konsequent zu handeln, mit der bloßen Gesetzesmacherei zu brechen, die Regierung den kürzeren zieht und die Ultramontanen zum Siege gelangen.'

Am selben Tage hatte ich eine längere Unterredung mit Gelzer im Hotel de Rome, welche mir die Ueberzeugung beibrachte, daß Gelzer der treibende Faktor war, da dessen mir dargelegte Gedanken teilweise mit denselben Worten vom Großherzoge ausgesprochen waren. Gelzer sagte mir zum Beispiel: ‚Es geht nicht, daß alles auf Bismarcks Person gestellt wird, der Großherzog und der Kronprinz haben bereits erwogen, was zu tun sei; ich werde jetzt die Angelegenheit weiter betreiben.'

Gelzer teilte mir auch mit, daß Bismarck für die auswärtigen Angelegenheiten von Balan als Staatssekretär vorgeschlagen habe, der Kaiser aber, der Balan nicht möge, ganz ärgerlich geworden sei, und so habe von Bülow (Vater des Reichskanzlers) die Stelle erhalten."

Am 12. Februar 1874 richtete ich an Fürst Bismarck ein Schreiben, worin ich darlegte: Die Garnisonkirche in Düsseldorf sei von seiten der altkatholischen Gemeinde am 14. Januar zum Mitgebrauche erbeten worden; der katholische Garnisonpfarrer Dr. Kayser sei bekanntlich zuverlässig, so daß keine Schwierigkeit entstehen werde, Generalleutnant von Obernitz sei günstig gestimmt; es sei wesentlich, daß die Altkatholiken eine Kirche erhalten, in der auch bisher katholischer Gottesdienst stattgefunden habe. Meine Bitte ging auf seine hochgeneigte Vermittlung. Ich nehme an, daß er dem Kriegsminister davon gesprochen, aber bei dessen Widerspruch sich beruhigt hat, was nicht zu verwundern ist. Der damalige Kriegsminister von Kameke war den Ultramontanen infolge des Einflusses seiner Frau nur zu geneigt. Er hat auch 1875 bewirkt, daß die Schloßkirche in Durlach trotz des Gesetzes den Altkatholiken nicht zum Mitgebrauche überlassen wurde

[1]) Der Kronprinz hat mir keine Gelegenheit gegeben, auch nicht, wenn ich bei ihm zum Essen geladen war und ihn sonst traf, über diese Dinge zu sprechen.

(siehe meine Geschichte des Altkatholizismus S. 446). In Düsseldorf haben die Altkatholiken in einer evangelischen Kirche eine Stätte für ihren Gottesdienst gefunden.

Bei einer Gelegenheit im Jahre 1874, wo ich im Reichstagsgebäude bei Bismarck Audienz hatte, war er sehr gesprächig und kam auf den Einfluß von Windthorst zu sprechen. Ich sagte: „Verzeihen Durchlaucht, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie nichts Besseres hätten tun können, als Windthorst zum Justizminister zu machen; er wäre niemals der Führer des Zentrums geworden, für Preußen ein tüchtiger Minister." Ich begründete dies, indem ich aus Windthorsts Vergangenheit genaue Mitteilungen machte. Bismarck sagte nach einigen Augenblicken: „Sie mögen recht haben."

In derselben Audienz hob ich auch den Fall des Professors Maxen hervor. Dieser war Privatdozent der Rechte in Göttingen, vom König von Hannover zum juristischen Lehrer und Erzieher seines Sohnes, des Kronprinzen, und zum Professor in Göttingen ernannt, gleichzeitig aber beurlaubt bis zur Vollendung der Erziehung des Sohnes, vorläufig für zwei Jahre. Als Hannover annektiert worden war, wurde Maxen aufgefordert, binnen einer bestimmten Frist nach Göttingen zurückzukehren, widrigenfalls ihm die Professur werde entzogen werden. Maxen hat das Schreiben nicht erhalten, die Professur wurde ihm gleichwohl entzogen. Das war ein Akt reinster Willkür. Denn der vom regierenden König erteilte Urlaub mußte auch vom Nachfolger in der Regierung anerkannt werden. Bismarck gab dies unbedingt zu, bedauerte, keine Kenntnis von der Sache gehabt zu haben; dies ist begreiflich und ein Beweis, daß manches Unrecht ihm nicht zur Last fällt.

Die letzte interessante Angelegenheit, welche ich mit Fürst Bismarck erlebt habe, ist folgende: Am 27. Januar 1889 war der Professor der Philosophie in Bonn, Dr. Peter Knoodt, der zugleich Generalvikar des altkatholischen Bischofs Reinkens war, gestorben. Am 6. Februar 1889 setzte letzterer in einem Schreiben an den Kultusminister von Goßler auseinander, daß er den Professor der Philosophie Dr. Weber in Breslau als Generalvikar wünsche, und bat zu dem Ende: „Professor Dr. Theodor Weber in Breslau an die philosophische Fakultät der Universität zu Bonn zu versetzen." [1])

Am 2. Mai (B. Nr. 5299) erfolgte die von Goßler selbst gezeichnete Antwort, es sei durch Knoodts Tod keine etatsmäßige Professur frei geworden, er könne daher dem Wunsche von Webers Versetzung nicht entsprechen. Weil Weber geschrieben hatte, daß Bismarck sich der Versetzung widersetzt habe, richtete Bischof Reinkens am 17. Juni ein Schreiben an Fürst Bismarck, das dessen Mitwirkung zur Versetzung nach Bonn erbat. Es war von Weber entworfen, von mir stark korrigiert und verändert worden. Die Antwort vom 4. Juli (gez. von Schwartzkoppen,

[1]) Den von mir im Konzepte gemachten Zusatz: „oder, falls dieses auf Schwierigkeiten stoßen sollte, denselben unter Belassung seines Gehaltes und Wohnungsgeldzuschusses nach Bonn zu beurlauben mit dem Rechte, an der philosophischen Fakultät Vorlesungen zu halten," hatte Bischof Reinkens gestrichen.

Legationsrat) fragte, ob das Schreiben an das Königliche Kultusministerium abgegeben werden dürfe, „da Seine Durchlaucht aus kollegialen Gründen nicht in der Lage ist, seine Ansicht in der Sache Eurer Bischöflichen Hochwürden gegenüber zu äußern". Reinkens antwortet am 5. Juli, die Abgabe sei ihm sehr lieb. Am 16. Juli Antwort (gez. J. A.: Greiff), es könne dem Wunsche nicht entsprochen werden. Auf meine Bemerkungen verstand sich Bischof Reinkens zur Absendung eines Schreibens vom 10. August, das lediglich bat: „Professor Dr. Th. Weber in Breslau mit Belassung seines Gehalts und Wohnungsgeldzuschusses dauernd zu beurlauben, demselben zu gestatten, in Bonn zu wohnen und das Amt meines Generalvikars anzunehmen." Antwort 27. August B. Nr. 6522, gez. J. V.: Nasse): „Eure Bischöflichen Hochwürden benachrichtige ich, wie ich zu meinem Bedauern genötigt gewesen bin, dem Professor Dr. Th. Weber in Breslau zu erwiedern, daß ich außerstande sei, ihm (so im Original) unter Belassung seines Gehalts und Wohnungsgeldzuschusses dauernd zu beurlauben." Weber hatte sein Gesuch am 14. abgesandt, auch an Bismarck geschrieben. Um endlich ins reine zu kommen, legte ich das nachfolgende Schreiben an Bismarck vor, das am 2. Oktober einstimmig von der Synodalrepräsentanz genehmigt und an Bismarck übersandt wurde.

Bonn, 2. Oktober 1889.

Eurer Durchlaucht wage ich es nochmals, unter Bezugnahme auf mein ergebenes Gesuch vom 17. Juni d. J. die ebenso ergebene als inständige Bitte zu unterbreiten:

> zuzustimmen, daß Professor Dr. Th. Weber in Breslau durch des Herrn Unterrichtsministers Exzellenz von dem Halten von Vorlesungen in Breslau entbunden werde, um von mir zum Generalvikar ernannt zu werden.

Nachdem ich auf mein erwähntes Gesuch vom 17. Juni seitens des Herrn Kultusministers die Erledigung vom 16. Juli dahin erhalten habe, daß meinem Gesuche nicht entsprochen werden kann, richtete ich an den genannten Herrn Minister das abschriftlich beigefügte erneuerte Gesuch vom 10. August, erhielt darauf den abschriftlich anliegenden Erlaß vom 27. August. Der Wortlaut dieses Erlasses legt mir die Annahme nahe, daß Eure Durchlaucht sich gegen die erbetene Beurlaubung erklärt haben. Hochdieselben werden es mir im Hinblicke auf die für mich in Frage stehende Bedeutung die Sprache verzeihen, daß ich mir nachstehendes vorzustellen erlaube. Ich habe bereits in dem Gesuche vom 10. August eventuell lediglich um die Beurlaubung des Professors Weber gebeten und eventuell von jeder Ermächtigung desselben, in Bonn Vorlesungen an der Universität zu halten, abgesehen. Es handelt sich also nur noch darum, denselben vom Halten von Vorlesungen zu entbinden und keinen Einspruch dagegen zu erheben, daß ich ihn zum Generalvikar ernenne. Professor Weber ist geboren am 28. Januar 1836, seit Oktober 1862 im Staatsdienste, zuerst als Lehrer am Gymnasium, zugleich seit 24. Februar 1868 Dozent an der dortigen Universität und seit 5. Juni 1872 außerordentlicher Professor, 27. April 1878 ordentlicher

Professor. Es wäre mir leicht, Fälle aus den letzten Jahren aufzuzählen, in denen man Dozenten von kürzerer preußischer Dienstzeit auf deren Ansuchen vom Halten von Vorlesungen dauernd entbunden und ihnen außerhalb Preußens zu wohnen gestattet hat, ohne daß deren Alter oder geschwächte Gesundheit dazu nötigte. Dafür, daß im vorliegenden Falle diese Entbindung gewährt werde, dürften gute Gründe vorliegen. Aus dem früher Dargelegten geht hervor, daß es nur dadurch mir ermöglicht wird, mein bisheriges Amt voll und freudig zu verwalten. Hierzu kommt, daß Professor Weber durch Unterricht im Konvikt aushelfen kann, die Lücken auszufüllen, welche im theologischen Unterrichte für die altkatholischen Theologen entstanden sind. Denn nach dem Tode des Professors A. Menzel (4. August 1886) sind in Bonn nur noch zwei vorhanden, bei denen altkatholische Theologen hören können, während es für die römischen fünf ordentliche und zwei außerordentliche Professoren gibt; seit dem Tode Knoodts ist ebenso die Philosophie für altkatholische Theologen gesperrt. Wird Professor Weber nicht nach Bonn versetzt, sondern einfach beurlaubt, so ist das eine innere Verwaltungssache, welche nach meiner Auffassung ohne jeden politischen Hintergrund ist.

Unter diesen Umständen darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, daß Eure Durchlaucht wegen meiner wesentlich geänderten Bitte die Gnade haben werden, dem Herrn Kultusminister mitzuteilen, daß Hochdieselben der Beurlaubung des Genannten nicht widersprechen. Sollte aber meine obige Annahme irrig sein, so darf ich nicht minder hoffen, daß die Zustimmung Eurer Durchlaucht die Genehmigung meines Gesuches herbeiführen werde. Sollten aber Eure Durchlaucht bisher widersprochen haben und auch jetzt noch den Widerspruch aufzugeben Hochsich nicht bewogen fühlen, so darf ich wohl die tiefergebenste Bitte wagen, mir die Gründe dieses Widerspruchs mitzuteilen, damit ich in die Lage kommen könne, auf deren Beseitigung hinzuwirken. Ich erlaube mir schließlich hervorzuheben, daß ich erst Ende August davon Kenntnis erhalten habe, daß Professor Weber sich am 2. Juli d. J. an Eure Durchlaucht selbst gewandt hat, daß mir das Schreiben aber nicht bekannt ist.

Eurer Durchlaucht kann ich den Beweis liefern, daß die altkatholische Gemeinschaft in den letzten Jahren sich derartig innerlich gefestigt hat, daß ihre Bedeutung für den Staat nicht vermindert, sondern wesentlich gestiegen ist. Da dieselbe durch ein Wohlwollen gefördert wird, das dem Staate weder nennenswerte Opfer auferlegt noch geeignet ist, nach irgendeiner Seite vernünftigerweise Anstoß zu erregen, so gebe ich mich der Hoffnung hin, keine Fehlbitte zu tun, und verharre in dem unerschütterten Vertrauen auf Hochderen Gewogenheit in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

Eurer Durchlaucht ergebenster

Joseph Hubert Reinkens
katholischer Bischof.

Weber, dem das Schreiben im Konzept zur Kenntnis am 3. mitgeteilt war, sandte es am 5. mit dem Bemerken zurück, er habe keine Hoffnung, da Bismarck

die Altkatholiken aufgegeben habe. Er konnte das annehmen, weil ihm der Minister vor dem ersten Schreiben vom 6. Februar mündlich fest zugesagt hatte, ihn nach Bonn zu versetzen, durch Einspruch Bismarcks aber daran verhindert worden war. Das letzte Schreiben half. Am 10. November wurde Weber nach Berlin zitiert, fuhr am 11. hin, am 13. zurück und berichtete am 14., die Sache sei in Ordnung, der Fakultät in Breslau solle erst am Schlusse des Semesters Anzeige geschehen, mit der Ernennung sei bis nach Beendigung der Debatte über den Kultusetat zu warten. Sein Gehalt wurde vom Minister auf 6000 Mark (300 mehr) erhöht. Die königliche Kabinettsorder (datiert Konstantinopel, den 3. November 1889) wurde ihm mit Schreiben des Kurators vom 25. November vertraulich zugestellt. Im Juni wurden ihm förmlich die „Geschäfte eines Generalvikars übertragen", nachdem auf ein Gesuch an den Minister vom 31. März 1890, in die Ernennung zu willigen, nicht amtlich gesagt war, davon abzusehen. Deshalb wurde diese Form gewählt, es so den Ministern von Baden und Hessen angezeigt und erst am 17. November 1892 Weber die förmliche Ernennung zugestellt.

Es liefert dieser Vorgang den Beweis, daß Fürst Bismarck es vertrug, wenn man offen mit der Wahrheit herausrückte und ihm sagte, daß er derjenige sei, welcher den Erfolg verhindert habe. Aber zugleich ist auch bewiesen, daß Fürst Bismarck, als er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II., 206 ff.) „die Ressorts" behandelte, vergessen hatte, daß er sich in ein Ressort auch einmischte, wenn er auch nicht „sah, daß ein großes öffentliches Interesse Gefahr lief, unter Sonderinteressen zu leiden", wie es S. 206 heißt. Denn ein solches lag hier wahrlich nicht vor, wo es sich um eine gar einfache Sache handelte. Auch insofern ist der Vorgang höchst interessant, als er zeigt, daß es mehr als neun Monate dauerte, eine Reihe von Eingaben nötig wurden, bis eine gar einfache Sache erledigt werden konnte. Was hat den Fürsten eigentlich bewogen, sich zu widersetzen? Ich habe es nicht erfahren können.

Papst und Jesuiten

Nach römischen Quellen geschildert

Der ehemalige Kardinalbischof von Perugia, Joachim Pecci, wurde, vielen unerwartet, im Konklave des Jahres 1878 zum Papst erwählt. Er galt als Outsider, seitdem er im Jahre 1877 von dem ihm nicht besonders wohlgesinnten Pius IX. zum Camerlengo der Kirche ernannt war. Denn, wie es in der Mönchssprache heißt: „Semel Prior, nunquam Abbas," so wenden viele Wissende diesen Satz auch auf die Würde des Camerlengo zu der des Papstes an.

Ein „Jesuitengünstling" war der Graf Pecci nie gewesen, seine philosophische Grundanschauung wurzelte zu tief in den Lehren des Doktors der Kirche, der

dem Orden als größter Heiliger gilt, der einen mehr als ein Jahrhundert währenden Kampf gegen die Gesellschaft Jesu geführt hat. Ueberzeugte Thomisten sind die Jesuiten nie in dem Sinne wie die Dominikaner geworden, die Lehre des Molina wiederum ward selbst in gemilderter Form von dem Söhnen des heiligen Dominikus stets und immer bekämpft.

Trotzdem konnten bald die allwissenden Attachés, und in Rom sind sie es ganz besonders, mit hochgezogenen Augenbrauen wichtig versichern: Leo XIII. ist in den Händen des schwarzen Papstes, vom Palazzo Branco und dem Kollegium der Jesuiten aus wird die katholische Welt regiert. Und Gustav Hohenlohe, der ängstliche suburbanische Kardinalbischof, der einen Jesuiten im Angesichte des Porträts Klemens' XIV. bei seinen Mahlzeiten die Speisen vorkosten ließ, seufzte bald, auch dieser Papst sei wie Mastai-Feretti nur zu bald ein folgsamer Zögling der Societas Jesu geworden. Freilich witzelten der kluge Schlözer und der geistvolle Monsignore Braunschweig häufig über den Buffone von Kardinal, aber auch sie wußten keine Antwort auf die Frage, ob der Hohepriester „jesuitisch" gesinnt sei oder nicht.

Bei Pius IX. nahm das jedermann seit dem Jahre 1859 als gewiß an. Und war er es denn? Liegt hier nicht vielmehr eine Verwechslung zweier Begriffe vor? Der Begriffe „päpstlich" und „jesuitisch". Wir möchten es fast glauben. Der Jesuitismus Pius' soll sich in erster Linie in der Verkündung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis Maria und der päpstlichen Unfehlbarkeit in dogmatischen und Moralfragen zeigen. Nun ist es gewiß, daß niemand eifriger als die Societas Jesu für diese Lehrsätze, für ihre Dogmatisierung gestritten haben; aber längst, ehe die Sozietät existierte, bestanden innerhalb der Kirche Parteien, die eifrig für oder wider diese Lehrmeinungen sich engagierten. Pius nun war durchdrungen von der Göttlichkeit seiner Mission, wenn er ex cathedra zur lauschenden Welt redete, die Hyperdulie (Marienkult) war ihm ein innerliches Bedürfnis, er glaubte an den neuen Lehrsatz wie an Gottes Dasein. Daß er die Jesuiten, die seit der Gründung der Kongregation für die Anerkennung dieser Glaubenssätze gekämpft, als willkommenste Bundesgenossen ansah, nun, das ist klar. Auch wahrte er ihnen stets ein dankbares Erinnern, aber sein Handeln war ein „päpstliches", bestimmt von der Anschauung, die er über das Pontifikat sich gebildet hatte. Daß seine Umgebung nicht in späteren Jahren immer ebenso wie er selbst über die Jesuiten dachte, dafür werden äußerst interessante Dokumente, die mit dem Namen Antonelli unterzeichnet sind, einmal, wenn die Zeit der Veröffentlichung gekommen, beredtes Zeugnis ablegen. Der kluge Staatssekretär war der Societas Jesu durchaus nicht „grün"; im preußischen Staatsarchiv liegen sicherlich Briefe aus der Anfangszeit des Kulturkampfs, die alles andre wie jesuitenfreundlich sind. Und manche andre fischerringgeschmückte Prälatenhand hat Worte in die Welt gesandt, gewisse Archive des hohen und alten schlesischen wie westfälischen Adels bergen sie unter gutem Verschluß, die den Söhnen des heiligen Ignatius gerade kein Lob spenden, und diese Briefe sind aus der Umgebung des Heiligen Vaters geschrieben.

Pius war aufgebahrt, die Väter versammelten sich im Konklave, unerwartet war manchem die Wahl Peccis, am meisten wohl den Vätern der Gesellschaft Jesu. Wie später sich das Verhältnis des Pontifex zu dem Jesuitenkolleg gestaltete, ist bekannt. Der eigentliche Schützling des Heiligen Vaters war aus der Reihe der alten Orden dennoch weit mehr der Dominikanerorden als die Jesuiten. Wenn der „soziale" Papst häufig auf sie und ihre Hilfe angewiesen war, so wußte er wohl, daß in keinem Orden die nationalökonomischen Fragen so durchgearbeitet waren als bei ihnen, und er fand in ihren Reihen Verfechter seiner Ideen, die ihm wertvolle Bundesgenossen waren.

Noch ein andres Gebiet bearbeiteten in Rom fast ausschließlich die Jesuiten: die Presse des Vatikans wie überhaupt die inspirierte kirchlich gesinnte politische Presse lag in ihren Händen. Eine Großmacht innerhalb der Kirche sind sie auch in unsern Tagen gerade durch das Ausnutzen der Presse geblieben und durch die Erziehung ihrer Mitglieder zu Moraltheologen, dadurch zu den Lehrern der Priester für den Beichtstuhl. Gerade deshalb aber erklärt sich der Groll der andern Orden, der nicht allein ein Recht der alten Kämpfe ist, und das Mißtrauen der Säkulargeistlichkeit gegen die Jesuiten; anderseits aber ihr gewaltiger Einfluß auf die katholischen Laien. Verstärkt ist der letztere durch ihre Jugenderziehung, durch das Benutzen aller Errungenschaften moderner Wissenschaft, soweit es irgend möglich, für ihre Arbeiten, für ihre Agitation. Sie suchen geschickt aus dem Arsenal ihrer erbittertsten Gegner sich Waffen zu holen zur Bekämpfung gerade dieser Gegner. Ein „modern" gesinnter Papst wie Leo XIII. verstand sehr wohl diese Machtmittel zu würdigen und zu benutzen.

Trotzdem wäre sein Verhältnis zur Societas Jesu auch offiziell in den letzten Jahren vielleicht ein sehr kühles geworden, wenn nicht der Kardinalstaatssekretär Tindaro di Rampolla ihr eifriger Freund im Vatikan war und blieb, in den Gemächern des Vatikans, die dem Staatssekretär eingeräumt sind, fanden sie stets willkommene Aufnahme und Ermunterung. Der weltkluge Diplomat wollte aus ihnen so manchen Helfer sich erkiesen für die Zeit seines Pontifikats, das er und sie fast mit Sicherheit erwarteten.

Als der Camerlengo der heiligen Kirche, der Kardinal Oreglia, an das Todeslager des Greises trat, der fast ein Säkulum gelebt und der Menschheit als ein Geist aus vergangenen Tagen schon bei Lebzeiten dünkte, als er die Kerze an den Mund des Entschlafenen hielt und auf seinen Anruf an Joachim Pecci, ob er lebe, keine Antwort empfing, als er das eintönige Murmeln der Gebetsworte hörte, welche die Augustiner, die ständigen Wächter an der Papstleiche, sprachen, als er den Fischerring, das Symbol der Herrschaft, zerbrach, mag in der Brust des ehrgeizigen Prälaten die Hoffnung zur leuchtenden Flamme geworden sein, ob nicht gerade wie bei dem Toten auch für ihn das Ungewöhnliche geschähe und die versammelten Väter Rampollas und der Jesuiten Hoffnung täuschen würden, indem sie ihm die Tiara antrugen. Denn daß gewichtige Faktoren, daß vor allem die Dreibundmächte gegen des klugen Franzosen- und Jesuitenfreundes

Wahl agitieren würden, war gewiß, und Oreglia war in den Botschaften und Gesandtenhotels ein wohlangesehener Mann.

In der Sistina rüstete man alles zur Wahl. Die weltlichen fürstlichen Quästorenwähler bereiteten alles vor; nachdem der Kardinaldekan die Messe De Spiritu Sancto gelesen, gingen die versammelten geistlichen Fürsten unter Absingung des Veni creator spiritus in das Konklave, von dort in die Sistinakapelle, wo die Papstwahlbullen verlesen wurden. Mit Spannung sah das Publikum in jenen heißen römischen Sommertagen die Auffahrt der Purpurträger. Der Kardinalprimas von Ungarn fuhr als Magnat des Reichs mit Heiducken und Husaren in prächtiger Karosse an, Gruscha von Wien, Katschthaler von Salzburg, der vornehme Prager Fürsterzbischof und der Primas der österreichischen Polen folgten, von deutschen Bischöfen der als Vertreter der Reichsregierung geltende Breslauer Fürstbischof und der Inhaber des hochangesehenen Kölner Erzstuhles. Ob wohl der Landsmann der Deutschen, der greise Jesuitenkardinal Steinhuber, der ehemalige bayrische Hüterbub, und Rampolla selbst ahnten, mit welchen Mandaten versehen die Oesterreicher sich dem päpstlichen Palast nahten?

Als letzter, da man auf den australischen Kardinal doch nicht warten konnte, traf der Kardinal Gibbon von Boston ein, er, der fast so wie der Erzbischof Ireland im Vatikan als der Vertreter des unabhängigen Amerikanismus galt und den gewisse römische Kreise kaum noch als orthodox ansahen. Der Kirchenfürst mit dem feinen klugen Gesicht, der hohen Stirn, unter der die blauen Augen so offen in die Welt sahen, erkannte gleich, welche Verwicklungen auf dem Konklave möglich seien, und er beschloß, aus ihnen den denkbar größten Vorteil für die Ideen, denen er diente, zu ziehen.

Die Pforten des Konklave wurden zugemauert, die Kardinäle und die ihnen beigegebenen Konklavisten wurden beeidigt, und draußen auf dem weiten Platz harrte die Menge, ob die sfumata, das Rauchwölkchen, das die vergeblichen Wahlgänge andeutet, wenn die Stimmzettel verbrannt werden, sichtbar wird.

Unter den Italienern, die, wie in jedem Konklave, die Mehrzahl bildeten, war es ausgemacht, daß Rampolla die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinen würde — falls nicht irgendein Zwischenfall kommen werde, der hinderlich dazwischentrete, denn dunkle Gerüchte von Schritten der Dreibundkardinäle, um diese Wahl zu hindern, hatten sich sofort nach Leos Tod verbreitet.

Mit Spannung sah man daher dem Zusammenstoß entgegen, er blieb nicht aus. Als Rampollas Wahl sicher war, da geschah das Unerhörte: ein österreichischer Kardinal legte das Veto (das sich ehemals die katholischen Großmächte zurechtgeformt hatten) seines Staates gegen diese Wahl ein. Welche Gefühle durch Rampollas Brust zogen in dem Augenblick, wo es an seiner Erklärung hing, ob er die höchste langersehnte Würde der Kirche erhalten solle oder nicht, das wird nie ein Mensch erfahren, aber eines haben seine fürstlichen Mitbrüder erfahren, daß er groß genug dachte, der Einheit in der Kirche seinen Ehrgeiz zu opfern. Er protestierte nämlich gegen diesen unkanonischen Schritt

des österreichischen Staates, dem er jedes Recht zu ihm absprach, aber er verzichtete auf die Tiara.

Als Mensch handelte er groß, als Staatsmann falsch. Oesterreich aber fügte der Kirche den größten Schaden zu, den sie seit der Reformation erlitten, denn als Rampollas Wahl am Dreibundwiderstand scheiterte, wußten es alle Kenner der Verhältnisse, daß die älteste Tochter der Kirche bald dem Heiligen Stuhl verlustig gehen werde. Lavigeries falsche Politik hatten den Bruch, den sie verhindern sollte, zu einem sicheren gemacht. Nur ein Papst konnte ihn hindern, konnte retten und helfen: Rampolla. Er galt am Quai d'Orsay für den Getreuesten der Getreuen, er konnte den Kampf mit dem Großen Orient aufnehmen trotz der Dreyfus-Komödie, er konnte dem Ansturm Jaurès' und der Genossen trotzen und die befrackten Jakobiner, die Combes und Clemenceaus, unschädlich machen, ehe sie überhaupt zur vollen Macht kamen, denn er war in Frankreich populär, er war bei allen Parteien, auch den Antiromleuten, gut akkreditiert, weil er Frankreichs Vorrechte im Orient schützte, weil er ein stiller, aber energischer Gegner des Dreibundes war.

Nun hatte er abgelehnt, die Zukunft war unsicherer denn je. Aengstlich blickten die Väter umher, wen an die Stelle des Klugen — der natürlich als Jesuit der Menge galt — setzen. Die ganz Frommen dachten an einen mönchischen Asketen, hofften, daß die höchste Entsagung der glaubenslosen Zeit Glauben schaffen könne, die „Antijesuiten" träumten von einem italienischen Kardinal, der die Versöhnung mit der Nation als Hauptzweck betrachtete, und übersahen, daß dadurch die Weltkirche zur Nationalkirche degradiert werde. Da war es, als die Ausländerkardinäle, man sagt auf Veranlassung des Bostoner Kardinals, den kühnen Gedanken faßten, sich von Italien zu emanzipieren, auf den Stuhl St. Peters endlich wieder einen Sohn der Kirche zu setzen, der nicht auf der Apenninischen Halbinsel geboren. Schon wurden die Namen eines Deutschen und Franzosen als „Papalitas" genannt, die Monsignores, die als Konklavisten den Kardinälen beigegeben waren, eilten geschäftig hin und her und suchten Stimmen zu gewinnen durch Stimmungmachen.

Aber die Not, der Patriotismus einte schnell die Italiener auf das bloße Gerücht hin, und nicht untätig soll der spanische Erzbischofsekretär des Konklave, Merry del Val, an dieser Einigung auf einen italienischen Kompromißkandidaten gewesen sein. Der erste Purpur, den der neue Papst vergab, und die Würde des Staatssekretärs, die er erhielt, sprechen eine deutliche Sprache.

Alle italienischen Parteien verzichteten auf ihre Kandidaten, die jesuitische und antijesuitische Partei suchten gemeinsam einen Mann, dem sie ihre vereinten Stimmen geben konnten, und sie fanden ihn in dem Patriarchen der Lagunenstadt, dem noch rüstigen Kardinal Sarto.

Als dem — denn die Ausländer gaben unnützen Widerstand auf — zu Erwählenden die Nachricht gebracht ward, soll er sich lange und hartnäckig gesträubt haben. Es war nicht das obligate Höflichkeitssträuben, das wohl jeder für schicklich hält, es war auch kein kurzes Zögern, kein letztes Schwanken vor

dem ersehnten Ziel, das selbst den Mutigen befällt, sondern es war ein bitterliches Weinen aus gequältem Herzen, ein Ringen mit Gott und den Menschen. Der arme Landmannssohn, der vom kleinen Dorfkaplan in langen Jahren bitterer Entbehrungen sich durchgerungen hatte zum Bischof, zum Patriarchen, zum Kardinal — und nun vor der letzten schwindelnden Höhe stand, mochte zurückschrecken vor der Verantwortung, vor dem Gefühl der Vereinsamung auf dem hohen Gipfel. Er wußte, daß er ein guter Pfarrer, ein guter Bischof, selbst ein guter italienischer Kardinal gewesen, aber ein Papst? eine internationale Macht? Er, dem jede lebende Sprache außer seiner Muttersprache fremd war, er, der jedes Zeremoniell verabscheute, dem jede Beschränkung der Freiheit lästig war, der auch in dem Patriarchenpalast bei St. Markus mit seinen alten Schwestern, die Küche und Haus besorgten, das Leben eines Landpfarrers führte, er sollte recht bald an der Spitze der gesamten Kirche wie auch an der Spitze des zeremoniösesten Hofes der Welt stehen, er sollte aus einem trefflichen Diözesanbischof sich in einen alle Erdteile und das Reich Gottes überschauenden Hohepriester metamorphosieren. Wahrlich, des Vertrauens auf Gott, das der fromme Mann hatte, bedurfte es in dieser schwersten Stunde wohl, und die Tränen waren gewiß keine Freudentränen, die seinen Augen entflossen. Aber er sah ein, wenn nicht der politischeste Papst erwählt werden könnte, und der war Rampolla, dann mußte es schon der frömmste sein, und fromm war er. Vielleicht war es die feinste Politik der Väter, die naive tiefe Frömmigkeit an Stelle der größten Klugheit zu setzen, weil beide Extreme Treffpunkte haben, mehr als die zwischen ihnen liegenden Charakterformen.

Als Kardinaldiakon Macchi, selbst einer der Papalitas, von der Loggia an St. Peter urbi et orbi verkündete, daß Sarto als Pius X. den Thron bestiegen habe, ging durch die harrende Menge ein Freudenschrei, auch ihr dünkte die Wahl gut und glücklich.

Ob auch dem Jesuitenorden? Anfänglich ward es heftig bestritten, und doch heißt es schon heute, nach wenigen Jahren, Pius X. sei jesuitisch gesinnt. Versuchen wir dem tatsächlichen Verhältnis gerecht zu werden, und zwar gestützt auf Beobachtungen und Nachrichten, die schwerlich irrende sind.

Auf der Redaktion der jesuitischen „Civiltà cattolica“ sitzt als eigentlicher Leiter des Blattes der dalmatinische Italiener Pater de Santi S. J. Nominell österreichischer Untertan, war er in seiner Jugend feuriger italienischer Patriot und rechnete sich, wie fast alle Dalmatiner, Nachkommen der venezianischen Seehelden, deren Felsburgen weithin auf den Küstenbergen in das Meer schauen, als Sohn der herrlichen Lagunenstadt, an der er mit der Heimatsliebe und dem Stolz hing, die nur der Venezianer und vielleicht der Kastilier besitzen. Auch seine Tätigkeit führte ihn nach Bestimmung seiner Obern in die Stadt seines Herzens, natürlich war er, wie viele italienische Priester, trotz seines Nationalpatriotismus päpstlicher als der Papst und erachtete den Raub des Dominium Petri für eine schmachvolle Tat.

Der Kardinalpatriarch Sarto ward auf den talentvollen Jesuiten, der so

gewandt schrieb, so gehaltvoll und feurig, so venezianisch redete, bald aufmerksam. Erst nahm man ihn freundlich im Metropolitanpalais auf, dann ward er häufiger Gast und endlich zählte er zu den Intimen des Kirchenfürsten, war sein Freund, soweit Rang-, Jahresunterschied und das Prinzip der Sozietät vertrauten Verkehr zur Freundschaft sich wandeln läßt.

Ehe Pius die bedeutsame Reise nach der urbs 1903 antrat, war Pater de Santi schon dort, auf Anordnung der Ordensobern arbeitete er journalistisch und verfolgte auch die Vorgänge im Palazzo Borromeo, in dem die Gregoriana, die Jesuitenuniversität, ihren Sitz aufgeschlagen, mit vielem Interesse und, wie wir bald sehen werden, mit kritischem Verständnis.

Als Leo gestorben war, soll Santi, der dem Patriarchen die dankbarste Erinnerung bewahrte, ausgerufen haben: „Wenn es allein auf die Frömmigkeit ankommt, dann muß der heilige Geist die Väter inspirieren, den Kardinal von Venedig zu küren, einen Besseren können sie nicht finden." Trotzdem soll ihn die vollzogene Wahl überrascht und er mit Sorge daran gedacht haben, wie der hohe Sechziger des Amtes Last und der venezianischen Ungebundenheit Verlust ertragen werde, wie er als „Gefangener" im weitesten Gefängnis der Welt, dem Vatikan, es aushalten würde.

Pius seinerseits war hocherfreut, in Rom einen alten Freund aus der glücklichen Patriarchenzeit in seiner Nähe in einflußreicher Stelle zu wissen und so, ohne dem ihm verhaßten Nepotismus eine Konzession zu machen, einen erfahrenen Berater zur Hand zu haben.

Bald ward der Jesuit in den Vatikan beschieden, und mit ihm, der als Mensch dem Papst nahestand, konnte dieser über sein geliebtes Venedig, über seine alten Parochialen mit dem Interesse eines kleinen Fürsten, der jeden seiner angesehenen Untertanen persönlich kennt, plaudern und durfte so auf Stunden statt der Träger der mächtigsten Krone der Welt wieder der volkstümliche Prälat froher Tage sein. Aber nicht allein den Menschen de Santi wollte Pius um sich sehen, noch mehr den erfahrenen Jesuiten, den gewandten, in alle römischen Verhältnisse tief eingeweihten Publizisten.

Die Plauderstunden wurden zu regelmäßigen Besuchen, die alle acht Tage stattfanden, bei denen de Santi nie in der Anticamera unter den Ehrenkämmerern sich aufzuhalten brauchte, sondern stets sofortigen Zutritt in die Privatgemächer hatte.

Ja, oft spielte das Telephon eine Rolle im Verkehr, oft mußte der dienstbeflissene Monsignore Pescini, des Papstes zweiter Sekretär, und wohl auch sein älterer Kollege, den schlichten Pater in den Papstpalast zitieren. Den Inhalt der Unterredungen weiß man natürlich nicht genau anzugeben, große internationale Politik ward aber keinesfalls in ihnen durchgesprochen, weit eher italienische kirchliche Taktik, speziell die Frage der katholischen Volksvereine, die, wie bei uns die Kriegervereine, eine Veteranenschar, eine Herde klerikal Gesinnter, auf die absoluter Verlaß, in sich vereinigen sollen. Die christlich-demokratischen Pläne gewisser Geistlicher wurden schwerlich gebilligt.

Wie wichtig diese Fragen Pius erscheinen, das erzählte Rom, das seit den Tagen der Cäsaren, seit dem mittelalterlichen Pasquin indiskret geblieben ist, mit wichtiger Miene: Telephonisch soll in dringenden Fällen sogar der Pontifex selbst mit dem Pater über diese Themata sich unterredet haben. Die Nerissimi raunten einander es mit Respekt und achtungsvollem Augenaufschlag zu, die Bianchi witzelten darüber in ihren Zirkeln und im Baccioklub gegen die Fremden „von Distinktion".

Die großen internationalen und allgemeinen kirchenpolitischen Fragen sind in der „Civiltà" das Arbeitsgebiet des Paters Brandi S. J., durch de Santi ward Brandi näher bekannt noch mit Merry del Val, der ihn in den herrlichen, von Pinturicchio mit den feinsten Werken seiner Meisterhand, in denen der ganze Reiz seiner naiven und so überwältigend großen und tiefen Kunst zum Ausdruck gelangt, geschmückten Borgiagemächern empfängt, und auch zu Pius selbst bahnte de Santi dem Ordensbruder die Wege.

Seitdem der überlegene Geist Tindaro di Rampollas nicht mehr die verschlungenen Pfade der Politik dem Knecht der Knechte Gottes weist, seitdem ein Neuling, ein recht einseitiger Kopf wie der spanische Kardinal an seine Stelle getreten, bedarf gerade die Vertretung der Kirchenpolitik in der Presse — man denke nur an die französischen Wirren — eines gewandten Leiters, der den Takt besitzt, nicht nur zu reden, sondern auch zu schweigen, um Gegensätze nicht noch zu verschärfen. Rampolla hat es kategorisch abgelehnt, in den Zwist mit Frankreich einzugreifen, der noch immer Rüstige denkt wohl in der geheimsten Herzkammer, daß er für sein künftiges Pontifikat das große Werk der Versöhnung sich vorbehält, das dann sub auspiciis Leonis XIV geschähe, in dankbarer Erinnerung an seinen Gönner und Helfer würde sein Papstname wohl wieder als einer der großen Leone in der Geschichte prangen (Leo I., Leo X., Leo XIII., welche gewaltigen Päpste, welche Gegensätze, wie nur Rom sie zeitigt. Der fromme Eiferer, der auch an seinen Schriften die Größe uns zeigt, die seine Zeitgenossen staunend in dem gewaltigen Manne bewunderten, der feinste Kenner der Antike, der größte Mäcen aller Zeiten und der weise Staatsmann, der ohne weltliche Herrschaft mächtiger als die Päpste zweier vorhergehender Säkula sein „Reich" ausgestaltet).

Pater Brandi dünkt Pius der geeignetste Mann, journalistisch die Taktik des Heiligen Stuhles im Völkerleben zu rechtfertigen, und so wird mit ihm und dem Staatssekretär jeder wichtige Artikel, der als Richtschnur dienen soll, entworfen, kommentiert und korrigiert. Fast ebenso häufig als dem Pater de Santi kann man dem so bescheiden auftretenden und doch so mächtigen Pater Brandi in den Sälen des Vatikans begegnen. Von wenigen nur gekannt, glaubt man einen demütigen, zur Audienz zugelassenen Bittsteller in die Papstgemächer wandern zu sehen, und es ist doch einer der Eingeweihtesten und Unentbehrlichsten, der in ihnen den neugierigen Blicken entschwindet.

Pius gelang es auch durch sein persönliches Eingreifen, ein gutes Verhältnis zwischen dem Ordensgeneral und der Redaktion der „Civiltà" dauernd zu

schaffen. Der steifnackige Pater Martin erkannte nur ungern die ziemlich unabhängige Stellung den „Redaktionsjesuiten“ zu, und nicht immer hatten ihre Elaborate der Beistimmung beider „Päpste“, des schwarzen wie des weißen, sich zu rühmen.

Unter dem Generalat des Pater Wernz hat sich das, wie vieles, gründlich geändert, und auch auf das Generalkapitel, das die Wahl vollzog und wichtigste Fragen für die Gesellschaft sonst noch zu entscheiden hatte, hatte Pius einen Einfluß ausgeübt, der unerwartet war.

Die Wahl des Pater Wernz war nicht wie die Sartos eine „Verlegenheits-, eine Kompromißwahl“, sondern zwei Parteien im Orden, die eine, die Wernz als Kandidaten proklamierte, die „moderne“ (natürlich cum grano salis zu verstehen), die andre, die altscholastische, die keinen Schritt von den Wegen auch nur scheinbar abweichen will (denn ein prinzipielles Abweichen wollen auch die „Modernen“ nicht, sie wollen nur ein Ausbauen, eine freiere Interpretation), die das Institutum für die Gesellschaft als allein gangbare angewiesen hat.

Pius hatte sich mit dem Blick, nicht eines tiefen Kirchenphilosophen, sondern dem praktischen eines erfahrenen alten Landgeistlichen, der weiß, was dem Klerus not tut, der doch zum großen Teil direkt oder indirekt durch jesuitische Erziehung gebildet wird, dem Pater Wernz zugewandt, und es war eine frohe Stunde im Vatikan, als der Erwählte sich ihm zu Füßen werfen konnte.

Wernz beschritt bald mit des Heiligen Vaters Billigung seinen vorgefaßten Weg. Auf dem Generalkapitel kam es zur stürmischen Auseinandersetzung. Die Richtung der Grisar, Waßmann, Ehrle, Dohlmann u. s. w., die Richtung andern wissenschaftlichen Arbeitens, das um seiner selbst willen zunächst und nicht propter aliquid aliud gepflegt wird, das — und hier endet das „Moderne“ — zwar nicht mit dem Dogma im Widerspruch stehen darf, aber auch nicht nur zum Zweck des Beweises des Dogmas getrieben werden soll — stieß hart mit der scholastischen (um einen Sammelnamen zu geben) zusammen, und die Parteien waren sich so gewachsen, daß man fürchtete, es würden Leitsätze proklamiert werden, welche die Sozietät in Fesseln legen würden, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit unterbinden. An Pius fand Wernz einen Förderer: „Zum Schluß bin auch ich noch da, um zu sehen, daß wahrhaft wissenschaftlicher Betrieb bei euch herrscht.“ Den Lippen des Oberhirten entglitten diese tröstenden Worte, und die Scholastiker blieben in der Minorität.

In Rom existieren außer der weltlichen Universität zwei „geistliche“, das päpstliche Seminar von St. Apollinare, das am gleichnamigen Platze liegt, ein weites, von Fugo errichtetes Gebäude, wenig schön, und in der Kirche am Altar links im Schiff eine liebliche Madonna der umbrischen Schule, die wohl dem Perugino zuzuschreiben, ist der Beachtung für den Kunstkenner wert. Leider entspricht auch der Geist, der in den Räumen herrscht, dem Aeußeren. Wenig Gutes läßt sich von dem Wissenschaftsbetrieb dieser Universität melden. Ganz anders die Gregoriana, die berühmte Jesuitenuniversität, die im Palazzo Borromeo unter einem Dach mit dem Gymnasium haust, dem Collegium Germanicum, dessen rotes Gewand tragende Scholaren eine prächtige Nuance mehr in dem farben-

prächtigen Trachtenleben der ewigen Stadt geben. Eines großen Rufes durch die ganze Welt genoß die Universität, auch nach dem „schlimmen" Jahre 1870, wo ihre Machtbefugnisse sehr zusammenschrumpften, erhielt sie sich ihn. Aber jetzt schien es, als ob die Lehrer, die altscholastischer Richtung zum Teil waren, den bewährten Ruhm aus einem in der Gegenwart geltenden in einen „historischen" wandeln würden. Seitdem Grisar in Rom lebt, von den einen bewundert, von den andern gehaßt, am bittersten von gewissen spanischen und italienischen „Geschäftsklerikern" seit seiner vernichtenden Rede über den Reliquienkult, die er im Jahre 1900 in München hielt, hatten sich die Gegensätze sehr verschärft. Hier galt es schleunig Remedur schaffen, und abermals sicherte Pius dem General seine Hilfe zu. Das große „Reinemachen" begann mit der Absägung des Professors Pater Macchi, des gänzlich unmöglichen Kirchenhistorikers, das einzig Hervorragende an ihm ist seine „überlebensgroße" Nase, die allen Gelehrten der verschiedenen historischen Nationalinstitute Anlaß zu willkommenen Witzen reichlich bot. Aber der Biedere war Bruder eines Kardinals (Kardinaldiakon Macchi), Bruder eines Nuntius (Erzbischof Macchi, jetzt in Lissabon, früher in München) und hatte daher eine Position, auf die sogar, was sehr selten geschieht, in der Sozietät der Jesuiten Rücksicht genommen ward. Und nun die Entlassung! Die Scholastiker tobten, speziell als einer der begabtesten direkten Grisarschüler, Pater Savi, der treffliche Forschungen über die lombardischen, venezianischen und die Bistümer der italienischen Alpenländer gemacht hat, daher schon das Wohlwollen des Papstes genoß, der Nachfolger des Pater Macchi wurde. Ebenso soll jetzt mit Pater Bonavenia, dem christlichen Archäologen, einem Mann von recht wenig Wissen, aber desto mehr „Glauben", was nicht immer gut für einen Archäologen ist, verfahren werden. Nun hat Pius dem General eine gewisse Schonzeit zur Bedingung gemacht, damit die Erregung nicht allzu groß wird. Wenn aber noch einige weitere Aenderungen erfolgen, wenn der Haß der Societas Jesu gegen den Rosminimismus und den Philosophen von Stresa etwas nachläßt, so hat der General mit Hilfe des Papstes ein nützliches Werk vollführt.

Aus alledem, was ich anführen konnte, geht etwas Merkwürdiges hervor: das Verhältnis zwischen Papst und Jesuiten ist anders, als man gemeinhin annimmt, wohl haben sie auch heute viele Relationen, aber Einfluß hat mehr noch der Papst auf den Orden als vice versa. Und es ist auch recht so bestellt, daß er aber meint zu schieben und geschoben wird, dazu ist er zu sehr alter Praktikus, er kennt die Jesuiten zu genau. Gewiß will er dieses päpstliche Leibgarderegiment sich wohl erhalten und ihm großen Einfluß einräumen, aber er will, das zeigt gerade die neuerliche Unterstützung des Generals selbst, noch mehr auf den Orden wirken, er will, wie bei allen alten Orden, eine, natürlich in sehr festen Schranken sich bewegende, Modernisierung veranlassen.

Und der Orden selbst ist, hauptsächlich durch die französischen Wirren, heute mehr als je zuvor von der großen Politik zurückgetreten und muß zunächst „Hauspolitik" treiben. Auch dafür ist die Wahl des Pater Wernz ein Beweis:

Keinen Staatsmann, einen Finanzpolitiker stellte man an die Spitze, einen trefflichen Verwalter.

Es war notwendig, ebenso wie etwas andres, das Pater Wernz schon erkannt hat: der Zug der Zeit ist der Nationalitätenpolitik günstig. Auch in der Societas Jesu macht es sich bemerkbar, manches wäre an der Seine wohl anders ausgefallen, wenn der französische Geist wie in allen Orden, so vornehmlich in der am meisten beobachteten und beargwohnten Societas Jesu deutlich ans Tageslicht getreten wäre. Statt dessen waren die französischen Brüder über die ganze Welt verstreut und Jesuiten aller Nationalitäten in Frankreich zu finden.

Das Institutum, das den Orden zu dem zentralisiertesten der Welt macht, das bewußt internationale Bestrebungen vertritt, kann als Ganzes, kann in seinen Grundprinzipien nicht geändert werden, sonst bricht der stolze Bau zusammen. Aber das Institut läßt dem General einen großen Spielraum, in dem er nach Belieben schalten kann, hier muß eingesetzt, hier muß zeitgemäß interpretiert werden: sofern nicht die Väter in Missionen, auf Universitäten und Schulen im Ausland gebraucht werden, soll man wenigstens einen großen Prozentsatz, der unter allen Umständen innegehalten werden muß, den Ländern entnehmen, in denen die Häuser errichtet sind. Studien- und Probejahr im Ausland soll ein jeder, ganz abgesehen von den genannten Tätigkeiten, zu absolvieren haben, dann aber in der Heimat beschäftigt werden. Desgleichen kann der General und das Generalkapitel freiwillig dem Provinzial und dem Provinzialkapitel größere Befugnisse einräumen, damit dem Nationalitätsbewußtsein Rechnung getragen wird, als doch das Einheitsprinzip nicht verletzt ist. Der Hilfe Pius' ist der General gewiß, auch hier wird sein Einfluß wohltätig wirken.

Auch, das sei flüchtig erwähnt, in den andern alten Orden haben die französischen Wirren, die Philippinengeschichte (bei den Dominikanern), gewisse italienische Vorkommnisse das gleiche Bestreben gezeitigt. Die Franziskaner lösen es, ohne sich auf Theorien einzulassen, praktisch am besten. Es wird sich zeigen, ob Pater Cormier, der Dominikanergeneral, den gleichen Weg wandeln will, chi lo sa?

Wenn Pius seinen Blick über die ewige Stadt gleiten läßt von den Fenstern des Vatikans aus, so wird sein Blick auf der mächtigen Kuppel des Gesù oft weilen. Vom Petersdom zu ihr hin spinnen sich zahllose Fäden, seit dreiundeinhalb Jahrhunderten haben sie am eifrigsten wohl den Sitz des Apostelfürsten verteidigt. Einen Einfluß werden und müssen sie ausüben auf den Inhaber dieses Sitzes, und er wird in ihrem Orden stets Einfluß haben, sie sind ihm gehorsam allerwegen — oder sollen es sein!

Die gelehrtesten der Söhne des heiligen Ignatius sind wohl die Bolandisten. Ist es ein schlechtes Zeichen für Pius, daß sie jetzt, da er ihnen alle seine Schätze in den Archiven für ihre Acta Societas Jesu zur Verfügung stellt, die zufriedensten auch sind? Ich glaube, man darf mit einem ehrlichen Nein auf diese Frage antworten, und auch wir Nichtgläubige und Nichtkatholiken werden uns freuen, daß dieser Papst am meisten in seinem Verkehr mit der Societas Jesu Gewicht auf ihre

wissenschaftliche Arbeit und ihr charitatives Wirken legt. Ein großer Politiker ist Pius nicht, kann es gar nicht sein; wäre er es, dann würde man mit mißtrauischeren Blicken, als es nun geschehen kann, das Kommen und Gehen der Väter der Gesellschaft Jesu im Vatikan beobachten. Dieses Bedenken, ob gerechtfertigt oder nicht, fällt aber fort, und das wird manchen ängstlichen Gemütern nicht unlieb sein zu erfahren.

Die Haager Konferenz und die Herabminderung der Kriegsrüstungen

Von

Sir Alfred E. Turner, Generalmajor

Wenn auch jeder, der in seinem Empfinden und Denken sich vom Grundsatze der Billigkeit leiten läßt, davon überzeugt sein muß, daß jeder international unternommene Schritt, der darauf abzielt, den Krieg seltener zu machen und die Schultern der Steuerzahler von einem allgemach bis an die Grenze des Erträglichen gediehenen Drucke zu entlasten, mehr oder minder von Erfolg gekrönt sein muß, so ist es doch eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß alle diejenigen, die sich ernstlicher mit dieser wichtigen Frage zu beschäftigen haben, nicht gerade zu Enthusiasten werden, die in ihren Träumen von dem, was sein sollte und müßte, wenn die Welt wieder zum goldenen Zeitalter zurückkehren oder dem tausendjährigen Reiche entgegengehen sollte, geneigt sind, nach dem Schatten der unmöglichen Dinge zu haschen und sich darüber das Wesentliche und Greifbare entgehen zu lassen, das, wenn es auch durchaus nicht ihrem Ideale entsprechen mag, immerhin doch manches der Menschheit zum Segen Gereichendes in sich schließen und noch einmal sein Teil zur Verwirklichung von Hoffnungen beitragen kann, die jetzt den meisten Leuten als optimistisch und illusorisch erscheinen.

So verhält es sich ganz wesentlich auch mit der Frage, die auf allgemeine Abrüstung oder eine Herabminderung der Kriegsrüstungen abzielt. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu erklären, daß ich als Mitglied der „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft“ und Anhänger der Ansichten des leider zu früh verstorbenen Staatssekretärs der Vereinigten Staaten von Amerika, Mr. Hay, von dem die Worte herrühren, daß der Krieg „die nichtigste und wildeste der menschlichen Torheiten und es bei dem jetzigen vorgeschrittenen Zustande der Welt die höchste Zeit ist, daß man zur Beilegung internationaler Zwiste und Streitigkeiten zu weniger schwerfälligen und weniger grausamen Mitteln greift, als es der Appell an Waffen ist, durch die Tausende und aber Tausende unsrer Mitgeschöpfe erschlagen, verstümmelt und verkrüppelt werden, und durch die unermeßliches Elend verhängt wird“ — daß ich, sage ich, von ganzem Herzen die Abrüstung aller Völker des Erdballs willkommen heißen und nicht minder freudig

das Zeitalter eines allgemeinen Friedens und eines allgemeinen Glückseligkeitszustandes der Menschheit begrüßen würde. Nur fürchte ich, daß der eine wie der andre dieser Zustände in das Land Utopien zu verweisen ist und sie beide außerhalb des Bereichs einer praktischen Erörterung liegen. John Bright, ein großer Friedensapostel, aber auch ein eminent praktischer Mann, sagte vom Kriege, daß er „mit wenigen Worten als der Inbegriff aller Schrecken, Greuel, Verbrechen und Leiden zu bezeichnen sei, von denen die menschliche Natur auf Erden heimgesucht werden könne," allein, trotzdem er den Krieg und die Last der Kriegsrüstungen mehr als die meisten seiner Mitmenschen beklagte, und trotzdem er sich ernstlich, wenn auch vergeblich, bemühte, dem britischen Publikum die Augen über die verbrecherische Torheit der Regierung zu öffnen, als sie im Jahre 1854 ihr Land in den Krieg mit Rußland verwickelte, dachte er doch niemals auch nur im Traume an die Möglichkeit, den Umfang zu beschränken, bis zu dem die einzelnen Völker sich je nach Lage ihrer Verhältnisse zu bewaffnen suchen. Clemenceau, gleichfalls ein entschiedener Friedensfreund, hat kürzlich allen denen, die gedankenlos den Ruf nach Abrüstung erheben, die einzig angebrachte Antwort erteilt; er sagte: „Wir müssen die Bedingungen des internationalen Gleichgewichts hinnehmen, wie sie vom gegenwärtigen Zustande Europas allen Völkern auferlegt werden; solange der Friede der zivilisierten Welt auf der Gewalt der Waffen beruht, können wir nicht abrüsten, d. h. wir können nicht mit eignen Händen die letzte Gewähr der Unabhängigkeit zerstören, solange nicht der glückliche, aber einstweilen noch unbestimmte Tag angebrochen ist, an dem das jetzt zwischen den Völkern bestehende System mit einem andern vertauscht werden kann. Unsre erste Pflicht gegen unser Land besteht darin, daß wir in keiner Weise eine Herabminderung der Defensivkraft dulden dürfen und wir zugleich unsre guten Beziehungen zu allen Regierungen pflegen und verbessern." Das ist die Aeußerung eines praktischen und patriotischen Mannes, der jedenfalls zu allerletzt daran denken würde, sein Volk in einen Krieg zu treiben, der vermieden werden könnte.

Es gibt kein Land, das ein so großes Interesse daran hat, die gewaltigen, auf Kriegsrüstungen verwendeten Kosten herabzumindern, wie Großbritannien, denn die stets sich steigernden Aufwendungen für Armee und Flotte sind in den letzten Jahren, solange noch die konservative Regierung am Ruder war, beinahe bis zum Sinnlosen gegangen; so betrugen beispielsweise im Jahre 1894 die Gesamtkosten für die Armee 21 653 000 Pfund Sterling und die für die Flotte 18 550 000 Pfund Sterling; zehn Jahre später, im Jahre 1904/05, waren die Ausgaben für die Armee auf 37 833 000 Pfund Sterling und die für die Flotte auf 42 029 000 Pfund Sterling gestiegen, d. h. sie hatten sich tatsächlich verdoppelt. Kein Wunder daher, wenn Sir Campbell Bannerman, der Premierminister Großbritanniens und zugleich Führer einer Partei, die sich nicht sonderlich der Gunst der gelben Presse erfreut, weil sie sich den Kopf nicht durch den Jingoismus oder Chauvinismus verdrehen läßt, der in dem zunächst hinter uns liegenden Abschnitte der Weltgeschichte eine Begleiterscheinung mehr des Verfalles

als des Aufschwunges großer Reiche gewesen ist, gewillt erscheint, sein Aeußerstes an die Verwirklichung des Friedens auf Erden zu setzen, jenes „Zieles, aufs innigste zu wünschen". Seine Bestrebungen sind denn auch von andern Nationen in durchaus sympathischer Weise aufgenommen worden trotz gewisser schamloser und böswilliger Behauptungen, die von solchen ausgestreut worden sind, deren kleinlicher Zweck es zu sein scheint, fort und fort die Giftschale der Verleumdung und des Mißtrauens über die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien auszugießen. Allerdings sind maßgebende Persönlichkeiten in andern Ländern in ihrer Stellungnahme zu der Frage der Herabminderung der Kriegsrüstungen nicht so weit gegangen wie der Premierminister in England, aber keine von ihnen hat trotz der Versicherungen des Gegenteils tatsächlich etwas dagegen einzuwenden gehabt, daß ihre Vertreter auf der Haager Konferenz sich auf eine Erörterung des Gegenstandes einlassen sollten, obwohl es klar ist, daß unter ihnen keine allzu große Vertrauensseligkeit bezüglich des Ergebnisses derartiger Erörterungen besteht.

Die Hauptfrage, die sich von selbst aufdrängt, ist die: Würde nicht, wenn auch nichts Nachteiliges von einer Erörterung der Ersprießlichkeit einer Herabminderung der Kriegsrüstungen zu fürchten wäre, eine derartige Erörterung unvermeidlich zu fruchtlosen Resultaten führen, wie es im Jahre 1898 auf der ersten Haager Konferenz der Fall war, und würden nicht derartige Erörterungen einen Zeitaufwand bedingen, der jedenfalls besser dem weit aussichtsvolleren Antrage auf Einsetzung von Schiedsgerichtshöfen gewidmet werden könnte, einer Einrichtung, deren weitere Ausbreitung und deren allgemeiner Einführung bei den zivilisierten Nationen segensreiche Folgen für die ganze Menschheit nach sich ziehen würde? Die Hoffnung, zu einem internationalen Einverständnisse über die Abrüstung zu gelangen, wurde im Jahre 1898 nicht erfüllt, und es mag die Frage gestattet sein, welche Veränderungen seither in der Lage und den Verhältnissen der Menschen oder Völker eingetreten seien, aus denen man nunmehr das Vertrauen oder die Hoffnung schöpfen könne, daß von ihrer erneuerten Erörterung ein besseres Resultat zu gewärtigen sei, wenn es auch jetzt wünschenswerter als damals sein sollte, daß die Last der Rüstungen erleichtert werde, da sie in der Zwischenzeit außerordentlich zugenommen hat. Spricht ferner die offenkundige Bereitwilligkeit, mit der die verschiedenen Nationen die Lasten für die Vermehrung ihrer bewaffneten Macht auf sich genommen haben, nicht eher für als gegen die fast unüberwindliche Schwierigkeit, der jeder Versuch begegnen würde, die bewaffnete Macht auf das Maß dessen zu beschränken oder unter das Maß dessen herabzumindern, was die einzelnen Nationen als wesentlich für die Aufrechterhaltung ihrer Stellung in der Welt erachtet haben? Man darf nicht vergessen, daß ein bestimmter Vorschlag zur Ausführung des Abrüstungsplanes überhaupt noch nicht gemacht worden ist, und daß keine Nation, wenn sie nicht von dem hellsten Wahnsinn getrieben würde, den Anfang damit machen und sich selbst auf das bedenklichste schwächen könnte, denn es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die andern Länder ihrem von edler Selbstverleugnung zeugenden, aber vor-

schnellen Beispiele folgen würden, so daß sie sich in ihrer selbstverschuldeten Schwäche allein finden würde, wodurch das internationale Gleichgewicht gestört werden würde und die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen werden könnte, dessen hauptsächlichstes und einzigstes Opfer möglicherweise sie selbst sein würde.

Demnach dürfte eine gleichzeitige und dem gegenseitigen Stärkeverhältnis angepaßte Abrüstung aller großen Nationen wohl das einzige mit Sicherheit zu ergreifende Mittel zur Durchführung des Vorschlages sein, aber zur Ergreifung dieses Mittels zu raten, ist mehr, als dem gesunden Menschenverstande zuzumuten ist; denn wer würde wohl den Mut zu der Annahme finden, daß ein sich auf eine hinreichende Anzahl von Teilnehmern erstreckendes Uebereinkommen, auf Grund dessen sich ein so erstaunlicher Beschluß praktisch in Vollzug setzen ließe, die Zustimmung sämtlicher dabei in Betracht kommenden Nationen finden würde?

Anderseits dürfte wohl kein Grund vorliegen, daran zu zweifeln, daß die Stimmung zugunsten des Friedens während der jüngsten Zeit in der zivilisierten Welt an Stärke mehr und mehr zugenommen und die Idee des Schiedsgerichtes und der friedlichen Beilegung internationaler Zwistigkeiten sich weit verbreitet und eine Bedeutung gewonnen hat, die vorauszusetzen noch vor wenigen Jahren als ein kindlicher Gedanke belächelt worden wäre; man geht darum nicht zu weit, wenn man hofft, daß die Zusammenkunft von Vertretern einer so großen Anzahl von Völkern im gegenwärtigen Zeitpunkte bezüglich der Schiedsgerichte zu ersprießlicheren Resultaten führen wird, als sie von der Haager Konferenz im Jahre 1898 gezeitigt wurden, da dieser binnen wenigen Jahren zwei der gehässigsten und ungerechtfertigtsten Kriege folgten, von denen die Weltgeschichte zu melden weiß. Aus Uebelem entsteht oft Gutes, und möglicherweise veranlassen die Opfer an Leben und Geld, die diese Kriege erfordert haben, selbst den Imperialismus, etwas zuzuwarten, bevor er wieder einmal:

„...schreit Mord und läßt des Krieges Hunde los".

Eine sehr wichtige Tatsache darf man nicht außer acht lassen. Wir hören sehr viel von internationalem Recht reden, aber, wie Professor E. Dicey im diesjährigen April-Heft der „Imperial Review" auseinandersetzt, gibt es etwas derartiges wie ein „Völkerrecht" gar nicht und hat es nie etwas derartiges gegeben und wird es etwas derartiges auch niemals geben. Es ist, wie er schreibt, sehr leicht, irgendein Gesetzbuch zusammenzustellen, aber wenn es nicht eine höchste Autorität gibt, welche die Macht besitzt, seinen Bestimmungen Gehorsam zu erzwingen, hat es überhaupt keine praktische Bedeutung. Moralische Gewalt allein kann den Beschlüssen eines gemeinsam beschickten Rates der Völker als Stütze dienen, und wenn eines der letzteren, weil es zur Zeit der Beratung einer der streitenden Teile ist, sich weigert, sich der Entscheidung des internationalen Rates zu fügen, und sich selbst stark genug fühlt, seinen Willen durchzusetzen, kann es daran nur mit Waffengewalt verhindert werden, und das könnte leicht zu einem Weltbrand führen. Auf diese Weise hält es ungemein schwer, internationalen Ver-

einbarungen irgendwelcher Art mit Gewalt den gehörigen Nachdruck zu verleihen, selbst wenn sie nicht so weit gehen sollten, eine Abrüstung vorzuschreiben, während Vorschriften, welche die Völker zu einer Herabminderung der Mittel zwingen wollen, die sie selbst als zu ihrem Wohlergehen und ihrem Schutze erforderlich erachten, absolut undurchführbar sein dürften; es würde in der Tat leichter sein, ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen zu lassen, als derartige Maßnahmen zum Vollzuge zu bringen, selbst wenn die Konferenz die betreffenden Beschlüsse einstimmig gefaßt haben sollte. Die Regierungen würden bald ein Mittel finden, sich den Anordnungen eines solchen Uebereinkommens zu entziehen, falls sie ein derartiges Vorgehen als wesentlich im Interesse ihres Landes gelegen erachteten, wie Preußen es im Jahre 1807 machte, als es nach der Schlacht von Jena von der eisernen Ferse des Diktators von Europa in den Staub getreten worden war und es sich von ihm Vorschriften über die Anzahl der Truppen machen lassen mußte, die es nur noch halten durfte. Der große Scharnhorst und seine Kommission organisierten damals im stillen die nationale Streitmacht, die sich in späteren Jahren zu der mächtigsten Armee, welche die Welt je gesehen, entwickelte, und Napoleon hatte offenbar keine Ahnung von dem, was vorging. Wenn daher den Völkern Einschränkungen auferlegt werden sollten, würden die betreffenden Vorschriften, wenn die Umstände es erfordern sollten, umgangen werden; die Aufsicht aber darüber, daß das Uebereinkommen zur Ausführung komme, würde ein umfassendes System internationalen Geheimdienstes und ein Heer von Detektivs erfordern, und diese würden beständig Veranlassung zu Verdächtigungen, Friktionen und zu Beunruhigungen geben, die ihrerseits leicht zu offenen Feindseligkeiten führen könnten. Ein derartiges Abkommen würde daher in Wirklichkeit nicht ohne Gefahr sein, da es tatsächlich ein Ergebnis herbeiführen könnte, das seine Befürworter zu verhindern suchen: Krieg.

Was die drei westeuropäischen Großmächte anlangt, so sind in Frankreich, in dem zurzeit landauf landab der Friede verherrlicht und der Militarismus verabscheut wird, Abrüstungsvorschläge sehr kühl aufgenommen worden, während auch der ausgesprochenste Sanguiniker sich selbst im Traume nicht wohl einbilden wird, daß das junge und noch immer im Wachstum begriffene Deutsche Reich, dessen robuste Lebenskraft und mächtiges Emporstreben noch entfernt nicht ihren Höhepunkt erreicht haben, und dessen Handel und Wohlstand sich mit Riesenschritten vorwärts bewegen, auch nur einen Augenblick geneigt sein sollte, seine bewaffnete Macht herabzumindern, die nach seiner Ansicht durch das zurzeit zwischen den einzelnen Nationen herrschende System zur Aufrechterhaltung seiner aufstrebenden Größe erforderlich gemacht wird. Solange die deutschen Staatsmänner den Besitz einer großen Flotte für die Sicherung ihres Vaterlandes und seines Handels als notwendig erachten, und solange das deutsche Volk gewillt ist, die dafür erforderlichen Steuern zu zahlen, hat niemand in der Welt das Recht oder die Macht, Einspruch dagegen zu erheben, wenn er dadurch nicht gespannte Beziehungen und schlimmstenfalls einen wahnwitzigen Ruf zu den Waffen herbeiführen will.

Vieles kann von der Konferenz geleistet werden, wenn sie die Aufmerksamkeit des Weltpublikums auf die Bedeutung eines internationalen Schiedsgerichts und die Wohltaten lenkt, die von einer solchen Einrichtung zu gewärtigen sind, auch wenn ihre Beschlüsse nicht immer allgemein Zustimmung finden sollten. Wenn die Völker allmählich an den Gedanken eines derartigen Schiedsgerichts bei den jeweilig vorkommenden Streitigkeiten gewöhnt werden können, können sie auch dahin gelangen, eines Tages in einer, wie ich fürchte, nur noch etwas sehr fernen Zukunft es zu einer ständigen Einrichtung zu machen; und in diesem Falle könnten und würden auch wohl zweifellos, da ein Appell an die Waffen immer seltener werden würde, Abrüstungen in umfassendem Maße vorgenommen werden. Einstweilen haben wir aber noch mit dem zu rechnen, was vorhanden ist, und nicht mit dem, was vorhanden sein sollte, und wenn die Abrüstungsfrage den Beratungen der Konferenz wirklich aufgenötigt werden sollte, dann muß der kühl und ruhig Urteilende befürchten, daß die ganze Arbeit, die sie leisten kann, sich ebenso wieder zu einem „Pflügen im Sande" gestalten wird, wie die ihrer Vorgängerin vom Jahre 1898 es gewesen ist.

Der Nutzen der Unterseeboote

Ihr Einfluß auf die Flottenpolitik der einzelnen Staaten

Von

A. Laubeuf, früherem Chefingenieur der französischen Marine

Die Unterseeboote sind die jüngsten Streitmittel des Seekriegs.

Ihre rasche Ausbreitung, ihre bedeutende Entwicklung, die Zukunft, die sich ihnen eröffnet, und die Hoffnungen, die sich an ihre Verwendung knüpfen, haben diesem neuen Zweige der Flottentechnik die allgemeine Aufmerksamkeit zugelenkt und schon zu mancher leidenschaftlichen Erörterung geführt.

Ich will hier lediglich von einer Seite der Frage sprechen und nur den Einfluß zu schildern versuchen, den die Unterseeboote auf die Flottenpolitik der verschiedenen Staaten bereits ausgeübt haben und in Zukunft noch ausüben werden.[1]) Zunächst aber ist erforderlich, sich die tatsächliche Rolle zu vergegenwärtigen, die das Unterseeboot zu Kriegszeiten spielen kann.

---

[1]) Ich verstehe natürlich unter der allgemeinen Bezeichnung „Unterseeboote" alle Fahrzeuge, die unter Wasser verwendet werden, d. h. die eigentlichen Unterseeboote und die Tauchboote. Es wird nicht unangebracht sein, sich an den wesentlichen Unterschied zu erinnern, der zwischen diesen beiden Schiffstypen vorhanden ist. Das eigentliche Unterseeboot besitzt Zigarrengestalt und hat nur ein geringes Schwimmvermögen, d. h. wenn es schwimmt, bildet das aus dem Wasser hervorragende Volumen nur einen geringen Bruchteil (5 bis 12 Prozent) des Gesamtvolumens (französischer Zédé-, amerikanischer Holland-, italienischer Pullino- und russischer Bubnow-Typus). Das Tauchboot hat dagegen die gewöhnliche See-

1. Die Rolle des Unterseeboots im modernen Kriege.

Vor dem Eintritt in jede Erörterung ist zunächst eine wichtige Tatsache zu konstatieren, und zwar die folgende: Man kann ein Panzerschiff mit einem andern Panzerschiffe bekämpfen, aber man kann mit einem Unterseeboote nicht gegen ein andres Unterseeboot streiten, wie das Fulton schon vor mehr als einem Jahrhundert sagte: „Zwei Nautilusflottillen können sich nicht bekämpfen."

Wenn eine Nation eine gewisse Anzahl von Panzerschiffen herstellen läßt, kann eine andre reichere Nation eine noch größere Anzahl bauen. Sie macht so in absoluter Weise die Anstrengung der ersteren zunichte.

Wenn dagegen ein Staat zwanzig Unterseeboote baut, kann der rivalisierende Staat, wenn er will, deren vierzig bauen. Diese Flottille ist aber absolut nicht imstande, die erstere, wenn ihr diese auch an Zahl unterlegen ist, an der Aktion gegen seine Hochbordschiffe zu verhindern. Diese Tatsache ist maßgebend für die ganze Diskussion, und man darf sie beim Durchlesen der nachfolgenden Zeilen niemals aus dem Auge verlieren.

Ich schalte hier eine Zwischenbemerkung ein, um einen Punkt besonders zu betonen: Ich möchte nicht, daß man in meine Gedanken mehr hineinlegte, als darin enthalten ist, und man mich für einen Anhänger der Ansicht hielte, daß mit den Flotten der Panzerschiffe ganz aufzuräumen und sie durch Flottillen von Unterseebooten zu ersetzen wären.

Ich habe anderswo [1]) den Beweis dafür zu erbringen versucht, daß die Zusammensetzung der Kriegsflotten sich nach der geographischen Lage, nach den Hilfsmitteln und nach den Zielen der verschiedenen Staaten richten müsse. Es läßt sich in dieser Hinsicht keine allgemeine Regel aufstellen, sondern man muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig die zur Verfügung stehenden Mittel und den zu verfolgenden Zweck in Betracht ziehen.

Ich sage darum durchaus nicht, daß das Unterseeboot alles leisten, daß es allein jeden Zweck erfüllen, daß es das Meer beherrschen und lange Ozeanfahrten machen könne. Eine derartige Auffassung würde offenbar übertrieben und irrig sein.

Die Rolle des Unterseeboots ist schon wichtig genug, und es ist durchaus nicht nötig, daß man ihm Ziele zweifelhaften Wertes zuweist.

In dieser Hinsicht mögen einige Aussprüche von Fachleuten folgen:

„Die Verwendung der Unterseeboote wird, wenn sie durch die Macht der Verhältnisse allgemein werden sollte, wegen der außerordentlichen Gefahren, mit denen diese kleinen unsichtbaren Fahrzeuge den Angreifenden bedrohen, viele

---

schiffgestalt und ein beträchtliches Schwimmvermögen (20 bis 40 Prozent). Es ist natürlich in seinen nautischen Vorzügen dem ersteren bedeutend überlegen, es ist bewohnbarer und verstattet längere Fahrten (französischer Laubeuf-, amerikanischer Lake-, deutscher Germania- und italienischer Laurenti-Typus).

[1]) In der Zeitschrift „Le Continent" (Nr. 2), „Les Armements Maritimes" (Dezember 1906).

Aktionen des Seekriegs, wenn nicht unmöglich, so doch sehr gefahrvoll machen, so jede Blockierung, jedes Bombardement, jeden offenen Angriff und jede kombinierte Aktion einer Hochbordflotte mit einer oder mehreren Invasionsarmeen gegen eine feindliche Küste, die vor ihren Verteidigungslinien durch eine genügend starke Flottille von Unterseebooten gedeckt ist." [1])

„Was eine direkte oder enge Blockierung betrifft, so ist daran nicht mehr zu denken; selbst wenn die Panzerschiffe durch Torpedojäger hinlänglich gegen Torpedoboote geschützt sind, müssen sie heutzutage mit den Unterseebooten rechnen, die weit näher an sie herankommen, als man glaubt. Diesen wird es um so leichter fallen, Beweise von ihrer Macht zu geben, als es ihnen bei der langen Dauer, welche die Blockierung in Anspruch nimmt, gestattet ist, sich die für den Angriff günstigsten Zeitverhältnisse auszusuchen . . .

„Nein, vor Blockierungen brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten, sobald unsre Unterseeflottille ihre normale Entwicklung erreicht hat.

„Die Blockierung aus größerer Entfernung ist allerdings vor noch nicht allzulanger Zeit bei Port Arthur durch das japanische Geschwader mit vollem Erfolg Monate hindurch durchgeführt worden; da aber die Russen keine Unterseeboote hatten, glauben wir, brauchen wir von unsern Behauptungen nichts zurückzunehmen." [2])

„Die Unterseeboote verdanken ihren unschätzbaren Wert dem Umstande, daß sie sich im Wasser verbergen können, wie Landtruppen sich in Laufgräben oder hinter natürlichen Deckungen verstecken.

„Dank diesem Schutze und dieser Unsichtbarkeit besitzen sie unter Umständen eine Offensivgewalt, die nicht zu unterschätzen ist. Außerdem üben sie, solange ihre Macht noch etwas Geheimnisvolles an sich hat, eine sehr starke moralische Wirkung auf den Feind aus.

„Trotzdem können sie, so groß auch ihr Aktionsgebiet ist, die Schlachtschiffe, die Kreuzer und die raschen Torpedoboote nicht ersetzen. Sie sind speziell eine Notwendigkeit für Staaten, die einer entschieden überlegenen Seemacht nur eine geringe Anzahl von Panzerschiffen entgegenzusetzen haben. Das gilt von den Unterseebooten, so wie sie heute gebaut werden. Wenn aber ihre Vervollkommnung gleichen Schritt mit der der übrigen Kriegsschiffe hält, dann muß ihr Wirkungsfeld noch einmal weite Dimensionen annehmen." [3])

Man beachte wohl, daß letztere Zeilen 1896 geschrieben wurden. Sie beweisen, daß weitsehende Geister sich damals schon über die Zukunft der Unterseeboote nicht täuschten.

---

[1]) „Notre Marine de Guerre, par un marin" (Vizeadmiral Fournier, 1904).

[2]) „Etude sur la strategie navale, par R. Daveluy" (Fregattenkapitän) 1905.

[3]) Taktischer Wert der Unterseeboote von Kimball, Leutnant der Flotte der Vereinigten Staaten („Army and Navy Register" 1896).

„Man darf gleichwohl nicht annehmen, daß das Unterseeboot berufen sei, das gewöhnliche Torpedoboot zu ersetzen. Dieses wird mit seiner großen Geschwindigkeit und seinem ausgedehnten Wirkungsbereich stets eine äußerst wichtige Aufgabe für die Verteidigung unsrer Küsten zu lösen haben.

„Für einen raschen Nachtangriff auf Blockadeschiffe bleibt das Torpedoboot unentbehrlich, ebenso für die Sicherung eines Geschwaders, wenn es, begünstigt von dem Rauch und in dem Wirrwarr des Kampfes, seinen Angriff gegen ein feindliches Panzerschiff richtet, wie nicht minder für die Ueberraschung des Feindes, wenn es diesen plötzlich aus dem sichern Felshinterhalte oder dem Küstengeklüfte überfällt.

„Man gibt so ziemlich allgemein zu, daß ein Geschwader, nachdem es einen Platz bombardiert hat, sich regelmäßig des Nachts zurückzieht, um sich vor den Angriffen der Torpedoboote zu sichern.

„Das Unterseeboot liefert alsdann aber eine Waffe, die früher nicht vorhanden war. Es ist das Torpedoboot des Tages; es kann am hellen Mittage oder in ganz klaren Nächten, die für das Torpedoboot ein Hindernis bilden würden, seinen Angriff gegen die mächtigsten Schiffe richten.[1])

„Nehmen wir einmal an, England als absolute Beherrscherin der Meere blockiere unsre Häfen und bombardiere unsre Küsten; dann unterliegt es keinem Zweifel, daß eine auf unser Küstengebiet verteilte Flottille von Torpedobooten den wirksamsten Schutz bilden würde, den man sich denken kann.

„Der Feind würde jede Minute fürchten müssen, einen Torpedo von einem unsichtbaren und unverwundbaren Feinde zu erhalten.

„Wenn man sich die Aufregung vergegenwärtigt, die an Bord eines Panzerschiffs die Möglichkeit des Angriffs durch ein Torpedoboot verursacht, dann wird man sich vorstellen können, in welchem Zustande nervöser Erregung und Ueberreizung sich die Bemannung eines Schiffes befinden muß, das von einem Unterseeboote bedroht wird, und von welcher Einwirkung diese Erregung auf den moralischen und körperlichen Zustand der Leute sein muß.

„So wird die bloße Anwesenheit unsrer auf verschiedenen Punkten unsers Küstengebiets verteilten Unterseeboote unsre Küsten gegen die Angriffe des Feindes besser beschützen als unsre gesamte Flotte von Panzerschiffen.

„Die reinen Unterseeboote, d. h. die nur auf Verteidigung berechneten, werden daher unsre Küsten decken, unsre Häfen verteidigen und außerdem die enge Blockierung eines Hafens unmöglich machen.

„Die Blockierungslinie wird, um den Blockierenden nachts eine gewisse Sicherheit gegen die Torpedoboote und am Tage eine solche gegen die Unterseeboote zu gewähren, auf eine so weite Entfernung vom blockierten Hafen ausgedehnt werden müssen, daß ihre weiten Maschen mit Leichtigkeit den befreundeten Schiffen Durchlaß gewähren können.

„Die Tauchboote können dieselben Dienste leisten. Außerdem vermögen sie

[1]) Les sous-marins et la guerre contre l'Angleterre, par Armor, 1899.

wegen ihres größeren Aktionsgebietes jederzeit eine Blockierungslinie zu durchbrechen, um etwa einen Verkehr mit weiter auswärts haltenden befreundeten Schiffen zu vermitteln.

„Schließlich können sie, und das ist etwas ganz Wesentliches, kühn die Offensive ergreifen und den Krieg in die Gewässer des Feindes verlegen, selbst wenn dieser Feind durch seine Geschwader eine erdrückende Ueberlegenheit hat und ihm sogar unbestreitbar die Beherrschung des Meeres zusteht; sie können trotz der Linien der Torpedoboote in einen feindlichen Hafen eindringen und dort die Schiffe angreifen, die sich, weil sie sich in voller Sicherheit glaubten, möglicherweise ganz ruhig mit neuen Kohlenvorräten, Projektilen u. s. w. versehen haben . . ." [1])

„Diese kleinen, wegen ihrer verhältnismäßig geringen Kosten leicht zu vermehrenden Fahrzeuge bilden in ihrer Zusammenfassung unter dem Namen der ‚Mobilen Verteidigung' eine Streitmacht von der höchsten Bedeutung, deren Ziele die unmittelbare Beschützung der Küsten gegen die Angriffe des Feindes und die Blockierung, in gewissen Fällen die Korporation mit den Geschwadern und die Ueberwachung bestimmter Wasserbecken oder sogar der benachbarten gegnerischen Küsten bilden." [2])

Die französischen Manöver von 1902, die zwischen dem Nordgeschwader und den Unterseeboten und Tauchbooten von Cherbourg in der Gegend dieses Kriegshafens veranstaltet wurden, haben gar manchen Leuten die Augen über den Nutzen der Unterseemarine geöffnet.

Im folgenden eine englische Auslassung über diesen Gegenstand: [3])

„Die Resultate der in Frankreich mit verschiedenen Typen der Unterseeboote im Aermelkanal bei Cherbourg abgehaltenen Manöver beweisen von neuem die Wichtigkeit der hier in Betracht kommenden Frage.

„Die hinter uns liegenden Manöver sind besonders wichtig für uns, denn sie wurden ganz in der Nähe unsrer bedeutendsten Kriegshäfen und in einer Gegend veranstaltet, die wahrscheinlich der nächsten Vorbereitung zum Angriff gegen unsre wichtigsten Seeplätze dienen würde.

„Dann aber: während früher der Wert der Unterseeboote für die Verteidigung der Küsten und der engen Wasserstraßen bedingungslos zugestanden wurde, war man sich über ihre Bedeutung für die Offensive weniger einig, bis diese durch die Erfahrungen von Saint-Waast klargelegt wurde.

„Diese Erfahrungen haben bewiesen, daß die Unterseeboote ihre Station verlassen können, ohne von den Fahrzeugen des Wachtdienstes gesehen zu werden, und daß eine Flotte in einem innerhalb ihres Aktionsbezirks gelegenen Ankergrunde sich niemals in Sicherheit befindet. Sie ist nur in einem vollständig geschlossenen Hafen geborgen. Andernfalls muß sie, wenn sie einigermaßen sicher

---

[1]) Les sous-marins et la guerre contre l'Angleterre, par d'Armor, 1899.

[2]) Le Péril National, par l'Amiral Bienaimé, 1904.

[3]) Engineering vom 7. November 1902.

sein will, stets die hohe See wahren und mit ziemlich großer Geschwindigkeit in Bewegung bleiben. Ein Flottenkörper darf niemals im Aktionsbereich von Unterseebooten vor Anker gehen; die Ueberwachung ist illusorisch und die Aktion der Artillerie ganz zwecklos.

„Derartige Ergebnisse lassen große Veränderungen in der Flottentaktik als kaum vermeidlich erscheinen und sprechen zugunsten der Unterseebootflottillen.

„Die Operationen des Torpedoboots sind auf die Nacht beschränkt und können durch die Erbauung größerer und rascherer Fahrzeuge, die imstande sind, sie mit Erfolg anzugreifen, wirkungslos gemacht werden. Ein Unterseeboot kann dagegen bei Tag ebensogut wie bei Nacht in Aktion treten.

„Das neue Streitmittel steht sicherlich im gegenwärtigen Augenblick noch nicht auf der Höhe seiner Vollendung, allein es bildet ein neues praktisches Element des Seekriegs mit kaum berechenbaren taktischen Folgen."

Schließlich hat der russisch-japanische Krieg dem Admiral Fournier Anlaß zu nachfolgenden Erwägungen gegeben:[1])

„Die Ereignisse des Kriegs, dessen Schauplatz gegenwärtig der ferne Osten ist, lassen in nachdrücklicher Weise die Bedeutung erkennen, die hinfort der militärischen Rolle der Unterseefahrzeuge im Seekriege zugewiesen ist. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Russen bei Port Arthur über eine Anzahl von Unterseebooten verfügt hätten, diese kleinen Fahrzeuge Vorteil aus allen Deplazierungen der japanischen Flotte gezogen haben würden, die letzterer von ihrer strategischen Rolle diktiert wurden, um rasch hintereinander die Haupteinheiten des Gegners zu vernichten. Es würden aber die Transportbewegungen selbst bis zur koreanischen Küste hin durch das Eingreifen einiger Hochseefahrzeuge von dem gegenwärtigen Typus unsrer Tauchboote paralysiert worden sein."

Ich schließe hiermit die Zitate, und ich glaube hinreichend bewiesen zu haben, daß die Verwendung der Unterseefahrzeuge gestattet:[2])

1. die Küsten zu verteidigen und das Bombardement der Häfen zu verhindern,

2. jede wirksame Blockierung unmöglich zu machen,

3. ein feindliches Geschwader daran zu verhindern, an der Küste vor Anker zu gehen und dort eine Ausschiffung zu versuchen,

4. in beengten Gewässern den Angriff gegen die feindliche Küste zu richten und den feindlichen Geschwadern die Befürchtung nahe zu legen, daß sie bei jeder Ausfahrt aus den eignen Häfen und bei der jedesmaligen Rückkehr in dieselben einem kaum zu vermeidenden Torpedoangriff ausgesetzt sind, und schließlich

5. in den europäischen Meeren unter gewissen Zeitverhältnissen die meisten der großen Seestraßen abzuschneiden.

Die ersteren drei Zwecke können unterschiedslos von den Unterseebooten im

[1]) Notre Marine de Guerre, par un marin, 1904.

[2]) Notre Marine de Guerre, par un marin, 1904.

engeren Sinne und von den Tauchbooten erreicht werden. Die Erreichung der beiden letzteren ist dagegen nur den Tauchbooten vorbehalten, denn es sind dazu absolut Fahrzeuge erforderlich, die hochseefähig sind, was auf die Unterseeboote im engeren Sinne nicht zutrifft.

Wir wollen nunmehr sehen, welche Modifikationen durch das Aufkommen der Unterseeboote in der Marinepolitik der einzelnen Staaten bereits eingetreten oder in dieser doch zu gewärtigen sind.

2. England und die Unterseeboote.

Im Jahre 1804 wandte sich Fulton, entmutigt durch den wiederholten ablehnenden Bescheid, der ihm in Frankreich von dem Direktorium und dem ersten Konsul Bonaparte zuteil geworden war, nach England und bot sein Unterseeboot, den „Nautilus", dem Premierminister Pitt an.

Dieser rief nach Prüfung der Pläne aus: „Wenn diese Kampfart angenommen wird, dann ist es um die Kriegsflotten geschehen!"

Gleichwohl beschloß Pitt, dem das Genie Fultons imponierte, Versuche anzustellen. Lord Jervis, Graf von St. Vincent, erster Lord der Admiralität, ließ damals das denkwürdige Wort fallen: „Pitt ist der größte Narr, der mir je vorgekommen ist, wenn er eine Kampfart aufkommen lassen will, die denjenigen, welche die Herren des Meeres sind, nichts nutzt, und sie, wenn sie durchschlägt, ihrer Ueberlegenheit berauben wird."

So täuschte sich England vom ersten Augenblick an nicht über die Zukunft der Unterseefahrzeuge. Es fürchtete sich mit Recht vor der Umwälzung, welche diese neue Waffe in seiner jahrhundertelang befolgten Taktik hervorrufen könne, und hat im Verlaufe des ganzen neunzehnten Jahrhunderts systematisch alle Erfinder entmutigt, die ihm nach Fulton ihre Projekte unterbreiteten, Bauer, Nordenfelt, Waddington u. s. w.

Diese Taktik konnte sich bis in die letztvergangenen Jahre hinein behaupten. Im Jahre 1899 antwortete Mr. Goschen, der damalige erste Lord der Admiralität, als er im Hause der Gemeinen von Mr. Mac-Laren über die Unterseeboote interpelliert wurde, entrüstet:

„Die Idee der unterseeischen Schiffahrt ist eine Idee, die dem gesunden Menschenverstand widerstreitet. Mit den Unterseebooten darf man in einem Seekriege nicht rechnen. Wenn die Admiralität je Unterseeboote bauen würde, würde sie es erst dann tun, wenn es an der Zeit wäre, und erst nachdem man erkannt hätte, was von ihnen zu erwarten sei."

Um dieselbe Zeit sprach sich in einer Studie unter dem Titel „Sea Power and Submarine Attack" („Naval and Military Record" vom 26. Januar 1899) der Verfasser dahin aus, daß die Unterseefahrzeuge binnen wenigen Jahren sehr wohl eine Revolution in der Seetaktik herbeiführen könnten, ähnlich derjenigen, wie sie durch die Torpedoboote hervorgerufen worden sei, und er fügte hinzu, daß England, dessen Macht auf seiner formidabeln Flotte von Panzerschiffen und Kreuzern beruhe, nicht das Studium von Kriegsmaschinen be-

günstigen dürfe, die geeignet seien, den Wert der Panzerschiffe herabzusetzen.

Ferner sagt der Autor einer von der Royal United Service Institution gekrönten Preisschrift:

„Für unsre Existenz als Weltreich ist es notwendig, daß wir die Herrschaft über das Meer behalten.

„Für uns ist die Handelsflotte das einzige vermittelnde Band zwischen den einzelnen Teilen unsers Reiches. Wenn unsre Schiffe von den Meeren vertrieben würden, würde das Reich in Stücke auseinanderfallen. Die Herrschaft über das Meer ist daher für England nicht eine bloße Formel, sondern eine absolute Notwendigkeit. Ohne sie würde unser Reich ganz zweifellos zerfallen.

„Das Meer bildet tatsächlich einen Teil unsers Reiches auf dieselben Rechtsgrundsätze hin wie unsre Landbesitzungen. Wir haben daher nicht nur unsre Küstenstriche zu verteidigen, sondern unsre gesamten Handelsstraßen. Mit einem Wort, unsre Grenzen sind die Küsten des Feindes."

Das ist, in wenige Sätze zusammengefaßt, die stolze Theorie des britischen Reiches: Das Meer ist englisches Besitztum.

Das war die britische Politik bis 1899.

Aber das, was über die französischen und amerikanischen Versuche verlautete, klang den englischen Ohren immer unerfreulicher. Zum zweitenmal interpelliert, erklärte Lord Goschen, die Admiralität folge mit Aufmerksamkeit den Untersuchungen der andern Nationen, wolle aber immer noch keine Unterseeboote für England; sie sinne nur auf praktische Mittel, wie man sich gegen sie schützen könne.

Die Zeit nahm ihren Fortgang, die Anfragen und Interpellationen überstürzen sich. Wir leben nicht mehr in den Tagen Fultons, in denen es, um sich einer lästigen Idee zu entledigen, nur eines Ordnungsrufes und eines Beschlusses über Ausschließung aus dem Hause bedurfte.

Indes wehrt der erste Lord sich noch immer; er hofft nach wie vor darauf, daß die englischen Anhänger des Unterseeboots ihn verstehen werden, auch wenn er nur andeutungsweise spreche. „Das Unterseeboot ist die Waffe der armen Mächte," ruft er in der Sitzung des Unterhauses vom 13. Mai 1900 verzweifelt aus. Und er will damit zu verstehen geben, daß die kostspieligen Panzerschiffsgeschwader das einzige Mittel zur Aufrechterhaltung der Suprematie zur See bleiben. Dann sagt er weiter: „Man hat behauptet, Pflicht der Admiralität sei es, Versuche anzustellen. Aber die Nationen, die bei diesen Versuchen am meisten zu gewinnen haben, sind diejenigen, die auf die Benutzung dieser Boote angewiesen sind. Der erste Lord wünscht über diesen Gegenstand keine öffentliche Erklärung abzugeben. Es ist selbstverständlich nicht seine Absicht, irgendeine Macht bei ihren Untersuchungen zu unterstützen, aber er will auch keine davon abhalten und bittet um Erlaubnis, sich darüber des weiteren nicht auszulassen."

Diese rätselhaften Erklärungen befriedigen keinen. Mr. Arnold, der bald darauf Mitglied der Admiralität werden sollte, erwiderte folgendermaßen:

„Wenn der erste Lord erklärt hätte, man könne keine Unterseeboote bauen, weil die Lösung des Problems, um das es sich handle, noch zu weit ausstehe, würde der Redner Bedenken tragen, gegen diesen Grund anzukämpfen. Aber so hat die Antwort des ersten Lords nicht gelautet; er hat gesagt, die Admiralität wolle sich auf kein Projekt zur Erbauung von Unterseebooten einlassen, weil dieser Schiffstypus nur die Waffe des Armen sein könne. Nun wird aber, wenn es gelingt, dieses Boot in die Praxis einzuführen, die Nation, die über dasselbe verfügen wird, aufhören schwach zu sein und tatsächlich stark werden. Mehr als irgend jemand würden wir die Angriffe der Unterseeboote zu befürchten haben. Es ist daher nicht wohlgetan, gleichgültig die andern Nationen an der Lösung des Problems arbeiten zu lassen, ohne sich selbst an den Lösungsversuchen zu beteiligen."

Wiederum nahm die Zeit ihren Fortgang. Im Dezember 1900 erklärt der Lord, von allen Seiten bedrängt: „Die Aufmerksamkeit der Admiralität ist auf die im französischen Flottenvoranschlag vorgesehene Vermehrung der Unterseeboote gelenkt worden. Eine Erklärung über diesen Gegenstand wird erfolgen, wenn das Marinebudget dem Parlamente vorgelegt werden wird."

Das Budget wird schließlich denn auch vorgelegt, und in demselben findet sich etwas mehr als eine bloße Erklärung; eine Erweiterung des Programms, die den Neubau von fünf Unterseebooten des um 120 Tonnen gesteigerten Typus „Holland" anordnet. Die Admiralität sieht für die Fertigstellung die Frist von etwa einem Jahre vor, und die Werfte von Vickers Sons et Maxim zu Barrow-in-Furneß werden mit dem Bau betraut.

Wir kommen zu den Debatten über das Budget von 1902/03. In der Sitzung vom 21. Februar 1902 drückt der Parlamentssekretär der Admiralität sich folgendermaßen aus: „Der Bau der Unterseeboote ist rascher vonstatten gegangen, als wir vorausgesehen hatten. Ein weiteres Unterseeboot ist im Bau; wir halten es für eine Verbesserung derjenigen, die bereits in Barrow hergestellt worden sind, und wir schlagen vor, in der Erweiterung unsrer Flotte durch Unterseeboote fortzufahren." [1])

Tatsächlich hat England seit dem 1900 angeordneten Bau von 5 Unterseebooten von 1901 bis 1904 13 Unterseeboote von 200 Tonnen (A 1 — A 13) in Dienst gestellt. Es hat erbaut oder läßt noch erbauen 34 Unterseeboote von 313 Tonnen (B 1 — B 13 und C 1 — C 23), und es bereitet einen noch größeren Typus vor.

Was wird nunmehr aus der Theorie „Das Meer englischer Besitz", wenn das britische Reich Unterseeboote baut, die ihm doch nur zur Verteidigung seiner Küste dienen können?

Es ist demnach ein ernstlicher Wechsel in der Flottenpolitik des Landes eingetreten, der dazu geführt hat, gegen 48 Millionen Mark auf die Erbauung von Fahrzeugen zu verwenden, die man erst wenige Jahre zuvor für nutzlos erklärt hatte.

---

[1]) Les sous-marins et l'Angleterre, par P. Fontin, ancien secrétaire de l'amiral Aube, 1902.

In der Sitzung vom 9. April 1904 des Oberhauses hat Lord Selborne als erster Lord der Admiralität bei dem Eingreifen in die Debatte über die Flottenbauten erklärt: „Die Admiralität erkennt an, daß die Unterseeboote einen wichtigen Zuwachs der Defensivkraft des Landes ausmachen."

Man sieht, welcher Weg seit fünf Jahren zurückgelegt worden ist. Gleichwohl gesteht England, getreu seinem System und außerstande, das Unterseeboot zu verleugnen, ihm nur zu, was außer aller und jeder Frage steht, die Defensivkraft; es leugnet noch die Bedeutung des Tauchboots für die Offensive, weil diese eine furchtbare Gefahr für es bildet.

Sir Charles Dilke hat (im Unterhause am 29. Mai 1902) gesagt: „Soweit wir uns ein Urteil bilden können, tragen die Unterseeboote augenblicklich nicht viel zu unsrer Offensivkraft bei."

Der Admiral Lord Charles Beresford fügte hinzu:

„Ich bin persönlich sehr froh, daß England Versuche mit dem Unterseeboot gemacht hat. Man wird sehr bald sehen, ob es sich als vorteilhaft erweisen wird oder nicht, aber meine persönliche Ansicht geht dahin, daß es mehr Dienste bei der Defensive als bei der Offensive leisten wird. Da wir nun aber die Macht sein müssen, die angreift, während sich die übrigen Länder in der Defensive halten, muß es sich für sie vorteilhafter als für uns erweisen."

Das ist ganz richtig, aber nur unter einer Bedingung, unter der, daß die übrigen Länder sich auf die Defensive beschränken werden. Warum aber sollten auch sie nicht zum Angriff übergehen? Warum sollten sie den Vorteil der Offensive den Engländern überlassen? Das Tauchboot kann in Meeren von beschränkter Ausdehnung mit Vorteil verwendet werden. Die Dimensionen des Aermelkanals und der Nordsee stehen seiner Wirksamkeit absolut nicht im Wege.

„Die großen Schiffe können hinfort die engen Meeresbecken Europas nicht mehr befahren, ohne Gefahr zu laufen, von Torpedos in die Luft gesprengt zu werden, sofern sie wenigstens nicht der Neutralität der Nationen versichert sind, die sich in der Lage befinden, sie durch Unterseeboote anzugreifen. Sind sie dieses Schutzes nicht gewiß, so müssen sie, um ihre Verbindung nach außen hin aufrechtzuerhalten, die hohe See wahren und Straßen verfolgen, die außerhalb des Angriffsbereichs dieser kleinen Fahrzeuge liegen. Die größten Seemächte können auf diese Weise abhängig von Nationen werden, die im Besitz der Meerengen oder in der Lage sind, die Meeresstraßen durch Flottillen von Tauchbooten mit weitem Aktionsbereich abzuschneiden.

„So wird beispielsweise England, das stets ein wesentliches Interesse daran haben wird, seine Verbindungen mit seinen überseeischen Besitzungen aufrechtzuerhalten, vor allem suchen müssen, sich ein förmliches und dauerndes Einverständnis mit Frankreich zu verschaffen." [1])

Im Grunde genommen ist das einzige, was die Engländer be-

---

[1]) Notre Marine de Guerre, par un marin (Admiral Fournier) 1904.

fürchten, eine Landung. Um sich darüber zu vergewissern, braucht man sich nur die Erregung zu vergegenwärtigen, die durch das Projekt eines Tunnels unter dem Aermelkanal hervorgerufen wurde, eine Erregung, die absolut in keinem Verhältnis zu ihrer Veranlassung stand.

Lord Salisbury erklärte am 9. Mai 1900 in einer Versammlung der Primrose-League:

„Nicht Unglücksfälle in den entfernten Provinzen oder Kolonien haben die großen Seemächte Karthago, Tyrus, Holland und Venedig in ihrer Bedeutung erschüttert oder vernichtet; es war jedesmal ein Stoß, der nach dem Herzen zielte. Es ist das eine Lehre, die England niemals vergessen sollte; solange man uns nicht ins Herz getroffen hat, können wir mit einer gewissen Gleichgültigkeit auf die Resultate eines jeden beliebigen Krieges blicken, und wenn uns entfernte Provinzen entrissen werden sollten, würden wir sie uns zurückerobern können, aber ein Stoß ins Herz, und mit der Geschichte Englands wäre es vorbei."

Lord Glenesk bemerkte gleich am folgenden Tage:

„Wenn es den Franzosen gelingen sollte, mit Hilfe ihrer Unterseeboote mehrere englische Panzerschiffe im Aermelkanal zu vernichten, würde der Rest der Flotte nicht imstande sein, eine Landung zu verhindern."

Nach den obigen Ausführungen hat der Gedanke nichts Uebertriebenes an sich, daß die große Anzahl von Untersee- und Tauchbooten, über die Frankreich verfügt, in Verbindung mit der geringen Entfernung zwischen den englischen und französischen Küsten sehr viel zu dem Zustandekommen des guten Einvernehmens zwischen Frankreich und England beigetragen hat. Es wäre das eine wichtige Einwirkung, die das Unterseeboot bereits auf die europäische Politik ausgeübt hätte.

3. Schutz der kleinen Seemächte durch das Unterseeboot.

„Das Unterseeboot ist die Waffe der armen Mächte, der schwachen Mächte," sagte Mr. Goschen im Jahre 1899 im Hause der Gemeinen.

Bis jetzt sind diese durchaus wahren Worte nicht sonderlich von denen beachtet worden, die sie am meisten angehen, d. h. von den kleineren Staaten.

Es sind tatsächlich mehrere der Hauptseemächte gewesen, die den Bau der Unterseeboote am meisten gefördert haben, Frankreich, das mit den noch im Bau begriffenen 35 eigentliche Unterseeboote und 45 Tauchboote besitzt, England, das über 52 Unterseeboote, Rußland, das über 27 Untersee- und Tauchboote, die Vereinigten Staaten, die über 12, Italien, das über 8, und Japan, das über 13 Unterseeboote verfügt.

Die kleineren Seemächte haben sich bisher zuwartend verhalten, da sie, bevor sie zu dem Bau oder Ankauf von Unterseebooten schreiten, erst sehen wollen, zu welchen Ergebnissen die großen Flotten mit ihren Versuchen gelangen. Es war das einstweilen ganz natürlich, wenn man die ganz erheblichen Kosten der ersten tastenden Versuche, der sich daran knüpfenden zahlreichen weiteren Experi-

mente und der fortwährenden Umgestaltung eines Schiffstypus in Betracht zieht, der so ganz und gar verschieden von allem ist, was man bisher gebaut hat.

Heute, nachdem die Periode der tastenden Versuche vorbei zu sein scheint und leistungsfähige Typen von Unterseefahrzeugen hergestellt worden sind, dürfte diese zuwartende Haltung nicht mehr verständlich sein.

Tatsache ist, daß die kleineren Seemächte am meisten bei der fortschreitenden Vervollkommnung des Unterseeboots zu gewinnen haben, denn dieses ist vor allem, wie wir bereits gesagt haben, eine Defensivwaffe. Sein Offensivvermögen beschränkt sich auf Meerengen und besonders geartete geographische Verhältnisse.

Die kleineren Seemächte, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Spanien, Portugal, Griechenland, die Türkei, Rumänien, Bulgarien und die südamerikanischen Republiken, können nicht daran denken, Panzerschiffe von 18000 bis 20000 Tonnen im Kostenbetrage von 40 Millionen Mark zu bauen. Diese Bauten würden ganz bedeutend über die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel hinausgehen.

Können sie aber in Zukunft es machen, wie die meisten von ihnen es jetzt tun, und kleine Panzerschiffe von 2500 bis 7000 Tonnen bauen? Meiner Ansicht nach machen sie sich damit überflüssige Ausgaben. Diese Fahrzeuge sind den großen modernen Panzerschiffen derart unterlegen, daß sie den kleineren Seemächten im Konflikte mit einer größeren Flotte von keinem Nutzen sein könnten.

Nehme man einmal an, die Niederlande müßten ihre indischen Besitzungen mit Panzerschiffen von dem Typus „Tromp" von 5400 Tonnen gegen die „Katoni" oder die „Kashima" der Japaner verteidigen. Was würde die Folge sein? Die „Katoni" allein würde 50 „Tromps" in den Grund bohren.

Ein andres Beispiel, das ich schon einmal angeführt habe, das ich aber hier wiederholen will, weil es typisch ist, ist das folgende:

Im Jahre 1807 bombardierte eine englische Flotte Kopenhagen, vernichtete die dänische Flotte und plünderte und verbrannte das Arsenal, um Dänemark dafür zu bestrafen, daß es sich mit Napoleon verbündet hatte.

Nehmen wir nun einmal an — was aber eine reine Hypothese sein soll —, England wolle nach 100 Jahren dasselbe Manöver ausführen.

Was könnte dann Dänemark machen?

Hätte Dänemark, wie es heute der Fall ist, nur sieben kleine Panzerschiffe von 2500 bis 5400 Tonnen, die alles in allem fünfzehn großkalibrige Geschütze spielen lassen könnten, so würde eine Abzweigung von 6 bis 8 Panzerschiffen von den fünfzig, die England besitzt, hinreichen, um sie zu vernichten.

Wenn Dänemark dagegen über ein Dutzend Tauch- und ebensoviele eigentliche Unterseeboote verfügte, könnte es mit den letzteren die Meerengen sperren und den feindlichen Panzerschiffen auf der Durchfahrt zu Leibe rücken, und mit den letzteren könnte es vor seinen Häfen diejenigen erwarten, denen es gelungen sein sollte, sich die Durchfahrt zu erzwingen, und sie in den Grund bohren.

Nun haben die 7 kleinen dänischen Panzerschiffe gegen 40 Millionen Mark

gekostet. Die 12 Tauch- und die 12 Unterseeboote würden zusammen auf etwa 16 Millionen gekommen sein.

Nun ziehe man den nötigen Vergleich und urteile selbst.

Die kleineren Mächte, die nicht über die gewaltigen modernen Panzerschiffe verfügen können, müssen daher aufhören, sich unerschwingliche Lasten für den Bau kleiner Panzerschiffe aufzuerlegen, die für sie überflüssig und von keinem Nutzen sind.

Das Unterseeboot bietet ihnen ein Mittel dar, das weniger kostspielig ist und ihre Küsten wirksamer gegen die Angriffe selbst mächtigerer Gegner schützt.

Es wird dadurch binnen kurzem zu einer gründlichen Umgestaltung in der Politik der kleineren Seemächte kommen, die, wenn sie sich auf den Bau defensiver, aus einer großen Anzahl von Torpedo- und Unterseebooten bestehenden Flottillen beschränken, damit ihre Küsten decken können.

Wir stehen im ersten Anfange dieser Bewegung. Schweden besitzt bereits 1 Unterseeboot, Holland gleichfalls, andre Mächte, wie Brasilien und Norwegen, denken daran, sich solche anzuschaffen. Es ist, glaube ich, keine zu kühne Behauptung, wenn man sagt, daß binnen einer Frist von etwa zehn Jahren sämtliche kleinen Seemächte entschlossen diesen Weg eingeschlagen haben werden.

Bei der langsamen Entwicklung der Menschheit muß man sich bestreben, vor den Angriffsmitteln erst die Verteidigungsmittel mehr und mehr zur Vervollkommnung zu bringen. Es ist das ein erster Schritt und die Erreichung einer ersten Etappe auf dem Wege zur Unterdrückung des Kriegs.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der zivilisierten Welt auf den Weltfrieden durch eine allgemeine Entwaffnung zu hoffen, ist eine gefährliche Utopie.

Das wirkliche Mittel, den Frieden zu sichern, besteht darin, jeder Nation die Möglichkeit zu geben, sich den nötigen Respekt zu verschaffen.

Es ist der schönste Ruhmestitel für das Unterseeboot, daß man es für die „Waffe des Schwachen, die Waffe des Armen" hat erklären können, und es steht zu hoffen, daß alle kleineren Mächte sobald wie möglich zu seiner Anschaffung schreiten.

Ich bin überzeugt davon, daß alle wirklichen Friedensfreunde sich über die Weiterentwicklung des Unterseeboots freuen werden, weil es eine Gewähr des Friedens ist, und ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß die Menschheit einigermaßen denen Dank wissen wird, die den Armen und Schwachen geholfen haben, sich Respekt vor den Starken zu verschaffen, die nicht selten geneigt sind, ihre Macht zu mißbrauchen.

4. Die kontinentalen Großmächte.

Für die kontinentalen Großmächte erweist sich das Unterseeboot in Verbindung mit dem Torpedoboot vorteilhaft als Verteidiger der Küste. Es ersetzt in günstiger Weise die Unterseeminen, eine blinde Waffe, die dem Freunde ebenso gefährlich werden kann wie dem Feinde.

Man muß es daher in großer Anzahl besitzen, d. h. ihm mäßige Dimensionen geben.

In dieser Hinsicht erscheint das Unterseeboot ebenso vorteilhaft für die kontinentalen Großmächte wie für die kleineren Seemächte.

Vizeadmiral Fournier konnte nach den im Jahre 1906 im Mittelmeer abgehaltenen französischen Manövern in seinem Tagesbefehl vom 3. August sagen:

„Man kann nicht nachdrücklich genug betonen, daß den Schutz der Seegrenzen Frankreichs in Zukunft eine zahlreiche Flottille von Unterseeund Torpedobooten bilden wird, die die Häfen und diejenigen Punkte seines Küstengebiets decken wird, die den Angriffen des Feindes ausgesetzt sind. Es ist gewiß nicht die Waffe, mit der man Eroberungen zur See machen wird, denn diese ist und bleibt ohne jeden Widerspruch das Hochbordschiff, aber es ist die Waffe, die am sichersten jede siegreiche Flotte vernichten wird, die ihren Sieg dazu benutzen will, zum Angriff auf die gegnerischen Häfen überzugehen."

Der Typ des Tauchboots gestattet außerdem, unter gewissen geographischen Bedingungen die Offensive gegen einen mächtigeren Feind und sogar gegen einen solchen zu ergreifen, der die Herrschaft zur See besitzt, denn diese schließt nicht aus, daß man ihn, um ihn anzugreifen, innerhalb seiner eignen Grenzen aufsucht.

Es ist das ein Fall, in dem sich Frankreich und sogar Deutschland England gegenüber, Oesterreich Italien gegenüber, Schweden Rußland gegenüber befinden kann.

Wenn man sieht, daß Nationen, die, wie England, Japan oder die Vereinigten Staaten, des Unterseeboots am wenigsten bedürfen, beträchtliche Summen auf die Anschaffung von solchen verwenden, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die kontinentalen Staaten, für die das Unterseeboot ein weit größeres Bedürfnis ist, mit aller Entschiedenheit den gleichen Weg beschreiten werden.

5. Schluß.

Die allgemeine Annahme des Unterseeboots hat schon zu tiefgreifenden Veränderungen in der Flottenpolitik der verschiedenen Staaten und namentlich der kleineren Seemächte geführt und wird in Zukunft noch weitere veranlassen.

Ich bin entfernt nicht der Ansicht, daß das Unterseeboot alles leisten kann, und teile nicht die Meinung Bauers, der einer der Vorläufer der unterseeischen Schiffahrt war und erklärte:

„Die Kolosse der Marine, die mächtigen Panzerschiffe, nähern sich von Tag zu Tag mehr ihrem Grabe trotz aller Vervollkommnungen, welche die englischen und französischen Arsenale ihnen fortwährend angedeihen lassen, und das nächste Jahrhundert wird dem Vernichtungskampf zwischen diesen Ungeheuern und dem bescheidenen Unterseeboote ein Ende machen."

Das Unterseeboot ist immer nur ein kleines Fahrzeug, und das hohe Meer und Fahrten von längerer Dauer sind ihm versagt und sind und bleiben allein den großen Schlachtschiffen vorbehalten.

Fulton sagte im Jahre 1802: „Die Freiheit der Meere wird das Glück der Welt herbeiführen," und er rechnete zur Erreichung dieses Zieles auf die Beihilfe des Unterseeboots. So weit sind wir noch nicht, aber man kann heute schon sagen, und das soll mein Schluß sein:

Das Unterseeboot gewährleistet in naher Zukunft die Freiheit der Küsten und selbst die der Meeresengen.

Darüber hinaus bildet es eine Waffe von hoher moralischer Bedeutung, da es dem Schwachen die Verteidigung gegen einen mächtigen Gegner verstattet.

Das ist schon ein recht schönes Resultat, und ich glaube, ich darf eine gewisse Genugtuung darüber empfinden, daß ich für mein bescheidenes Teil mein Scherflein zu den Fortschritten der unterseeischen Schiffahrt beigetragen habe.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXVI

Aus den Briefen Bennigsens an seine Frau.

Pontresina, 28. August 1876.

Deinen Brief erhielt ich gestern abend. Fast hätte er mich nicht mehr getroffen. Das Wetter war nämlich seit fünf Tagen sehr wechselnd und unsicher, zum Teil mit Regen, so daß ich fast vorgestern mittag mit einem Professor aus Straßburg über den Malojapaß und Chiavenna nach dem Comersee gefahren wäre. Vorgestern früh war es aber doch so hell gewesen, daß der Wirt Enderlin uns um 4 Uhr zu der für diesen Fall noch verabredeten Diavolezzagletschertour wecken ließ. Mit drei Führern, dem nötigen — sogar sehr vollständigen — Proviant an Essen und Trinken fuhren wir zunächst um 5 Uhr nach den Berninahäusern an der Berninastraße und stiegen von da drei Stunden lang zum Teil recht steil und beschwerlich über Felstrümmer, frische Schneefelder und Gletscherfelder mit altem und neuem Schnee bis zur Höhe, wo wir den Frühstückshalt verabredet hatten, um dann auf der andern Seite über den Mortaratschgletscher nach Pontresina zu wieder herunterzusteigen. Lasker, welcher diese Tour in den verschiedenen Jahren schon zirka zwölfmal gemacht haben wollte, ging mit einem Professor Binding schon früh zu weit nach links, einen besonderen, etwas beschwerlicheren Weg nach aufwärts suchend. Wir andern drei (Dr. Hänel, Reichstagsabgeordneter Koch aus Braunschweig und ich) nebst den Führern riefen ihm vergeblich zu, er möge bei uns bleiben. Er war eigensinnig und setzte seinen Weg allein fort, da Herrn Binding die Sache doch zu unsicher wurde. Auf halber Höhe war er noch nicht wieder bei uns; alles Rufen und Jodeln vergeblich. Ein Führer wurde ihm also nach links nachgeschickt, wir andern stiegen

weiter. Oben angelangt, kam der Führer bald nach, ohne irgend etwas von ihm gesehen oder gehört zu haben. Jetzt wurden wir und sichtlich auch die Führer sehr besorgt, daß ihm bei dem frischgefallenen Schnee in den Felstrümmern oder einem verdeckten Gletscherspalt ein Unglück zugestoßen sei. Der alte berühmte Berninaführer Christel Graß, welcher mit Lasker schon viele Gletschertouren gemacht hat, wurde über die Schneefelder nach dem nächsten Felsenkopfe dirigiert, um auszuschauen, ob er in irgendeinem der anliegenden Täler heraufkäme. Graß kehrte nach einer halben Stunde zurück, hatte nichts von Lasker gesehen, obgleich er von dem Punkte aus alle überhaupt möglichen Aufstiege nach der Diavolezzahöhe hatte übersehen können, und erklärte positiv, was die andern beiden Führer bestätigten, Lasker müsse schwerverletzt irgendwo liegen geblieben sein, im besten Falle mit einer leichten Verletzung nach den Berninahäusern umgekehrt sein. Inzwischen kam eine Partie Engländer mit einem Führer uns nach, welche absolut nichts von Lasker berichten konnten. Unter diesen Umständen beschlossen wir umzukehren und Lasker von dem Punkte ab, wo er sich von Professor Binding getrennt hatte, auf seiner Spur in dem frischen Schnee nachzugehen. Um elf machten wir uns auf den Rückweg. Einen Führer behielten wir bei uns, die andern beiden Führer gingen rasch voraus, um Lasker nachzuspüren, fanden nach stundenlangem Suchen nichts, auch keine Spur, da den frischgefallenen Schnee die Sonne auf dem Felsgeröll inzwischen aufgezehrt hatte. Zwei Führer werden beordert, weiterzusuchen, mit dem dritten steigen wir hinunter nach den Berninahäusern, um dort etwaige Nachricht zu finden, ob er umgekehrt sei, auch von dort nach Pontresina zu telegraphieren, ob er eingetroffen sei. Es wurde verabredet, daß im verneinenden Falle der eine Führer und was wir an Leuten in den Berninahäusern finden könnten, den beiden zurückgelassenen Führern zur Unterstützung bei ihrem Nachspüren geschickt werden solle. Im Berninahaus telegraphiere ich an Enderlin, Lasker habe sich getrennt, sei oben nicht angekommen, ob er auf der Berninastraße nach Pontresina zurück sei. Die Wirtsleute im Hause erboten sich, drei Männer zum Suchen zu stellen, ein Bote wurde nach dem Mortaratschwirtshause im Trabe herabgejagt, ob er etwa dort, zirka dreiviertel Stunden niedriger, gesehen sei. Endlich nach einer Stunde unruhigen Wartens kommt dieser Bote mit einer Notiz der Frau Koch aus dem Mortaratschwirtshause zurück, Lasker sei zwischen 9 und 10 Uhr dort gewesen und sei von dort über den Mortaratschgletscher uns *entgegengegangen* nach der Diavolezzahöhe hinauf!! Allgemeine Freude, daß L. gesund, Zurückdirigieren der Führer auf den Felshöhen durch verabredete Signale vom Dach des Hauses, andres Telegramm an Enderlin, aber furchtbares, übereinstimmendes Geschelte über Laskers eigensinniges und nachher vollständig kopfloses Benehmen, welches uns die ganze Tour gründlich verdorben hatte. Das kommt aber davon, wenn man ohne Führer einen besonderen Weg auf die Höhe sich zu weit nach links suchen will![1]) Am Abend um 6 Uhr ist er wieder in

[1]) Es ist zwar sonst nicht Bennigsens Art, ironisch anzudeuten, diese Stelle scheint mir trotzdem nicht eines pikanten *politischen Nebensinns* zu entbehren.

Pontresina eingetroffen, ganz vergnügt hat er mit uns gesessen, hat die ihm zuteil gewordenen Vorwürfe, auch formellen Rüffel des Reichstags- und Abgeordnetenhauspräsidiums[1]) geduldig hingenommen und ist gestern das Gelächter von ganz Pontresina gewesen über seine unsinnigen Streiche. Daß er an den Berninahäusern hat vorbeigehen können, ohne Nachricht zu geben oder einen Menschen uns eilig von dort nachzuschicken, begreift er jetzt selbst nicht mehr. Daß er hat glauben können, wir würden, oben angekommen, weitergehen, ohne uns um ihn zu kümmern, ist ihm auch jetzt selbst auffallend. Wie er sich vollständig hat verlaufen können, oben nach dem Hospiz zu anstatt nach der Diavolezza, erklärt er durch inzwischen eingetretenen Nebel, weshalb er nicht um 9 Uhr an der Berninastraße von neuem auf dem ihm genau bekannten ... Wege nach der Diavolezza uns nachgegangen sei, wo er uns sicher oben noch getroffen hätte, da man einen Aufsteigenden eine Stunde vorher hätte sehen können, und statt dessen auf dem fast dreimal so langen umgekehrten Wege uns entgegen*gelaufen* ist, dafür kann er keinem Menschen einen plausibeln Grund angeben. Er hatte vollständig den Kopf verloren. Die physische Leistung von ihm an diesem Tage ist aber eine geradezu unglaubliche gewesen. Alles in allem genommen, hat er die Tour, welche man auf etwa sieben Stunden rechnet, rückwärts vom Mortaratsch beschwerlicher, vollständig und mit dem Verlaufen und dem Wege vom Hospiz bis Pontresina dazu mindestens doppelt gemacht in einem unerhört raschen Tempo. Jedenfalls siehst Du hieraus, wie sehr die hiesige Luft eine angegriffene Gesundheit in etwa vier Wochen, die Lasker hier ist, kräftigen kann. Auch mir sind die verschiedenen schönen Touren und Spaziergänge, welche ich mit Lasker, Hänel und einigen Straßburger Professoren täglich machte, sehr gut bekommen. Zum Lesen hat man hier fast gar keine Zeit, man lebt fast den ganzen Tag in freier Luft und entwickelt dabei einen enormen Appetit und Durst.

Morgen früh 5 Uhr fahre ich per Post mit Lasker, welcher direkt nach Freiburg zurück will, über die Albulastraße nach Chur, trenne mich da von Lasker, fahre per Post das Rheintal hinauf nach Andermatt an der Gotthardstraße, am Donnerstag über Flüelen per Schiff Luzern, per Eisenbahn Konstanz.

*

Berlin, 16. Januar 1877.

Hier ist jetzt seit Jahren zum erstenmal wieder eine französische Truppe. Ich bin bereits zweimal hingegangen. Die Leute spielen ganz gut. Vorgestern ward ein Stück von Octave Feuillet gegeben nach dem gleichnamigen Roman desselben: „Le roman d'un jeune homme pauvre." Dieser Roman ist Dir, falls Du ihn noch nicht kennst, als einer der besten neueren französischen zu empfehlen ...

Der unglückliche König Georg ist in der Tat schlimm daran. Erst schreibt der verrückte N. N. in der „Deutschen Volkszeitung" sich die Finger lahm gegen

[1]) Bennigsen war Präsident des Abgeordnetenhauses, Hänel zweiter Vizepräsident des Reichstags.

den Antrag wegen Aufhebung des Sequesters, und jetzt machen die politischen und persönlichen Gegner Bismarcks im Herrenhause aus unserm Beschluß des Provinziallandtages[1]) ein elendes Manöver gegen Bismarck.

*

Berlin, 10. Februar 1877.

Die Verhandlungen im Abgeordnetenhause sind sehr unerquicklich und die Aufgabe des Präsidenten eine sehr unangenehme. Eine solche allgemeine Verbitterung unter den Parteien hat noch niemals bestanden; sich gegenseitig möglichst Unangenehmes zu sagen, wird förmlich zum Geschäft. Wenn dieses Genre von Verhandlungen dauernd wird, mögen sich die biederen Herren Abgeordneten im nächsten Jahre einen andern Präsidenten suchen! ... Vorgestern war ein parlamentarisches Essen bei Bismarck ... Bismarck erzählte nach Tisch allerlei über die orientalische Krisis. Wie ich aus diesen Aeußerungen, aber auch außerdem erfahre, sieht man die europäische Lage, namentlich soweit es Deutschland angeht, hier jetzt viel weniger gefährlich und kriegerisch an als vor einigen Wochen.

Briefe Bennigsens an seine Frau von seiner italienischen Reise im Mai und Juni 1877.

Rom, Albergo di Roma, 19. Mai 1877.

Deine lieben Worte vom 13. erhielt ich gestern nachmittag, wo ich nach achtstündiger heißer Fahrt durch die herrlichsten italischen Landschaften von Florenz hier eintraf. Vor dem Mittagessen, welches in Italien höchst zweckmäßig um 7 Uhr stattfindet, so daß man den ganzen Tag zur freien Verfügung hat, fand ich gerade noch Zeit, mich umzukleiden und ein Stück auf dem Monte Pincio nahe der Porta del Popolo zu gehen. Der Berg, mit den schönsten Anlagen voller Palmen, Zypressen, Pinien und andrer südlicher Gewächse, ist das tägliche Rendezvous für die schöne Welt von Rom und die Fremden, die sich hier nach italienischer Weise versammeln in vielen Dutzenden der elegantesten Equipagen zu Hunderten von Personen. Mein Wirtshaus liegt an der Via di Corso, durch welche die Fahrt auf den Pincio führt, etwa zehn Minuten von oben. Es wird dies wohl mein regelmäßiger Gang vor dem Essen sein. Die Aussicht von oben auf ganz Rom von dem Castello di Angelo und dem Vatikan — der alten Residenz des Papstes — bis zur entgegengesetzten Seite, wo die weltliche junge Macht des italienischen Königs im Quirinal sich niedergelassen hat, und über dieses Rom des Mittelalters und der modernen Zeit hinweg zu den Trümmern der antiken Welt ist gewiß eine der großartigsten ... Dazu die zauberische Beleuchtung des Spätnachmittags.

---

[1]) Der hannoversche Provinziallandtag hatte auf Antrag von Bennigsen, Graf Knyphausen und Fromme am 27. September 1876 einstimmig beschlossen, die Regierung um Aufhebung des Sequesters zu ersuchen. Die „Deutsche Volkszeitung" in Hannover, das Organ der welfischen Partei, hatte aus taktischen Gründen den Antrag bekämpft.

Du wirst Dich wundern, daß ich erst seit gestern hier bin. Ich habe aber auf Anraten von Freunden einen Aufenthalt von anderthalb Tagen in Bologna gemacht, was ich sicher nicht zu bereuen habe. Auch bin ich in Florenz dreieinhalb Tage geblieben, kaum genug, um nur den oberflächlichsten Ueberblick über diese Stadt mit ihrer herrlichen Lage und südlichen Vegetation und die unerhört reichen Schätze ihrer Sammlungen und Kirchen zu erhalten. Florenz liegt zum Glück so nahe nach der Schweiz zu, daß man es wohl noch einmal wieder zu einem Aufenthalt von mindestens acht Tagen erreichen kann.

Italien wimmelt jetzt auf seinen Eisenbahnen und in den Hotels von den vielen Pilgern, namentlich Priestern verschiedener Nationen, Franzosen, Belgier, Deutsche, Irländer. Auch pilgernde Reichstagsabgeordnete traf ich bereits mehrere, so noch hier im Hotel den Abbé Prinz Radziwill (mit unserm preußischen Königshause verwandt, schlimmste ultramontane Sorte; die Familie bildet den Mittelpunkt der klerikalen Opposition gegen Bismarck am Hofe, natürlich auf das engste mit der Kaiserin liiert). Er begrüßte mich sofort auf das entgegenkommendste und bot mir freundlichst seine Dienste an behufs Einführung in verschiedenen Privatsammlungen und Villen, zu deren Besichtigung man sogenannter Permessi der Eigentümer bedarf. Die großen römischen Adelsfamilien, Colonna, Doria, Borghese u. s. w., sind alle ultramontan gesinnt. Ich konnte seine Höflichkeit aber um so mehr ablehnen, als ich beabsichtige, morgen den deutschen Botschafter von Keudell aufzusuchen — seine Frau ist leider zur Kur in Wien —, wo ich alles Nötige erhalten kann. Auch habe ich von dem geistreichen, in Florenz lebenden Schriftsteller Karl Hillebrand, dessen Aufsätze über England, Frankreich und Italien Du einmal noch lesen mußt, einen Brief an den Marquis Guerrieri, mit einer Deutschen verheiratet, bekannter Liberaler, welchen ich wahrscheinlich auch besuchen werde.

In einigen Tagen schreibe ich ausführlicher. Mein Befinden ist sehr gut. Man lebt hier körperlich und geistig ordentlich auf. Nachdem ich den Brief in das nahe Postbureau gebracht, werde ich eine mehrstündige Orientierungsfahrt durch die Stadt machen. Nachher denke ich noch St. Peter und die Sammlungen im Vatikan zum erstenmal zu besuchen.

*

Rom, 25. Mai 1877.

Mit Sehnsucht erwarte ich Nachricht von Dir und kann gar nicht begreifen, wie ich seit Freitag, dem 18. Mai, dem Tage meiner Ankunft, keinen Brief mehr bekam. Herr von Keudell, bei dem ich jetzt wohne, sagt freilich, daß Briefe zwischen Italien und Deutschland ab und zu verloren gehen. Ich schickte Dir eine Postkarte von Rosenhain (an der Tiroler Grenze) und einen längeren Brief von hier am Tage nach meiner Ankunft (Sonnabend, 19., früh) ...

In Rom habe ich mich drei Tage lang ganz allein umgesehen zu Wagen und zu Fuß, in Stadt und Umgegend, in Sammlungen und Kirchen, um zunächst ganz für mich einen wenn auch noch so dürftigen allgemeinen Eindruck zu bekommen. Außer einigen klerikalen Pilgern aus dem Reichstage habe ich

in diesen Tagen keine bekannte Seele getroffen. Am vierten Tage, am Dienstag mittag, machte ich unserm Botschafter von Keudell, dessen Frau in Wien zur Kur ist, einen Besuch. Er war so freundlich und dringend, mich einzuladen, bei ihm zu wohnen, daß ich es nicht abschlagen mochte. Wir haben uns so eingerichtet, daß wir uns gar nicht genieren. Ich frühstücke für mich auf meinem Zimmer; des Mittags um 12 zum Dejeuner und um 7 Uhr zum Diner finde ich ein Kuvert an seinem Tische, wenn ich es benutzen will. In der Zwischenzeit geht er seinen zeitraubenden Geschäften und ich der auch einigermaßen mühevollen Besichtigung Roms nach. Ich war gleich am Dienstag nachmittag eingezogen, bewohne in dem alten Palazzo der ausgestorbenen Principe di Cafarelli ein Zimmer und eine Schlafkammer, jedes Gemach ungefähr doppelt so groß als unsre doch nicht kleine Wohn- und Schlafstube in Hannover. Vom Zimmer führt eine Tür auf einen fast fünfzig Schritte langen breiten Balkon. Die Aussicht von diesem, schon von dem Platze ab, auf dem ich schreibe, ist notorisch eine der schönsten in Rom. Der Palast Cafarelli liegt mitten in Rom, gerade an der Scheide des alten und neuen Roms auf dem alten Mons Capitolinus, unmittelbar neben dem Kapitol selbst und den Ruinen des Forum Romanum. Eine Aussicht voll landschaftlichen und historischen Zaubers. In dem Augenblicke, wo ich vom Papier aufsehe, erblicke ich mir gegenüber die herrlichen Villen und Gärten auf dem alten Mons Palatinus mit ihren Zypressen und Pinien, mit den kolossalen Resten der Thermen des Caracalla rechts und des Kolosseums (des Amphitheaters des Titus) links, darüber die Kette der Albaner Berge. In letztere will Herr von Keudell mich vielleicht auf einen Tag begleiten. Ich sehe mich nach Möglichkeit unter den Kunstschätzen und historischen Denkmälern Roms um. In vierzehn Tagen bis drei Wochen kann man aber nur das Wichtigste oberflächlich kennen lernen, so unerschöpflich sind die hier aufgehäuften Schätze. In einer Viertelstunde gehe ich mit dem Professor Helbig vom Deutschen Archäologischen Institut, bei dem und dessen Frau, einer höchst originellen und gescheiten russischen Fürstin, halbmal so dick als Fräulein Schütte, ich heute das Dejeuner eingenommen habe, und dem feingebildeten Marquis Guerrieri-Gonzaga, um die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Mons Palatinus zu besehen; heute abend ist noch eine kleine musikalische Unterhaltung bei Herrn von Keudell mit einer deutschen tüchtigen Sängerin, Fräulein Serger aus Würzburg, wie schon einmal am Dienstag. Herr von Keudell ist selbst ein kompletter Klaviervirtuose.

*

Neapel, 2. Juni 1877.

Ich bin heute nachmittag hier angekommen, etwas ermüdet, weil die sieben Stunden auf der Eisenbahn recht heiß waren und ich auch heute morgen 6 bis 9 Uhr einen tüchtigen Spaziergang von Albano nach Pallazuolo und zurück auf halber Höhe am Albaner See gemacht hatte, mit entzückender Aussicht allerdings auf die Landschaft der Albaner Berge, die römische Campagna, das Mittelländische Meer und auf das noch am Horizont erscheinende Rom. Bei Pallazuolo werden noch die Mauern und Gewölbereste des alten Alba Longa

aus der heroischen Sage der Römer gezeigt, worüber Dir die Herren Primaner das Nötige aufklären werden.

Von Rom bin ich gestern nachmittag fünf abgereist, begleitet vom Legationsrat von Derenthal, welcher mit mir gegen Abend von Albano ab im Wagen noch die herrliche Tour nach Aricia, Genzano und dem Neuen See machte, dann aber mit dem letzten Eisenbahnzuge nach Rom zurückkehrte, während ich in Albano zur Nacht blieb, um mich heute früh 10 Uhr dem Kurierzuge nach Neapel anzuschließen. Mein Telegramm aus Rom von gestern mittag wegen meiner Abreise nach Neapel wirst Du erhalten haben. Einen Brief Dir noch gestern von Rom zu schreiben wurde ich gehindert, weil es mir am letzten Tage absolut an Zeit dazu fehlte. Meine Zeit habe ich nämlich in Rom stark benutzt, auch gestern noch, wo ich allerlei Besorgungen, Visiten u. s. w. zum Schluß abmachen mußte, habe ich, um einen letzten bedeutenden Eindruck mitzunehmen, zweieinhalb Stunden im Museum des Vatikans, d. h. der berühmten Antikensammlung, zugebracht, freilich unter Führung eines ausgezeichneten deutschen Sachkenners, was den Genuß der umfangreichen antiken Kunstschätze ungemein fördert und erleichtert.

Meine Absicht, Rom nach Geschichte, Kunst und Natur einigermaßen kennen zu lernen, soweit das in vierzehn Tagen überhaupt möglich ist, ist mir allerdings durch die Politik bis zu gewissem Grade gestört. Das Nähere über diese Dinge kann ich nur mündlich mitteilen. Ich habe aber doch die Vormittage und Nachmittage für Galerien und Ausflüge auf das äußerste verwendet, zum Teil allein, zum Teil mit vorzüglicher sachverständiger Begleitung.

In politischer Hinsicht habe ich daneben so viel Interessantes kennen lernen und erlebt, daß diese vierzehn Tage in Rom wohl die reichsten sind an starken und mannigfaltigen Eindrücken verschiedenster Art, welche ich durchmachte. Die liebenswürdige Aufnahme durch Herrn von Keudell im Palazzo Cafarelli auf dem Kapitol spottet jeder Beschreibung, ebenso die ungewöhnlichen Aufmerksamkeiten, welche mir hier von den politischen Männern und der Regierung zuteil geworden sind. Die einflußreichsten Staatsmänner, so den früheren Ministerpräsidenten Minghetti und den Zukunftspremier, früheren Finanzminister Sella, sowie den Präsidenten der Deputiertenkammer Crispi lernte ich zunächst auf kleinen Dejeuners bei Keudell kennen. Außerdem gab Keudell mir zu Ehren ein großes parlamentarisches Diner mit nachfolgender allgemeiner politischer Soiree für sämtliche Deputierte, welche sich bei der großen Demonstration, von Crispi veranlaßt, mir ihre Karten zuzustellen, beteiligt hatten. Der Minister des Auswärtigen Meleghari gab mir zu Ehren am Donnerstage ein Ministerdiner.[1]) An demselben Tage wurde ich vom Könige Viktor Emanuel, dem

---

[1]) Ueber diese Ehrungen berichtete die „Italienische Korrespondenz“:

„Die schmeichelhafteste aller dieser Kundgebungen war aber wohl die, daß ihm neulich in Gelegenheit eines Dejeuners, zu welchem der deutsche Botschafter den Präsidenten der Deputiertenkammer, Herrn Crispi, gebeten hatte, von diesem über zweihundert Visitenkarten überreicht wurden, welche von den Mitgliedern des italienischen Abgeordnetenhauses am Präsidententische für denselben abgegeben worden waren. Herr von Keudell, dessen Gast

Kronprinzen und der Kronprinzessin in Audienz empfangen. Ueber das sehr merkwürdige Politische mündlich. Die Kronprinzessin ist eine ganz deutsch gebildete Frau. Ihre Mutter ist eine sächsische Prinzessin. Sehr merkwürdige Antezedenzien haben die hiesigen Minister und einflußreichen Politiker fast alle, infolge der Vorbereitung der italienischen Einheit durch Konspiration und ihrer Vollendung durch Bürgerkrieg und Revolution. Der Präsident Crispi ist einer der tausend Helden von Marsala, welche unter Garibaldi bei Marsala auf Sizilien landeten und das Königreich beider Sizilien mit der Hauptstadt Neapel den Bourbonen entrissen. Er hat uns auf dem Frühstück höchst interessante Dinge über diesen homerischen Kriegszug erzählt, auf dem er, ein Advokat, der Generalstabschef Garibaldis und nachher, bei dessen Diktatur in Sizilien, sein Minister war.

Gestern abend in den Albaner Bergen, als ich zu Abend gegessen hatte und die italienische Zeitung studierte, wurde ich noch durch einen expressen Boten Keudells überrascht, durch welchen mir ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Kabinettschefs des Königs von Italien übersandt wurde nebst einer großen Samtschachtel mit dem Großkreuz und dem Großkordon des Ordens der italienischen Krone auf motu proprio Anordnung des Königs. Es ist das eine große persönliche Auszeichnung, welche aber als ganz absichtliche Demonstration *für* Deutschland *gegen* Frankreich und die ultramontane Verschwörung augenblicklich besonderen Wert erhält. — Ich bleibe in Neapel *drei* Tage, ebensoviel in Capri und Sorrent, kehre über Neapel zurück und fahre möglichst direkt über Rom, Genua, Mailand, Gotthard nach Berner Oberland, bleibe dort drei bis vier Tage und gehe dann nach Freiburg ...

*

Capri, 9. Juni 1877.

Bis dahin, daß das Dampfschiff nach Neapel abgeht, habe ich gerade noch eine halbe Stunde, Dir zu schreiben. Seit zwei Tagen bin ich hier, einen Tag war ich vorher in Sorrent, rein paradiesische Gegenden. Heute nachmittag fahre ich nach Neapel zurück. Geht von dort noch heute abend ein Dampfer nach Livorno oder Genua, so werde ich ihn zur Rückreise benutzen, andernfalls fahre

---

Herr von Bennigsen ist, erwiderte diese Aufmerksamkeit damit, daß er Mittwoch das Präsidialbureau der Kammer mit den Herren Präsident Crispi, Vizepräsident Mauvogonato und Sekretär Quartieri an der Spitze zu Tische bat und für den Abend allen jenen Mitgliedern der italienischen Deputiertenkammer, die Herrn von Bennigsen ihre Karten zugeschickt hatten, Einladungen zu einem freundschaftlichen und zwanglosen Rendezvous im Palazzo Cafarelli zugehen ließ. An achtzig Abgeordnete aller Parteien nahmen an, und die Zahl wäre noch größer gewesen, wenn nicht viele nach den Abstimmungen vom 26. und 27. Mai die Hauptstadt verlassen hätten, um erst anfangs nächster Woche wieder hierher zurückzukehren. Beinahe bis Mitternacht blieben die erschienenen Abgeordneten in heiterer, ungezwungener Unterhaltung beisammen, und sowohl die sichtlich befriedigten italienischen Gäste als Herr von Bennigsen dürften diesem italienisch-deutschen parlamentarischen Abende und dem ebenso freundlichen als glücklichen Veranstalter desselben, Herrn von Keudell, ein längeres freundliches Andenken bewahren."

ich die Nacht mit der Eisenbahn nach Rom und dann morgen von Civitavecchia, dicht bei Rom, per Schiff nach Genua. In Genua möchte ich gern noch einen Tag bleiben, wegen der herrlichen Natur und der großen Kunstschätze in den alten Adelspalais. Van Dyck und Rubens haben hier jahrelang gemalt, namentlich porträtiert. In Neapel bin ich vier volle Tage geblieben. Ich schrieb Dir — ebenso auch Lottchen — gleich nach meiner Ankunft und Empfang Deines Briefes, der mir nachgeschickt ward. In Neapel bin ich wieder mit so viel offiziellen Aufmerksamkeiten behandelt, daß es fast lästig ward für einen so kurzen Aufenthalt. Erst seit meiner Abreise von Neapel bin ich wieder ganz zu mir selbst gekommen. Eine Lächerlichkeit hat der sehr verständige und liebenswürdige deutsche Generalkonsul noch abgewendet. Der Polizeipräfekt von Neapel hatte nämlich den ingeniösen Einfall gehabt, mir eine Ehrenwache zu stellen. Der Generalkonsul hat aber den bon sens besessen, den Präfekten darauf aufmerksam zu machen, daß mir das vielleicht gar nicht einmal angenehm sein würde, er möge doch wenigstens so lange warten, bis ich angekommen sei, und er, der Generalkonsul, mit mir über diese Sache gesprochen habe. Ich habe in Neapel unter der freundlichsten und wirklich angenehmsten Führung des Generalkonsuls Beer oder des Dr. Dohrn, Direktor des hiesigen Deutschen Zoologischen Instituts, ziemlich viel in kurzer Zeit gesehen. Das Kloster Camaldoli, einige Stunden von Neapel, mit der angeblich schönsten Aussicht in Italien, Pompeji, das Observatorium auf dem Vesuv.[1]) Das Museum mit seinen ganz unerhörten Kunstschätzen ließ sich der Direktor desselben auf Anweisung des Ministers nicht nehmen, mir selbst zu zeigen. Die paar Stunden in so sachverständiger Begleitung waren höchst instruktiv und interessant. Ein zweites Mal habe ich aber doch vorgezogen, den Direktor nicht wieder zu belästigen und mir drei Stunden lang diese herrlich erhaltenen Antiken — darunter die großen, ganz unversehrten bronzenen Statuen aus Herkulanum — in aller Stille allein zu betrachten. Auf Camaldoli und dem Vesuv hatten wir die schönste italienische Beleuchtung. Der Vesuv war sogar so aufmerksam, als wir zurückfuhren, fortwährend zu illuminieren. Auf den Vesuv bin ich gefahren nach meiner Rückkunft von Pompeji und mehrstündiger Erholung in der sehr angenehmen Familie des Dr. Dohrn. Die Frau ist eine gebildete Russin. Er selbst Direktor eines großen Aquariums u. s. w. — mit unmittelbarer Benutzung des Meerwassers des Golfes —, welches nicht etwa zur Belustigung für kleine und große Kinder dient, sondern eine wissenschaftliche zoologische und biologische Station bildet, wo anderthalb bis zwei Dutzend Gelehrte aller Nationen, unterstützt zum Teil von ihren Regierungen, fortwährend beobachten und arbeiten. Den Wagen zum Observatorium auf dem Vesuv hatte die Provinz Neapel auf Veranlassung meines Kollegen an der Spitze der

[1]) Die „Kölnische Zeitung" ließ sich über den Aufenthalt melden: „von Bennigsen besucht am 5. d. Pompeji, wo ihm zu Ehren besondere Ausgrabungen vorgenommen werden sollen. Wie man hieraus ersieht, wird der Präsident unsers Abgeordnetenhauses, nachdem er in Rom sein Reiseinkognito aufgeben mußte, von den Aufmerksamkeiten der italienischen Regierung auf seiner weiteren Reise begleitet."

Provinz, des Herzogs von San Donato, gestellt. Die Nacht blieb ich in Portici bei Dr. Dohrn, weil wir erst gegen 10 Uhr zurückkamen. Eine sehr schöne Spazierfahrt von zwei Stunden mache ich noch von Neapel über den Posilipp nach Pozzuoli. Ich hatte dazu den Marquis Guerrieri-Gonzaga abgeholt, Bruder des Herrn in Rom, von welchem ich Dir schrieb. Es ist dies ein sehr feingebildeter Italiener, was Du schon daraus ersehen wirst, daß er Goethes Faust I. Teil, Elegien, Hermann und Dorothea ins Italienische übersetzt und herausgegeben hat. Als ich ihn nach der Rückkehr in seinem Hotel wieder absetzte, bedankte er sich bei mir, daß ich als Fremder ihm diesen schönen Teil von der Gegend Neapels gezeigt habe. Die Italiener haben nämlich auffallend wenig Sinn für schöne Natur. Dieser gebildete Italiener hatte bereits Wochen und Monate in Neapel gelebt und kannte weder Camaldoli noch Pozzuoli. Auf Capri habe ich beide Tage entzückende Partien gemacht, aber des Morgens bald nach 5 Uhr, zum Teil in Gesellschaft eines angenehmen, mit mir gleichzeitig angekommenen Malers Rheinemann aus Berlin, früher, 1866 bis 1870, Generalstabsoffizier bei Moltke. Heute vor dem Frühstück bin ich noch allein in einer Gondel mit zwei Ruderern in dreieinhalb Stunden um die ganze Insel gefahren, eine Tour von fabelhafter Schönheit. Unterwegs Seebad in den Ruinen der alten Seebäder des Kaisers Tiberius.

*

Bennigsen an den Botschafter R. von Keudell.

Konzept. Albano, 1. Juni 1877.

Verehrter Freund!

Die Art und Weise, wie ich in Rom von allen Seiten behandelt worden bin, ist mir in der Tat auf das äußerste unerwartet gekommen. Die zum Schluß mir noch zuteil gewordene so ungewöhnliche Auszeichnung seitens des Königs kann ich mir aber nur aus der bestimmten Absicht erklären, einem deutschen Manne, von dem es bekannt ist, daß er die Politik des Fürsten Bismarck namentlich auch in dem Verhältnisse zum Auslande in unserm Parlamente entschieden unterstützt, gerade in den jetzigen kritischen Verhältnissen eine signifikante Auszeichnung zu erteilen. Eine Tatsache, welche unsern deutschen Interessen jedenfalls nicht nachteilig sein kann.

Die vierzehn Tage, welche jetzt hinter mir liegen, haben für mich freilich manches Anstrengende gehabt durch die Menge der verschiedenartigsten starken Eindrücke. Sie werden aber eine interessante Erinnerung für mich bilden, namentlich auch um deswillen, weil es mir in dieser Zeit möglich geworden ist, einem Manne, hoffentlich nicht bloß vorübergehend, näher zu treten, für dessen Charakter und Gesinnung ich stets, auch ohne mit ihm genauer bekannt zu sein, eine aufrichtige Hochachtung empfunden habe.

In freundschaftlicher Ergebenheit u. s. w.

*

Keudell an Bennigsen.

Rom, 7. Juni 1877.

... Ihr öffentliches Wirken seit 1859 ist mir immer ganz nach meinem Herzen gewesen, wenn ich auch selbst einen andern Weg zu gehen für nötig hielt. Es hat mich sehr glücklich gemacht, Ihnen in diesen Tagen persönlich näher zu kommen und nicht wahrzunehmen, daß Sie über eine der berührten Fragen anders denken als ich. In unsern Tagen ein großes Glück. Ich zweifle daher nicht, daß uns noch manches persönliche und vielleicht auch geschäftliche Zusammenleben beschieden sein möchte.

*

Am 17. Juni 1877 traf Bennigsen von seiner italienischen Reise in Freiburg i. Br. ein; er begegnete hier Lasker. Wenige Tage darauf war er wieder in Bennigsen, wo er Anfang Juli die Aufforderung Bismarcks zu einer Besprechung in Varzin empfing. Es war das Vorspiel der Verhandlungen über seinen Eintritt in das Ministerium, die im Dezember desselben Jahres wieder aufgenommen wurden und tief in die sich vorbereitende Krise der innern deutschen Politik hineinführen. Diese Vorgänge sollen, unter der Mitteilung des dabei zwischen Bismarck und Bennigsen erfolgenden Briefwechsels, im Juni-Heft dieser Zeitschrift behandelt werden.

Ueber die gesundheitliche Bedeutung des Sports und der Gymnastik[1]

Von

Prof. Dr. P. Grützner

Ein jeder von uns, sei er reich oder arm, gehöre er einer der höchsten oder einer der niedrigsten Klassen unsrer Gesellschaft an, eines will jeder, er will glücklich sein. Alle Mühen, alle Arbeiten, alle Tätigkeiten des Lebens, mögen sie in ihrer Art und in ihrem sittlichen Werte noch so verschieden sein, sind im Grunde darauf gerichtet, den Betreffenden glücklich zu machen.

Nun weiß aber jeder Mensch aus eigner und aus fremder Erfahrung, daß eine Grundbedingung des Glückes die Gesundheit ist. Ein Kranker dürfte nur in den allerseltensten Fällen glücklich sein, und schon ein geringfügiges Leiden genügt gar oft, um dem sittlich durchaus nicht tief Stehenden seine Ruhe und

---

[1]) Nach einem in Stuttgart in dem „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“ gehaltenen Vortrage.

sein Glück zu rauben. Gab es doch nach des großen Briten Meinung noch keinen Philosophen, der mit Geduld das Zahnweh konnt' ertragen.

Da sollte man denn meinen, daß alle Welt dieser Grundbedingung des Glückes nachstreben und nachjagen, daß sie alles in Bewegung setzen müßte, um sich in dem dauernden Besitz der Gesundheit zu erhalten. Aber merkwürdigerweise findet das keineswegs statt. Unzählige Leute führen ein Leben, das man als ein gesundheitsgemäßes nicht ansehen kann und das auch, wie sie selbst ganz gut wissen, kein gesundheitsgemäßes ist und ihre Gesundheit, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch mit Sicherheit nach Jahren schädigen oder vielleicht ganz untergraben muß. Die liebe Gewohnheit und die Bequemlichkeit hält sie davon ab, gesundheitsgemäß zu leben; denn pflichtmäßig haben sie ihrem Körper, wie das ja mit manchen Berufen leider unzertrennlich verknüpft ist, keine Schädigungen irgendwelcher Art zuzufügen. Sie sehen zwar mit peinlichster Sorgfalt darauf, daß das Essen, das sie genießen, und vor allen Dingen die Getränke, die sie sich einverleiben — vielleicht mit einziger Ausnahme des wichtigsten aller Getränke, des Wassers —, in reichlicher Menge und vortrefflicher Art ihnen zur Verfügung stehe, aber daß der menschliche und tierische Körper nicht bloß eine Maschine zur Aufnahme und Verarbeitung der Nahrungsmittel und Getränke ist, sondern nebenher auch eine Kraftmaschine darstellt, und zwar eine unendlich viel vollkommenere als die besten und sinnreichsten Kraftmaschinen der Welt, selbst als die jetzt so beliebten Automobile, die nicht selten mit Eilzugsgeschwindigkeit sogar durch die friedlichen Straßen von Dörfern rasen und sie mit lieblichem Benzinduft erfüllen, daran denken nur wenige. Ihre einzige Muskelarbeit besteht oft nur darin, ein paarmal des Tages den kürzesten Weg zu ihrer Arbeitsstätte zu gehen, die Muskeln ihrer Finger in Bewegung zu setzen, um schwarze Linien und Punkte auf weißem Papier zu verewigen und des Abends vielleicht in eine Wirtschaft zu eilen, um dann stundenlang ganz stillzusitzen in zweifelhafter Luft und bei noch zweifelhafteren Getränken, die, in dieser Art tagtäglich und mehrfach genossen, der Gesundheit sicherlich nicht zuträglich sind. Die einzige Bewegung, die da ausgeführt wird — abgesehen natürlich von derjenigen des Atmens und der Tätigkeit des Herzens —, ist vielleicht nur ein lebhaftes Gestikulieren der Arme und eine gewaltige Tätigkeit ihrer Stimmuskeln, wenn ihnen die hohe Politik der Regierung nicht paßt oder die gegnerische politische Partei ihrer Meinung nach verderbliche und schlechte Wege wandelt.

Und doch wie wunderbar ist diese menschliche oder tierische Kraftmaschine, die auch den größten Teil des Gewichtes vom ganzen Körper ausmacht; denn das Fleisch, wie es der Laie nennt, oder die Muskeln, wie der Mediziner jene Maschine bezeichnet, betragen nahezu die Hälfte des ganzen Körpers und leisten Gewaltiges und Großartiges, sowohl was die Feinheit und Genauigkeit der Bewegungen anlangt — man denke nur an die Hand des Künstlers, die den Pinsel führt oder „die Saiten meistert" —, als auch was Geschwindigkeit und Kraft betrifft. Man vergegenwärtige sich die Leistungen der durch die Luft schießenden Vögel, des dahinsausenden Pferdes oder menschlichen Schnelläufers auf der

einen Seite und die gewaltigen Kraftleistungen der letzteren Geschöpfe, wenn sie große Lasten befördern, auf der andern.[1])

Weil nun jene lebendigen Kraftmaschinen so wunderbare Leistungen aufzuweisen haben und weil anderseits eine Vernachlässigung ihrer Tätigkeit schädigend auf unsern Körper einwirkt, so bin ich gern der Aufforderung gefolgt, in Ihrem Verein etwas über die gesundheitliche Bedeutung zu sprechen, die der Tätigkeit und zwar einer gewissen methodischen Tätigkeit jener Kraftmaschinen zukommt. Methodisch in Tätigkeit versetzt werden aber unsre Muskeln durch die Gymnastik und den Sport.

Was versteht man unter Gymnastik? Das Wort stammt, wie Sie wissen, aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich die Kunst oder Kunstfertigkeit des Nackten oder, genauer gesagt, nackter Menschen; denn die öffentlichen turnerischen Uebungen der Griechen, die den Charakter von Wettkämpfen trugen, wurden unter freiem Himmel von vollkommen nackten[2]) jungen Männern aufgeführt, bei denen in der Regel wohl auch nur männliche Zuschauer Zutritt hatten. Der gymnastische Wettkampf der Griechen bestand in ihrer klassischen Zeit, ohne daß ich mich hier auf Einzelheiten einlassen kann, in dem sogenannten Fünfkampf, dem Pentathlon, und zwar 1. in einem Schnellauf, 2. in dem Schleudern einer tellerförmigen schweren Scheibe, 3. einem Speerwurf, 4. einem Weitsprung und 5. in einem Ringkampf.

Indem ich auf die Frage der Reihenfolge, in der diese einzelnen Uebungen stattfanden, hier nicht näher eingehe — die Frage ist umstritten —, und noch hinzufüge, daß ich mich u. a. auch auf die Untersuchungen des in diesen Fragen hervorragend sachverständigen Professors Hüppe in Prag stütze, der alle diese Verhältnisse kürzlich an Ort und Stelle untersucht hat, bemerke ich folgendes:

1. Der Schnellauf erfolgte durch eine ebene Bahn von etwa 190 Metern Länge von mehreren Läufern zu gleicher Zeit und war anfänglich die einzige Uebung in den Wettkämpfen zu Olympia. Er wurde hoch gewertet und meistens so ausgeführt, wie auch wir heutzutage laufen, um möglichst schnell vorwärts zu kommen. Daneben gab es auch einen Dauerlauf, meistens mit Belastung. Die Läufer trugen dann Helm und Schild.[3])

2. Der Diskus war eine runde flache tellergroße Scheibe aus Metall,

---

[1]) An einem Apparat wird die gewaltige Leistung eines nur 1,3 Gramm wiegenden Froschmuskels gezeigt, der weit über das Hundertfache seines eignen Gewichtes, etwa 1000 Gramm, von einer Unterlage abzuheben imstande ist, also eine Spannung von über 1000 Gramm aufbringen muß. Zu gleicher Zeit werden einzelne Muskelfasern vorgewiesen, die, in durchsichtiger Flüssigkeit schwimmend, haarfeinen graugelben Fädchen gleichen. Zu Tausenden und Millionen in typischer Weise aneinandergefügt, bilden sie das, was man einen Muskel nennt.

[2]) γυμνός = gymnos bedeutet nackt, Gymnasium den Raum, in dem die Uebungen der nackten Wettkämpfer stattfanden, Gymnastik ihre Tätigkeit.

[3]) Originalphotographien von griechischen Wettkämpfen, wie sie sich auf den sogenannten panathenäischen Vasen finden, sowie solche von alten Statuen werden vergrößert an die Wand geworfen und erläutert.

von etwa 2 Kilo Gewicht, die, von unten her in die rechte Hand genommen, mit möglichster Kraft vorwärts und aufwärts geschleudert wurde. Schwirrend sauste sie durch die Luft; und Sieger war, wer sie am weitesten werfen konnte. In wunderbarer Schönheit ist uns die Haltung eines Diskuswerfers [1]) (eines Diskobulus) in einer Bildsäule des Künstlers Myron erhalten, freilich nicht im Original, aber doch in trefflichen alten Nachbildungen in Marmor, während die ursprüngliche Statue in Erz gegossen war.

Die Kunst des Wurfes bestand offenbar darin — neuerdings hat man den Diskuswurf auch gelegentlich wieder geübt —, der Scheibe einen gewaltigen Stoß nach vorwärts und oben zu erteilen sowie sie gleichzeitig während des Abwurfes in schnelle Drehung zu versetzen; denn nur ein schnell sich drehender Körper behält ziemlich fest seine Lage im Raum bei und fliegt — unter sonst gleichen Bedingungen — viel weiter als ein solcher, der sich nicht dreht. Offenbar war dies nicht leicht bei den doch ziemlich schweren metallenen Scheiben.

3. Der Speerwurf gehörte zu den leichteren Uebungen, insofern er zwar bedeutende Geschicklichkeit, aber weniger Kraft erforderte. Der Speer war aus Holz, kaum 2 Zentimeter dick und nahezu von Körperlänge, also nicht schwer, wenn er auch vorn eine metallene Spitze oder einen Metallbeschlag trug. Der Wurf war wohl meistens ein Zielwurf, aber häufig auch nur ein Weitwurf, ähnlich dem des Diskus.

An jedem Speer befand sich — etwa in seiner Mitte — ein Riemen mit Schleife, der uns ganz fremdartig anmutet, weil wir an unsern modernen Speeren oder Stäben, die zum Werfen bestimmt sind, derartige Riemen oder Schnüre nicht kennen. Dieser Riemen, der sicherlich von dem Werfer in die Hand genommen und vor dem Wurf um den Speer herumgelegt wurde, wickelte sich während des Werfens schnell von dem Speere ab und versetzte ihn in eine Drehung um seine Längsachse. So fliegt der Speer, wie dies jüngst Jüthner feststellte und ich bestätigen konnte, außerordentlich viel schöner und weiter, als wenn er aus der bloßen Hand geschleudert wird.

4. Der Sprung war ein Weitsprung mit Anlauf auf ebener Laufbahn und wurde mit Hanteln, sogenannten Halteren, ausgeführt, die der Springer in den Händen hielt. Dieselben hatten teils die Gestalt unsrer Hanteln, teils die von gekrümmten Retorten oder Kolben mit bequemem Handgriff. Im Durchschnitt dürfte jede Hantel 1,5 Kilogramm und mehr gewogen haben. Da nun angegeben wird, daß die Gymnasten mit dieser Ausrüstung 50 Fuß, etwa gleich 16,35 Meter, weit sprangen, ein normaler Mensch aber (und zu denen rechne ich auch die griechischen Gymnasten) nie und nimmer so weit springen kann, weder mit noch ohne Sprunggewichte in den Händen, so ist es als sicher anzunehmen — was u. a. auch Hüppe behauptet —, daß dieser Sprung kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter gewesen sein muß, ein Sprung, wie er

[1]) Verschiedene Photographien des Diskuswerfers werden projiziert und die Haltung desselben beim Abwurf der Scheibe genauer besprochen.

auch heutzutage noch in Griechenland bei Wettsprüngen üblich ist. Nach unsrer heutigen turnerischen Bezeichnung wäre er ein Weitsprung mit zwei Schritt Anlauf, bei dem aber die zwei Schritt Anlauf mit in den Sprung hineinbezogen wurden. Diesem Dreisprung ging ein längerer kräftiger Anlauf von etwa 17 Metern voran. Auch dann noch ist ein derartiger Dreisprung von 15 bis 16 Metern eine selten erreichte glänzende, aber mögliche Leistung. Die Sprunggewichte, geschickt in den Händen geschwungen, vermehrten sicherlich die Sprungweite, wie auch Aristoteles behauptet.

5. Der fünfte und auch der Zeit nach letzte Wettkampf war der Ringkampf, der mit Recht zu den schweren Uebungen gezählt wurde und außerordentlich weit verbreitet war. Als Sieger galt, wer den Gegner dreimal auf den Boden niederwarf. Allerhand Listen und Kniffe waren erlaubt, die bei uns nicht gestattet sind.

Alle diese Uebungen, die den Inhalt der gymnastischen Festspiele bildeten, wurden mit größtmöglicher Formvollendung vorgeführt. Langdauernde und anstrengende Vorübungen waren nötig, ehe man es zu der gewünschten Vollkommenheit brachte. Das Ergebnis aber aller dieser Tätigkeiten war, daß die Gymnastik bei dem Volke der Griechen in wunderbarer Blüte stand und die Tüchtigkeit des Körpers neben derjenigen des Geistes in entsprechender Weise gewertet wurde.

Das blieb nicht immer so. Es gab Zeiten, z. B. bei uns in Deutschland in dem ersten Abschnitt des vorigen Jahrhunderts, in denen körperliche Uebungen, weil staatsgefährlich, geradezu verpönt und verboten waren.

So begreift man, auf welch unendliche Schwierigkeiten der Turnvater Jahn stoßen mußte, als er methodische körperliche Uebungen, eben das von ihm so genannte „Turnen", zum Heile des Vaterlandes einzuführen sich bemühte und, da er zugleich „die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht" hatte, in verschiedenen Festungen ausgiebig über dieses sein staatsgefährliches Treiben nachzudenken Gelegenheit fand.

So versteht man ferner, daß ein schlesischer Arzt, Lorinser, im Jahre 1836 in seinem Aufsatze „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" die bitteren Worte schreiben konnte: „Die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, die Vielheit der Unterrichtsstunden und die Vielheit der häuslichen Aufgaben bei fast gänzlichem Fehlen jeglicher ausgiebigen körperlichen Bewegung ist das sicherste Mittel, um nicht Männer, sondern Schwächlinge und Sieche zu erziehen."

Aber diese Mahnrufe waren schließlich doch nicht vergeblich. Der Turnvater Jahn hat jetzt mehr als ein Standbild, und das Turnen im Verein mit dem munteren turnerischen Spiel, so wie es Jahn stets gewünscht hat, ist jetzt ein pflichtmäßiger Lehrgegenstand fast aller unsrer Schulen. An allen Schulen also werden methodische Bewegungen gelehrt und eingeübt, die den Zweck haben, den Körper zu bilden, ihn geschickt und kräftig zu machen. Dazu gehört natürlich die auf einen bestimmten Zweck gerichtete Tätigkeit vieler Muskeln, die zugleich mit einer gewissen Kraft und Anstrengung ausgeführt werden muß; denn wenn

jemand die Violine spielt oder wenn er mit noch so großer Kraft als „Klaviervirtuose“ den Saiten eines Klaviers arg zusetzt, so wird man von ihm nicht sagen, daß er turnt. Bei ihm ist die Bewegung, auch wenn sie nicht unbedeutend und geringfügig ist, das Nebensächliche; wichtig sind nur die durch sie erzeugten Klänge. Beim Turnen aber ist die Bewegung und die mit ihr verbundene Anstrengung, die ja durchschnittlich eine viel größere ist als bei künstlerischen Leistungen, die Hauptsache.

Im wesentlichen dasselbe gilt vom Sport. Und ich kann einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Turnen und Sport nicht finden. Wenn ich natürlich von all dem absehe, was heutzutage als Sport bezeichnet wird — wie Züchten von weißen Tauben mit einem grauen Fleck auf dem Kopf, wie Sammeln seltener Briefmarken oder Pferde-, neuerdings Trambahnbilletts und was dergleichen schöner Dinge mehr sind —, so verstehe ich unter dem eigentlichen Sport ebenfalls bestimmte, mehr oder weniger schwierige Bewegungen, d. h. Tätigkeiten unsrer Muskeln zu einem bestimmten Bewegungszweck. Wenn also jemand die Muskeln seiner Gehwerkzeuge in Tätigkeit setzt und es durch angestrengte Uebung so weit bringt, daß er sehr schnell oder sehr lange Zeit diese Bewegung fortsetzen kann, wenn ein andrer im Verein mit gleichstrebenden Genossen den schlanken Kahn möglichst schnell und möglichst lange über den Fluß dahingleiten läßt — was, nebenbei bemerkt, fast alle Muskeln des Körpers in gewaltige Bewegung und Anstrengung versetzt —, wenn ein dritter gleich dem Kahn seinen eignen Körper durch die Fluten bewegt oder auf schmaler Stahlfläche stehend über das glatte Eis dahinschießt, wenn andre irgendwelche der mannigfachsten Bewegungen ausführen, die man als sportliche bezeichnet, so ist allen diesen Bewegungen wie denjenigen beim Turnen gemeinsam, daß eine ziemlich große Menge von Muskeln zu einem bestimmten Zweck in methodische, planmäßige Tätigkeit versetzt wird

Alle diese Tätigkeiten, auch diejenigen gleicher Art werden nun verschieden gewertet. Es kommt nicht darauf an, daß überhaupt von dem Sportsmann oder Turner eine möglichst große Arbeit in Meterkilogramm geleistet wird, sondern im Gegenteil, diejenige gymnastische Tätigkeit wird am höchsten geschätzt, bei welcher der Betreffende bei geringster Arbeitsleistung in einer ganz bestimmten Uebung das meiste leistet. Wenn jemand zum Beispiel auch bis zur äußersten Grenze der Ermüdung sich angestrengt hat und dabei, wenn man es genau ausrechnen könnte, eine ganz gewaltige Arbeit in Meterkilogramm aufgebracht hätte, so steht er doch weit hinter dem zurück, der eine viel geringere Arbeit ausgeführt hat, aber mit derselben für einen bestimmten Zweck, eben den Zweck der Uebung (Laufen, Rudern, Schwimmen), viel mehr erreicht hat. Nicht die absolute Größe der Arbeit, sondern ihre möglichst sparsame und zweckmäßige Ausnutzung für einen bestimmten Zweck wird hier wie überall gewertet. Die haushälterische Verwendung unsrer Muskelmaschinen für bestimmte künstliche Zwecke ist nun aber eine äußerst schwierige Sache, die erlernt, die geübt werden muß. Uebung macht den Meister, exercitus, d. h. „Uebung“ nannten die Römer die zusammen arbeitenden, geschulten Menschenmassen (die wir Deutschen „Heer“ nennen), mit denen sie die

gesamte damalige Welt unterwarfen und beherrschten. Je mehr nun methodisch — bei der nötigen vorhandenen angeborenen Geschicklichkeit und Kraft — geübt wird, um so meisterhafter werden die Leistungen, um so höher oder weiter wird der Sprung, um so schneller und andauernder der Gang oder der Lauf, um so weiter oder geeigneter für den bestimmten Zweck fliegen die Bälle und werden die Kugeln und Steine gestoßen oder geworfen.

Wenn nun diese Meisterschaft, wie das hin und wieder beim Sport vorkommt, bis auf die Spitze getrieben wird, wenn nur diese dann erreichten, oft sehr einseitigen Höchstleistungen berücksichtigt und gezählt werden, so kann es sich ereignen, daß aus dem Sport ein Zerrbild wird. Es ist ja gewiß schön, wenn jemand sehr hoch springen oder einen schweren Stein sehr weit werfen kann, aber wenn er schließlich weiter nichts oder nicht viel mehr als das kann, so ist er eben sehr einseitig und kann meines Erachtens vom gymnastischen Standpunkt aus nicht so hoch gewertet werden wie jemand, der diese Uebungen nicht so vollkommen beherrscht, aber noch mancherlei andre Uebungen ziemlich vollkommen ausführt.

Die Griechen sind uns in dieser Beziehung ein gutes Vorbild, und schon Aristoteles sagt deshalb von den Fünfkämpfern, daß sie die schönsten Menschen seien, weil ihr Körper für die Uebungen, die wesentlich Kraft erfordern, sowie für die, welche wesentlich Leistungen der Geschicklichkeit sind, in gleicher Weise geeignet und ausgebildet ist.[1])

*

Ich wende mich nun zu der nicht ganz leichten Frage, wie man vom wissenschaftlichen Standpunkte aus alle die hundert- und tausendfältigen Bewegungen und Haltungen, die den Inhalt aller gymnastischen (turnerischen und sportlichen) Uebungen bilden, unter einheitliche Gesichtspunkte ordnen kann, um dann des genaueren zu untersuchen, wie sie auf Grund dieser ihrer einzelnen Bestandteile auf unsern Körper einwirken.

Alle hierbei in Betracht kommenden Muskelleistungen lassen sich meines Erachtens in der Hauptsache folgendermaßen in drei große Gruppen einteilen:

1. Es wird von den Muskeln positive Arbeit im physikalischen Sinne des Wortes geleistet, sei es, daß Lasten gehoben oder daß ihnen Geschwindigkeiten erteilt werden. (Arbeitsübungen.)

2. Es wird eine bestimmte positive Arbeit allmählich vernichtet oder gehemmt, z. B. ein schwerer Stein langsam gesenkt. (Hemmungsübungen.)

3. Es wird im physikalischen Sinne des Wortes keine Arbeit geleistet, sondern nur eine Spannung von gleichbleibender, oft sehr bedeutender Größe ausgehalten, z. B. eine Hantel mit gestrecktem Arm ruhig gehalten. (Spannungsübungen.)

Jede turnerische oder sportliche Uebung hat nun von jeder dieser drei

---

[1]) Ich bemerke, daß unsre neue Wetturnordnung diesem Umstand ebenfalls Rechnung trägt und tadellose Ausführung sowohl von Kraft- wie von Geschicklichkeitsübungen verlangt.

Tätigkeiten etwas in sich, aber oft in so verschiedenem Maße, daß man von Arbeits-, Hemmungs- und Spannungsübungen sprechen kann.

Beginnen wir mit der ersten Gruppe, den Arbeitsübungen. Das beste Beispiel für eine derartige Uebung ist das Bergsteigen, bei dem wir die Last unsers ganzen Körpers durch die Kraft bestimmter Beinmuskeln in die Höhe heben. Aehnliches, wenn auch durch die Muskeln der Beine und der Arme, geschieht beim Klettern oder nur durch die der Arme beim Klimmen. Jede Erhebung unsers Körpers, genauer gesagt seines etwa in der Mitte des Beckens gelegenen Schwerpunktes, ist eine derartige Arbeit, z. B. der Uebergang aus einer Hockstellung, etwa aus der Kniebeuge, in die Streckstellung. Auch die Hebung des Schwerpunktes einzelner Glieder, z. B. der Arme, namentlich wenn sie mit Gewichten beschwert sind, ist eine Arbeitsübung.

Des weiteren wird, wie die Physik lehrt, Arbeit geleistet, wenn man den Massen Geschwindigkeiten erteilt. Eine Lokomotive braucht nicht geheizt zu werden, wenn sie ruhig im Schuppen steht; soll sie sich aber vorwärts bewegen und gar noch andern großen Massen, wie den an sie gehängten Wagen, Geschwindigkeiten erteilen, so muß man sie heizen, d. h. es muß die Wärme der Kohlen, welche Arbeit (Energie) repräsentiert, sich in andre Arbeit, nämlich in Bewegung der Massen, umsetzen. So ähnlich ist es auch mit unserm Körper oder einzelnen Teilen desselben. Wenn wir auf ebener Erde gehen oder gar laufen und springen, so erteilen wir unserm Körper durch gewisse Beinmuskeln geringere oder größere Geschwindigkeiten und leisten so entsprechend kleinere oder größere Arbeiten, um so größere natürlich, je größer die erreichten Geschwindigkeiten sind. Wer seinen Körper im Sprunge zwei Meter weit schleudert, leistet eine viel größere Arbeit als der, welcher ihn nur einen Meter weit durch die Luft bewegt, und in demselben Maße wird seine Muskelmaschine zersetzt, gerade wie unter sonst ganz gleichen Bedingungen eine Flintenkugel um so höher oder weiter fliegt, je größer die Ladung ist, je mehr also Arbeitsmaterial verbraucht wird.

Was für den ganzen Körper gilt, das gilt auch für einzelne Teile desselben. Wenn wir unserm Arm und einem von der Hand gehaltenen Stein eine große Geschwindigkeit erteilen, so zeigt sich diese Arbeit dann sehr deutlich, sobald der zu bestimmter Zeit losgelassene Stein mit gewaltiger Geschwindigkeit weithin durch die Luft fliegt.

Die zweite Gruppe der Uebungen nenne ich die Hemmungsübungen. Ein Beispiel für dieselben ist das langsame Herablassen eines Gewichtes durch Muskelkraft, so daß es mit der Geschwindigkeit von Null auf seiner tiefsten Stelle anlangt, oder ferner das Bergabgehen, bei dem die Last unsers ganzen Körpers von einer oft sehr beträchtlichen Höhe Schritt für Schritt allmählich herabgelassen wird.[1])

---

[1]) Nebenher sei erwähnt, daß der Körper des bergab gehenden Wanderers keineswegs immer die Geschwindigkeit Null hat, wenn der vorangestellte Fuß desselben mit seiner Hacke den Fußboden berührt — sonst wäre das Bergabsteigen eine unendlich mühselige Uebung —, sondern daß die abwärts gerichtete Bewegung plötzlich durch einen Stoß aufgehalten wird, was den Muskeln zugute kommt, dafür aber Knochen und Bänder anspannt und erschüttert.

Würden wir das Gewicht oder unsern Körper von ihrer höchsten Höhe herabfallen lassen, so wäre die Erschütterung je nach der Höhe und der Größe der gehobenen Last eine so gewaltige, daß das Gewicht uns verletzen, unser Körper aber vollkommen zertrümmert würde. Wird aber die durch die Hebung von Lasten erzeugte Arbeit oder Energie ganz allmählich in Wärme umgewandelt, indem der freie Fall sozusagen fortwährend gehemmt wird, so geschieht dies auch durch Muskelleistung. Dieselbe ist aber außerordentlich viel kleiner, als zur Aufbringung der betreffenden positiven Arbeit nötig war. Bergabgehen, namentlich auf gutem Wege, strengt nicht entfernt so an wie Bergaufgehen.

In dritter Linie nenne ich die Spannungs- oder Haltungsübungen, die also wesentlich darauf beruhen, daß ein oder mehrere Muskeln andauernd in einer größeren oder geringeren gleichartigen Spannung verharren. Wenn wir ein Paar Hanteln mit seitlich wagerecht ausgestreckten Armen möglichst ruhig in gleicher Höhe halten, so führen wir eine derartige Haltungsübung aus, die um so anstrengender für uns ist, je schwerer das Gewicht der Hanteln ist und je länger wir sie ruhig halten sollen.

Aehnliches gilt für fast jede Stillhaltung unsers Körpers oder einzelner Glieder desselben. Wenn jemand seinen Körper in senkrechter Haltung möglichst still halten soll, wie etwa nach dem Kommando „Stillgestanden", so ist das eine Haltungsübung, bei der die möglichst gleichen Spannungen der verschiedenen gegeneinander wirkenden Muskeln erstens überhaupt kleine Werte erreichen sollen und bei der zweitens, falls sie große Werte erreichen müssen, den Körper doch möglichst ruhig halten und jedenfalls zu keinen ausgiebigen Bewegungen führen dürfen. Denn es ist das Verdienst des Physiologen Vierordt, gezeigt zu haben, daß und welche Bewegungen ein derartig „stillstehender" Mensch ausführt. Sie sind keineswegs unbedeutend, und es war jedenfalls jener Unteroffizier nicht ganz im Recht, der seinen Soldaten gegenüber verlangte, sie müßten nach dem Kommando „Stillgestanden" so vollkommen ruhig stehen, daß im Vergleich zu ihnen die auf der Siegessäule stehende Viktoria einer Wackelpuppe gleich wäre.

Tatsächlich schwankt eben unser Körper, auch wenn er „stillsteht", fortwährend hin und her und in um so weiteren Grenzen, je ungeübter unsre Muskeln sind und je schwieriger unser Stand ist. Dasselbe Spiel wiederholt sich in mehr oder weniger ausgiebiger Weise bei allen Balancierübungen, wie beim Stehen oder Gehen über ein schmales Brett, beim Reiten, vor allen Dingen beim Radeln.

Vielfach werden an die den Körper ruhig haltenden Muskeln auch ungeheure Anforderungen gestellt; denn wenn die Züge auf einer Seite sehr groß sind, so müssen, falls Ruhe eintreten soll, auch die Gegenzüge ebenso gewaltig sein. Derartigen mit Riesenspannungen der Muskeln aufrechterhaltenen ruhigen Stellungen begegnet man beim Ringkampf, beim Seilziehen u. dgl., solange die Muskelkräfte der Gegner sich genau die Wage halten.

*

Die Wirkungen dieser drei verschiedenen Uebungen auf unsern Körper sind nun außerordentlich verschieden. Im allgemeinen gilt folgendes: Je größer bei den Arbeitsübungen die in einer bestimmten Zeit geleistete Arbeit in Kilogrammmetern ist, je mehr also für sie Arbeitsmaterial — ganz ähnlich wie bei einer Dampfmaschine — verbraucht worden ist, um so größer ist der Bedarf nach Ersatz und um so mehr Ernährungsmaterial muß den Arbeitsmaschinen zugeführt werden; um so größer natürlich ist auch das Erholungsbedürfnis auf der einen und Hunger wie Durst auf der andern Seite.

Haben an diesen Leistungen nur sehr wenige Muskeln unsers Körpers teilgenommen, so stellt sich je nach der Größe der Arbeit wesentlich ein Ermüdungsgefühl in den betreffenden Muskeln ein. Diese Muskeln versagen schließlich infolge von Ermüdung und schützen sich durch diese heilsame Einrichtung der Mutter Natur vor Selbstzerstörung. Wird daher, wie zum Beispiel durch Alkoholgenuß, das Ermüdungsgefühl ertötet, so arbeitet die Muskelmaschine über das erlaubte Maß hinaus, und nach augenblicklicher, kurz dauernder Erregung tritt eine um so länger dauernde Erschlaffung und Ermattung ein; nebenbei bemerkt, eine Tatsache, die leider noch viel zu wenig bekannt ist, da die Mehrzahl der Menschen — glücklicherweise nicht mehr die Sportsleute und wohl auch die Turner — immer noch glaubt: der Alkohol gibt Kraft, während er eher das Gegenteil tut.

Ganz anders gestaltet sich nun aber die Sache, wenn sehr viele Muskeln unsers Körpers zu möglichst ausgiebiger Arbeit herangezogen werden, wie zum Beispiel bei raschem Steigen auf einen Berg oder eine Treppe, bei schnellem Lauf, bei angestrengtem Rudern u. dgl. Da versagt nach kürzerer oder längerer Zeit auch die Maschine, aber nicht, weil etwa beim schnellen Laufen die Beinmuskeln ermattet sind und nicht mehr arbeiten können, sondern weil wir, indem zugleich unser Herz gewaltig angestrengt ist, keine Luft bekommen. Der Atem versagt uns. Setzten wir trotzdem den Lauf fort, so könnten wir totenblaß und ohnmächtig zusammenstürzen, ja es könnte uns so gehen wie jenem berühmten griechischen Läufer, der nach der ruhmvollen Schlacht bei Marathon den etwa 40 Kilometer weiten, auf- und absteigenden Weg von Marathon bis Athen in rasender Eile durchlief und in Athen mit dem einzigen Ruf: „Wir haben gesiegt!“ tot zusammenbrach.

Alle derlei Muskelleistungen, bei denen in verhältnismäßig kurzer Zeit bedeutende physikalische Arbeit geleistet wird, beeinflussen also in hohem Maße unser Herz und unsre Lungen und erhöhen den Stoffwechsel, namentlich den gasigen Stoffwechsel geradezu ungeheuer. Wie die Schlote einer Dampfmaschine gewaltig rauchen, wenn unter allen Kesseln die Kohlen glühen und viel Dampf unter starkem Druck die Maschine treibt, so raucht auch gewissermaßen unsre Muskelmaschine, und außerordentlich große Mengen von Kohlensäure entströmen unserm Munde und unsrer Nase beim Ausatmen.

Ist die von vielen Muskeln geleistete Arbeit geringer oder über eine größere Zeit verteilt, so machen sich natürlich dieselben Wirkungen, aber in viel geringerem Maße, bemerkbar, und es ist die Kunst des Turnlehrers oder des leitenden Sports-

mannes, die Uebungen so abzumessen, gewissermaßen zu dosieren, daß diese ihre Wirkungen auf Herz und Lunge sowie auf die Muskeln und den ganzen Körper selbst heilsam sind und keinerlei Schaden bringen. Das im einzelnen auszuführen, ist hier nicht der Ort. Eine reiche Erfahrung hat da gelehrt, daß derlei starke Arbeitsübungen dem Alter, namentlich dem höheren Alter, durchaus nicht zukommen. Wieviel Leute, die sich niemals in ihrer Jugend und später erst recht nicht körperlich geschult und gymnastisch (im weitesten Sinne des Wortes) gebildet haben, werden oft, wenn sie die Vierzig längst überschritten haben, fanatische Bergsteiger. Sie freuen sich ihrer Leistungen, aber gar häufig müssen sie diese Freude mit einer Erkrankung des Herzens büßen, die nicht nach ein oder zwei Tagen oder Monaten, wohl aber nach Jahren einsetzt. Nur die reifere Jugend soll daher bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit herangehen; auch die frühe Jugend nicht, für die immer nur kleine Dosen von Arbeitsübungen auf längere Zeit verteilt, wie das zum Beispiel im Spiel und im Marsch stattfindet, als zweckmäßig sich erweisen. Im allgemeinen aber sind die Arbeitsübungen, bei denen viel Muskeln arbeiten — natürlich in zweckmäßiger Stärke — von unschätzbarem Wert und von vortrefflicher Wirkung.

Ganz anders wie die eigentlichen Arbeitsübungen wirken auf unsern Organismus die Hemmungsübungen. Wenn zum Beispiel eine größere Gesellschaft von Menschen, vielleicht ein Trupp Soldaten, einen hohen Paß überschreitet, der gar nicht steil anzusteigen braucht, so wird nach einiger Zeit tiefe Ruhe über der Truppe herrschen. Die Witzbolde verstummen, kein unnötiger lauter Ruf wird gehört und nur das einförmige Geräusch des Marschierens wird vernommen. Da endlich ist der Gipfel erreicht; die Straße beginnt langsam zu sinken. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, ändert sich das Bild. Jauchzen, frohe, muntere Lieder ertönen, und alle Müdigkeit ist vergessen. Die Muskeln, welche die Steigarbeit geleistet, waren noch lange nicht bis zur Erschöpfung ermüdet. Nur Herz und Lungen mußten gewaltig arbeiten. Und indem es jetzt bergab geht, werden diese entlastet, weil — wie schon oben erwähnt — die Muskeln beim Bergabgehen viel weniger sich anstrengen müssen als beim Bergaufgehen.

Ganz ähnliches, was ich hier beim Bergabgehen beschrieben habe, gilt für die verschiedensten Hemmungsübungen im Vergleich mit den entsprechenden Arbeitsübungen. Ist zum Beispiel jemand an einem Seil oder an einer hohen Stange hinaufgeklettert, so löst sich das oft peinigende Gefühl der Anstrengung in angenehmster Weise in Wohlgefallen auf, sobald die höchste Höhe erreicht ist und das Hinabgleiten beginnt.

Ich komme schließlich zu den Spannungsübungen, die je nach der Größe der erreichten Spannungen ganz verschiedene Wirkungen haben. Sind die Spannungen schwach und beteiligen sich an denselben nur wenige Muskeln, handelt es sich also beispielsweise um Ruhighaltung eines oder mehrerer Glieder, so wird eine kaum nennenswerte Wirkung auf die Muskeln selbst ausgeübt, wohl aber können behufs genauer Abwägung der einander entgegenwirkenden Muskeln diejenigen Organe, unter deren Befehl die Muskeln stehen, das ist das Gehirn

und die Nerven, zu angestrengter Tätigkeit herangezogen werden. Wenn wir zum Beispiel einen Stab auf unsrer Hand balancieren, so ist die Leistung der betreffenden Armmuskeln, was Kraft anlangt, eine verschwindende, das gegenseitige Abwägen aber dieser geringen Leistungen eine sehr schwierige Leistung, die nur mit Mühe erlernt werden kann. Es ist dies kurz gesagt eine viel größere Anstrengung des Gehirns als der Muskeln. Derlei Uebungen ermüden auch das Gehirn nicht unbedeutend und eignen sich keineswegs, wie man das vielfach annimmt, zur Erholung von wissenschaftlicher Arbeit. In jeder sportlichen und gymnastischen Uebung ist nun aber ein mehr oder weniger großer Teil Gehirnarbeit enthalten, deshalb wirkt eine jede ermüdend. Am wenigsten — was die Ermüdung des Gehirns anlangt — natürlich eine solche, die ganz mechanisch, sozusagen von selbst, d. h. ohne irgendeine nennenswerte Gehirntätigkeit, sich abspielt.

Auch hier hat die Erfahrung zu entscheiden. Sie wird derlei Uebungen, bei denen gedacht oder sonstwie in hervorragendem Maße mit dem Gehirn gearbeitet werden muß, nicht allzusehr bevorzugen, sondern lieber solche Uebungen vornehmen, die den ganzen Körper tüchtig durcharbeiten, ohne daß dabei das Gehirn viel zu tun hat. Dieses wird ja häufig genug schon in überreichem Maße durch anderweitige, nämlich wissenschaftliche Arbeit belastet.

Sind dagegen die Spannungen der gegeneinander wirkenden Muskeln, wie beim Hochhalten oder langsamen Hochheben eines schweren Gewichtes, beim Ringkampf u. s. w. sehr groß, so tritt noch etwas ganz Besonderes hinzu. Zu all diesen Tätigkeiten ist nämlich die Feststellung unsers Brustkorbes notwendig. Das geschieht nun aber in der Weise, daß man kräftig einatmet, den Kehlkopf, häufig auch den Mund, fest verschließt und nun eine kräftige Ausatmungsanstrengung (nicht Bewegung) macht. Man nennt diesen Vorgang den Vorgang des Pressens oder Drängens. Derselbe wirkt nun in höchst charakteristischer Weise aufs Herz. Weil dasselbe unter Druck gesetzt wird, so kann es nicht vollkommen erschlaffen und sich erholen. Es bedarf aber durchaus der Erholung wie jeder andre Muskel, ja noch mehr als jeder andre Muskel, da es vom ersten Anbeginn des Lebens an Stunde für Stunde, Tag und Nacht ohne Unterbrechung tätig ist. Nur in den kurzen Zeiträumen der Erschlaffung, die zwischen den (noch kürzeren) der Zusammenziehung gelegen sind, da erholt es sich, falls es eben nicht durch den Vorgang des Pressens beengt ist. Starkes und namentlich länger dauerndes Pressen schadet daher dem Herzen und mittelbar dem ganzen Organismus. Es füllt sich immer schwächer, die lebenswichtigen Organe erhalten immer weniger Blut, der Puls wird immer kleiner und eine schwere Ohnmacht kann eintreten, wenn nicht ein tiefer, erlösender Atemzug das Herz aus seiner Klemme befreit.

Kurzdauernde Pressungen kommen wohl bei allen Uebungen vor, die ein irgendwie genau abwägendes Spiel der Muskeln verlangen. Sie schaden sicher nichts; gewaltige, namentlich langdauernde Pressungen aber sind im allgemeinen zu vermeiden, vor allen Dingen bei älteren Personen und bei solchen, deren

Herz irgendwie gelitten hat. Ich war oft erstaunt, wie bei scheinbar riesig kräftigen jüngeren Leuten infolge derartiger Uebungen das Herz schwach zu werden anfing und Ohnmachtsanfälle drohten. Vielfach hatten sie dann in ihrer Jugend eine Diphtherie oder eine andre das Herz schädigende Krankheit überstanden.

Nun, es gilt eben hier, wie überall, Maß zu halten. Das Allzuviel schadet immer und überall. Das soll uns aber nicht abhalten, die gymnastischen Uebungen im weitesten Sinne des Wortes jedweder Person, sei sie alt oder jung, sei sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes, auf das dringendste zu empfehlen; denn richtig angewendet werden sie nicht bloß von heilsamstem Einfluß auf den Körper eines jeden sein, sondern — und das ist gewiß nicht zu unterschätzen — auch auf das Gemüt. Es ist kaum möglich, daß bei lebhafter, munterer Bewegung, die mit gleichstrebenden Genossen ausgeführt wird, trübselige Gedanken aufkommen. Ja, sie werden sogar, wenn sie da sein sollten, verscheucht. Hierzu kommt die Freude, die jeder empfindet, wenn er sich durch andauernde Mühe und Arbeit etwas zu eigen gemacht hat, denn nur das mühevoll Errungene ist wahrhaft unser Besitz. Wie groß ist daher oft die Freude des Gymnasten, der endlich eine Uebung nach manchem vergeblichen Bemühen sicher beherrscht oder einen gewaltigen Gegner übertroffen hat!

So wird jeder einzelne durch zweckmäßige und andauernde gymnastische Tätigkeit sich selbst und der Gesamtheit nützen, indem er Krankheiten von seinem Körper fernhält und seine körperliche wie geistige Leistungsfähigkeit erhöht. Trübe Stunden, die keinem Sterblichen erspart bleiben, verlieren hierdurch einigermaßen ihre peinigende Schärfe, und wen keine oder nur geringfügige Bekümmernisse bedrücken, dem bläst sie ein munteres Spiel, eine Reihe lebhafter turnerischer Bewegungen fort, gleichwie ein trockener, warmer Wind das Regenwasser von dem feuchten Gestein. Keiner soll sich deshalb der gymnastischen Uebungen völlig enthalten, sondern jeder in seiner Art sie betreiben. Dadurch nützt er nicht bloß sich selbst, sondern vor allen Dingen auch dem Vaterlande, das gesunder — körperlich und geistig gesunder — Männer und Frauen bedarf.

Die englisch-russische Vereinbarung [1]

Von

H. Vambéry

I

Still und geräuschlos, wie es ernsten Arbeiten geziemt, vollzieht sich gegenwärtig an den Ufern der Newa ein Akt von ganz außerordentlicher politischer Bedeutung, der nicht nur den Politiker vom Fach, sondern jeden ge-

[1]) Wir behalten uns eine weitere Behandlung dieser neuen Entente von diplomatischer Seite vor. Die Redaktion.

bildeten und denkenden Menschen interessiert. Ich ziele hiermit auf die Unterhandlungen, die seitens Englands und Rußlands behufs Zustandekommens eines freundschaftlichen Zusammengehens in Asien, zu einer gegenseitigen Verständigung auf dem Gebiete der politischen und wirtschaftlichen Ziele in der Alten Welt und hauptsächlich zur Beseitigung jener Mißhelligkeiten, Reibungen und Eifersüchteleien, die schon seit Jahrhunderten den politischen, kulturellen und ökonomischen Absichten der beiden im Wege gestanden und auf deren anderseitigen freien Bewegungen verzögernd oder störend gewirkt haben. Das Bemühen bezüglich einer gegenseitigen Verständigung zwischen den beiden Großstaaten in Asien ist allerdings nicht neu, und daß es bisher nicht gelungen, daran ist in erster Reihe Rußlands grenzenloser Erdhunger schuld, welches Land, durch den Verfall und Verkommenheit seiner asiatischen Grenznachbarn ermuntert, nach allen Richtungen hin freies Terrain gefunden; während sein Rivale über Weltmeere gebietend mit seiner mächtigen Flotte den entferntesten Uferländern sich nähern und allmählich auch ins Innere des Festlandes erobernd fortschreiten konnte. Angesichts dieser in St. Petersburg gepflogenen Beratungen fragt es sich in erster Reihe: ob die Bemühungen der beiden Kabinette Aussicht auf Erfolg haben und zweitens, warum man eben jetzt und nicht schon früher den festen Willen zu einer Verständigung bekundet und mit dem Versuche so lange gezögert hat?

Auf beide dieser Fragen sei hier in Kürze geantwortet. Der Erfolg der jetzigen Unterhandlungen hängt, wie gesagt, hauptsächlich vom Kabinett von St. Petersburg ab, namentlich, ob die Russen der durch den russisch-japanischen Krieg geschaffenen Sachlage Rechnung tragend zur Einsicht gelangt sind, daß der Sieg einer asiatischen Macht über einen europäischen Großstaat bei den verschiedenen Völkern der asiatischen Welt auf das zukünftige Gebaren des Abendlandes im Morgenlande von ganz ungeahntem Einfluß sein kann und sein wird. Es ist ferner in Anbetracht zu nehmen, daß unsre Großstaaten, die in Asien politische und wirtschaftliche Ziele verfolgen, bei ihren zukünftigen Plänen nicht mehr mit jener Leichtigkeit vorgehen werden können, wie dies bisher der Fall gewesen. In dem unter dem Banne mosleminischer Orthodoxie schmachtenden Westasien, wo der europäische Einfluß das Werk der Eroberung schon gehörig vorbereitet hat, dort werden bei der Verwirklichung der zukünftigen Eroberungspläne, nachdem die Rivalen sich gegenseitig verständigt haben, wohl keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden sein. Doch ganz anders verhält es sich mit dem mittleren und östlichen Asien, und was das eigentliche Zentralasien, Afghanistan und Indien anbelangt, so hat, namentlich in den letztgenannten zwei Teilen, der bildende und umgestaltende abendländische Einfluß merkliche Spuren einer allmählich um sich greifenden Veränderung zurückgelassen. Diese Veränderung ist gegenwärtig weniger bei den großen Massen als vielmehr bei den Spitzen und Leitern der Gesellschaft wahrzunehmen, man steht auf dem Punkte, Religions- und Rassenvorurteile zu überwinden, denn der Islam, der ehedem auf Buddhisten und Brahmanisten mit tiefstem Abscheu, Widerwillen und Verachtung geblickt, will sich neuestens freudig erregt und mit Stolz erfüllt an Japan ein Beispiel

nehmen. Dieses ist ein ganz außerordentlich großer Schritt in der kulturellen Evolution der Moslemin Asiens, und obwohl noch viel Zeit vergehen wird, bevor die gelbe Menschheit ihre übrigen asiatischen Brüder gegen die abendländische Uebermacht schützen kann, so ist ihr heute auf den blutgetränkten Feldern der Mandschurei erlangtes Prestige dennoch ein schweres Mahnungswort für Europa. England war vorsichtig und klug genug, diese Veränderung der Sachlage nach Gebühr zu würdigen. Seine Allianz mit Japan, seine Aussöhnung mit Afghanistan und seine mannigfachen Konzessionen an die um administrative Autonomie drängenden Hindostaner sind ein beredter Beweis für seine richtige Beurteilung der Sachlage. Will Rußland das Beispiel der Engländer befolgen, mit den bis jetzt erworbenen Gebieten sich begnügen und den zukünftigen politischen Abenteuern entsagen, so ist die erste Bedingung des Erfolges gegenwärtiger Unterhandlungen gesichert, sonst aber nicht, denn das ewig und unablässig gierige Nachbarauge muß selbst den gleichmütigsten Menschen außer Fassung bringen.

Und diese Mäßigung, dieser Abschluß der bisherigen Eroberungen täte den Russen auch schon deshalb gut, weil der trostlose Zustand ihrer inneren Politik die Tätigkeit auf dem Felde der äußeren Angelegenheiten noch lange hemmen mag und weil es nicht leicht sein wird, das arg beschädigte Ansehen der einst so sehr gefürchteten Streitmacht wiederherzustellen. Wie es scheint, hat man an der Themse dieser veränderten russischen Sachlage auch sonstens Rechnung getragen, denn der Gedanke, daß man dem geschwächten Gegner und Rivalen gegenüber den Zuvorkommenden spielt und den Schwerpunkt der Unterhandlungen nicht nach London, sondern nach Petersburg verlegt hat, bekundet einen gewissen Grad von Nachgiebigkeit von englischer Seite. Niemand kann wissen, ob die Russen diese Zuvorkommenheit der Briten dem Gehöre nach würdigen werden und in welchem Maße sie geneigt sind, die angebotene Freundschaftshand anzunehmen und bei Schlichtung der bisherigen Differenzen im Geiste der wirklichen Friedfertigkeit vorzugehen. Wenn Rußland seine oft grund- und nutzlose Politik der steten Aggression und der unersättlichen Ländergier von nun an aufgeben will, so wird es bald zur Einsicht gelangen, daß ihm viele Jahrzehnte der Ruhe nötig sind, um die politischen und kulturellen Beziehungen der eroberten Länder bis zu einem gewissen Maße der Sicherheit und des Wohlstandes zu entfalten. Und abgesehen hiervon, glauben denn die Herren in St. Petersburg, daß die Erweiterung der Grenzen, die Unterwerfung fremder Völker und die Eroberung asiatischer Länder sich heute noch so leicht gestaltet wie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts? Nein! Die Welt hat sich verändert und verändert sich fortwährend. In Afrika mag es noch freie Eroberungsfelder geben, in Asien gibt es deren keine mehr, denn durch das Erwachen der asiatischen Völker und durch die zunehmende Rivalität der Westmächte wird der Sieg immer schwerer und das Gebot der Mäßigung immer dringender. Diese Notwendigkeit bezieht sich auf die Lage beider Kontrahenten in gleicher Weise, denn England sowohl als Rußland, falls sie sich nicht ewig in den Haaren liegen wollen, sind nun

beide hart an der Grenze ihrer Eroberungen angelangt, und Friede und Eintracht allein kann ihren nationalen Interessen und den Interessen der asiatischen Menschen am besten frommen.

Wir erlauben uns vor allem die Frage: wer von den beiden Rivalen mag von einer Vereinbarung mehr Nutzen ziehen, und wem würde das Nichtzustandekommen eines Ausgleiches schädlicher sein, England oder Rußland? Nun, um hier dem Leser eine plausible Antwort zu geben, müssen wir ein wenig im Grenzgebiet uns umschauen, das die Besitzungen und das Interessengebiet beider Großmächte in Asien voneinander trennt, und die etwaigen Reibungspunkte von der Nähe untersuchen. Auf der ganzen Breite des asiatischen Festlandes grenzt das englische Interessengebiet an das russische eigentlich unmittelbar nur in Persien und Zentralasien und mittelbar in Ostasien. In der asiatischen Türkei ist die durch den Vertrag von Cypern den Briten auferlegte Verbindlichkeit infolge des Auftretens Deutschlands so ziemlich abgeschwächt worden, und so unangenehm der deutsche wirtschaftliche und kulturelle Machteinfluß die um den Vorrang streitenden beiden alten Rivalen berühren mag, so ist doch Rußland mit seiner Stellung am oberen Euphrates und mit seinem Blicke nach Süden hierdurch am meisten in Mitleidenschaft gezogen und das Auftreten Germanias hat eigentlich nur ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Rückzug Englands aus Kleinasien war sozusagen ein freiwilliger. Es wird bald hundert Jahre werden, daß Chesney mit seinem Plane eines Ueberlandweges nach Indien via Bagdad den Bau des jetzt von den Deutschen durchgeführten Schienenstranges im Auge hatte. Später ist dieser Plan auch von andern englischen Ingenieuren und Politikern befürwortet worden, und angesichts der zeitweiligen äußerst günstigen Stellung des Kabinetts von St. James an dem Ufer des Bosporus wäre die Realisierung eines solchen Vorhabens auch gar nicht besonders schwer gewesen. Wenn England die jahrelang anhaltende günstige Gelegenheit versäumt und vom Felde der Aktion sich freiwillig zurückgezogen hat, so ist es den Deutschen gar nicht für übel zu nehmen, wenn sie die kostbare Gelegenheit sich zunutze gemacht und Kleinasien zum Ziele ihrer kulturellen und wirtschaftlichen, später vielleicht auch politischen Absichten auserkoren haben. In Kleinasien kann daher vorderhand nur von einem deutsch-russischen und nicht englisch-russischen Wettbewerb die Rede sein. Rußland wird wahrscheinlich nicht mit gefalteten Armen zusehen, wenn Deutschland seinen Einfluß vom Gebiete der Bagdadbahn weiter nach dem Norden auszudehnen Anstalten trifft, ebenso wird England ganz entschieden sich dagegen wehren, falls Deutschland von Bagdad aus nach dem Persischen Meerbusen vordringen wird.[1])

Die eigentliche Rivalität zwischen den beiden europäischen Großstaaten beginnt daher in Persien, welches im Norden durch Rußlands Stellung vom Araxes bis zum Heri-Rud und im Süden durch Englands Stellung von Beludschistan

[1]) Eine solche Absicht liegt nicht vor. Die Redaktion.

bis nach Koweit zum unmittelbaren Nachbargebiet der beiden Rivalen geworden und für beide in gleicher Weise einen hohen Grad von politischem, wirtschaftlichem und strategischem Interesse besitzt. Persien ist daher das erste Objekt, an dem die Vereinbarung der bisherigen divergierenden Ziele versucht werden wird. Es ist in den zwei letzten Jahrzehnten, namentlich seitdem Rußland infolge seiner Siege in den Khanaten und auf der Turkmenensteppe Persien vom Norden aus in seiner Umarmung hält, von Kollision und Vereinbarung zwischen den beiden Rivalen gar oft die Rede gewesen. Bald hieß es, eine Kollision zwischen den beiden Mächten sei unvermeidlich, bald wieder, daß es zu einer friedlichen Teilung der Beute kommen muß und kommen wird. Wer die heutige Sachlage in Persien sine ira et studio betrachtet, dem wird es gar bald einleuchten, daß Rußland teils durch seine vorteilhafte Stellung am Nordrande Irans, teils durch das laissez aller der Briten ermuntert, solche Pläne verraten hatte, die früher oder später den vertrauensseligen Nachbar aus dem Schlafe der Sicherheit aufrütteln mußten. Wenn der englische Handel durch den überwiegenden Einfluß Rußlands nicht nur im Norden, sondern auch im Süden Persiens stark zu leiden hatte, denn nach den neuesten Angaben belief der persische Handel mit Rußland in 1905/06 sich auf 7 836 706 Pfund Sterling, während der mit England nur 2 968 354 ausmachte, so ist dies eben solchen geographischen und ethnischen Vorteilen zuzuschreiben, welche die Russen sich früh zu verschaffen gewußt, von den Engländern aber ganz vernachlässigt worden sind. Durch die Transkaspische Bahn ist der Verkehr mit Khorasan erleichtert und die Fracht viel billiger geworden, als dies auf der langen und mühsamen Handelsroute von Buschir oder von Bender Abbas aus möglich ist. Auch ist der russische Handel durch die geschickte Vermittlung seiner Agenten und Kaufleute, zumeist Armenier, wirksam gefördert worden, denn der Armenier ist dem Asiaten gegenüber viel geschmeidiger als der Russe, während die Engländer eigentlich gar keine Vermittler gebrauchten, obwohl die aufgeweckten und kaufmännisch begabten indischen Parsis sich hierzu ganz vorteilhaft eignen würden. An der argen Beschädigung des britischen Handels in Persien ist auch die unverzeihliche Nachlässigkeit des britischen Staates schuld. So zum Beispiel hat die von Privaten gegründete „Persian Imperial Bank“ immer einen schweren Stand gehabt gegenüber der vom russischen Finanzminister ins Leben gerufenen „Banque Impériale des Prêts“, deren Filialen sich über das ganze Land verbreiteten. Auch bezüglich der Konsulate und der sogenannten „Forschungsreisenden“ hatte die russische Regierung mehr Energie und ein viel wachsameres Auge bekundet als die englische; ja selbst privaten Engländern, wie zum Beispiel Herr Gleadowe Newcomen, der auf eigne Kosten eine Gesellschaft behufs kommerzieller Erforschung Persiens ausgerüstet und mit Lebensgefahr das Land bereist und untersucht hatte, hat die Regierung eine lange Zeit die Anerkennung vorenthalten. Mit einem Worte, die Briten haben auf der ganzen Linie in Persien sich übervorteilen lassen und sind nur dann stutzig geworden, als sie einsahen, daß der russische Merkur und seine Warenhallen eine verdammte Aehnlichkeit mit Mars und Kriegsmunitionen hätten und daß der

russische Einfluß vom Norden her mit riesigen Schritten auch dem Süden Persiens, namentlich dem Persischen Meerbusen, sich zu nähern anfängt.

Daß England den Persischen Meerbusen als ein Eingangstor nach Indien und als ein Vorwerk des großen hindostanischen Kaiserreiches betrachtet, das ist ganz natürlich, und man hat hieraus auch nie ein Geheimnis gemacht. Lord Curzon sagt in seinem großen und gelehrten Buche über Persien, daß man jeden britischen Staatsmann. der in diesem Meerbusen eine fremde Macht dulden wollte, als Landesverräter betrachten und bestrafen müsse. Lord Lansdowne hat als Minister des Aeußern im Parlamente die Erklärung abgegeben, daß England gegen jede fremde Einmischung in diese Gewässer mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kraft sich wehren werde. Andre englische Staatsmänner haben sich in ähnlichem Sinne geäußert, und nur, als Rußland kein Hehl daraus machte, daß es von seiner Grenze im Norden über Khorasan und Sistan eine Bahn mit der Endstation Bender Abbas zu bauen gedenke, nur dann erst hat Lord Curzon, der energische und begabte Vizekönig von Indien, den ersten Schritt zu einer Flankenbewegung unternommen, indem er zur Schaffung einer Handelsstraße von Quetta über Nuschki nach Sistan sich angeschickt, um hiermit die geplante Aggression der Russen vereiteln zu können. Ob nun dieser neuen Handelsroute, die durch eine wasser- und grasloſe Steppe geht und während des Sommers einem mörderischen Klima ausgesetzt ist, wie aus den Aufzeichnungen des Obersten Sir S. Mac Mahon hervorgeht, eine glänzende Zukunft bevorsteht, wird allenthalben stark bezweifelt. Doch sie wird voraussichtlich in nicht ferner Zeit durch eine Eisenbahn ersetzt werden, die eventuell über Kerman und Jezd an der Hauptverkehrsader von Teheran und Ispahan Anschluß finden und der Verwirklichung der zukünftigen indisch-europäischen Vorschub leisten kann. Auch in entgegengesetzter Richtung, d. h. von West nach Ost respektive Nordost, wird schon seit geraumer Zeit englischerseits eine Bahnverbindung zwischen dem linken Tigrisufer, dem Karumflusse entlang oder weiter gegen Norden über Kermanschah geplant, wodurch England ein leichter und sicherer Zugang nach der südlichen Hälfte Persiens gesichert sein würde, da eine Verbindung von Buschir über den Kotel-i-Pirizen (der Engpaß des alten Weibes) fast zur Unmöglichkeit gehört.

Wie ersichtlich, stehen England noch genug Mittel zur Verfügung, um seinen wirtschaftlichen und eventuell auch politischen Einfluß in der südlichen Hälfte Irans sicherzustellen und braucht vor den späteren Uebergriffen seines Gegners sich gar nicht zu fürchten, falls eine gegenseitige Verständigung redlich und aufrichtig gemeint ist. Der Vorteil, der den russischen Zukunftsplänen durch die unmittelbare Grenzverbindung vom Araxes bis zum Heri-Rud erwächst, den können die Engländer schwerlich besiegen, da ein Schienenstrang auf einer viel festeren Basis ruht als der Kurs auf trügerischen Wellen. In den Provinzen Aserbaidschan, Khamseh, Irak, Gilan, Masenderan und Khorasan bis nach Kain hin kann niemand den Russen den Vorrang ablaufen. Hier haben die Russen sich schon beinahe häuslich eingerichtet, denn der kommerzielle Einfluß hat noch vor Niederwerfung der Turkmenen begonnen, durch die türkische Bevölkerung im

Kaukasus ist die Verbindung mit ihren südlichen Stammesgenossen erleichtert worden, und als die russischen Waffen die alten Raubsitze am Etrek, Görgen und Tedschen vernichteten, da erschienen die Russen in den Augen der hartbedrängten Perser jener Gegenden als wahre Retter und Befreier, ja sie wurden auch als Helden bewundert und gefeiert. Mit solchem Glanze ausgerüstet, hat man den Russen gern Tür und Tor geöffnet. Mit russischen Waren haben an vielen Orten russische Sprache und russische Sitten Eingang gefunden, selbst russische Schulen wurden eröffnet, und da der Russe, und noch mehr sein alter ego, der Armenier, es vortrefflich versteht, bei dem gewöhnlichen Asiaten sich beliebt zu machen, so hat neben dem wirtschaftlichen auch der politische und ethnische Einfluß der Russen mit Riesenschritten zugenommen und den im Norden nie besonders mächtigen Einfluß der Briten gar bald verdrängt. Ich glaube, der russische Nimmersatt hätte mit dieser Errungenschaft zufrieden sein können, und wenn ihm wirklich nur wirtschaftliche Ziele vor den Augen schwebten, so hätte er nach der leibseligen Hölle auf Gotteserden, wie Bender Abbas und sein Hafen mit Recht genannt wird, sich gar nicht zu sehnen gebraucht. Ganz anders verhält es sich im Nordwesten Persiens. Wie leicht erdenklich, wird es schwer sein, und England denkt am wenigsten daran, der weiteren Ausdehnung der russischen Interessensphäre gegen Choi und Salmas im Wege zu stehen; doch das russische Kokettieren mit dem südlichen Grenzgebiete Irans war jedenfalls überflüssig, nutzlos und noch obendrein gefährlich für die Kulturentfaltung jener Gegenden und für das freundliche Zusammengehen der beiden Großstaaten im Morgenlande. Die Diplomaten an der Newa haben mit diesem Plane auf Südpersien recht imaginäre und unpraktische Ziele verfolgt; denn erstens ist dieser Teil des Landes mit dem nordwestlichen Hindostan durch jahrelangen Verkehr enger verbunden als der nördliche Teil Persiens, und zweitens wird England eben infolge dieser engeren Konnexion es nie zugeben können, daß eine fremde Macht ihre Stellung hier, sozusagen an den Toren Indiens, bedrohe und ihre natürliche Verkehrsader mit dem Innern Persiens unterbinde. Dies würde zu ewigen Streitigkeiten Anlaß geben, und nur nach der totalen Vernichtung der britischen Flotte könnte die russische Fahne in Bender Abbas permanent aufgehißt werden.

Wenn dem so ist, und diesen Tatenbestand wird man wohl schwerlich in Abrede stellen können, so ergibt sich aus dem Gesagten, daß eine friedliche Vereinbarung zwischen den beiden Rivalen in Persien in erster Linie von Rußland abhängt, d. h. das Kabinett von St. Petersburg braucht sich nur zu verpflichten, daß es im Süden des Landes jeder Ingerenz sich enthalten, dem Plane einer Eisenbahn von Khorasan nach dem Persischen Meerbusen und der Akquisition eines Pied à terre in Bender Abbas entsagen will — und dem friedlichen Ausgleiche steht gar nichts im Wege. Wie es die Natur der Sache mit sich bringt, wird sich England gern mit seiner Stellung im Süden Persiens begnügen, es wird keinen begierigen Blick nach dem Norden werfen, wo die Kontinuität des russischen Besitzes im vorhinein jede Eroberung unmöglich macht, und eingedenk des ungestörten Handelsverkehrs und der Sicherstellung gegen jeden Angriff

auf Indien vom Indischen Meere her kann England wohl leicht jeder zukünftigen moralischen und materiellen Einflußnahme in Iran entsagen. Auch bezüglich der den Russen von der persischen Regierung gegebenen Konzessionen, so zum Beispiel das ausschließliche Recht, in Persien Eisenbahnen zu bauen, muß eine Aenderung eintreten, denn die Mäßigung, die sich England im Süden auferlegt, muß von Rußland auch im Norden befolgt werden; nur durch gegenseitige Schonung und Beachtung kann der unheilvollen Rivalität ein Ende gemacht werden. Abgesehen vom Vorteile, der hieraus unserm europäischen Einfluß in Persien erwachsen kann, dürfen wir anderseits den Vorteil nicht übersehen, durch welchen den Persern eine Frist zur Ordnung der inneren Landesangelegenheiten, zur Entfaltung der Reichtümer des Bodens, zur Schaffung geordneter Zustände und zum Fortschritt auf der Bahn der modernen Zivilisation gegeben wird. Im Anlauf, den sich das heutige Persien mit Einführung einer Konstitution und eines Parlamentes genommen, liegt allerdings noch keine Garantie für ein zukünftiges nationales Erwachen und Erstarken, ebensowenig man von der Annahme europäischer Kleidungsstücke auf die stattgefundene Europäisierung schließen kann. Doch der Wille scheint vorhanden zu sein, und die Hauptvertreter des Abendlandes können ganz ruhig der Entfaltung der Dinge zusehen. Es entspricht den Zielen und Absichten unsrer Großmächte weit besser, wenn sie die Integrität eines asiatischen Landes bewahren können, als durch dessen Aufteilung sich die Kosten und Gefahren der Administration eines fremden Gebietes zuzuziehen, denn durch die neuesten Vorgänge hat, wie schon erwähnt, die Bahn der Eroberung sich bedeutend erschwert, und die Zukunft gebietet Vorsicht.

II

Von Persien wollen wir zum zweiten Streitobjekt der beiden Rivalen im Innern Asiens, nämlich zum eigentlichen Zentralasien und Afghanistan, übergehen und hier die Chancen einer friedlichen Verständigung untersuchen. Hier natürlich tritt das Interesse Großbritanniens mehr in den Vordergrund, denn in Persien sieht es sich nur von einer Flankenbewegung gefährdet, auch seine wirtschaftlichen Ziele sind daselbst solcher Natur, wo einer Kollision leicht auszuweichen ist. Bezüglich Mittelasiens verhält es sich doch ganz anders. Durch das nun geklärte Verhältnis mit seinem afghanischen Vasallen, dessen diplomatische Vertretung nach außen hin und dessen Schutz gegen jeden fremden Angriff die englische Regierung übernommen, sind England und Rußland unmittelbare Nachbarn geworden. Die Engländer haben in New Chaman, an der Endstation der Sindhbahn, genug Eisenbahnmaterial angesammelt, um nötigenfalls in kürzester Zeit nach dem nur 65 Meilen entfernten Kandahar vorzurücken und solches zu besetzen. In ähnlicher Weise haben die Russen im Grenzposten von Kuschk, ungefähr 80 englische Meilen weit von Herat, genug Eisenbahnmaterial angelegt, um vorzurücken und von Herat Besitz zu ergreifen. Beide Rivalen stehen daher gerüstet einander gegenüber, der erste mit dem Blick nach dem Norden, der letztere nach dem Süden gewendet. Der große Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß

England seinen Besitz durch die Annexion von Beludschistan abgerundet, jeden Gedanken an eine Grenzerweiterung gegen Norden perhorresziert und in der Integrität und Konsolidierung Afghanistans die beste Garantie für sein indisches Grenzgebiet erblickt, während Rußland Afghanistan als ein Durchmarschgebiet betrachtet und der Afghanen entweder auf friedlichem oder, wenn nötig, auf feindlichem Wege als Mittel eines Angriffs auf Indien sich bedienen will. Oberflächlich betrachtet, würde aus dieser Ungleichheit der beiderseitigen Absichten hervorgehen, daß den Engländern an dem Zustandekommen eines Einvernehmens in Zentralasien mehr gelegen sei als den Russen, weil sie in der Defensive verharren, während Rußland die angreifende oder bedrohende Partei bildet. Dem ist aber nicht so. Rußland spielt jedenfalls die Rolle eines Störenfriedes, doch ist die Verwirklichung seiner Absichten auf Indien viel schwerer, als im allgemeinen angenommen wird. Vor allem die traurigen Folgen seines letzten Waffenganges mit Japan, die seine Kraft für lange Zeit paralysieren werden. Zweitens das zwischen England und Japan zustande gekommene Schutz- und Trutzbündnis, wodurch der Angriff vom Norden Afghanistans auf eine weitgestreckte Linie bis an die Ufer des Stillen Meeres sich ausdehnen würde. Drittens der wichtige Umstand, daß Englands innere Stellung im indischen Kaiserreiche sich von Tag zu Tag befestigt und daß infolge der in den breiten Schichten zunehmenden Aufklärung und Bildung die in Rußland herrschende Anarchie und Absolutismus jedem nur halbwegs gebildeten Hindostaner bekannt sind und daß keiner sich nach einem russischen Regime sehnt, um vom Regen in die Traufe zu gelangen. Anderseits dürfen die Russen nicht vergessen, daß der Geist der Turkestaner in letzterer Zeit solche Veränderungen durchgemacht hat, die das blinde Vertrauen in die Loyalität bedeutend erschüttern muß. Man muß die in Taschkend erscheinenden tartischen Zeitungen und die aus der Kirgisensteppe stammenden Korrespondenzen lesen, um einzusehen, daß auch hier der Sinn für nationale Unabhängigkeit erwacht ist und daß die freien Stimmen aus dem Lager der Wolgatürken an den Ufern des Jaxartes und Oxus Widerhall gefunden. Viertens sind die strategischen Maßregeln, die England zum Schutze der nordwestlichen Grenzen Indiens getroffen, solcher Natur, die den Angriff eines noch so mächtigen Gegners, selbst wenn er die Afghanen auf seiner Seite hätte, hart auf die Probe setzen würden. Unwegsame Gebirgsschluchten, wasserlose Steppen, starke Festungen und, last not least, die gut geschulte anglo-indische Armee werden dem eindringenden Feinde genug Respekt einflößen können, abgesehen bei alldem, daß England in einem Kampfe um Indien vor die Frage eines Sein oder Nichtsein gestellt, mit der ganzen seiner Rasse zu Gebote stehenden Energie, Patriotismus und riesigen Mitteln sich verteidigen würde.

Nun frage ich: lohnt es sich für Rußland, in einen so großen und gefährlichen Kampf, dessen Ausgang noch sehr zweifelhaft ist, sich einzulassen, und würde selbst im besten Falle der Erfolg die schweren Kosten des Unternehmens aufwiegen? Gewiß nicht. Ich habe schon früher angedeutet, daß der außerordentliche Sieg Japans den Gesamtislam, Gesamtbuddhismus und Gesamt-

brahmanismus, folglich ganz Asien elektrisiert hat und daß die Asiaten von heute ganz anders denken und fühlen wie die Asiaten vor einem halben Jahrhundert. Ich will den allerneuesten Schlachtruf: „Asien für die Asiaten!", der von den Ufern des Nils ausgegangen und weit und breit Verbreitung gefunden, noch nicht ernst nehmen; ich teile nicht die Ansicht der professionellen Schreckenskrämer, die mit der „Gelben Gefahr", dem „Panislamismus" und sonstigen Schlagwörtern dem Europäer Furcht einjagen wollen; aber es wäre ebenso ungerecht und verhängnisvoll, gegen nackte Tatsachen sich verschließen zu wollen. Es wäre geradezu kindisch und leichtsinnig, den überraschenden Aufschwung zu ignorieren, den die Presse in der Islamwelt in neuester Zeit genommen. In den letzten zehn oder fünfzehn Jahren haben Tagesblätter, periodische Zeitschriften, Traktätchen und sonstige Schriften selbst in solchen Teilen der Islamwelt Verbreitung gefunden, wo derartige Literaturprodukte ehedem entweder ganz unbekannt oder als verbrecherisch und gottlos bezeichnet wurden. In den vereinzelten Zeltengruppen zentralasiatischer Steppen begegnet man schon tatarischen Zeitungen, die vom Weltengang und Weltbegebenheiten erzählen, in denen den Rechtgläubigen die Aneignung moderner Bildung als die beste Waffe zur Abwehr des übermächtigen Abendlandes empfohlen wird. Ein ganz sonderbarer Geist weht aus diesen Zeitungen, Büchern und Schriften. Es wird dem Asiaten ans Herz gelegt, für seine Menschenrechte, nationale Unabhängigkeit und häuslichen Herd einzustehen, und im Laufe der früher erwähnten letzten zehn Jahre hat eine merkliche Annäherung einerseits zwischen den entferntesten Ringen der großen Islamkette, anderseits zwischen Moslimen und Buddhisten stattgefunden. Dem im Wolgagebiete hungernden Tataren werden von seinem Glaubensgenossen im Sudan, Aegypten, Java und Indien Liebesgaben zugeschickt, europäisch gebildete Osmanen und Tataren unternehmen Studienreisen in Algier, Indien und Java, um als Fürsprecher ihrer unter christlicher Herrschaft lebenden Glaubensbrüder in der Presse aufzutreten, und das immer fester und fester umfassende Band der Interessengemeinschaft ist im Begriff, eine Situation zu schaffen, die selbst in ihren heute vorliegenden dunkeln Umrissen große Wachsamkeit erheischt.

Ich glaube, angesichts dieser Sachlage würde es für Rußland jedenfalls viel vorteilhafter sein, anstatt der ferneren Ausdehnung seines Eroberungsgebietes lieber auf Kultivierung und engere Anschließung der schon erworbenen Ländereien sich zu verlegen, und anstatt der ewigen Feindseligkeiten und Eifersüchteleien lieber auf friedlichem Fuße mit jener Macht zu leben, die, von gleichen Interessen geleitet, nichts sehnlicher wünscht, als mit ihrem Nachbar im Norden im guten Einvernehmen der gemeinsamen Aufgabe: der Erschließung und Zivilisierung Asiens, gerecht zu werden. In früheren Jahren wollte man in Rußland den Marsch nach dem Süden und die stete Aggression auf die neutrale Zone damit entschuldigen, daß man den Engländern Angriffspläne auf Russisch-Turkestan zumutete. Heute wird kein ernstdenkender Politiker hiervon sprechen, denn man weiß: England schätzt sich glücklich, wenn es in Afghanistan eine Schutzmauer gefunden, jede Grenzerweiterung nach dem Norden müßte gerechterweise

als Wahnsinn qualifiziert werden. Abgesehen von der Zwecklosigkeit eines englischen Angriffes auf Russisch-Turkestan, würde ein solches Vorhaben den Engländern selbst unsägliche Schwierigkeiten bereiten und nie die Kosten decken, denn eine langgestreckte und nicht gehörig gedeckte Grenze ist keine Grenze und die Vermehrung neuer feindlicher Elemente bietet keine Garantie für die Sicherheit der halbwegs assimilierten alten Besitzung. Den an das russische Regime gewöhnten Turkmenen, Tadschiken, Oezbegen und Sarten würde die englische Administration ebenso fremd und ungewohnt sein, wie die russische Herrschaft den Beludschen, Afghanen und den Hindostanern ganz entsetzlich dünken würde, und wenn Rußland auf der einen Seite sein Gebiet durch Einverleibung des ganzen ural-altaischen Teiles in Asien abgerundet, so hat England das gesamte Ariertum im Süden unter seinen Zepter gebracht. Auf der ganzen Grenzregion, die beide Staaten in Asien voneinander trennt, wird man schwerlich einen Punkt entdecken können, der bei friedlicher Gesinnung als Objekt der Streitigkeiten dienen könnte. In dem rauhen und unwirtbaren Pamirgebiete hat das 1895 getroffene Arrangement sich so ziemlich bewährt, denn abgesehen von der russischen Vergewaltigung im chinesischen Taschkurgan hat weder auf der einen noch auf der andern Seite eine Grenzverschiebung dem geschlossenen Vertrag Eintrag getan. An einen russischen Angriff vom Pamir aus über Gilgit, Hunsa und Kaschmir denkt heute niemand mehr, auch die Zänkereien zwischen den Afghanen und den Khanaten am oberen Oxus haben weder von politischer noch ökonomischer oder militärischer Seite genug Wichtigkeit, um die Rolle eines Zankapfels zwischen den beiden Rivalen spielen zu können.

Weiter gegen Westen hat die 1887 beendete Grenzregulierung von Petek-Keser bis Zulfikar einen ganz erträglichen Zustand geschaffen. Rußland hat seit jener Zeit trotz der Grenzbestimmung es zwar oft versucht, mit den afghanischen Untertanen der Dschemschidis, Hezares und Teïmenis verfängliche Beziehungen zu unterhalten, nebst dem Bestreben, in Kabul eine permanente russische Gesandtschaft zu etablieren, doch im großen und ganzen war der Friede und die Eintracht zwischen den beiden Rivalen nicht gestört. Beide Parteien befanden sich auch gut dabei, und wenn jemand zu Mißtrauen Ursache gehabt hätte, so wären es höchstens die Engländer gewesen, denn während Rußland an der Grenze durch seine eignen Offiziere vertreten und von den geringsten Vorgängen unmittelbar unterrichtet gewesen war, so mußte sich England auf die ungeschulten und unzuverlässigen afghanischen Offiziere verlassen, da der reichbesoldete Vasall in Kabul den ständigen Aufenthalt britischer Offiziere in Afghanistan nicht gestattet. Bei all diesen Vorteilen sind aber die Herren in St. Petersburg mit der Sachlage in Afghanistan dennoch unzufrieden, und namentlich wird gegen den Emir in Kabul Klage geführt, daß er russischen Karawanen den Eingang in sein Land verbietet und die Handelsbeziehungen mit dem nordischen Nachbar erschwert. Nun aber dürfte man an der Newa nicht vergessen, daß der englische Suzerän in der gleichen mißlichen Lage sich befindet und daß auch der englische Handel unter der Engherzigkeit des gutbezahlten Vasallen in ähnlicher

Weise, und noch mehr, zu leiden hat. Wie lange Afghanistan fortfahren wird, in Warenballen eindringende Feinde zu wittern, und wie lange es von dieser Grenzsperre die Sicherheit des Landes erwarten wird, das bleibt dahingestellt. Einmal werden die Afghanen wohl zur Besinnung kommen müssen und dann wird der offene Handelsverkehr den beiden europäischen Rivalen in gleicher Weise zugute kommen. Besonders reich wird der Ertrag keinesfalls ausfallen, denn Afghanistan ist ein armes Land und kann höchstens als Durchgangsgebiet von Nutzen sein. Mit einem Worte: wenn Rußland den friedlichen Verkehr mit England in Zentralasien aufrichtig wünscht und wenn es seine alten phantastischen Pläne der Weltherrschaft aufgeben will, so kann es mit seiner heutigen Stellung im Norden Afghanistans vollständig zufrieden sein. Ihm droht in dieser Gegend von keiner Seite Gefahr und es wird gewiß nicht angegriffen werden, wenn es selbst nicht die Offensive ergreift.

Es würde noch erübrigen, von den anglo-russischen Beziehungen im Norden Chinas zu sprechen, doch hier steht Rußland nicht nur England, sondern den Interessen des gesamten Abendlandes und Japans gegenüber, und bei einer Verständigung ist sozusagen die ganze außerrussische Welt engagiert. Wir können daher diesen Gegenstand unberührt lassen und lieber zum dritten Teil unsrer Studie übergehen.

III

Hier soll in erster Reihe das zeitliche Motiv der in Rede stehenden Vereinbarung untersucht werden, d. h. warum schickt man sich nach mehr als hundertjähriger Rivalität und Feindseligkeit erst jetzt an, durch friedliche Auseinandersetzung den Streit beizulegen, und warum ist dies nicht früher geschehen? Diese Frage wird wohl mehr als einem aufgefallen sein, und doch liegt die Antwort auf der Hand. An einzelnen schüchternen Versuchen hat es wohl auch früher nicht gefehlt, und wenn die Dringlichkeit eines Einvernehmens durch den hohen Ernst der Situation neuestens besonders stark hervorgetreten, so müssen folgende Momente in Anbetracht kommen. Vor allem die durch das Erwachen des Islams schon früher angedeutete veränderte Sachlage, die bis jetzt allerdings nur in schwachen Umrissen sich zeigt, dem Urwesen nach aber entfaltungsfähig, in der Zukunft aber solche Dimensionen annehmen kann, die heute kaum zu übersehen sind und jedenfalls in Rechenschaft gezogen werden müssen. Wann und wie die auf das ganze Gebiet der Islamwelt sich erstreckende Aufregung in greifbarer Form sich manifestieren, d. h. vom jetzigen Felde der Theorie auf die Praxis überschlagen wird, das ist schwer im voraus zu bestimmen; doch die Bewegung geht ganz entschieden der Reife entgegen, und die interessierten Mächte des Abendlandes tun recht, wenn sie in der Vereinigung die einzige ersprießliche Waffe der Gegenwehr erblicken und zur Anschaffung dieser Waffe die gehörigen Vorbereitungen jetzt schon treffen. Diese Bewegung in der Islamwelt kann seitens der heute noch bestehenden politisch unabhängigen mosleminischen Staaten weder unterstützt noch gefördert werden; es ist eigentlich der Einfluß der abendländischen Ideen und der modernen Bildungswelt, der diese Bewegung

ins Leben gerufen, sie ist folglich unser eignes Werk, dessen Wirkung wir eventuell verzögern, aber nicht vereiteln können. Wenn wir daher den endgültigen Erfolg der englisch-russischen Allianzbestrebungen vorderhand noch als problematisch bezeichnen müssen, so können wir nicht umhin, auch jetzt schon in der beiderseits manifestierten Absicht ein günstiges Omen zu erblicken, denn je länger die Lehrzeit der betreffenden Völker Asiens dauert, desto günstiger wird das Werk der Umgestaltung sich vollziehen und desto gründlicher wird der europäische Lehrer seine Pflicht erfüllt haben. Wenn wir bisher bewußt oder unbewußt auf die Umgestaltung der Dinge in Asien hingearbeitet haben, so steht es heute nicht mehr in unsrer Macht, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Wir können es nicht verhindern, daß die Asiaten unsrer Vormundschaft sich einmal entziehen und auf eigne Füße sich stellen werden. Unsre Uebermacht, unsre geistige und wirtschaftliche Bevormundung kann im Grunde genommen nur provisorischer Natur sein, und so wie alle Schüler mit der Zeit dem Einflusse des Lehrers sich entziehen und heranwachsen, so wird dies auch im Verhältnisse zwischen Europa und Asien der Fall sein. Heute steht dieses Moment noch in weiter Ferne, namentlich was das mosleminische Asien anbelangt, und das Einvernehmen zwischen den Hauptfackelträgern unsrer Bildung im Morgenlande ist nicht nur von dem Standpunkte der europäischen, sondern auch der asiatischen Interessen noch immer sehr erwünscht; denn die Rivalität der Westmächte wird in der Zukunft den asiatischen Herrschern nicht mehr als Schutzmittel für ihre grauenvolle Despotie, blinden Konservatismus und hartnäckigen Widerwillen gegen jede Neuerung dienen können.

Was die zweite Ursache der zwischen England und Rußland versuchten Annäherung anbelangt, so wird allgemein behauptet, daß dies ein Schachzug gegen den von Kleinasien aus beharrlich vordringenden deutschen Einfluß sei und daß die beiden älteren Großmächte auf den Gauen Asiens dem in der Neuzeit aufgetretenen Rivalen den Weg verrammeln und der sicheren Konkurrenz im vorhinein die Spitze abbrechen wollen. Diese Ansicht kann ich nicht unbedingt teilen, und der etwaige Erfolg dieser Vorsichtsmaßregel hängt eigentlich nicht so sehr von Deutschlands Wollen und Können als von der späteren Gestaltung der englisch-russischen Beziehungen in Persien ab. Daß der deutsche Einfluß in der Türkei stark zugenommen und, vom Sultan Abdul Hamid begünstigt, auf dem wirtschaftlichen Gebiete Kleinasiens Fortschritte macht, das kann und wird niemand in Abrede stellen. Die Bagdadbahn, wenn bis zu den Ufern des Tigris ausgebaut, wird dem deutschen Handel außerordentlichen Vorschub leisten, doch kann sie als Ader im großen Weltverkehr den Interessen Deutschlands nur dann ersprießlich werden, wenn sie unter deutscher Hegemonie im Persischen Meerbusen ausmünden und an den Hafen von Koweit sich anlehnen kann. Nun hier hat aber England ein gewichtiges Wort mitzureden. Bei Koweit hat es schon das Prävenire gespielt, und abgesehen von seiner schon mehr als hundertjährigen Stellung im Persischen Meerbusen wird England wohl schwerlich den mit Mühe und Kosten gepflegten Handelsweg Bagdad—Bassra

sich so leichter Dinge entreißen lassen. Es ist im allgemeinen sehr fraglich: wie und auf welchem Wege es dem noch im Anfangsstadium befindlichen deutschen Machteinfluß in Asien gelingen soll, mit England und Rußland den Kampf um die Superiorität auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete in diesem Teile Asiens aufzunehmen? Bei der großen Entfernung vom Mutterlande und ohne einen Fußbreit kolonialen Besitz in Westasien kann es in Persien schwerlich mit England und Rußland konkurrieren, von welchen ersteres im Süden und letzteres im Norden schon längst festen Fuß gefaßt haben. Nun hat es neuestens allerdings Stimmen gegeben, die, der Dame Germania überirdische Kraft zumutend, dieselbe ganz leichter Dinge über die Ruinen Oesterreichs, Ungarns, Serbiens, Bulgariens und der Türkenherrschaft am Bosporus wegschreiten lassen und die Anfänge eines von Holland bis zum Persischen Meerbusen sich erstreckenden „Deutschen Weltreiches" vor sich sehen! Diese und andre ähnliche Aeußerungen sensationssüchtiger und ignoranter Kaffeehauspolitiker wird wohl niemand ernst nehmen, ebensowenig wie die Stimme jener englischen Presse, die fortwährend das Feuer der Zwietracht zwischen London und Berlin zu schüren bemüht ist. Wenn die Deutschen den Preis eines in Persien ermordeten deutschen Missionars auf 5000 Pfund Sterling schätzen und im Nichtzahlungsfalle territoriale Vergütung in der Nähe von Bagdad suchen, oder wenn ein deutsches Komitee unter Leitung Konsul Stemrichs im Tigrisdelta und in Koweit Umschau gehalten, so ist hierin nur ein Zeichen des Wollens, aber noch lange nicht der des Könnens zu erblicken. Es wird viel, ja sehr viel Zeit vergehen, bevor Deutschland im türkisch-persischen Grenzgebiete aktiv eingreifen, geschweige denn der vereinten englisch-russischen Gegnerschaft die Stirne bieten kann. Wirklicher und handgreiflicher Machteinfluß ist nur auf jenem Gebiete denkbar, das unmittelbar an einen älteren festen Besitz angrenzt oder durch Flottenübermacht geschützt ist. Deutschlands Stellung in Kleinasien kann vorderhand keines der beiden Mittel sich rühmen und selbst der deutsche Schienenstrang, wenn vollendet, liegt erstens auf nichtdeutschem Gebiete und zweitens in einem Lande, wo der politische Einfluß des Deutschen Reiches den Wechselfällen orientalischer Herrscherlaunen unterworfen ist.

Ja, ich glaube, mit den deutschen Zukunftsplänen in Westasien und mit der Gefahr, die aus denselben für England und Rußland erwachsen kann, ist allzuviel Lärm gemacht worden. Wenn die wirtschaftliche Alleinherrschaft der Deutschen in Kleinasien wirklich so gefährlich und für den Wettbewerb der übrigen europäischen Nationen in der Tat so verhängnisvoll wäre, so müßte dies sich heute schon zeigen; heute, da der deutsche Einfluß am Bosporus schon seit Jahrzehnten überwiegend und da der deutsche Schienenstrang im fruchtbaren Teile Anatoliens schon so weit vorgedrungen ist, um Spuren dieser außerordentlichen ökonomischen Umwälzung zu zeigen. Soweit aus den statistischen Daten bezüglich des Exports und Imports der verschiedenen europäischen Länder in der Türkei sich urteilen läßt, steht zum Beispiel England, dessen Beziehungen zur Pforte und zum Palais die allerkältesten sind, noch immer an der Spitze

der Handelsbewegung, indem es am Import des Jahres 1900/01 mit 831 201 430 Piaster und am Export mit 567 209 444 Piaster beteiligt war, während das in der Türkei verhätschelte und überall bevorzugte Deutschland, dessen Industrie einen solch riesigen Aufschwung genommen, im selben Jahre in der Rubrik Import mit 65 833 986 Piaster und beim Export mit 60 297 666 Piaster figuriert. Offen gesprochen, vorderhand sehe ich gar keinen triftigen Grund für die große Gefahr, die den englischen und russischen Handel bedroht. Die mannigfachen Konzessionen bezüglich der Bergwerke, Waffenbestellungen, Fabrikanlagen, Eisenbahn- und Brückenbauten, die den Deutschen verliehen wurden, ein Ausfluß der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm II. und Sultan Abdul Hamid, sind eben nur an Zeit und politische Verhältnisse gebunden und sind in der Zukunft wesentlichen Veränderungen unterworfen. Der bunten Bevölkerung Kleinasiens wird deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit jedenfalls zugute kommen, doch die Einbürgerung deutschen Geistes und deutschen Wesens wird nicht so schnell vor sich gehen, um mittels des exklusiven deutschen Einflusses einer politischen Eroberung den Weg zu bahnen. Mit dem moralischen Einfluß allein kann Deutschland, das geographisch von der Türkei durch Hunderte von Meilen getrennt ist, den Russen am Araxes und den Engländern in Beludschistan nie gefährlich werden.

Die Annahme, daß Engländer und Russen aus Furcht vor Deutschlands Plänen auf Persien sich einander nähern und in Eintracht leben wollen, ist durch vorliegende Tatsachen nicht berechtigt, selbst dann nicht, wenn der deutsche Handel von Bagdad aus ins Innere Persiens vorzudringen sucht. Belgien, Schweiz und Oesterreich treiben schon längst Handel in Persien, ohne den beiden Hauptinteressenten Schrecken einzuflößen. Selbst mit der größten staatsmännischen Genialität und bei der glänzendsten Begabung eines Volkes ist es unter den heutigen Umständen in der asiatischen Welt nur schwer möglich, ex abrupto imponierend aufzutreten, Märkte und Länder zu erobern und die auf dem Felde schon längst tätigen Faktoren zu verdrängen. Die in St. Petersburg gepflogenen Unterhandlungen sind eine Folge der allerneuesten Erscheinungen auf dem Gebiete Asiens, die zur Eintracht mahnen und deren wir uns auch schon deshalb freuen können, weil eine Vereinbarung zwischen den beiden Großmächten im Morgenlande uns und den Asiaten von großem Nutzen sein kann. In dem Maße, in dem die Rivalität zwischen Russen und Engländern in Asien abnimmt, im selben Maße wird der Kulturarbeit des Abendlandes Vorschub geleistet.

Aus zwei Tagebüchern des Grafen Ludwig von Bentheim-Steinfurt über seinen Aufenthalt in Paris 1785 und 1803/04[1]

Von

Dr. Ad. Benkert

Die in französischer Sprache geschriebenen Tagebücher entstammen der Feder eines scharfen Beobachters und hochgebildeten, kunstsinnigen Kritikers. Sprachenkundig und die Musik selbst ausübend — in den Salons der Madame Talleyrand trägt der Graf ein Flötensolo vor —, darf der Darsteller für seine über Theaterverhältnisse, Szenerie und Musik, Spiel und Inhalt der Stücke gefällten Urteile volle Wertschätzung in Anspruch nehmen. Nicht minder sachlich sind die noch allgemeiner interessierenden Beobachtungen über Erscheinungen des täglichen Lebens jener reichbewegten Zeit; selbst das Kleinleben in den verschiedensten Gebieten findet Beachtung. Den Hauptreiz aber bieten die gelegentlichen wie zusammenhängenden Mitteilungen über den Verkehr mit hohen und höchsten Persönlichkeiten. Eine Liste von nicht weniger als zweiundfünfzig Namen solcher, einige mit kurzen Charakteristiken, leitet das Tagebuch vom Jahre 1803 bezw. 1804 ein. Die bekannten Vorgänge, wie die Gesandten aller Höfe Europas in Paris versammelt sind, des Winkes des Ersten Konsuls gewärtig, seine leeren Taschen zu füllen, wie der schamlose Schacher durch Vermittlung eines Talleyrand offen betrieben wird: diese und andre das werdende Kaisertum begleitenden Erscheinungen erhalten durch die Unmittelbarkeit der vorliegenden Aufzeichnungen eine in mancher Hinsicht neue Beleuchtung.

Des Grafen Ludwig Reise hatte ebenfalls einen politischen Zweck; es führte ihn die Absicht in das Tuilerienschloß, um, nach seiner eignen Angabe, implorer le gouvernement français pour me remettre dans mes droits contre l'usurpation de la cour de Londres, le contrat de l'hypothèque étant terminé déjà depuis plus de 20 ans. (Sonntag, 11. Dezember 1803.) England hielt es für angemessen, die in Hannover gelegene Grafschaft Bentheim, auf Grund jener seit 1752 ihm darauf zustehenden Hypothek, festzuhalten, um sich so in Deutschland un pied à terre zu sichern (a. a. O.). Vergebens hatte der Graf Georg III. eine Lösung seiner Verbindlichkeiten angetragen, indem er das Kapital zurückzuzahlen sich erbot[2] (ebenda).

Dem Ersten Konsul kam die Aufforderung, eine Entscheidung in dieser Frage herbeiführen zu sollen, in mehr als einer Hinsicht sehr gelegen. Und Talleyrand, nicht minder dessen Frau, verstanden es so meisterhaft, die Förderung des Interesses ihres Herrn mit dem eignen in Einklang zu bringen, daß sie dem Grafen gegenüber die Schwierigkeiten einer baldigen Durchführung der Angelegenheit in das grellste Licht rückten; sie wußten selbst erfundene Hindernisse zu schaffen, um einen möglichst hohen Maklerlohn zu erzielen. Dank derartiger Bemühungen zogen die Verhandlungen sich sehr in die Länge, so daß der Graf sich gezwungen sah, sechs Monate in Paris zu verweilen, vom 3. Dezember 1803 bis zum 31. Mai 1804.

Das über diesen Zeitraum sehr sorgfältig geführte Tagebuch[3] umfaßt 141 Folioseiten in enger, nicht selten schwer leserlicher Schrift.

---

[1] Von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Alexis zu Bentheim und Steinfurt zur Veröffentlichung freigegeben, die durch das Entgegenkommen der fürstlichen Räte, der Herren Domänenrat Meyer und Kammerrat Lietsch, in dankenswerter Weise gefördert worden.

[2] Vgl. auch die „Convention" am Schluß.

[3] Die Aufzeichnungen aus dem Jahre 1785 behandeln eine weit kürzere Zeit; es

Mit der Ankunft in Bourget,[1]) der letzten Poststation, setzen die Aufzeichnungen ein (Sonnabend, 3. Dezember 1803).

Außer einem Diener (Horstmann) begleiten der Maler Wolter und der Kapellmeister Beschluft den Grafen.

Gleich einem gewissenhaften Geschäftsberichte gibt der Eingang Einzelheiten über Zimmerpreise, Beköstigung u. s. w., wie denn auch am Schlusse alle gemachten Anschaffungen — für 3594 Livres 10 Sous — zusammengestellt sind.

Des Abends wird fast regelmäßig das Theater besucht. — Die Große Oper hat in ihren Leistungen nachgelassen seit der Revolution (Dienstag, 6. Dezember). Ihre Spuren[2]) zeigen sich überhaupt auf Schritt und Tritt: Von der Bastille finden sich nur noch einige Mauerreste; die Reiterstatue Ludwigs XIII., die er 1785[3]) bewundert (de toute beauté), ist verschwunden; an der Fête de la Vierge wird gearbeitet u. s. w. Nachdem er am 7. Dezember das Louvre, wo besonders die Italiener ihn begeistern, fruits des conquêtes de l'armée d'Italie, und andre Sehenswürdigkeiten besucht,[4]) beginnen am 13. die Unterhandlungen mit Talleyrand. Eingeführt ward der Graf durch Dreyer, den Gesandten Dänemarks. Man billigte es, daß er keinen Beirat mitgebracht; Talleyrand könne diese Leute nicht ausstehen.[5]) Nach Ueberreichung eines Schreibens des Generals der französisch-hannöverschen Armee, Dessolles, erhält er die Weisung, ein Promemoria auszuarbeiten.

Es folgen nun Theaterkritiken: der Bühnengesang wird als braillement bezeichnet gegenüber dem italienischen, die Eleganz des französischen Spiels aber stehe ungleich höher. Eine gewisse Verrohung der Gesellschaft zeigt sich in dem lauten Rufen des Parterre (finissez donc!), dem Zischen und Pfeifen auf Schlüsseln bei einer Molière-Vorstellung im Théâtre Français, dessen Vorhang in Fetzen, das aber sonst auf der früheren Höhe stehe.

---

war dieser Aufenthalt mehr ein Ausflug, der vom 24. Oktober bis 8. Dezember dauerte. Sie sind weniger sorgfältig auch in der Form. So heißt es denn auch am Schluß: ... A Dieu à Paris et à ce journal, qui n'est lisible que pour moi. L. Dieses Tagebuch ist in den folgenden Ausführungen nur gelegentlich herangezogen.

[1]) B., nordöstlich von Paris, bekannt aus dem letzten Kriege durch General Bellemares nutzlose Ueberrumpelung und die daran sich knüpfenden blutigen Kämpfe.

[2]) In der Ausdrucksweise nähert man sich aber doch wieder dem ancien régime, indem zum Beispiel die Bezeichnung artiste statt acteur wieder schwindet, u. a. m.

[3]) Damals warnte man ihn eindringlich, im Zusammenhang mit Rohans Einkerkerung, vor der Bastille (bâtiment d'horreur ...).

[4]) So u. a. das Neapelpanorama; nach diesem Muster sollte gegebenenfalls eine ähnliche Anlage im Bagno in Steinfurt geschaffen werden, einem englisch-chinesischen Garten, von Graf Ludwig angelegt. Nach vorhandenen Bildern, 1793, gab es unter den 49 Sehenswürdigkeiten Pavillons, Kaskaden, Thermes de Diane, Navire d'Arion u. s. w. Der künstliche See und der herrliche Park sind noch heute der Stolz der Stadt. — (Das erste Tagebuch, 1785, ist reich an Gartenbeschreibungen und -skizzen.)

[5]) Der Graf hatte nahe Beziehungen zum dänischen Hofe, der ihm den Elefantenorden verliehen. (Brief des Grafen vom 17. November 1778; Fürstl. Archiv.) Die Insignien (crachat) erstand er 1785 in Paris für 66 Livres.

Am Mittwoch, 21. Dezember, ist der Graf mit Dreyer[1]) bei Talleyrand. Madame T., belle femme, ist sehr liebenswürdig. Seine Tischnachbarin, eine Marquise Galla, ist gleich jener Neapolitanerin, daher die Unterhaltung in italienischer Sprache geführt wird. Sie war am 18. Fruktidor nach Holstein geflohen, wo sie die Bekanntschaft Stolbergs gemacht. Man rühmt sehr die deutsche Gastfreundschaft.

Freitag, 23. Dezember. Graf Ludwig überreicht Talleyrand seine Note, die dieser durchflog (parcourut au galop), so daß er deren Inhalt unmöglich erfassen konnte. Er versprach, sie dem Ersten Konsul vorzulegen. Dreyer, der ihn begleitete, hatte ihm zu beachten empfohlen, daß Talleyrand sich gern „Exzellenz" anreden lasse wie Bonaparte „General", was man „so ganz verloren und ungesucht" einfließen lassen müsse. Abends findet ein opulentes Essen bei Schimmelpenninck, Gesandten der Batavischen Republik, statt (magnifique et exquis avec profusion).

Nun folgt am 25. Dezember, einem Sonntag, um $1^1/_2$ Uhr der Empfang beim Ersten Konsul. Dazu war eine besondere Hofkleidung nötig (superbe habit de velours), das des Ersten Konsuls Hofschneider, Vacher, für 600 Livres ihm angefertigt. Lange hielt man vor dem Tuilerienschloß, um die kunstvollen Frisuren nicht zerzausen zu lassen (abîmer) durch den Wind. Bei der stattfindenden Parade glänzte besonders die garde consulaire. Im Gesandtschaftszimmer angekommen, wird der Graf von dem preußischen Gesandten, Luccheſini,[2]) gefragt, ob der General Blücher[3]) noch immer so viel spiele und trinke, was er verneint.

Der große Augenblick ist gekommen: Ueber mehrere Treppen, durch verschiedene Zimmer, die sämtlich bien passées et sales, geht's in das Audienzzimmer, nicht anders wie jene. Zwei große Packen d'étendards et drapeaux waren gegen die Wand gelehnt. — Der Erste Konsul erscheint. Er spricht auffallend leise. Er drückt seine Verwunderung aus, daß der Graf als Nichtdäne von Dreyer eingeführt, fragt Luccheſini nach dem Gesundheitszustande seines Königs, dann nochmals Dreyer sur le froid de son pays, streift den Grafen mit verbindlicher Miene — die Vorstellung ist zu Ende: „Nichts[4]) Bedeutendes von Anfang bis zu Ende! — Ueber das Wesen, Geist und Anstand des Ersten Konsuls muß ich noch bemerken, daß er klein ist, aber feist . . ., sehr blaß, aber doch nicht kränklich, bekommt auch seit einiger Zeit etwas Fleisch, so daß er

---

[1]) D. wird charakterisiert als . . . bon papa . . ., der im Grunde träge, aber aus Ehrgeiz sehr fleißig, nicht ohne eine gewisse Verschmitztheit (finesse), um etwas zu erfahren oder zu erreichen.

[2]) L. wird als der schlauste und gewiegteste unter den Diplomaten bezeichnet . . ., aber unzuverlässig (un peu fourbe); trotz seines Alters ist er noch ein großer Damenfreund.

[3]) B.'s Aufenthalt in Burgsteinfurt, als Gast des Grafen Ludwig, fällt in die Zeit der ersten Koalition, 1795.

[4]) Die Ausführungen über den Eindruck, den der Gewaltige auf den Darsteller gemacht, in deutscher Sprache niedergeschrieben, sind wörtlich wiedergegeben.

nichts weniger als mager ist. Seine Miene und Anstand bedeuten nichts, so daß man den großen Mann darin nicht erkennen sollte. Sehr sprechende Augen, freundlich aber grämlich (?), kurze, krause, etwas dunkle Haare und krumme Nase. Sein Anzug, in der nationalen Uniform, blau mit hohen, weißen breiten Klappen, hohe Stiefel, schlecht sitzend, mit einem Paar alter Epauletten, würde auf der Straße mehr einem Unteroffizier als einem Offizier gleichen." — Auf einer großen Gesellschaft bei Talleyrand (31. Dezember), wo Madame den Ball mit einem Walzer eröffnet und der Graf das eingangs erwähnte Flötensolo vorträgt (en frac noir de Steinfourt), glänzt die Gastgeberin durch ihre Brillanten. Im übrigen war das Mahl um 2 Uhr zu Ende, pas trop somptueux. — Bonaparte, d'une humeur insupportable, ist zur Armee abgereist, die bei dem Mangel an Lebensmitteln und warmer Kleidung sehr unzufrieden sein soll. Bei der übergroßen Menge (infinité) seiner Feinde würde der Erste Konsul, heißt es, viel wagen im Falle eines Mißlingens einer Landung in England. „Quelle sûreté resterait à nous autres Allemands!" (7. Januar 1804.) Nach einem Besuch des Hôtel des Invalides rühmt der Darsteller neben der guten Bewirtung der Insassen — jeder habe sein eignes Bett — die Tatsache, daß sogar die Namen von verdienstvollen Korporalen auf weißen Marmortafeln glänzen, was in Deutschland nicht zu finden sei. Eine riesige Marsstatue, im Keller lagernd, hatte in der Revolution als Kirchenschmuck aufgestellt werden sollen. Ein großes Bild vor der Bibliothek stellt Bonapartes Uebergang über den Sankt Bernhard dar. — Der „Publiciste" bringt die Nachricht, die Grafschaft Bentheim sei von den französischen Truppen geräumt. — Die Animosität gegen England wächst: Im Théâtre de la Cité erntet ein Tendenzstück (La rupture du Traité d'Aix la Chapelle) großen Beifall (die Engländer töten durch hinterlistige Schüsse den französischen Parlamentär). — Talleyrand legt dem Grafen nahe, er möge auf Bentheim verzichten gegen eine hohe Jahresrente (über 100 000 Livres), was jener entrüstet zurückweist (6. Januar 1804). — Der Graf macht eine eigenartige Bekanntschaft: Der Dichter d'Arnaud, einst Günstling Friedrichs II., gesellt in einem Café sich zu ihm. Er rühmt sich, von dem großen Könige besungen[1]) zu sein, und — nimmt des gutherzigen Deutschen Mildtätigkeit in Anspruch, da er in der Revolution alles verloren habe. Nach mehrfacher Wiederholung dieser erfolgreichen, übrigens unberechtigten Klagen später — er wie sein Sohn bezogen eine leidliche Rente — weist der Graf den „fameux poète" ab, der, im übrigen eine wenig achtungswerte Per-

[1]) In der Tat hatte Friedrich II. nach dem Bruch mit Voltaire die folgenden Verse an ihn gerichtet:

„Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore!
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore."

sönlichkeit, ganz ohne Witz (saillie), von seinem fünfjährigen Aufenthalt in Berlin und Dresden nichts mitgebracht. Mit dem Versprechen, de (lui) faire comme au grand Frédéric, c. à d. de (lui) corriger (ses) lettres et notes, nahm er es auch nicht ernstlich.[1])

Mittwoch, 11. Januar. In der Comédie Française wurde Racines „Britannicus" gegeben; bei den Worten des Burrhus: „. . . Partout en ce moment on me bénit, on m'aime . . ." (Acte IV, Sc. 3) — unwillkürlich denkt man an die bald folgende Stelle: „Au joug, depuis longtemps, ils se sont façonnés . . ." (D. V.) — brach ein Beifallssturm los, indem man die Worte auf den Ersten Konsul bezog. Derselbe wohnte am folgenden Tage der Darstellung von „Iphigénie" in der Opéra bei, von der Menge lebhaft begrüßt. Er sah sehr blaß und ernst aus; sonst aber erschien er leidlich behäbig. Seine Züge sind recht gewöhnlich, nur sein sprechendes (marquant) Auge besticht.

22. Januar. Um 9 Uhr Cercle im Tuilerienschloß. Frau Bonaparte, einfach gekleidet, spielt Whist. Erst spät erscheint Bonaparte, in der Nationaluniform, in Schuhen und weißen Strümpfen: Alles verstummt . . . Welche Gewalt in dem Blick eines solchen Herrn! Nur Eis und Kuchen wird gereicht, Konfitüren und einige Früchte, viel Wasser und wenig Wein. In einer halben Stunde ist alles abgetan. Nach einigen Tanzaufführungen machen alle mit möglichster Eile sich davon (avec la plus grande précipitation).

Der Erste Konsul trage sich mit großen Plänen, teilt am folgenden Tage der preußische Gesandte Luccheſini dem Grafen mit; er habe jetzt keine Zeit (dans les troubles de la Bavière), um deutsche Verhältnisse sich zu kümmern. Talleyrands Versprechungen, dem die Kunst eigen sei, zu antworten und doch nichts zu sagen,[2]) seien ohne Wert.

Dienstag, 31. Januar. Es ist viel die Rede von einer Verschwörung gegen den Ersten Konsul.[3]) Es seien bereits drei Teilnehmer, darunter zwei Frauen, hingerichtet.

Bei Chaptal, Minister des Innern, lernt der Graf Sieyès kennen; damals war er ohne jeden Einfluß. Zuerst in der Revolution eine gewisse Rolle spielend, zog er sich später vorsichtig zurück; darin lag sein Hauptruhm (fameux pour s'être soutenu dans la Révolution). Ein gezwungenes, heimtückisches

---

[1]) Der zur Guttat geneigte Graf nahm auch jenen Genossen Goethes aus Wetzlar, S. Goué (Dichtung und Wahrheit, W. 12. Bd., S. 70), an seinen Hof, um ihn vor dem Untergang zu bewahren, als Premier-Lieutenant et Conseiller (Brief des Grafen vom 28. Dezember 1778: Fürstl. Archiv). Der hochbegabte Dichter, eine Günther-Natur, starb daselbst, dem Trunke ergeben, 1789, als Meister vom Stuhl der von ihm gegründeten Loge. Außer seinen maurerischen Schriften („Das Ganze der Maurerei", Leipzig 1782 und 1788) erregte seine Umdichtung von Goethes Werther in ein Trauerspiel ein gewisses Aufsehen. (Vgl. Appel, „Werther und seine Zeit", Oldenburg 1882, S. 65 ff.)

[2]) Qui avait l'art de répondre sans rien dire.

[3]) Derselbe soll wieder in der denkbar schlechtesten Stimmung sein (de la plus mauvaise humeur).

(malin) Lächeln umspielt seinen Mund, das plötzlich über sein gelbes, fahles Gesicht hinhuscht.[1])

Auf dem Ball bei Lucchesini glänzt die berückende Madame Récamier, savoir si elle est telle le jour. — Le fameux Georges (Cadoudal, l'ancien chef des Chouans), heißt es am 11. Februar, sei wieder aufgetaucht. Die Engländer würden alles daransetzen, den Ersten Konsul zu beseitigen, der doch schließlich seinen Feinden erliegen müsse. Auch Moreaus Teilnahme an der Verschwörung wird lebhaft erörtert. Dreyer glaubt nicht an seine Schuld (dieselbe ist niemals erwiesen). Er ist verhaftet, desgleichen Pichegru und Cadoudal,[2]) jener von seinem Freunde verraten, dieser erst nach heftigem Widerstande, wobei er die Person, die sein Pferd in der St. Germain-Vorstadt anhielt, tötete, eine zweite verwundete.

Der Erste Konsul war zur Armee abgereist, um, abwartend, das Gewitter sich verziehen zu lassen. Die Verhältnisse hatten sich bedenklich zugespitzt ... moments ... terribles, toutes les affaires négligées. Die stets geschlossen gehaltenen Stadttore werden selbst den mit Talleyrands Karten versehenen Gesandten nicht geöffnet. Gruehm, Geheimer Rat des Prinzen von Leiningen — er hatte den Grafen bei Dreyer eingeführt — riet allen Ernstes, ein Amulett (médaille de sûreté), wie er trage, anzulegen.

Arglose Menschen wurden vielfach verhaftet. Ein Graf Eckardstein vermochte die Polizei nur durch Vorzeigen von Einladungskarten des preußischen Gesandten von seiner Harmlosigkeit zu überzeugen; man hatte ihn für Cadoudal gehalten.

Von drei jungen Leuten, die in der Weinlaune den Polizeivorschriften nicht Genüge geleistet, sondern auf ihren Pferden davongesprengt, wurde einer durch eine nachgesandte Salve schwer verwundet (5. März).

Außer einem Cercle beim Ersten Konsul, wo keinerlei Erfrischungen gereicht, was doch sonst Sitte, ist erwähnenswert aus dieser Zeit eine neue Bekanntschaft in der Person des päpstlichen Gesandten Caprara,[3]) den der Graf bei aller Einfachheit geistig hochstellt und als Freund (... mon ami ..) schätzt. Einige Wochen später erhält er von diesem auf seine Bitte einige Reliquien.[4])

Den „Femmes savantes", die am 2. März im Théâtre Français statt des angekündigten „Cid" gegeben werden, kann der Graf keinen Geschmack abgewinnen: pièce excepté quelques saillies très ennuyante.

---

[1]) Der Graf ist eine sensible Natur und vortrefflicher Menschenkenner. (Sind nicht die — Gelbgesichter mit dem Hechtblick meist falsche Menschen?!)

[2]) Beide büßten bekanntlich mit dem Tode; P. ward im Temple erdrosselt aufgefunden, C. starb, die Gnade des Machthabers verschmähend. Moreau, verbannt, von Alexander von Rußland zurückgerufen, ereilte jenes tragische Geschick bei Dresden in den Reihen der Gegner seines Widersachers.

[3]) C. salbte 1805 Napoleon zum Könige von Italien; er ward bereits damals von dem Ersten Konsul sehr ausgezeichnet.

[4]) Wohl für die katholische Gemeinde in dem reformierten Steinfurt bestimmt; sie finden sich aber nicht mehr vor. Den andersgläubigen Stifter ehrt solche Toleranz.

Bis zum 3. März haben die Bemühungen um die Wiedererlangung Bentheims noch nicht den geringsten Erfolg gehabt. Einmal bringt sein Kapellmeister Beschluft die — übrigens falsche — Nachricht mit, der König von England sei gestorben: ce qui serait terrible et pourrait devenir bien funeste pour moi! schreibt er besorgt.

Talleyrand stellt sich, als sei seine Vermittlung wertlos, und Gruehm spricht, ganz im Vertrauen, von einem bevorstehenden Kongreß in Regensburg, wo dann auch u. a. über das Schicksal Hannovers entschieden werde; Kuriere seien bereits dieserhalb nach Wien und Petersburg abgegangen. Er rät dringend, nach Regensburg zu reisen (Donnerstag, 8. und Dienstag, 13. März). Uebrigens befinde der Erste Konsul sich in arger Klemme (court d'argent); die Fürsten schuldeten ihm noch seit dem Lunéviller Frieden (du temps des indemnités). Seine Finanzen seien in einem kläglichen (délabré) Zustande: „so genommen (?), so zerronnen", so daß er Paris nicht verlassen könne, wo er so viele Schulden habe (où il devait tant).

Mittwoch, 14. März. Nach Dreyers Versicherung ist der Erste Konsul völlig unzugänglich. Er habe Talleyrand viermal mit seinem Portefeuille weggeschickt; er bemühe sich lediglich um die Aufdeckung der Verschwörung. Dreyer will aus einem Artikel des „Moniteur" schließen, daß einige fremde Höfe ihre Hand bei jener im Spiele hätten.

Donnerstag, 22. März. Dreyer ist entrüstet über die Behandlung des Prinzen Louis Ant. Henry de Bourbon, Duc d'Enghien,[1]) den man aus Ettenheim in Baden entführt und vorgestern um 7 Uhr in das Schloß Vincennes[2]) gebracht, wo bereits eine militärische Spezialkommission tagte . . ., die ihn wegen Spionage und Briefwechsel mit den Feinden der Republik einstimmig zum Tode verurteilte, so daß er schon morgens zwischen 4 und 5 Uhr erschossen wurde. Den erbetenen geistlichen Beistand hatte man ihm verweigert. Ohne sich die Augen verbinden zu lassen, ging er mutig in den Tod (. . . subit son triste sort). In gleichem Sinne sprach sich Schimmelpenninck,[3]) Gesandter der Batavischen

---

[1]) Diese Mordtat wie die am 26. August 1806 an dem Buchhändler Johann Philipp Palm begangene haftet fester an dem Namen Napoleons als alle die unzähligen übrigen.

[2]) V., 2 Kilometer östlich von Paris. — Zunächst war er von französischen Gendarmen nach Straßburg geschleppt worden. — Obige Darstellung entspricht völlig den Tatsachen und gibt zugleich der allgemeinen Entrüstung Ausdruck. — Später beschuldigte ja Napoleon Talleyrand, ihm einen Brief des Prinzen — der nie vorhanden gewesen — vorenthalten zu haben.

[3]) Gruehm machte die Mitteilung (Dienstag, 27. März), Frau Bonaparte habe auf den Knien ihren Gemahl gebeten, diesen nutzlosen Mord nicht auf sich zu laden (de ne pas commettre ce meurtre inutile). Er habe ihn durchaus gewollt, veranlaßt durch terroristische Jakobiner, in deren Händen er zurzeit zu sein scheine. — Die wenigen Verteidiger jener Greueltat führten ins Feld, daß der Herzog gehalten gewesen sei, 20 Meilen von der Grenze entfernt zu bleiben. Er habe nicht umsonst (pour des prunes) sich in Ettenheim aufgehalten, das nur 4 Meilen von derselben abliege.

Republik, aus. Der Herzog sei schon zwei Jahre Einwohner von Ettenheim gewesen: la chose est horrible et incroyable de l'électeur de Bade.

Samstag, 24. März. Zum Souper bei Talleyrand, der den Grafen häufig aufforderte, à prendre quelque chose, um sich ihm entgegenkommend zu zeigen (pour faire plaisir à T.): Feine Weine gab es nicht, und der Tischwein war — abscheulich.

Sonntag, 25. März. Im Stadtviertel Marais, unweit der St. Germain-Vorstadt, hat die Polizei royalistische Maueranschläge entdeckt und entfernt: Vengeance aux Bourbons! A bas Bon(aparte), le Tyran! Un roi et nous serons heureux! Dergleichen sah der Darsteller auch in Versailles, mit Bleistift hingeworfen, überall. Einer der maßvollsten (plus douce) an dem Landhause der hingerichteten Königin war: L'habitation d'une reine est à présent la retraite des hiboux. Oh Français, rougissez de vos actions!

Montag, 2. April. Beim Ersten Konsul.[1]) Derselbe wandte sich in leutseliger Weise an mich mit den Worten: „Sie möchten, daß wir miteinander etwas abmachten." Darauf antwortete ich, daß dieses mein sehnlichster Wunsch sei. Er fragte dann nach der Höhe meiner Schuld an den König von England, und ich gab dieselbe auf 1800000 Livres an, fügte dann aber hinzu, daß mein Onkel . . . Er unterbrach mich (sur quoi il ne parut vouloir pas faire attention) und fragte, ob jene Summe in französischer Währung angegeben, was ich bejahte. Er entgegnete, das sei ein recht ansehnliches Objekt. Darauf beeilte ich mich zu antworten, ich hoffte, Mittel und Wege zu finden . . . Das gefiel ihm offenbar. „Sie haben also einen verborgenen Schatz," meinte er. — Er sprach dann mit dem türkischen Gesandten Mahomed Sayd Halet Effendi,[2]) dessen Verwirrtheit, da er des Französischen nicht mächtig, ihm offenbar Vergnügen bereitete, so daß er die Unterhaltung in die Länge zog (prolongea).

Montag, 9. April. Mit Dreyer zum Diner bei Talleyrand in kleiner Gesellschaft. Das Essen war recht dürftig (assez mauvais). Als die Rede auf Bentheim kommt, äußert der Graf, es sei doch ein Unding, daß der König von England, nach Ablehnung des Ablösungsvorschlags seiner Hypothek auf Bentheim, sich in Deutschland, dem einzigen Punkte des Kontinents, im Besitze einer Herrschaft befinde, jetzt, mitten im Kriege. Das leuchtet dem Minister ein. Es müsse das in der Note an den Ersten Konsul zum Ausdruck gebracht werden . . . Nachdem er mich — heißt es dann wörtlich — darauf zweimal nacheinander gefragt, wieviel ich zu zahlen gedenke . . ., wobei er zugleich bemerkte, ich dürfe nicht zu niedrig greifen, sonst würde aus der Sache überhaupt nichts, zumal

---

[1]) Die folgenden Ausführungen zeigen unzweideutig, wie Bonaparte die ganze Angelegenheit als einträgliches Handelsgeschäft auffaßte; daher dieselben wohl verdienen, in ihrem Zusammenhange angeführt zu werden.

[2]) Groß, schwerfällig, macht er den Eindruck eines phlegmatischen und wenig geistreichen Menschen. Der Umstand, daß er keine der europäischen Sprachen versteht, läßt ihn langweilig erscheinen; vielleicht aber ist er es in Wirklichkeit nicht (malgré que peut-être il ne l'est [?] pas).

der Erste Konsul mit diesem Gelde Hannover bei der kostspieligen und zugleich wichtigen Unterhaltung der Truppen zu unterstützen gedenke, so erklärte ich denn, 800000 Livres zahlen zu wollen. Darauf entgegnete Talleyrand, ich solle morgen oder übermorgen ihm eine Note über die ganze Abwicklung (liquidation) einreichen; er werde sie Donnerstag dem Ersten Konsul vorlegen.[1])

Dienstag, 10. April. Nach dem Diner kam der Goldarbeiter Boucher,[2]) der erzählte, fast ganz Frankreich sei gegen den Ersten Konsul der Angelegenheit des Herzogs von Enghien wegen. Er sei schmutzig geizig. Jetzt gehe er mit dem Plane um, seine Scheidung herbeizuführen, n'ayant point d'enfants, um eine deutsche Prinzessin zu heiraten. Seine Selbsterhebung zum Kaiser stehe bevor. Auch Dreyer bestätigt am folgenden Tage diese Gerüchte; die beabsichtigte Scheidung[3]) betreffend, meint er, qu'il y avait quelque chose . . .: Nouvelle intéressante pour tout Allemand! (In bezug nämlich besonders auf die Wahl einer deutschen Prinzessin.)

Des Grafen Angelegenheit kommt in Fluß; der richtige Weg ist gefunden: Madame Talleyrands Beistand muß erkauft werden. Montag, 16. April. Der Graf bittet Dreyer, Talleyrand zu sagen, welch hohen Wert er auf die Gewährleistung des Ersten Konsuls im Namen des französischen Volkes als Lehnsherrn der Grafschaft Bentheim lege. Er möge dann Madame als Freund (en ami) ein Geschenk von 50000 Livres versprechen, damit ihr Gemahl die Angelegenheit mit Geschick und in des Grafen Sinn betreibe (avec dextérité et selon mes vues). Dreyers — erheucheltes — Widerstreben, er als Gesandter könne eine derartige „Bestechung" nicht vermitteln, hält des Grafen Ausführungen gegenüber, daß eine solche „Gratifikation" des Landes doch der Brauch sei,[4]) nicht lange stand. Dienstag, 17. In persönlicher Verhandlung mit Talleyrand führt der Graf Ludwig aus, welcher Vorteil der französischen Regierung aus der Beseitigung dieser anglohannoverschen Regentschaft erwachsen würde. Ganz unvermittelt fragt dann T., wann die Zahlung erfolgen könne. Die Antwort, von vier zu vier Monaten . . ., findet keine Gnade. T. sagte mehrere Male, daß das zu lange daure, er wiederholte, daß der Erste Konsul sofort das Geld erwarte; dieser Zahlungsmodus würde auch die ganze Angelegenheit beschleunigen. Er wies dann auffallenderweise darauf hin, daß Schimmelpenninck das Geld verschaffen könne. Mit den Holländern aber will der Graf nichts zu schaffen haben. — Dreyer bestätigt dann die Gepflogenheit des Ersten Konsuls in Geld-

---

[1]) Der Tenor der fremdsprachigen Urschrift ist beibehalten, um bei völliger Wahrung der Unmittelbarkeit dem vortrefflichen Handelsmanne Talleyrand gerecht zu werden.

[2]) Eine seiner großen Bestellungen bei demselben belief sich auf 2806 Livres (fourniture de 2 boucles de souliers en brillants), eine andre auf das Dreifache.

[3]) Gerade diese Mutmaßung eilt der Tatsache weit voraus, die sich ja erst im Dezember 1809 vollzog, nachdem einige Tage vor der Krönung (1804) die kirchliche Einsegnung erst stattgefunden hatte.

[4]) . . . En pareil cas tous les grands seigneurs faisaient faire des présents considérables à leurs ministres, publiés même dans les feuilles publiques.

sachen. Wenn das Geld gleich zur Hand wäre, ließe er vielleicht noch etwas ab von den 800000 Livres (diminuerait . . . quelque chose).

So schien alles im reinen; doch war das erhoffte Ziel noch keineswegs erreicht. Talleyrand wußte durch eigenartige, eingangs bereits berührte Mittel den Maklerlohn noch zu erhöhen. Es trat eine hannoversche Deputation auf, des Grafen gerechtfertigte Ansprüche auf die Grafschaft Bentheim in Frage zu stellen.

(Schluß folgt)

Deutschlands Lage

Von

Vizeadmiral z. D. Valois

(Schluß)

Gegenwart.

I

Friedfertigkeit unter allen Umständen können wir vom Auslande ebensowenig erwarten, als wir hoffen dürfen, daß es uns gelingen wird, den Frieden dauernd zu bewahren.

Ein Frieden um jeden Preis kann größere Nachteile und Schädigungen bewirken als wie die Herbeiführung einer Entscheidung durch die Waffen. Bündnisse werden oft nur für begrenzte Zeiten Gültigkeit haben. Verstoßen diese infolge Aenderung wichtiger Lebensbedingungen gegen die Interessen des eignen Volkes, so müssen auch selbst die ehrliebendsten Staatslenker sich über die eingegangenen Verbindlichkeiten hinfortsetzen. Aeußerstenfalls muß eine solche Wandlung durch neue Persönlichkeiten eingeleitet werden, aber stets muß der Satz aufrechtgehalten werden: Salus Patriae, suprema Lex.

Die eigne Kraft wird stets die zuverlässigste Stütze sein, trotzdem aber haben sich zu allen Zeiten Nationen zur Verteidigung oder zum Angriff verbündet.

Gegenwärtig machen sich lebhafte Bestrebungen geltend, um Deutschland in betreff der Bündnisse auf die Schattenseite zu drängen, d. h. eine Verbindung zwischen mehreren Nationen mit ausgesprochener Spitze gegen unser Vaterland herzustellen.

Pessimisten scheinen dies bereis als Tatsache zu betrachten und sprechen demgegenüber von einer Isolierung des Deutschen Reiches.

Angesichts des immerhin noch formal bestehenden Dreibundes erscheint diese Ansicht befremdend, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Zusammenhang nicht als so fest betrachtet werden kann wie zum Beispiel derjenige zwischen den drei Bataillonen eines Regiments. Unsre westlichen Nachbarn scheinen der Ansicht zu sein, daß das Bundesverhältnis einer starken Beanspruchung gegenüber in die Brüche gehen könnte. Jedenfalls aber haben zwei der Beteiligten bei der Marokkofrage noch den Beweis des Zusammenhaltens erbracht.

Italien, die dritte Macht des Bundes, befindet sich allerdings in einer schwierigeren Lage als wie die beiden andern Mitglieder. Es scheint auch, daß bei der großen Menge und manchen bedeutenden Persönlichkeiten den Regungen des Gefühls mehr Gewicht beigelegt wird als wie der ruhigen Ueberlegung.

Zur Dankbarkeit sind die Italiener sowohl Frankreich wie Deutschland verpflichtet, wenn man in politischer Beziehung hiervon überhaupt sprechen darf. Zweifellos haben beide Mächte daneben noch ihre eignen Interessen verfolgt, Frankreichs Hilfe hat aber immerhin mit der Preisgabe von Nizza und Savoyen bezahlt werden müssen.[1])

Venedig und Rom aber konnten ohne direkte Gegenleistung eingeheimst werden, wodurch freilich die selbstbewußte Devise des jungen Italiens, Italia farà da sè, gegenstandslos wurde.

Merkwürdig vorurteilsfrei in bezug auf Dankbarkeit zeigten sich diejenigen Italiener, die unter Garibaldi 1870/71 für Frankreich kämpften, trotzdem Frankreich als Sieger wohl schwerlich die italienische Trikolore in Rom geduldet haben würde. Nüchternen Erwägungen erscheint es unbegreiflich, daß die Bestrebungen der Italia irredenta nicht darauf hinausgehen, die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, sondern sich auf Territorien richten, die noch niemals zu Italien gehört haben. Für Savoyen und Nizza, das Stammland der Königsfamilie und die Heimat des Nationalhelden Garibaldi, für Korsika, die rein italienische Insel, welche die italienischen Küsten in drohender Weise flankiert, wird nicht mehr agitiert, in herausfordernder Weise aber darauf hingearbeitet, das Trentino, Istrien und womöglich Dalmatien der Krone Italiens anzugliedern, trotzdem in den beiden letzteren Provinzen die Italiener nur in großer Minorität vorhanden sind.

Die Regierung steht diesem Treiben natürlich fern, es wäre aber nicht das erstemal, daß der Regierung durch Parteien die Richtung ihrer Politik aufgezwungen worden wäre. Hält man die Wiedergewinnung der alten Provinzen für zu schwierig, so mag man sich in Italien auch jeder Hoffnung auf die Erwerbung der vorher angeführten Territorien entschlagen, denn solange wie Deutschland und Oesterreich zusammenhalten, ist keine Weltlage denkbar, in der die geringste Aussicht auf Verwirklichung derartiger Phantasien wahrscheinlich erscheint.

Durch die Annäherung zwischen England und Frankreich ist die Stellungnahme Italiens in einem möglichen Kriege sehr erschwert, denn die außerordentliche Küstenausdehnung der Halbinsel bietet übermächtigen Flotten eine große Anzahl leicht verletzbarer Angriffspunkte.

Immerhin würde es sich in diesem Falle nur um Verletzungen der äußeren Schale handeln; mit den Westmächten aber gegen die früheren Bundesgenossen zu schlagen, bedeutet, die lombardisch-venetianischen Provinzen zum Schauplatz

---

[1]) Und Oudinot, Rom, 3. Juli 1849, sowie Mentana, 3. November 1867, de Failly sind auch noch auf das Konto zu schreiben.

blutiger und voraussichtlich unglücklicher Schlachten zu machen. Es ist daher erklärlich, wenn die Leiter Italiens diesen beiden wenig angenehmen Möglichkeiten aus dem Wege zu gehen versuchen werden und neutral bleiben wollen. Da ungebührliches Drängen von einer Seite leicht zum Anschluß an den Gegner führen könnte, erscheint es möglich, daß man unserseits mit einer strikten Neutralität zufrieden sein wird. Vielleicht ist auch schon von vornherein bei Abschluß des Bündnisses die Rolle Italiens im Bunde mehr dekorativ als wie operativ in Anschlag gebracht worden.

Selbst in letzterem Falle würde Deutschland und Oesterreich noch den Ausfluß der Kräfte einer Bevölkerung von nahezu 110 Millionen Einwohnern repräsentieren. Das ist eine häßliche Tatsache für die Gegner, von denen ein großer Teil für den Kampf auf der Terra firma, auf der nach Lage der Dinge die Entscheidung fallen muß, nicht einmal in Betracht kommt.

Um der gewaltigen Masse von 110 Millionen etwas von ihrem Gewichte zu nehmen, wird von gegnerischer Seite auf den möglichen Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie hingewiesen. Dem Fernstehenden, der nur die unablässigen Reibungen zwischen den Nationalitäten innerhalb der Monarchie ins Auge faßt, mag eine solche Auffassung begründet erscheinen.

Bei der Beurteilung der Möglichkeiten betreffs Selbständigkeit der einzelnen Teile muß man zum Schlusse kommen, daß ihre Erreichung auf sehr große Schwierigkeiten stoßen würde. Die drei in Frage kommenden Hauptgruppen außer den Deutschen — Ungarn, Tschechen und Polen — sind innerhalb ihrer engeren Grenzen so wenig gefestigt, daß die Bildung von Nationalstaaten voraussichtlich zu inneren Kämpfen führen müßte.

In Ungarn befinden sich die Magyaren gegenüber der Summe der andern Stämme in entschiedener Minorität.

In Böhmen stehen den zwei Dritteln Tschechen etwa ein Drittel Deutsche gegenüber, in Galizien den drei Fünfteln Polen mehr wie zwei Fünftel Ruthenen.

Diese Minoritäten lassen sich von den herrschenden Stämmen manche Bedrückungen gefallen, solange der Zusammenhang des Reiches durch die Person des Kaisers gesichert ist.

Es ist indessen möglich, daß Transleithanien sich selbständig macht und dann natürlich eine selbständige Politik befolgen wird. Trotz aller Großmachtgelüste wird dann im Innern so viel zu tun sein, um die verschiedenen Stämme, von denen einzelne, wie die Serbo-Kroaten, die Rumänen, die Slowaken und die Deutschen nach Millionen zählen, an das von diesen nicht gewünschte neue Verhältnis zu gewöhnen, daß eine Betätigung nach außen ausgeschlossen erscheint.

Ein unabhängiges Galizien oder Böhmen wird es vermutlich nicht eher geben, als bis ein Weltkrieg alles Bestehende über den Haufen wirft. Denn weder Rußland noch Deutschland würden die Maßregelung und Unterdrückung von Millionen ihrer Stammesgenossen dulden.

Oesterreichs Bestand ist für uns von höchster Wichtigkeit. Wir sind durch die Weltlage geradezu auf ein Schutz- und Trutzbündnis miteinander angewiesen,

und statt der früheren Rivalität können wir mit Vertrauen und Zuverlässigkeit aufeinander rechnen.

Hoffen wir daher — und das Einlenken der ungarischen Nationalpartei spricht dafür —, daß das habsburgische Kaisertum auch ferner noch den Reifen bilden wird, der das aus den verschiedenartigsten Dauben zusammengesetzte Reichsfaß zusammenhält.

Von der Tripelallianz bleibt, wenn sich Italien neutral und Transleithanien passiv verhalten sollte, doch noch der wertvollste Teil übrig. Stimmt dann die Bezeichnung der Tripelallianz nicht mehr für den Bund, so kann man dafür von einer Belle-Allianz sprechen, und diese Bezeichnung hat von alten Zeiten her bei uns einen besonders guten Klang.

Zählt dieser Teil des früheren Dreibundes auch nur etwa 90 Millionen Einwohner, so erscheint die denselben innewohnende Macht und Stärke doch mehr wie ausreichend, um allen zurzeit und für lange Zukunft möglichen politischen Komplikationen mit absoluter Sicherheit des Erfolges entgegenzutreten; auch selbst wenn Italien sich den Gegnern anschließen würde.

So liegt die Sache gegenwärtig, und trotz aller Angstmeierei besorgter Seelen über Isoliertheit und Unbeliebtheit stehen wir sicher und fest im Rate der Völker.

Daher sollen noch andre Kräfte zur Beseitigung der eingebildeten deutschen Gefahr herangezogen werden. Man glaubt zu träumen, daß Rußland kurz nach dem gewaltigen Kriege, für dessen Mißerfolg England teilweise verantwortlich gemacht wird, und nach dem gegen Rußland gerichteten englisch-japanischen Bündnisse sich als Alliierter der Entente cordiale anschließen soll.

Glaubt man in England, die Placierung eines Teiles der russischen Anleihe durch die Londoner Börse würde ausreichend sein, um in Rußland jede Erinnerung an die Vergangenheit auszulöschen?

Seit fast dreißig Jahren wandern die französischen Milliarden nach dem fernen Osten, ohne daß die Verwirklichung der Revanche dadurch näher gerückt wurde.

So wird denn auch der englische Sovereign in Rußland freundlich begrüßt werden, daß aber eine Politik eingeschlagen werden sollte, welche die Möglichkeit einer späteren Revanche im fernen Osten sehr erheblich erschweren würde, erscheint undenkbar. Glücklicherweise haben wir mit unserm großen Nachbarn so wenig divergierende Interessen, daß ein freundschaftliches Verhältnis beiderseitig auf keine Schwierigkeiten stößt und zurzeit mehr Wahrscheinlichkeit für eine Annäherung als eine Entfremdung vorhanden zu sein scheint.

Zieht man noch in Betracht, daß die Mohammedaner weder in Aegypten noch in Algerien sich mit der Unterordnung unter die christlichen Herren für immer abgefunden zu haben scheinen, so könnte ein großer europäischer Krieg auch leicht seinen Widerhall an der nordafrikanischen Küste finden. Eine Entfaltung der grünen Fahne des Propheten würde eine Erhebung von Kairo bis Mequinez zur Folge haben, uns ziemlich gleichgültig sein, den derzeitigen Zwingherren aber ernste Verlegenheiten bereiten.

So scheint es denn, daß unsre westlichen Nachbarn aus der Not eine Tugend machen und Frieden halten werden; und daß, da uns nichts ferner liegt, als ohne ernste Provokation das Kriegsbeil auszugraben, der Friede erhalten werden wird.

II

Mit den außereuropäischen Mächten brauchen wir uns für die nächsten Jahre oder Jahrzehnte nicht zu beschäftigen, da für diese schwerlich eine Veranlassung vorliegen dürfte, sich in die Angelegenheiten des alten Kontinents hineinzumischen.

Die hervorragende Stellung, die sich Japan durch seine großen Siege im fernen Osten errungen hat, zwingt uns indessen, unsern Blick auf die Verhältnisse in Ostasien zu richten.

Zunächst wurde in deutschen und französischen Zeitungen mit Besorgnis von der kommenden gelben Gefahr gesprochen, als ob Japan, nachdem es in dem eben beendigten Kriege fast bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit angestrengt worden war, nichts Besseres zu tun hätte, als sich noch mit einigen andern Großmächten zu verfeinden.

Japan sollte im Verein mit den nach japanischem Muster organisierten Chinesen eine asiatische Monroedoktrin anstreben.

Möglich ist's, daß diese Idee in den Köpfen einzelner japanischer Politiker als Zukunftsmusik Platz gegriffen hat. Ehe dazu aber die geringste Aussicht vorhanden wäre, müßte in China noch recht vieles gründlich geändert werden, und vorzüglich müßte China bereit sein, auf einen derartigen Plan einzugehen. Es scheint daher angezeigt, das Verhältnis beider Nationen zueinander einer Betrachtung zu unterziehen.

Schon ehe beide Länder mit Europa in Berührung kamen, haben diese lange und hartnäckige Kriege miteinander geführt. Seit nahezu tausend Jahren ist Korea der Zankapfel zwischen beiden Reichen gewesen.

Als Tributärstaat von China hatte die Halbinsel, die sich der Seeräuberei und Sklavenjagden der Japaner nicht erwehren konnte, sich wiederholt um Hilfe an den Suzerän gewendet, und im Jahre 1275 landete ein chinesisches Heer von zirka 100000 Mann unter dem Kaiser Kublai-Khan, einem Nachkommen von Dschenges-Khan, auf Kiusin.

Der Krieg endete mit einer völligen Niederlage der Invasionsarmee.

Unter dem Regenten Tojotomi Hideyoshi wurde Korea im Jahre 1592 erobert, doch mußten die Japaner nach siebenjährigen heftigen Kämpfen das Festland wieder aufgeben.

Durch den letzten japanisch-chinesischen Krieg, der zur Vernichtung der chinesischen Flotte am Jalu und zur Eroberung von Port Arthur und Weihai-wei führte, kam die alte Gegnerschaft erneut zum Ausdruck, und es müßte den Chinesen an gesundem Menschenverstand fehlen, wenn sie glauben sollten, daß Japan im Interesse der gelben Rasse gegen Rußland Krieg geführt hätte.

Das Fazit der letzten zehn Jahre stellt sich für China nicht sehr erfreulich.

Die Liu-Chiu-Inseln, Formosa und die Pescadores nach dem Kriege 1895 definitiv abgetreten, Liang-tung mit Port Arthur auf Nimmerwiedersehen verpachtet und die Suzeränität über Korea endgültig aufgegeben.

Mag man in Peking anfänglich voller Schadenfreude den Russen die schweren Niederlagen gegönnt haben, so werden die Resultate des Friedens zu Portsmouth diese Freude erheblich gedämpft haben.

Port Arthur wechselte nur den Besitzer, und Korea war nunmehr wohl kaum anders als eine japanische Provinz zu betrachten.

Wie es dereinst mit der Mandschurei werden wird, mögen die Götter wissen. Zurzeit befehlen dort noch die Japaner, und vermutlich wird aus der fruchtbaren Provinz ein japanisches Aegypten werden.

Rußland hatte wenigstens die Selbständigkeit von Korea nicht in Frage gestellt und war auch als Besitzer von Port Arthur kein so gefährlicher Nachbar wie Japan.

In weiter Entfernung von den Wurzeln seiner Kraft, war es auch durch Rücksichten der europäischen Politik beeinflußt, während Japans Hilfsquellen sich in nächster Nähe befinden und eine derartige Behinderung in solchem Maßstabe nicht vorliegt.

Einstweilen scheint die alte Gegnerschaft begraben zu sein. Japan ist bemüht, den gelben Brüdern die Segnungen militärischer Ausbildung und Organisation zuteil werden zu lassen, wodurch auch der Zweck gefördert wird, die Hilfsquellen Chinas dem japanischen Handel zugänglich zu machen.

Die Chinesen lassen dies einstweilen ruhig über sich ergehen, wie schon manche andre Welle ausländischen Einflusses. Das Land der Mitte hat im Laufe der Zeiten Perioden gesehen, in denen nacheinander — sogar auch durcheinander, da die verschiedenen Provinzen darin ganz selbständig handelten — amerikanische, englische, deutsche und französische Offiziere, Techniker und Lehrer an der Beseitigung des chinesischen Zopfes arbeiteten,[1]) ohne irgendwelchen dauernden Erfolg zu erreichen. Es muß abgewartet werden, wie lange die japanische Periode anhalten und welchen dauernden Einfluß diese hinterlassen wird. Port Arthur steht wie eine schwere Gewitterwolke fast in Sicht von Peking. Innerhalb vierundzwanzig Stunden kann von dort aus eine Landung bei Tientsin ausgeführt werden.

Seitens jeder andern Nation müßten dazu Vorbereitungen getroffen werden, die nicht geheim bleiben könnten; es würde genügend Zeit zu Gegenmaßregeln und fremder Intervention verbleiben. Von Port Arthur aus, woselbst Schiffe und Truppen stets vorhanden sind, und daher in unauffälliger Weise vermehrt werden können, würde bei dem hervorragenden Organisationstalente der Japaner ein solcher Angriff mit unerwarteter Schnelligkeit ausgeführt werden können. Mag etwas derartiges zurzeit auch in unabsehbarer Ferne liegen, die Möglichkeit

---

[1]) Die chinesische Flotte, die von den Japanern am Jalu geschlagen wurde, war von englischen Seeoffizieren organisiert worden.

ist jedenfalls vorhanden, und Liang-tung mit Port Arthur, der südmandschurischen Eisenbahn und von Korea[1]) in japanischen Händen ist jedenfalls für Chinas Sicherheit und Freiheit der Entschließungen viel bedenklicher als wie die unbedeutenden Plätze an der Küste im Besitze der Europäer.

Von dem Vorhandensein einer gelben Gefahr für Europa vermag ich mich daher nicht zu überzeugen; es ist viel wahrscheinlicher, daß China dereinst eine Stütze europäischer Nationen gegen Japan bedarf, als daß die beiden gelben Nationen sich vereinigen sollten, um die Bagatellen von Kiautschou, Hongkong und Makao wiederzugewinnen.

Eine derartige Kurzsichtigkeit würde China hoffnungslos dem japanischen Einflusse überantworten.

Bei der Pénétration pacifique der Japaner in China sind diese uns Europäern gegenüber deswegen im Vorteile, weil sie auf jede Missionstätigkeit verzichten, die so oft die Veranlassung zu Unruhen und Kriegen mit den christlichen Mächten gegeben hat. Aber auch durch Handelstätigkeit, Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. können Mißhelligkeiten entstehen, wenn der zu entwickelnden Nation das Tempo oder die Art ihrer Erzieher unbequem und lästig zu werden anfängt.

Das Hemd ist jedem näher als wie der Rock, und deshalb müßte ein militärisch leistungsfähiges China sich in erster Linie dagegen sichern, daß die Stammländer der kaiserlichen Familie und die Residenzstadt nicht der Gnade fremder Mächte anheimgegeben sind.

Nur ein Tor könnte sich durch die Hautfarbe oder Abstammung der benachbarten Völker davon abhalten lassen, seine Sicherheitsmaßregeln gegen das gefährlichste derselben außer acht zu lassen.

Infolge der insularen Lage und des unerwarteten Aufschwunges zu einer großen Seemacht glaubt man für Japan eine ähnliche Stellung in Ostasien vorauszusehen, wie England sich diese in Europa erworben hat. Aus der englischen Vergangenheit Parallelen für die zukünftige Stellung Japans zu ziehen, würde dahin führen, auch der japanischen Herrschaft auf dem Kontinente ein Ende zu prophezeien.

Jahrhundertelang hat bekanntlich ein großer Teil Frankreichs unter englischer Herrschaft gestanden.

Im Jahre 1154 gehörte der größere Teil Frankreichs zu England, und gegen 1450 wurde die Herrschaft Karls VII. nur noch südlich von der Loire anerkannt. Erst 1558 wurden die Engländer durch die Eroberung von Calais und der umliegenden Territorien — Grafschaft Guines — für immer von französischem Boden vertrieben. Wer den Japanern dies Schicksal bereiten wird — die Chinesen, insofern sie nach europäischem Muster ihre gewaltigen Kräfte dereinst anzuwenden gelernt haben, oder die Russen, wenn China nach sporadischen

---

[1]) Wenn es sich nominell auch nur um Pachtverhältnis und Protektorat handelt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß Japan dort für alle Zeiten nach Gutdünken herrschen wird.

Anstrengungen wieder in den alten Schlummer verfällt, das werden erst spätere Generationen erleben, aber kommen wird es dereinst gewiß.

Wenn erst die Zerrüttungen des letzten Krieges in Rußland überwunden sind und die Erfahrungen aus den unglücklichen Kämpfen nutzbringende Früchte getragen haben werden, wenn mehrere Schienenwege vom Herzen der Monarchie nach dem fernen Osten führen, dann wird die Ueberzahl der Millionen Menschen zur Geltung kommen, und alle Flotten der Welt werden nichts daran ändern können.

Das zwischen England und Japan geschlossene Bündnis wurde irgendwo als eine Frucht der erbweisen, großartigen und zielbewußten Politik bezeichnet, die für ihre weitschauenden Pläne und Zwecke stets frühzeitig nach den richtigsten und zweckmäßigsten Mitteln sich umsieht.

Als vor der öffentlichen Bekanntgabe der Vertrag — besonders der Passus über die Hilfeleistung in Indien — Gegenstand der Unterhaltung in einer englischen Gesellschaft war, erschien es mir unglaublich, daß England sein Ansehen in Indien durch das Eingeständnis, zur Verteidigung der Grenzen japanische Hilfe zu brauchen, schädigen würde.

Der Vertrag wurde aber bald darauf für die Dauer von zehn Jahren doch abgeschlossen und hat auch nach dem Urteil von Engländern schon dazu beigetragen, Englands Ansehen dort zu beeinträchtigen.

Daß Englands Sympathien sich auf japanischer Seite befanden, bedarf keiner weiteren Erklärung und war nach Sachlage aller Verhältnisse ganz selbstverständlich.

Nach den entscheidenden Niederlagen Rußlands und bei dem schon bestehenden Freundschaftsverhältnis zu Japan war der Abschluß eines Bündnisses mit einem so kompromittierenden Paragraphen nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich.

Ich bedaure, die bekannte Erbweisheit bei diesem Schritte nicht anerkennen zu können.

Die Neuorganisation der englischen Flotte — mit Rücksicht auf das Anwachsen unsrer Marine — konnte unter allen Umständen auch ohne Vertrag durchgeführt werden; denn die in China stationierten Schlachtschiffe waren dort hingeschickt als Gegengewicht gegen die russische Flotte, die damals aber auf dem Meeresgrunde ruhte oder sich in japanischen Händen befand.

Da keine Prophetengabe dazu gehörte, um vorherzusagen, daß Rußland mindestens für die nächsten zehn Jahre eminent friedlich gesinnt sein würde, konnte Japan auch trotz der nichtssagenden Gegenleistung Englands[1]) ruhig den Vertrag akzeptieren.

England gegenüber kam das Land der aufgehenden Sonne dadurch in eine Art von Protektorstellung mit der Gewißheit, daß während der nächsten zehn Jahre der Casus foederis bestimmt nicht eintreten würde.

---

[1]) Rückendeckung zur See.

Infolge dieses merkwürdigen Abkommens hat man in England auch schon die bittere Pille schlucken müssen, daß eine Interpellation im Parlament zu Tokio sich mit der durchaus nicht unbegründeten Frage beschäftigte, ob sich die englische Armee auch in einem Zustande genügender Kriegstüchtigkeit befände.

Japan wird zweifelsohne allen europäischen Nationen auf allen Gebieten des Handels die schärfste Konkurrenz machen.

In erster Linie wird England davon betroffen werden; wir stehen erst an dritter Stelle; denn die Japaner sind anspruchslos, sehr fleißig und wissen sich den Verhältnissen besser anzupassen als wir Europäer, besonders aber wie die Engländer. Der englische Im- und Export wird dadurch erheblich eingeschränkt werden, und da in Geldangelegenheiten die Gemütlichkeit aufhört, sollte es mich nicht wundern, wenn auch die gegenseitige Zuneigung dadurch beeinträchtigt würde. Auch wir Deutsche waren früher viel beliebter jenseits des Kanals, als wir noch keine ernsten Konkurrenten waren.

Kurz und gut, es ist wohl möglich, daß man nach Jahren in England mit Wehmut der Zeit gedenkt, da Port Arthur und Korea noch nicht in japanischen Händen waren, und in der stetig wachsenden japanischen Marine einen viel schwerer zu behandelnden Faktor erblickt als wie in der auf drei weit voneinander liegenden Meeren verteilten russischen Flotte. Zurzeit bestehen schon Differenzen zwischen Amerika und Japan wegen der ablehnenden Stellung, welche die westlichen Staaten der Union allen Angehörigen farbiger Rassen gegenüber einnehmen und die auch durch den guten Willen der Zentralregierung nicht leicht zu beseitigen sein werden.

Aehnliches kann sich demnächst auch in Australien, Neuseeland zutragen und die englische Regierung in dieselbe Lage versetzen, da diese dem Commonwealth of Australia gegenüber ganz ohnmächtig ist.

Es wäre wunderbar, wenn eine so ehrliebende Nation wie die Japaner durch diese Auffassung der beiden angelsächsischen Völker nicht verstimmt werden sollte. Deutschland ist frei von derartigen Vorurteilen und kann das Aufblühen des japanischen Reiches mit Wohlwollen verfolgen in der Ueberzeugung, daß uns dadurch keine andern Schwierigkeiten erwachsen werden als solche, denen wir durch Tätigkeit und Selbstvertrauen gewachsen sein werden.

Wir haben andern Nationen erfolgreiche Konkurrenz gemacht, und sollte es uns in Ostasien ebenso ergehen, so kann uns dies nur zu erhöhten Anstrengungen, nicht aber zu einer unfreundlichen Haltung veranlassen.

Noch weniger wie die Entente cordiale im Westen braucht uns der Bund im Osten zu beunruhigen, friedliebend, aber kampfbereit können wir ruhig unsre Wege wandeln.

Schlußworte.

Vorstehende Abhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, darzustellen, daß wir kriegerischen Möglichkeiten mit Ruhe entgegensehen können. Trotzdem ist davon Abstand genommen worden, näher auf die Stärke und Brauchbarkeit der dabei möglicherweise in Betracht kommenden Heere und Flotten einzugehen.

Wollte ich aus dem Vergleiche der Zahlen aller verwendbaren Streitkräfte für die Plusseite den Sieg beanspruchen — für die Tripel- oder auch nur die Belle-Allianz —, so würde darauf erwidert werden können, daß der Krieg kein so einfaches Rechenexempel ist.

Das muß als absolut richtig anerkannt werden, und wir wissen es selbst aus vielfacher Erfahrung von den Zeiten des Alten Fritz und auch den Kämpfen nach Sedan.

Bei solchen Auseinandersetzungen ist es unmöglich, allen Nationen nur Wohlgefälliges zu sagen, das Bestreben, dies zu tun, würde endlose Umschreibungen notwendig machen und schließlich zu einer literarischen Wassersuppe führen.

Unsre Stellung sollte einigermaßen klargelegt werden, soweit dies einem Outsider möglich ist, unter Vermeidung überflüssiger Schärfen gegen andre Nationen.

Unsre westlichen Nachbarn sind uns als einzelne Individuen durchaus sympathisch, stehen wir dem Franzosen im Temperament etwas näher, so verbindet uns mit den Engländern die Bande gemeinschaftlicher Abstammung. Wo es sich um die Interessen ganzer Nationen handelt, kommen indessen persönliche Gefühle kaum in Betracht.

Frankreich kann sich immer noch nicht mit der Vergangenheit und Gegenwart abfinden, England glaubt, daß wir ihm in Zukunft gefährlich werden können.

Es ist schwer zu sagen, ob Frankreich eher den Status quo als definitiv akzeptieren oder England uns als vollberechtigten Faktor in allen Fragen des Handels und der Weltpolitik anerkennen wird.

Es will fast scheinen, daß ersteres eher eintreten kann als wie letzteres, denn bei unsern britischen Vettern haben wir es mit der Selbsttäuschung zu tun, die glaubt, daß alle Maßregeln englischer Politik und Gesetzgebung (innere Verhältnisse ausgenommen) neben der Brauchbarkeit für Home consumption auch noch zum Heile der ganzen Welt beitragen.

Mag dies auch teilweise zugegeben werden (z. B. die Unterdrückung des Sklavenhandels hat England ungeheure Summen gekostet und wiederholt zu Differenzen mit andern Nationen geführt), so kann doch nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß in erster Linie stets Englands Bedürfnisse maßgebend gewesen sind. Das ist durchaus selbstverständlich. Eines schickt sich aber nicht für alle, und bei dem englischen Freihandelsprinzip befindet sich England selbst am wohlsten, weshalb Joe Chamberlain sich vergebliche Mühe gegeben hat, die Zollpolitik auch nur teilweise in andre Richtungen zu lenken. Auch glauben weite Kreise, daß Napoleon durch England gestürzt worden ist, Trafalgar und Waterloo sollen Napoleons Herrschaft ein Ende bereitet haben. In „How England saved Europe“ von W. H. Fitchott, London 1900, ist dies des längeren auseinandergesetzt.

Alle Welt beneidet England um einen solchen Helden wie Nelson, das ändert aber nichts an der Tatsache, daß es erst zirka zehn Jahre nach Trafalgar zum

endlichen Frieden kam und der Seesieg für den Kontinent von gar keinem Belang war. Die Schlacht verschaffte England die absolute Seeherrschaft, doch ob die andern Nationen Veranlassung hatten, sich darüber zu freuen oder nicht, liegt außerhalb des Rahmens dieser kleinen Schrift.

Waterloo-Belle-Alliance wäre ohne Wellington und Blücher nicht möglich gewesen. E. L. S. Horsburgh (1895) schreibt in seinem Buche „Waterloo" über die vielen Kontroversen in betreff der Schlacht sehr richtig: „Die Erinnerung an W. sollte dazu dienen, die beiden großen teutonischen Nationen zu vereinigen, wie sie damals vereinigt waren" u. s. w., welcher Auslassung nur in jeder Weise zugestimmt werden muß. Trotzdem aber haben die Mythen der Vergangenheit in den Köpfen vieler Engländer eine solche Ueberhebung hervorgerufen, daß es ihnen schwer wird, andern Nationen die gleichen Rechte zuzubilligen, die sie für sich in Anspruch nehmen, nämlich die Ausgestaltung ihrer eignen Angelegenheiten nach den als notwendig erkannten Bedürfnissen.

Wenn selbst englische Friedensfreunde (A. N. Cumming, „Deutsche Revue", Oktober 1905) die freundschaftlichen Beziehungen beider Länder davon abhängig machen, daß wir unsre Flotte nicht weiter ausbauen sollen, so dürfte dies als Beweis dafür anzusehen sein, wie weit viele Engländer noch davon entfernt sind. Wird jenseits des Kanals das Prinzip anerkannt: „Gleiches Recht für alle", so ist nichts im Wege, daß wir wie zu den Zeiten vor und nach Waterloo-Belle-Alliance in Frieden und Freundschaft miteinander verkehren.

Von unsrer Seite mag man des aufrichtigsten Entgegenkommens sicher sein; die Welt ist groß genug für uns beide und noch viele andre Nationen. Nicht von außerhalb drohen uns Gefahren; wir sind durchaus imstande, diesen die Stirne zu bieten, solange der Glaube an unsre Kraft nicht erschüttert wird. Kritiken, die, ohne etwas zu bessern, nur dazu beitragen, unsre Zuversicht zu untergraben und im Auslande den Glauben erwecken, daß bei uns manches faul sein könnte, muß nach Kräften entgegengewirkt werden.

Nachwort der Redaktion.

Die offiziellen Beziehungen zwischen Deutschland und England haben sich seit dem letzten Besuche des Königs Eduard in Friedrichskron weit freundlicher als früher gestaltet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sir Campbell Bannerman und sein zum großen Teil aus deutschfreundlichen Staatsmännern bestehendes Kabinett keinen Konflikt mit dem Deutschen Reiche wünscht. Es bestehen aber in England noch politische Koterien, die fortgesetzt Neid, Haß und Mißtrauen gegen Deutschland auszubreiten suchen. Diese Koterien besitzen leider einen bedeutenden Einfluß auf einen Teil der englischen Presse und sind auch nicht ohne Beziehungen zur deutschfeindlichen Presse und Diplomatie im Auslande. Gegen diese Bestrebungen, die den Frieden zu gefährden suchen, müßten alle Friedensfreunde und auch die nicht deutschfeindliche englische Presse sich wenden. Für Deutschland sind die friedensfeindlichen englischen Koterien weit weniger gefährlich als für

England ſelbſt, weil dieſe das engliſche Volk in eine bedenkliche Lage und Täuſchung bringen könnten, in der es ſchwerlich die Unterſtützung andrer Mächte finden würde. Nicht gegen England, ſondern gegen Englands innere Feinde und gegen die Feinde des Weltfriedens kämpft die deutſche Politik.

Die Agrarunruhen und das Miniſterium Sturdza in Rumänien

Von

Rudolf Graf Waldburg

Rumänien iſt das klaſſiſche Land der Agrarunruhen. Beinahe in jedem Jahre fanden noch, und das iſt in Bukareſt ein offenes Geheimnis, ſolche in größerem oder kleinerem Umfange ſtatt, nur war es der Regierung bis jetzt ſtets gelungen, einerſeits dieſe Aufſtände raſch zu unterdrücken, anderſeits keine Nachrichten darüber in die große Oeffentlichkeit, beſonders ins Ausland, gelangen zu laſſen. Das iſt nun diesmal freilich anders gekommen und nur die ultima ratio, Kanonen und Repetiergewehre, haben das Land vor einer Kataſtrophe bewahrt. Was aber vermochte die rumäniſche Landbevölkerung in einen ſolchen Zuſtand der Wut und des Fanatismus zu verſetzen? Der rumäniſche Bauer iſt von Natur gutmütig, phlegmatiſch, Gewalttaten abgeneigt, ungebildet, wenn auch durchaus nicht unintelligent, und äußerſt anſpruchslos. Mamaliga (Maisbrei) und etwas Zuika (Pflaumenſchnaps) ſind ſeine einzigen Lebensbedürfniſſe. Gewalttätigkeiten kommen im Lande nur ſelten, Raubanfälle faſt gar nicht vor. Ich habe die Moldau und Walachei kreuz und quer jagend durchſtreift und eine größere Sicherheit vorgefunden als in manchen Gegenden Mitteleuropas. Und doch iſt dieſe im gewöhnlichen Leben ſo friedliche Bevölkerung zu Agrarunruhen ſtets geneigt und hat jetzt das Schauſpiel einer vollkommenen Bauernrevolution gegeben.

Der Ackerboden Rumäniens befindet ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Großgrundbeſitzer. Nur muß man nicht glauben, daß dieſe Großgrundbeſitzer alle Bojaren ſind. Im Gegenteil, ſozuſagen jeder vermögende Rumäne iſt Grundbeſitzer; iſt dies doch in dieſem Lande die beſte und bequemſte Kapitalsanlage. Daneben verfügen auch der Staat und viele Klöſter über große Latifundien. Der wohlhabende rumäniſche Bourgeois und Bojar hat aber, ſo intelligenten und aufgeweckten Geiſtes er auch ſonſt iſt und ſo falſch es wäre, in ihm nur einen Bonviveur zu ſehen, wenig Sinn für Landwirtſchaft und das Landleben überhaupt. Er verpachtet alſo ſeine Güter an den Meiſtbietenden, der in vielen, aber durchaus nicht allen Fällen ein Jude iſt. Für dieſen Pächter muß nun der Bauer, der keinen oder bei der Extenſität des Wirtſchaftsbetriebes einen viel zu kleinen Grundbeſitz hat, arbeiten. Der Pacht läuft meiſtens auf zehn bis fünfundzwanzig Jahre und iſt verhältnismäßig hoch bemeſſen. Ein reichsdeutſcher chriſtlicher Pächter, der in der Nähe von Crajova ein größeres Gut bewirtſchaftet und hierfür 80 000 Franken an den Eigentümer zahlt, ſagte mir hierüber folgendes: Es hängt lediglich von der Ernte, d. h. von der Witterung ab, wie ich abſchneide. Sind die Ernten gut, bin ich in zehn Jahren ein vermögender Mann und kehre nach Deutſchland zurück, ſind die Ernten aber ſchlecht, ſo zahle ich ungeheuer drauf und bin nach Umſtänden ruiniert. Pachtſchillinge von 80 000 Franken gehören übrigens durchaus nicht zu den höchſten, der Pächter des

Nachbargutes des genannten deutschen Herrn zahlte 300 000 Franken jährlich. Es liegt nahe, daß die Pächter unter diesen Umständen das Möglichste herausschlagen wollen, ohne allzuviel Rücksicht auf die Landbevölkerung zu nehmen. Die Entlohnung des Bauern für die dem Pächter geleistete Arbeit erfolgt nun zumeist dadurch, daß ersterer ihm ein Stück Land zum eignen Gebrauche überläßt. In einem guten Maisjahre hat er dann so viel, daß er leben kann, in einem schlechten hungert er. Dazu kommt, daß der Staat die Steuern in Geld verlangt, Geld hat aber der Bauer keines, denn für das Wenige an Mais, was er vielleicht verkaufen könnte, werden bei der ungeheuern Fruchtbarkeit des Landes keine Preise gezahlt. Daß unter solchen Verhältnissen die ländliche Bevölkerung agrarsozialistischen Ideen leicht zugänglich ist, kann nicht wundernehmen. Und ist in diesem stillen, träumerischen Volke der Fanatismus einmal erwacht, so kennt er keine Grenzen. Freilich, Bauernerhebungen erreichen ihr Ziel fast niemals; so oft noch der Bundschuh ins Feld zog, erlebte er nach kurzen überraschenden Erfolgen eine gänzliche moralische und physische Niederlage. So ging es auch hier, hatten sich diese Banden mit Sengen und Brennen, Saufen und Morden erst einmal berauscht, dann kam der Katzenjammer und mit ihm Uneinigkeit, Ziel- und Mutlosigkeit, und es war nicht allzuschwer, mit Schrapnells und Repetiergewehren die undisziplinierten Bauernhorden auseinanderzujagen. Diesmal hat es allerdings viel Blut gekostet.

Ich erwähnte schon früher die königlichen Güter; diese werden in eigner Regie geführt und sind wahre Musterwirtschaften. Aehnlich verwalten auch einige Großgrundbesitzer, wenn auch verhältnismäßig nur wenige, ihre Güter selber. Alle diese Domänen waren anfangs gänzlich von der Bewegung verschont, erst später suchten von auswärts kommende Banden auch diese zu devastieren, stießen aber dabei teilweise auf den Widerstand der eingebornen Bauern.

Man kann nicht von den Agrarunruhen in Rumänien sprechen, ohne dabei auch die Judenfrage zu berühren. Da lauten nun die Urteile besonders der Tagespresse je nach der Parteistellung ungeheuer verschieden. Während alle liberalen Organe in den Juden den Sündenbock sehen, der für die eigentlichen Aussauger des Landes, die Bojaren, bluten muß, schieben die im entgegengesetzten Lager stehenden Blätter alle Schuld an der Erbitterung der Bevölkerung auf das von ihnen so gehaßte Volk Gottes. Die Wahrheit dürfte, wie so oft, wohl in der Mitte liegen. Rußland und Rumänien sind die einzigen Staaten Europas, die eine ausgesprochen antisemitische Gesetzgebung haben. Der Jude ist in Rumänien kein Staatsbürger zweiten Ranges, sondern überhaupt kein Rechts-, nur ein Pflichtenträger. Er muß zwar Soldat werden, hat aber weder aktives noch passives Wahlrecht, kann keinen Grundbesitz erwerben und gilt überhaupt als Fremder, der sich von andern Ausländern nur dadurch unterscheidet, daß er dienen und Steuern zahlen muß. Aber wie es schon vor der Judenemanzipation in Europa war, haben sich auch hier die Israeliten dadurch gerächt, daß sie sich der meisten gewinnbringenden Erwerbszweige bemächtigt haben. Grundbesitzer konnten sie nicht werden, nun so wurden sie Pächter und kamen auch so auf ihre Kosten. Ob aber die jüdischen Pächter wesentlich schlimmer mit dem Bauer umgesprungen sind als die christlichen, ist sehr zu bezweifeln. Tatsache ist nur, daß in der Moldau, wo die revolutionäre Bewegung ihren Anfang nahm, das jüdische Element unter den Pächtern weit stärker vertreten ist als in der Walachei. Später hat die Bewegung aber auch in die Walachei übergegriffen, und zwar hat sich die Bevölkerung hier weit bösartiger gezeigt; es ging eben wie so oft, zuerst schlägt man den Juden und dann überhaupt jeden Besitzenden.

Zurzeit herrscht Ruhe in Rumänien. Der Aufstand ist niedergeschlagen, der Bauer fügt sich wieder in die alten Verhältnisse, eine neue Regierung sucht durch Ankündigung von Reformen im In- und Ausland Beruhigung zu schaffen. Man hat der früheren Regierung vorgeworfen, daß sie zuerst für die Verbesserung der Lage der Bauern nichts getan und dann den Aufstand nicht energisch genug niedergeschlagen habe. Mag sie von

Schuld nicht frei ſein, ihre Situation war immerhin eine ſehr ſchwierige. Wie ſchon früher erwähnt, beſteht der größte Teil des Nationalvermögens in Grundbeſitz. Das ſieht man am beſten in den Jahren, wo eine ſchlechte Ernte zu verzeichnen war. Der ganze geſchäftliche Verkehr, ja ſelbſt das geſellſchaftliche Leben in Bukareſt ſtockt. Der ſonſt ſo luxus- und geſelligkeitsliebende Rumäne zieht ſich zurück, Reſtaurants und Vergnügungsetabliſſements machen ſchlechte Geſchäfte, denn die Haupteinnahmequelle der oberen Zehntauſend iſt beſchnitten: die Pächter zahlen ſchlecht. Dabei iſt jeder Miniſter und faſt jeder Abgeordnete ſelbſt Grundbeſitzer, und eine weſentliche Verbeſſerung der Lage des Bauernſtandes kann bei den beſtehenden Verhältniſſen oft nur auf Koſten des Grundbeſitzers geſchehen. Auch die neue liberale Regierung wird daher nur ſehr behutſam zu Werke gehen können. Einige bauernfreundliche Geſetze werden beſchloſſen werden, ſo die Beſtimmung eines Minimallohnes, ebenſo die einer Maximalgrenze des Terrains, das der einzelne Bauer für den Grundbeſitzer zur Bewirtſchaftung übernehmen darf, ein Verbot, mehr als zehn Prozent für vom Grundbeſitzer oder Pächter dem Bauer vorgeſchoſſene Geldſummen zu verlangen. Kein Pächter wird künftig mehr als zwei Grundſtücke im Höchſtausmaß von 4000 Hektar pachten dürfen u. ſ. w. Größeren Erfolg als dieſe mehr negativen Beſtimmungen dürfte die von der Regierung geplante Gründung und Unterſtützung der ſogenannten Volksbanken haben. Hauptzweck derſelben iſt es, Bauerngenoſſenſchaften zu ermöglichen, ſelbſt als Pächter größerer Latifundien aufzutreten, vorzüglich ſind dabei die Staatsdomänen ins Auge gefaßt. Im großen und ganzen werden aber alle Reformen für die Verbeſſerung der Lage der Landbevölkerung nur einen relativen Wert haben, denn an der Tatſache, daß der größte Teil alles Ackerbodens in den Händen der Großgrundbeſitzer iſt, kann keine rumäniſche Regierung, ohne den nationalen Wohlſtand zu gefährden und die Grundfeſten des Staates zu erſchüttern, etwas ändern. Die neue liberale Regierung wird aber jedenfalls das Möglichſte zur Beruhigung des Landes und Sanierung der Verhältniſſe beitragen. In Rumänien ſind ja die prinzipiellen Gegenſätze zwiſchen Liberalen und Konſervativen ſehr geringe. Es handelt ſich mehr um Perſonal- als um Prinzipienfragen. Doch ſind die Konſervativen von der Schuld, antiſemitiſche Strömungen großgezogen zu haben, nicht ganz freizuſprechen. Das jetzige Miniſterium Sturdza dürfte aber in dieſen Fehler nicht verfallen. Der Miniſterpräſident ſelber verfügt trotz ſeiner vierundſiebzig Jahre über große Energie und ungeheure Arbeitskraft. Ein großer Freund deutſcher Kultur, hat er ja ſeine Studien teilweiſe an deutſchen Univerſitäten gemacht, iſt er ein Mann von weitem Blick und durchaus modernen Ideen. Neben ihm iſt Joel Bratianu die prägnanteſte Erſcheinung und der fähigſte Kopf im neuen Kabinett. Es iſt daher zu hoffen, daß der junge Stern Rumäniens auch dieſe Kriſe überwinden wird und der Staat, der mit Recht bisher als der europäiſchſte und fortgeſchrittenſte unter den Balkanländern gegolten hat, trotz aller Schwierigkeiten einer glücklichen Zukunft entgegenſieht.

Großherzogin Sophie von Sachsen und die Begründung des Evangelischen Bundes

Von

Professor Dr. Nippold (Jena)

Kurze Zeit nach der Vertrauensmännerversammlung in Erfurt am 6. Oktober 1886, die den Grundstein zu dem Evangelischen Bunde legte, hat die Synode in Weimar getagt. Mein Kollege Lipsius, der Mitglied der Synode war, hat die Einladung der Synodalen zum Großherzog benutzen können, um ihm von jenem bedeutsamen Vorgang Mitteilung zu machen. In der gleichen Zeit hatte auch der deutsche Kronprinz bei der Einweihungsfeier des restaurierten Merseburger Doms durch den Konsistorialrat Leuschner die erste Mitteilung erhalten, der später genauere Berichte durch den Grafen Wintzingerode und den Prediger Persius folgten. Es lag in der Natur der Sache, daß jede sich darbietende Gelegenheit zu solchen vertraulichen Eröffnungen benutzt werden mußte. So hatte denn auch Lipsius in jenem Gespräch u. a. erwähnt, daß der von dem provisorischen Vorstande festgestellte Aufruf, sobald die Sammlung der Unterschriften beendet sei, veröffentlicht werden sollte. Inzwischen aber war es zur Reichstagsauflösung gekommen, und die Neuwahlen standen unmittelbar bevor. Dies die Lage, in der mir eines Tages das unerwartete Telegramm zuging: „Ich erwarte Sie morgen um 1 Uhr. Sophie." Zur Erklärung dieses Telegramms muß nur beigefügt werden, daß der Großherzog auch in diesem Winter auf längere Zeit von Weimar abwesend war, die ihm von Lipsius gemachte Eröffnung aber vorher seiner Gemahlin mitgeteilt hatte.

Es ist eine mehr als zweistündige, überaus lebhafte Unterredung gewesen, welche die Großherzogin mir an dem folgenden Tage vergönnte. Die hohe Frau hatte ersichtlich alles so eingerichtet, daß keinerlei Störung eintreten konnte. Ohne Anmeldung bei einem der Hofbeamten wurde ich direkt durch den Diener zu ihr geführt. Sie hatte, wie ich bald bemerkte, niemand von dieser Audienz Mitteilung gemacht, sich aber zugleich die Sache, um derentwillen sie mich zu sich beschied, aufs genaueste zurechtgelegt.

Es war — kurz gesagt — die Sorge, daß, wenn der Aufruf zur Begründung des Evangelischen Bundes in die Zeit der Agitation für die Reichstagswahlen hineinfalle, eine verhängnisvolle Komplikation entstehen könne. Den großen nationalen Plänen des Fürsten Bismarck würden auf diese Weise, wie die Großherzogin sich wörtlich ausdrückte, „die Zirkel gestört werden". Der Fürst werde diese Störung als eine Opposition gegen seine Politik empfinden und als solche zu verhindern suchen. Dadurch aber würden anderseits die Führer einer Bewegung, die an sich durchaus keine Opposition gegen den Reichskanzler bezwecke, gegen ihren Willen in eine Oppositionsstellung gedrängt. So könnten nach beiden Seiten unberechenbar schwere Folgen entstehen.

Es war ersichtlich das wärmste Interesse an der Sache, aus der diese Besorgnis hervorging. Wohl noch von niemand war die gewaltige Tragweite der Aufgabe, die der Bund sich gestellt hatte, so klar verstanden und definiert worden. Die Leiter der Bewegung haben sich auch stets mit lebhaftem Dankgefühl dieser für dieselbe so förderlichen Intervention erinnert. In jener Stunde aber ist mir persönlich eine nicht leichte Aufgabe gestellt gewesen. Der durchdringende Verstand und das warme Gemüt der Großherzogin gaben allem, was sie sagte, eine erhöhte Bedeutung. Auch die Gründe, aus denen sie, wie sie mir offen erklärte, gerade mich zu sich beschieden hatte, mußten einen tiefen Eindruck auf mich machen. Jeder der genau überlegten, langsam ausgesprochenen Sätze, in denen sie ihre Mitteilungen zum Ausdruck brachte, verlangte ernsthafte Erwägung. Und doch kam es mir bald zum Bewußtsein, daß mir gewissermaßen die Rolle des Opponenten zuerteilt war. Anderseits aber traten die tieferliegenden Momente erst allmählich heraus. Es war fast wie in einem Gefecht, wo zuerst die Plänkler vorausgeschickt werden.

So erinnere ich mich, daß die Großherzogin zuerst allgemeine Bedenken ins Treffen führte. Der Gedanke sei groß und schön, habe die größte Bedeutung für die ganze Zukunft des deutschen Protestantismus. Um so mehr aber tue es not, alle in Betracht kommenden Möglichkeiten ins Auge zu fassen, um für jeden Angriff die Verteidigung zur Hand zu haben. Sind es die rechten Männer? Ist es der rechte Zeitpunkt? Ich habe darauf meines Wissens erwidert, daß die Frage, ob wir die rechten Männer seien, jedem der Beteiligten schwer auf der Seele liege, daß aber die Empfindungen in und seit der Erfurter Versammlung die einer demütigen Buß- und Dankstimmung gewesen seien, und daß diese Stimmung es einschließe, daß jeder von uns, sobald sich geeignetere Kräfte bereit zeigten, gern hinter diesen zurücktreten werde. Aber es ist auch die Wendung von mir gebraucht worden: Wenn unser Landesherr Bedenken habe und uns Jenenser von diesen Bedenken benachrichtige, würden wir es allerdings überlegen müssen, ob wir persönlich mitmachen dürften. Aber die Bewegung, um die es sich handle, sei nicht auf das Großherzogtum Weimar beschränkt, sondern eine allgemein deutsche. Anfangs habe es sich im wesentlichen um eine engere Gemeinschaft zwischen Halle und Jena gehandelt; seit der Erfurter Tagung aber sei die Fühlung mit den verschiedenen Gruppen und Richtungen fast aller deutschen Kirchen hergestellt worden. Wenn daher die Jenaer Fakultät, die gegenwärtig ihren vollen Anteil an der Bewegung habe, sich zurückziehe, würden einfach andre an die Stelle treten, und die Stellung, die jetzt Jena zufallen werde, sei von vornherein verloren.

Erst nach dieser Personenfrage ist die schon oben in den Vordergrund gestellte Zeitfrage an die Reihe gekommen. Die der Großherzogin besonders am Herzen liegende Rücksicht auf die große Bismarcksche Nationalpolitik mußte auch mir sofort als durchschlagend erscheinen. Ich nahm denn auch natürlich keinen Anstand, alsbald zu versichern, daß gewiß auch die andern Mitglieder des provisorischen Vorstandes ebenso denken würden. Das Versprechen, dieselben über

jene Sachlage aufzuklären, hat denn auch ohne weiteres eingelöst werden können und selbstverständlich den erwünschten Erfolg gehabt. Wir haben unsern Aufruf bis nach den — zum letztenmal im nationalen Sinne ausfallenden — Reichstagswahlen vertagt. Und eine Woche, bevor er erschien, hat Fürst Bismarck die nötige Mitteilung erhalten. Die mit dieser Mitteilung verbundene Frage, ob der nun gewählte Termin noch Bedenken erwecke, ist, wie es erbeten worden war, stillschweigend beantwortet.

Es ist aber nicht nur jene schon vor der Geburt des Kindleins drohende schwere Gefahr durch die Intervention der Großherzogin abgewandt worden, sondern die hohe Frau hat auch noch weitere beherzigenswerte positive Ratschläge gegeben. Gerade in diesem Teil des Gesprächs hat dasselbe wiederholt einen tief ergreifenden Charakter angenommen. Nachdem die Frage des Zeitpunktes erledigt war, stellte die Großherzogin die weitere These auf: vor der Veröffentlichung des Aufrufs dürfte es am Platze sein, den in Berlin maßgebenden Persönlichkeiten vertrauliche Mitteilung von dem, was man plane, zu machen. Ich erwiderte, ich glaubte ihr wohl anvertrauen zu dürfen, daß außer dem Großherzog auch der deutsche Kronprinz ins Vertrauen gezogen worden sei. „Ach, er gehört ja heute gar nicht zu den in Berlin maßgebenden Persönlichkeiten." Wie hat mich dieses Wort durchzuckt! Der erschütternde Inhalt wirkte doppelt erschütternd durch die Form, in die er gekleidet war. Selten hat eine Fürstin jedes Wort, das sie sprach, so sorgsam überlegt. Es hing dies bei der Großherzogin nicht nur mit ihrer Naturanlage zusammen, sondern auch mit ihrer holländischen Abkunft und mit der aus der Zeit ihrer Verheiratung stammenden Gewohnheit, im Hause Französisch zu sprechen. So blieb in der deutschen Unterhaltung stets eine leise Ungelenkigkeit, die zur Folge hatte, daß jeder Ausdruck doppelt auf die Goldwage gelegt wurde, bevor er zutage trat.

Es war daher, wie leicht begreiflich, eine förmlich blitzartige Wirkung, die jenes Wort auf mich ausübte. Und doch stimmte es so durchweg zu alledem, was mir aus dem Kreise Kaiser Friedrichs selber bekannt war. Wir sind denn auch nicht nur damals, sondern auch später noch mehr als einmal auf den schwergeprüften Dulder auf dem Kaiserthrone zurückgekommen.

Noch am Tage vor dem Tode Kaiser Friedrichs hat die Großherzogin mit ihm gesprochen, und sie hat mir nachmals ihre Eindrücke von dem entsetzlichen körperlichen Leidenszustande, aber auch von der wunderbaren Seelenstärke beschrieben. In noch späterer Zeit hat Kaiserin Friedrich alles und jedes bestätigt, was die Großherzogin über ihren hohen Gemahl gesagt und geurteilt. Die hohen Damen haben beide persönlich ihren ebenbürtigen Sinn und Geist gekannt und geschätzt. Nicht minder hat ja bekanntlich auch unser großer Kaiser Wilhelm seine Schwägerin überaus hochgestellt, und sie haben fast jeden Herbst längere vertrauliche Zusammenkünfte gehabt. Es gehört wohl auch das in diesen Zusammenhang, daß der Großherzogin die im Dienste der päpstlichen Politik stehenden Hofbediensteten das gleiche Mißtrauen eingeflößt haben wie dem Fürsten Bismarck.

Aber diese kurzen Erinnerungen dürfen nicht abschweifen. Es genüge daher noch die Bemerkung, daß jene Audienz auch noch weitere praktische Folgen gehabt hat. Denn die Großherzogin fuhr nun fort: Die maßgebenden Persönlichkeiten, an die sie denke, seien Fürst Bismarck und der Kultusminister von Goßler. Sie führte dabei aus, wie es im höchsten Interesse unsrer Sache liege, bevor man dieselbe in die Oeffentlichkeit werfe, jene beiden ebenfalls ins Vertrauen zu ziehen. In welcher Weise dies geschehen ist, eignet sich noch nicht zur Veröffentlichung. Genug, daß es in einer Weise geschah, die der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der kirchlichen Bewegung keinen Abbruch getan hat. Mit Beziehung auf die eben geschilderte Audienz selbst dagegen muß wenigstens noch so viel beigefügt werden, daß in dem langen Gespräch naturgemäß auch noch manches andre zur Sprache gekommen ist. Dabei sind wir mehr als einmal aus dem Deutschen ins Holländische hineingekommen. Die Großherzogin hat es auch später geliebt, in der Sprache meiner Mutter mit mir zu reden. Unter allen neueren Sprossen des oranischen Fürstenhauses hat sie das Pflichtgefühl, das aus einer solchen Abstammung hervorgeht (und das sich in ihr mit den ernestinischen Traditionen ihres Gemahls zu einem einheitlichen Ganzen verschmolz), wohl am stärksten in sich getragen. Dazu kam, daß sie meinen Onkel van Koetsveld überaus schätzte und auch an meinen eignen auf Holland bezüglichen Arbeiten regen Anteil nahm. Bei der goldenen Hochzeitsfeier ist die Uebersetzung von van Koetsvelds Gleichnissen ihr und ihrem hohen Gemahl gewidmet worden.

Auch bei jener langen Audienz haben uns zum Teil holländische Angelegenheiten beschäftigt. So durfte ich ihr gleich im Beginn die sämtlichen Schriften der „Evangelisch Maatschappy" überreichen, die bei der Begründung des Evangelischen Bundes dem deutschen Verein mit als Vorbild gedient haben. Desgleichen freute sie sich des Berichtes, daß die Verbindung der holländischen und deutschen Interessen, die ihr stets am Herzen lag, kurze Zeit vorher auch dem holländischen Gustav-Adolf-Verein zustatten gekommen war. Die Abgesandten desselben zu der Generalversammlung in Düsseldorf im Herbst 1886 (der gleichen, auf welcher die Erfurter Vertrauensmännerversammlung mit vorbereitet wurde) hatten dort von der regelmäßigen Unterstützung des deutschen Gustav-Adolf-Vereins durch die Großherzogin gehört. Sie erklärten sofort ihre Absicht, unter Hinweis auf das Vorbild der Schwester ihres Königs im Haag die Bitte um das gleiche Wohlwollen auszusprechen, und ihre Bitte wurde auch alsbald seitens der Königin-Regentin huldvoll bewilligt. Auch das hochbezeichnende Urteil, das die Großherzogin schon damals über den erst mehrere Jahre später ans Ruder gekommenen Dr. Kuyper gefällt hat, ist bei der gleichen Unterredung von ihr ausgesprochen.[1])

Nachdem der Evangelische Bund tatsächlich ins Leben getreten war, hat

---

[1]) „Die man is een ramp voor ons land." Vgl. das Nähere in dem Hamburger Vortrag über „Die internationale Lage des Protestantismus". (Leipzig 1905, C. Braun.)

Großherzog Karl Alexander die Bestrebungen desselben, wo er nur konnte, unterstützt. Es ist dies teilweise bereits aus den in der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Erinnerungen von Graf Wintzingerode bekannt. Weitere Daten sind für eine andre Gelegenheit vorbehalten. Die heutige Skizze sollte nur der Großherzogin Sophie persönlich gelten.[1])

Berichte aus allen Wissenschaften

Chemie

Ueber Berthelot

Daß der bedeutendste Chemiker der letzten Zeit ein Franzose war, darf wohl ausgesprochen und anerkannt werden. Er war jedoch der bedeutendste vor allem deshalb, weil er der vielseitigste und selbständigste war. Seine (Berthelots) Arbeiten erstrecken sich auf alle Gebiete unsrer Wissenschaft: auf die Geschichte der Chemie, allgemeine theoretische Lehren, die physikalisch-chemischen Prozesse, die anorganische, die organische Chemie, Gärungsvorgänge, die Analyse und die Technik. Aber nicht nur aus dem Grunde war Berthelot der bedeutendste unsrer heutigen Chemiker, weil er der vielseitigste war, sondern auch deshalb, weil er sich bemühte, diejenige rätselhafte Kraft, die wir mit chemischer Verwandtschaft bezeichnen, in Gesetzmäßigkeiten zu bringen. Falls die Verwandtschaft (oder besser chemische Liebe) sich betätigt, wird durchweg Wärme entwickelt, mithin bei der Vereinigung von Stoffen zu neuen Verbindungen. Es ist nun bekannt, daß diejenigen derselben, die wir als die festesten kennen gegenüber mechanischen und chemischen Kräften, hierbei die größte Wärmemenge entbinden, derart, daß man damit Wasser zum Sieden bringen resp. Entflammung veranlassen kann. Die jetzt in der Technik vielfach benutzte konzentrierte Schwefelsäure zum Beispiel gibt, mit Wasser vermischt, eine so erhebliche Wärmemenge, daß letzteres bei einer Vermischung, die einem Prozentgehalt von 73 an Schwefelsäure entspricht, damit ins Sieden gerät. Das Metall Kalium gibt, auf Wasser geworfen, eine Zersetzung desselben zu Wasserstoff und Sauerstoff, wobei ersterer zur Entzündung kommt. Derartige Beispiele ließen sich vermehren. Um nun ein Maß für solche Wärmewirkungen zu besitzen, bedient man sich der sogenannten Kalorien und operiert in Gefäßen, die mit Wasser umgeben sind. Eine Kalorie ist diejenige Wärmemenge, die fähig ist, 1 Gramm Wasser von 0 Grad auf 1 Grad Celsius zu erwärmen. Man unterscheidet ferner zwischen großer und kleiner Kalorie, indem man für erstere diejenige Wärme annimmt, die 1000 Gramm Wasser (ein Liter) um 1 Grad zu erhöhen vermag. Berthelot hatte nun derartige Messungen in sehr großer Anzahl vorgenommen und daraus den Satz ableiten zu können geglaubt, daß eine jede chemische Verbindung, die sich ohne Dazwischenkunft einer fremden vollzieht, nach der Erzeugung desjenigen Körpers strebt, bei der die meiste Wärme entwickelt wird. Allerdings ist dieser Satz angegriffen worden, aber Tatsache dürfte es trotzdem sein, daß bei reaktionsfähigen oder vielmehr lebhaft reagierenden Stoffen allgemein diejenige Verbindung sich bildet, die einer-

[1]) Dieselbe dient zugleich als Ergänzung der „Forschungen und Erinnerungen“ aus dem Leben der beiden ersten Deutschen Kaiser und ihrer Frauen, möchte überdies das Versprechen einlösen, das in § 43 von Band V meines Handbuchs („Das Martyrium des ersten deutschen Kronprinzen“) gegeben worden ist.

seits die beständigste ist, anderseits auch die, welche wir gewohnt sind, in der Natur anzutreffen. Zum Beispiel das Eisen findet sich natürlich als Eisenoxydulverbindung im Spateisenstein, als Eisenoxyd im Roteisenstein sowie Eisenoxydoxydul, das als Magneteisen auftritt. Diesen drei Körpern nun kommt bei ihrer Bildung aus Eisenmetall eine ähnliche Bildungswärme zu resp. eine erheblich höhere, als zum Beispiel der Bildung von Eisenvitriol entspricht, eines Salzes aus Eisenoxydul und Schwefelsäure, das bei vielen chemischen und technischen Prozessen entsteht, sowie ein namentlich für die Landwirtschaft wichtiger Handelsartikel ist.

Analog wie für die Bildung chemischer Verbindungen hatte Berthelot auch die Wärmeerscheinungen bei ihrer Zersetzung untersucht. Diese sind durchweg nicht positiver Art, sondern negativer, d. h. es findet allgemein bei diesen Vorgängen eine Abkühlung statt. Eine Zersetzung, die sich lediglich durch mechanische Mittel oder Wärme vollzieht, ist eine sogenannte Dissoziation und sind derartige Vorgänge auch mittels Elektrizitätswirkung von Berthelot studiert worden. Dies brachte ihn zugleich zur Beobachtung von Explosivstoffen wie zum Beispiel des Schießpulvers, eines Gemisches aus Schwefel, Kohle und Salpeter. Die hierbei entstehenden Verbrennungsprodukte wurden von ihm sorgfältig verzeichnet, wobei er gelegentlich fand, daß bei der Explosion manchmal neben unwirksamem Schwefel eine größere Menge von Pottasche (kohlensaures Kalium) auftritt. Dies konnte als Beweis dafür gelten, daß jene beiden Körper nicht am gleichen Punkte der verbrannten Masse aufgetreten seien, mithin das Pulver keine gleichmäßige Zersetzung erlitten hatte. Im Zusammenhang hiermit stehen Untersuchungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Detonation in Explosivstoffen mit Hilfe eines von einem französischen Obersten konstruierten Apparates, der zum Beispiel für Dynamit eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit von 2668 Metern in der Sekunde zeigte.

Auch die Landwirtschaft und die Pflanzenchemie hat Berthelot manches zu danken. Er erkannte zum Beispiel, daß die stickstoffhaltigen Substanzen der Ackererde, die zur Ernährung der Pflanze dienen, eiweißähnliche Verbindungen sind und sich dementsprechend verhalten. Sie bilden mit Säuren und Alkalien, ja selbst mit Wasser Ammoniak unter gleichzeitiger Entstehung ammoniakalischer organischer Stoffe (sogenannter Amidoverbindungen), die von der Pflanze assimiliert werden. Nicht minder fand er, daß in der Pflanze Salpeterbildung stattfindet, wodurch in derselben nicht nur (wie in den Blättern) Reduktionsvorgänge, sondern auch Oxydationsvorgänge vonstatten gehen, die sie befähigt, kohlensaure Salze, ferner Oxalsäure (im Kleesalz), Weinsäure (im Wein), Aepfelsäure (in Aepfeln und Kirschen), Zitronensäure (in Zitronen und Orangen) zu bilden.

Berthelot wurde am 25. Oktober 1827 in Paris als Sohn eines Arztes geboren und wurde zunächst am Collège Henri IV. ausgebildet. Bereits in jungen Jahren (1846) erhielt er einen Ehrenpreis der Philosophie gelegentlich eines allgemeinen Wettbewerbs. Im Jahre 1852 wurde er Lizentiat der Physik und Mathematik, sowie zwei Jahre später Doktor dieser Wissenschaften. Sodann (1858) wurde er Mitglied der Biologischen Gesellschaft, 1851 bis 1859 war er ferner am Collège de France als Hilfsarbeiter tätig und erhielt nunmehr im letzten Jahre eine Professur für organische Chemie an der pharmazeutischen Hochschule zu Paris, die er bis 1876 bekleidete. Inzwischen (1864) wurde er aber auch am Collège de France zum Professor ernannt, welche Stelle damals für Chemie eingerichtet wurde; 1863 ernannte man ihn zum Mitglied der Akademie der Medizin, 1873 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren beständiger Sekretär er im gleichen Jahre wurde, sowie 1900 zum Mitglied der Französischen Akademie. Eine Reihe von auswärtigen Akademien und gelehrten Gesellschaften hatten ihn ferner zum Mitglied ernannt, wie die Berliner, die Münchner, Wiener und Turiner Akademie, die Londoner Königliche Gesellschaft, sowie die Gesellschaft dei Lincei. Andre Ehrenstellen wurden ihm ferner in seiner Heimat zuteil, wie zum Beispiel im Jahre 1876 diejenige eines Generalinspektors des höheren

Unterrichts und im gleichen Jahre eines Ehrenvorsitzenden der Pariser Chemischen Gesellschaft. In den Kriegsjahren 1870/71 war er Vorsitzender des wissenschaftlichen Komitees für die Verteidigung von Paris, nicht minder bekleidete er 1878 die für die Technik wichtige Stellung eines Vorsitzenden der Kommission für Explosivsubstanzen. Bei der Staatsregierung seiner Heimat erhielt er die Stelle eines beständigen Senators im Jahre 1881, der diejenige eines Unterrichtsministers in den Jahren 1886/87 folgte sowie 1895/96 eines Ministers für auswärtige Angelegenheiten.

F. Fittica.

Die Venezianer „Dispacci di Germania" und die österreichische Regierung

Von

Dr. Karl Hugelmann

In dem Aufsatz über „Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand" (Januar-Heft 1907 der „Deutschen Revue", S. 89 u. ff.) erwähnt Professor Malagola, daß im Jahre 1866 das Archivio dei Frari „auf Befehl der österreichischen Regierung sehr wertvoller Urkundenserien beraubt worden sei", und bezeichnet dies als einen „Gewaltakt barbarischer Zeiten, der hoffentlich in gesitteteren Zeiten werde wieder gutgemacht werden können".

Die Urkundenserien, die Malagola hier meint, sind in der Hauptsache offenbar jene Depeschen der venezianischen Gesandten in Deutschland (Dispacci di Germania), deren Originale, wie Malagola des weiteren berichtet, sich gegenwärtig in Wien befinden, während das Venezianer Archiv nur kollationierte Kopien besitzt. Ob die österreichische Regierung diese Archivalien, die am 22. Juli 1866 dem Archivio dei Frari entnommen und dann nach Wien gebracht wurden, mit Grund als Staatseigentum ansehen konnte, wollen wir hier nicht untersuchen. Zweck dieser Zeilen ist nur die Feststellung, daß die Frage des Eigentums dieser Archivalien, wie Professor Malagola sehr wohl bekannt sein muß, längst ihre volle Regelung im diplomatischen Wege gefunden hat. Auf Grund des Art. XVIII des Friedenstraktats zwischen Oesterreich und Italien vom 3. Oktober 1866 wurden über die Ausfolgung von Archivalien und Gegenständen der Kunst und Wissenschaft von den Delegierten Oesterreichs und Italiens im Jahre 1867 zu Mailand und im Jahre 1868 zu Florenz Verhandlungen gepflogen, und das Resultat dieser Verhandlungen war eine Konvention vom 14. Juli 1868, die u. a. das Verbleiben der „Dispacci di Germania" im Wiener Archive bestimmte. Was nach dieser Konvention der italienischen Regierung von Oesterreich auszufolgen war, wurde den italienischen Kommissären im September 1868 in Wien übergeben, die „Dispacci di Germania" blieben als ein von Italien anerkannter österreichischer Besitz im Wiener Archive. Zum Belege dieser Behauptung verweisen wir auf die eingehende Darstellung eines der österreichischen Delegierten bei den erwähnten Verhandlungen selbst, nämlich auf die bezüglichen Mitteilungen Alfred Ritter von Arneths im zweiten Bande seiner Selbstbiographie: „Aus meinem Leben. Von Dreißig zu Siebzig. (1850 bis 1890.)" Wien 1892. S. 325—416.

Entgegnung

Herr Dr. Karl Hugelmann nimmt in vorstehender Erklärung darauf Bezug, daß ich in meinem kürzlich in derselben Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Franz II. Rákóczy und der ungarische Aufstand" geschrieben habe, das Archivio dei Frari sei der Depeschen der venezianischen Gesandten in Deutschland im Jahre 1866 „auf Befehl der österreichischen

Regierung beraubt worden", und daß ich dies bezeichnet habe als einen „Gewaltakt barbarischer Zeiten, der hoffentlich in gesitteteren Zeiten wieder gutgemacht werden könne". Er knüpft daran die Bemerkung, er wolle nicht untersuchen, „ob die österreichische Regierung diese Archivalien mit Grund als Staatseigentum ansehen konnte", jedenfalls habe die Frage „längst ihre volle Regelung im diplomatischen Wege gefunden"; auf Grund des Artikels XVIII des Friedenstraktats zwischen Oesterreich und Italien vom 3. Oktober 1866 seien Verhandlungen gepflogen worden, die zu der Konvention vom 14. Juli 1868 führten, „die unter anderm das Verbleiben der ‚Dispacci di Germania' im Wiener Archiv bestimmte".

In Wahrheit lautet der Artikel XVIII wörtlich: „Les Archives des territoires cédés ... ainsi que les documents politiques et historiques de l'ancienne République de Venise seront remis dans leur intégrité aux Commissaires" der italienischen Regierung. Dies steht also im Widerspruch mit den Voraussetzungen des Herrn Dr. Hugelmann. Wenn nun trotz dieser Bestimmung des Artikels XVIII die venezianischen Urkunden nicht alle nach Venedig zurückgebracht worden sind, so braucht man nach dem Grunde dafür nicht in der Selbstbiographie Alfred Ritter von Arneths zu suchen, weil er aus italienischen Büchern und Schriften hervorgeht: es war der, daß Oesterreich trotz des erwähnten Artikels jene Sammlung um jeden Preis behalten wollte und diesem Punkte die Rückgabe alles übrigen unterordnete, und Italien konnte einem derartigen Verfahren gegenüber nicht auf den größeren Teil verzichten oder die Feindseligkeiten wiedereröffnen.

Was den Umstand betrifft, daß ich in meinem italienischen Text den Akt, durch den am 22. Juli 1866 die Depeschen aus dem venezianischen Archiv weggeholt wurden, als „Beraubung" („depredati" schrieb ich auf italienisch, was im Deutschen mit „beraubt" wiedergegeben worden ist) und als „Gewaltakt barbarischer Zeiten" bezeichnet habe, um ihn damit als einen in Kriegszeiten vorgenommenen zu charakterisieren, wenn nicht zu entschuldigen, so halte ich mein Wort für berechtigt aus drei Gründen: 1. wegen der Art und Weise, wie die venezianischen Urkunden weggenommen wurden; 2. wegen der Zeit, in die der Vorgang fiel; 3. wegen des Charakters der Papiere, die nach Wien fortgebracht und dort behalten wurden.

Was die Art und Weise betrifft, so geht aus den von Beamten der österreichischen Regierung unterzeichneten Akten hervor, daß am 22. Juli 1866 der Benediktiner Beda Dudik unerwartet mit einem österreichischen Artillerieoffizier im venezianischen Archivio Generale erschien und trotz der Proteste des Direktors, ehemaligen k. k. Statthaltereisekretärs, „mit weit eher militärischer als priesterlicher Großtuerei" (so schrieb der nämliche k. k. Direktor) und laut drohend die bewaffnete Macht anzuwenden, sich höchst wertvolle Serien venezianischer Akten aushändigen ließ.

Ich habe den Vorfall auch wegen der Zeit als „Beraubung" bezeichnet, weil er zwölf Tage nach der Abtretung Venetiens an Frankreich stattfand (Vertrag vom 5. Juli 1866). Ohne weitere Bemerkungen zu machen, möchte ich daran erinnern, daß man in Venedig an die Fortschaffung der Akten nicht glauben wollte, da man wußte, daß im Jahre 1854 eine kaiserliche Entscheidung die Zusicherung gegeben hatte, „daß die im Archivio Generale dei Frari in Venedig befindlichen Akten, wie bisher, unberührt gelassen werden sollten." [1])

Ich habe ferner von „Beraubung" gesprochen wegen des Charakters der Urkunden, weil diese nach Wien gebrachten Depeschen die der venezianischen Gesandten am kaiserlichen Hof waren — Depeschen, die von venezianischen Beamten abgefaßt und von ihnen an ihre Regierung gesandt waren, die sie natürlich seit Jahrhunderten im Archiv ihrer Geheimkanzlei aufbewahrte, dessen integrierenden, untrennbaren Bestandteil sie kraft eines unanfechtbaren Eigentumsrechts bildeten. Daß diese Depeschen aus deutschen Ländern

[1]) L. c. S. 21—23.

gesandt worden waren, gab der österreichischen Regierung nicht mehr Recht auf sie, als Frankreich oder Spanien haben würde, vom k. k. Archiv in Wien (wo sie rechtmäßig hingehören) die Depeschen der kaiserlichen Gesandten an den Höfen zu Paris und Madrid zu verlangen. Eine ähnliche Thesis wäre toll.

Man glaubte damals den Raub mit dem Vorgeben verdecken zu sollen, die Akten müßten von Venedig „nach einem andern sichern Ort" gebracht werden;[1]) als aber jede Gefahr vorüber war, wollte man sie um jeden Preis in Wien behalten. Dies nannte ich Gewaltakt, und die wahren Urheber dieses Vorgehens sind bekannt; der Hof hatte entweder keinen Anteil daran oder sein guter Glaube wurde mißbraucht.

Herr Dr. Hugelmann möge mir daher gestatten, daß ich als Italiener, der mit dem Archivio dei Frari durch sein Amt und durch ein Gefühl der Liebe verbunden ist, diese Fortschaffung von Urkunden nach den Tatsachen und nach dem Urteil kaiserlich königlicher Beamter wie ausländischer Schriftsteller charakterisiere. Und er möge mir und andern nicht verwehren, zu hoffen, daß in gesitteten Zeiten ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit der Stadt Venedig und ihrem auch um die deutsche Wissenschaft so wohl verdienten Archiv jene unsre kostbaren und geschätzten Papiere wiedergeben möge.

Auch Oesterreich, das durch politische Uebermacht von Napoleon so vieler historischer Schätze beraubt worden war, fand es gerecht, sie im Namen der Wissenschaft zurückzuverlangen, und war froh, sie wieder zu bekommen. Denselben Grundsätzen getreu gab es an Belgien im Jahre 1856 die 1794 in Brüssel weggenommenen historischen Papiere zurück. Was also durch die Restauration zugunsten Oesterreichs geschah oder was es selbst durch freundschaftliche Verhandlungen andern Nationen gegenüber tat, wird — so dürfen wir wohl hoffen — gleicherweise in so viel weiter vorgeschrittenen Zeiten und in dem Vertrauensverhältnis des Bündnisses geschehen. Das hoffen wir um so mehr, als wir, die wir mit dem Vertrauen auf die Zukunft die Kenntnis der Vergangenheit verbinden, wohl wissen und nicht vergessen, daß das Archivio dei Frari, als man den historischen Studien im allgemeinen nicht freundlich gesinnt war, von Kaiser Franz I. (der auch die tatsächlich nicht erfolgte Rückgabe der venezianischen Dokumente, die 1797 nach Mailand gebracht wurden, gewollt hatte) gegründet und freigebig ausgerüstet, von dem jetzt lebenden Kaiser Franz Joseph beschirmt, mit einer bedeutenden Schule ausgestattet und mehrere Male unter Zeichen besonderer Huld besucht worden ist.

Venedig, April 1907. Prof. Carlo Malagola.

•

Zu vorstehender Erklärung habe ich nur folgendes zu bemerken:*)

1. Professor Malagola kann nicht bestreiten, daß das Verbleiben der „Dispacci di Germania" im Wiener Archive durch einen Vertrag zwischen Oesterreich und Italien im Jahre 1868 festgestellt worden ist. Bei der Beurteilung der Rechtmäßigkeit dieses österreichischen Besitzes kann daher nicht auf die Ereignisse des Jahres 1866, sondern nur auf die fragliche Vereinbarung von 1868 zurückgegriffen werden. Wenn sonach Professor Malagola ein Urteil in der Sache abgegeben hat, ohne diese internationale Vereinbarung zu erwähnen, so ist dies ein historischer Fehler.

2. Wie Professor Malagola selbst durch ein Zitat aus meiner Berichtigung anerkennt, habe ich mich eines abschließenden Urteils über den Vorgang der österreichischen Regierung im Jahre 1866 enthalten; er wird daher auch zugeben müssen, daß ich keine Veranlassung hatte, auf die Literatur über jenen Vorgang einzugehen. Wohl aber wäre es seine Aufgabe gewesen, in dem Augenblicke, in dem er diese Literatur zur Beleuchtung der Sache heranzog, nicht nur die für seine Auffassung sprechenden Stimmen zu berufen, sondern auch zu erwähnen, daß der an dieser Angelegenheit von österreichischer Seite in erster

---

[1]) L. c. S. 21.

*) Ein Schlußwort von Professor Malagola bleibt vorbehalten. Die Redaktion.

Linie Beteiligte sein Vorgehen literarisch vertreten hat. Es ist dies seitens Dr. V. Dudiks in seiner Schrift „Erinnerungen aus den Feldzügen 1866 in Italien“ (Wien 1870, Braumüller) auf S. 139 bis 148 in dem Abschnitte: „Venedig und die dortigen Archive“ geschehen.

Wien, 12. April 1907. Dr. Karl Hugelmann.

Literarische Berichte

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Karl Obser. Erster Band 1792—1818. Heidelberg 1906. Verlag von Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

In der stattlichen Reihe der Veröffentlichungen der Badischen Historischen Kommission werden diese Lebenserinnerungen des jüngeren Bruders des Großherzogs Leopold und Oheims des regierenden Großherzogs Friedrich das Interesse weiterer Kreise erregen. Der Erzähler trug als Sohn des damaligen Markgrafen Karl Friedrich von Baden aus zweiter Ehe mit der zur Reichsgräfin von Hochberg erhobenen Freiin Geyer von Geyersberg bis zur Festsetzung des Erbrechts für die jüngere Linie des Hauses Zähringen deren anfänglichen Titel, den eines Grafen von Hochberg; in seinen letzten Lebensjahren hat er auf Grund seiner noch erhaltenen Tagebücher seine Erlebnisse bis 1847 ausgearbeitet. Der vorliegende erste Band schildert seine Jugenderinnerungen, seine Teilnahme an den Feldzügen von 1809, 1812, 1813 bis 1815, seine Tätigkeit auf dem Wiener Kongreß von 1815, die ebenso wie eine Reise nach Petersburg hauptsächlich der Anerkennung des Erbrechtes der Grafen von Hochberg gewidmet war, in persönlicher Färbung, wenn auch mit sichtlicher Zurückhaltung von politischen Reflexionen von dem Standpunkt des hochgebornen Beobachters, und zwar nicht in leitender, doch in hervorragender Stellung befindlichen Teilnehmers an den großen Aktionen und Entscheidungen. Reich an interessanten Einzelheiten sind besonders die Schilderungen aus dem russischen Feldzug von 1812, den der Erzähler als Befehlshaber des badischen Kontingents durchlebt hat. Ein vortreffliches Personenregister gibt in dankenswerter Weise die Möglichkeit, für Einzelheiten sich Rats zu erholen. F. G. Schultheiß.

Gustave Flaubert: Briefe über seine Werke. Uebersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

Gustave Flaubert: Reiseblätter (Briefe aus dem Orient — Ueber Feld und Strand). Zusammengestellt und herausgegeben von Felix Paul Greve. Autorisierte Uebersetzung von E. Greve. Ebenda.

Sehr wertvolle, durch geistigen Gehalt wie künstlerische Form gleich ausgezeichnete Werke werden hier den Lesern in meist guter Uebersetzung geboten. Die „Briefe über seine Werke“ sind aus den vier Bänden der Korrespondenz Flauberts zusammengestellt und enthalten die in anregendster Weise vorgetragenen Ansichten dieses vielleicht heute nicht genug gewürdigten Meisters über die Prinzipien des künstlerischen Schaffens sowie eine Menge anschaulicher und lehrreicher biographischer Einzelheiten über die Entstehung und das Schicksal seiner Werke. Man sieht, wie sie sich aus der dichterischen Phantasie in Qual und Wonne hervorringen, man erhält Einblicke in die Werkstatt des Genies und scheidet voll Ehrfurcht und Rührung von diesen Blättern. Noch reicher an Bildern, Erlebnissen, historischen Erinnerungen, Betrachtungen über Natur, Kultur und Kunst sind die „Reiseblätter“, die neben den farbenprächtigen und lebensvollen Briefen von Flauberts Reise nach dem Orient seine köstlichen Wanderungen durch die Bretagne „Ueber Feld und Strand“ wiedergeben.

Br.

Die philosophischen Grundlagen der Wissenschaften. Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin von Prof. Dr. Weinstein. Leipzig und Berlin 1906, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Wie der Verfasser in seinem Vorworte sagt, verfolgt das Buch den Zweck, die Studierenden über Gegenstände aufzuklären, die in den Fachvorlesungen keine hinreichende Behandlung finden können, die aber gleichwohl von der größten Bedeutung für eine tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge und den Wert der Wissenschaften sind.

In den einleitenden Vorlesungen (1 bis 3) gibt der Verfasser zunächst eine Definition des Begriffes „Grundlage" — er versteht darunter „dasjenige, worauf oder womit in Form einer Annahme oder eines Gegebenen eine Wissenschaft errichtet wird" und gliedert sodann diese „Grundlagen" in drei Klassen: „unmittelbare Grundlagen", „abgeleitete Grundlagen" und „Entwicklungsgrundlagen"; zu der ersten Gruppe rechnet er die Definitionen, Aussagen, Regeln und Wahrnehmungen, zu der zweiten Lehren, Gesetze, Erklärungen, zu der dritten die Begriffe Ordnung, Analogie, Induktion, Deduktion, Erfahrung. Dann geht Weinstein zu seinem eigentlichen Thema über und behandelt (in Vorlesung 4 bis 35) das Wesen und die Tätigkeiten der Seele, das Erkennen, die Wahrnehmung, Zeit und Raum, den Substanz- und den Kausalbegriff, den Begriff der Energie, Naturgesetze und Naturkräfte, den Zweckbegriff u. s. w. — kurz alle die grundlegenden Begriffe, mit denen jeder Jünger der Wissenschaft täglich hantiert, ohne sich jedoch immer ihrer Bedeutung und Tragweite bewußt zu werden, ohne daran zu denken, daß ihre Feststellung die Lösung der tiefsten erkenntnis-theoretischen Probleme voraussetzt und daß ihre Auffassung mit der gesamten philosophischen Welt- und Lebensanschauung des einzelnen auf das engste zusammenhängt. Zur Bildung einer solchen einheitlich in sich geschlossenen philosophischen Anschauung will das Buch Anleitung geben, und es erreicht diesen seinen Zweck um so vollkommener, als es in seiner scharf durchdachten, musterhaft klaren Darstellung oft sehr schwieriger Gedankengänge den Leser in hohem Maße zum eignen, selbständigen Denken anregt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Ernst Wolff. Berühmte Musiker, herausgegeben von Heinrich Reimann. Band XVII. Berlin 1906, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Der Text zu diesem mit Beilagen aller Art wiederum verschwenderisch ausgestatteten Bande macht den Eindruck von Sachlichkeit und Zuverlässigkeit. Weit vorsichtiger als früher drücken sich heute die Anhänger Mendelssohns über andre Meister aus. Wenn trotzdem manches zum Widerspruch Einladende (wie die Entstellung: Wagner habe Berlioz „abgelehnt"!) stehen geblieben ist, so tut dies dem Werte des Werkes keinen Abbruch. Die Darstellung ist geschickt und fließend; sie vermeidet dilettantische Redensarten. Der Anhang gibt die Quellen und die Literatur. Schade, daß die Aufreihung der Werke nicht Platz fand; auch sollte man rasch übersehen können, auf welcher Seite dieses oder jenes Werk besprochen ist. Was die Schätzung Mendelssohns betrifft, so dürfte der Verfasser zwischen Vergänglichem und Bleibendem schärfer unterscheiden; daß der Tondichter Ewiges geschaffen, erhebt ihn in die Reihe der wirklichen Meister. Allein den Größten, wie Mozart, steht er nie und nimmer zur Seite. Diese Erkenntnis bedeutet doch wahrlich keine Schmähung! Für die Tragik im Leben dieses Glücklichen haben die wenigsten Sinn. Ich glaube, sie begann schon mit der Wahl Zelters als Lehrers, dessen Sündenregister nachgerade überläuft: er agitierte bei Goethe gegen Beethoven, Berlioz, Schubert, Weber, war gegen Aufführung der Matthäuspassion, korrigierte Bachsche Kantaten u. s. f. Wer weiß, ob nicht andre Lehrer, andre Umgebungen und Einflüsse aus Mendelssohns musikalischer Anlage andre Werke herausgebracht hätten? Vielleicht auch nicht. Der vom Glück Gesegnete gehörte seinerzeit zu den wenigen, die nicht für Beethoven, Chopin oder Schumann begeistert waren. Diese Begrenzung seines Wesens, und was mit ihr zusammenhängt, sollte in einer Biographie nicht unbetont bleiben; der besonnenen Verehrung schadete dies nicht! Dr. K. Gr.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Oswald Külpe. Dritte, verbesserte Auflage.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Ludwig Busse. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 41. und 56. Bändchen.)

Beide Bücher haben sich schnell eingebürgert und verdienen es, noch weiter bekannt zu werden. Sie ergänzen sich dem behandelten Stoffgebiet wie dem Standpunkt nach in glücklicher Weise. Ungefähr da, wo Busse aufhört, setzt Külpe ein; einige Abschnitte (Lotze, Hartmann) decken sich im Gegenstand und gewähren bei vergleichender Lektüre erhöhtes Interesse. In Busses Buch spricht der beste Vertreter Lotzescher Weltanschauung, in Külpes Vorträgen einer der verdienstvollsten Schüler Wundts. Jener bietet, abgesehen von kleineren Verbesserungen, einen unveränderten Abdruck der ersten Auflage, dieser hat außer kleineren Ergänzungen besonders den Abschnitt über die geschichtliche Entwicklung des Positivismus und die allgemeine Kritik des Idealismus sowie die Betrachtungen über Dühring, Stirner, Nietzsche und Wundt erweitert. Br.

Ein Ton vom Tode und **Ein Lied vom Leben.** Neue Verse von Karl Ernst Knodt. Gießen, Emil Roth. Geb. M. 4.—.

Die Gedichte Knodts, eines hessischen Geist-

lichen, der sich längst als Dichter bewährt hat, verraten durchweg den gereiften Mann, der mit festem Blick und klarer Erkenntnis dem Ziel seines Lebens zusteuert. Wir können diese tiefempfundenen Produkte, die sich durch schlichte Schönheit der Form auszeichnen, nur aufs beste empfehlen. Niemand wird sie ohne Gewinn lesen. Die Ausstattung des Buchs ist splendid. E. M.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Georg Steinhausen. Leipzig, Verlag Teubner (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 75).

Der beste Kenner der deutschen Kulturgeschichte entwirft in knappen Zügen ein Gesamtbild der frühesten Zustände unsers Volkstums, das sich als willkommene Ergänzung den ersten Abschnitten seiner großen Geschichte der deutschen Kultur gleichsam vorausstellt. In mancher Hinsicht weicht der Verfasser von den herkömmlichen Auffassungen germanischer Urzeit ab, aber dann stets mit triftiger Begründung und in selbständiger Verarbeitung der neueren wissenschaftlichen Literatur, wie die reichhaltigen Anmerkungen des näheren belegen. Dadurch wird die Schrift ganz besonders geeignet, in die deutsche Altertumsforschung einzuführen.

F. G. Schultheiß.

Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel, Major. Heft 3 bis 6 (Schlußheft). Berlin 1906, Richard Schröter (vorm. Ed. Döring's Erben).

Das Werk liegt jetzt abgeschlossen vor und verdient als Ganzes dieselbe rückhaltlose Anerkennung, die wir seinerzeit den beiden ersten Heften gezollt haben. Dem Schlußheft mit der Darstellung der Kriegsereignisse von 1905 hat Major Immanuel beachtenswerte Betrachtungen hinzugefügt über die Kriegslage am Schluß der Kämpfe, eine Würdigung der Friedensbedingungen, einen vergleichenden Rückblick auf den Gesamtverlauf des Krieges und einen Ausblick auf die Gestaltung der Dinge in beiden Ländern nach seinem Abschluß. Den sachlichen und scharfsinnigen kritischen Ausführungen des Verfassers über die kriegerischen Vorgänge muß man im großen ganzen durchaus beipflichten. Gute Kartenskizzen erleichtern das Verständnis des auch hinsichtlich der Darstellung vortrefflichen Werkes. Fr. R.

Leben und Religion. Gedanken aus den Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften von Max Müller, † Professor der orientalischen Sprachen in Oxford. Stuttgart, Max Kielmann. 251 S.

Die Witwe des berühmten Forschers hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, aus den verschiedensten Werken des Verstorbenen — mit Benutzung nicht veröffentlichter Privatbriefe und hinterlassener Aufzeichnungen — eine reiche Sammlung von Betrachtungen und Aussprüchen herzustellen, in der die Summe seiner Lebensarbeit gezogen wird. Eine feste und klare, tief religiöse, aller Orthodoxie abholde Weltanschauung wird hier in so klugen und milden Worten vorgetragen, daß sie bei keinem denkenden Leser Eindruck zu machen verfehlen kann. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bartsch, Edmund, Ausgewählte Oden des Horaz in modernem Gewande. Sangerhausen, Ewald Sittigs Verlagsb. Geb. M. 3.50.

Bavinck, Dr. H., Christliche Weltanschauung. Uebersetzt von Hermann Cuntz. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung. M. 1.—.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Herm. Graef. Heft 1—5. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. à 40 Pf.

Cappy, M. Crescence Gräfin, Eine Bergfahrt und andre Reisebilder. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Degré, Wilhelm, Familie von Giessen. Roman. 2 Bände. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Deutsche Bücherei. Herausgegeben von Dr. phil. A. Reimann. Band 27/28: Allerlei aus Japan. Von Ludwig Rieß. Band 29/30: Biographische Essays. Band 53/54: Geist und Welt bei Tische. Von Gustav Blumröder. Band 62: Zur Kenntnis antiker Gottesverehrung. Von Karl Boetticher. Band 64/65: Aus Richard Wagners Pariser Zeit. Von Prof. Sternfeld. Band 67/70: Populäre Aufsätze und Vorträge. Von Prof. Dr. Ernst von Leyden. Band 71/72: Kreuz und Quer. Von Dr. Hans Leyden. Berlin, Verlag „Deutsche Bücherei". Pro Band 30 Pf.

Dill, Liesbet, Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Fournier, August, Oesterreich und Preussen im XIX. Jahrhundert. Ein Vortrag. Wien, Wilh. Braumüller.

Freihold, Eduard, Allerlei lose Blätter aus dem Leben eines modernen Pädagogen. Straßburg i. E., Josef Singer.

Fuchs, Richard, Der Rhythmus des Lebens und der Kunst. Zum Stile einer freien Menschheit. Berlin, Herm. Seemann Nachfolger.

Fuchs, Richard, Strassburger Phantasie über Deutsche Kultur. Im Verlage des Verfassers in Olvenstedt-Magdeburg.

Gentz und Wessenberg, Briefe des ersten an den zweiten. Mitgeteilt von August Fournier. Wien, Wilhelm Braumüller.

Goethe im Gespräch. Herausgegeben von Franz Deibel und Friedr. Gundelfinger. Zweite Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. M. 6.—.

Heine, Heinrich. Auswahl aus seinen prosaischen und poetischen Schriften von Achim von Winterfeld. Leipzig, Felix Dietrich. Kart. M. 2.—.

Henkel, Fr., Hermann und die Cherusker. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Herder-Worte. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Achim v. Winterfeld. Leipzig, Felix Dietrich. M. 1.50.

Hesse, Hermann, Diesseits. Erzählungen. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 3.50.

Hoos, Ernst, Herbst. Schauspiel. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Keckeis, Gustav, Von jungen Menschen. Eine Erzählung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. M. 2.—.

Klaiber, Dr. Theodor, Dichtende Frauen der Gegenwart. Mit 9 Porträts. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 3.60.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. X. Band: Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von G. Gronau. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 7.—.

Knoeckel, Charlotte, Die Schwester Gertrud. Roman. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2.50.

Littmann, Leo, Gedanken in Liedern. Erlebtes und Durchlebtes in Gedichten. Leipzig, C. Grumbach.

Meurer, Christian, Die Haager Friedenskonferenz. II. Band: Das Kriegsrecht der Haager Konferenz. München, J. Schweitzer Verlag. M. 26.—.

Nehls, Hans, Der Weg zur Sonne. Geschichten und Märchen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Neue Metaphysische Rundschau. Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion. Heft 1. Groß-Lichterfelde, Paul Zillmann. Preis pro Band M. 6.—.

Rottbeck, Friedr. von, Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Ohnet, Georges, Der Weg zum Ruhme. Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Radunz, Karl, 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann Nachfolger. M. 7.50.

Rotermund, Kurt, Johannes Schlaf. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Kultur. Magdeburg, Carl Friese.

Salten, Felix, Herr Wenzel auf Rehberg. Novelle. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2.50.

Schaukal, Richard. Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage. Glossen. Darmstadt, Alex. Koch. M. 1.20.

Siebert, Margarete, Allerlei Liebe. Drei Geschichten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften, Grabsprüche, Sprichwörter u. s. w. Herausgegeben von Franz Frhrn. von Lipperheide. Lieferung 4—22 (Schluß). à 60 Pf. Berlin. Expedition des Spruchwörterbuchs.

Traubel, Horace, Weckrufe. Kommunistische Gesänge. Deutsch von O. E. Lessing. Mit Porträt. München, R. Piper & Co.

Unser Kaiser und sein Volk! Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. Sechste Auflage. Freiburg i. B., Paul Waetzel. M. 1.50.

Weisheit des Ostens, Die. Band I: Die Lehren des Zoroaster (M. 2.—). Band II: Das Erwachen der Seele (M. 1.50). Band III: Japans Frauen und Frauenmoral (M. 1.50). Rostock i. M., C. J. E. Volckmann.

Werner, Adolf, Die politischen Bewegungen in Mecklenburg und der ausserordentliche Landtag im Frühjahr 1848. Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 3.60.

Westermarck, Prof. Dr. E., Ursprung und Entwickelung der Moralbegriffe. Erster Band. Deutsch von Leopold Katscher. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. M. 11.—.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Dr. Paul Herre. Band 2: Mohammed und die Seinen. Von H. Reckendorf. Band 3: Christus. Von Oskar Holtzmann. Band 4: Politik. Von Fritz Stier-Somlo. Leipzig. Quelle & Meyer. Gebunden je M. 1.25.

Zola, Emile, Der Zusammenbruch (Der Krieg von 1870/71). Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXVII

Die Varziner Verhandlungen von 1877.

Am 7. April 1877 hatte Kaiser Wilhelm das Entlassungsgesuch Bismarcks, — mit dem der Reichskanzler im Augenblick des heraufziehenden russisch-türkischen Krieges die Festigkeit seiner Machtstellung einer Belastungsprobe unterwarf —[1]), mit seinem berühmten „Niemals" beantwortet und ihm gleich darauf einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erteilt.[2]) Damit war die Frage der Stellvertretung des Reichskanzlers und im Zusammenhang damit die Neuregelung der leitenden preußisch-deutschen Ressorts und ihrer Beziehungen zueinander, die bei der Finanzlage des Reiches sich als immer dringender herausstellte, der Entscheidung ein gutes Stück nähergerückt. Die persönlichen Fragen schlossen die

---

[1]) Den äußeren Anlaß zu dem Entlassungsgesuch vom 27. März hatte die Stosch-Krise, die Ablehnung des Entlassungsgesuchs von Stosch vom 25. März, durch den Kaiser gegeben. Vgl. H. von Poschinger, „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", I, 129 f., II, 242 f.

[2]) Ueber die Krisis unterrichtete Lasker Bennigsen in einem Schreiben vom 7. April:

„Ich habe Sie mit Nachrichten über die hiesigen Vorgänge verschont, da ich von Anfang an sicher war, daß nur das Ihnen entwickelte Programm sich entrollte, der Rest aber Schauspiel war. So ist es auch gekommen, und die Zwischenfälle haben einen nur untergeordneten Wert. Manches interessant für den mündlichen Bericht, aber nicht wert, schriftlich mitgeteilt zu werden oder die Ferienmuße zu unterbrechen. Bismarck hat nun den Urlaub, nachdem er einige Tage in schwerer Sorge gewesen, daß der Kaiser, welcher schwieg, aus der Entlassung Ernst machen möchte. Der Kaiser hat natürlich den Entlassungsantrag entschieden abgelehnt, mit der Randbemerkung: ‚Niemals.' Wegen der Stellvertretung ist noch nichts bestimmt. Bismarck will, daß Camphausen vertrete, sich ruiniere oder das Feld reinige. Der Kaiser scheint an Hofmann zu denken, doch wird es wohl Camphausen bleiben. Die auswärtige Politik behält Bismarck unter der Firma Bülow. Der Urlaub ist materiell der gewöhnliche. Nun sind Sie genügend instruiert. Für uns aber gibt es wichtige Fragen, die bald in Bewegung kommen müssen. Es wäre mir sehr lieb und ich halte es für dringend wünschenswert, daß Sie Montag hier eintreffen, damit wir beide uns vorher besprechen, die Fraktion vor der Sitzung einberufen, vorher aber beraten haben, was etwa mitzuteilen oder einzuleiten. Lassen Sie mich gefälligst nach Empfang dieses Briefes wissen, ob Sie Montag kommen oder nicht, und wann. Ein einfaches Telegramm mit Ja oder Nein, und im ersten Fall mit der Stundenzahl und V. oder N. (Vor- oder Nachmittag) würde genügen, auch ohne Unterschrift."

höchsten Organisationsfragen des Reiches in sich, die wiederum für die zukünftige Richtung der Gesamtpolitik und das Verhältnis zu den Parteien bestimmend sein mußten. In einer Besprechung, die Bismarck am 10. oder 11. April mit Bennigsen hatte, ermächtigte er ihn, wie es hieß, zu der vertraulichen Mitteilung an seine Fraktionsgenossen, daß in Bälde das Reichsfinanzamt mit dem preußischen Finanzministerium vereinigt werden und der preußische Finanzminister der geborene Reichskanzleramtspräsident sein sollte.[1])

Zunächst aber wurde die Krisis vertagt. Die Lösung war rein äußerlich und vorläufig. In einem Schreiben vom 11. April teilte der Reichskanzler dem Reichstage mit, daß er während seines Urlaubs in den laufenden Geschäften durch den Präsidenten des Reichskanzleramts und den Staatssekretär von Bülow vertreten werden würde. Dem rein provisorischen Charakter dieser Regelung gemäß beschlossen die Nationalliberalen zunächst abzuwarten. In diesem Sinne sprach Bennigsen, als am 13. April das Schreiben des Reichskanzlers auf Antrag Hänels im Reichstage zur Besprechung gelangte. Er pries in den wärmsten Worten die Wirksamkeit des Reichskanzlers, erwähnte mit besonderem Nachdruck — man glaubt den Inhalt seiner Beredung mit Bismarck noch herauszuhören — die Schwierigkeiten der internationalen Situation und lehnte es ab, die Stellvertretungsfrage prinzipiell bei dieser Gelegenheit zu erörtern, nachdem die anfangs beabsichtigte wirkliche Stellvertretung formell später aufgegeben und ein Urlaub mit der Vertretung der laufenden Geschäfte, ohne Aenderung in der Verantwortlichkeit, an die Stelle gesetzt worden sei; eine Erörterung der eventuellen Neuorganisation sei unangebracht, „in diesem Augenblicke nicht aus sachlichen Gründen, sondern aus Gründen der natürlichen Rücksicht auf den einzigen verantwortlichen und hervorragenden Reichsbeamten, mit dem solche Verhältnisse allein geordnet werden können, während es unmöglich erscheint, solange der Kanzler im Amte ist, diese Dinge ohne ihn ordnen zu wollen, am wenigsten in dem Augenblicke, wo er sich auf Urlaub begibt". An der Notwendigkeit eines Ausbaues der unvollkommenen Reichsverfassung hielt er fest: „Ich bin der Ansicht, daß sich Einrichtungen werden schaffen lassen, welche dem Kanzler in seiner wesentlichen Aufgabe, der Leitung der großen Politik Deutschlands, mehr Muße und Freiheit schaffen werden. Nach seiner Rückkehr werden meine politischen Freunde gern auf diese Fragen eingehen, in seiner Abwesenheit jedoch nicht." Insbesondere wies er hin auf das wichtigste Problem, „das Verhältnis der deutschen Finanzen zu den Finanzen der deutschen Länder, das weder für das Reich noch die einzelnen Staaten und die Steuerzahler auf die Dauer zu ertragen ist. Das Verhältnis ist in diesem Augenblicke derartig, daß ein formelles oder materielles Defizit in den Reichsfinanzen nicht vorkommen kann, weil jeder fehlende Posten, mag er 10 oder 100 Millionen betragen, durch die Finanzkräfte der einzelnen Staaten ergänzt werden muß. Es fehlt hier also jeder Regulator in der Person eines verantwortlichen Reichsfinanzbeamten, welcher diese unmittelbare Wirkung

[1]) von Poschinger a. a. O., II, 254; P. Kloeppel, Dreißig Jahre Deutscher Verfassungsgeschichte. I, 486 f.

der Finanzwirtschaft des Reichs auf die einzelnen Staaten in seiner Person verantwortlich mitzutragen hätte ... man wird schon im nächsten Winter an Abhilfe denken müssen, eine Regelung, die nach meiner Meinung auf keiner andern Grundlage möglich ist, als daß eine enge Verbindung einer verantwortlichen Reichsfinanzverwaltung mit der Finanzverwaltung des größten deutschen Staates hergestellt wird." Er schloß mit der Hoffnung, daß der Reichskanzler nach seinem Urlaube auf dieser Basis „an der Entwicklung des Deutschen Reiches und seiner Zustände auf der einmal gewonnenen verfassungsmäßigen Grundlage" weiterarbeiten werde.

Bei aller Rücksichtnahme auf den Reichskanzler waren doch Wünsche angedeutet, die Bismarck zu erfüllen nicht geneigt war. Ein verantwortlicher Reichsfinanzminister, der Anfang eines verantwortlichen Reichsministeriums, war für ihn aus mehrfachen Gründen eine Unmöglichkeit: der Reichskanzler hätte die einheitliche Leitung der inneren und äußeren Reichspolitik mit einem andern teilen müssen und durch die beginnende unitarische Umschmelzung des föderativen Charakters der Reichsverfassung die Bundesfürsten vor den Kopf gestoßen. Zunächst aber blieben die Dinge, als der Reichskanzler am 16. April nach Friedrichsruh abreiste, in der Schwebe. Die nun folgende lange Zurückgezogenheit Bismarcks war ohne Zweifel von dem Bedürfnis diktiert, die Entwicklung des orientalischen Krieges — am 24. April erfolgte das Kriegsmanifest des Kaisers von Rußland — und der gesamteuropäischen Situation in ruhiger Beobachtung abzuwarten und von ihrem Verlauf auch seine innerpolitische Aktion abhängig zu machen. Erst im Sommer beschloß er zum erstenmal, die im Frühjahr fallen gelassenen Fäden der Verhandlung mit den Liberalen wieder aufzunehmen und sich mit Bennigsen, der inzwischen in der ersten Hälfte des Mai nach Italien gereist (die Reisebriefe sind im Mai-Heft der „Deutschen Revue" mitgeteilt) und gegen Ende Juni nach Hannover zurückgekehrt war, eingehend zu besprechen.

In dem Augenblick, in dem er sich zu einer Einladung Bennigsens entschloß, suchte er in sehr bezeichnender Weise die Mißdeutungen zu zerstreuen, die sich etwa an seine Besprechung mit einem Politiker von so unitarisch-liberaler Färbung knüpfen konnten. Er sandte nämlich, kurz vor seiner Abreise von Kissingen am 29. Juni, eine ausführliche Darlegung der politischen Lage an König Ludwig von Bayern, in der er sich, unter Hinblick auf die Reichstagsverhandlungen im April, entschieden gegen verantwortliche Reichsministerien aussprach: „nicht um der alleinige Minister zu bleiben, sondern um die verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrats und seiner hohen Vollmachtgeber zu wahren. Nur auf Kosten der letzteren könnten die erstrebten Reichsministerien geschäftlich dotiert werden, und damit würde ein Weg in der Richtung der Zentralisierung eingeschlagen, in der wir das Heil der deutschen Zukunft, wie ich glaube, vergebens suchen würden."[1]) Er erbat sich dagegen die Unterstützung der bayrischen Bundesratsmitglieder. Damit war für den Fall, daß die geplante persönliche Annäherung mit den Liberalen

[1]) Bismarck an König Ludwig von Bayern, 29. Juni 1877, „Gedanken und Erinnerungen", I, 361 f.

zu einer sachlichen Einigung über die schwebenden Organisationsfragen führen sollte, doch die Grenze seines Entgegenkommens in bestimmter und bindender Weise abgesteckt.

*

Geheimrat von Tiedemann an Bennigsen.

Berlin, 1. Juli 1877 (W. Kurfürstenstr. 33).

Euer Hochwohlgeboren wollen mir eine ganz vertrauliche Mitteilung gestatten.

Der Fürst-Reichskanzler, welcher heute nacht von Kissingen hier eingetroffen ist,[1]) hegt den Wunsch, mit Ihnen einmal wieder die allgemeine politische Situation zu besprechen. Läge es in seiner Absicht — was nicht der Fall ist —, hier mehrere Tage zu verweilen, so würde er Sie gebeten haben, nach Berlin zu kommen. Zweifelhaft ist es ihm nun, wie Euer Hochwohlgeboren eine Einladung nach Varzin aufnehmen würden. Daß Ihr Besuch dort nicht unbemerkt bleiben würde, liegt auf der Hand. Wenn es dem Fürsten nun auch ganz unbedenklich erscheint, daß der Führer einer großen politischen Partei den leitenden Minister besucht, so ist er doch nicht ganz sicher, wie Euer Hochwohlgeboren mit Rücksicht auf gewisse Mißdeutungen, die ein solcher Vorgang in der Presse erfahren könnte, hierüber denken. Jedenfalls möchte er Ihnen eine Verlegenheit ersparen, falls Ihnen eine Einladung nicht ganz genehm sein sollte.

Euer Hochwohlgeboren würden mich durch eine ganz vertrauliche Aeußerung über die angedeutete Frage zu lebhaftem Danke verpflichten.

*

Bennigsen an Tiedemann.

Hannover, 3. Juli 1877, abends.

Euer Hochwohlgeboren gefällige Mitteilung vom 1. d. M. erhalte ich erst in diesem Augenblicke, da ich seit gestern mittag auf einer Dienstreise in der Provinz von hier abwesend war.

Falls der Fürst-Reichskanzler wünscht, mit mir in Varzin über die allgemeine politische Situation sich zu besprechen, so werde ich einer Einladung nach Varzin natürlich mit Vergnügen Folge leisten. Sollte in der Tat der politische Unverstand in Deutschland so weit gehen, mir einen solchen Besuch auf dem Landsitze des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten in meiner Stellung als Präsident des Abgeordnetenhauses oder als Parteiführer mißzudeuten, so bin ich durchaus geneigt, auf so törichte Auffassungen keinen Wert zu legen.

*

Fürst Bismarck an Bennigsen.

(Eigenhändig.) Varzin, 9. July 1877.

Verehrter Herr von Bennigsen

mit einer Bitte um Besuch auf dem Lande ist man etwas schüchtern, wenn man in einer so entlegenen Landschaft wie Hinterpommern wohnt. Aber in

---

[1]) Fürst Bismarck hatte vom 25. Mai bis 30. Juni in Kissingen eine Kur durchgemacht, hielt sich am 2./3. Juli in Schönhausen, am 4./5. Juli in Friedrichsruh auf und begab sich am 7. Juli nach Varzin.

Ihrer und meiner Stellung zum Staate und zum Lande haben wir beiderseits so viel Anlaß Gegenwart und Zukunft zu besprechen, daß ich für meine Bitte nicht bloß die Freude an Ihrem Besuche, sondern auch die Interessen des vaterländischen Gemeinwesens geltend machen kann. Daraus schöpfe ich den Muth zu der Anfrage, ob Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich hier auf einige Tage zu besuchen und würde mich herzlich freuen, wenn Sie mir bejahend antworten. Für mich würde jeder Tag gleich angenehm sein, wenn Sie nur die Güte hätten, mich Morgens bei der Ausfahrt aus Berlin telegraphisch zu benachrichtigen, damit ich nicht etwa bei Ihrer Ankunft in fernen Wäldern gesucht werden muß. Wir leben hier ohne gesellschaftliche Ansprüche und ohne Frack, wohl aber ist ein fester Stiefel und ein winddichter Ueberzieher locales Bedürfniß. Der schnellste Zug hierher geht früh halb 9 aus Berlin, ist um 4 Uhr in Schlawe, wo Sie Pferde von mir finden, die Sie in zwei Stunden hierher bringen. Also für heutige Zustände eine lange Fahrt, über 9 Stunden, aber versagen Sie mir deshalb nicht eine freundliche und gewährende Antwort.

Der Ihrige

v Bismarck.

*

Bennigsen verließ Hannover am 14. Juli[1]) und wird am Abend des 15. Juli in Varzin eingetroffen sein. Ueber die Dauer seines dortigen Aufenthaltes und den Inhalt seiner Besprechungen mit dem Reichskanzler liegen keinerlei Nachrichten vor; auch die Presse hat verhältnismäßig wenig Notiz von dem Vorgange genommen.[2]) Welche Motive gerade damals Bismarck zu der Zusammenkunft mit Bennigsen veranlaßten, ist bei dem Mangel an Nachrichten nicht recht klar. Zwar kam die persönliche und sachliche Seite der Erneuerung des Ministeriums bereits damals, ähnlich wie im Dezember, zur Sprache, aber mehr im Sinne der Sondierung als endgültiger Verhandlung; da die Dinge noch weiter in dem Schwebezustande verharrten, so ist kaum anzunehmen, daß Bismarck sich schon intensiver mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt hätte. Möglich auch, daß er Bennigsens persönliche Eindrücke aus seinem Verkehr mit den italienischen Politikern kennen lernen wollte; als er im September nach Gastein ging, hatte auch er, durch Vermittlung des Botschafters Keudell, die erste Zusammenkunft mit Crispi, dem damaligen Präsidenten der italienischen Deputiertenkammer, und gleich darauf empfing er Crispis Gegenbesuch in Berlin: Anfänge einer deutsch-italienischen Annäherung unter dem Druck der orientalischen Krisis. Oder war die Berufung Bennigsens überhaupt nicht so ernst gemeint? War sie etwa eine Kulisse, aufgestellt, um der öffentlichen Meinung

---

[1]) Bennigsen an Fr. Oetker, Hannover, 14. Juli 1877.

[2]) In der „Post" vom 28. Juli findet sich die kurze Notiz: „Der Präsident des Abgeordnetenhauses von Bennigsen hat, wie die ‚N. P. Z.' hört, nach seiner Rückkehr aus Italien dem Fürsten Bismarck einen Besuch abgestattet."

— schon begannen einzelne liberale Führer mißtrauisch zu werden [1]) — die Fortdauer oder vielmehr Befestigung der „liberalen Aera", das Festhalten des Reichskanzlers an den Plänen einer künftigen Zusammenarbeit augenfällig zu verbürgen. Es wäre nicht unmöglich, daß ein solches Nebenmotiv mitspielte. Vielleicht trifft man doch das Wahrscheinlichste mit der Annahme, daß Bismarck sich damals — wahrscheinlich war der Abgang Eulenburgs schon von ihm in Aussicht genommen — mit der Eventualität von Bennigsens Eintritt in das Ministerium trug und sich zuvor in einem mehrtägigen vertrauteren Umgange über die letzten Absichten des andern unterrichten wollte.

Wie dem auch sei, die Dinge blieben zunächst beim alten. Als die Herbstsession des Landtages eröffnet wurde, war man über die wirklichen Absichten Bismarcks noch völlig im unklaren. Der nachfolgende Brief Bennigsens an seine hochbetagte Mutter schildert diese Stimmungen.

Bennigsen an seine Mutter.

Berlin, 22. Oktober 1877.

Zu Deinem Geburtstage sage ich Dir meine herzlichsten Glückwünsche. Möge der Himmel Dich Deinen Kindern und Enkeln noch lange erhalten in der bisherigen körperlichen Frische und Rüstigkeit!

Die Geschäfte beginnen hier wie gewöhnlich langsam. Gestern hatten wir nach der Eröffnung im Weißen Saale eine Sitzung von fünf Minuten und heute von einer Viertelstunde. In der heutigen Sitzung wurde das alte Präsidium auf Antrag Windthorsts per Akklamation wiedergewählt.

Graf Eulenburg, welcher der Geschäfte schon lange müde war und sehr elend von seiner Badereise zurückkam, hat infolge erneuerter unerfreulicher Differenzen mit Bismarck seine Entlassung bestimmt gefordert und besteht auch auf derselben. Da eine Verständigung über und mit dem Nachfolger so rasch nicht möglich sein wird, so tritt formell voraussichtlich auf längere Zeit eine Beurlaubung ein, in welcher dem landwirtschaftlichen Minister Friedenthal, der schon lange sein Ressort mit dem weit einflußreicheren des Innern oder der Finanzen zu vertauschen wünscht, die Vertretung übertragen werden wird. Bismarck hat dreien meiner politischen Freunde und auch seiner Umgebung gesagt, ich würde der Nachfolger Eulenburgs werden. Ohne den gleichzeitigen Eintritt noch eines Liberalen, am besten Forckenbecks, ist aber die Position für mich allein, namentlich als Neupreußen, nicht haltbar und eine feste Unterstützung für mich und das Ministerium seitens der gesamten nationalliberalen Partei nicht zu erwarten. Auch eine Verständigung über die notwendigen Reformen in Preußen und im Reich würde einem einzelnen nicht gelingen. Da der Kaiser für Forckenbeck viel Sympathie hat, so bin ich auch überzeugt, daß es Bismarck

[1]) Ich erinnere an Forckenbecks Breslauer Rede vom 5. Juli, seine in dem Rufe „Zurück auf die Schanzen" gipfelnde Warnung vor einem allzu stürmischen Herandrängen der Liberalen. Ob Forckenbeck etwa schon Kunde von dem bevorstehenden Besuche Bennigsens hatte?

leichter möglich sein wird, den Kaiser zu bewegen, Forckenbeck und mich gemeinsam, als mich allein, zu Ministern zu nehmen. Voraussichtlich wird unter diesen Umständen die Krisis noch eine Weile fortdauern bis zur Rückkehr Bismarcks, über welche noch nichts bestimmt ist. Inzwischen werden freilich die politischen Zustände hier immer unerträglicher und die Situation für die Nachfolger der austretenden Minister immer schwieriger. Neugierig bin ich, was der Kaiser — und ob er irgend etwas — sagen wird über die Lage, wenn er uns als Präsidenten empfängt. Vielleicht empfängt er uns gar nicht offiziell und ladet uns nur zum Diner ein.

*

Erst im Laufe des Dezember entschloß sich Fürst Bismarck, ernsthafter an die Lösung der Krisis heranzutreten. Der Verlauf des orientalischen Krieges war seit der Kapitulation von Plewna (11. Dezember) der Entscheidung nahegekommen. Im Reiche selbst aber war aus den Stimmen, welche die Fortdauer des Provisoriums als unerträglich bezeichneten, allmählich ein großer Chor geworden. So schrieb Treitschke am Ende des Jahres in den „Preußischen Jahrbüchern“: „Klar und sicher ist in dem trüben Nebel nur dies Eine: Die deutsche Nation verlangt ein Ministerium Bismarck, nicht ein Kabinett von Beurlaubten, Stellvertretern und Lückenbüßern, sondern eine einträchtige Regierung von treuen Gesinnungsgenossen des leitenden Staatsmannes. Dem Manne, der die Stürme der Konfliktszeit überstanden hat, brauchen wir nicht erst zu sagen: Where is a will, there is a way! Jedermann sagt sich: So geht es nicht länger weiter! Was wir zu wünschen haben, ist klar: Einheit des Willens im Regimente.“

Um die neue Einladung, die Bismarck am 17. Dezember an Bennigsen richtete, nach ihren letzten Gründen würdigen zu können, ist ein Blick in seinen Briefwechsel mit dem Staatssekretär Bülow während dieser Tage von Wichtigkeit. Er schrieb ihm am 15. Dezember:[1] „Neben der Steuerreform und der Fertigstellung der im militärischen Interesse erforderlichen Eisenbahnen gehört die Verwirklichung der Reichsverfassung bezüglich des Eisenbahnwesens zu denjenigen Fragen, von deren Lösung ich meinen dauernden Wiedereintritt in die Geschäfte abhängig machen muß. Wenn die Ausführung des auf diesen Gebieten für notwendig Erkannten nicht durch ausreichende und spontane Mitwirkung aller in Preußen dazu kompetenten Organe sichergestellt werden kann, so werde ich zwar, wenn meine Gesundheit es irgend gestattet, zum nächsten Reichstage erscheinen, aber nur um die Gründe meines definitiven Rücktritts öffentlich darlegen zu können.[2] Ich werde nicht verschweigen können, daß ich keine Aussicht zu haben glaube, für die Behandlung der obenerwähnten Fragen in Preußen das Maß freiwilliger Mitwirkung zu finden, ohne welches ihre Lösung nicht möglich ist.“ Man darf den Ernst der Rücktrittsdrohung, von der Bülow auch „mit Seiner Majestät gelegentlich sprechen zu wollen“ ersucht

[1] Horst Kohl, Bismarck-Regesten 2, 147.

[2] Zu dieser Drohung lese man die Eingangsformel in dem Briefe an Bennigsen.

wurde, dahingestellt sein lassen; worauf es Bismarck bei der ganzen Aktion ankam, war das geringe Interesse der preußischen Organe für die große Reichsfinanzfrage. „Die Hauptsache für mich ist, daß ich im Staatsministerium Kollegen finde, welche die Maßregeln, die für die Sicherheit und die Interessen Preußens und des Reiches notwendig sind, energisch und freiwillig fördern." Das konnte sich auf die Kollegen beziehen, die im Amte waren und nur angespornt werden sollten, aber auch auf künftige Kollegen, die einen leistungsfähigeren Ersatz nach Bismarcks Wünschen vorstellen sollten; die Worte konnten also ebensogut auf die Notwendigkeit des Ersatzes — und das betraf immer in erster Linie den preußischen Finanzminister Camphausen — vorbereiten. Es kam ihm nicht sofort auf Biegen und Brechen an; der Brief schloß mit den vieldeutigen Sätzen: „Unter Vorsicht meine ich, daß es mir lieb sein würde, die Sache zu keiner Krisis, etwa mit Camphausens Abschiedsgesuch, zu treiben, ich würde es überhaupt lieber sehen, wenn die Verwirklichung der gewünschten Reformen von den jetzigen Kollegen in Angriff genommen werden würde; mir liegt nicht am Personenwechsel, sondern an der Sache — wenn diese aber nicht ausführbar ist, so will ich gehen." Der Sinn der letzten Wendung war durchsichtig genug: „so muß er gehen": wenn Camphausen die Reform nicht will, so muß er einem andern Platz machen. So viel konnte Bülow ohne Schwierigkeiten aus dem Briefe Bismarcks herauslesen.

Noch deutlicher wird der Gedankengang Bismarcks in seinem zweiten Schreiben, in dem er am 21. Dezember auf zwei (nicht vorliegende) Schreiben Bülows antwortete.[1]) Die von Bülow mitgeteilten Klagen Camphausens „über die Last des Vize ohne das Benefizium des Einflusses" wurden von ihm mit einer kühlen Handbewegung beiseitegeschoben. Die entscheidenden Worte waren: „Der kritische Punkt der Gegenwart ist die Frage des Finanzprogramms. Da ist es eine vollständige Umkehr der Begriffe, wenn der Finanzminister von dem Präsidenten ein Programm für das Finanzressort erwartet, nach dessen Prüfung er sich die Kritik vorbehalten will; umgekehrt liegt die positive Leistung, die Herstellung eines diskutierbaren Programms, dem Ressortminister ob. Ich bin als Präsident nicht berufen, Finanzprogramme zu erfinden oder zu vertreten." Dann kehrten dieselben Vorwürfe wie in dem ersten Briefe wieder: „Die preußischen Minister fühlen sich zu gut, um selbst im Bundesrate mitzuarbeiten; die Präsenzlisten geben ein betrübendes Zeugnis dafür; sie lassen lieber die Reichseinrichtungen in Verfall geraten und ziehen die schöne und unabhängige Stellung eines preußischen Ressortministers so ausschließlich in Betracht, daß die nationale deutsche Sache daneben nicht zur Erwägung kommt. Warum geht es mit der Doppelstellung des preußischen Kriegsministers so gut und so glatt?" Der Brief schloß mit einem erneuten, für Camphausen berechneten Drängen, seinen Finanzreformplan vorzulegen: „Sobald ich seine Reformpläne kenne, wird mein Votum über dieselben von dem Entgegenkommen geleitet sein, welches seine

[1]) Horst Kohl, Bismarck-Regesten 2, 148 f.

Sachkunde und mein kollegialisches Gefühl bedingen. Wenn aber ein solches Programm gar nicht oder nicht rechtzeitig zur Vorlage kommen sollte, so werde ich entweder den Ablauf meines Urlaubs ohne Beteiligung am Reichstage abwarten oder mich vor dem Reichstage unter Darlegung meiner vorstehenden Auffassungen auf die Rolle beschränken, die Artikel 70 dem Reichskanzler zuweist." Die Drohung, seine Auffassung über die mangelhafte finanzpolitische Initiative und den preußischen Ressortpartikularismus Camphausens vor dem Reichstage bloßzulegen, redete eine noch deutlichere Sprache: das hieß, den Finanzminister vor dem versammelten Kriegsvolke als Sündenbock schlachten. Die geschäftliche Behandlung der ganzen Angelegenheit sah also nicht danach aus, als wenn Bismarck sich auf ein längeres Zusammenarbeiten mit Camphausen eingerichtet hätte.

Mitten in die Zeit zwischen diese beiden Briefe an Bülow fällt nun das folgende, vom 17. Dezember [1]) datierte Einladungsschreiben an Bennigsen.

Fürst Bismarck an Bennigsen.

(Eigenhändig.) Varzin 17. Dec. 1877.

Verehrter Herr Präsident

in der Hoffnung daß es mir möglich sein werde, mich an den Verhandlungen des bevorstehenden Reichstages eingehend zu betheiligen, beschäftige ich mich mit Plänen zu Vorlagen und Erörterungen, für welche ich die allerhöchste Ermächtigung erbitten möchte. Bevor ich dieses erste Stadium einer kanzlerischen Initiative amtlich beschreite, würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollten, meine Pläne nach Inhalt und Form mit Ihnen mündlich zu besprechen. Es handelt sich dabei um die formale Möglichkeit der Vertretung des Reichskanzlers, die vielleicht nicht ohne Verfassungsänderung geschaffen werden kann, und um einige Modificationen in der Eintheilung der Reichsämter und ihrer Beziehung zu Preußischen Ministerien. Die jetzige, durch die mächtige Persönlichkeit von Delbrück ins Leben gerufene Praxis, führte zu Delbrücks Zeit unüberwindliche Frictionen beider Elemente, später u(nd) jetzt, die Gefahr der Trockenlegung von Reich und Bundesrath durch den Partikularstaat Preußen herbei. Ich suche das Heilmittel in Ausdehnung des Systems der Personal-Union, wie sie bisher im Monarchen, im Kanzler, im Kriegsminister und im Auswärtigen besteht. Wie Kanzler und Minister-Präsident, so sollte auch die Vertretung beider identisch sein. Neben diesem Thema habe ich das Bedürfniß, vor Schluß der nächsten Reichstagssitzung Klarheit über die Zukunft einer Zoll- u(nd) Steuer-Reform zu erlangen, und aus der falschen Stellung erlöst zu werden, in der ich mich bezüglich der Eisenbahnfrage zwischen Verfassung u(nd) Wirklichkeit befinde.

Ueber alle diese Fragen und ihre Consequenzen möchte ich mich mit Ihnen

[1]) Nicht vom 19. Dezember, wie in Horst Kohls Bismarck-Regesten 2, 149, bei Poschinger, Blum und andern Autoren.

besprechen, bevor ich Sr. Majestät gegenüber bestimmte u(nd) schriftliche Aeußerungen thue; nicht in der Meinung u(nd) mit der Zumuthung, mir durch Ihren hervorragenden Einfluß im Reichstage sichre Bürgschaften für die Stimmung der Mehrheit zu schaffen, sondern um Ihren persönlichen Rath über Umfang, Form u(nd) Behandlung des Unternehmens zu erbitten. Die Gleichheit der Ziele die wir erstreben u(nd) der Hingebung mit der wir beide seit Jahren an ihrer Erreichung arbeiten, ermutigt mich zu der Hoffnung, daß Sie eine Winterreise nach schwerer Landtagsarbeit auf sich nehmen, u(nd) mir in diesen Tagen die Ehre Ihres Besuchs zu gewähren geneigt sein wollen. In freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige v Bismarck.

*

Bennigsen erhielt das Schreiben Bismarcks noch in Berlin. Wenngleich er in den Feiertagen fürs erste nach Hannover zurückkehrte, fand er noch Gelegenheit, sich vor seiner Reise nach Varzin zu beraten. In diesen Besprechungen mit Lasker und Forckenbeck blieb man bei der schon früher getroffenen Verabredung, daß Bennigsen für den Fall, daß Bismarck ihm den Eintritt in das Ministerium anbiete, nicht allein, sondern nur mit Forckenbeck und Stauffenberg eintreten solle.[1]) Bennigsen war, wie wir sahen, schon längst von der Notwendigkeit des gleichzeitigen Eintritts von Forckenbeck überzeugt; dieser dagegen, der seit einiger Zeit nicht frei von Rivalitätsstimmungen war, hat es bei dem späteren Auseinandergehen Bennigsen ins Gesicht zugestanden, daß er damals die Bedingung mit dem Hintergedanken gestellt habe, es möchte die Verhandlung daran scheitern. Stauffenberg dagegen hatte nur auf starkes Drängen seiner Parteifreunde sich bereitfinden lassen, seine Mitwirkung bei der geplanten Kombination durch Uebernahme eines Reichsamtes zuzusagen. Später hat Bismarck die Hauptschuld an dem Scheitern der Verhandlungen Lasker zugeschoben.[2]) Wie dem auch sei, Bennigsen begab sich nach Varzin als Führer einer Partei mit einer nicht mehr freien Marschroute.

Niemals im Leben Bennigsens vermißt man Aufzeichnungen von seiner eignen Hand so sehr wie hier, wo es sich um Entschlüsse handelt, die für ihn selbst ebenso schwerwiegend waren wie für die innere Entwicklung Deutschlands. Aber wir haben von ihm über seine Besprechungen mit Bismarck vom 26. bis

---

[1]) Ueber den Inhalt der Besprechungen sind von der bismarckoffiziösen Presse zum Teil irrtümliche Gerüchte verbreitet worden. So antwortete Bennigsen auf eine Anfrage des Chefredakteurs Otto Tippel in Schweidnitz am 3. Januar 1898: Es ist nicht „zutreffend, daß in den Weihnachten 1877 stattgehabten Sitzungen des nationalliberalen Parteivorstandes Maßnahmen erörtert worden sind, welche den Zweck hatten, durch die parlamentarische Haltung der nationalliberalen Partei den Rücktritt des Fürsten Bismarck herbeizuführen".

[2]) Reichstagsrede vom 13. März 1884: „daß ich Lasker hauptsächlich die Schuld der Entfremdung gebe, die im Jahre 1878, gerade da, als ich mit Herrn von Bennigsen in Unterhandlung war über seinen Eintritt in das Ministerium, stattgefunden hat."

29. Dezember 1877 nur gelegentliche Aeußerungen.[1]) Bei der ihm zur Natur gewordenen Diskretion hat er auch innerhalb der Fraktion nur über das berichtet, was unbedingt notwendig war.[2]) So sind wir in sehr wesentlichen Punkten auf die Darstellung angewiesen, die der andre Zeuge, Bismarck selbst, in Gesprächen und zuletzt in der bekannten lebendigen Schilderung in den „Gedanken und Erinnerungen" (II, 180—183) gegeben hat: diese aber ist durch die Tendenz, die Verantwortung für das Scheitern ausschließlich der Politik der Liberalen zuzuschreiben, stark beeinflußt. Es ist eine der politischen Deduktionen, in denen Bismarck seine ganze Kunst aufwandte, um die Vorgänge so zu schildern, wie er sie hernach gesehen wissen wollte und wie er sie damals, als er sie niederschrieb, längst selber sah. Er macht Geschichte, auch wenn er Geschichte schreibt. So konzentriert er alle Leuchtkraft der Darstellung auf eine einzige Frage und läßt alles andre im Dunkel liegen.

Man vergleiche nur den Inhalt seines Einladungsschreibens mit der Darstellung der Verhandlungen in den „Gedanken und Erinnerungen". Aus dem Schreiben Bismarcks ergeben sich drei Gegenstände der Besprechung: eine verfassungsmäßige Ordnung einer Stellvertretung des Reichskanzlers, eine Modifikation der Reichsämter und ihrer Beziehungen zu preußischen Ministerien und schließlich die Finanzfrage, Zoll- und Steuerreform.

Die beiden ersten Gegenstände schlossen allerdings tiefergreifende Aenderungen in der Organisation der obersten Reichsbehörden in sich. Sie nahmen die Frage auf, die im April nur eine äußerliche und provisorische Lösung erfahren hatte. Und wenn Bismarck auch nicht auf verantwortliche Reichsministerien im Sinne der Liberalen hinauswollte, so war er doch ernsthaft bereit — auch in den für Camphausen bestimmten Briefen an Bülow schimmert dieser Plan durch —, eine engere organische Verknüpfung von Reichs- und preußischen Instanzen herbeizuführen, in Konsequenz der föderativen Traggedanken der von ihm geschaffenen Reichsverfassung; obgleich Bennigsen nicht ausdrücklich genannt ist, konnte er, als Bismarck ihm ein Ministerium anbot, sich selbst als den in Aussicht genommenen Träger der geplanten Aemterkombination — etwa Vizekanzler und Inhaber eines preußischen Ministeriums — ansehen. In seinen Memoiren dagegen leitet Bismarck die Erzählung mit der Amtsmüdigkeit des Grafen Friedrich Eulenburg und der Notwendigkeit ein, für das Ministerium des Innern einen Ersatz zu suchen.

---

[1]) In einer Rede in Kreiensen am 18. August 1878 erklärte Bennigsen, die Zeit sei noch nicht gekommen, nähere Mitteilungen über die Varziner Verhandlungen zu machen. Wichtig sein Brief an Lasker vom 30. Juni 1878.

[2]) In der Fraktionssitzung der Nationalliberalen, die am 18. Februar aus Anlaß der Beratung der Steuergesetze abgehalten wurde, machten Bennigsen und Bamberger Mitteilungen über die Varziner Verhandlungen unter Auferlegung strengster Diskretion. Das Wesentliche ist in Hölders Aufzeichnungen (H. von Poschinger, „Bismarck und die Parlamentarier", II, 268 f.) knapp verzeichnet. Wie mir von befreundeter Seite mitgeteilt wird, finden sich im Archiv der nationalliberalen Reichstagsfraktion keine Akten, die über das Jahr 1882 zurückreichen.

Diese Ressortfrage allein erscheint nachträglich als das Motiv seiner Einladung an Bennigsen. Er fährt dann fort: „Es fand sich dabei, daß er dem Boden unsrer Verhandlung eine weitere Ausdehnung zu geben suchte, als mit den Ansichten Sr. Majestät und mit meinen eignen Auffassungen vereinbar war." Auch in seiner weiteren Darstellung stehen die Nationalliberalen als die Begehrlichen da, die einen Systemwechsel verlangen, wo es sich nur um die zweckmäßige Besetzung eines einzigen preußischen Ministerpostens handelt. Also eine sehr wesentliche Verschiebung der Tatsachen, mit Hilfe derer Bismarck nun die Dinge in die von ihm gewollte Beleuchtung rücken kann. Die Forderungen Bennigsens — Einbeziehung Forckenbecks und Stauffenbergs — würden nicht einen so anspruchsvollen Eindruck machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Bismarck selbst von vornherein mehr als die Ersetzung eines preußischen Postens im Auge gehabt hat. Als er die Memoiren schrieb, hatte er den wirklichen Inhalt des Briefes vom 17. Dezember längst vergessen oder wollte ihn vergessen haben.

Sucht man die einzelnen Gegenstände der Verhandlung wiederherzustellen, so fehlt es allerdings an sicheren Nachrichten über die von Bismarck geplanten organischen Veränderungen. Ob sie denjenigen entsprachen, die im Laufe des Jahres 1878 verwirklicht wurden, oder ob sie damals noch weitergehen sollten, mag dahingestellt bleiben. Ein wesentlicher Gegenstand der Gespräche war sodann die Erörterung der Steuerfragen. Von einer Einführung des Tabakmonopols war nicht die Rede; Bennigsen gewann aus dem Schweigen des Reichskanzlers über diesen Punkt den Eindruck, daß der Monopolgedanke von ihm aufgegeben worden sei.[1]) Bennigsen selbst hat es in Abrede gestellt, daß er jemals für das Tabaksmonopol zu haben gewesen wäre; vielmehr war er später bei der Wendung im Februar der Meinung, daß wesentlich an dieser Frage die geplante Kombination gescheitert sei, da er hierfür die Verantwortlichkeit zu übernehmen sich geweigert habe. Ueberhaupt hielt Bismarck mit seinen eignen Ansichten zurück und suchte vielmehr von Bennigsen zu erfahren, wieviel neue Steuern und in welcher Form die Liberalen unter günstigstem Entgegenkommen der Regierung zu bewilligen geneigt seien. Bennigsen gab darüber rückhaltlos Auskunft, erklärte eine erheblich höhere Besteuerung des Tabaks — die Liberalen meinten, daß sie ohne Beschwerde ein Plus von 50 Millionen einbringen könne — für durchführbar. Ueber diesen Punkt kam es zu einer Verständigung.[2])

Mit der technischen Seite der Steuerfrage war die politische Frage der sogenannten konstitutionellen Garantien eng verknüpft. Bennigsen vertrat die Bereitwilligkeit der Nationalliberalen, den bisher ermittelten Höchstbetrag der

[1]) Bennigsen an Lasker 30. Juni 1878 und Laskers Denkschrift bei W. Cahn, „Aus Ed. Laskers Nachlaß", 121, 164. Bismarck aber hatte das Tabaksmonopol nicht fallen lassen: am 27. Dezember (während Bennigsen in Varzin war!) wies er Camphausen telegraphisch an, seine Finanzgesetzentwürfe, darunter auch den über Einführung des Tabakmonopols, schleunigst behufs baldiger Vorlage an den Bundesrat fertigzustellen. (Bismarck-Regesten 2, 149.)

[2]) Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen", 1, 277. Dafür spricht auch die S. 270 wiedergegebene Mitteilung, die Bismarck an den Kaiser gelangen ließ.

Matrikularbeiträge durch Reichssteuern zu ersetzen, unter der Bedingung, daß bei der Bewilligung dieser Steuern dem Reichstage sein parlamentarisches Geldbewilligungsrecht, das in der jährlichen budgetmäßigen Zumessung der Matrikularbeiträge lag, auch bei deren Ersatz durch Steuern gewahrt bleibe: es sollte ein Teil der Steuereinnahmen von der jährlichen Bewilligung des Reichstages in derselben Weise abhängig gemacht werden, wie dies das Verfassungsrecht in allen deutschen Verfassungsstaaten außer Preußen für die direkten Steuern zugunsten der Volksvertretung vorschrieb.[1]) Die Frage der Einnahmebewilligung blieb in Varzin offen,[2]) denn Bismarck bezeichnete diese Schwierigkeiten zwar als sehr groß, aber nicht, wie nachher in Berlin, als unüberwindlich.

Immerhin wurde auch in dieser Frage der Meinungsaustausch in einer Art geführt, daß wenigstens bei Bennigsen der Eindruck zurückblieb, als ob eine Verständigung möglich sei. Für den Fall, daß diese Verständigung zustande käme, stellte Bismarck an Bennigsen die Anfrage, ob er geneigt sei, persönlich in das Ministerium einzutreten, und zwar bot er ihm das Ministerium des Innern an, wahrscheinlich in Verbindung mit der verfassungsmäßigen Stellvertretung des Reichskanzlers („Vizekanzler"). Bennigsen erklärte, daß er für seine Person das Ministerium der Finanzen dem des Innern vorziehe; und Bismarck, der ja mit dem Abgange Camphausens in diesen Tagen lebhaft rechnete, stellte sich diesem Wunsche nicht entgegen.[3]) Schwieriger wurde die Sache, als Bennigsen die Uebernahme eines Ministeriums durch ihn abhängig machte von dem Eintritt Forckenbecks, den er für das Innere vorschlug, und von der Mitwirkung Stauffenbergs, den er für einen geeigneten Reichsschatzsekretär erklärte. Hierüber kam es zu den bekannten Debatten. Bismarck setzte die Schwierigkeit auseinander, dem Kaiser die Berufung mehrerer Nationalliberaler zuzumuten und dabei das Gefühl eines beabsichtigten Systemwechsels zu erwecken. Wenn er dabei nachdrücklich auf die Grenzen seines Einflusses aufmerksam machte, so war das — er sollte es sofort bei diesem ersten Schritte erfahren — durchaus der Wahrheit gemäß. Der Kernpunkt war, Bennigsen dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, seine Fraktion gewissermaßen mit in das Ministerium zu nehmen und als ihr Führer den ihrer Bedeutung entsprechenden Einfluß im Schoße der Regierung auszuüben,[4]) gewissermaßen ein konstitutionelles Majoritätsministerium

---

[1]) Laskers Denkschrift bei W. Cahn a. a. O., 108.

[2]) Brief Bennigsens an Lasker a. a. O., 164.

[3]) So auch in den „Gedanken und Erinnerungen", 2, 182: „ob für die Finanzen oder das Innere, sei mir gleichgültig".

[4]) Diese Absicht der Liberalen formuliert zum Beispiel S. E. Köbner in dem Artikel „Die Kanzlerkrisis" („Deutsche Rundschau" XIV [1878], S. 304—318) in den Sätzen: „Die notwendige Ausgleichung zwischen der konservativen Rücksichtnahme auf das Bestehende und liberalen Reformforderungen soll künftig innerhalb der Regierung erfolgen, es sollen so diejenigen öffentlichen Kämpfe um die Einzelheiten jeder großen Maßregel vermieden werden, welche bisher fast regelmäßig zwischen der Regierung und der parlamentarischen Mehrheit geführt wurden und der schließlichen Zustimmung der letzteren einen Teil des moralischen Gewichts nahmen, welches sie ohne Krisis und Kompromiß gehabt hätten."

zu schaffen; wolle er doch diese Richtung innehalten, so werde er bald zwischen dem König und seiner Fraktion zu wählen haben. Bismarck erinnerte ihn an das Beispiel Roons, der als einziger Konservativer in ein liberales Ministerium getreten und der Kristallisationspunkt geworden sei, um den es sich in ein konservatives verwandelt habe. Er hätte den aufrichtigen Wunsch, ihn zu überreden, daß er zu ihm in das Schiff springe und ihm beim Steuern helfe; er läge am Landungsplatze und wartete auf sein Einsteigen. Trotz dieses ernstgemeinten Drängens blieb Bennigsen dabei, nicht ohne Forckenbeck und Stauffenberg eintreten zu wollen. Bismarck erkannte, daß seine Absicht, den Führer der Nationalliberalen aus der Fraktion herauszuholen, gescheitert sei. Er lehnte die Beteiligung der beiden andern Liberalen an den Geschäften nicht als eine unmögliche Sache ab, ließ vielmehr auch diese Frage offen und Bennigsen unter dem Eindruck, daß die Schwierigkeiten überwindbar seien. So schied man unter Wendungen, die eine Fortsetzung der schwebenden Verhandlungen in Berlin verhießen. Lag das aber auch jetzt noch in Bismarcks Sinne?

Die Frage, wie er nach der Abreise Bennigsens zu der ganzen Kombination stand, ist nicht so schwer zu beantworten, wie in der Regel angenommen wird. Er war durch jene Bedingungen ohne Zweifel schon sehr bedenklich geworden und gedachte wenigstens im Augenblick seinen Eintritt nicht zu beantragen. In diesem Sinne beauftragte er den Generaladjutanten Grafen Lehndorff, der im Auftrag des Kaisers bei ihm eingetroffen war und am 29. Dezember wieder abreiste, über die stattgefundenen Verhandlungen zu berichten. Am 30. Dezember teilte er dem Kaiser bei Gelegenheit seiner Danksagung für ein Weihnachtsgeschenk mit, er sei heute wegen einer Grippe, die ihn nur für kurze Zeit habe aufstehen lassen, zu einem politischen Berichte nicht imstande: „Graf Lehndorff, der mich gestern verließ, habe ich gebeten, Eurer Majestät, auf Befragen, über meine Sondierungen durch Bennigsen einige Meldungen zu machen. Nach denselben erwarte ich im Reichstage eine günstige Aufnahme für Erhöhung der indirekten Steuern, wenn eine umfassende, reformartige Vorlage gemacht wird. Große Summen (von Tabak, Bier u. dgl.) werden leichter bewilligt werden als kleine und bescheidene expédients und Lückenbüßer. Ich hoffe, dieses scheinbare Rätsel bald bei besserer Gesundheit lösen zu können.“ [1]) Also kein Wort mehr von der Berufung Bennigsens in das Ministerium, und so entnahm denn der Kaiser, wie wir sehen werden, schon aus dem mündlichen Bericht Lehndorffs die ihn beruhigende Tatsache, daß „Bennigsen kein Kandidat ist“.[2])

Inzwischen nämlich hatte der Kaiser an demselben 30. Dezember — also bevor er den mündlichen Bericht Lehndorffs und den Brief Bismarcks empfing — ein äußerst aufgeregtes Schreiben an den Reichskanzler gesandt, das am Silvester-

---

[1]) Bismarck an den Kaiser, 30. Dezember 1877. Bismarck-Jahrbuch IV, 43 f., und Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen“ I, 276 f.

[2]) Kaiser Wilhelm an Bismarck, 2. Januar 1878. Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen“ I, 279 f.

abend in Varzin eintraf.[1]) Der letzte bekannte ungnädige Brief, gereizt im Tone und scharf in der Anweisung, den der Kaiser seinem großen Mitarbeiter gesandt hat. Wilhelm war schon längst durch die Zeitungsgerüchte über eine völlige Modifikation des Staatsministeriums beunruhigt, nunmehr durch die nach seiner Meinung offiziöse Behandlung dieser Gerüchte in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Zorn versetzt worden. Graf Eulenburg, dessen Ministerposten in Varzin zur Beratung stand, hatte dieser Verstimmung geschickt nachgeholfen, wenn er nicht gar, wie Bismarck mit gutem Grunde vermutete, durch Vorlegung des Zeitungsblattes sie hervorrief. In Wirklichkeit enthielt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" — und Eulenburg mußte das mühelos erkennen, wenn er nicht einen falschen Eindruck bei dem Kaiser hervorrufen *wollte* — keinen eignen Artikel, sondern sie gab zur „Orientierung ihrer Leser" einen Artikel der „Nationalzeitung" wieder, der eine Reihe verschiedener Preßstimmen — darunter einen offiziös klingenden Artikel der „Post" — zusammenstellte, dagegen eine andre Zeitungsnachricht über die angeblich bereits erfolgte Zustimmung des Kaisers zu den von Bismarck geplanten Veränderungen der Verwaltungsinstitutionen des Reiches und Preußens, ausdrücklich als unzutreffend und den Entscheidungen vorgreifend bezeichnete. Gerade diese Zeitungsnachricht, die von seiner Mitwirkung sprach, hatte den Kaiser erbittert: „Dies gehet denn doch zu weit und kann nicht ohne Dementierung gelassen werden, die ich von Ihrer Seite offiziös wünsche, da Niemand besser weiß, als Sie selbst, daß Sie mir keine Sylbe über diesen Gegenstand mitgeteilt haben." In Wirklichkeit aber hatte der Kaiser ungenau oder nicht zu Ende gelesen, und Bismarck war mit seinen zornigen Randbemerkungen[2]) durchaus im Rechte. Der Kaiser erörterte dann die Berufung Bennigsens nach Varzin, der angeblich die große Umwälzung dort mitbearbeiten und Minister des Innern werden solle: „Dies hat mich denn doch in einem Maße frappiert, daß ich anfangen muß zu glauben, es sei wirklich etwas derart im Werke, von dem ich gar nichts weiß!" Und so schloß der Brief in der bestimmtesten Art: „Ich muß Sie also ersuchen, mir Mitteilung zu machen, was denn eigentlich vorgehet? Was Bennigsen betrifft, so würde ich seinen Eintritt in das Ministerium nicht mit Vertrauen begrüßen können, denn so fähig er ist, so würde er den *ruhigen* und *konservativen* Gang meiner Regierung, den Sie selbst zu gehen sich ganz entschieden gegen mich aussprachen, *nicht* gehen können."

Daß Bismarck persönlich durch den anfahrenden Brief sich gekränkt fühlte, ist erklärlich, zumal die Vorwürfe ungerecht waren und er selbst schon halb und halb von der Kandidatur Bennigsen zurückgekommen war; war er schon bisher leidend

[1]) Kaiser Wilhelm an Bismarck, 30. Dezember 1877. Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" I, 277 f. Bismarck erzählte später Mittnacht (Erinnerungen an Bismarck, Neue Folge S. 20): Auch von seinem eignen Herrn habe er schon recht ungnädige Zuschriften erhalten. So namentlich am Silvesterabend 1877, zu welcher Zeit er von der Unfruchtbarkeit der Verhandlungen mit Bennigsen bereits überzeugt gewesen, ein Schreiben der Art, daß er die ganze Nacht gallenkrank gewesen sei.

[2]) „Der Schluß desavouiert das alles", „es ist ja ein démenti".

gewesen, so warf dieser Aerger nach seiner Art ihn völlig aufs Krankenbett. Mit den sachlichen Einwendungen des Kaisers gegen Bennigsen war er keineswegs einverstanden: zu dem Zweifel, daß Bennigsen den ruhigen und konservativen Gang seiner Regierung nicht mitgehen könne, setzte er in erregtem Dialog mit dem kaiserlichen Schreiben ein trotziges „doch" an den Rand, das zugleich andeutet, daß es ihm wirklicher Ernst gewesen war. Aber wenn er an der formalen und materiellen Richtigkeit seines Verfahrens für sich festhielt, so war die Durchführbarkeit seiner Pläne durch die Sprache des Kaisers nun ganz unmöglich geworden. Es ist gar keine Frage, daß er ihm zum Trotz die Aktion nicht mehr fortführen konnte.

Somit hat er am letzten Tage des alten Jahres, an dem er den Brief des Kaisers erhielt, die Kandidatur Bennigsens definitiv fallen lassen. Er ließ dem Kaiser — durch ein nicht vorliegendes Schreiben an den Staatssekretär von Bülow [1]) — mitteilen, er könne ihm einen Nachfolger Eulenburgs doch nicht vorschlagen, ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß der Betreffende die Ernennung annehmen werde; er hätte Bennigsen für geeignet gehalten und seine Stimmungen sondiert, bei ihm aber nicht die Auffassung gefunden, die er erwartet hätte, und die Ueberzeugung gewonnen, daß er ihn nicht zum Minister vorschlagen könne; das ungnädige kaiserliche Schreiben nötige ihn, sein Abschiedsgesuch zu erneuern. Der Kaiser hatte schon vor Empfang dieses Schreibens, am 2. Januar, nach der Information durch Lehndorff sich in nachgiebigster Form für zufriedengestellt und seinen Brief für erledigt erklärt; [2]) in einem gleich darauf verfaßten zweiten Schreiben, das uns nicht vorliegt, antwortete er auf die Mitteilungen durch Bülow, wie Bismarck erzählt, „er sei über das Sachverhältnis getäuscht worden und wünsche, daß ich seinen vorhergehenden Brief als nicht geschrieben betrachte." [3])

Jedenfalls besteht der Satz Bismarcks in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zu Recht: „Jede weitere Verhandlung mit Bennigsen verbot sich durch diesen Vorgang von selbst." Ich betone das besonders, weil mir bekannt ist, daß Bennigsen gerade an diesem Teile der Bismarckschen Darstellung Anstoß genommen hatte und sich dadurch tiefverletzt fühlte. Es war nicht anders: der achtzigjährige Kaiser hat sich selbst einer Verstärkung des liberalen Elements in der Regierung mit größter Entschiedenheit in den Weg gestellt. Er war seit längerer Zeit der Meinung, daß mit den „liberalen Experimenten" ein Ende gemacht werden und daß eine Richtung nach rechts genommen werden müsse. Aus diesen Jahren lassen sich die Zeugnisse häufen, daß er, seinerseits von manchen Seiten her beeinflußt, auf eine Aenderung des Kurses drängte. [4]) Die historische und

---

[1]) Inhaltsangabe in den „Gedanken und Erinnerungen" II, 183.

[2]) Kaiser Wilhelm an Bismarck, 2. Januar 1878. Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" I, 279 f.

[3]) „Gedanken und Erinnerungen", II, 184.

[4]) Einige Aeußerungen des Kaisers seien hier zusammengestellt. Schon am 31. August 1874 zum Fürsten Chlodwig Hohenlohe („Denkwürdigkeiten" II, 133): „Man müsse jetzt konservativ werden, Bismarck sehe dies selbst ein, aber wie sei dies möglich zu machen,

vor allem die publizistische Behandlung dieser Dinge neigt viel zu einseitig dazu, den auch in diesen Jahren noch sehr maßgebenden Willensfaktor des Kaisers zu vernachlässigen und alles auf die Entschließungen Bismarcks zu schieben, als wenn sie ungehemmt sich hätten verwirklichen können. Gerade in den letzten Monaten war diese kaiserliche Gegenwirkung stärker geworden. Und außerdem hegte Wilhelm, von seiner reaktionären Umgebung darin bestärkt, eine gewisse Abneigung gegen den Führer der Nationalliberalen; wenn in seinen Augen die Liberalen so wie so in abgestufter „roter" Beleuchtung erschienen,[1]) so verband er mit der Persönlichkeit Bennigsens insbesondere Vorstellungen, die vielleicht von dem Präsidenten des Deutschen Nationalvereins her datierten und sich seit 1866 womöglich noch verschärft hatten. So sonderbar erscheinen in monarchischer Denkungsweise oft die Gegensätze vereinigt: er selbst hatte mit der Annexion Hannovers einen Thron umgestoßen, der von dem Standpunkt der „Legitimität" so gutes Recht hatte wie sein eigner und seinen Untergang nur vom Standpunkt des höheren Rechts der deutschen Einigung verdient hatte; gegen den Mann aber, der nicht die preußische Annexion, sondern die preußische Führung in einem deutschen Bundesstaat vertreten hatte, hegte er ein Mißtrauen, als wenn jener die seinem angestammten König schuldige Treue nicht gehalten hätte! Er war sich nicht klar darüber, wie bitter unrecht er einem deutschen Patrioten damit tat, und welche Waffen dieser beklagenswerte Widerspruch in seinem politischen Denken gerade den welfischen Gegnern lieferte, die auf „dieses sehr wohl verständliche" monarchische Mißtrauen höhnisch hinwiesen.

Schon in der Auseinandersetzung zwischen Bismarck und Bennigsen war die liberal-konstitutionelle Staatsauffassung — bei aller ihrer Abschwächung — auf jenen preußischen Staatsgedanken gestoßen, den Bismarck selbst in den

---

nachdem man schon so weit gegangen sei." Am 22. Juli 1876 in Sachen der Eisenzölle Zweifel an dem „gepriesenen Freihandelssystem". (Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" I, 268 f.). Am 17. April 1877 an Roon (dessen „Denkwürdigkeiten" III, 436): „Alle Ihre Betrachtungen sind auch die meinigen, und an meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen." Am 1. Juni 1877 an Bismarck Klagen in der Angelegenheit des Predigers Hoßbach: „wie es möglich sei, daß solche Dinge sich unter den Augen des Kirchenregiments zutragen könnten, ohne daß rechtzeitig eingeschritten worden sei . . . wenn alles so fortgehet, dann ist von der Leugnung der Gottheit Christi bis zur Abschaffung Gottes, wie in Frankreich, und seiner Wiedereinsetzung nur noch ein Schritt" (Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" I, 270 f.). Am 12. Juni 1877 Allerhöchste Order an den Konsistorialpräsidenten Hegel, Ablehnung von dessen Entlassungsgesuch. (Hegels „Erinnerungen aus meinem Leben" 42 f.) Am 22. Oktober 1877 zu Fürst Chlodwig Hohenlohe („Denkwürdigkeiten" II, 222): „Es sei jetzt Zeit, mit dem Liberalismus einzuhalten. Er habe viel Konzessionen gemacht. Aber es sei jetzt genug. Der Reichskanzler sei in dieser Beziehung mit ihm einverstanden." Und dann, nach der Wendung, am 12. März 1878 zu Roon („Denkwürdigkeiten Roons" III, 444): „Der Fürst und Eulenburg bereuen ihren Anflug von Liberalität und sehen, wie schwer es ist, den kleinen Finger wieder zurückzuziehen."

[1]) Bismarck zu Mittnacht (dessen „Erinnerungen", Neue Folge 13): „In den Augen des Kaisers sei Forckenbeck dunkelrot, Bennigsen und Stauffenberg blaßrot, alle drei rot."

sechziger Jahren für das Königtum zum Siege geführt hatte und nun auch in dem neuen Reiche behauptete; jetzt wandte sich auch der Träger der Krone, der im hohen Alter sich immer mehr auf seine ursprünglichen Gesinnungen besann, gegen jeden Versuch, der parlamentarischen Staatspraxis einen etwas größeren Raum in der Regierung Deutschlands und Preußens zu gewähren. Wenn durch das kaiserliche Eingreifen die ins Stocken geratene Verhandlung definitiv abgeschnitten wurde, so hütete sich Bismarck trotzdem, Bennigsen von dieser Intervention, mit der alles zunächst zu Ende war, irgendwelche Nachricht zu geben. Er hielt es im politischen Interesse nicht für zweckmäßig, „ihn von der Beurteilung in Kenntnis zu setzen, die seine Person und Kandidatur bei dem Kaiser gefunden hatten". Vielmehr ließ er die für ihn abgeschlossene Verhandlung äußerlich in suspenso.[1]) Statt dessen lenkte er das Mißtrauen der Liberalen auf den Grafen Eulenburg, dem er den Streich zu verdanken hatte, mit Geschicklichkeit ab. Unter diesem Gesichtspunkt will das folgende Schreiben gelesen sein.

Graf Herbert Bismarck an Bennigsen.

Varzin, 2. Januar 1878.

Geehrter Herr Präsident,

Mein Vater ist leider kränker geworden, als er bei Ihrer Abreise war, und außerdem in Folge der Nothwendigkeit, Schlaf durch Opiat zu gewinnen, sehr angegriffen. Außer Stande es selbst zu thun, beauftragte er mich, Ihnen Nachstehendes mitzutheilen.

Geschäftliche Besprechungen zwischen dem Vorsitzenden des Landtages und einem Minister wären in allen Ländern, wo es Landtage gibt, gewiß etwas sehr natürliches: Das Sensationsbedürfniß unserer Parteipresse fände aber darin, daß gerade Sie und mein Vater über Fragen, welche demnächst parlamentarisch zu verhandeln wären, einen vorbereitenden Gedankenaustausch gehabt hätten, die Unterlage zu den übertriebensten Sensationsartikeln. Das wäre an sich nach unseren Preßverhältnissen noch nicht auffällig und ohne praktische Bedeutung; letztere gewinnen solche Artikel aber dadurch, daß persönliche und politische Gegner sich ein Geschäft daraus machen, sie zusammenzustellen und auf Grund des Gesamtbildes Seiner Majestät ihre Ueberzeugung auszusprechen, daß doch etwas Wahres an jenen Gerüchten sein müße, als hätten Sie mit meinem Vater hier die Ministerposten nun vertheilt — sie möchten vacant sein oder nicht — und als hätte mein Vater sich vorläufig mit Ihnen persönlich wegen Uebernahme des Ministeriums des Innern geeinigt, ohne dem Kaiser auch nur eine Andeutung darüber zugehen zu laßen. Diese tendenziösen Unwahrheiten haben inzwischen objectiv schon in mehreren Blättern Widerspruch gefunden, aber scheinbar ohne daß die berichtigenden Organe sich über die Tendenz jener Erfindungen klar waren. Grade in der tendenziösen Berechnung auf die Empfindlichkeit, mit welcher jede Mißachtung der Rechte der Krone Seine Majestät den Kaiser bekanntlich

[1]) „Gedanken und Erinnerungen" II, 184.

berührt, sind diese Lügen erfunden, zusammengestellt und benutzt: man hofft damit theils meinen Vater dem Kaiser als rücksichtslos darzustellen, theils bei Seiner Majestät Mißtrauen gegen die nationalliberale Partei und deren Führer zu erwecken. Nachdem meinem Vater über dieses Treiben authentische Mittheilungen zugegangen sind, hält er es für nothwendig Sie, geehrter Herr Präsident, davon zu benachrichtigen, und namentlich hinzuzufügen, daß nach den vorliegenden zweifellosen Thatsachen insbesondere der Minister Graf Eulenburg in geschickt berechneter Weise persönlich dazu mitgewirkt hat, bei Seiner Majestät die Sorge und Verstimmung zu wecken, welcher der Kaiser meinem Vater gegenüber Ausdruck gegeben hat. Die Thatsache, daß Graf Eulenburg auf der anderen Seite bei manchen Liberalen und Radicalen Zugang und günstige Beurtheilung durch die ihm zugeschriebene Stellung zur Frage der inneren Reform gewonnen hat, läßt meinem Vater die obige Mittheilung als nützlich erscheinen, damit auch in diesen Kreisen zur Vorsicht und Kritik etwaigen Annäherungsversuchen gegenüber in discreter Weise ermahnt werden könne. In der Presse wird man Vorstehendes einstweilen garnicht oder doch nur so weit berühren können, als die Person des Kaisers außer Spiel bleibt, denn mein Vater hat für den ganzen Hergang zwar einen durchaus classischen, aber doch nur den einen Zeugen, nämlich Seine Majestät den Kaiser Selbst und deßen Schreiben, und es kommt ihm für jetzt nur darauf an, diejenigen zu warnen, welchen Zumuthungen oder Mittheilungen gemacht werden sollten, die etwa direct aus Eulenburgscher Quelle stammten.

Indem ich meines Vaters und meine Glückwünsche zum neuen Jahre freundlich aufzunehmen bitte bin ich mit der vorzüglichsten Hochachtung

Euerer Hochwohlgeboren

gehorsamer Diener

Graf Herbert Bismarck.

*

Liest man dieses Schreiben sorgfältig durch, so fällt zwar auf, daß von den verflossenen Ministerkombinationen nicht mehr die Rede ist, sondern nur von unverfänglichen „geschäftlichen Besprechungen zwischen dem Vorsitzenden des Landtages und einem Minister", deren sich eine sensationslustige Presse bemächtigt habe. Dafür war der Ton so freundlich, die Aufklärung über die Eulenburgschen Intrigen so offenherzig, daß Bennigsen den Eindruck haben mußte, als ob die in suspenso gebliebenen Verhandlungen demnächst wieder aufgenommen werden sollten. Das war die Täuschung, der er unterlag. Er hat bis Ende Februar, wo er seinerseits den entscheidenden Schritt zum Abbruch der Verhandlungen zu tun glaubte, in dem begreiflichen Irrtum gelebt, daß die Dinge noch in der Schwebe seien und die entstandenen Schwierigkeiten lediglich durch eine Hofintrige verschuldet würden. Bismarck aber ließ ihn absichtlich in diesem Irrtum. So entstand eine Differenz der Auffassung, indem beide Männer hernach die Initiative zum Abbruch der Verhandlungen für sich in Anspruch nahmen. Vielleicht hätte ein sehr mißtrauischer Kopf aus dem, was in

Herbert Bismarcks Schreiben stand und nicht stand, etwas von den wirklichen Schwierigkeiten herausgefühlt. Bennigsens Art war es nicht. Er war gerade, vertrauend, wie er selbst Vertrauen vergalt, ehrlich und offen. Die Fassung des Schreibens von Herbert Bismarck verpflichtete ihn übrigens zu strengster Diskretion, die er in loyaler Weise auch dann noch wahrte, als nach seiner Auffassung eine falsche Darstellung des Herganges in die Oeffentlichkeit kam.

Der Entschluß Bennigsens, die Aufforderung Bismarcks zum Eintritt in das Ministerium nicht ohne weiteres anzunehmen, sondern von Bedingungen abhängig zu machen, ist nicht nur für seine eigne Laufbahn damals entscheidend gewesen, sondern auch für die deutsche Parteientwicklung, für die allgemeinen deutschen Verhältnisse. Er ist von manchen Seiten darob getadelt worden: von Bismarck selbst, der seine Kombination zerstört sah, wie von Parteigenossen, die nicht begreifen konnten, warum er nicht zugriff. [1])

Es ist daher nötig, sich die Motive Bennigsens zu vergegenwärtigen. Es läßt sich begreifen, daß er nicht allein in das Ministerium und vor allem nicht als Minister des Innern zu treten Lust hatte; gerade in diesem Amte hätte er von vornherein einem durchweg konservativ gesinnten Verwaltungsbeamtenkörper gegenüber nur eine schwache Stellung gehabt, etwa wie Graf Schwerin in der Neuen Aera, der immerhin noch inmitten eines ihm politisch homogenen Ministeriums stand, während Bennigsen ein solcher Rückhalt gemangelt haben würde. Vielmehr stand er neben Bismarck von vornherein in einer unsicheren Stellung. Selbst ein Mann wie Treitschke, der — wenngleich damals Mitglied der nationalliberalen Fraktion — doch keineswegs nach der konstitutionellen Schablone dachte, urteilte kurz zuvor in einem Briefe an Gustav Freytag:[2]) „Bismarck kann selbständige Naturen nicht neben sich ertragen, und ich rate keinem Freunde, seinen Kopf in die Schlinge zu stecken."

Wenn er aber in das Ministerium eintrat als Finanzminister, wozu er an sich bereit war, dann hing sein Einfluß und alle Möglichkeit, seine politischen Anschauungen mit Erfolg vertreten zu können, einerseits davon ab, ob er innerhalb des Ministeriums Unterstützung finden würde, und anderseits davon, in welchem Umfange er auf einen festen Rückhalt in seiner Partei rechnen durfte. Aus beiden Gründen glaubte er nicht allein, sondern nur mit Forckenbeck und

---

[1]) Bismarck sagte später schon im Februar 1879 zu Moritz Busch: „Ich soll die Nationalliberalen verleugnet haben, während sie sich von mir abwandten, weil ich nicht so liberal sein konnte als sie. Wenn ihre Führer wirkliche Politiker waren, so konnten sie damals von mir viel erreichen und mit der Zeit mehr. Aber der Bestand der Partei, das Korps, war ihnen wichtiger als die Aussicht auf tatsächlichen Erfolg. Als Bennigsen aus Varzin wiederkam, da hieß es unter ihnen: Mit diesem Minister kann er nicht dienen, aber nach ihm." Tagebuchblätter II, 549. Das Thema, das dann in den „Gedanken und Erinnerungen" ausgesponnen wird!

[2]) 29. November 1877, A. Dove, „Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel". S. 180.

Stauffenberg zusammen den Schritt wagen zu können. Die Machtstellung der Nationalliberalen im Reichstag aber hing von ihrer Einheit und Geschlossenheit ab; sie war in den Nachwahlen des letzten Jahres und durch innere Friktionen schon etwas geschwächt und andauernd den Angriffen der Fortschrittspartei ausgesetzt; die Einigkeit war schon gefährdet, wenn Bennigsen allein das Band mit der Regierung darstellen sollte, da das „Vorwiegen des Hannoveranertums" in der Fraktion namentlich den Altpreußen ein Stein des Anstoßes war [1]) und ein Mann wie Forckenbeck längst die Rivalität seines ehrgeizigen Gemütes nicht verhehlte. Bismarck hat in vertraulichen Gesprächen kein Hehl daraus gemacht, daß er Bennigsen aus der Fraktion herauszuholen gedachte; sein Lieblingsgedanke, von den Nationalliberalen einen linken Flügel von zwanzig Mann abzusprengen und zu den Fortschrittlern zu treiben, das Gros aber für eine der Regierung bequemere Koalition nach rechts gefügig zu machen, war diesen und auch Bennigsen wohlbekannt; vielleicht hoffte er diesen Prozeß gerade durch die Heranziehung Bennigsens zu beschleunigen. Wenn er also auf den Korpsgeist der Nationalliberalen schalt, so war der Unwille durch das Scheitern dieser Absicht hervorgerufen. Und gerade Bennigsen handelte nicht bloß loyal gegen seine Parteigenossen, sondern auch politisch richtig, wenn er sich nicht in eine Position bringen lassen wollte, in der er sich — neben Bismarck, ohne Rückhalt nach oben und unten! — rasch wieder verbraucht haben würde und unbedenklich verbraucht worden wäre. Nun kann man ja, wie Bismarck es noch in den „Gedanken und Erinnerungen" tut, gegen Bennigsen einwenden, daß solche vorsichtige Rechnung des politischen Wagemutes entbehrte; besonders wenn man erwägt, daß die Einheit der nationalliberalen Partei nach wenigen Jahren doch in die Brüche ging, mag man seine damalige Rücksichtnahme gegen die späteren Sezessionisten für einen politischen Fehler halten und urteilen, daß er auch der Sache der gemäßigt-liberalen Ueberzeugung besser würde gedient haben, wenn er nach Bismarcks Wort in das Boot gesprungen wäre und ihm beim Steuern geholfen hätte. Trotzdem muß ein scharfes Durchrechnen der Situation der Ablehnung Bennigsens recht geben. Bismarck mochte ihn mit dem Beispiel Roons locken, der einst einen konservativen Keil in einem liberalen Ministerium gebildet hatte. Aber das Beispiel hinkte. Bennigsen hätte nicht wie Roon einen Monarchen gefunden, der ihm in solcher Situation einen Rückhalt gewährt hätte, er würde ihm ja vielmehr, wenn er Minister wurde, aufgezwungen worden sein. Und die Anzeichen häuften sich seit längerem, daß der Wind demnächst gerade in umgekehrter Richtung blasen würde — die steigende Abneigung des Kaisers gegen eine liberale Aera, die Neubildung der konservativen Partei, das Hervortreten der wirtschaftlichen Gegensätze hätten die Stellung Bennigsens im Ministerium eher schwächen als stärken müssen: soweit man über Möglichkeiten urteilen kann, die nicht eingetreten sind, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er entweder mit seinen Ueberzeugungen würde haben kapitulieren oder schon bald wieder

[1]) Fr. Böttcher, Eduard Stephani S. 191.

haben ausscheiden müssen. Und dieser Verlauf wäre durch zwei Ereignisse, die sich allerdings Ende 1877 noch nicht voraussehen ließen, einfach unabwendbar geworden: der Tod des Papstes im Februar 1878, der Bismarck sofort die Möglichkeit des Friedens mit dem Zentrum und neuer Parteikonstellationen gab, und sodann die Attentate vom Mai und Juni 1878, die er skrupellos zu einem scharfen Ruck nach rechts ausnutzte.

Ein Mittelmeerbund

Nautisch-politisch beleuchtet

von

Vizeadmiral a. D. Dr. Freiherrn von Schleinitz

Der Besuch König Eduards in Spaniens und Italiens Seestädten und die zuerst von spanischen Zeitungsschreibern über die Gründe dafür ausgeheckten Gerüchte und daran geknüpfte Erörterungen hat namentlich deutsche Gemüter erregt, wie nicht nur die zahlreichen Kommentare der Presse, sondern auch Reden von Abgeordneten erkennen ließen. Es läßt sich ja erklären, daß das in früheren Zeiten kaum gekannte Reisen der Souveräne zu politischen Zwecken die öffentliche Meinung beschäftigt. Reisen unsers Kaisers pflegen zwar allgemein zu interessieren, aber nirgends zu beunruhigen, weil die ganze Welt seinen offenen Charakter kennt und zu würdigen versteht. Anders ist es mit König Eduard, dem man leider — ob mit Recht oder Unrecht ist schwer zu sagen und bleibe dahingestellt — eine eigenartige Politik, insbesondere Deutschland gegenüber, zutraut. Wenn nun auch trotz allgemeiner konstitutioneller Praxis in den europäischen Staaten einzelne Souveräne einen erkennbaren Einfluß auf die äußere Politik ausüben, der ihnen ja auch zukommt, so ist es doch undenkbar, daß diese Politik in direktem Gegensatz zu der wiederholt deutlich von den verantwortlichen Leitern kundgegebenen Richtung sich bewegen sollte, und die des gegenwärtigen englischen Kabinetts, die sich zweifellos auf Stimmung und Meinung der großen Mehrheit der Nation gründet, ist eine ausgesprochen friedfertige, Deutschland sogar sympathische. Es ist ja richtig, daß Deutschland Grund zur Klage über die von England und Frankreich begangene Rücksichtslosigkeit beziehentlich der vereinbarten Mittelmeerabmachungen hatte, und es erklärt sich hierdurch und als Folge der fortgesetzten sinnlosen Hetzartikel englischer Zeitungen das nachhaltige Mißtrauen einiger deutscher Kreise gegenüber England. Abgesehen aber davon, daß solche geheime Abmachung wohl nur möglich wurde infolge nicht gerade immer sehr aufmerksamer und umsichtiger Diplomatie, fällt die Verantwortung dafür nicht den gegenwärtigen Kabinetten jener Großmächte zu. Der darauffolgende Wechsel in den Kabinettsleitungen zeugt immerhin von dem Schwergewicht, das Deutschland im Rate der Völker noch besitzt.

Dem König Eduard, sowohl als nahem Verwandten unsers Kaiserhauses

wie als Herrscher einer befreundeten Nation, der Deutschland noch nie Feindseligkeiten gezeigt hat, konnten manche Vorwürfe in der Presse nicht erspart bleiben, und er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn manchem seiner Schritte in der Folge mit mehr oder weniger Mißtrauen deutscherseits begegnet wurde. Dies kann es aber nicht rechtfertigen, daß dem gegenwärtigen liberalen englischen Kabinett eine unaufrichtige und feindselige Politik gegen das Deutsche Reich unterstellt wird. Wir dürfen vielmehr daraus, daß den König ein Mitglied des Kabinetts auf seiner Fahrt begleitete, schließen, daß dabei nichts vereinbart wurde, was die Friedenspolitik des letzteren durchqueren könnte.

Man sollte im übrigen nicht übersehen, daß Großbritannien im Mittelmeer sehr hervorragende Interessen besitzt, die es ihm erwünscht machen müssen, mit den andern Mittelmeermächten, namentlich auch mit Spanien und Italien, sich auf gutem Fuß zu halten. Sollten Abmachungen mit Spanien in der Richtung der Reorganisation und Verstärkung dessen Flotte getroffen sein, wie die Zeitungen berichteten, so könnten diese sich doch kaum gegen Deutschland richten, sondern würden eher auf Frankreich zielen, wie ja auch die französische öffentliche Meinung sich darüber beunruhigt gezeigt hat. Man spricht von einer Einkreisungspolitik, die England uns gegenüber mit Konsequenz verfolge. Dazu gehört doch mehr als der gute Wille gegnerischer Diplomatie. Abgesehen davon, daß Rußland, Oesterreich und Italien, die peripherisch zu uns liegen, sich sicher zu solcher Politik nicht werden gebrauchen lassen und dieses Schlagwort sich daher als ein leerer Wahn kennzeichnet, liegt der Gedanke viel näher, daß Großbritannien durch die jetzigen Besprechungen und Vereinbarungen seine wichtigen Mittelmeerverbindungen für alle denkbaren Fälle sich zu sichern bestrebt ist.

Trotz seiner hervorragenden befestigten Flottenstationen Gibraltar und Malta muß sich England sagen, daß Frankreich es im Kriegsfalle leicht hat, die englische Verbindungslinie im Mittelmeer zu unterbinden, denn die strategische Lage der französischen Kriegshäfen Toulon, Oran, Algier, Biserta bedroht diese Verbindungslinie direkt, auch besitzen diese Häfen ein Hinterland und darin beständig fließende Ausrüstungs- und Hilfsquellen, die Gibraltar und Malta abgehen. Dazu tritt der Umstand, daß letztere Plätze mit ihren Arsenalen in bezug der Sicherheit bei einem Bombardement durch eine Panzerflotte infolge der heutigen weittragenden Schiffsgeschütze eingebüßt haben.

Aehnliches wie für die französischen Häfen gilt für die spanischen befestigten Stationen bezw. Kriegshäfen von Ceuta, Cartagena und Port Mahon auf Menorca.

Diese drohende strategische Seeüberlegenheit der genannten Mächte, namentlich wenn sie sich gegen England verbünden sollten, mögen der überaus klugen und weitschauenden Politik der Staatsmänner des letzteren mit Anlaß gegeben haben, einerseits die auf altbegründeten französischen Interessen beruhende Eifersucht Frankreichs im Orient durch den Vertrag Marokko-Aegypten möglichst unschädlich zu machen, anderseits durch die der spanischen Eitelkeit schmeichelnde verwandtschaftliche Verschwägerung der Herrscherhäuser und wohlwollende Anerbietung finanziellen

und technischen Beistandes bei Neugründung der durch die Vereinigten Staaten vernichteten Flotte in dieser Mittelmeermacht sich einen Verbündeten in einem eventuellen Kriege gegen Frankreich zu schaffen. Denn es bleibt zu beachten, daß England, sofern ihm die genannten spanischen Häfen, insbesondere Port Mahon, für seine Flotte zur Verfügung stehen, der starken französischen strategischen Linie ein Paroli bietet. Daß klarere Köpfe, als sie im spanischen Kabinett zu sitzen scheinen, das schon in seiner Unterstützung der französisch-englischen Marokkopolitik sich recht kurzsichtig erwiesen hat, die englischen Hintergedanken in etwas durchschaut haben, scheint aus früheren und jetzigen Aeußerungen spanischer Blätter hervorzugehen. So sagt zum Beispiel „Economista" unter Hinweis auf das Spanien geraubte Gibraltar, daß der Starke nie um einen Vorwand verlegen sei, um strategische Stellungen, die in einem Kriege von entscheidender Bedeutung sind, nicht in den Händen einer schwachen Nation zu lassen. Desgleichen gibt die Madrider Zeitung „Pais" ihrer Befürchtung Ausdruck, daß es sich darum handeln könne, einer fremden Macht seine trefflichen Häfen zur Erleichterung ihrer Kriegführung zur Verfügung zu stellen, wobei Spanien nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne. Derartige Betrachtungen liegen für jeden, der die frühere Geschichte und hervorragende Geschicklichkeit Englands kennt, sich strategisch wichtiger Seeplätze zu bemächtigen und die Kräfte der Schwachen und Beschränkten zu seinem Vorteil auszunutzen, nicht fern. Leider ist das geschichtlich-politische Gedächtnis der meisten Nationen kurz. Sache unsrer Diplomatie wäre es, damit uns nicht eine Flut von politischen Koalitionen über den Kopf geht, solche Tatsachen durch Einwirkung auf die Presse der betreffenden Länder immer wieder in Erinnerung zu bringen.

Zu verwundern bleibt, daß eine kluge Nation wie die französische die selbstsüchtigen Beweggründe des sich ihr aufdrängenden guten Freundes nicht erkennt und sich seiner Führung anvertraut. Frankreich sollte sich sagen, daß für eine zum Bruch führende Gegnerschaft Großbritanniens und Deutschlands jede vernünftige Ursache fehlt, daß daher die von einem Teil der englischen Presse unterhaltenen Gehässigkeiten gegen Deutschland nur den Zweck haben konnten, Frankreich aufzuhetzen und in das englische Lager zu treiben, daß der tieferliegende Grund hierfür aber kein andrer sein konnte, als das für die englischen überseeischen Interessen unter Umständen gefährliche Frankreich durch Anfachung der Revancheidee und Betonung der gleichen Gegnerschaft zu Deutschland für England unschädlich zu machen, denn es ist doch klar, daß bei einem neuen deutsch-französischen Krieg, wie er auch ausfallen möge, England der einzig Gewinnende sein würde.

Es steht zu hoffen, daß die Zeit und die fernerweite Leitung deutscher Friedenspolitik hierin klärend wirken und Frankreich zur Erkenntnis führen werden, daß es selbst in bezug auf Marokko viel mehr gewonnen hätte und nicht seine wichtigen Interessen in Aegypten zu opfern brauchte, wenn es sich nicht bloß mit England und Spanien, sondern auch mit Deutschland rechtzeitig darüber verständigt hätte. Ist ihm Deutschland doch in allen überseeischen Angelegenheiten

immer bereitwilligst entgegengekommen. Und Deutschland wäre mit Sicherung der offenen Tür für seine wirtschaftlichen Interessen in Marokko wohl völlig zufrieden gewesen.

Während in Uebersee Reibungsflächen zwischen Frankreich und Deutschland nirgends existieren, kann man dies von England und Frankreich in demselben Maße kaum sagen, wofür schon der neue asiatische Verbündete des ersteren sorgen wird. Deshalb ist der Gedanke nicht abzuweisen, daß die Annäherung Englands an Spanien und Italien, wenn sie überhaupt ein kriegerisches Ziel verfolgt, ihre Spitze gegen Frankreich kehrt. Denn selbst die in den Bereich der Erörterung gezogenen Häfen an der atlantischen Nordwestküste Spaniens würden als Operationsbasen in einem Seekriege gegen Deutschland aus dem Grunde viel weniger Bedeutung haben als in einem solchen gegen Frankreich, weil Deutschland — wenigstens sofern es nicht einen sehr seemächtigen Verbündeten hat — für die nächsten Dezennien nicht daran denken kann, einen Gegner wie Großbritannien im Atlantik mit Erfolg zu bekämpfen.

Wenn somit etwaige englisch-spanische Abmachungen uns keinen Grund zur Aufregung bieten, so gilt dasselbe von englisch-italienischen. Ein Blick auf die ausgedehnten, vielfach kaum verteidigungsfähigen Küsten Italiens lehrt, daß wir eine aktive Unterstützung der italienischen Flotte, selbst wenn diese dann mit der österreichischen verbündet wäre, in einem Kriege gegen England schwerlich zu gewärtigen haben. Der einzige Vorteil würde in solchem Falle darin bestehen, daß ein Teil der feindlichen Flotte im Mittelmeer beansprucht würde und daß, namentlich durch Kaper, der englische Mittelmeerhandel beeinträchtigt werden könnte. Es würde für uns eine wohlwollende Neutralität Italiens, soweit nur die Seeinteressen in Betracht kommen, aus dem Grunde nützlicher sein als aktive Teilnahme, weil uns dann die Ader der überseeischen Einfuhr und Ausfuhr in dieser Richtung nicht ganz unterbunden werden könnte — und das ist sehr wichtig für uns.

Im übrigen ist klar, daß ein Bündnis Italiens mit England *gegen* uns für ersteres absolut keinen Zweck hätte, daher auch ganz außer dem Bereich jeder Wahrscheinlichkeit liegt. Das Gerede von einer uns drohenden Einkreisungspolitik kennzeichnet sich daher auch aus dieser Betrachtung als haltlos.

Sollten aber die neueren Begebnisse im Mittelmeer — wie gesagt wird und nicht unmöglich erscheint — die Anbahnung oder den Abschluß eines förmlichen sogenannten Mittelmeerbundes zum Zwecke gehabt haben, so liegt darin kein Grund zu einer Beunruhigung unsrerseits. Denn wenn dies auch ein neuer Schachzug Englands zur weiteren Sicherung seiner Seeherrschaft gegen andre See- und Kolonialmächte ist, so darf man ihm doch die Bedeutung einer weiteren Bürgschaft für den Weltfrieden zusprechen, freilich nur in dem Sinne, daß er auf Rechnung der Kurzsichtigkeit der englischen Verbündeten zu setzen ist, die vor seinen seebeherrschenden Triumphwagen zu spannen England wiederum gelungen wäre. Es käme im Abschluß eines solchen Bundes übrigens nebenbei das Angstgefühl zum Ausdruck, das Frankreich und Deutschland dem stolzen Britenreich

verursachen und das es nicht zur Ruhe kommen läßt. Deutschland kann solchem Mittelmeerbunde sich jedenfalls gleichmütig gegenüberstellen, denn es hat in diesem Meere nur das Interesse der freien Schiffahrt und der Erhaltung der Macht des demselben angrenzenden Sultanreiches in allen dessen Teilen, für die es unter allen Umständen seinen politischen Einfluß und nötigenfalls seine Macht einsetzen muß. Das ist aber in erster Linie eine Festlandsfrage, in der es Verständigung und Unterstützung in Oesterreich, Rußland und den Donaustaaten zu suchen hat — ein wichtiges Feld für unsre Diplomatie.

Ein Vorschlag zur Abrüstung der Presse

Nachstehender Artikel wird vielleicht während des Besuches der englischen Journalisten in Deutschland von Interesse sein, da er die Anregung für eine Abrüstung der Presse in beiden Ländern gibt. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Abrüstung nicht einseitig erfolgen kann, für die Beziehungen zwischen Deutschland und England wäre es aber gewiß von Nutzen, wenn diese Abrüstungsfrage während des Besuches der englischen Journalisten in Deutschland zur Sprache käme und einen Erfolg haben würde.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Das Werk der Verständigung zwischen der deutschen öffentlichen Meinung und dem verwandten Inselvolk hat in den letzten Monaten keine Fortschritte gemacht, und mit Bedauern fragt man sich: Wo liegen die Fehler? Was ist zu tun, und vor allem, was zu unterlassen, um uns dem erwünschten Ziele näherzubringen? Sehr lehrreich war mir das Beispiel eines wohlmeinenden Aufsatzes des Februar-Heftes der „Deutschen Revue", der in der „Morning Post" eine recht bittere Beantwortung fand, also das Gegenteil von dem bewirkte, was er seiner Tendenz nach zu erstreben schien. Politischen Abhandlungen in Zeitschriften kann, wie mir scheinen will, häufig der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie der Versuchung erliegen, politische Fragen nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu behandeln. Die Wissenschaft forscht nach Wahrheit, und der Gelehrte hat das Recht und die Pflicht, die auf diesem Wege gewonnenen Ueberzeugungen mit rücksichtsloser Offenheit auszusprechen. Was ist aber auswärtige Politik andres als Lebensweisheit, übertragen auf das Verhältnis der Völker und Staaten zueinander? Und wie es im Privatleben für den, der ernstlich eine Verständigung sucht, die erste Regel der Weltklugheit ist, diejenigen Dinge aus der Unterhaltung auszuscheiden, an denen sich die Meinungsverschiedenheiten wieder entzünden können, um wie viel mehr sollten wir diese Regel beobachten, wenn es gilt, Völker einander näherzubringen.

Auch der einzelne gesteht dem andern ungern: mea culpa; von Völkern und Staaten kann man es noch weniger erwarten.

Es haben sich in beiden Ländern Vereinigungen zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen gebildet. Wenn sie segensreich wirken wollen, werden sie trachten so weit auf die ihnen zu Gebote stehenden Organe Einfluß zu gewinnen, daß endlich jenes schöne Wort von der „Abrüstung der Presse" zur Wahrheit werde. Aber — und das scheint mir wohl zu beachten — die Wirkungssphäre unsrer englischen Freunde muß in England, diejenige deutscher Federn in Deutschland liegen. Ermahnungen, die über den Kanal gehen, wirken selten fördernd, häufig hemmend, denn wenn sie Vorwürfe enthalten, werden diese zurückgewiesen, sind es aber Ratschläge, so antwortet man: „Was wir in auswärtigen Fragen zu tun und zu lassen haben, das zu entscheiden überlasset uns!" Daß ich mich aus diesem Grunde mit einer Polemik nicht befreunden kann, welche die Nützlichkeit des englisch-japanischen Bündnisses oder der Entente cordiale für England in Zweifel zieht, wie dies wiederholt geschehen ist, bedarf keiner Begründung. Die englischen Machthaber glauben mit dieser Politik auf dem richtigen Wege zu sein und gute Erfahrungen damit gemacht zu haben. Sie werden von keiner fremden Seite, am allerwenigsten von deutschen Publizisten, hierüber Belehrungen annehmen. Was erwartet man also von solchen Erörterungen, es sei denn die Verschärfung bestehender Gegensätze. Nein, die Aufgabe der Friedensfreunde liegt in dem Lande, dem sie angehören, und ist dort teils prohibitiver, teils positiver Natur. Im ersteren Sinne mögen sie alles vermeiden oder unterdrücken helfen, was neuen Zündstoff liefert, in positiver Richtung aber sich bemühen, die Vorurteile zu zerstreuen, die hüben oder drüben bestehen, und von den Elementen, die im trüben fischen, benutzt und verstärkt werden. Inwieweit es deutschfreundlichen Männern in England in letzter Zeit gelungen ist, sich in der dortigen Presse Gehör zu verschaffen, habe ich nicht genauer verfolgen können. Günstig weht der Wind zurzeit nicht.

Ich meine aber, es sollte jenen Elementen möglich sein, eine innigere und engere Fühlung mit ihren deutschen Freunden zu unterhalten und an der Hand derselben, wenn immer sich ein Anlaß bietet, das Mißtrauen — wenn wir das Wort Mißtrauen an Stelle von Mißgunst setzen, werden wir nicht nur wohlwollender, sondern auch gerechter sein — ausrotten zu helfen, das als die eigentliche Wurzel der Verstimmungen anzusehen ist. Es würde hiernach ihre Aufgabe sein, zu zeigen, wie die Existenzbedingungen des Deutschen Reiches nicht auf einer expansiven und damit aggressiven, sondern auf einer konsolidierenden Politik ruhen, wie gerade die Haltung des verantwortlichen Leiters sich während zehnjähriger Amtsführung auf dieser Linie bewegt hat und darauf hinzuweisen scheint, daß er nur die offene Tür erhalten wissen will, in Gebietserweiterungen aber eher eine Schwächung als Festigung unsrer Stellung sieht, und wie endlich etwaige alldeutsche Ausbreitungsgelüste nicht nur keinen Einfluß auf die Entschließungen der Regierenden, sondern auch keinen Boden im Volk haben. Ich habe hier nur hauptsächliche Punkte herausgegriffen,

ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Möge der demnächstige Besuch englischer Journalisten in Deutschland eine wertvolle Etappe in jener Richtung sein.

Doch, wenn anders eine wohltätige Wechselwirkung erreicht werden soll, gilt es auch in Deutschland noch vielen Mißverständnissen und Mißgriffen entgegenzuwirken, vor allem jenen gefährlichen Verallgemeinerungen, die, von gedankenlosen Federn wiederholt, sich in der Einbildung der Leser festsetzen und die Vorurteile befestigen. Warum wird denn so viel vom englischen Selbstbewußtsein und Ueberhebung über andre Nationen gesprochen? Lassen sich nicht die englischen Städteabordnungen, die Deutschland bereisten, und der Aufenthalt des englischen Kriegsministers in Berlin in ganz anderm Sinne deuten? Und was soll mit der immer wiederkehrenden Anklage selbstsüchtiger Politik gesagt sein? Kann oder darf es eine andre Politik geben? Ich habe es häufig von kontinentalen Politikern, zufällig nie von einem Engländer, sagen hören, daß in der Politik nur das eigne Interesse, nie Gefühle entscheiden können. Der Satz ist, bedingt verstanden, eine banale Wahrheit, in dieser Nacktheit ausgesprochen aber, beiläufig bemerkt, nicht richtig.

Es kann auch Freundschaftsverhältnisse zwischen Ländern und Regierungen geben, die es mit sich bringen, daß der eine dem andern eintretendenfalls auch gern einen Gefallen tut, ohne sogleich zu fragen: „Was bringt es mir?“ — Das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn ist ein solches Beispiel. Ferner aber ist doch nicht zu bestreiten, daß auch die Gefühle, sei es Sympathie, sei es Antipathie, sei es Dank, sei es Kränkung, in der Politik Faktoren sind, die der Staatsmann in seine Rechnung einzustellen hat, mag er selbst so nüchtern denken, wie er will. Und nicht minder als in andern Ländern zeigt sich auch in der englischen Geschichte der Einfluß der Gefühlswelt auf das politische Tun und Lassen, so zum Beispiel mit höchst sittlichem Gewicht bei Abschaffung des Sklavenhandels, und in fast sentimentaler Form in der Armenischen Frage. Unbilligen Verallgemeinerungen gegenüber, die das Gegenteil beweisen sollen, sei es erlaubt, auf jene Tatsachen hinzuweisen. Auf Vergangenes möchte ich nicht zurückkommen. Aber hüten wir uns doch fürderhin, den englischen Nationalcharakter von seiner Gefühlsseite zu unterschätzen und zu kränken. Wieviel fruchtbringender wäre es, statt Schwächen andrer Nationen herauszusuchen, lieber ihre Vorzüge zu studieren; denn das wirkt daheim belehrend, draußen aber gewinnend. Leider ist solche Gepflogenheit in unsrer Presse, wenn auch nicht gänzlich geschwunden, so doch merklich zurückgetreten — vielleicht eine Folge des chauvinistischen Zuges unsrer Zeit, der die Besorgnis weckt, man könnte unpatriotisch scheinen, wenn man die Lichtseiten andrer Nationen rühmt.

Ich kann es auch weder für taktisch klug noch für sachlich richtig halten, wenn bei Zeitungsintrigen, die gegen uns angezettelt, oder bei den Verleumdungen, die über uns verbreitet werden, sogleich gerufen wird: „Cherchez l'Angleterre!“ Nein, das ist nicht England, das ist vielmehr eine gewisse internationale, schwer

zu greifende, bald in Paris, bald in London, bald anderwärts tätige Liga, die natürlicherweise die derzeitige englische Verstimmung und die Richtung der Politik ausbeutet. Um die Augenblickserfolge dieser seltsamen Riesenschlange zu verstehen, wird man sich immer wieder Moltkes Wort zurückzurufen haben: „Wir haben an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen."

Endlich würde es auch eine irrige Verallgemeinerung sein, wenn wir den Zug gewisser Engländer nach Paris (der im Grunde der Zug der gesamten Lebewelt ist) für den Ausfluß der Neigung eines ganzen Volkes halten wollten. Heute erhält dieses Bild noch stärkere Farben, weil die Geschmacksrichtung vornehmer Gesellschaftsschichten mit den politischen Tendenzen zusammenfällt und ein Teil der Geschäftswelt hieraus lärmenden Nutzen zieht. Nichtsdestoweniger bleibt es für den andern Teil, und wohl für den größeren, eine Lebensfrage, daß der Verkehr mit Deutschland im alten Umfang erhalten werde. Und last not least, die Fäden, die Dichter, Denker und Künstler zwischen der grünen Insel und dem Herzen Europas gesponnen haben, lassen sich nicht so leicht zerreißen. Geschähe dieses jemals, so wäre es der Anfang vom Ende europäischen Geisteslebens. Diese Fäden weiter zu pflegen, bleibt nach wie vor die vornehme Aufgabe der Besten beider Nationen.

Man kann nun wohl mit einem Schein des Rechts einwenden: Muß es nicht bei frommen Wünschen bleiben, solange der Kurs der englischen Politik nach Paris weist? Gewiß, diese Richtung geht von der Erwägung aus, daß es vorteilhaft sei, Frankreich, dessen internationale Stellung schwach bleibt, solange der Revanchegedanke lebt, diejenigen Stützen zu ersetzen, die durch den russisch-japanischen Krieg geschwunden sind oder wenigstens gelitten haben. Aber diese Tendenz findet ihre Schranke an dem Wunsch, Frieden zu halten; sie durchkreuzt also nicht die Bemühungen der Freunde einer deutsch-englischen Verständigung. Ja, höre ich erwidern, wir sollen zu den Unfreundlichkeiten in Worten und Taten schweigen und sie womöglich mit Liebenswürdigkeiten beantworten, während man uns zu hintergehen und übervorteilen sucht? In diesem Gedankengang bewegten sich die aufgeregten Erörterungen der letzten Wochen, und ein österreichisches Blatt prägte das Wort von der „Einkreisung". Hierin liegt doch im Grunde nichts andres als eine unbillige Anklage gegen die Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten oder eine Unterschätzung unsrer Weltstellung. Denn wer Demütigungen erfährt, der hat sie entweder nicht zu verhindern gewußt, oder seine Stellung war von Hause aus zu schwach, um sie verhindern zu können. Zum Glück leiden aber alle jene Aeußerungen des Unmuts an zwei Kardinalfehlern: sie bleiben bei Befürchtungen stehen, vermögen aber nicht eine einzige tatsächliche Schädigung unsrer Interessen nachzuweisen und sie übersehen den unschätzbaren prohibitiven Wert des deutsch-österreichischen Bündnisses. Unsre Interessen und unsre Würde sind im letzten Jahrzehnt weit weniger durch das Ausland als durch jene Patrioten geschädigt worden, die begehrte oder strittige Objekte mit Vergrößerungsgläsern ansahen und deshalb Kränkungen und Schädigungen empfanden, wo keine oder nur geringfügige vorlagen. Ein Gegen-

stand übertriebener Sorge war seinerzeit Samoa, heute ist es das Mittelmeer, mit denen wir doch nur indirekten Zusammenhang haben. Es wäre dringend zu wünschen, daß solche Erscheinungen sich nicht wiederholten und der gesunde Sinn unsrer gebildeten Schichten, der in Presse, Versammlungen und Parlament zum Ausdruck kommt, gegen eine Nervosität reagierte, die unsrer auswärtigen Politik voraneilt und so zu einer Bevormundung der sachverständigen Besonnenheit durch Unreife und Unkenntnis zu führen droht. Wer vitale Interessen von Eitelkeitsfragen, die Tatsachen von dem Schein und Erfolge von Tendenzen zu unterscheiden weiß, den braucht die gegenwärtige Weltlage nicht nervös zu machen und nicht zu verhindern, mit freundlichen Mitteln an Herstellung eines besseren Verhältnisses, ja eines Vertrauensverhältnisses zu England zu arbeiten. Der Weg dazu ist nie versperrt gewesen. Denn einerseits haben die maßgebenden Kreise in Wirklichkeit jene Linie nicht verlassen, die Fürst Bismarck im Jahre 1889 mit den Worten zeichnete: „Ich wünsche die Fühlung, die wir nun seit etwa hundertfünfzig Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in kolonialen Fragen," anderseits werden englische Staatsmänner, mögen sie Balfour oder Campbell Bannerman, Lansdowne oder Grey heißen, schwerlich uns etwas Bedenkliches zumuten — auch in Flottenfragen nicht —, was mit den deutschen Interessen oder unsrer Würde nicht vereinbar wäre. Und darauf kommt es doch schließlich an. Man vermische nicht immer die ruhigen Erwägungen der Staatsmänner, denen die Führung obliegt, mit den etwaigen aufgeregten Ergüssen irgendeiner deutschfeindlichen Revue, um dann sofort dank jenem unseligen Fehler der Verallgemeinerung in die Klage auszubrechen: „Die Engländer gönnen uns nichts." Nein, es steht einer vertrauensvollen Aussprache nichts im Wege, und nichts hindert, daß England, wie es ähnlich schon andern Staaten gegenüber verfahren ist, mit denen allerdings viel mehr zu regeln war, in eine Erörterung der Frage eintrete: Was muß geschehen, um die Reibungsflächen, seien sie tatsächlich oder eingebildet, materieller oder moralischer Natur, zu entfernen?

Vielleicht wäre dies der sicherste Weg, um auf beiden Seiten jene gefährlichen Elemente zum Schweigen zu verurteilen, die eine kriegerische Auseinandersetzung für unvermeidlich halten.

Es ist heute viel von einer Verständigung mit Frankreich die Rede. Der Wunsch nach einer engeren und dauernden Fühlung mit diesem Lande ist gewiß berechtigt. Es ist aber unnütz und unklug, den Franzosen zu sagen: „Wir könnten uns so gut verstehen, wenn der böse Engländer nicht wäre." Auch in milderer Form, etwa so ausgedrückt: „Holt doch nicht den Engländern die Kastanien aus dem Feuer," scheint der Gedanke wenig glücklich. Mögen die Franzosen über diese Frage sich ihr eignes Urteil bilden; wir sollten dazu schweigen; denn wenn solcher Rat von deutscher Seite kommt, macht er mißtrauisch und wird schwerlich beitragen, die Bande der Entente cordiale zu lockern. Unsre öffentliche Meinung hat sich denn auch in der letzten Zeit wieder davon überzeugen können, daß es heißt, korrekt und höflich bleiben, sich aber nicht aufdrängen. Hingegen ist es keine Utopie, wenn wir den Wunsch hegen,

traditionelle Bande wiederhergestellt zu sehen, ja es ist das brennendste Interesse Europas, daß die beiden, ich möchte sagen solidesten Mächte, d. h. diejenigen, deren innerer Bau auf den festesten Grundlagen ruht, sich verstehen und Hand in Hand gehen lernen.

Erinnerungen an Ludwig Windthorst

Von

Dr. von Schulte

Ihn lernte ich persönlich kennen in Frankfurt a. M. Hier lebte ein Bruder meiner Mutter, der bekannte Prozessualist Justin von Linde, als Bundestagsgesandter. Dieser war sehr befreundet mit dem Fürstlich Thurn- und Taxisschen Generalpostmeister Eduard Friedrich August Freiherrn von Schele, der diese Stellung bald nach seiner Entlassung als Präsident des Ministeriums, in dem Windthorst Justizminister gewesen war (21. November 1853), erhalten hatte. Durch Schele wurde Windthorst mit meinem Oheim bekannt, den er oft besuchte. Da ich seit 1854 Professor in Prag war, drehten sich die Frankfurter Gespräche besonders um österreichische Verhältnisse, dann um die Entwicklung in Deutschland, für die ich schon damals nicht die Hoffnung hegte, daß die sogenannte großdeutsche Politik siegen werde; dies sprach ich stets offen aus. Windthorst lebte seit der Entlassung in Osnabrück, wo er als Advokat seine Laufbahn begonnen hatte, Syndikus der Ritterschaft und Rat am katholischen Konsistorium mit dem Vorsitze bis zum Jahre 1848 gewesen war. In diesem Jahre wurde er auf Präsentation der Osnabrücker Ritterschaft Rat am Oberappellationsgerichte in Celle. Am 5. August 1862 besuchte ich ihn auf der Reise nach Norderney in Osnabrück, blieb mit Frau und Tochter dort drei Tage, an denen ich ziemlich vom Morgen bis zum Mittag, vom Nachmittag bis zum Abend mit ihm zusammen war. Er machte mir sehr interessante Mitteilungen über sein erstes Ministerium. Wenn der König Georg Zumutungen stellte, auf die der Minister nicht eingehen konnte, war die Anrede: „Herr Minister", sonst lautete es: „Mein lieber Windthorst" oder ähnlich. Windthorst erzählte mir, daß er wiederholt seine verfassungsmäßige Stellung dem König gegenüber wahren mußte, abtreten mußte, als der König nicht nachließ, auf die Wiedereinführung der 1848 rechtmäßig beseitigten Verfassung zu dringen.

Windthorst war mit der Art, wie von Hannover aus durch die österreichischen Gesandten unnütz Preßorgane unterstützt wurden, die keineswegs klug wirkten, sehr wenig einverstanden; er selbst suchte, wie er offen erzählte, durch Artikel in verschiedenen Zeitungen, Unterstützungen katholischer Literaten und Blätter u. s. w. für die großdeutsche Sache zu wirken. Von seinem Hasse gegen Preußen und seinem hannoverschen Partikularismus machte er kein Hehl.

Meine Vorstellung, daß eigentlich für ihn, der in einem zum früheren Fürstbistum Osnabrück gehörigen Orte geboren sei, das erst zehn Jahre vor seiner Geburt den alten Landesherrn gewechselt habe, von einem altangesessenen hannoverschen Patriotismus keine Rede sein könne, daß er ja als Untertan des sauberen Königs Immer Lustick geboren sei, nahm er mit Vergnügen auf. Von Oesterreich versprach er sich um so mehr, je weniger er Land und Leute kannte. Die endliche Einsetzung eines eignen Bischofs für Osnabrück, das seit der Wiederaufrichtung des Bistums nur einen Administrator gehabt hatte, ist nach seiner Mitteilung von ihm bedeutend befördert worden. Der erste im Jahre 1858 eingesetzte Bischof Paul Melchers (später Erzbischof von Köln, abgesetzt und als Kardinal in Rom gestorben am 14. Dezember 1895) war nicht ganz nach seinem Geschmack. Windthorst tadelte mir gegenüber dessen übertriebenes Betschwesternwesen und dessen Standpunkt, daß es bei den Geistlichen nur auf Frömmigkeit, nicht auf Wissen ankomme. Windthorst selbst war damals der Ueberzeugung und sprach es entschieden aus, daß es nicht Aufgabe der Bischöfe sei, bloß auf die Errichtung von Klöstern u. dgl. auszugehen, daß es unbedingt notwendig sei, für eine gründliche wissenschaftliche Bildung des Klerus zu sorgen, mit dem Gebaren der „katholischen Generalversammlungen" war er ebenfalls nicht einverstanden.

Windthorst teilte mir auch mit, daß die in Hannover eingetretenen Zustände: die scharfe Opposition gegen den neuen Katechismus, der Unmut über die Wirtschaft des Ministers Borries, zur Entlassung des Ministeriums drängen, daß der König auf der Reise nach Norderney ihn empfangen habe. Am 10. Dezember 1862 trat Windthorst als Justizminister in das neue Ministerium (Graf Platen). In den nächsten Jahren schrieb Windthorst mir wiederholt, meistens handelte es sich um Empfehlungen für Leute, die in Prag studieren oder sich in Oesterreich aufhalten wollten. Ein solcher betraf einen Konvertiten, Bruder des Göttinger Professors von Bar, den er ganz besonders empfahl; dieser ist meines Wissens später in einen geistlichen Orden eingetreten.

Die Stellung Windthorsts vor 1866 war in kirchlicher Beziehung eine absonderliche. In Osnabrück war er ein eifriger Katholik, soweit es sich um persönliche Teilnahme handelte. Aber darüber hinaus zeigte sich sein Katholizismus nicht, er hat nie vor 1866, ja vor 1881 eine sogenannte „katholische Generalversammlung" besucht, allerdings von 1862 bis zu seinem Austritt aus dem Ministerium (21. Oktober 1865) mit großem Eifer für die Teilnahme Hannovers an allen großdeutschen Akten und für alles gearbeitet, was die Erhöhung der Macht des Bundestags fördern konnte. Er hat auf diese Art allerdings dazu mitgewirkt, daß Hannover zu seinem Unglück sich im Jahre 1866 sehr unklug verhielt, aber an den Ereignissen des Jahres 1866 selbst ist er, was er öfter betont hat, nicht beteiligt gewesen, er befand sich als Kronoberanwalt in Celle und konnte gar nicht einwirken.

Anders wie bisher wurde das Benehmen Windthorsts seit 1866. Bis dahin bezw. bis 1862 war es das eines Ultramontanen hinter den Kulissen. Kein

strammer Katholik in Hannover — das hat mir mein Vetter, Professor Griepenkerl in Göttingen, einer der entschiedensten Katholiken, bei jeder Gelegenheit und auch noch zu Ostern 1870 für die frühere Zeit versichert, und ebenso Professor Maxen, nicht minder der Bischof Wedekin von Hildesheim und mehrere Domherren in Osnabrück — hielt Windthorst für einen Katholiken, der irgend etwas für einen Katholiken tun würde.

Ich selbst habe dies erfahren. Ein tüchtiger Privatdozent in Göttingen war in sehr bedrängter Lage. Wiederholt bat ich Windthorst, sich für ihn zu verwenden, dasselbe ist von andern zum Teil angesehenen Katholiken geschehen, die Antwort war stets: „Ich kann mich doch nicht in fremde Sachen mischen, weil es sich um einen Katholiken handelt." Die öfter in Zeitungen verbreitete Behauptung, Windthorst habe die Anstellung von Katholiken bei Hofe durchgesetzt, ist falsch, übrigens sind Katholiken gar nicht in nennenswerten Hofstellungen gewesen. Mit der Stellung des Dr. Maxen hat er nichts zu tun gehabt. Dieser war Korpsbursch gewesen, das trug ihm Privatissima ein bei hochadligen Juristen, deren Väter bezw. Verwandte ihn vom Korps her kannten. Auf solche Empfehlung hin nahm ihn der König zum juristischen Lehrer des Kronprinzen (jetzigen Herzog von Cumberland) und dessen Erzieher, ernannte ihn zum außerordentlichen Professor der Rechte in Göttingen unter Beurlaubung bis zur Vollendung der Erziehung des Kronprinzen, zunächst auf zwei Jahre. Bei dieser Veranlassung kann ich die Mitteilung nicht zurückhalten, daß nach dem Bekanntwerden des „Glückes" von Maxen in Göttingen mehrere Professoren der Rechte — ich will die Namen verschweigen —, die sich bis dahin nie um ihn gekümmert hatten, ihm im Frack ihre Aufwartung machten; auch Windthorst wurde von Stund an sehr freundlich.

Persönlich trafen Windthorst und ich wieder zusammen in Prag am 10. Juni 1870. Maxen war am Hofe geblieben und hatte beim König eine große Vertrauensstellung. Er hatte mir mitgeteilt, daß er in Angelegenheiten des Königs mit Windthorst eine Zusammenkunft haben werde, und lud mich ein, am Abend mit ihnen zusammenzutreffen im „Englischen Hof", bat aber zugleich, da Windthorst inkognito reise, ihn nicht mit Namen oder Exzellenz anzureden. Windthorst mit Tochter, Maxen und ich saßen gemütlich im „Englischen Hof" beisammen, Windthorst bestellte, der Oberkellner erwiderte prompt: „Zu dienen, Exzellenz, wird bestens besorgt." Windthorst fragte ganz naiv: „Aber wie kommen Sie zu der Exzellenz?" Der Kellner: „Ich war im Winter Oberkellner im ‚Russischen Hof' zu Berlin, wo Exzellenz zu Mittag speisten." Nun war's nichts mit dem Inkognito, Windthorst glaubte dafür, daß sein Name nicht in die Zeitung komme, durch ein gutes Trinkgeld zu sorgen. Aber die Nr. 166 „Neues Fremdenblatt", Wien, Sonntag den 18. Juni 1870, brachte, nachdem der Leitartikel die „patriotischen Vereine in Wien" hergenommen hatte, die folgende Notiz:

„Prag, 14. Juni. (Orig.-Korr.) Vergangenen Sonntag hielten die hiesigen deutschen Ultramontanen bei einem Domherrn ein Konventikel

ab, dem auch der frühere hannoverische Minister Windthorst und der ehemalige Erzieher des hannoverschen Kronprinzen, Maxen, beiwohnten. Als Vermittler zwischen den hiesigen und den österreichischen Ultramontanen fungiert der bekannte Professor Schulte."

Eine köstliche Notiz. Windthorst hat außer mir niemand besucht. Der „Domherr", zu dem ich die drei führte, war derjenige, der den Prager Domschatz zeigte; er hat nicht einmal den wirklichen Namen des Besuchers erfahren. Der Originalkorrespondent hat Windthorsts Anwesenheit erfahren, auch daß er mit mir und dem Domherrn im Dome war, und diese Mordgeschichte zusammengebraut, die für mich am 14. Juni 1870, kurz vor Schluß des Vatikanischen Konzils, gar zu reizend ist.

Am 11. Juni war Windthorst mit Tochter zu Mittag mein Gast, wir blieben den ganzen Nachmittag beisammen; am 13. fuhr ich mit den beiden Windthorst und meiner Frau in den Baumgarten, wo wir den Nachmittag zubrachten. Unser Hauptgespräch drehte sich um das Vatikanische Konzil. Windthorst erzählte eingehend von dem bei Gelegenheit des Zollparlaments gemachten Versuche, in Rom gegen die Dogmatisierung der Infallibilität zu wirken, er fand nicht genug Worte der Entrüstung über die Art des Vorgehens der Kurie auf dem Konzil und sagte wörtlich, wie ich auf dem Altkatholikenkongreß zu Köln am 22. September 1872 in der öffentlichen Versammlung (siehe die Verhandlungen des zweiten Altkatholikenkongresses in Köln, Köln 1872, 2. Abt. S. 83) mitgeteilt habe: „Wenn das Dogma proklamiert wird, so werde ich in sechs Wochen exkommuniziert; das kann ich nicht glauben, und das glaube ich auch nicht." Er meinte, daß alles darauf ankomme, ob Ketteler fest bleibe. „Steht der," so sprach er wörtlich, „fest, so werden die deutschen Bischöfe ebenfalls fest bleiben, und dann wird auch der katholische Adel das Dogma abweisen, denn Ketteler ist von altem Adel, und was der tut, das nimmt der Adel an." Kaum war das neue Dogma publiziert, kaum hatte Ketteler sich kläglich gebeugt, dessen Fußfall Pius IX. nicht abgehalten hatte — da fand auch Ludwig Windthorst sich in das ihm unbegreifliche Dogma. Freilich nicht, weil er daran glaubte — das tat auch Ketteler nicht, das tat die ganze Sippschaft der abgefallenen Bischöfe nicht —, sondern weil er nur als Führer des Zentrums die erste Geige spielen konnte; dies aber ging nicht, ohne das Sacrificio dell' intelletto zu bringen. Eines Tages, im März 1874, als wir im Foyer des Reichstags miteinander auf und ab gingen, sagte ich zu ihm: „Sie können mir doch nicht zumuten, daß ich wirklich glauben solle, daß Sie an diese neuen Dogmen glauben, daß Herr ... — ich nannte ihm ein hervorragendes Mitglied des Zentrums, das vor 1848 notorisch Voltairianer war — und Herr ... — ich nannte ein andres Zentrumsmitglied — daran glauben." Ich führte dann aus dem Leben der ihm bezeichneten Herren Einzelheiten an, seine Antwort lautete: „Sie haben recht, aber sehen Sie, man wird älter, dem einen stirbt der Sohn, dem andern die Tochter, man geht in sich." Da konnte ich mich nicht enthalten zu erwidern: „Sagen Sie doch einfach wie der Student: ‚Junge H..., alte Betschwester.'"

Eine recht ergötzliche Szene hatte ich mit Windthorst nicht lange nachher. Am 21. April 1874 hatte mir im Reichstage Friedrich Gottlieb Karl Freiherr von Varnbüler, Königlich württembergischer Staatsminister a. D. und Mitglied des Reichstags, folgendes erzählt: „Als Student fuhr ich eines Tages mit dem Fürsten X. (Vater eines Reichstagsabgeordneten), der nach seiner Gewohnheit ein Gewehr trug. Er war etwas bekneipt und legte an, um auf ein am Wege stehendes Kruzifix zu schießen. Ich drückte noch rechtzeitig das Gewehr herab, so daß der Schuß in die Erde flog. Später, als X. als Fürst an der Spitze der Ultramontanen stand, sagte ich ihm einmal: ‚Wie kannst du mir ins Gesicht sehen, wenn du bedenkest' — ich erinnerte an jene Begebenheit — ‚und jetzt ultramontan?' Fürst X.: ‚Ah bah, du weißt ja, das ist einfach politisch, es handelt sich darum, eine Partei zu haben.'" Einige Tage später erzählte ich dies Windthorst natürlich mit Nennung des Namens und fragte ihn mit Rücksicht auf die gerade damals heftigen Debatten: „Wollen Sie, daß ich von der Tribüne herab diese Geschichte erzähle, um Ihre Genossen zu kennzeichnen?" Er: „Um Gottes willen nicht, ich werde schon verhindern, daß Sie Gelegenheit dazu finden."

Mein persönliches Verhältnis zu Windthorst blieb stets ein gutes. Zur großen Verwunderung der Zentrumsleute, meiner engeren Fraktionsgenossen und andrer ist Windthorst oft mit mir Arm in Arm im Foyer der Reichstags auf und ab gegangen. Er hat mich niemals auch nur mit einem Worte angegriffen und verhütet, daß dies von seinen Parteigenossen geschah. Hat er auch seiner Ueberzeugung Gewalt angetan, er achtete die Charakterfestigkeit bei mir. Von verschiedenen hervorragenden Zentrumsmännern, die vor dem 18. Juli 1870 in bezug auf das neue Dogma mit mir ganz übereinstimmten, kann ich dasselbe nicht sagen. Uebrigens verhielt sich Windthorst nicht jedem gegenüber gleich. Der Geheime Oberregierungsrat Dr. Stieve, Referent für katholische Gymnasien im Kultusministerium, sagte mir am 4. Januar 1873: „Windthorst besucht mich nicht mehr, er hat zu mir gerade so wie zu Ihnen gesprochen, daß er eher stürbe als sich unterwürfe, eins aber sei ihm schwer, die Sakramente zu entbehren."

Zum letztenmal habe ich Windthorst im Oktober 1878 im Reichstage gesprochen. Wir sprachen über die Zustände, er stellte mir wörtlich folgendes vor: „Ich bitte Sie, das Ministerium zum Einlenken zu veranlassen, damit die Anzeige der Geistlichen geschehen kann. Es geht so nicht mehr weiter, wir können es ferner nicht aushalten, die Lasten für die Unterhaltung der gesperrten Geistlichen sind zu groß, selbst den westfälischen Adeligen wird's zu viel." Von andern Seiten hörte ich ähnliches. Aber da kam die Wendung in der Zollpolitik und das agrarische Interesse zu Hilfe, Bismarck schlug um, Falk trat ab, der Kulturkampf wurde beigelegt, das Zentrum bekam Oberwasser.

Zum Schluß weise ich hin auf die von mir Bismarck gemachte Bemerkung, daß es schade sei, daß Windthorst nicht Justizminister geworden sei (Mai-Heft S. 151).

Ich habe Windthorst den in der „Kölnischen Zeitung“ Nr. 213 vom 14. März 1891 gedruckten Nekrolog gewidmet, der ihn nach allen Seiten beleuchtet. Die Redaktion der „Kölnischen Zeitung“ hatte mich, als Windthorst erkrankte, um den Artikel gebeten, ich ihn sofort ausgearbeitet und abgesandt; er konnte daher am Todestage gedruckt werden.

Italien im Mittelmeer und die Zusammenkunft von Gaëta

Von

Tancredi Galimberti, italienischem Deputierten

In „La France nouvelle“, dem genialen Buch jenes bizarren und scharfsinnigen Geistes, der Prévost-Paradol war — der Vertreter Frankreichs bei den Vereinigten Staaten, der sich auf die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 mit dem Rufe: „Oh, la guerre! Oh, la guerre!“ tötete —, heißt es über Frankreich im Mittelländischen Meer: „Puisse-t-il venir bientôt ce jour où nos concitoyens, à l'étroit dans notre France africaine, déborderont sur le Maroc et sur la Tunisie, et fonderont enfin cet empire méditerranéen qui ne sera pas seulement une satisfaction pour notre orgueil, mais qui sera certainement, dans l'état futur du monde, la dernière ressource de notre grandeur!“ [1])

Frankreich hatte, ehe es an Marokko dachte, sein Augenmerk auf Tunis gerichtet, das es 1864, 1869 und 1870 Italien anbot, schließlich aber im Jahre 1880 selbst besetzte. Jetzt blickt es auf Marokko, da es von Spanien, dessen Flotte im Kriege um Kuba zugrunde gegangen ist, nichts zu fürchten hat und ihm, wie es scheint, von jenem England kein Hindernis in den Weg gelegt wird, gegen welches noch das vor nicht langer Zeit erschienene Buch René Pinons, des trefflichen Mitarbeiters der „Revue des Deux Mondes“, über die Herrschaft im Mittelmeer direkt gerichtet war.

Die Absichten Frankreichs sind also völlig bekannt und völlig klar, während die Englands nicht so deutlich hervortreten, das, während es die eine Hand Frankreich hinstreckt zur Erlangung des Protektorats über Marokko, dem früher oder später die Besetzung folgen soll, mit der andern Spanien seine Flotte wieder aufbauen hilft, deren Flaggen der französisch-afrikanischen Küste gegenüber wehen werden.

---

[1]) Möge bald der Tag kommen, an dem unsre Landsleute, da es ihnen in unserm afrikanischen Frankreich zu enge wird, sich über Marokko und Tunesien verbreiten und endlich jenes mittelländische Reich gründen werden, das nicht nur eine Befriedigung für unsern Stolz, sondern sicherlich auch im zukünftigen Zustand der Welt die letzte Rettung unsrer Größe sein wird!“

Die jahrhundertealte Politik Englands war im Mittelmeer stets darauf gerichtet, andre Mächte in ihre Bahn zu ziehen, um in ihnen gleichsam Stützpunkte für sich zu gewinnen. England besitzt allerdings Gibraltar und Malta, Alexandrien und Cypern; aber die drei erstgenannten sind isolierte Punkte, und Alexandrien ist zu weit vom westlichen Mittelmeer entfernt. So ist Malta darauf angewiesen, Italien hinter sich zu haben, um eine starke militärische Operationsbasis daraus zu machen, und Gibraltar würde ebenso auf Spanien angewiesen sein, um so mehr, wenn Ceuta in den Händen der Franzosen wäre.

Es scheint, daß England wegen der ägyptischen Frage (da mit dem Jahre 1912 der Zeitpunkt naht, in dem die letzte Periode der Staatsschuldentilgungskasse zu Ende geht) Frankreich in seinen Expansionsplänen unterstützt und auch, weil es noch mehr befürchtet, daß Deutschland sich im Mittelländischen Meer festsetzt.

Deutschland mag in Algeciras isoliert geblieben sein, aber es ist keineswegs aus Marokko hinausgedrängt worden, es dehnt dort vielmehr seine Tätigkeit immer mehr auf alle Gebiete aus, die der Vertrag von Algeciras nicht absolut schützt.

Seit 1870 hat die auswärtige Politik Deutschlands drei Phasen gehabt: in der ersten, die bis 1880 geht, stand das Interesse Preußens, d. h. die Konsolidierung Preußens im Reich, obenan; in der zweiten, die von 1880 bis etwa 1890 währt, dominierte das weitere germanische und europäische Interesse; sie bereitete die gegenwärtige Phase vor, die durch das Ueberwiegen des Industriestaats über den Agrarstaat gekennzeichnet wird und daher die Kolonialpolitik begünstigt.

Die gegen das Jahr 1848 entstandene deutsche Kolonialpartei, die durch Friedel im Jahre 1867 ein ganzes Programm einer kolonialen Organisation im fernsten asiatischen Osten aufstellte, durch Mauch im Jahre 1876 Deutschland zur Erwerbung Transvaals zu veranlassen und 1878 durch Rohlfs zur Besetzung Tripolitaniens zu treiben suchte (besonders nach den Studien und Betrachtungen Webers über die englische Expansion vom Kap zum Nil) — diese Partei, die im Jahre 1871 statt Elsaß-Lothringen von Frankreich lieber die Abtretung Algeriens und Cochinchinas gewünscht hätte, durch welche die Frage der „Revanche" gegenstandslos geworden wäre, hat, seitdem sie nicht mehr dem Fürsten Bismarck gegenübersteht, der ihr entschiedener Gegner war, festen Fuß gefaßt und strebt zweifellos darnach, weitere Horizonte zu gewinnen.[1])

Vom Jahre 1884, in dem ihre aktive Politik mit den Erwerbungen im Norden des Orangeflusses begann, bis zur Besetzung von Kamerun und hierauf von Togo, der Expansion in Ost- und Südwestafrika und am Stillen Ozean

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Eine Partei, die solche abenteuerliche Pläne verfolgt, gibt es in Deutschland nicht, es ist aber bemerkenswert, daß dem friedliebenden und am wenigsten auf Expansionen abzielenden Deutschen Reiche im Auslande Eroberungslust und Kolonialfieber oft angedichtet werden.

ist das deutsche Kolonialreich auf 2659000 Quadratkilometer mit mehr als 13 Millionen eingeborener Einwohner angewachsen.

Doch liegen die Kolonien fast alle in tropischen Gegenden, die für eine wirtschaftliche Entwicklung im europäischen Sinne wenig geeignet sind, und aus denen Deutschland Produkte holt, ohne seine Kolonien in ebenso viele Herde wirtschaftlicher Tätigkeit verwandeln und gewinnbringend machen zu können; der Umsatz beläuft sich nur auf etwa 60 Millionen Mark, während die Kolonien das Reich fast 234000000 Mark kosten.

Man begreift daher, daß Deutschland nach lukrativeren Gebieten Ausschau hält, daß es, von Rußland nicht mehr aufgehalten, seine Interessen in Asien, in Persien konsolidiert, während England ihm in Asien sein Bündnis mit Japan und in Europa die Entente mit Frankreich und die Freundschaft mit Italien entgegenstellt.

Italien hat keine bedeutenden Handelsbeziehungen zu Marokko. Es führt dorthin Wermut und Weine, Karbonate, Garn, Zwirn und Gewebe aus und von dort Leder und Mineralien ein, doch nicht in bemerkenswertem Maße, und auch die großartigen Schilderungen von De Amicis und die Bilder Ussis haben nicht die Kraft gehabt, die Augen und die Begehrlichkeit der Italiener auf die marokkanischen Küsten zu lenken. Doch Italien hat auf eine Grenzlinie von 12000 Kilometern eine Küstenlänge von 9000 Kilometern; nun muß aber die Politik eines Staates sich stets nach der geographischen Karte, nach der topographischen Lage des Landes richten, und Italien kann sich nicht mit denselben Machtmitteln im Mittelmeer halten, mit der sich inmitten seines Landes die Republik San Marino hält.

Infolge der Besetzung von Tunis und Biserta durch Frankreich befindet sich Italien gleichsam innerhalb einer Zange, deren einer Schenkel an den Alpen, deren andrer an der afrikanischen Küste liegt: die Karthager auf Sizilien und Brennus in den Alpen. Die Besetzung Marokkos durch die Franzosen würde diesen Stand der Dinge noch verschlimmern; denn Tanger und Gibraltar sind die Schildwachen, die eine mittelländische und atlantische Seemacht verhindern können, die Vereinigung ihrer Geschwader zu vollziehen.

Doch in Italien machen vierzig Jahre ununterbrochenen Friedens, das Aufhören der großen Nationalitätskämpfe und der Fortschritt der humanitären Ideen viele Leute — nur allzuviele — skeptisch hinsichtlich der Möglichkeit eines europäischen Konflikts; angesichts des Sozialismus und seines Klassenkampfes fürchtet man statt dessen mehr, daß die Zukunft ganz andre und schlimmere Konflikte im gegenwärtigen Jahrhundert bringen wird. Auf jeden Fall jedoch wird, wenn man auch nicht an die Eventualität eines blutigen Krieges glaubt, der Krieg oder Weltkampf der kommerziellen und industriellen Interessen zwischen den zivilisierten Nationen sicherlich immer schärfer. Mag auch Sir Charles Dilke, der vor nicht allzulanger Zeit in seinen „Problems of Greater Britain“ (Bd. II, S. 532) von einer Besetzung Port Mahons und der Umgebung der Bai von Algeciras durch die Engländer im Hinblick auf einen möglichen euro-

päischen Konflikt sprach, heute im „Petit Parisien" über die Eventualität eines Krieges lächeln und erklären, daß seit 1875 keine ernstliche Gefahr eines europäischen Krieges mehr besteht (wobei er sich von den Lehren Stuart Mills wieder zu denen seines andern Lehrers Giuseppe Mazzini wendet) — so ist es doch ebenso wahr, daß das Eisen, die Kohlen und die Textilwaren Englands (die drei Nährquellen der britischen Industrie), wenn auch nicht die englischen Kanonen, die Bajonette und Säbel, auf dem wirtschaftlichen Gebiete immer ernstlicher von der außerordentlichen deutschen Aktivität bekämpft werden, und man sagt, daß der deutsche Handel sich aus jeder Unvollkommenheit des englischen einen Vorteil geschaffen und aus jedem Fehler eine Tugend gemacht hat.

Diese außerordentliche Produktionskraft treibt Deutschland zu einer energischen expansiven Kolonialpolitik hin, nicht das Streben nach neuen Eroberungen, und das Problem muß entschieden unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Welche Bedeutung könnte also das Erscheinen der Deutschen an den marokkanischen Küsten für das wirtschaftliche Italien haben?

Fürst Bismarck pflegte in bezug auf die Kolonialpolitik zu sagen: „England hat Kolonien und Kolonisten, Frankreich hat Kolonien, aber keine Kolonisten; Deutschland hat keine Kolonien, aber dafür unzählige Kolonisten."

Und es ist in der Tat genau so: Frankreich hat Tunis militärisch besetzt, aber Tunis ist von Italienern bevölkert, die dort arbeiten und dort Geld verdienen. Dasselbe würde in Marokko der Fall sein, wenn es von den Franzosen besetzt wäre, denn Frankreich geht in bezug auf die Zahl seiner Bevölkerung nicht vorwärts, sondern zurück; daher der starke Zuzug aus dem kinderreichen Italien zu seinen Küsten, deren Bevölkerung so viele Landsleute von uns zählt. Der Deutsche dagegen bringt Geld und Kolonisten, und wo er den Fuß hinsetzt, dort ist kein Platz für andre.

Dieser Gedanke und die gegenwärtig für Italien bestehende Unmöglichkeit, reiche, mächtige, blühende Kolonien zu schaffen oder durch eigne Kraft die Aufrechterhaltung des Status quo zu erzwingen, machen die Italiener mutlos, und überdies sind sie müde, eine Politik zu verfolgen, die Gambetta mit dem Verhalten des Gärtnerhundes verglich, der, da er das Gemüse nicht fressen kann, jeden, der es nimmt, anbellt und durch sein Bellen stört, aber nicht beißt.

Allerdings bedarf Italien — gerade weil es sich in einer Periode des Aufblühens befindet und nach seinen verschiedenen Krisen endlich auf den Weg der Prosperität, der Arbeit, der Produktion, wenn auch noch nicht zu einer kräftigen wirtschaftlichen Expansion gelangt ist — des Friedens und wird niemals von dem Bündnis mit Deutschland lassen, solange dieses, wie bisher, den Frieden für die Zukunft garantieren wird. Daher haben sowohl Dr. Arendt, der Führer der Reichspartei, wie Herr Bassermann, der Führer der Nationalliberalen, unrecht mit ihrem Pessimismus hinsichtlich des Dreibundes und der Rolle, die Italien spielen würde. Allerdings haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren geändert; denn während früher der Dreibund mit dem anglo-italienischen Einvernehmen in Einklang stand (so daß im Jahre 1888, als

Francesco Crispi einen Handstreich Frankreichs auf Spezia befürchtete, der englische Admiral Hervey, als er mit seiner Flotte in Genua ankam, den königlichen Kommissär Pavesi fragte, wann die Feindseligkeiten ausgebrochen seien!), wäre jetzt das Gegenteil der Fall; aber die veränderten Verhältnisse haben in keiner Weise die Anschauungen der Italiener vom Dreibund geändert, an den Italien gebunden bleibt und bleiben wird.

Was die Zusammenkunft von Gaëta betrifft, so hat der Reichskanzler Fürst Bülow sie in seiner kräftigen und würdevollen Rede im Reichstag sehr richtig beurteilt, und nicht anders war die Beurteilung, die sie im Hause der Gemeinen sowie in der italienischen Deputiertenkammer gefunden hat, woselbst sich der Minister des Aeußern, Herr Tittoni, eben auf die diesbezüglich seitens Reichskanzler Bülows erfolgten Erklärungen bezog. Die Zusammenkunft von Gaëta hat den Charakter, der ihr irrtümlich beigelegt worden ist, dadurch bekommen, daß sie gleich nach der Zusammenkunft von Cartagena folgte, und noch mehr dadurch, daß sie nach der Ministerbegegnung von Rapallo stattfand und ihr entgegenwirken zu wollen schien. Man braucht jedoch nur darauf hinzuweisen, daß die Unterredung zwischen den beiden Monarchen nur etwa zwanzig Minuten dauerte, um sofort zu konstatieren, daß Komplimente und Begrüßungen ihnen nicht die Zeit übrigließen, Abmachungen von der großen Bedeutung, wie sie die über die Abrüstung und über die Regelung der Angelegenheiten Marokkos haben würden, zu besprechen und abzuschließen.

Was übrigens die Abrüstung betrifft, so ist der Antrag des demokratisch-radikalen englischen Kabinetts mehr eine Gefühlskonzession an die eigne Partei als ein ernsthafter Vorschlag an die beteiligten Nationen; und was den Krieg gegen Deutschland betrifft, so werden die grauen Gewässer von Gaëta, die in ihren stillen Fluten noch die Erinnerung an den Vertrag gegen die Einigkeit Italiens und seine Freiheit vom Jahre 1849 bewahren (dessen Folgen durch das dort zehn Jahre später erfolgte Aufhören der bourbonischen Herrschaft — die Gladstone die Leugnung Gottes genannt — aufgehoben wurden) — die Gewässer des melancholischen Golfes, in dem sich düster die dunkeln Mauern der ernsten Stadt spiegeln, werden nur die freundliche Erinnerung an einen verheißungsvollen Besuch bewahren, dem die junge, über das Gewölk triumphierende Aprilsonne lächelte.

Fürst Bismarck gab eines Tages im Reichstag seinen Bedenken Ausdruck, mit Regierungen, die keine Stabilität haben und wegen der möglichen parlamentarischen Kämpfe unzuverlässig sind, Abmachungen zu treffen. Nun, heute könnte er sich ohne einen Schatten von Besorgnis mit dem italienischen Ministerium darauf einlassen, das eine Macht besitzt, wie sie selbst der Fürst nie gehabt hat, und weder in der Kammer noch im Lande oder in der Presse auf eine ernsthafte, nennenswerte Opposition stößt.

Italien durchläuft eine Periode außergewöhnlicher Ruhe, eine jener Perioden, die für die Völker gleichsam ein Ausruhen im Hinblick auf die sich vorbereitenden großen neuen Fragen bedeuten. Und eine solche Frage ist sicherlich die unsrer

neuesten Kirchenpolitik, in der es durch die mehr oder weniger offizielle Beteiligung der Katholiken am parlamentarischen Leben Tatsache werden könnte, daß der Papst an der Spitze der gesetzgebenden Gewalt dem Könige, dem Oberhaupt der exekutiven Gewalt, gegenüberstände. Doch über diese außerordentliche und ungewöhnliche Lage wird ein andermal, wenn mehr Zeit zur Verfügung steht, zu reden sein.

Aerzte von früher und von heute und ärztliche Humanität

Von

Dr. B. Naunyn (Straßburg — Baden-Baden)

I

Kein Rückgang des ärztlichen Standes!

Unser Stand, der Stand der Aerzte, steht heute in einem ernsten Kampfe mit zwei Fronten: eine gegen das Kurpfuschertum, die andre gegen die „Kassen". Mit diesem Kampfe will ich mich hier nicht beschäftigen; ich will vielmehr von einigen mir längst auffälligen internen Vorkommnissen reden, in denen sich mit großer Deutlichkeit ausspricht, wie ganz anders unser Stand heute dasteht als zu der Zeit, da ich mir meine Anschauungen von dem bildete, was uns not tut. Und weil solche Betrachtungen ohne Pro und Kontra nicht abgehen und weil ich doch eben in einer andern Zeit aufgewachsen bin, so werde ich mich wohl hier und da zu herrschenden Meinungen in Gegensatz setzen müssen, und darunter auch zu solchen, die von uns in jenen unsern Kämpfen ausgespielt werden. So könnte ich mit meinen Auslassungen hier wohl gar in den Verdacht geraten, als stände ich nicht mehr mit ganzem Herzen auf unsrer Seite! Ich fürchte das zwar nicht, doch bitte ich im voraus jeden, dem einmal ein solcher Gedanke kommen sollte, sich an den Sinn und Geist des Ganzen zu halten. Ich will hier nichts andres als einige Gedanken aussprechen, die ein langes Leben als Arzt mit Aerzten in mir erweckt, und nur für die, welche, wie ich selbst, von dem Wunsche beseelt sind, unserm deutschen Aerztestande das zu erhalten, was ihn denen, die ihn liebten, liebenswert machte.

Als ich im Jahre 1858 die Universität bezogen hatte und Mediziner geworden war, fühlte ich mich gar stolz auf meine Fakultät, und wir alle, die wir uns da zusammenfanden, waren stolz darauf, Mediziner zu sein! Ich habe mir auch später dies Gefühl bewahrt, und niemand, das darf ich sagen, hat mir in diesen fünfzig Jahren mein hohes Standesbewußtsein bemängelt oder gekränkt. Und nun muß ich so oft vom Rückgang des ärztlichen Standes hören und lesen,

und es sind — außer den uns grundsätzlich schmähenden „Naturheilkundigen“ — fast immer Aerzte, die so sprechen!

Gekränkt bäumt sich mein Berufsstolz auf! Bleiben wir aber ruhig und fragen wir, ob es wahr ist, und wer oder was etwa daran schuld ist! Was meinen eigentlich jene Schwarzseher?

Sicher sehen sie den Rückgang unsers Standes nicht darin, daß die Zahl der Berufsgenossen abgenommen hätte. Im Gegenteil: seit 1876 hat die Zahl der Aerzte um 100 Prozent zugenommen, während die Bevölkerungszunahme nur 20 Prozent beträgt — gerade in dieser unverhältnismäßigen Zunahme sehen sie den Hauptgrund der „ärztlichen Misere“!

Ebensowenig kann davon die Rede sein, daß der ärztliche Stand in seinen Leistungen zurückgegangen sei; wieder ganz das Gegenteil! Für die Heilkunde als Ganzes, als Wissenschaft und Technik wird das kein Verständiger bestreiten. Ihre Leistungen sind heutzutage so viel größer, daß danach auch die Leistungsfähigkeit des einzelnen Arztes, der nur halbwegs genügt, bedeutend gestiegen sein muß. Außerdem wenden heute die Aerzte an ihre Ausbildung und Fortbildung mehr Fleiß und Mühe als früher, vor allem aber gehen die Aerzte heute viel zielbewußter daran, sich ihren Wirkungskreis so zu gestalten, daß sie ihre Fähigkeiten und Neigungen zur Geltung bringen; vielfach spezialisieren sie sich neben ihrer allgemeinen Praxis auf ein Lieblingsfach, auch ohne eigentlich Spezialisten zu werden.

So bleibt nur übrig, und dies ist auch hauptsächlich gemeint, daß heut der Arzt beim Publikum nicht mehr die alte Wertschätzung genießt und daß die Erwerbsverhältnisse ungünstigere geworden sind; beides hängt zusammen.

Das erste ist nicht zu leugnen, trifft aber alle Studierten, und ist für den ärztlichen Stand insofern sehr begreiflich, als früher der Arzt auch der ausschließliche Berater in allen Dingen privater und öffentlicher Hygiene war, während heute Hygieniker und Gesundheitsämter hier an seine Stelle getreten sind. Uebrigens sind auch heutzutage und auch unter denen, die nicht in der Lage sind, den Jesus Sirach in der Ursprache zu lesen, noch genug zu finden, die sein Sprüchlein: „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habest in der Not,“ zu schätzen wissen.

Die Erwerbsverhältnisse des ärztlichen Standes haben sich ganz geändert und anscheinend zu unserm Nachteile, wenigstens ist die Zufriedenheit auch von uns gewichen! Ehe ich aber auch uns unter die notleidenden Stände einreihe, erlaube ich mir die Frage: Was ist notleidend, notleidend in dem Sinne, in dem dies Wort in derartigen Diskussionen verwertet zu werden pflegt. Es wäre erst zu untersuchen, ob es sich da nicht um übertriebene Ansprüche handelt. Daß einer nicht das verdient, was er nach seinen „standesgemäßen“ Ansprüchen braucht, beweist wenig. Ich habe solche notleidende Familienväter gekannt, Männer, die ohne jede unerlaubte Neigung oder weitere besondere Ausgabenquelle bei, sagen wir 40000 Mark Einnahmen in Sorgen lebten!

Ueber die Einnahmen der früheren Aerzte habe ich keine zuverlässige An-

gaben gefunden. Im allgemeinen ging es ihnen nicht schlecht, wenn auch das „dat opes Galenus“ stets nur für seine besonderen Lieblinge galt. Auch heute geht es ihnen im allgemeinen, d. h. von jenen Lieblingen unsers Schutzpatrons ganz abgesehen, noch nicht besonders schlecht; viele Aerzte haben ein Einkommen von 10- bis 12000 Mark und darüber. Doch gibt es auch viele, die bei allem Bemühen kaum den dürftigen Lebensunterhalt für eine Familie erwerben. Wie viele, ist kaum festzustellen. In Berlin zum Beispiel gibt es eine gewaltige Zahl solcher Aerzte; doch beweist das für unsre Frage nichts, dort drängen sich die Aerzte aus den verschiedensten Gründen zusammen und zum großen Teile ohne die Absicht, sich durch ihre praktische Tätigkeit zu ernähren. Soll ich nach dem Eindrucke reden, den ich in einer vierzigjährigen Praxis im Nordosten und im Südwesten Deutschlands erworben habe, so steht es noch nicht so schlimm. So aufmerksam ich mich bei meinen ärztlichen Reisen durch das Land umgesehen habe, ich habe nur ganz vereinzelt von Kollegen zu sehen oder zu hören bekommen, die nicht einigermaßen sorgenlos leben konnten und, offen gesprochen, bei diesen schien mir fast immer etwas nicht in der Ordnung — wodurch also ihr Mißerfolg erklärt schien. Seit mehr wie fünfundzwanzig Jahren habe ich mir die Frage vorgelegt: Kennst du einen Arzt, der 1. sich normaler Anlagen erfreut, 2. seine Lehrzeit gut benutzt hat, 3. es in der Ausübung seiner ärztlichen Tätigkeit nicht an Fleiß oder Gewissenhaftigkeit fehlen ließ oder nicht an weitgehender Verständnislosigkeit für die berechtigten Ansprüche seiner Klientel litt, und dem es nicht gut gegangen, d. h. *dauernd* nicht gut gegangen wäre? Immer mußte ich mit „Nein“ antworten; und so oft ich auch diese Diskussion mit Freunden aus den verschiedensten Kreisen der Aerzte heraufbeschwor und so viel Erstaunen und Ueberraschung meine These auch hervorrief, ich habe einen beweisenden Fall nicht feststellen können — immer hat es an einem der drei Punkte gefehlt!

Wie dem nun aber auch sei — ob mit oder ohne Grund, ob ohne oder mit eignem Verschulden, auch unter den Aerzten klagen heut viele, daß sie nicht das einnehmen, was sie glauben verlangen zu dürfen und verlangen zu müssen — „notleidende Aerzte“ in diesem Sinne gibt es heut mehr wie früher, nicht nur absolut, sondern auch relativ mehr. Ob dies aber dazu berechtigt, von einem Rückgang des ärztlichen Standes zu sprechen? Ich glaube nicht: Wenn eine Stadt, selbst eine wohlhabende wie Köln in diesen letzten fünfzig Jahren von 100000 Einwohnern auf das Vierfache zugenommen hat, so sind unter diesen 400000 jetzt, auch verhältnismäßig, mehr wirtschaftlich Minderwertige, und doch wird man nicht deshalb von einem Rückgang Kölns reden.

Ich bin unsrer Frage in Ostpreußen und im Elsaß recht nachdrücklich und lange nachgegangen und glaube für diese Provinzen folgendes vertreten zu können: *Auf dem Lande* können Anfänger darauf rechnen, daß sie es bald, d. h. in zwei oder drei Jahren, auf 4000 bis 6000 Mark bringen. Dann geht es oft nur langsam weiter, und gar nicht selten kommt es schon nach wenigen Jahren zu einem Stillstand, so daß die Einnahmen über 6000 nicht steigen wollen; doch

ist eine schnelle Entwicklung der Praxis zu 12000, 15000 Mark, wenn auch entschieden eine Ausnahme, immer noch keine ganz große Seltenheit. Für die Städte sind derartige Regeln nicht aufzustellen, in einzelnen, namentlich größeren Städten drängen sich die Aerzte ohne jede Rücksicht auf den Bedarf zusammen; auch sind hier allerhand persönliche Eigenschaften (nebensächlicher Art, das Glück) viel mehr entscheidend. Mehr den Landärzten ähnlich geht es mit den Klein- und Vorstadtärzten; sie bekommen es aber nachdrücklich mit den Kassen zu tun. Bei beiden gestaltet sich dann die weitere Entwicklung ihrer Laufbahn oft so, daß sie nach einer Reihe von Jahren vom Lande in die Stadt, aus der kleineren Stadt in die größere, aus der „Vorstadt" in die „besseren Gegenden" ziehen, um sich eine bessere und bequemere Praxis zu gründen. Während der ersten Jahre müssen sie in in ihrer neuen Stellung natürlich wieder zusetzen, und daß sie dies können, beweist doch meist, daß sie in der vorhergehenden Zeit der Anfängerpraxis haben zurücklegen können.

Dies der normale Entwicklungsgang des einfachen Praktikers — wer ihn verschmäht, hat die Folgen zu tragen! Sind nun die Aussichten, die solch normaler Entwicklungsgang eröffnet, ungünstiger als in andern vergleichbaren Berufsarten Studierter? Mit den Beamten darf man den Arzt nicht vergleichen, schon wegen des Ruhegehaltes, aber wohl mit den studierten Elektrotechnikern, Chemikern u. s. w.; und da habe ich nach Umherfragen und allerhand Mitteilungen, die übrigens gar nicht leicht zu erhalten sind, den ganz bestimmten Eindruck gewonnen, daß die Aussichten bei diesen keineswegs günstiger sind!

Daß diese Herren mit ihrer Lage zufrieden sind, wäre freilich eine kühne Annahme, aber sie tragen ihr Geschick, wie sie müssen, und davon hört man nichts, daß sie ihren Stand für ihr Fortkommen verantwortlich machen! Bei uns aber geschieht das; oft erklären Aerzte sich für berechtigt zu verlangen, daß „ihr Beruf sie standesgemäß nähre", und daß die Kollegen, die gesamten Berufsgenossen sich zusammenschließen sollen, um dafür zu sorgen. Hier machen sich allerdings Ueberlieferungen aus alten besseren Zeiten bemerklich. Es gab eine Zeit, als alle Aerzte zu einer Fahne schworen. Mochte es berechtigt sein oder nicht, wir glaubten damals alle an die eine hippokratische Medizin; wir hätten sehr bös darauf reagiert, wenn es einem Kollegen eingefallen wäre, sich als Jünger der „Naturheilmethode", der „diätetisch-physikalischen Heilmethode" u. s. w. in einen Gegensatz zur legitimen Heilkunst zu setzen; die Hydrotherapeuten, die zuerst mit so etwas begannen, waren übel daran. Reklame in jeder Form war einfach ausgeschlossen, und im Verhältnis zum Publikum wurde seitens der Aerzte ängstlich jedes Hervorkehren der pekuniären Interessen gemieden.

Es wäre kindisch, diesen alten Zeiten nachzutrauern; auch sage ich nicht, daß sie „besser" waren — jedenfalls waren die Aerzte nicht besser. Auch unser Beruf mußte sich entwickeln und hat sich entwickelt, wie es die moderne Zeit verlangt. Diese Entwicklung ist eine sehr fruchtbare und also glückliche! Daß sie sich ganz und für jedermann erfreulich gestaltet hätte, wäre wohl ein Unikum! Gerade die Besten unter uns sehen mit Trauer, wie vieles von dem, was an

jenen altehrwürdigen Zierden unsers Standes: „Berufsstolz", „Berufsfreudigkeit", „Kollegialität", „Humanität", „standesgemäß", vornehm war, abzubröckeln droht.

Wir sollen und wir wollen hiervon retten, was zu retten ist — aber wir verwahren uns dagegen, daß jener altehrwürdige Begriff „standesgemäß" ganz einseitig zur Begründung sozialer Ansprüche geltend gemacht werde! Vor allem erhebe ich Einspruch dagegen, daß man so den Rückgang unsers Standes demonstriere! Es ist mein bester Trost und meine schönste Hoffnung, daß, soviel sich auch geändert hat, von einem solchen nirgends etwas zu merken ist.

II

Die Aerzteschaft von heut.

An der heutigen Aerzteschaft fällt dies besonders auf, wie sie sich in so viele verschiedene Gruppen gliedert. Die Trennung begann damit, daß man sich verschiedene sachliche Aufgaben stellte und sich hiernach zusammenschloß, also mit dem Aufkommen des Spezialistentums. — Ophthalmologen, Frauenärzte, Laryngologen u. s. w. — Daneben machen sich aber längst ökonomische Interessen mehr und mehr als maßgebend geltend; und ob nun sachliche oder persönliche Interessen vertreten werden, es geschieht dies sehr bewußt und nachdrücklich und ohne daß gegenseitig viel Rücksicht genommen wird.

Wir sind modern geworden — früher war das anders.

Vor fünfzig Jahren galt — ob mit oder ohne Recht — die Heilkunde für eine Naturwissenschaft und der Arzt für den Vertreter der fortschrittlichen naturwissenschaftlichen Richtung; hierauf und auf seiner unabhängigen Stellung beruhte das Ansehen unsers Standes. Das Studium der Medizin galt für anspruchsvoll in jedem Sinne: es dauerte länger wie das der Theologie, Philosophie (Lehrfach), war teuer und galt für „schwer". So war die medizinische Fakultät vielleicht am wenigsten die der Brotstudenten. Sehr viele von uns folgten einem inneren Beruf, oft mehr dem für Naturwissenschaften im allgemeinen; häufig traten Mediziner zu den Naturwissenschaften über; diese, wenigstens die biologischen Fächer, rekrutierten sich zu einem nicht geringen Teile aus ihren Reihen.

Heutzutage ist das Studium der Medizin das richtige Brotstudium geworden. Die Zahl derer, die es aus innerem Trieb wählen, ist geringer. An Intelligenz und Fleiß fehlt es unsern Studenten nicht, aber ich meine zu sehen, daß sie jetzt häufig vor der Zeit Philister werden. Ich sehe das Kennzeichen des Philistertums in dem Fehlen oder Erlöschen des Enthusiasmus als Triebfeder, in dem Aufgehen in der bewußten Sorge um das eigne Wohlsein. Bewußtes Geltendmachen der „Pflichten gegen sich selbst", bewußte Berechnung des für sie Förderlichen als Maxime ihres Verhaltens charakterisiert solche Jünglinge, wobei dann, wie immer bei solchem „Streben", sehr leicht Unverstand und Selbstüberschätzung die Rechnung fälschen. So schreibt mir ein selbst erst vierzigjähriger Freund, Direktor des städtischen Krankenhauses in einer Metropole am Mittelrhein, einem ausgezeichnet eingerichteten Krankenhause, und ein sehr angesehener Mann: „Jugend! Auf den

Universitäten wird es hoffentlich immer Jugend geben, bei uns an den städtischen Krankenhäusern steht es damit zurzeit recht schlecht. Man bekommt gar keine Assistenten mehr, und die wenigen, die sich dazu entschließen, stellen Bedingungen, daß man die Jugend darin nicht mehr erkennt — als seien die Herren Familienväter mit sieben Kindern, die sich versorgen wollten."

Noch bis Ende der sechziger Jahre hatte der junge Arzt — wenn er keine Assistenzarztstellung bekam, und diese waren sehr selten — wenig Wahl, er ging in die Praxis. Glaubte er es durchhalten zu können, so versuchte er es in einer größeren Stadt; dort suchte er Hausarztstellen. Wer von vornherein auf selbständige Tätigkeit in besseren Kreisen ausging, mußte lange warten können, andernfalls konnte man sich dadurch einführen, daß man sich einem der vielbeschäftigten älteren „Hausärzte" als Privatassistent anschloß. Der ältere Kollege verwendete den jüngeren zu seiner Vertretung, wobei dieser allmählich in die Praxis hineinkam. Manche führten sich als Kommunal(Armen-)ärzte ein. Wem es in der Großstadt nicht aussichtsvoll schien oder nicht gelang, dem bot sich in der Kleinstadt- und Landpraxis ein ziemlich gesicherter, aber sehr mühevoller Wirkungskreis.

Neben der eigentlich ärztlichen Tätigkeit, der Krankenbehandlung, begannen die Untersuchungen für die Lebensversicherungen ihre Rolle zu spielen. Die Beamten-(Kreisphysikats)laufbahn bot viel schlechtere Aussichten wie heute, und das Bedürfnis des Militärs an Aerzten war wenigstens für Preußen durch das „militärärztliche Bildungsinstitut" (sogenannte Pepinière und Militärakademie) ausreichend gedeckt. Verhältnismäßig wenig gesucht war damals die Tätigkeit des „Badearztes", obgleich sie gute Aussichten bot und einzelne „Badeärzte", wie zum Beispiel Seegen in Karlsbad, sich bereits einen auch in der Wissenschaft sehr geachteten Namen gemacht hatten.

Das Kommunalkrankenhauswesen lag noch ganz danieder und spielte für unser Fortkommen keine Rolle. Spezialisten im heutigen Sinne gab es erst ganz vereinzelt. Der Bedarf an solchen wurde durch die Universitäten gedeckt; auch als Konsiliarärzte wirkten fast ausschließlich die Universitätsprofessoren, in erster Linie die klinischen Professoren; medizinische Titularprofessoren, d. h. nicht der Universität zugehörige, gab es nicht.

In der so zusammengesetzten Aerzteschaft waren dazumal die zentrifugalen Tendenzen noch wenig entwickelt; sie hielt leidlich zusammen, obgleich jede Organisation fehlte. Das Vereinswesen war wenig entwickelt und diente nur der wissenschaftlich-technischen Seite unsers Berufes — „Standesfragen", Fragen des Erwerbslebens standen kaum auf der Tagesordnung.

Heut hat der ärztliche Stand in den Aerztekammern eine staatliche Organisation gefunden. In Bayern, bei meinem Verkehr in der Rheinpfalz, habe ich gesehen, wie segensreich solche staatliche Organisation wirken kann; dort sah ich die Bezirksvereine mit Nachdruck und Erfolg über der ärztlichen Standesehre und Kollegialität wachen und den sich in mehr oder minder unlauterem Wettbewerb rücksichtslos geltend machenden Egoismus energisch dämpfen; im großen und

ganzen spielt sie aber keine nennenswerte Rolle; sie beschränkt sich darauf, die schlimmsten Auswüchse des Reklamewesens, die schlimmsten Verstöße gegen die Standesehre zu ahnden — auf das Verhältnis der Aerzte zueinander und zum Publikum übt sie wenig Einfluß.

Von allergrößter Wichtigkeit sind hingegen die freiwilligen Vereine geworden. Hier tritt jetzt der Leipziger Verband als eine die gesamte Aerzteschaft umfassende Organisation auf, fast alle Aerzte Deutschlands gehören ihm an. Er dient den Aerzten bei der Wahl des Ortes für ihre Tätigkeit u. s. w. und vertritt ihre Interessen im Verkehr mit den Krankenkassen und andern Organen der öffentlichen Krankenfürsorge. Leider handelt es sich bei diesem Verkehr meist um Kampf, und es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Leipziger Verband wieder an Bedeutung verliert, wenn die gegenwärtige Kampfesstimmung einem ruhigeren Modus vivendi gewichen sein wird. Einstweilen besitzt dieser von tätigen und umsichtigen Männern geleitete Verein großen Einfluß: wenn er einmal dafür eingetreten ist, daß die Bedingungen, die eine Kasse, ein Krankenhaus ihren Aerzten bietet, unangemessene sind, so ist solche Kasse, solches Krankenhaus für jedes Mitglied des Verbandes gesperrt. Es ist die große Masse der frei praktizierenden Aerzte, besonders der Anfänger, deren Interessen dieser Leipziger Verband an erster Stelle dient — die Laufbahn dieser praktischen Aerzte geht heute durch die Kassenpraxis. Weiter sind heut neben den alten größeren Vereinen, die wie früher mehr den wissenschaftlichen und technischen Seiten der Heilkunde dienen, überall ärztliche Lokalvereine entstanden, jede Mittelstadt pflegt einen zu besitzen, und auch auf dem flachen Lande tun sich die Aerzte eines Kreises gern zu einem Kreisverein zusammen. Gerade diese Lokalvereine haben das Selbstbewußtsein der Aerzte gehoben und sie selbständiger gemacht, selbständiger vor allem der gelehrten Medizin gegenüber. Sie pflegen in diesen Vereinen auch ihre Wissenschaft, an erster Stelle aber stehen die Standesinteressen, und während man früher unter dem Vorsitz einer mehr oder minder „anerkannten Berühmtheit“ tagte, ist jetzt davon keine Rede mehr. Damit fehlen dann allerdings die — nach Goethe jedem Menschen so nötigen — Leute, die imponieren, hier und da wohl ganz, und so zeitigt jenes gesteigerte Selbstbewußtsein gelegentlich recht seltsame Blüten in den „Vereinsorganen“.

Man muß es aber unsern deutschen Aerzten nachrühmen, man muß es sehr anerkennen, daß sie es bei alledem zum Ueberwuchern eines banausischen Geistes nicht haben kommen lassen! Warum sollten sie nicht bei jeder neuen Entdeckung zuerst danach fragen, welchen praktischen Nutzen sie bringt? Das geschieht ja heut gern überall; ebenso das Nörgeln an den Vertretern der Wissenschaft! Unsre Kollegen nehmen auch heute noch eifrig jede Gelegenheit wahr, mit der Wissenschaft auf dem laufenden zu bleiben; das Fortbildungswesen blüht, und der Konsiliararzt wird weniger darüber zu klagen haben, daß den Kollegen das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Aufklärung fehlt, als darüber, daß sie für dieses Bedürfnis kritiklos, ausschweifende möchte ich sagen, Befriedigung suchen. — Bei der großen Masse unsrer Aerzte stellt auch heute noch das Gefühl, einer

wissenschaftlichen Genossenschaft anzugehören, die Grundlage ihres Standesbewußtseins dar.

Ganz verändert hat sich die Art, wie der „praktische Arzt" seine Tätigkeit ausübt. Durch die Unfall- und Invalidengesetzgebung sind ihm ganz neue umfangreiche und ernste Aufgaben erwachsen — sie sind so häufig und gründlich besprochen, daß ich auf sie nicht eingehe. Soweit die Laufbahn des Arztes durch die Kassenpraxis geht, prägt diese seinem Verhältnis zum Publikum ihren Stempel auf, und leider ist dieser nicht immer der der Friedfertigkeit und Billigkeit — von beiden Seiten. Aber auch da, wo die Einflüsse der Kassen nicht hinreichen, ist das Verhältnis zwischen Arzt und Patient gelockert. Es geht das Hand in Hand mit dem Zurücktreten der Hausärzte und trifft — leider — am schlimmsten die ärztlichen Kreise, von denen ich hier rede; sie sind es, die früher die Hausärzte stellten.

Die beamteten und die Militärärzte haben sich mehr von der großen Masse der Aerzteschaft gesondert. Ihre Zahl ist sehr gewachsen, und vom einzelnen wird viel mehr in seiner besonderen Beamtentätigkeit verlangt. Ihre Sonderinteressen sind viel mehr in den Vordergrund getreten und werden mit Bewußtsein gepflegt. Wenn auch beide der ärztlichen Praxis keineswegs entsagt haben, so lassen doch wenigstens die Militärärzte eine allgemeine „ärztliche Kollegialität" nicht mehr gelten. Beide gründen besondere Vereine, in denen medizinische Fragen ihres speziellen Interesses mit Vorliebe, aber nicht ausschließlich behandelt werden. Die Berechtigung, die Zweckmäßigkeit dieser Fachvereine ist nicht zu leugnen. Die Militärmedizin stellt in mehr wie einem Sinne eine „Spezialität" dar, und an wissenschaftlich befähigten Kräften fehlt es ihr nicht, schon deshalb nicht, weil solchen von jeher gute Aussichten geboten werden. Befähigte Assistenzärzte und jüngere Stabsärzte werden an die Universitätsinstitute als Assistenten kommandiert (die meisten Berliner Universitätskliniken haben von alters her solche Militärassistenten), und nicht wenige von ihnen gelangen auf diesem Wege in die Universitätslaufbahn; viele geachtete Lehrer an unsern deutschen, namentlich preußischen medizinischen Fakultäten sind ihn gegangen.

Die Badeärzte sind in ihrer Leistungsfähigkeit sehr gewachsen; sie treten vielfach in Konkurrenz mit den Konsiliarärzten. Sie machen ihr Spezialistentum geltend, das sich darauf gründet, daß ihnen die Heilquelle, an der sie tätig sind, bestimmte Krankheiten in großer Anzahl zuführt, und sie verlangen, als Autorität für diese Krankheiten zu gelten. An Betätigung in literarischen Arbeiten lassen sie es nicht fehlen, und wenn diese Betätigung den Zweck, dem sie hier und da dient, dann gelegentlich in Form und (Mangel an) Inhalt mehr wie erlaubt erkennen läßt, so kommt darin doch nur ein Mißbrauch zur Geltung, der auf unsern Gebieten mit literarischer Produktion auch sonst getrieben wird.

Sehr erheblich hat sich die Stellung der klinischen Universitätsprofessoren in der Praxis geändert — davon später ausführlich.

Einen ganz gewaltigen Zuwachs hat der ärztliche Stand erfahren durch die Spezialisten, die Aerzte der öffentlichen Krankenhäuser und Heilstätten und

durch die sogenannten Privatkliniken und Sanatorien — hier kann man nicht mehr von einer Entwicklung reden, hier ist eine ganz neue Welt erwachsen.

Ueber die Berechtigung des Spezialistentums kann ich hier nicht sprechen; ich sehe in seiner Entwicklung eine unvermeidliche und trotz mancher störender Auswüchse sehr segensreiche Gestaltung, und mehr als das, die Zukunft der Heilkunst. Uebrigens geht die Entwicklung des Spezialistentums, soweit sie uns hier interessiert, Hand in Hand mit der des Krankenhaus-, Heilstätten- und Sanatorienwesens, von der ich jetzt sprechen will.

Noch vor fünfzig Jahren war in Deutschland mit Krankenhäusern sehr schlecht vorgesorgt. Mit dem Bau von Kommunalirrenanstalten ging man bereits in großem Sinne vor; an allgemeinen Krankenhäusern gab es außer einigen modernen Diakonissenhäusern und andern Stiftungen fast nur das, was frühere Jahrhunderte hinterlassen hatten; die alten Kommunalkrankenhäuser waren fast ausnahmsweise in einem elenden Zustande. Heute sind wir in diesen Dingen hinter niemand zurück. Fast jede größere Stadt verfügt, von den Universitätskliniken ganz abgesehen, über glänzende moderne Krankenhäuser. Rekonvaleszentenhäuser, Volksheilstätten aller Art — für Tuberkulose gibt es deren allein bald hundert oder darüber — wachsen allerorten aus der Erde, und erstaunliche Summen werden für diese Wohlfahrtseinrichtungen ausgeworfen, wenn auch das Virchowkrankenhaus mit seinen 19 Millionen noch ein Unikum darstellt.

Mit den Privatheilanstalten ist es ähnlich gegangen: Noch vor sechzig Jahren gab es nur einige wenige äußerst einfache Kaltwasserheilanstalten, die schon aus dem Anfang des Jahrhunderts stammten. 1854 erbaute Braehmer seine Tuberkulosenheilstätte in Görbersdorf, und fast gleichzeitig entstanden einige Privatirrenheilanstalten; eine der ersten war die recht großartig angelegte von Laehrs in Zehlendorf bei Berlin. 1864 ungefähr gründete Levinstein die erste größere allgemeine Privatheilanstalt in Berlin („Maison de Santé" in Schöneberg). Heute strotzt unser Vaterland von „Privatkliniken" und „Sanatorien" für jede Krankheit, und darunter sind viele große Unternehmungen mit palastartigen Bauten!

Im Zusammenhang mit dem Krankenhauswesen ist, wie schon gesagt, das Spezialistentum gewaltig erstarkt. Die öffentlichen Krankenhäuser werden längst meist mit aufstrebenden Kräften besetzt, darunter viele aus der akademischen Laufbahn, die hier nicht schnell genug unterkamen und, des Wartens müde, vorläufig mit dem sehr lohnenden Wirkungskreis am Krankenhause zufrieden sind. Das sind meist schon „Spezialisten". Sind sie es aber nicht, so werden sie es; denn an jedem besseren öffentlichen Krankenhaus sind heute für die verschiedenen Spezialfächer besondere Krankenabteilungen mit eignen Aerzten. Für die Privatheilanstalten gilt das erst recht! Von jedem Arzte, der die Leitung einer Anstalt für irgendeine besondere Krankheit übernimmt, erwartet man mit Recht, daß er auf diesem Gebiete spezialistisch geschult ist; und wenn er es nicht ist, wird er es bald; ich sah manchen Kollegen, dessen spezialistische Ausbildung anfangs

viel zu wünschen ließ, mit seinem gut geleiteten und gut gedeihenden „Sanatorium“ schnell zu einem berühmten Spezialisten erwachsen.

Diese Privatkrankenhäuser nennen sich seit einiger Zeit mit Vorliebe Privatkliniken! Hiergegen muß einmal Einspruch erhoben werden! Es bedarf nicht der „Puppenklinik“ oder der „Hemdenklinik“, um die Unzuträglichkeiten zu zeigen, zu denen die mißbräuchliche Anwendung des Wortes Klinik geführt hat.

Das Wort Klinik diente von jeher und mehr wie fünfzig Jahre ausschließlich zur Bezeichnung der an den Universitäten für den Unterricht eingerichteten Krankenabteilungen; dazu kämen heute die für die gleichen Zwecke an den medizinischen Akademien eingerichteten — weiter gibt es keine Kliniken! Für die Bezeichnung jedes Krankenhauses, jeder Krankenabteilung, jeder Krankenpension als Klinik fehlt jede Berechtigung. Es sind die Kliniken in jenem engeren Sinne, zu deren Leitung nur solche Männer berufen werden, die ihr Fach in so besonderer Weise beherrschen, daß man ihnen den Unterricht der Studenten — die Heranbildung der Aerzte — anvertraut. Hierauf beruht die Bedeutung, die das Wort „Klinik“ für das Publikum hat! Wenn heute, sehr erfreulicherweise, auch an nichtklinischen Abteilungen befähigte Männer mit Erfolg lehren, so sind dies doch keine Kliniken, so wenig wie ein solcher Lehrer, so bedeutend er sein mag, ein klinischer Professor ist. Es ist fast komisch, zuzusehen, wie nun die richtigen „Kliniken“ sich verschämt gegen solchen Mißbrauch wehren: sie nennen sich zum Beispiel so oft wie möglich „Königliche (Großherzogliche oder Kaiserliche) Universitätsklinik“.

III

Privatkrankenhäuser, Privatabteilungen in den Kliniken und die Professoren.

Ich muß mich über die Privatheilanstalten noch weiter aussprechen! Es sind neue, aber nicht durchaus unbedenkliche Bahnen, die wir da wandeln!

Diese Privatheilanstalten stellen zum Teil Unternehmungen dar, in denen große Kapitalien angelegt sind, mit entsprechendem Betriebe. Die Leitung eines solchen Unternehmens hat einige Aehnlichkeit mit der Leitung eines Hotels, doch ist sie sicher noch viel schwieriger! Sie verlangt gewandte Geschäftsleute mit Begabung für Verwaltung und — wenn das Unternehmen gedeihen soll — auch für Reklame und einem entwickelten Sinn für Verdienst. Der leitende Arzt ist gleichzeitig der Besitzer oder es beteiligen sich mehrere Aerzte an dem Unternehmen. Ich verkenne nicht, daß dem Arzte manche Behandlung, namentlich die diätetische, sehr erleichtert wird, wenn ihm von der Verwaltung keine wirtschaftlichen Hemmungen in den Weg gelegt werden können; auch haben einige dieser Unternehmungen bahnbrechend gewirkt; man denke nur an die Kaltwasserheilanstalten und an Görbersdorf, und ich kenne keinen Fall, in dem der ärztliche Leiter einer solchen Anstalt, nachweislich, sich von Erwerbsinteressen auf Kosten seines ärztlichen Interesses und Gewissens hätte leiten lassen, und doch meine ich, daß als Regel die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen besser dem Arzte abgenommen würde. In den Diakonissenhäusern geschieht das. Sie zeigen,

daß alle Ansprüche der Aerzte, auch die an die Diät, von einer nichtärztlichen Verwaltung befriedigt werden können, ohne daß die Anstalt zu kurz zu kommen braucht; der große Diätetiker Kußmaul hat seine Kranken fast nur in solchen Anstalten behandelt.

Von den eigentlichen Privatheilanstalten, von denen ich bisher gesprochen habe, unterscheiden sich die sogenannten „Privatkliniken" der Universitätskliniker und großen Krankenhausärzte. Während bei den Privatheilanstalten der leitende Arzt auf seine Privatanstalt seine Praxis zu gründen pflegt, haben Kliniker und Krankenhausärzte ihre hauptsächliche ärztliche Tätigkeit im öffentlichen Krankenhause, und das Privatkrankenhaus dient ihnen nur für diejenigen ihrer Kranken, denen die Klinik oder das öffentliche Krankenhaus nicht paßt oder die nicht dahin passen, was mit der Honorarfrage zusammenhängt. Diese „Privatkliniken" werden nicht von den Herren, deren Praxis sie dienen, geführt, sondern sie gehen auf Rechnung irgendeines Unternehmers, der kein Arzt zu sein braucht; nur daß der Kliniker in irgendeiner Form eine gewisse Garantie für das Unternehmen leistet.

Der Spezialist mit operativer Tätigkeit kann eine „Privatabteilung" nicht entbehren; er muß die Operation selbst ausführen und will dann auch die Nachbehandlung selbst leiten. Zu beidem bedarf er einer Stelle, wo er sich selbst die Garantie für Zuverlässigkeit der Krankenpflege und für die unerläßliche Sauberkeit im Sinne der Asepsis leisten kann. Fremde Anstalten geben diese Garantie nicht jedem Operateur so zuverlässig, wie er es zu seiner Gewissensruhe braucht. Am besten finden die Operateure das, was sie brauchen, in ihren eignen Universitätskliniken oder Krankenhäusern, und so hat man denn auch in vielen solchen „Abteilungen für Privatkranke" eingerichtet.

Ich glaube, daß solche Privatabteilungen an den Kliniken und öffentlichen Krankenhäusern nicht zu entbehren sind. Das Publikum verlangt nach ihnen. Man sagt: So gut wie ein Minderbegüterter könne auch der Bessergestellte verlangen, daß ihm die Möglichkeit gegeben werde, in einem Krankenhaus behandelt zu werden, und es sei dann inhuman, von einem bessergewohnten Menschen zu verlangen, daß er, weil krank, obenein auf jede gewohnte Bequemlichkeit verzichte. Die Preise der Privatkrankenhäuser seien aber für nicht sehr gut gestellte Menschen kaum noch zu erschwingen. — So mögen Staat und Kommunen hier eintreten. Die Einrichtung der Privatabteilungen braucht aber keine opulente zu sein und sie dürfen nur einen ganz beschränkten Umfang haben, auf ein Krankenhaus von hundert Betten etwa acht Betten. Das verlangt schon die Rücksicht auf die Kosten. Denn falls nicht die Preise wieder unerschwinglich sein sollen, und wenn man die Baukosten mit in Anrechnung bringt, so kommen Staat und Kommunen mit den Privatabteilungen entfernt nicht auf ihre Kosten.

Damit die übermäßige Entwicklung dieser Privatabteilungen verhindert werde, muß zweierlei geschehen. Einmal sind sie für die Fälle zu reservieren, die der Krankenhausbehandlung wirklich bedürfen, und zweitens soll die Zahlung irgendwelchen Honorars an die Aerzte untersagt sein. Diese zweite Bedingung ist auch deshalb unerläßlich, damit nicht gesagt werde, daß die Krankenhausärzte mit den

Mitteln ihres Krankenhauses den frei praktizierenden Aerzten gewinnsüchtige Konkurrenz machten.

Für die Universitätskliniken gilt außer den beiden schon vorgetragenen einschränkenden Bedingungen noch eine folgende dritte; nur unter diesen drei Bedingungen halte ich die Privatabteilungen an Universitätskliniken für richtig. Die Universitätskliniken sind für den Unterricht da, und diesem sollen ihre Kranken dienen. Daß die Kranken hierbei keinen, auch nicht den geringsten Schaden nehmen, auch nie inhumanem Zwange unterworfen werden dürfen, ist selbstverständlich; doch muß der eine oder andre wohl einmal eine Unbequemlichkeit tragen. Im allgemeinen läßt sich bei rücksichtsvoller Behandlung jedes Aergernis vermeiden, nur darf bei den Kranken nicht das Gefühl aufkommen, daß es „entehrend sei", dem Unterricht zu dienen, z. B. in der Vorlesung! Solches Gefühl wird aber gelegentlich erweckt, wenn nur die dritte Klasse herhalten muß. Deshalb muß auch den Kranken der zweiten und ersten Klasse die Verpflichtung auferlegt werden, daß sie für die Unterrichtszwecke benutzt werden können; dafür ist der Entgelt der, daß sie kein Honorar für den Arzt zahlen.

Daß diese Grundsätze in der Klinik durchzuführen sind und daß sie für die Aufrechterhaltung eines guten Tones sehr wichtig sind, weiß ich; ich weiß auch, daß es für die Studenten und das Warteperſonal sehr bildend ist, wenn auch „Angehörige besserer Stände" in der Klinik auftreten. Begreiflicherweise ist die Neigung der Privatkranken für eine Klinik, in der sie vor dem Unterricht nicht sicher sind, nicht gar zu groß, womit dann wieder der übermäßigen Entwicklung der Privatabteilung vorgebaut ist.

Ich selbst bin innerer Mediziner, und wenn ich hier auch in erster Linie von den operierenden Spezialisten, zu denen wir nicht gehören, sprach, so gilt doch das, was ich über die Gleichstellung aller Kranken dem Unterricht gegenüber und über die Honorarfrage gesagt habe, erst recht für uns Innere; „Privatkliniken" aber sollten wir überhaupt nicht haben! Unsre Stellung in der Praxis ist eine ganz andre als die der operierenden Spezialisten. Wir brauchen nicht Spezialisten im eigentlichen Sinne zu sein! Wir sollen vielmehr die Oberinstanz bilden für all die Fälle, in denen Aerzte oder Kranke das Bedürfnis nach einer solchen haben und in denen ein spezialistisches Verfahren noch nicht beabsichtigt wird: „Archiater der Provinz" nannte uns einmal der Oberpräsident in Königsberg.

Unsre Aufgabe in solcher Eigenschaft ist eine doppelte: Wir haben dem Arzte, wenn nötig, zu helfen, und wir haben, wenn nötig, dem Kranken zu seinem Rechte — dem Arzte gegenüber — zu verhelfen. Von den Aerzten werden wir in Anspruch genommen, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen, oder wenn sie eine Deckung brauchen, von den Kranken, wenn ihnen Zweifel kommen, ob die Sache auf dem rechten Wege ist. Oft treten wir dann mit dem Arzte zu einer Beratung bei dem Kranken zusammen, aber auch wenn dies nicht geschehen kann, also unter allen Umständen, müssen wir uns mit dem Arzte in Verbindung setzen. Wir müssen seine Ansichten über den Kranken hören, uns mit ihm ver-

ständigen und uns die Gewähr verschaffen, daß die Behandlung auch wirklich genau nach unsrer Uebereinkunft geführt wird. Falls der Arzt hierzu nicht zu bringen ist, so muß dies dem Kranken eröffnet werden, damit er selbst entscheide, ob er seinem Arzt oder uns folgen will.

Oft ist es schon für die Stellung der Diagnose notwendig, den Kranken in ein Krankenhaus aufzunehmen, um ihn einige Zeit genau beobachten zu können, und deshalb muß auch die innere Klinik eine Abteilung für Privatkranke haben; doch bedarf es dafür nur weniger Betten, weil jeder solcher Kranke nur kurze Zeit in der Klinik bleibt; zur Behandlung soll der Privatkranke lieber in ein Privatkrankenhaus gehen, wo er von einem zweiten Arzte, wenn nötig, unter der Kontrolle des Konsiliarius, besorgt wird. Ein solcher Arzt, der die Behandlung im Sinne des Konsiliarius und ebensogut wie dieser durchführt, ist leider nicht immer leicht zu finden; selbstbewußte Aerzte lieben es, ihre eignen Wege zu wandeln. Dann bleibt dem Konsiliarius nichts andres übrig, als einen tüchtigen Schüler, der als Assistent ausreichend lange mit ihm zusammen gearbeitet hat und gern mit ihm weiterarbeitet, heranzuziehen. Wir selbst, die inneren Kliniker, sollen die dauernde alleinige Behandlung von Privatkranken außerhalb und innerhalb unsrer Klinik nur ganz ausnahmsweise übernehmen, sie verträgt sich schwer mit unsrer Stellung. Wir treten dadurch in eine Konkurrenz mit den Aerzten, die unser Verhältnis zu ihnen stört. Schwer ist solche Konkurrenz wahrlich nicht für den Kliniker, dessen Haupt der Nimbus wissenschaftlicher Größe umstrahlt, dem seine Stellung ein weithin sichtbares Piedestal gibt — wie wohl tut das dem Kranken, wenn ein solcher Mann ihm als Arzt zur Seite steht, ihn als Arzt dauernd überwacht und, wie es dem Arzte obliegt, bis ins kleinste Detail für ihn und seine Nöte sorgt! Meint aber solch berühmter Professor wirklich, daß das sein Beruf ist und daß er das besser macht wie der „einfache Arzt"? Solche stete und kleine Sorge für den Kranken, wie sie der Arzt üben muß, soll sein ganzes Interesse beherrschen, und ist dies bei einem rechten Kliniker dauernd möglich? Ihm liegen seine wissenschaftlichen Probleme im Kopf, ihm liegt die verantwortlichste und zeitraubendste Unterrichtstätigkeit ob, und in der Klinik liegen hundert und mehr schwere und schwierige Fälle, deren Wohl und Wehe davon abhängt, daß er sein Interesse und seine Zeit der Klinik weiht. Es wird sicher zu viel für ihn, wenn er nun auch noch die Rolle des behandelnden Arztes bei Privatkranken auf sich nimmt.

Deshalb empfindet der praktische Arzt es als einen unberechtigten Eingriff in sein Gebiet, als ein ihm angetanes Unrecht, wenn der Konsiliararzt Kranke, die ihn befragen, in seine dauernde Behandlung nimmt und sie ihm entzieht. Ich kenne Städte in unserm deutschen Vaterlande, wo die frei praktizierenden Aerzte ernstlich über die Schwierigkeit klagen, gegen die Professoren mit ihren Privatkliniken in der besseren Praxis aufzukommen.

Ich weiß sehr wohl, was ich meinen Kollegen, den Konsiliarärzten, zumute, wenn ich es als wichtig und empfehlenswert hinstelle, daß sie dauernde ärztliche

Behandlung von Privatkranken meiden sollen! Sie müssen damit auf die fortgesetzte genaue Beobachtung manches interessanten Falles verzichten! Nun, einen besonders wichtigen Fall derart mögen sie ja in der kleinen Privatabteilung ihrer Klinik oder als Außenpatienten einmal ausnahmsweise allein behandeln, im allgemeinen kann ihnen schon das Material ihrer Klinik genügen.

Ich weiß auch sehr wohl, daß ein solches Verhalten der Konsiliarien, wie ich es verlange, bei den Vornehmen gar nicht gern gesehen wird, und wer sich so verhält, wird bei ihnen schwer populär! Und da die vornehmen Kreise bei uns in Deutschland u. a. auch für die Popularität eines großen Arztes eine merkwürdig große Rolle spielen, so wird ein solcher Konsultierender es schwer zur rechten Berühmtheit bringen. Wir wollen uns damit trösten, daß wir eine andre, bessere Basis für unsern Ruhm haben als jene, auf die unsre hohen Gönner manche sehr zweifelhafte ärztliche „Größe" ohne Bedenken neben uns stellen.

IV

Aerztliche Humanität.

Sehr viel spricht man von den humanen Aufgaben des Arztes, und leider muß man oft hören, daß die Aerzte von heute inhumaner seien. In dem aber, was als Aeußerung von Humanität und Inhumanität gefordert und vorgebracht wird, zeigt sich, wie sehr jede Klarheit darüber fehlt, was eigentlich die Humanität vom Arzte verlangt.

Humanität, nicht im ursprünglichen griechischen, sondern im heutigen Sinne, ist nicht Mitleid, und Höflichkeit ist noch nicht Humanität. Ein humaner Mensch ist gern höflich, aber ein höflicher Mensch kann sehr inhuman denken, und gerade dem humanen Menschen kann die Höflichkeit sehr schwer fallen, wenn bei dem Mitmenschen das Menschliche so gar nicht ansprechen will; denn der humane Mensch will im Mitmenschen stets den „Menschen" sehen, wie er selber einer ist. Auf Mitleid hat auch das Tier Anspruch, und Aeußerungen von Mitleid kommen auch beim Tiere vor.[1]) Humanität ist die Achtung, die der Mensch seinem Mitmenschen als Menschen schlechthin schuldet; sie fordert, daß in jedem Menschen das Individuell-Menschliche nach Möglichkeit geachtet werde. Es sind vor der Humanität keineswegs alle Menschen gleich, sondern sogar sehr verschieden, und zwar nach ihrer Individualität und der daraus sich ergebenden Verschiedenheit ihrer Ansprüche — aber hiernach, nicht nach Stand und Vermögen!

---

[1]) Da das bestritten wird, gebe ich einen Beleg dafür: Als Knabe habe ich mich viel mit Taubenzucht abgegeben. Längere Zeit hatte ich unter den Insassen meines Schlages einen älteren Tauber, einen alten Witwer, wie sie unter den Tauben vorkommen, der sich nicht mehr paarte und dem andern Geschlecht wenig nachging. Er lebte ganz unauffällig unter den andern. Wenn aber ein Taubenpaar seine Jungen ungenügend fütterte oder gar verließ und diese hungrig im Neste schrien, dann kam er durch den ganzen Schlag geflogen und machte die Schreihälse aus seinem Kropfe satt. Er blieb wohl auch auf dem Neste sitzen und wärmte sie. An manchen Tagen machte er seine Runde bei allen Hungrigen!

Dem gesunden leistungsfähigen Menschen gegenüber ist man mit den Geboten der Humanität auch heute noch nicht gar so ängstlich; der noch nicht oder nicht mehr leistungsfähige, vor allem aber und unbestritten der kranke Mensch ist ihr Gegenstand, darin berührt sie sich mit dem Mitleid. So ist der Arzt der Humanität gegenüber in einer ganz besonderen Stellung: Wenn ein inhumaner Mensch schon unter allen Umständen etwas höchst Widerwärtiges ist, so ist ein inhumaner Arzt nicht auszudenken!

Dem Arzte ist größte Klarheit in Sachen der Humanität nötig, und vor allem — so überraschend dies erscheinen mag — über den Unterschied zwischen Humanität und Mitleid! Gegen die Humanität darf er nie verstoßen, seinem Mitleid muß er sehr oft und auch gerade aus Humanität Zügel anlegen, wenn er nicht schwerer Schuld verfallen will: Wie oft fühlt es der Arzt selbst als Grausamkeit, wenn er einmal dem von schwerster Atemnot oder heftigsten Schmerzen geplagten Kranken das beruhigende Morphium verweigern muß, weil es zu gefährlich ist; oder wenn er den Kranken mit seinen in gutem Glauben vorgebrachten Ansprüchen in Invaliditäts- oder Unfallsachen abweisen muß! Es ist unerläßlich, daß der Arzt sein Mitleid beherrschen lerne, und gerade für ihn ist das besonders schwer, weil die Humanität verlangt, daß er seinen Kranken stets und überall Mitleid zeige!

Gewiß, ein humaner Arzt muß dem Leidenden lebhaftes Mitgefühl entgegenbringen, das verlangt man ja von jedem Menschen und mit Recht vom Arzte noch mehr. Die besonderen, spezifischen Aeußerungen ärztlicher Humanität sehe ich aber in folgendem: Ein humaner Arzt, er mag so hochgestellt sein, wie er will, wird seiner Praxis einen demokratischen Anstrich wahren! Er wird es verstehen, ohne den berechtigten Ansprüchen der verwöhnteren Klassen wehe zu tun, auch die minderbegüterten an sich herankommen zu lassen; das ist ein Gebot der Humanität; denn es gibt unter den Minderbegüterten immer solche, die nichts schmerzlicher, die es als entwürdigend empfinden, wenn ihnen für sie selbst oder für ihre Lieben der Weg, auf dem sie das Heil zu finden hoffen, „wegen der Kosten" ein für allemal verschlossen ist.

Am Krankenbett hat der Arzt mit seiner Humanität in vielen Beziehungen einen schweren Stand; oft schon darin, daß er das, was er zu wissen glaubt — voraussieht, dem Kranken nicht sagen darf. Er darf den Kranken nur unter Zwang einer stärkeren Pflicht wissen lassen, wenn er hoffnungslos ist, und ganz gewöhnlich nicht merken lassen, wie es mit ihm steht; das wäre ein Vertrauensbruch; denn der Kranke sucht den Arzt nicht auf, um sein Todesurteil zu erfahren! Ein Vertrauensbruch, der um so schlimmer ist, wenn, wie das oft der Fall ist, das Verdikt nicht absolut feststeht. Wie an andern Stellen mit seinem Mitleid, so kommt der humane Arzt hier mit seiner Wahrheitsliebe ins Gedränge.

Als oberstes Gebot der Humanität muß, so lehrte einer der Weisesten, gelten, daß der Mensch niemals anders denn als Selbstzweck genommen werden soll; daraus folgt direkt die Unverletzlichkeit des menschlichen Körpers. Der menschliche Körper ist unverletzlich, außer unter ganz eigenartigen Verhältnissen, deren

Furchtbarkeit gerade darin beruht, daß dieses oberste Humanitätsgesetz zu gelten aufhört (Gerechtigkeitspflege, Krieg); dem Arzt, dem berufenen Hüter des menschlichen Leibes, würde es besonders schlecht anstehen, dieses Gebot leicht zu nehmen.

Der Arzt darf also den Kranken nicht zu Experimenten benutzen; der Arzt muß aber oft Mittel anwenden, deren Wirkung schwer zu berechnen ist. Wie weit darf er hier in seinem Wagemut gehen? Nihil nocere! d. h.: Vor allem darf der Arzt nicht schaden! Und es genügt nicht, wenn er sagen kann: Meinem Wissen, meiner Erfahrung nach war von meinem Verfahren kein Schaden zu erwarten, sondern er muß sich fragen, wie weit sein Wissen geht, wie weit seine Erfahrung reicht. Er hat dies bei seiner Ueberlegung, ob die Gefahr, zu schaden, größer ist, wenn er den Eingriff unternimmt, wie wenn er ihn unterläßt, gewissenhaft mit in Ansatz zu bringen, und wenn er zu keinem klaren Resultate kommt, so hat er den Eingriff zu unterlassen und die Entscheidung an andrer Stelle zu suchen.

Wie stehen nun die Aerzte von heute der Humanität gegenüber? Besser als früher oder schlechter? Da, wie niemand bestreiten dürfte, die Menschheit heute humaner denkt, so wäre die Frage besser so zu stellen: Ist die besondere Erziehung der Aerzte und die Art ihrer Tätigkeit heute mehr wie früher geeignet, humane oder inhumane Neigungen großzuziehen?

Das Geschäftliche, die Erwerbsfrage wird heute von den Aerzten viel unbedenklicher, vorurteilsfreier behandelt wie früher. Ich sehe hierin wohl Bedenken, aber noch keineswegs ein Zeichen geringerer Humanität. Auch heute noch, wo längst der Zwang, jeden Kranken zu behandeln, fehlt, läßt es der Arzt doch gern für seine Pflicht gelten, daß er dann, wenn wirklich augenblickliche ärztliche Hilfe not tut, diese nicht versagt, ohne nach dem Honorar zu fragen; auch müßte erst nachgewiesen werden, daß die Aerzte sich heute härter beim Eintreiben der Honorare von armen Kranken zeigen.

Daß heute mehr an Kranken experimentiert wird, will ich nicht leugnen, weil es mehr zu experimentieren gibt. Doch nicht im eigentlichen schlimmen Sinne, sondern zu Zwecken der Diagnose, also im Interesse des Kranken selbst, und nur so weit, als man sich sicher glaubt, ihm nicht zu schaden; wer sich bewußt über diese Rücksichten wegsetzt, darf heute so wenig wie früher auf Billigung rechnen. Gegeben hat es Fanatiker des Wissens zu allen Zeiten — gewalttätige Enthusiasten, denen nur dann verziehen werden kann, wenn ihr Enthusiasmus ihre eigne Person so wenig schont wie die andern, und dieser Milderungsgrund darf unsern Fanatikern des Wissens von heute zugebilligt werden.

Viel weniger einfach ist die Sache mit dem Nil nocere in der Therapie. Hier ist der Standpunkt des modernen Arztes so viel schwieriger, die Verlockung, durch nicht genügend überlegte Eingriffe zu schaden, um so größer, als die moderne Medizin über viel mehr und wirksamere Eingriffe gebietet; vor allem die Operationen! Viele Krankheiten, an deren operative Behandlung man noch

vor fünfundzwanzig Jahren kaum dachte, verlangen häufig die Operation, und diese ist meist nicht ohne Gefahr, und, um ehrlich zu sein, wenn heute auch zahlreiche Menschenleben dem Tode durch die Operation entrissen werden, so mag doch auch einmal ein Kranker durch die Operation sterben, der hätte gesund werden können. Ich leugne auch nicht, daß es Chirurgen geben kann, die Operationen als wenig gefährlich hinstellen und empfehlen, die viel gefährlicher als empfehlenswert sind, und es ist kein Zweifel, daß kenntnisarme und unerfahrene Aerzte und Waghälse durch solche leichtsinnigen Chirurgen verführt werden können. Auch habe ich selbst oft genug von dem einen oder andern chirurgischen Kollegen den Vorwurf ertragen müssen, daß ich „den Kranken früher hätte zur Operation bringen sollen", um mitzufühlen, wie schwer solcher Vorwurf trifft und wie leicht die Furcht davor dazu führen kann, den Chirurgen lieber (zu) früh heranzuziehen. An dieser Verlockung zur Waghalsigkeit litten wir früher viel weniger; auch früher aber wurde gern operiert! Man denke nur an die Selbstverständlichkeit, mit der man noch vor fünfzig Jahren und viel später „zur Ader ließ", an die Leichtigkeit, mit der man sich zu Amputationen entschloß! Das waren damals nicht ungefährliche Operationen. Bei dem Fehlen jeder Asepsis war selbst der Aderlaß nicht ungefährlich, und die Aerzte wußten das! Wenn der Wagemut einzelner Aerzte zu weit geht, so hat man es darin mit einer menschlichen Eigenschaft zu tun, die nicht von uns, der medizinischen Wissenschaft, sondern von dem Laienpublikum, dem solche Waghälse im ganzen nicht unsympathisch sind, großgezogen wird. Die wissenschaftliche Medizin wendet heute viel mehr Kritik und rechtschaffene Arbeit wie früher an die entscheidende Frage: wie das Verhältnis von Nutzen zu Gefahr bei diesen Eingriffen ist, und die operierenden Disziplinen beteiligen sich eifrigst und ehrlich an solcher Arbeit.

Steter Verführung zu leichtsinnigem Handeln unterliegt der moderne Arzt durch die massenhaft angepriesenen inneren Mittel, und daß hier gegen das Nil nocere gesündigt wird, ist klar. Freilich — gerade von den wirksamsten und gefährlichsten Mitteln stammen viele aus älterer Zeit; und wenn man für jene alten Aerzte, die hier und da wohl einmal bös mit ihnen gehaust haben, die Entschuldigung der „bona fides" gelten läßt, so sehe ich keinen Grund, diese Rechtfertigung den Aerzten von heute vorzuenthalten, falls sie einmal im Uebereifer sündigen! Sicher ist dies: Um so viel besser uns heute die Wirkung unsrer Mittel bekannt ist, um so vorsichtiger gehen wir mit ihnen um, um so bewußter und strenger halten wir darauf, daß auch da die Gefahr vermieden werde, wo wir kühner geworden sind; ich denke zum Beispiel an das Einspritzen mancher Mittel direkt in die Blutgefäße.

Alles in allem: Die Indikationsstellung für die Operation und die neuen Mittel, sie machen dem modernen Arzte das Leben schwer genug! Sie stellen ihn fortwährend vor die schwierigste Aufgabe. Wie sein Wissen, so geht auch seine Verantwortlichkeit heute viel weiter, und mit Recht darf man ihn immer wieder nachdrücklichst erinnern, daß er sich stets der Humanitätspflichten bewußt bleibe. So schwer es ihr aber auch gemacht wird, am „Nil nocere" streng

festzuhalten — daß die moderne Medizin der Humanität untreu werde, läßt sich auch hier nicht zeigen!

An zwei Stellen geht aber unsre ärztliche Humanität leicht in die Brüche. Einmal sind heute die Aerzte, besonders die jüngeren, viel schneller und oft zu schnell bei der Hand, dem Kranken die Wahrheit über seinen Zustand zu sagen. Wer sollte nicht überall für die Wahrheit sein! Ich habe ja schon gesagt, wie peinlich es ist, wenn man sich an ihr vorbeidrücken muß. Aber — wenn irgendwo, dann ist hier die skeptische Frage des Pilatus am Platze. Noch einmal muß ich es betonen: Auch der erfahrenste Arzt kann nur selten sicher sagen, daß und wann der Kranke an seiner Krankheit sterben muß, daß nichts mehr zu machen ist. Experto credas! Die „Prognose" ist die schwerste Kunst des Arztes!

Der Vertrauensbruch, den solch „offenes Urteil" darstellt, geschieht übrigens häufig weniger der Wahrheit als der Ueberschätzung des eignen Wissens zuliebe. Dann ist eine solche „Ehrlichkeit" gewiß eine schlimme Inhumanität.

Schlimm sind die Folgen des Zuviel an Humanität, an mißverstandener Humanität; sie macht sich heute mehr wie früher breit. Wenn auch Humanität die Achtung vor dem Menschen mit seinen menschlichen Neigungen und Wünschen, selbst seinen Schwächen ist, so darf sie doch nicht so weit gehen, daß wir das Nil nocere darüber vergessen! Der Kranke möchte alles versuchen, was helfen könnte, d. h. was irgendwer empfiehlt. Wie weit soll der Arzt seinem Wunsche folgen? Jedenfalls nicht so weit, als dies heute geschieht, sondern nur so weit, als er die Verantwortung übernehmen kann, daß dadurch kein Schaden geschieht; und das ist gar nicht weit. Wir wollen ganz davon absehen, daß durch solche Versuche unersetzliche Zeit verloren wird, aber unter all dem Neuen und Alten, was versucht werden soll, weil es für harmlos gilt, läuft viel mit unter, was gar nicht harmlos ist! Die Aerzte sollten gerade in dieser Beziehung viel strenger sein, als solche Hyperhumanität ihnen zumutet. Das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit soll so weit gehen, daß sie nichts gestatten, kein Heilmittel und kein Heilverfahren, über dessen Wirkung und Unschädlichkeit sie nicht sicher unterrichtet sind. Daß der Arzt nichts „Besseres mehr weiß", berechtigt ihn nicht, etwas zu versuchen, wovon er kein genügendes Wissen hat.

In der Erziehung der Mediziner, im Universitätsunterricht spielt heute die „Therapie" eine viel größere Rolle als vor etwa fünfzig Jahren; dies ist insofern selbstverständlich, als damals unser therapeutisches Können weit geringer war. Auch war das die Zeit, als die medizinische Diagnostik soeben erst auf die Grundlage der pathologischen Anatomie und der großen Laënnecschen Entdeckung (der Auskultation) gestellt worden war. Es galt, unsrer Heilkunde in ihr neues, modernes Gewand zu helfen, und hierzu gehörte vor allem auch dies, daß in der Therapie mit dem traurigen Wuste aus alter Zeit aufgeräumt wurde; daher die zeitweilig mehr negative Richtung. Daß uns aber früher die Therapie, die

Behandlung und Heilung unsrer Kranken weniger am Herzen gelegen hätte, muß ich für mich und die (Berliner) Schule, aus der ich stamme, nachdrücklichst in Abrede stellen. Wenn an andern Stellen klinische Lehrer die Therapie vernachlässigten, so dürfte das persönliche Gründe gehabt haben. Schönlein, Traube, Jos. Meyer in Berlin waren nichts weniger wie therapeutische Nihilisten, und auch Frerichs hat sich wenigstens in seinen klinischen Vorlesungen, solange ich ihn hörte, keineswegs als solcher gegeben.

Heutzutage gehört es zum guten Ton für den akademischen Lehrer und für den Arzt, wo er sich öffentlich vernehmen läßt, zu versichern, daß des Arztes Aufgabe das Heilen ist; daß das Heilen das Endziel unsrer Bestrebungen ist! Das ist gewiß richtig, so richtig und anerkannt, daß ich keinen Grund sehe, weshalb man es immer wieder beteuern müßte. Falls die (ärztliche) Zuhörerschaft daran erinnert werden soll, daß sie ihre humanen Aufgaben nie aus den Augen verliere, wäre es vielleicht besser, zu sagen: der Arzt soll sich stets der besonderen und schweren Pflichten bewußt bleiben, die ihm der Kampf mit der Krankheit auferlegt, deren schwerste oft die ist, daß er seinem heißen Wunsche, dem Kranken zu helfen, all seinen Wünschen zu genügen, daß er seinem Mitleid *nicht* folgen darf.

Ich glaube nicht, daß in solchen Dingen das Reden, das Predigen viel nutzt, wenigstens nicht in Vorlesungen, wo die Zuhörer lernen wollen, was man weiß. Humanität, ärztliche Humanität ist kein Lehrgegenstand an medizinischen Fakultäten, aber humane Aerzte soll man bilden durch das Beispiel. Jeder klinische Unterricht läßt sich so gestalten, daß hierzu eindringliche Gelegenheit ist.

Auch von der „psychischen Behandlung" (sie gehört hierher!) darf man sagen, daß heutzutage in medizinischen Programmreden sehr gewöhnlich Mißbrauch mit ihr getrieben wird. Die wunderbare Gabe, dem Kranken durch ein gutes Wort, durch die bloße Erscheinung wohlzutun, ist jedem Arzte von Herzen zu wünschen, und jedem Kranken ein Arzt, der sie besitzt. Wer aber diese große Gabe hat, dem braucht man nicht zu sagen, daß er sie übe! Und ob sie sich überhaupt lehren läßt? Vielleicht, wieder durch das Beispiel.

Sie setzt voraus, daß der Arzt sicher und ruhig in seinem Berufe, überhaupt leidenschaftslos dem Kranken gegenübertritt; deshalb ist sie viel häufiger bei älteren Aerzten wie bei jüngeren, die noch in Eifer und Unruhe an sich selbst arbeiten. Ob diese Sicherheit des ärztlichen Bewußtseins berechtigt ist oder nicht, macht wenig aus, diese große Eigenschaft des Arztes ist nicht immer von seinem ärztlichen Wissen und Können abhängig; auch verträgt sie sich mit den verschiedenartigsten Charakteren und Weltanschauungen, auch mit Inhumanität.

Eine ernste Aufgabe für den Arzt und gelegentlich die wichtigste ist die Sorge für eine psychisch gesunde Umgebung des Kranken, für das psychische Milieu; davon läßt sich allerdings viel lehren und lernen. Weiter lasse man die Psychotherapie als Lehrgegenstand lieber auf sich beruhen; schon das viele Reden von ihr führt ganz gewöhnlich zu den gröbsten Mißverständnissen. Die Erfahrungen

mit der „Suggestivbehandlung" sind wenig verlockend. — Gewiß, auch ein geschickter Bergführer bringt „seinen Herrn", ehe es ernst wird, durch Zureden vorwärts; doch glaube ich nicht, daß es Anklang finden würde, wenn man den Wert dieser Führer und Helfer in der Gefahr danach bemessen wollte, ob sie Begabung für solche „Suggestivbehandlung" besitzen.

Zu den kriegsrechtlichen Aufgaben der Haager Friedenskonferenz

Von

Prof. Otfried Nippold (Bern)

Wenn die Fortbildung des völkerrechtlichen Verfahrens, der Schiedsgerichtsbarkeit, des Vermittlungsrechts und des Untersuchungsverfahrens, als der wichtigste Teil der Aufgaben der Haager Konferenzen erscheint, auf den für die Zukunft entschieden das Hauptgewicht zu legen sein wird, so erscheinen dafür die kriegsrechtlichen Aufgaben, namentlich im Hinblick auf das Programm der jetzt bevorstehenden zweiten Konferenz, als die umfangreicheren, ja es harrt hier der Beratungen ein so gewaltiges völkerrechtliches Material, daß man in der Tat gespannt sein muß, ob es der Konferenz gelingen wird, dasselbe auch nur einigermaßen vollständig zu verarbeiten. Gelingt es ihr nicht nach allen Richtungen — nun, so darf man deshalb auch noch nicht an dem Ziele verzweifeln, denn die Haager Konferenzen stehen ja unter dem Zeichen der Periodizität und Kontinuität, und was die eine von ihnen daher nicht zu schaffen vermag, das bleibt der, respektive den andern vorbehalten. Die Parole für die Fortbildung des Völkerrechts kann ja überhaupt nur „allmähliche Entwicklung" lauten.

Das Gesagte gilt von dem kriegsrechtlichen Teile des Haager Programms nicht minder, als von dem friedensrechtlichen. In dem letzteren ist diesmal zum Beispiel das Vermittlungsrecht anscheinend nicht berücksichtigt, während für die Zukunft gerade an dieses, die Schiedsgerichtsbarkeit ergänzende, Verfahren große Hoffnungen sich knüpfen. Und im Kriegsrecht wird insbesondere das Seekriegsrecht den Konferenzmitgliedern einige so harte Nüsse zu knacken aufgeben, daß es aller Anerkennung wert sein wird, wenn sie wenigstens mit einem Teile derselben fertig werden. Während das Landkriegsrecht heute zum Teil bereits unter Dach gebracht ist, handelt es sich beim Seekriegsrecht um nicht mehr und nicht weniger, als um die Schaffung einer vollständig neuen Konvention, und das angesichts von sehr divergierenden Meinungen in den einzelnen Ländern.

Dabei kann man aber wohl heute nicht mehr im Zweifel sein, daß dem See-

kriegsrecht für die Zukunft eine verhältnismäßig viel größere praktische Bedeutung beizulegen sein dürfte wie dem Landkriegsrecht. Ich habe an andrer Stelle näher ausgeführt, daß die weitaus überwiegende Anzahl der heutigen völkerrechtlichen Streitigkeiten den Charakter von Rechtsstreitigkeiten trägt, indem der moderne Kulturstaat die Ansprüche, die er geltend macht, regelmäßig auch rechtlich zu begründen suchen wird. Diese Rechtsstreite werden natürlich auch regelmäßig im Rechtswege beigelegt. Die Anwendung der Selbsthilfe kommt hier ernstlich überhaupt gar nicht in Frage. Kriegsmöglichkeiten bezw. Kriegseventualitäten bieten sich im allgemeinen erst da, wo ernstliche Interessenkonflikte vorliegen, die sich der rechtlichen Beurteilung zu entziehen scheinen. Wo wir nun solchen bloßen Interessenkonflikten heute noch am ehesten begegnen — sie machen unter der Gesamtzahl der ja alljährlich vorkommenden Streitfälle in Wirklichkeit einen geradezu verschwindenden Prozentsatz aus —, das ist in kolonialen Angelegenheiten, sowie in überseeischen Ländern. Insoweit daher heute und in Zukunft noch damit zu rechnen ist, daß Völkerstreitigkeiten sich zu Kriegen auswachsen, dürften diese Kriege sich im wesentlichen auf dem Wasser abspielen. Der Schauplatz der künftigen Weltkriege dürfte weit eher im Stillen Ozean zu suchen sein, als auf unserm europäischen Kontinent. Daraus ergibt sich nun ohne weiteres die Bedeutung, die gerade einer Regelung des Seekriegsrechts zukommt, das leider heute — dank der namentlich von England gegenüber jedem Rechtsfortschritt ausgeübten Opposition — gegenüber allen andern völkerrechtlichen Materien sich in einem gewaltigen Rückstande befindet, und man wird daher sagen dürfen, daß, wenn die zweite Konferenz auch manches für das Völkerrecht erstrebenswerte Ziel noch nicht erreichen, sondern ihren Nachfolgerinnen vererben sollte, sie doch dann schon ein bemerkenswertes Ergebnis zu verzeichnen haben wird, wenn es ihr gelingt, über die Grundlagen einer Seekriegsrechtskonvention einig zu werden.

Ueberblicken wir die kriegsrechtlichen Aufgaben im ganzen, so werden wir finden, daß diese, ähnlich wie im Friedensrecht, sich insbesondere nach zwei Richtungen hin bewegen. Im Friedensrecht bedurfte es einer Regelung sowohl des Verhaltens der Streitteile, wie auch der dritten, neutralen Mächte, angesichts von völkerrechtlichen Konflikten. Die Haager Konvention hat denn auch nach beiden Richtungen hin Bestimmungen getroffen: sie hat den Streitteilen gewisse Verpflichtungen auferlegt, aber sie hat auch den Neutralen ein Recht, ja sogar eine moralische Pflicht zuerkannt, in gewissen Fällen einzuschreiten. In dem weiteren Ausbau dieser Pflichten der neutralen Mächte dürfte für die Zukunft die Hauptaufgabe für die Weiterentwicklung des Völkerrechts gelegen sein. Ganz ähnlich verhält es sich nun auch im Kriegsrecht. Auch hier ist eine Regelung nicht nur des Verhaltens der Kriegführenden, sondern ebensosehr der Neutralen geboten, ja eine Festlegung der Rechte und Pflichten der Neutralen wird in vielen Beziehungen als die weitaus dringlichere Aufgabe erscheinen.

Was nun zunächst das Landkriegsrecht anlangt, so sieht das russische

Programm vor, daß die darauf bezügliche Konvention[1]) ergänzt und daß ihren Bestimmungen, um jegliche Zweifel zu beseitigen, eine größere Bestimmtheit verliehen werde. Das Programm erwähnt speziell als solche Punkte: die Eröffnung der kriegerischen Operationen, die Rechte der Neutralen zu Lande, die Deklarationen vom Jahre 1899.

Was den ersten dieser Punkte anlangt, so kann über die Wünschbarkeit seiner völkerrechtlichen Fixierung kaum ein Zweifel bestehen. Man kann sich höchstens darüber wundern, daß das Völkerrecht nicht schon längst diese Frage zu einem Abschlusse gebracht hatte. Das Postulat, daß der Eröffnung der kriegerischen Operationen kraft Völkerrechtssatzes eine Kriegserklärung vorherzugehen habe, rechtfertigt sich von selbst. Uebereinstimmend hat zum Beispiel auch das „Institut de Droit International" in Genf 1906 eine Resolution angenommen, wonach es als den Forderungen von Treu und Glauben und dem gemeinsamen Interesse aller Völker entsprechend bezeichnet wird, daß Feindseligkeiten nicht beginnen dürfen, ohne daß vorher eine Ankündigung in Form einer Kriegserklärung oder eines Ultimatums erfolgt, und daß die Feindseligkeiten erst nach Ablauf einer gewissen Frist beginnen dürfen.

Die Regelung der Rechte der Neutralen zu Lande ist ein Wunsch, den schon die erste Haager Konferenz ausgesprochen hat. Die geltende Konvention regelt nur einige wenige Fragen des Neutralitätsrechts, nämlich die Frage der Festhaltung übergetretener Truppen auf neutralem Gebiet, die Durchfahrt der Verwundeten durch neutrales Gebiet und die Unterbringung der Verwundeten auf neutralem Gebiet (Art. 57 bis 59 der Konvention). Im übrigen aber hat man sich im Jahre 1899 darauf beschränkt, den „Wunsch" zu äußern, daß die Frage des Ausbaues des Neutralitätsrechts einer späteren Konferenz zur Prüfung überwiesen werde. Wird er diesmal in Erfüllung gehen? Eine Kodifikation des Neutralitätsrechts ist keine kleine Aufgabe. Die Materie ist ebenso wichtig, wie sie reich ist an Kontroversen, vom Neutralitätsrecht im Seekriege noch gar nicht zu reden, wo die zu besiegenden Schwierigkeiten noch bedeutend größere sind.

Die drei Deklarationen vom Jahre 1899, deren Ergänzung geplant ist, betreffen das Verbot des Werfens von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf andern ähnlichen neuen Wegen; das Verbot, solche Geschosse zu verwenden, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten; das Verbot, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder platt drücken, derart, wie die Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist. Es ist auf diesem Gebiete naturgemäß schwer, rechtliche Grundsätze von allgemeiner, von dauernder Gültigkeit und Bedeutung aufzustellen. Meurer hat

---

[1]) Die Landkriegskonvention war bisher von der Schweiz und von China nicht unterzeichnet. Der Schweizerische Bundesrat hat den nachträglichen Beitritt der Bundesversammlung aber nunmehr in Vorschlag gebracht.

nicht unrecht, wenn er sagt, daß man die völkerrechtliche Bedeutung der Waffenhumanisierung wohl vielfach überschätzt habe: „Der Krieg ist und bleibt seinem ganzen Wesen nach ein grausames Handwerk, der deshalb auch grausame Wunden schlägt." In der Landkriegskonvention selbst sind die Mittel zur Schädigung des Feindes ebenfalls behandelt (Art. 22 fg.). Ob und inwieweit hier rechtliche Grenzen zu ziehen sind, bezw. ob und inwieweit die jetzt gezogenen Grenzen einer Abänderung bedürftig sind, darüber dürften die Ansichten im Haag wohl auch diesmal wiederum geteilt sein. Wenn man im Völkerrecht auch von jeher zwischen erlaubten und unerlaubten Kriegsmitteln zu unterscheiden gesucht hat, so ist es anderseits eben doch klar, daß der Krieg die Anwendung von Gewalt und List nun einmal mit sich bringt. Eine noch mehr ins einzelne gehende, ein für allemal gültige Grenze, als die in der jetzigen Konvention gegebene, dürfte sich daher wohl kaum ziehen lassen, um so weniger, als gerade auf diesem Gebiete auch stets neue Wünsche nach Verboten auftauchen werden, je mehr die Technik fortschreitet. Die Aufgabe kann daher hier nur die sein, konkrete Verbote gegenüber allen Auswüchsen, die über das Maß des „Erlaubten" hinauszugehen scheinen, aufzustellen, Auswüchse, wie sie fast in jedem Kriege in neuen Formen auftauchen und wie sie gerade im russisch-japanischen Krieg neuerdings zutage getreten sind. Im übrigen aber wird das Völkerrecht hier seine Ohnmacht wohl ohne weiteres zuzugestehen haben, sobald es sich darum handeln sollte, über die jetzigen allgemeinen Grundsätze in der Konvention hinauszugelangen.

Mit Bezug auf das Seekriegsrecht betont die russische Einladung, es liege die Notwendigkeit vor, bestimmte Regeln festzustellen, um die Rechte der Kriegführenden mit den Interessen der Neutralen in Einklang zu setzen; in diesen Fragen sei es notwendig, eine Konvention zu vereinbaren, deren Ausarbeitung als eine der wichtigsten Aufgaben der bevorstehenden Konferenz zu behandeln wäre. Das Programm zählt daher als weiteres Traktandum für die Konferenz auf: Die Vereinbarung einer Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Seekriegs in folgenden Fragen:

Die besonderen Operationen des Seekrieges, wie: das Bombardement von Häfen, Städten und Ansiedlungen durch Marinestreitkräfte, das Legen von Minen u. s. w.;

die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsfahrzeuge;

das Privateigentum der Kriegführenden auf See;

die Vergünstigungsfrist für den Auslauf der Handelsschiffe aus den neutralen und feindlichen Häfen nach der Eröffnung der Feindseligkeiten;

die Rechte und Pflichten der Neutralen auf See, u. a. die Fragen über die Konterbande, die Lage der Schiffe der Kriegführenden in den neutralen Häfen, die Vernichtung der als Prisen aufgebrachten Handelsschiffe im Fall äußerster Notwendigkeit.

Ferner könnten dem Programm zufolge in die projektierte Konvention diejenigen Dispositionen des Landkriegs aufgenommen werden, die gleich-

zeitig auf den Seekrieg anwendbar sind — eine Anregung, die aller Beachtung wert ist.

Wir sehen also, es ist ein außerordentlich großes und schwieriges Gebiet für die konferenzielle Behandlung, das da vorliegt, und man wird den Staatenvertretern im Haag aufrichtig gratulieren dürfen, wenn ihnen wirklich eine Lösung aller dieser Fragen gelingen sollte. Wie wird sich namentlich England zu diesen Fragen stellen? Wird es hier, wo es sich um an sich durchaus realisierbare Aufgaben handelt, diesmal positiv mitarbeiten? Oder wird es in seiner alten ablehnenden Haltung verharren?

Der erste von den aufgeführten Punkten, die Bombardementsfrage, hatte bereits der ersten Konferenz Veranlassung gegeben, den „Wunsch" auszusprechen, „que la proposition de régler la question du bombardement des ports, villes et villages par une force navale soit renvoyée à l'examen d'une conférence ultérieure".

Ein ganz besonderes Interesse dürfte die Regelung der Frage des Minenlegens hervorrufen, die ja neuerdings aktuelles Interesse gewonnen hat, indem die Unzuträglichkeit der bisherigen Rechtslage mit Bezug auf diesen Gegenstand im russisch-japanischen Krieg so recht ad oculos demonstriert worden ist. Es liegen denn in dieser Beziehung auch Resolutionen sowohl des „Institut de Droit International", als der „International Law Association" vom Jahre 1906 vor, die sich für ein Verbot des Minenlegens im offenen Meer aussprechen. von Martitz hat sich bei der Sitzung der letzteren Gesellschaft dahin ausgesprochen, daß die Neutralen berechtigt seien, ihr Küstengewässer durch Minen gegen eine etwaige Verletzung ihrer Neutralität zu sichern; anderseits sei der kriegführende Staat schadenersatzpflichtig, wenn neutrale Schiffe durch Seeminen beschädigt werden, die aus den Territorialgewässern ins offene Meer treiben. Er fordert für die festen Minen die Beobachtung einer Zone (18 Kilometer) neben der Anerkennung der Schadenersatzpflicht. Diese Frage bedarf jedenfalls dringend der völkerrechtlichen Regelung. Wenn man die Minen als „erlaubte Kriegsmittel" überhaupt gelten lassen will, so dürfen doch keinesfalls die Interessen der Neutralen durch sie gefährdet erscheinen. Die Legung von freitreibenden Minen sollte daher unter allen Umständen völkerrechtlich untersagt werden, ganz abgesehen von der Entschädigungsfrage. Die Minenfrage erscheint sonach in erster Linie auch als eine der zurzeit brennendsten Fragen des Neutralitätsrechts.

Auch die Frage der Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsfahrzeuge hat neuerdings aktuelles Interesse gewonnen.

Schwieriger noch und dringlicher erscheint das folgende Traktandum, das ein altes Lieblingsthema der Völkerrechtstheorie darstellt, dessen praktische Lösung aber allen Anstrengungen zum Trotz an dem Widerstande Englands bisher gescheitert ist: die Frage des Privateigentums der Kriegführenden zur See! Es sind über dieses Thema schon Ströme von Tinte vergossen worden. Die Frage hat bereits ihre eigne Geschichte, auf die hier nicht zurückzukommen ist.

Ich erinnere nur an die Anstrengungen, die das „Institut de Droit International" in dieser Beziehung gemacht hat. Die „International Law Association" hat die Frage der „Exemtion des Privateigentums auf hoher See" noch im Jahre 1906 behandelt. Im Jahre 1899 gehörte sie im Haag aber noch zu den intangibeln. Die Konferenz mußte sich auf den platonischen Wunsch beschränken, „que la proposition tendant à déclarer l'inviolabilité de la propriété privée dans la guerre sur mer soit renvoyée à l'examen d'une conférence ultérieure". Damit ist immerhin der künftigen Entwicklung die Richtung gewiesen, und man muß nun hoffen, daß England sich der „communis opinio gentium" seinerseits auch einmal unterordnen werde, und zwar in seinem eigensten Interesse. Eine Erweiterung der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 in diesem Sinne sollte heute, nach fünfzig Jahren, doch im Gebiete des Erreichbaren gelegen sein!

Ebenfalls als von aktueller Bedeutung hat sich die Frage der Vergünstigungsfrist für den Auslauf der Handelsschiffe aus den neutralen und feindlichen Häfen nach der Eröffnung der Feindseligkeiten erwiesen.

Es werden dann als weitere Programmpunkte die Rechte und Pflichten der Neutralen zur See aufgeführt, die übrigens auch schon durch die früheren Programmpunkte zum Teil berührt werden. Doch bietet das Neutralitätsrecht daneben noch eine ganze Reihe von schwerwiegenden Problemen, unter denen namentlich die Fragen, die mit der Konterbande zusammenhängen, zu lebhaften Kontroversen geführt haben. Auch hier hat das „Institut de Droit International" bereits wirksam vorgearbeitet, so daß eine Klärung der betreffenden Rechtsfragen bei aller vorhandenen Schwierigkeit doch erhofft werden darf. Im Interesse des Handels der neutralen Mächte ist es unbedingt geboten, daß dem Begriff der Konterbande möglichst feste Grenzen gezogen werden, sei es nun, daß man dazu gelangt, diesen Begriff positiv festzustellen oder wenigstens, seine Anrufung negativ zu limitieren.

Mit den Rechten der Neutralen zur See hat sich, wie gesagt, auch die „International Law Association" in ihrer Sitzung von 1906 befaßt. Es wurde damals insbesondere noch gefordert, daß regelmäßig verkehrende Postschiffe nicht beschlagnahmt werden dürfen und daß das Durchsuchungsrecht nur von besonders dazu bestimmten Schiffen der Kriegführenden ausgeübt werden darf. Auch wurde die Abschaffung des Rechts auf Durchsuchung neutraler Schiffe sowie der Handelsblockaden angeregt. Jedem neutralen Schiff solle ein Neutralitätsausweis beigegeben und das Recht der Kriegführenden auf Feststellung der Neutralität beschränkt werden.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier aller der sonst noch geäußerten „Wünsche" gedenken wollte. Es gehören dazu zum Beispiel die Fragen der Beschränkung des Kriegsschauplatzes, der Behandlung der Post in den neutralen Häfen, der Ausrüstung von Kriegsschiffen oder Geschwadern in neutralen Häfen, der Unterseeboote, Rammschiffe, des Schutzes der unterseeischen Kabel u. s. w.

Ein ganzes eignes Kapitel bildet sodann die Frage der Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg, die bereits im Jahre 1899 unter den Haager „Wünschen" figurierte, auf die ich aber an dieser Stelle nicht eintreten will.

In das Gebiet des Seeneutralitätsrechts gehören ferner die Fragen über die Lage der Schiffe der Kriegführenden in den neutralen Häfen und die Vernichtung der als Prisen aufgebrachten Handelsschiffe im Falle äußerster Not. Auch in diesen Fragen haben die letzten Jahre zur Evidenz gezeigt, wie dringend eine rechtliche Regelung erwünscht ist.

Blicken wir nun auf alle diese Verhandlungsgegenstände zurück, so sehen wir, daß alte und neue Wünsche in dem Haager Programm zusammentreffen. Die zweite Konferenz hat verschiedene Vermächtnisse von der ersten übernommen, und sie will diesen nach Möglichkeit gerecht werden. Daneben aber haben die letzten Jahre eine ganze Reihe neuer Wünsche gezeitigt.

Und so dürfte es auch in Zukunft weiter bleiben! Es wird den Haager Konferenzen niemals an Stoff mangeln, selbst wenn es, was man ja kaum zu hoffen wagen darf, der jetzigen Konferenz gelingen sollte, des ihr vorliegenden umfangreichen und schwierigen Materials vollständig Meister zu werden. So wie die menschliche Entwicklung, so wie Technik und Verkehr weiter vorwärtsschreiten, so werden auch stets neue Probleme auftauchen, die an eine völkerrechtliche Regelung appellieren und in das Arbeitsfeld der Haager Konferenz fallen.

Welche Fragen knüpfen sich zum Beispiel nicht heute allein schon an die drahtlose Telegraphie! Nicht etwa nur vom Standpunkte des Kriegsrechtes, sondern noch weit mehr im Interesse von Handel und Verkehr in Friedenszeiten! Es zeigt diese Tatsache so recht deutlich, wie alle neuen Verkehrsmittel nach internationaler, nach völkerrechtlicher Regelung geradezu rufen. Es ist hier nicht der Ort, um an die Beratungen der Internationalen Konferenz zur Regelung der Funkentelegraphie, die 1906 in Berlin getagt hat, zu erinnern. Dagegen möchte ich hier in diesem Zusammenhang noch auf eine Resolution des „Institut de Droit International" von 1906 verweisen, die sich an die kriegsrechtlichen Aufgaben des Haager Programms anschließt. Danach soll den Kriegführenden auf offener See das Auffangen drahtloser Mitteilungen auch Neutraler gestattet sein. Uebermittler solcher Meldungen dürfen nicht als Spione, sondern nur als Kriegsgefangene behandelt werden, ausgenommen, wenn sie sich Kriegslisten, der Verstellung oder falscher Vorspieglungen bedienen. Der neutrale Staat ist nicht verpflichtet, die Vermittlung drahtloser Meldungen eines Kriegführenden durch sein Gebiet zu verhindern, muß aber eine drahtlose Station auf seinem Gebiet, die einem der Kriegführenden gehört, entweder schließen oder unter seine Aufsicht nehmen. Jedes Verbot der Kriegführenden betreffend den drahtlosen Nachrichtenverkehr muß den neutralen Regierungen unverzüglich zur Kenntnis gebracht werden. — Diese Resolution zeigt deutlich, welche Fülle von völkerrechtlichen Problemen sich allein an diesen einen technischen Fortschritt knüpfen!

So mannigfaltig aber auch die Aufgaben sein mögen, die im Haag der konferenziellen Behandlung harren, und so oft sie auch noch in Zukunft an die Regierungen den Appell zu gemeinsamem Arbeiten richten werden — das Ziel bleibt doch stets ein und dasselbe! Mag es sich um alte oder um neue Aufgaben und Wünsche handeln: erstrebt werden soll durch alles, was im Haag geschafft wird, nichts andres als eine Vervollkommnung des Völkerrechts; denn diese ist der einzige, sichere Weg, um der fortschreitenden menschlichen Kultur auf internationalem Boden, um dem Weltfrieden zu dienen. Auf dieses vorgezeichnete Ziel der Haager Völkerrechtskonferenzen deuten alle die friedensrechtlichen Aufgaben, die Fortbildung des schiedsgerichtlichen, des Vermittlungs- und Untersuchungsverfahrens, die Organisation des Haager Schiedsgerichtshofs, die Projekte einer Haager Akademie oder Hochschule, nicht minder hin, wie die heute hier behandelten kriegsrechtlichen Aufgaben, wie die Fragen über die Stellung der Streitführenden und der Neutralen im Frieden und im Kriege. Gewiß ist die praktische und die ideelle Bedeutung der friedensrechtlichen Bestrebungen die ungleich größere. Aber anderseits sind die Haager Vertragsmächte im Jahre 1899 bei der Kodifikation des Kriegsrechts wohl nicht mit Unrecht von der Erwägung ausgegangen, „daß es nicht genügt, Mittel und Wege zu suchen, um den Frieden zu sichern und bewaffnete Streitigkeiten zwischen den Staaten zu verhüten, sondern daß auch der Fall ins Auge gefaßt werden muß, wo ein Ruf zu den Waffen durch Ereignisse herbeigeführt wird, die ihre Fürsorge nicht hat abwenden können". So muß man denn auch den Ergebnissen, die im Haag auf dem Gebiete des Kriegsvölkerrechts erzielt werden, mit Spannung und Interesse entgegensehen.

Um der Erreichung der als wünschbar, ja als dringend geboten bezeichneten Völkerrechtsfortschritte willen aber muß man ferner auch hoffen, daß alles, was den Verlauf und die Ergebnisse der Haager Konferenzen gefährden könnte, von ihnen ferngehalten werde. Alles, was vorwiegend politischen Charakter trägt oder nach unrealisierbaren Utopien schmeckt, könnte das segensreiche Haager Werk nur gefährden und den Vertragsmächten dann einen Vorwand abgeben, der erneuten Einberufung der Konferenz in Zukunft Hindernisse in den Weg zu legen. Denn man darf nicht vergessen, daß das Haager Werk immerhin noch jung ist, daß es an Kraft noch zunehmen muß und daß man es daher nicht zu starken Stürmen aussetzen darf. Es soll allmählich in ein ruhiges, geregeltes Fahrwasser einlaufen! Das muß bei den Einberufungen der Konferenz, bei ihrer Organisation, bei der Festsetzung ihrer Traktanden stets im Auge behalten werden. Vor allem handelt es sich heute doch auch darum, die Periodizität und Kontinuität dieses neuen internationalen Organs zu sichern. Eine regelmäßig und sicher funktionierende internationale Organisation ist aber nur möglich, wenn sie von den Stürmen der Politik unbehelligt bleibt!

Wie sehr im übrigen der Völkerrechtsfortschritt, dem die Haager Konferenzen zunächst einzig zu dienen haben, ganz ungerufen, ganz von selbst doch auch der Politik zugute kommt, dafür haben wir neuerdings ein schlagendes Beispiel in

einer Frage, die anscheinend von amerikanischer Seite der bevorstehenden Konferenz unterbreitet werden soll. Ich meine die sogenannte Drago-Doktrin, derzufolge kein Staat gegen einen andern zur Eintreibung der Geldforderungen seiner Bürger Waffengewalt anwenden darf. Man hat in dieser neuen Doktrin mit Recht oder Unrecht einen gefährlichen Zündstoff für künftige Kriege erblicken wollen, da kein Staat die berechtigten Ansprüche seiner Bürger gegen fremde Staaten unbeschützt lassen könne. Zorn hat nun kürzlich im „Bankarchiv" ein ebenso einfaches wie begrüßenswertes Rezept gegenüber dieser Doktrin in Vorschlag gebracht, dessen Annahme dieselbe ohne weiteres gegenstandslos machen würde. Er schlägt nämlich vor, daß im Haag die Vertragsmächte vereinbaren sollen, alle Geldforderungen von Staat zu Staat bezw. von Bürgern gegen einen Staat als reine Rechtsfragen obligatorisch der Rechtsprechung des Haager Schiedsgerichtshofs zu überweisen. Dazu bemerkt die „Kölnische Zeitung" vom 2. April 1907: „Man kann nur hoffen, daß alle Staaten eine solche Vereinbarung abschließen, dann würde eine bedenkliche Bedrohung des Völkerfriedens weniger vorhanden sein."

Dieser Vorschlag ist nun aber namentlich auch deshalb von Interesse, weil er von russischer Seite bereits im Jahre 1899 gemacht war. Hätte die deutsche Reichsregierung das proponierte obligatorische Schiedsgericht für Rechtsstreitigkeiten damals angenommen, dann wäre also die „friedensgefährliche" Drago-Doktrin niemals aufgetaucht. Auch jetzt befinden sich unter den von der Londoner Interparlamentarischen Konferenz von 1906 für das obligatorische Schiedsgericht in Vorschlag gebrachten Materien die „Contestations concernant des dettes". Es ist in der Tat zu hoffen, daß das obligatorische Schiedsgericht nunmehr hier Eingang finde. Der Drago-Doktrin wäre damit ohne weiteres der Faden abgeschnitten.

Im übrigen habe ich aber dieses Beispiel hier hauptsächlich deshalb angeführt, um zu zeigen, in welchem Maße man durch den Völkerrechtsfortschritt indirekt wohltätig auf die Politik zurückwirken kann. Das Gesagte war gewissermaßen nur eine Stichprobe! Denn die „Geldforderungen" sind nur einer der vielen Fälle, wo Rechtsstreitigkeiten zwischen den Staaten entstehen, die im Rechtswege lösbar sind. Das ganze Gebiet des modernen Verkehrsvölkerrechts gehört im Grunde hierher, und wenn es daher dieses Mal im Haag gelingen sollte, auch die andern Streitfälle, die in dem russischen Vorschlage von 1899 oder noch besser in dem Vorschlage der Interparlamentarier von 1906 enthalten sind, dem Schiedsgerichte obligatorisch unterzuordnen, dann würde die bevorstehende Konferenz nicht nur dem Völkerrechtsfortschritt, sondern auch der internationalen Politik wohl den größten Dienst erweisen, den sie ihr zurzeit denkbarerweise überhaupt erweisen kann. Es wäre damit die friedliche Lösung von vielen Hunderten von Streitfällen von vornherein gesichert. Und gewiß wäre dies, neben einer Feststellung der Rechte und der Pflichten der Neutralen in Friedens- und in Kriegszeiten, das schönste Zeugnis, das die Haager Völkerrechtskonferenz darüber ausstellen könnte, daß

die Grundlage des modernen Völkerrechts, die internationale Intereſſenſolidarität, heute bei der im Haag vertretenen Gemeinſchaft der Kulturſtaaten allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Das logiſche Fundament des Gottesbegriffs

Von

Dr. Ludwig Stein, Profeſſor an der Univerſität Bern

Den beiden ſeeliſchen Weſenshälften, Gefühl und Wille auf der einen, Verſtand auf der andern Seite, korreſpondieren jene zwei großen religionsphiloſophiſchen Rechtfertigungen der religiöſen Gewißheit, die als Irrationalismus bei Schleiermacher und Feuerbach, als Rationalismus bei Descartes und Hegel in die Erſcheinung treten. Die ſeeliſchen Wurzeln des Gottesglaubens liegen nach Feuerbach und Schleiermacher im Gemüt, im Gefühl, letzten Endes im Willen. So ſieht Schleiermacher in der Religion ein gefühlsmäßiges Ergriffenſein von unſerm Zuſammenhang mit dem Univerſum, das Gefühl unſrer Abhängigkeit von der allgemeinen Ordnung der Dinge. Die ſpezifiſch religiöſe Ideenbildung — gleichſam das religiöſe Apriori — iſt nach Schleiermacher keine Verſtandesnotwendigkeit, ſondern eine Gefühlsnotwendigkeit, das Gefühl nämlich von der Einheit von Endlichem und Unendlichem. Da nun aber Gefühl oder Gemüt rein menſchliche Eigenſchaften ſind, mit denen wir die übrigen Lebeweſen oder gar die unbelebten Dinge niemals ausſtatten werden, ſo bleibt nach Schleiermacher jedes religiöſe Erlebnis ein rein ſubjektiver Vorgang des Menſchengeſchlechts.

In dieſer irrationaliſtiſchen Grundauffaſſung der religiöſen Gewißheit, wonach das menſchliche Abhängigkeitsgefühl von über ihm ſtehenden Mächten wie die pſychologiſche Quelle, ſo der zureichende logiſche Grund des Gottesglaubens zu ſuchen ſei, weiß ſich Feuerbach mit Schleiermacher eins. Das Urphänomen aller Religion bleibt für Feuerbach wie für Schleiermacher das Wunder. Nur gräbt Feuerbach tiefer als Schleiermacher. Im Sinne des Schillerſchen Wortes „In ſeinen Göttern malt ſich der Menſch“ verfolgt Feuerbach die Spuren des religiöſen Urphänomens bis in die feinſten ſeeliſchen Veräſtelungen hinein. Der Menſch kann, ſagt Feuerbach, ſchon die Natur, vollends Gott nur von ſich aus erfaſſen. Jedes Weltbild iſt unaufhebbar mit einem anthropomorphiſchen Zug behaftet. Nur Vorgänge und Züge, die wir Menſchen an uns ſelbſt beobachten, nur Gefühle und Stimmungen, die der Natur des Menſchen ſelbſt eigentümlich ſind, vermag er durch eine Art von Selbſtverdoppelung den Außendingen zu verleihen. Das protagoreiſche Wort „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge“, erhält bei Feuerbach den tieferen Sinn, daß wir vermöge unſrer menſchlichen Stammesnatur allen Außendingen, die unſre Sinne affizieren, notgedrungen

solche Züge leihen müssen, die wir in unserm eignen Innern beobachtet haben. Deshalb ist jedes wie immer geartete Weltbild unaufhebbar menschliche Verdoppelung, ein Hinausprojizieren menschlicher Eigenschaften in die Außenwelt. Die Natur beseelen, wie es den fetischistischen Religionen eigentümlich ist, heißt nichts andres, als sie vermenschlichen. Die menschliche Einbildungskraft schafft so eine Art von Doppelreich, wie es einst Aristoteles seinem Lehrer Platon entgegengehalten hat, daß seine Ideen nichts weiter seien als Verdoppelungen, d. h. die wirkliche Welt noch einmal gedacht, in den Formen der Idee. Nur ist diese Verdoppelung bei Feuerbach kein willkürliches Gebilde der Einbildungskraft, „aus Furcht und Hoffnung geboren, durch den unaufgebbaren Glückseligkeitstrieb des Menschen beflügelt", sondern ein im tiefsten Seelengrunde unbewußt ruhender Prozeß, den er einmal den „Instinkt der Religion" genannt hat. Fassen wir den Feuerbachschen Gottesbegriff auf die knappste Formel zusammen, so ist ihm Gott nichts andres als der in der Phantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen, somit ein reines Wunschwesen. Gott ist ihm ein aus dem „religiösen Instinkt geborener, in ein wirkliches Wesen verwandelter Mensch". Gott ist die personifizierte Sehnsucht, das in das Unendliche hinausprojizierte Ideal. Oder wie der Mystiker Sebastian Franck unter jubelnder Zustimmung Feuerbachs sich ausdrückt: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen."

Nein, sagen die Rationalisten mit Hegel und Spinoza, Gott ist kein bloßes Wunschwesen, keine phantastische Illusion, kein Produkt eines bloßen Abhängigkeitsgefühls, keine Schöpfung eines unkontrollierbaren religiösen Instinkts, kurz, Gott ist keine bloße Gefühlsnotwendigkeit, sondern eine unaufhebbare Denknotwendigkeit; Gott ist kein Erzeugnis eines psychologisch-subjektiven Faktors im menschlichen Bewußtsein, sondern nach Hegel das Ergebnis eines in der Geschichte sich realisierenden, unausweichlichen, logisch-objektiven Prozesses. Soll Religion nur als Gefühl da sein, so wirft Hegel einmal gegen Schleiermacher ein, so verglimmt sie zum Vorstellungslosen wie zum Handlungslosen und verliert allen bestimmten Inhalt. Wäre das Gefühl, also die subjektive Stimmung, wie der Ursprung, so die einzige Rechtfertigung der religiösen Wahrheit, so wäre nicht abzusehen, warum man dem Gottesglauben einen höheren Grad von logischer Zulänglichkeit zuzubilligen sich genötigt sähe als der Zauberkraft des Fetischs. Aus Gefühlsnotwendigkeit läßt sich niemals eine Seinsnotwendigkeit folgern, es sei denn, man stelle sich auf den Boden jener Gefühlsphilosophen, deren Lehre sich in die Worte zusammenpressen läßt: Zu Anfang war das Gefühl, oder mit Frohschammer, dem Philosophen der Weltphantasie: Zu Anfang war die Einbildungskraft.

Wir stehen auf dem Boden des ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος: Zu Anfang war der Geist, oder wie die Energetiker mit Fichte, Reinke und Ostwald, an den Goetheschen Faust anklingend, sagen: Zu Anfang war die Tat! Nicht Stimmung oder Laune, nicht Gefühl oder Willkür stehen an der Schwelle des Weltprozesses, sondern die göttliche Weltvernunft, der Logos, muß der Urgrund aller

Dinge sein. Daß aus Vernunft als Weltenregel und Weltgesetz zuweilen Unvernunft — Zufall oder Wunder genannt — als Ausnahme hervorgehen kann, wie das Problem der Theodicee tausendfach uns nahelegt, ist zur Not einzusehen, aber umgekehrt, wie aus ursprünglicher Unvernunft, sei es aus dem Unbewußten Hartmanns oder gar dem blöden Weltwillen Schopenhauers, Harmonie und Schönheit, Rhythmus und Gleichklang, Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Universum herkommen sollten, das vermögen wir nicht zu fassen. Vernunft als Regel und Unvernunft als Ausnahme, das geht uns allenfalls noch ein, aber das Umgekehrte will zum Gesetz des kleinsten Kraftmaßes nicht recht stimmen. Und was sind Naturgesetze andres, als die im scheinbar blinden Naturmechanismus sichtbar hervortretenden logischen Prinzipien der Natur, anders ausgedrückt: so viel Gesetzmäßigkeit in der Natur gefunden wird, ebensoviel Geist, ebensoviel Weltvernunft wird in ihr angetroffen. Was die Romantiker „Mathematik der Natur" nannten, nämlich die vorzeitliche und überräumliche Gesetzmäßigkeit des Weltalls, das ist im letzten Grunde nur die Logik der Natur. Der Naturprozeß verläuft, wie wir wissen, nach strengen mathematischen Prinzipien, more geometrico, wie Spinoza sagen würde. Mathematik selbst aber ist nichts andres als auf Raum, Zeit und Zahl angewandte Logik. Jede mathematische Operation läßt sich bei näherem Zusehen auf einen logischen Prozeß zurückführen. Jetzt versteht man, wie man den Gottesglauben in erkenntnistheoretische Beleuchtung zu rücken vermag. Es gilt der religiösen Gewißheit für das Dasein Gottes gegen die Einwürfe Kants ein logisches Fundament zu schaffen. Die geschichtliche Basis, die Berufung auf äußere Offenbarung oder das Argument der Uebereinstimmung der Denkfähigen aller Zonen und Zeiten in bezug auf Sinn und Plan des Universums mag ein willkommener Schnörkel, meinethalben auch ein wertvoller Stützpfeiler im Monumentalbau der monistischen Weltanschauung sein: das Gebäude steht unfest und bleibt undicht, solange es nicht auf dem felsenfesten logischen Untergrunde ruht, welcher der Mathematik und weiterhin aller auf diese gebauten exakten Wissenschaften ihre unumstößliche Sicherheit verleiht. Die Zurückführung der religiösen Gewißheit auf das emotionelle Element, wie auf das Abhängigkeitsgefühl bei Schleiermacher, auf personifizierte und verdoppelnd hinausprojizierte Wunschwesen und Sehnsuchtsseufzer bei Feuerbach, endlich auf Forderungen des sich zum Intellekt emporwindenden blöden Weltwillens bei Schopenhauer, alles dies führt in die Irre. Aus Gefühlswerten und Geschmacksurteilen, die aller Verallgemeinerung widerstreben, ferner aus subjektiven religiösen Instinkten lassen sich schlechterdings keine Seinsnotwendigkeiten logisch ableiten und somit rechtfertigen. Wer seinen Gott nur deshalb in sich trägt, weil er ihn dunkel fühlt, aber nicht darum, weil er ihn klar begreift und als strenge Forderung der Logik, als unaufgebbare Denknotwendigkeit zu erweisen vermag, der wird es nie seinem Nachbarn verdenken können, wenn er ihm entgegenhält: was du fühlst, geht nur dich, nicht mich an. Deine Gefühle wechseln und wandeln schon in dir selbst. Morgen, ja in der nächsten Stunde fühlst du vielleicht schon etwas ganz Entgegengesetztes. Wie willst du mich zu deinem

Gottesglauben bekehren oder gar zwingen, wenn du Gott nur fühlst, also verschwommen, dunkel, experimenteller Beobachtung unzugänglich, nur ahnst, wenn du nicht einmal für dich die Gewähr leisten kannst, daß du morgen, ja vielleicht schon in der nächsten Stunde anders, wenn nicht ganz entgegengesetzt, fühlen wirst. Gefühle sind eben nicht wie Ideen generell-subjektiv, d. h. allen Menschen zu allen Zeiten gleichmäßig einleuchtend, wie die Wahrheit $2 \times 2 = 4$, über die es keine zweierlei Meinung geben kann, sondern Gefühle sind individuell-subjektiv; sie gelten nur für den Mann und für den Moment; sie sind streng persönlich gefärbt wie die Sprache. Für Gefühle gilt der protagoreische Satz nicht in der generellen Fassung: der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern in der individuellen: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Seinsnotwendigkeit Gottes auf die Gefühlsnotwendigkeit der Abhängigkeit, des Wünschens oder Hoffens gründen, heißt die Laune oder die Willkür substantialisieren, die Stimmung, das Einmalige, das Unwiederholbare, das Zufällige, Momentane zum Weltprinzip erheben.

Wir lehnen darum den Gefühlsursprung des Gottesbegriffs im Schleiermacher-Feuerbachschen Sinn ab und suchen vielmehr dem Gottesbegriff an Stelle der haltlosen historischen Stützpunkte oder psychologischen Strebepfeiler einen festen logischen Untergrund zu geben. Wir möchten dem Gottesgedanken dasselbe Kriterium der Wahrheit und Gewißheit geben, worauf auch die mathematisch-exakten Wissenschaften ihre Rechtstitel auf Zuverlässigkeit und unbedingte Glaubwürdigkeit gründen. Wir wollen zeigen, daß es durchaus analoge Beweggründe waren, welche die Menschen der Vorzeit über die verschiedenen Sprachen hinweg zu der einen Logik geführt haben, die alle Vernunftwesen, einschließlich der höheren Tierwelt, umfaßt, wie sie später durch die Erziehung des Menschengeschlechts im Prozeß der Geschichte die Kulturmenschen über alle konfessionellen Spaltungen und rituellen Mannigfaltigkeiten hinweg zur unaufgebbaren Erkenntnis Gottes allmählich erzogen haben. Das Dasein Gottes muß genau so wie die Gültigkeit der euklidischen Axiome als vérité éternelle, als logische Wahrheit, und nicht als vérité de fait, als psychologische oder historische Wahrheit, d. h. als sinnliche Wirklichkeit, begriffen werden. Dabei unterscheiden wir mit Helmholtz zwischen Wirklichkeit, welche die Sinne uns zeigt, und Wahrheit, die nur der Verstand uns lehrt. Gott ist keine Wirklichkeit, die wir mit den Sinnen zu schauen vermögen. Alle menschlichen Züge, die wir der Gottesvorstellung leihen, wie Persönlichkeit, Liebe, Güte, Verstand, Wille, Affekte, sind grobe Anthropomorphismen. Ein Gott, den wir sehen könnten, wäre kein Gott mehr. Gott können wir vielmehr entweder mit Schleiermacher fühlen, oder mit Hegel durch den Verstand begreifen. Die Philosophie lehrt uns genau denselben Gott in der Form des höheren Begriffs, den uns die unentwickelten Religionen in der Form der sinnlichen Vorstellung symbolisch zum Bewußtsein bringen. Wenn man also Gott sprechen, tun, denken, zürnen, strafen, entgelten, eifern, belohnen läßt, so sind das begreifliche Akkommodationen an den Sprachgebrauch und an die kindliche Fassungskraft des erwachenden logischen Bewußtseins. Gott

iſt nicht wirklich im Sinne der Anſchaulichkeit und Greifbarkeit, ſondern wahr im Sinne der logiſchen Begreifbarkeit. Die Idee Gottes iſt nicht aus Erfahrung geſchöpft, wenn ſie auch an der Hand der täglichen Erfahrung in uns allmählich herangereift iſt, ſondern ſie weiſt, wie die ewigen Wahrheiten der Mathematik als angewandter Logik, über alle ſinnliche Erfahrung hinaus. Denn alle ſinnliche Erfahrung, die uns die Wirklichkeit verbürgt, gilt immer nur für ein Jetzt und Hier, aber niemals gewährleiſtet ſie ein Immer und Ueberall. Die ſinnliche Erfahrung iſt aber auch nicht das höchſte Kriterium der Gewißheit, zumal wir wiſſen, daß Farben, Töne und Gerüche in der Außenwelt gar nicht vorkommen, ſondern nur Reaktionsarten unſers eignen Selbſt darſtellen. Zudem gilt jede von den Sinnen beobachtete Wirklichkeit nur für den Beobachter im Moment der Beobachtung, alſo nur für die augenblickliche Gegenwart. Wiſſen aber heißt nicht iſolierte Momentskenntnis, ſondern Einblick in dauernde Zuſammenhänge. Vollſtändig vereinheitlichende Erkenntnis vollends, wie ſie die Philoſophie nach Comte, Spencer und Wundt darzubieten hat, geht niemals auf iſolierte Eindrucksatome, auf zufällige Erfahrungswirklichkeit, ſondern auf bleibende Zuſammenhänge oder ewige Beziehungen. Die ſinnliche Erfahrung gilt daher im günſtigſten Falle für die unmittelbare Gegenwart und in abgeſchwächtem Grade für die Vergangenheit. Wo es ſich aber um künftiges Geſchehen handelt, um die Vorausberechnung des Kommenden, wo vollends das Ideal aller wiſſenſchaftlichen Philoſophie in Frage ſteht, dem Comte die Faſſung gegeben hat: savoir pour prévoir, da läßt uns die ſinnliche Erfahrung völlig im Stich. Hätte Gott alſo nur die Gewißheit einer ſinnlichen Erfahrung, ſo wäre es recht fragwürdig um ſein Daſein beſtellt. Denn die ſinnliche Erfahrung gaukelt uns tauſendfach Sinnestäuſchungen, Schimären, Phantaſtereien, Halluzinationen und Illuſionen vor, welche die ſtrengere Prüfung des logiſch geſchulten Verſtandes nicht aushalten.

Wer ſich ſeinen Gott in Holz oder Stein veranſchaulichend ſymboliſiert, handelt freilich nur menſchlich, wer aber dieſen Gott mit ſeinem anſchaulichen Symbol bewußt oder unbewußt identifiziert, handelt untermenſchlich. Erſt wer hinter dem ſichtbaren Symbol, alſo dem wirklichen, für die Sinne faßbaren Gott den wahren Gott, den bloß gedachten, nur für den Verſtand vorhandenen, als unaufhebbare logiſche Denkforderung ſubſtituiert, handelt übermenſchlich, das heißt überzeitlich und überräumlich, zumal Zeit und Raum, mit Schopenhauer zu ſprechen, nur die Principia individuationis ſind.

Als logiſche Forderung erſcheint mir aber das Daſein Gottes erſt dann gerechtfertigt, wenn wir den umgekehrten Weg einſchlagen, den uns Feuerbach gewieſen hat. Feuerbach ſagt einmal von ſeinem eignen Entwicklungsgang: Gott war mein erſter, die Welt mein zweiter, der Menſch iſt mein dritter und letzter Gedanke. Deshalb löſte ſich ihm zuletzt alle Philoſophie in Anthropologie auf. Wir werden umgekehrt vom Menſchen unſern Ausgangspunkt nehmen, um bei Gott als unſerm Zielpunkt anzulangen. Der ſeeliſche Urſprung der Gottes- und Weltbegriffe aus dem Vermenſchlichungsbedürfnis wird auch von

uns zugegeben. Auch in unsern Augen schufen sich die Menschen ihre Götter nach ihrem Ebenbilde. Nur sehen wir in diesem psychologischen Prozeß des Gottsuchens und Gottschaffens, der geradlinig emporführt von der anarchischen Willkür des Fetischismus bis zur konstitutionell regierten Universalmonarchie des Monotheismus, kein wirres Chaos von Meinungen, keinen wilden Haufen von sinnlosen Vermutungen, sondern einen regelrechten Aufstieg, einen in der Weltgeschichte sich verwirklichenden logischen Entwicklungsprozeß. Genau so wie alle Menschen sich ungeachtet der Sprachverschiedenheit zu einer Logik bekennen, ganz ebenso arbeiten sie sich ungeachtet der Bekenntnisverschiedenheit in den Konfessionen zu einem Gott, in der Philosophie zu einer Substanz empor. Der Aufstieg von Fetischismus, Animismus, Totemismus, Schamanismus, Polytheismus zum Monotheismus ist nach alledem kein Willkürprozeß, sondern zielsichere, geradlinige, unaufhebbare Entwicklungsrichtung derselben einheitlichen Menschennatur, die alle Menschen trotz Verschiedenheit des Blutes, der Rasse, der Tradition, der Sitte, des Rechts und der Sprache doch letzten Endes zu einer und derselben Logik geführt hat. Das ist der ewige Erziehungsplan der Geschichte, von dem Lessing, Herder und Schiller sprechen. Die Tendenz zur Vereinheitlichung, das unaufhebbare Streben der Menschennatur nach „vollkommen vereinheitlichter Erkenntnis", entspricht durchaus jenem Kraftersparnissystem der Natur, das uns befiehlt, mit einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Ertrag zu gewinnen. Vereinheitlichung ist gleichbedeutend mit Ordnung. Die einzelnen Wissenschaften sind nichts andres als Ordnungssysteme, und bringt man unter die einzelnen Wissenschaften selbst wieder eine vereinheitlichende Ordnung hinein, so entsteht das philosophische Weltbild oder System. Die Naturforscher führen darum alle Naturgesetze auf ein einziges oberstes Ordnungsprinzip zurück: das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die Philosophen streben den Nachweis an, daß alle Wissenschaften, die Naturwissenschaften ebenso wie die Geistes- oder Kulturwissenschaften, ein einheitliches System darstellen. Die Astrophysiker lehren uns, daß im ganzen Planetensystem genau dieselben Kräfte wirksam und Gesetze gültig sind wie auf unserm eignen Planeten. Den Zug nach Vereinheitlichung haben sogar die sozialen und politischen Einrichtungen gemeinsam. Aus tausend und abertausend Symptomen läßt sich dieser unwiderstehliche Zug zur Einheit geschichtlich aufdecken. Die Logik der Geschichte verkündet uns das prophetische Wort: Die Menschheit will eins werden!

Woher stammt nun dieser untilgbare Einheitstrieb der Menschennatur, der allüberall an Stelle der sichtbaren Vielheit eine gedankliche Einheit setzt? Es ist immer der gleiche Prozeß der subsumierenden Ordnung, d. h. des Unterordnens der Vielheit von Merkmalen unter die hinzugedachte Einheit des Trägers dieser Merkmale, und je höher der Menschengeist sich entwickelt, desto vollkommener ist in ihm die Fähigkeit ausgebildet, zu subsumieren, zu generalisieren, zu abstrahieren. Was ist diese unter Kulturmenschen sich täglich immer schärfer herausarbeitende Fähigkeit andres als virtuoses Vereinheitlichen? Wo das Auge eine kaum übersehbare Vielheit von Gegenständen sieht, da schiebt der Verstand die

Einheit des Begriffs unter. Abstrakt denken heißt in der Sprache des gesunden Menschenverstandes nichts weiter als kunstgerecht vereinheitlichen, die Mannigfaltigkeit der Eindrücke in der Erfahrung vermittelst unsrer Verstandesfunktionen zur Einheit des diese Vielheit bannenden Begriffs zu verdichten. Dieses vereinheitlichende Bedürfnis gehört zur menschlichen Grundnatur. Es bleibe dahingestellt, ob diese „transzendentale Einheit der Apperzeption", wie sie Kant genannt hat, von Ewigkeit her als Wiegengeschenk der Natur uns Menschen a priori anhaftet, oder ob sie nur auf dem Wege der Vererbung als erworbene Eigenschaft eines mechanisch gewordenen Assoziationszwanges unsrer Hirnrinde zu deuten ist, wie Spencer im Sinne Humes diese Theorie ausgebaut hat. Auch an eine dritte Möglichkeit, die neuerdings Mach und Avenarius in die philosophische Debatte geworfen haben, dürfte zu denken sein, daß nämlich dieser Einheitstrieb nur Ausfluß einer Denkökonomie ist, die ihrerseits wieder einen Spezialfall des Weltgesetzes vom kleinsten Kraftmaß darstellt. Alle diese Deutungen gehen indes nur den seelischen Ursprung dieses Vereinheitlichungsdranges an, nicht aber seinen Geltungsbereich. Dieser Einheitstrieb, der in der Naturwissenschaft zur Einheit des Weltgesetzes in der Energetik unsrer Tage, in der Geschichte zur politischen Einheit der führenden nationalen Staaten, in der Philosophie zum Substanzbegriff oder zu einem System vollkommen vereinheitlichter Erkenntnis, in der Religion endlich zu einem Gott geführt hat, ist eine unleugbare Tatsache des gesamt-menschlichen Bewußtseins, gleichviel welche Ursache, welcher seelische Ursprung dieser Tatsache zugrunde liegen mag. Mit dieser Tatsache des metaphysischen Bedürfnisses, des Vereinheitlichungsstrebens haben wir unbedingt zu rechnen, denn diesem obersten Ordnungsprinzip der Vereinheitlichung verdanken wir wie alle Wissenschaft, so alle Kultur überhaupt. Was wir aber genötigt sind, uns als real und objektiv vorzustellen, sagt einmal der Religionsphilosoph Lipsius, das ist für uns die Wahrheit; eine andre Wahrheit, die nicht für uns wäre, bleibt eine leere Verstandesklügelei, ein Schatten und Schemen. Jede Wahrheit, auch die logische, und diese zu alleroberst, ist eine Wahrheit für uns. Esse est percipi, heißt es seit Berkeley. Eine Wahrheit, die nur für einen Menschen gilt, nennen wir individuell-subjektiv; eine Wahrheit aber, die für die ganze Gattung gilt, ist generell-subjektiv oder eine logische Wahrheit. Auch die „ewigen Wahrheiten" in Logik und Mathematik sind solchergestalt generell-subjektiv; denn sie gelten nicht willkürlich für ein Individuum, sondern notwendig für alle Lebewesen, die sich derselben logischen Funktion bedienen. Die einzelne Erfahrung gilt daher nur für das Individuum, die ewige Wahrheit gilt für die Gattung oder das gesamt-menschliche Bewußtsein, das, wie wir wissen, nur eine Logik hat. Dieses Generell-Subjektive fällt nach alledem mit dem zusammen, was man logisch-objektiv zu nennen pflegt. Objektive Wahrheit ist daher eine solche Wahrheit, die dem Belieben des Individuums entrückt ist, da sie bindende Gültigkeit für die ganze menschliche Gattung besitzt. Mag Feuerbach auch im Rechte sein, daß alle Gottesbegriffe, also auch der monotheistische, einer Verdoppelung und Hinausprojizierung des menschlichen Ich

ihr psychologisches Dasein danken, so schreckt uns diese Deutung nicht im geringsten. Wir geben zu: die Ichheit, die der Mensch in seinem eignen Bewußtsein als zusammenfassende Einheit der Myriaden von Eindrücken empfindet, einerlei, ob mit logischem Recht, wie Kant behauptet, oder zu Unrecht, wie Hume darzutun versucht, ist das ewige Modell der Einheit Gottes. Projizieren wir nämlich unser unaufgebbares Ordnungsprinzip nach innen, so entsteht das Ichbewußtsein; projizieren wir es nach außen, so entsteht das Gottesbewußtsein. Der Quell der Welt, heiße dieser Natur oder Gott, ist für uns Menschen immer ein Widerschein unsers Selbst. Immer ist es die als ruhend angenommene Einheit unsers Ich, die wir der hypostasierten Einheit des Außen, des Weltengrundes oder Gottes leihen. Wie sich, nach innen gesehen, die Millionen von Empfindungen, die jeder Mensch in sich erlebt, verhalten zur Einheit seines Ich, das alle diese Empfindungen verarbeitet und bewältigt, so verhalten sich die Trillionen außerhalb des menschlichen Bewußtseins liegenden Gegenstände zur Einheit des Universums oder Gottes. Dieser Aufstieg des menschlichen Bewußtseins von der Wirklichkeit zur Wahrheit, von der Tatsächlichkeit zur Ursächlichkeit, von der Zufälligkeit zur Notwendigkeit, von der Mannigfaltigkeit der sinnfälligen Eindrücke zur vereinheitlichten logischen Funktion des Verstandes, kurz von den einander scheinbar widersprechenden Tatsachen zu ihren letzten logischen Beziehungen und verborgenen Beweggründen, das ist ein offenbarer logischer Zwang des menschlichen Gattungsbewußtseins, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn man selbst mit Hume anzunehmen gewillt ist, daß dieser seelische Zwang seinem Ursprunge nach ein Produkt der Gewohnheit und der Assoziationsgesetze ist, wie Spencer uns begreiflich zu machen sucht. Der Zwang ist *da*; er ist ein Faktum von unaufhebbarer Geltung. Aus diesem Zwange erklärt es sich, daß und warum die Einheitstendenz aller Wissenschaft, aller Religion und Philosophie so sehr im Blute steckt, daß der Monismus eine logische Denkforderung geworden ist, in der sich die großen Religionstypen und Philosophiesysteme so vielfach begegnen. Der Consensus gentium in bezug auf eine monistische Erklärung mag wohl an sich keine Beweiskraft besitzen, aber er gewinnt Bedeutung, wenn er auf logische Wurzeln zurückdeutet. Deshalb sind die großen Religionsschöpfer und Systembildner in den Hauptzügen übereinstimmend zu einer Substanz oder zu einem Gott gelangt, weil diese Einheitsdeutung als notwendige Selbstverdoppelung der Ichheit in der regelrechten logischen Entwicklungslinie des menschlichen Gattungsbewußtseins liegt. Die historische Kontinuität von Fetischismus und Polytheismus zum Monotheismus weist letzten Endes auf eine logische Kontinuität in der einheitlichen Entwicklung des menschlichen Gattungsbewußtseins zurück. Und ähnlich wie Descartes dem ontologischen Gottesbeweis Anselm von Canterburys die Wendung hinzugefügt hat: ein allerrealstes Wesen *können* wir uns nicht bloß vorstellen, sondern wir müssen es uns denken, so daß das Dasein Gottes auf die Notwendigkeit des menschlichen Gattungsbewußtseins gegründet wird, ganz ebenso halten wir Feuerbach entgegen: Der Prozeß der verdoppelten Hinausprojizierung der Ich-

einheit von innen in eine Gotteinheit nach außen ist kein Zufallsspiel, kein Willkürprodukt, kein geschichtliches Faktum, das auch anders hätte ausfallen können, sondern ein logischer Zwang, eine Gedankennötigung, eine unabweisbare Schlußfolgerung aus gegebenen Prämissen. Der Mensch verdoppelt sich notwendig und unwiderstehlich; er verdoppelt sich in seinen höchsten Verallgemeinerungen wie in seinem Weltbegriff, so in seinem Gottesbegriff. Und so wird es verständlich, daß und warum der Geist des Menschen zum Gesetzgeber der Natur wird, oder, wie Kant sich ausdrückt, Naturgesetze letzten Endes menschliche Denkgesetze sind. Der Mensch errichtet mit seinem Geiste die Konstitution des Universums und muß sich das Weltimperium einheitlich denken, weil er sich logisch genötigt sieht, die Scheinheit, die Ordnung in seinem Kopfe schafft, auf eine Gotteinheit zu übertragen, die Ordnung ins ganze Universum bringt. Der Gottesbegriff bringt die Abstraktionsfähigkeit des Menschen zum höchsten, unüberbietbaren und eben darum abschließenden Ausdruck. Daß alle Völker zu einer Logik drängen, aber auch alle reiferen Kultursysteme bei geläuterter Einsicht immer wieder auf einen letzten Einheitsgrund stoßen, mögen sie ihn Gott, Substanz oder Natur nennen, das ist kein beliebiger Vorgang, den man willkürlich hätte ausschalten können. Das ist vielmehr ein unentrinnbarer Denkzwang, ein logisches Fatum, das sich in der Geschichte stufenweise offenbart, so daß Denkreife ihm auf die Dauer gar nicht entfliehen können. Der Einheitstrieb des Menschen drängt unaufhaltsam zur unbedingten Vereinheitlichung des Weltengrundes oder Gottes. Gott *kann* nicht bloß, er *muß* gedacht werden, weil wir die Pyramide der Gesetze und Zwecke in der Welt notgedrungen auf einen obersten Einheitspunkt oder ein oberstes Ordnungsprinzip — Gott genannt — beziehen müssen. Dieser Monismus ist der tiefste Sinn nicht bloß der historischen Religionen, sondern auch das letzte Wort der Logik. Die Seinsnotwendigkeit Gottes hat ihre unumstößliche Gewißheit, ihre logische Bürgschaft in seiner Denknotwendigkeit. Denn nur das, was wir allesamt und zwar unausweichlich — nicht als Individuen, sondern als menschliche Gattungsexemplare — denken müssen, das bedeutet für uns die oberste Wahrheit. Sein heißt: notwendig Gedachtwerden. Mit den Sinnen sehen wir die wandelbare Außenwelt, mit dem Verstande (nicht mit Gefühl und Willen) erfassen wir den unwandelbaren Wesenskern der Welt: Gott. Sich zu Gott bekennen bedeutet also, in erkenntnistheoretischer Beleuchtung gesehen, nichts andres, als ewige Wahrheiten anerkennen, die Mathematik der Natur begreifen, die Gesetze der Logik respektieren!

Warum hat Schweden nicht Krieg gegen Norwegen geführt?

Von

Professor Pontus Fahlbeck,
Mitglied der Ersten schwedischen Kammer (Lund)

Wer die Aussprüche der europäischen Presse während der Krisis auf der skandinavischen Halbinsel im Sommer 1905 etwas verfolgt hat, wird sich erinnern, daß alle diese damals das Thema variierten: eine friedliche Lösung des Konfliktes. Die europäische Diplomatie war hinreichend mit der marokkanischen Frage beschäftigt und wollte nicht einen Krieg im Norden entbrennen sehen, dessen schließliche Folgen niemand übersehen konnte. Auch der lange und mit Geschick geführte Feldzug der Norweger in den Bureaus der größeren Zeitungen trug das Seinige hierzu bei. Alle größeren Zeitungsorgane warnten somit Schweden vor Krieg und forderten es zur Mäßigung oder eher Resignation auf. Als deshalb die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Konferenz in Karlstad und der friedlichen Lösung des Konfliktes eintraf, wurde sie mit allgemeiner Billigung begrüßt. Gleichzeitig wurden Schweden einige schöne Worte über hochsinnige Mäßigung und Ritterlichkeit u. dgl. gewidmet.

Neben dieser sozusagen offiziellen öffentlichen Meinung herrschte aber ganz sicher und herrscht an vielen Stellen auch noch eine entgegengesetzte Meinung, die nicht verstehen kann, daß Schweden den Beschluß des norwegischen Storthings vom 7. Juni, in dem der gemeinsame Monarch abgesetzt und die Union von Norwegen als aufgelöst erklärt wurde, nicht mit einer Mobilisierungsorder und mit Krieg beantwortete. Zwischen den Völkern ist der Krieg noch immer die schließliche Genugtuung für einen erlittenen Schimpf und, was in diesem Falle noch mehr war, für die Vergewaltigung des bestehenden Rechts. Dieser Gedankengang gibt noch heute das natürliche Gefühl der meisten viel besser wieder als alle Versöhnungspredigten der Friedensapostel. Er kam zwar, wie gesagt, weder in der deutschen noch in der englischen Presse zum Ausdruck, aber er lebt noch in manchem Kopf und hat unzweifelhaft auch bei denen, die nicht das Auflodern eines Krieges im Norden wollten, ein Gefühl der Mißachtung gegen das schwedische Volk hervorgerufen. Denn so ist die menschliche Natur. Man kann dem Gekränkten abraten, sich mit der Waffe in der Hand Genugtuung zu verschaffen, hegt aber im Innern doch eine gewisse Geringschätzung gegen ihn, daß er den Rat befolgt hat. Dies ist, wie Verfasser dieser Zeilen mehr als einmal in Gesprächen mit Ausländern über diese Ereignisse zu erfahren Gelegenheit hatte, auch hier der Fall.

Es dürfte deshalb nicht unangebracht sein, die Beantwortung der Frage: Warum begann Schweden keinen Krieg? besonders dem deutschen Publikum zu unterbreiten. Die Antwort hierauf war zu der Zeit, als sie gegeben werden mußte,

nicht einmal allen Schweden klar. Wie sollte man da verlangen können, daß man im Ausland die hierfür bestimmenden Motive überschauen kann!

Warum führten wir nicht Krieg?

Die Antwort hierauf kann in erster Linie so lauten: Weil der König es nicht wollte. Der Monarch beschließt in Schweden allein über Krieg und Frieden. Es ist daher für das Volk, d. h. den Reichstag, nicht leicht, einen solchen Beschluß gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs durchzusetzen. Es gibt allerdings Beispiele dafür, daß eine Volksstimmung einen Monarchen zwingen kann, gegen seinen Willen Krieg zu führen. Man sagt, daß dies in Rußland bei Alexander II. betreffs des russisch-türkischen Krieges der Fall gewesen sei. Dann muß aber die öffentliche Meinung einig und stark sein. Dies war aus unten näher zu entwickelnden Gründen in Schweden nicht der Fall. Auch diejenigen, die einen Krieg mit Norwegen wollten, waren darüber nicht einig, was danach geschehen solle, und die meisten standen einem solchen zweifelnd oder eher entschieden ablehnend gegenüber. Es gab keine öffentliche Meinung, die klar an die ultima ratio des Krieges appellierte. Dies wußte König Oskar und dies diente ihm als Stützpunkt für seine persönliche Ansicht.

Die Antwort auf die gestellte Frage kann sich also nicht auf das non possumus des Monarchen beschränken, wiewohl dies hierbei als ein schwerwiegendes Moment zu betrachten ist. Sie ist tiefer, in der öffentlichen Meinung selbst und in den Motiven, die jene bestimmt hat, zu suchen.

Es ist eine dem Außenstehenden vielleicht eigentümlich erscheinende Tatsache, daß die norwegische Revolution — denn das ist vom allgemeinen rechtlichen Standpunkte aus der richtige Name dieses Ereignisses — der großen Menge der Schweden vollständig überraschend kam. Gleichwohl hatte es schon vom Anfang der Union an nicht an Stimmen gefehlt, welche die Auflösung derselben vorausgesagt haben. Schon Hans Järta, der bekannte Verfasser der noch heute bestehenden „Regierungsform" Schwedens von 1809, hatte dies gesagt, und viele nach ihm, besonders in neuerer Zeit. Die große Masse des schwedischen Volkes lebte jedoch in einem in diesem Falle vollständig unberechtigten Optimismus, der teils durch die früheren Erfahrungen betreffs der norwegischen Klagen, teils durch die meisten schwedischen Zeitungen unterstützt wurde. Beinahe alle die Organe, die bei den früheren Zwistigkeiten den norwegischen Wünschen das Wort redeten, d. h. die liberalen, vertuschten oder beschönigten die Anzeichen, die von jedem klarsehenden Beobachter als Vorboten einer entscheidenden Krisis gedeutet werden mußten.

Aus diesen Gründen traf der Beschluß vom 7. Juni das schwedische Volk unvorbereitet und ohne daß ihm ein schon befestigter Volkswille entgegengesetzt werden konnte. Die öffentliche Meinung sollte sich erst bilden, und es dauerte einige Zeit, bis sich eine solche aus den wechselnden und teilweise streitigen Strömungen und ohne Leitung von oben, herauskristallisieren konnte. Am ersten waren die beiden Extreme fertig — die Sozialisten, die schon deshalb gegen jeden Gedanken an einen Krieg wüteten, weil dieser Gedanke in den höheren Klassen

Fürsprecher hatte, und welche die eigenmächtigen Schritte Norwegens nun sans phrase gutheißen wollten, und auf der andern Seite das Militär, das lieber mobilisieren als räsonieren wollte. Zwischen diesen Extremen bewegten sich die Gedanken der großen Menge des schwedischen Volkes. Hierbei traten als ausschlaggebende Faktoren sowohl die Erfahrungen aus der früheren Unionsgeschichte, wie das Gefühl der augenblicklichen Rechtskränkung und die Sorge für die Zukunft auf. Alle Modalitäten der Zeit gaben somit Stoff zur Beurteilung der Sachlage und zu dem Beschluß, der gefaßt werden mußte. Man erinnerte sich, wie viel Verdruß und welche ewigen Scherereien das Zusammenleben mit dem norwegischen Volke verursacht hatte. Man empfand mit blutendem Herzen die geschehene Rechtskränkung. Man vergaß aber auch nicht, daß die ganze Zukunft des Nordens von dem nun zu fassenden Beschlusse abhing. Schweden ist und bleibt die bestimmende Macht im Norden, und man fühlte lebhaft die Verpflichtungen, die dies in sich schließt.

Diese innere Arbeit währte vom 7. Juni bis zum 20. desselben Monats, an dem der sofort vom König berufene außerordentliche Reichstag zusammentrat. Aber schon in den beiden ersten Wochen, in denen der Reichstag tagte, klärten sich die Ansichten und nahm das Programm, dem man folgen sollte, feste Form an. Die allgemeine Meinung formte sich allmählich zu einem klaren und deutlichen Volkswillen. Dieser wies die Vorschläge, daß man nichts tun und das Geschehene somit ohne weiteres gutheißen solle, mit Nachdruck zurück. Er wollte sich aber ebensowenig auf das Abenteuer einlassen, sofort zu den Waffen zu greifen. Die jetzt feste allgemeine Meinung des schwedischen Volkes mündete in zwei oder drei scheinbar unvereinbare Wünsche aus: *sie forderte Genugtuung für die dem schwedischen Volke und dessen Monarchen durch den Beschluß des norwegischen Storthings vom 7. Juni zugefügte Rechtskränkung und daneben Sicherheit für ein loyales Verhalten in der Zukunft — sie wollte aber keinen Krieg.*

Genugtuung und Garantie für die Zukunft, aber kein Krieg — das war das Programm.

Es ist nicht das erstemal in der Geschichte, daß dieses heikle Programm — Genugtuung ohne Krieg — zur Lösung vorgelegen hat. Mehr als ein Monarch hat bei verschiedenen Gelegenheiten alle Künste der Diplomatie erschöpft, um eine solche zu finden. Nun sollte der schwedische Reichstag, der in dieser Sache die Leitung in seine Hand genommen hatte, diesen schweren Auftrag durchführen. Glücklicherweise lagen, wie wir unten sehen werden, die Verhältnisse derartig, daß ein glücklicher Ausgang desselben möglich war. Allein — und hier stoßen wir auf die Frage, die uns in erster Reihe beschäftigt — wie konnte das schwedische Volk sich mit diesem Programm begnügen? Warum wollte es keinen Krieg?

Der Grund hierfür — und das müssen wir gleich sagen — lag nicht darin, daß wir den Ausgang fürchteten. Wohl befand sich das schwedische Heerwesen in einer Umorganisation, die auch jetzt noch nicht vollständig durchgeführt ist.

Allein dies hätte nur die Eröffnung und die schnelle Durchführung der Operationen gehindert, aber nicht das Endresultat verändert. Dazu waren die Streitkräfte Norwegens doch zu schwach. Und die schwedische Flotte, die in diesem Kriege eine große Rolle gespielt hätte, war der norwegischen vielfach überlegen und in ausgezeichnetem Stande. Diese wurde auch sofort in volle Kriegsbereitschaft gesetzt und dicht an die norwegische Grenze geführt. — Es war somit keineswegs die Furcht vor dem Ausgang, auch nicht Scheu vor dem Ernst des Krieges, was die Schweden zurückhielt. Im Gegenteil, die Lust zum Losschlagen war ziemlich überall vorhanden. Daß es nicht dazu kam, beruhte auf ganz andern Gründen.

Diese Gründe lassen sich in die fünf Worte zusammenfassen: *der Krieg hatte keinen Zweck.*

Um einen Krieg zu beginnen, muß man einen großen politischen Plan zu verfolgen und einen Zweck haben, der eine solche äußerste Maßregel rechtfertigt. Ich will nicht sagen, daß die große Menge des schwedischen Volkes diese Wahrheit so deutlich vor Augen hatte, wie ich sie hier ausgesprochen habe. Das Gefühl davon war aber ein allgemeines, und diejenigen, die im Reichstage den Beschluß zu fassen hatten, waren sich vollständig im klaren darüber. Eine Analyse der verschiedenen denkbaren Zwecke eines Krieges in diesem Falle wird die Richtigkeit dieser Behauptung mit aller wünschenswerten Deutlichkeit dartun. Der Zweck des Krieges konnte nur einer der folgenden sein: das erlittene Unrecht zu rächen — die Union wiederherzustellen — oder endlich einen Teil von Norwegen zu erobern.

Wir wollen jedes dieser Ziele für sich prüfen.

Der Krieg ohne einen andern Zweck denn als Rache für erlittenes Unrecht war vormals ebenso natürlich, wie jede Racheäußerung zwischen einzelnen. Kriege aus solchen Anlässen werden indessen immer seltener und dürften wohl jetzt zwischen Kulturvölkern nicht mehr vorkommen. Einem halbzivilisierten Staate gegenüber, dem hierdurch der nötige Respekt eingeflößt werden soll, ist er auch jetzt noch am Platze. Mehrere der Kriege Englands in den letzten Jahren haben diesen Charakter gehabt, und ebenso werden die Kämpfe zwischen den verhältnismäßig wenig zivilisierten Staaten Süd- und Zentralamerikas sehr oft aus keinem andern Grunde, als diesem, geführt. Im übrigen sind jedoch Kriege, die nur Rache oder Strafe bezwecken, unter den Kulturvölkern außer Gebrauch gekommen. Der letzte Krieg der Vereinigten Staaten mit Spanien hatte andre und tiefere Zwecke, wenn auch der zündende Funke einer vermeintlichen Rechtskränkung — dem Unglück mit dem „Maine" auf der Reede von Havanna — entsprang. Vor einem Jahrhundert hätte das Blutbad, das die russische Flotte unter den englischen Fischern in der Nordsee angerichtet hatte, zu einer blutigen Genugtuung geführt. Dasselbe wäre bei dem Verbrechen des norwegischen Storthings gegen die Union und den gemeinsamen König der Fall gewesen, wenn es einige Menschenalter früher stattgefunden hätte. Die heutige Zeit hat aber eine andre Auffassung von derartigen Dingen. Die Achtung vor Menschenleben und der Gedanke an

die ungeheuern Opfer, die ein Krieg auch für den Sieger im Gefolge hat, haben die Ansichten der Menschen hierüber verändert. Vielleicht haben auch die wachsende Reflexion und eine daraus folgende Selbstbeherrschung ihren Anteil hieran. Nunmehr genügt es nicht, daß der Krieg eine Ursache hat; er muß auch einen vernünftigen Zweck haben. Aber die bloße Befriedigung des Rachegefühles ist für die heutigen Schweden kein solcher. Und der Gedanke, damit eine Geld-erpressung behufs Schwächung Norwegens zu verbinden, hätte allgemeine Entrüstung erweckt.

Dies war also kein hinreichender Anlaß zu einem Kriege 1905. Wir wollen nun sehen, ob die beiden andern Zwecke, die übrigens einander ausschließen, einen Anlaß in sich bargen.

Die Erhaltung der Union wäre gleichbedeutend mit ihrer vollständigen Umgestaltung gewesen. Seit ihrer Gründung 1814 hatte sie sich als verfehlt erwiesen. Und der Fehler lag wesentlich darin, daß ihr politische Organe, ein Parlament und eine Reichsregierung und hierdurch auch die erste Voraussetzung für ein Staatswesen — ein Volk — fehlten. Die Union wiederherzustellen wäre also dasselbe gewesen, wie diese Institutionen neu zu schaffen und alle die Konsequenzen, die daraus nicht nur für die Verfassung Norwegens, sondern auch Schwedens erfolgen mußten, zu tragen. Dies wollte das schwedische Volk nicht, und zwar in erster Linie deswegen nicht, weil es der Union und des Zusammenlebens mit Norwegen satt war. Es gab sicher keinen Schweden, der nicht den großen Gedanken, welcher der Union zugrunde lag, hochschätzte. Schon Karl X. Gustav wollte sie im Jahre 1658 auf dem Wege der Eroberung erzwingen, wurde aber durch einen vorzeitigen Tod daran verhindert. Ebenso erging es Karl XII. 1718. Später versuchte Schweden im Jahre 1809 durch die Wahl des dänischen Prinzen Christian August zum Kronprinzen den Grund zur Vereinigung der beiden Reiche zu legen. Aber auch diesmal durchkreuzte der Tod die Pläne. Endlich 1814 kam der Gedanke zur Ausführung, aber in einer Weise, die ihn gründlich verpfuschte. Die folgenden historischen Ereignisse haben dies jedermann klar gezeigt. Denn diese Geschichte war mit kurzen Zwischenräumen eine zusammenhängende Kette von pochenden Forderungen auf der einen Seite und anfänglich von schroffen Ablehnungen, aber schließlichen Bewilligungen derselben um des lieben Friedens willen auf der andern. Und der Gegenstand der Forderungen und der Einwilligungen hat sich stets um ein und denselben Punkt gedreht — die vollständige Gleichberechtigung. Der zuerst im Grundgesetz von 1814 niedergelegte, dann in der Reichsakte von 1815 nach diesem flüchtig entworfene Unionsvertrag stellt Norwegen in beinahe allen Beziehungen als gleichberechtigt neben Schweden —, außer in bezug auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Der Minister des Aeußern von Schweden war auch Minister des Aeußern für Norwegen. Diese Ordnung war eine natürliche Folge der Entstehungsart der Union — Schweden zwang Norwegen dazu — und übrigens auch der damals sehr unentwickelten Zustände in Norwegen.

Die Aufhebung dieser ungleichen Stellung der beiden Völker ist der Inhalt

der ganzen Unionsgeschichte, ihr Alpha und Omega. Die Norweger behaupten, der große Fehler und der „Uebergriff" Schwedens liege darin, daß es dies nicht verstanden habe und keine Aenderung in den bestehenden Verhältnissen habe vornehmen wollen. Das ist unwahr. Schweden hat auch in diesem Punkte wiederholt volle Gleichberechtigung angeboten. Die Gleichberechtigung ist aber auf jeder Seite des Kjölengebirges verschieden aufgefaßt worden. Schwedischerseits verstand man darunter Gleichheit in neuen Institutionen: ein Unionsparlament für auswärtige Angelegenheiten, einen gemeinsamen Minister des Aeußern, der entweder Schwede oder Norweger sein konnte, proportionsmäßig gleiche Beiträge zur gemeinsamen Verteidigung u. s. w. Die Norweger wiederum widersetzten sich allen derartigen Vorschlägen und wollten eine Gleichstellung durch neue eigne Institutionen und eigne auswärtige Politik, so unter vielem anderm: besondere Traktate für Norwegen, eine eigne Flagge, eignes Konsulatwesen und einen eignen Minister des Aeußern, aber kein Unionsparlament und keine Verpflichtungen betreffs der gemeinsamen Verteidigung. Das eine war Gleichheit durch Entwicklung, das andre durch Auflösung der Union. Denn ein Dublieren dieser Institutionen, der einzigen gemeinsamen, außer dem Monarchen, mußte zur Auflösung der Union führen.

Norwegen erzielte nach und nach die Erfüllung aller seiner Wünsche, außer den letzten, und zerpflückte die Union auf diese Weise Stück für Stück. Dies geschah aber, wie man sich denken kann, nicht auf den ersten Streich. Denn die Schweden sahen sehr wohl ein, daß die Willfährigkeit gegenüber den norwegischen Wünschen einen Schnitt in die Union bedeute, und antworteten deshalb erst mit einem Nein, fügten sich aber dann nach allerlei Scherereien und dank dem Dazwischentreten des gemeinsamen Monarchen in dieselben. Daß das Zusammenleben unter solchen Verhältnissen kein sehr angenehmes sein konnte, versteht sich von selbst. Besonders reizte es die Schweden, daß die Versprechungen, Ruhe zu halten, sobald nur dieser oder jener norwegische Wunsch erfüllt würde, norwegischerseits sofort vergessen wurden, sobald das Gewünschte erreicht war, und daß Norwegen den Vorschlägen Schwedens zur Stärkung und Umgestaltung der Union auf Grund voller Gleichberechtigung niemals Gehör schenken wollte.

Fragt man nach den Anlässen zu dieser prinzipiellen Abneigung Norwegens gegen die Entwicklung der Union auch bei voller Gleichberechtigung, welche Abneigung offenbar der erste Grund zum Bankrott des großen Unionsgedankens ist, so findet man, daß diese eigentümlicherweise nicht in der Vereinigung, in dem staatlichen Zusammenleben mit Schweden selbst, sondern außerhalb derselben in ganz andern Verhältnissen lagen. Für den oberflächlichen Betrachter kann es wohl den Anschein haben, als ob schwedische Unnachgiebigkeit einerseits und norwegisches Ehrgefühl anderseits die inneren Ursachen der oft wiederholten Konflikte und zuletzt des gewaltsamen Bruches 1905 gewesen seien. So wird es auch in den populären Streitschriften, die von beiden Seiten, meistens aber von Norwegen aus, in die Welt hinausgesandt werden, dargestellt. Dies ist jedoch eine Verwechslung der Wirkungen mit den dahinterliegenden Ursachen.

Was das Verhältnis Schwedens zu Norwegen betrifft, so ist nicht Unwille gegen Norwegen und dessen Rechte, sondern Treue gegen den großen Gedanken, den die Union in sich schließt, das Leitmotiv für all sein Tun und Lassen gewesen. Allein auch norwegischerseits sind es nicht das Ehrgefühl des norwegischen Volkes und seine trotzige Sinnesart, die das beständige Reißen am Unionsbande veranlaßt haben, obschon sie unleugbar eine Rolle hierbei gespielt haben, sondern ebenfalls ein staatsrechtliches Verhältnis. Die eigentliche Ursache des Streites und die treibende Kraft im ganzen Unionskonflikt ist das norwegische Grundgesetz von 1814. Dies haben die Norweger selbst nicht verstanden, und ebenso wenige außerhalb Norwegens, trotzdem verhält es sich aber so.

Der begrenzte Platz verbietet eine eingehendere Erklärung dieses eigentümlichen Umstandes. Genug, die Verfassung Norwegens stand prinzipiell im Widerspruch zur Union. Denn sie ist zum größeren Teile auf die französische Konstitution vom Jahre 1791, also auf das Prinzip der Volkssouveränität, gebaut, aber so angewendet, wie Johan Sverdrup dies siebzig Jahre später mit den bekannten Worten ausdrückt: „In diesem Saale" — dem Saale des Storthinges — „soll alle Macht gesammelt sein." Die konsequente Entwicklung dieses Prinzips mußte fordern, daß auch die auswärtige Politik in diesem Saale gesammelt und entschieden werden mußte. Solange dies nicht der Fall war, blieb der Typ, der in dieser Verfassung Gestalt angenommen hatte, ein unreifes Kind und die Verfassung selbst ein Torso. Die Union stand der vollständigen Verwirklichung der Idee der Volkssouveränität, wie sie im Grundgesetz vom Jahre 1814 niedergelegt ist, im Wege. Deshalb mußte sie fort, ebenso wie die konstitutionelle Selbständigkeit des Königs. Der Kampf gegen die Union wurde ein Moment in dem langen inneren Verfassungskonflikt oder, wie ich an andrer Stelle nachgewiesen habe, im Kampfe zwischen den im Grundgesetze zusammengeführten verschiedenen Verfassungstypen.[1])

Nicht die entgegengesetzten Interessen der Länder, auch nicht der verschiedene Charakter der Völker und besonders nicht Schwedens vermeintliche aristokratische Gesellschaftsverfassung im Gegensatz zu Norwegens demokratischer, worüber agitierende Norweger eine Fabel zur Irreleitung des übrigen Europas gedichtet haben, sind die eigentlichen Ursachen des Mißerfolges der Union, sondern das norwegische Grundgesetz und sein mit dieser unvereinbarer Geist. Die Norweger haben es selbst nicht verstanden, daß ihr Unwille gegen die Union einen solchen Grund hatte, und dies dient ihnen in etwas zur Entschuldigung. Auch die Schweden haben dies im allgemeinen nicht eingesehen. Allein selbst wenn sie es eingesehen hätten, so hätte dies die Sachlage doch kaum verbessert, denn die immerwährenden Streitigkeiten hatten ihnen vollständig den Glauben an das norwegische Volk, an seine Loyalität und seine Ehrlichkeit genommen.

Zu dieser Volksstimmung kam noch bei denen, die etwas tiefer blickten, die

---

[1]) La Constitution suédoise et le parlamentarisme moderne. Paris 1905 (Alphonse Picard & fils), S. 134 ff.

Erkenntnis der weitgehenden Konsequenzen einer Wiederherstellung der Vereinigung.

So wie sie war, konnte die Union nicht wiederhergestellt werden. Dazu war sie allzu unvollkommen. Auch die schwedischerseits bei verschiedenen Gelegenheiten befürwortete Entwicklung derselben hätte keineswegs genügt, selbst wenn gleichzeitig, wie einige empfohlen hatten, die Verfassung in Norwegen zugunsten des Monarchen verändert worden wäre. Die beiden Staaten hätten zu einem wirklichen Bundesstaat zusammengeschweißt werden müssen. Die Folge hiervon wäre aber gewesen, daß nicht nur das Storthing Norwegens, sondern auch der uralte Reichstag Schwedens zu bloßen Landtagen degradiert worden wären und daß im übrigen unsre ganze Verfassung, die Frucht einer tausendjährigen selbständigen Entwicklung, in wesentlichen Teilen hätte geändert werden müssen. Kein Schwede konnte bei solchen Aussichten auch nur einen Augenblick zögern. Die Union erschien uns nicht den hundertsten Teil eines solchen Opfers wert. Einen Krieg aus diesem Grunde beginnen, wäre dem schwedischen Volke als der reine Wahnsinn erschienen.

Dieser Zweck eines Krieges, die Wiederherstellung und Wiedergeburt der Union, war somit im voraus ausgeschlossen. Man führt nicht einen Krieg um das, was man nicht haben will. Von den verschiedenen Gründen, die Schweden hätten veranlassen können, zu den Waffen zu greifen, bleibt nur noch der: die Eroberung Norwegens und die Einverleibung eines Teiles von Norwegen in Schweden. Mancher Schwede war dem Gedanken nicht abhold. Wir wollen sehen, warum auch dieser nicht durchdrang.

Auch hier haben wir zwischen allgemeinen Volksstimmungen und kühl berechnender Ueberlegung zu unterscheiden. Dem Gefühl der Mehrzahl widerstrebte der Gedanke, das frühere Brudervolk durch Fortnahme eines Stückes Land zu zerstückeln, und eine Unterwerfung des ganzen Landes mußte schon infolge der damit verbundenen Schwierigkeiten einem jeden als vollständig sinnlos erscheinen. Wie erbittert man auch auf die Norweger war, so dachte man doch keinen Augenblick an eine so weitgehende und so gefährliche Gewalt. Allerhöchstens erörterte man die Frage der Besetzung der nördlichsten, an Rußland grenzenden Teile des Landes, wo Schweden große ökonomische Interessen zu bewachen hat. Die kalte Berechnung kam aber hier der ebengenannten Volksstimmung, die dem Gedanken an Eroberung zweifelnd gegenüberstand, zu Hilfe. Die hierbei bestimmenden Motive wurden nicht laut ausgesprochen und nicht in der Presse erörtert, sie kamen aber in den geheimen Sitzungen der Parteien und Kammern des Reichstages, wo die Richtung der Beschlüsse bestimmt wurde, zum Vorschein. Jetzt hindert nichts eine offene Darlegung der Motive.

Die Eroberung eines Stückes Land hätte Norwegen für alle Zeit in einen unversöhnlichen Feind verwandelt. Das hätte infolge der Nachbarschaft von Rußland eine große Gefahr für Schweden bedeutet, die man nicht heraufbeschwören wollte. Jahrhundertelang war Norwegen als ein Teil der dänischen Monarchie mit Rußland gegen Schweden alliiert gewesen. In der letzten Periode

des Unionstreites schienen diese Erinnerungen wieder zu erwachen. Hatten doch sogar mehrere der leitenden Männer Norwegens von einer Freundschaft mit Rußland gesprochen und sogar das Abtreten eines Hafens, wenn dies erforderlich sein sollte, befürwortet, um eine Stütze gegen Schweden zu erhalten. Und offen ist ausgesprochen worden, daß man es, wenn nicht früher, so wenn die Schweden einmal in Not gerieten, ihnen heimzahlen werde, daß sie den norwegischen Wünschen nicht entgegengekommen wären. Sollte also nicht das alte Schauspiel, daß die Völker mit ihren Nachbarn verfeindet und mit den weiter entfernt Wohnenden befreundet sind, wieder auf der skandinavischen Halbinsel aufgeführt werden, sollten nicht damit große Gefahren für ihre Unabhängigkeit entstehen, so mußte offenbar jeder Gedanke an die Eroberung eines Teiles von Norwegen in den Bann erklärt werden. Schweden hätte danach, wenn es Angriffen von andrer Seite entgegenzutreten hätte, stets einen Feind im Rücken gehabt. Die Sorge für die Zukunft des ganzen Nordens, die mit oder ohne Vereinigung doch die Aufgabe Schwedens bleiben muß, verbot eine Politik, die solche Folgen hätte zeitigen können.

Dies war der eine Grund, warum wir keinen Krieg behufs Eroberung eines Teiles von Norwegen anfangen wollten. Dies sah auch jeder denkende Schwede mehr oder weniger klar ein. Der andre ist vorläufig nur eine gelehrte Spekulation, er ist jedoch ebenso bestimmend und dürfte bald von der ganzen Welt als solcher anerkannt werden.

Ewige Zeiten hindurch ist eine Eroberung in dem Augenblicke, wo der Sieger seinen Gegner besiegt und dessen Land ganz oder teilweise dem seinen einverleibt hat, eine vollendete Tatsache gewesen. Nur ein offener Aufruhr hat dem Besiegten dann eine fortgesetzte nationale Existenz wiederschenken können. Gewöhnlich ist der einverleibte Volksteil nach kürzerer oder längerer Zeit vollständig in dem Volk des Siegers aufgegangen und hat mit ihm nicht nur ein staatliches, sondern auch nationales Ganzes gebildet. Dies ist bei Kulturvölkern nicht länger möglich. Auch hier kann der Stärkere noch immer den Schwächeren besiegen und einen Teil seines Gebietes und Volkes unterwerfen. Er kann ihn aber nicht zu Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische machen. Ein Kulturvolk kann wohl von einem andern Volke besiegt werden, es kann aber nicht mehr *gegen seinen* Willen von diesem assimiliert werden.

Es ist erstaunlich, daß diese so handgreifliche Wahrheit weder den Staatsmännern noch den Staatsrechtsgelehrten oder dem gemeinen Mann eingefallen zu sein scheint. Wahrscheinlich haben die beiden großen Ereignisse, die Errichtung des Königreichs Italien und des Deutschen Reiches, die Erkenntnis dieses neuen Faktums verhindert. Allein der Sieg Savoyens und Preußens über die übrigen italienischen und deutschen Staaten bedeutet keine Eroberung im gewöhnlichen Sinne. Es war die Ausführung eines Jahrhunderte alten Gedankens, der sich obendrein nicht gegen die Völker, sondern gegen die Fürstenhäuser richtete. Und wenn die Annexion Savoyens und Nizzas seitens Frankreichs und die von Elsaß-Lothringen seitens Deutschlands geglückt ist, so beruht auch dieses darauf, daß

die Bevölkerungen dieser Länder jede für sich mit ihren neuen Herren stammverwandt sind und früher auch politisch mit ihnen verbunden gewesen sind. Was wiederum die Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich betrifft, so bedeutet diese keine Einverleibung im gewöhnlichen Sinne. Keines dieser Ereignisse kann somit als Beweis gegen den oben ausgesprochenen Satz angeführt werden. Dagegen liegen andre Erfahrungen vor, die ihn direkt bestätigen.

Es ist Deutschland noch nicht gelungen, die 200000 Dänen, die der Krieg von 1864 unter Preußens Zepter brachte, mit sich zu assimilieren. Und es wird die großen Massen Polen, die es in seinen Grenzen hat, niemals nationalisieren[1]) können. Ebenso ergeht es England mit den Irländern, Ungarn mit den fremden Völkern, die zu dessen Staatsgebiet gehören, und schließlich Rußland mit seinen weit verschiedenen Nationalitäten. In den beiden letzteren Ländern tritt die hier behandelte Erscheinung als ein Erwachen der Unterdrückten zu nationalem Leben und als ein Protest gegen die begonnenen Ansätze zu einer Assimilation auf. Die ganze innere Geschichte Rußlands dreht sich schon, kann man sagen, um diese Wiedergeburt der eroberten Völker. Und in kurzer Zeit wird es mit der ungarischen Krone und deren Ländern sicherlich ebenso gehen. Trotz der langen Zeit, in der die unterdrückten Nationalitäten in diesen Fällen den Assimilationsversuchen ausgesetzt waren, sind diese infolge des großen Unterschiedes zwischen dem Sieger und den Besiegten in Sprache und Rasse und infolge des niedrigen Kulturstandpunktes des ersteren nicht gelungen. Was aber in dieser Beziehung bis jetzt nicht geschehen ist, wird niemals geschehen. Die Zeit der Nationalisierung und Assimilation zwischen Kulturvölkern ist vorüber und kommt niemals wieder.

Und die Ursachen dieser veränderten Situation?

Sie liegen offen am Tage und heißen: Literatur und Presse und Volksunterricht und zuletzt, aber nicht am wenigsten, das konstitutionelle Leben. Diese Mächte der neueren Zeit haben das Bewußtsein der vor langer Zeit eroberten Völker um sich selbst und um ihre Nationalität erweckt. Und sie erhalten dieses Bewußtsein bei ihnen und bei andern in der neueren Zeit annektierten Bevölkerungen ohne Aufhören wach. Die Regierungen mögen alles, was sie wollen, zur Durchführung der Nationalisierung tun, sie mögen sich hierbei auf die Wünsche der herrschenden Völker stützen, es wird ihnen doch nicht gelingen. Denn die Macht, mit der die unterdrückten Volkselemente für ihre Existenz kämpfen, hat vollständig den Charakter einer Naturkraft. Es ist der Weg der Pflanze aus dem Dunkel zu Licht und Luft. Sie bricht sich trotz aller Hindernisse hindurch, sobald das Leben einmal erwacht ist.

Noch sind, wie gesagt, die Augen der Staatsmänner und der Gelehrten für diese Aeußerung der Kräfte einer neuen Zeit nicht recht geöffnet. Deshalb ver-

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die Dänen und Polen genießen in Preußen dieselben Rechte wie alle andern Staatsbürger und werden in ihrer Nationalität nicht gehindert, solange sie die Gesetze nicht überschreiten.

fahren sie oft so unweise in der Behandlung dieser fremden Volkselemente. Sie suchen sie noch immer nach den Anschauungen älterer Zeiten zu unterdrücken und zu assimilieren, statt sie ihre Sprache behalten und ihr Leben für sich innerhalb des gemeinsamen Staatskörpers leben zu lassen. Sie verbleiben zwar trotzdem ein fremdes Element, sie werden sich aber, besonders wenn sie einer Großmacht angehören, mit ihrem Schicksale versöhnen. Denn das Leben in einem großen Staatenwesen bietet den einzelnen so viele Vorteile in ökonomischer und kultureller Beziehung und so viele Entwicklungsmöglichkeiten vor dem Zusammenleben in einem kleinen Volke, daß sie sich ohne allzu großes Bedauern darein fügen werden, von ihren Stammverwandten getrennt zu leben. In jedem Falle werden sie dann ihre Verpflichtungen als Mitbürger loyal erfüllen. Und mehr darf man nicht verlangen.

Wenn die Erkenntnis dieser Verhältnisse einmal allgemein wird, werden jedenfalls Kriege zwischen Kulturvölkern seltener. Kämpfe um Kolonien und Handelsgebiete in fremden Weltteilen und vielleicht auch aus andern Anlässen werden nach wie vor stattfinden können. Allein Kriege mit dem Zwecke, einen Teil des Nachbarvolkes und -landes wegzunehmen, werden unter Kulturvölkern aufhören. Denn die Einverleibung fremder Elemente, die, wie sie auch behandelt werden, stets fremd bleiben werden, wird den Eroberer äußerlich nicht stärker machen, sondern ihn im Gegenteil schwächen, und gleichzeitig im Innern auf der Arena des konstitutionellen Lebens, im Parlament, nur Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verursachen. Die Verbreitung dieser Wahrheit, daß kein Teil eines Kulturvolkes in der Jetztzeit, und noch weniger in der Zukunft, gegen seinen Willen mit einem andern assimiliert werden kann, ist die beste Garantie für den Frieden in Europa. Sie wird mehr zum Aufhören der Kriege beitragen als zehn Haager Konferenzen.

Nach diesen Erörterungen brauche ich nicht weiter zu erklären, warum wir hier in Schweden im Jahre 1905 nicht einen Krieg behufs Annexion des norwegischen Finnmarken beginnen wollten. Das Gebiet ist zwar nicht sehr bewohnt, die Bevölkerung, die hier lebt, ist jedoch so eigenartig und hat einen so ausgeprägten Charakter, daß sie trotz der Verwandtschaft und trotz der Gleichheit der Sprache sicher niemals schwedisch geworden, sondern geblieben wäre, was sie ist. Aber die Norweger in der schwedischen Landmark und in unserm Reichstag hätten uns nichts als Kummer und Aergernis bereitet. Und wenn man das unschätzbare Glück hat, in sich ein homogenes und ganzes Volk zu sein, so wäre es der reine Wahnsinn gewesen, dieses Glück um den Gewinn eines Stückes Land aufzugeben, selbst wenn dies, ökonomisch gesehen, ein Vorteil gewesen wäre.

Sowohl die Erfahrungen vergangener Zeiten betreffs Norwegens als Alliierten mit Rußland wie die klare Einsicht von der Unmöglichkeit einer wirklichen nationalen Verschmelzung der Eroberung für die Zukunft mußte jeden Gedanken an einen Krieg um ein Stück des Gebietes unsers früheren Unionsbundes verbieten. Dies ist also der letzte Teil unsrer Antwort auf die Frage,

warum Schweden im Jahre 1905 keinen Krieg begann. Wir führten den Krieg nicht, weil, wohin man auch den Gedanken richtete, kein vernünftiger Zweck eines Krieges vorlag. Europa mag urteilen, ob die Antwort eine befriedigende ist und vor allem, ob die Handlungsweise Schwedens in diesem Teile seiner würdig war.

Nur ein Fall wäre denkbar, wo ein Krieg trotz alledem indiziert gewesen wäre, nämlich wenn Norwegen sich geweigert hätte, die ersten Punkte des Programms zu erfüllen, das die allgemeine Meinung, wie oben angeführt ist, aufgestellt hatte. Wäre dies geschehen und hätte Norwegen die Forderungen, die Schweden für die Gutheißung der Trennung stellte, abgelehnt, so wäre der Krieg trotz des Widerstandes von oben unvermeidlich gewesen. Und obschon dann der Krieg in erster Reihe den Zweck gehabt hätte, diese Forderungen durchzusetzen, so ist es doch kaum glaublich, daß es hierbei sein Bewenden gehabt hätte. Inter arma silent consilia. Sind die Würfel des Krieges geworfen, so weiß man nicht, wie sie fallen. Da gelten in vollem Maße die Worte, die Shakespeare Antonius an der Bahre Cäsars sagen läßt: „Unheil, du bist im Zuge, nimm, welchen Lauf du willst." Ich befürchte, daß das Ende dann die Eroberung gewisser norwegischer Landesteile — mit den, wie oben angedeutet, für ganz Skandinavien schädlichen Folgen — gewesen wäre.

Glücklicherweise trat dieser von der Situation selbst abhängige Anlaß zum Kriege nicht ein, die Norweger gingen klugerweise auf die von Schweden aufgestellten, in keiner Weise unbilligen Bedingungen ein. Der erste Punkt des schwedischen Programms konnte somit, wenn auch unter allerlei Widerstand, durchgeführt werden, und damit war die Sache klar und die schwedisch-norwegische Union nur noch eine geschichtliche Erinnerung.

Zuletzt noch einige Worte über die genannten Forderungen. Man muß auch sie kennen, um richtig beurteilen zu können, ob Schweden die Auflösung der Union ohne Rücksicht auf seine Ehre hat über sich ergehen lassen oder ob es die Genugtuung erhalten hat, die seine Ehre und sein Ansehen erheischte, und gleichzeitig die Zukunft so geordnet hat, wie sein eignes Interesse und das des Nordens es erforderte — das letztere eine gleich wichtige Sache wie das erstere.

Auch in diesem Teile forderte die Durchführung des aufgestellten Programms ebensoviel kluge Besinnung wie Festigkeit. Es galt, einerseits nicht solche Forderungen aufzustellen, welche die Norweger sofort zu einem verzweifelten Widerstand gebracht oder für die Zukunft unheilbare Wunden hinterlassen hätten, und anderseits für den dem schwedischen Volke und Könige zugefügten Schimpf eine wirkliche Genugtuung, nicht nur den Schein einer solchen, zu erhalten. Glücklicherweise lagen die Verhältnisse für einen guten Ausgang der heikeln Aufgabe günstig.

Die erste Maßnahme, die der schwedische Reichstag ergriff, war somit die, daß er im Schreiben vom 3. August erklärte, daß die Union nicht durch den Beschluß des norwegischen Storthings vom 7. Juni aufgelöst sei und auch nicht ohne die Zustimmung des schwedischen Königs und Reichstages aufgelöst werden

könne, sowie ferner, daß dieser Beschluß nicht als der Wille des norwegischen Volkes anerkannt werden könne. Deshalb die Forderung, daß ein neues Storthing oder eine Volksabstimmung sich in der Frage äußern solle. Darüber, daß seitens des Volkes die Sanktion des Storthingsbeschlusses erfolgen würde, war man in Schweden nicht einen Augenblick im Zweifel. Daß sie aber erteilt wurde, bedeutete auch norwegischerseits eine Anerkennung, daß der frühere Beschluß nicht an sich gültig war. Und mehr bedurfte es nicht als Genugtuung für die formelle Rechtskränkung, deren sich das Storthing durch den genannten Beschluß schuldig gemacht hatte.

Die zweite von Schweden aufgestellte Bedingung für die Aufhebung der Reichsakte und für die Auflösung der Union hatte einen realen Inhalt und bedeutete die große eigentliche Genugtuung. Sie galt dem Niederreißen der in den letzten Jahren gegen Schweden aufgebauten Grenzbefestigungen. Norwegen hatte in der Stille eine Reihe Festungswerke längs der südlichen schwedischen Grenze aufführen lassen. Diese waren zwar von militärischem Gesichtspunkt aus nicht besonders gefährlich. Sie wurden aber in Schweden von ihrer Entstehung an als eine grobe Beleidigung betrachtet und sie hätten auch, wenn sie hätten weiterbestehen dürfen, unleugbar eine Drohung für die Zukunft bedeutet, die Schweden zu Gegenanstalten gewungen hätte. Sowohl die Sache an sich als auch die Rücksicht auf die Zukunft forderten somit ihre Niederlegung, und über diese Forderung wurde auch in Karlstad lange und eifrig verhandelt. Ungern gaben die Norweger hierin nach. Aber die schwedische Volksmeinung war in diesem Punkte unbeugsam. Einige Tage oder Stunden hingen somit die Wetterwolken eines Krieges drohend über der skandinavischen Halbinsel. Die norwegischen Unterhändler gaben aber klugerweise schließlich nach. Hierdurch gewann Schweden die Genugtuung, die seine gekränkte Ehre heischte, sowie eine ausreichende Garantie für die Zukunft. Denn das Niederreißen von Festungen ist sonst stets die Frucht eines glücklichen Krieges gewesen. Und auch von seiten Norwegens konnte diese Genugtuung ohne große Demütigung gegeben werden, denn es mußte auch von ihm anerkannt werden, daß diese Festungswerke eine grobe Beleidigung gegen Schweden und eine Gefahr für die Zukunft bildeten.

Die sonstigen aufgestellten Bedingungen waren, außer einer, vollständig gegenseitig und für beide Völker gleich notwendig. Sie behandelten die Schlichtung künftiger Streitigkeiten durch Schiedsrichter, den Durchgangsverkehr auf Flüssen und Eisenbahnen u. a. m. Ueber sie ist nur Gutes zu sagen. Außerdem wurde schwedischerseits die Forderung gestellt, daß die schwedischen Lappen wie bisher zu gewissen Zeiten ihre Renntiere auf das norwegische Gebiet führen dürften. Aus Unbekanntschaft mit den Verhältnissen wurde dieser Punkt nicht so formuliert, wie es wünschenswert gewesen wäre. Allein da die Frage eine reine Humanitätsfrage ist, herrscht kein Zweifel, daß die Norweger bei den hierüber eingeleiteten neuen Verhandlungen die diesen armen Nomaden notwendigen Erleichterungen in den Bestimmungen der Konvention bewilligen werden.

Eine Sache, die vergessen wurde, die aber recht wohl hätte mitverhandelt

werden können, war die, dem norwegischen Storthing den Anteil am schwedischen Nobeltestamente, den es erhalten hatte, zu nehmen. Sicher hätte der Testator jenem niemals den Auftrag erteilt, vor der ganzen Welt den Friedenspreis zu verteilen, wenn er die Ereignisse der letzten Jahre erlebt hätte. Nun ist es eine Ironie, daß das Storthing Norwegens mit schwedischem Gelde Bestrebungen ehren soll, gegen die es selbst gerade Schweden gegenüber in bedenklichem Grade verstoßen hat.

Allein die Geschichte gestattet sich nicht selten solche Scherze, und dieser Kleinigkeit wegen darf man nicht das große Werk tadeln, das gegründete Hoffnungen auf Frieden auf der skandinavischen Halbinsel gibt und das Schweden sein früheres Selbstvertrauen wiedergeschenkt hat. Denn das ist — wie Verfasser dieser Zeilen bei der Grablegung der Union im schwedischen Reichstage am 16. Oktober äußerte — der große Gewinn für uns selbst. Die Union mit Norwegen war wie eine Krücke, die dem schwedischen Volk das Selbstgehen abgewöhnt hatte. Wir waren mit ihr so sicher und hatten alle äußere Politik verloren, weil uns ganz einfach eine solche nicht notwendig erschien, besonders nachdem der Novembertraktat von 1855 die skandinavische Halbinsel mit seiner Garantie umgürtet hatte. Ohne äußere Politik, ohne ihre Verantwortung und ohne ihre Spannung zu leben, demoralisiert aber ein Volk mehr als irgend etwas andres. Dies ist nun vorbei und Schweden fühlt sich wie ein einsamer, aber seiner selbst sicherer Mann. Was wir durch die Auflösung der Union im Aeußeren verloren haben, das haben wir an innerer Kraft gewonnen, und am Ende ist es doch sie, von der die Völker leben.

Die Lage der auswärtigen spanischen Politik

Von

Gabriel Maura Gamazo

Zum drittenmal im Zeitraum eines Jahrhunderts gibt in Spanien das herzliche Einvernehmen mit Frankreich und England Anlaß zu einer internationalen Bewegung, und zum drittenmal in der gleichen Zeit tritt Spanien in den Gesichtskreis der Großmächte. Bei vorliegendem Anlaß sprechen jedoch Verhältnisse mit, die, von früheren wesentlich verschieden, auf das Wohl Spaniens, ja vielleicht ganz Europas Bezug haben. Es sind dies Ergebnisse, die sich von solchen, wie sie die beiden letzten englisch-französisch-spanischen Verträge erreicht hatten, wesentlich unterscheiden.

Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts verhielt sich das leidenschaftliche Volk der Spanier, das bei inneren politischen Kämpfen sich niemals scheute, Blut noch Geld einzusetzen, den äußeren politischen Streitfragen gegenüber streng unparteilich. Niemals ist es gelungen, in tonangebenden Klassen

der Bevölkerung eine Meinungseinstimmigkeit zu schaffen, viel weniger hat sich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß eine Durchführung der Lebensregel nötig sei, die Freundschaft der einen Großmächte der andrer vorzuziehen und hierauf die eingeschlagene Richtung zu verfolgen, ohne zu wanken oder zu erschlaffen. Das Staatsoberhaupt und die Minister leiteten die auswärtige Politik ganz allein, inmitten allgemeiner Gleichgültigkeit. Neben andern Gründen war es auch dieser, der bewirkte, daß unsre internationalen Bestrebungen niemals die dauerhafte Festigkeit erreichten, die Freundschaftsverhältnissen zwischen verschiedenen Nationen eigen zu sein pflegt, falls solche eine Wahrung der Interessen und eine aufrichtige Teilnahme an allen sozialen Fragen zur Grundlage haben, die sie vor einem unbestimmten „Hin und Her" der Innenpolitik schützt.

Im vorliegenden Falle hat Frankreich, das seit dem Erbfolgekrieg und der Niederlassung der Bourbonen in Spanien einen großen Einfluß auf unser Vaterland ausgeübt hat, gesehen, wie dieser wachsende Einfluß, alles Althergebrachte an sich reißend, sich auch außerhalb wissenschaftlicher und künstlerischer Sphären geltend machte. In Wahrheit kann man in bezug auf jede französische Sache, falls sie nicht die intimsten Gefühle des spanischen Volkes verletzte, behaupten, daß vom Jahre 1800 bis heute keine Pyrenäen mehr existiert haben. Im letzten Viertel des Jahrhunderts wirkten englische Moden, englischer Sport und englische Gebräuche, ferner, wenngleich in geringerem Maße, englische Ideen im Verein mit französischen darauf hin, Spanien zu einer kosmopolitischen Nation zu gestalten, ebenso wie andre europäische Nationen, deren sonst so sehr ins Auge fallende typische Eigentümlichkeiten man heute in die entferntesten Winkel der Provinzen verbannt sieht.

Zwischen Spanien und Frankreich und Spanien und England haben sich gleichsam Strömungen gebildet, die auf gegenseitige Annäherung und Sympathie hinweisen. Während diese Beziehungen bei ihrem Auftreten einen völlig sozialen Charakter trugen, haben sie sich später umgestaltet. Die Stellung unsrer Politik nach außen hin bestimmte dieses Einvernehmen der drei Großmächte, das einstweilen nur in diplomatischer und nationaler Hinsicht in Betracht kam, heute jedoch allgemein bekannt und erwiesen ist.

Die europäische Presse erkannte seinerzeit auf alle mögliche Art an, daß der Empfang, der unserm sympathischen jungen Herrscher in Paris zuteil wurde, die Grenzen einfacher Höflichkeit, wie sie in Frankreich üblich, überschreite, und daß dieser ganz den Charakter einer öffentlichen Huldigung habe. Aufrichtig gemeint waren die Kundgebungen, welche die Bewohner Madrids Herrn Loubet zuteil werden ließen. Als die Auserwählte Alfonsos XIII. den Fuß auf spanischen Boden setzte, um Alfonsos berühmten Thron zu teilen, da brachen stürmische Ovationen los, mit denen sie die künftigen Untertanen empfingen, und das Freudengeschrei Tausender von Bewohnern Madrids erfüllte den freien Platz nächst dem Schlosse und zwang die tiefergriffene Prinzessin von Battenberg, fast eine Stunde lang zur Begrüßung auf dem Balkon zu verweilen. Diese

Kundgebungen besiegelten endgültig die Vertragsbestimmungen von 1904, die zu Algeciras noch gefestigt wurden und die Zusammenkunft von Cartagena vorbereiteten.

*

Die politische Lage veränderte sich ebenfalls gleich den sozialen Sympathien. Spanien gelangte im neunzehnten Jahrhundert unter den doppelten Einfluß seiner traditionellen Rivalität mit England und der Politik des „Erbvertrags", die in unserm Vaterland eingewurzelt und bis zum äußersten Widerstand bereit ist, unbeschadet der schrecklichen Krisis, welche die französische Revolution hervorrief. England hatte begriffen, daß die große geschichtliche Mission Spaniens nicht etwa in Europa lag (in dessen Fragen und Kriege es nur durch die Irrtümer und Ungeschicklichkeit seiner Herrscher verwickelt wurde), sondern in Amerika, wo seine ungeheure koloniale Macht festen Fuß faßte. Die Großmacht, welche dies Problem lösen würde, müßte die Meere beherrschen und würde selbst zur Zeit der Niederlage der unbesiegbaren Armada Großbritannien gegenüber die Frage eines navalen Uebergewichts in der Welt endgültig zu ihrem Vorteil durchgeführt haben. So fürchtete die scharfsinnige englische Politik (hauptsächlich seit der Emanzipation der Vereinigten Staaten), daß Spanien einer Periode europäischen Friedens und wirtschaftlichen Gedeihens benötige, um seine Flotte wieder instand zu setzen, um mit England um die maritime Oberherrschaft zu wetteifern, wie dies bereits, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ungefähr, die Bourbonen zu tun begonnen hatten. Gegen den gemeinsamen Feind waren Spanien und Frankreich auf natürliche Weise verbündet. Im Jahre 1781 kämpften unsre Kriegsschiffe im Verein mit denen Frankreichs im Mittelländischen Meere, in Amerika und in Ostindien gegen das britische Geschwader; im Jahre 1790 befand sich der anglo-hispanische Konflikt auf dem Punkte der Erneuerung, und Ludwig XVI. versprach uns seine Unterstützung, obgleich er schon durch die Nationalversammlung beherrscht wurde. Im Jahre 1793 veranlaßte die Entrüstung, die in unserm Vaterlande durch das Schicksal jenes unglückseligen Herrschers hervorgerufen wurde, das flüchtige Bündnis mit England und unsre bewaffnete Vermittlung in Frankreich; jedoch nicht viel später als 1796 kämpfte Karl IV. von Spanien, verbündet mit der französischen Republik, von neuem gegen England, trotzdem die Gründe, welche das „Hausgesetz" bestimmt hatten, schon nicht mehr bestanden. Im Jahre 1805 endlich unterlagen die vereinigten Franzosen und Spanier in heldenmütiger Weise in der unsterblichen Schlacht bei Trafalgar. Von da ab bis zu einem sehr neuen Datum hatten wir niemals ein wahrhaft politisches Exterieur. England gewährte uns die Unterstützung seiner Soldaten, um Napoleon zu bekämpfen; als wir jedoch zur Zeit des Aufstandes unsrer amerikanischen Kolonien Deutschland um seinen Beistand ansprachen und im Zar Alexander einen entschiedenen Freund fanden, wirkte das feindselige Verhalten Großbritanniens und hauptsächlich dasjenige Cannings jedem gemeinschaftlichen Vorgehen zu unsern Gunsten entgegen. Von seiten Frankreichs erhielten wir wiederholt Beweise des

Wohlwollens; als es jedoch dessen politischen Interessen behagte, den abscheulichen Absolutismus Ferdinands VII. wieder auf den Schild zu erheben, verwirklichten 100 000 Franzosen in Spanien unter der Führung des Herzogs von Angoulême jenes unheilvolle Werk. Rußland, Oesterreich und Preußen sympathisierten mit dem Prätendenten Don Carlos, und ihre Hilfe, erst moralisch und dann materiell, trug mit dazu bei, den spanischen Boden mit Blut zu beflecken durch einen brudermörderischen Krieg. Hätte Spanien nicht einen aufrichtigen Freund gehabt, so könnte es weniger beanspruchen, einen festen Verbündeten für sich zu finden. Nichtsdestoweniger wurde am 22. April 1834 zu London das Vierbündnis zwischen England, Frankreich, Portugal und Spanien unterzeichnet, vielleicht das unaufrichtigste, sicherlich aber auch das unfreiwilligste von allen, die im vergangenen Jahrhundert abgeschlossen wurden. Sehr neu war noch die Zeit, wo England der Todfeind Spaniens und Frankreichs gewesen, und wo diese Großmacht sich uns nur genähert hatte, um uns auszubeuten. Die Regierung Karls X. hatte im Jahre 1830, zu einem Zeitpunkte, wo sie ihrem Falle nahe war, Algier erobert, und diese Niederlassung einer europäischen Nation auf der berberischen Küste, die das politische Gleichgewicht im Mittelländischen Meere schwer bedrohte, konnte von England nicht verhindert werden, und während unsre Regierung dort streng unparteilich Beistand leistete, feierte das spanische Volk (einen Beweis liefernd von seiner Unfähigkeit, internationale Probleme genügend zu würdigen) diesen Triumph unsers Rivalen in Afrika als den seinigen. Die Regierung Louis Philippes, im Innern kaum befestigt und von außen verfolgt von der Feindschaft der Großmächte des Nordens, brauchte den Beistand Englands. Spanien und Portugal gingen das Vierbündnis ein unter Bedrohung der Karlisten und Michelisten, und dank dem Beistande ihrer beiden neuen Verbündeten gelang es ihnen, den Bürgerkriegen ein Ende zu machen, unter denen beide Nationen litten. So also beruhte diese Vereinigung, die ein herausfordernder Patriotismus und ein angreifender Imperialismus Palmerstons leitete, nicht auf der Solidarität der Interessen und auf Zuneigung, und nur deshalb war ihr England geneigt; für die andern Verbündeten kam diese Vereinigung teurer zu stehen, als wenn sie isoliert geblieben wären. Bei internationalen Verhältnissen ist die Großmut des Starken dem Schwachen gegenüber eine Tugend, die gewöhnlich in Händel ausartet.

Von 1834 bis 1848 war der Hof zu Madrid das Feld diplomatischer Intrigen Frankreichs und Englands. Letztere Nation beschützte in Spanien die Parteigänger der Linken und begünstigte das Regiment des Generals Espartero. Erstere lieh den Großmächten ihren Beistand sowie der Königin-Mutter Marie Christine von Neapel; die eine wie die andre machte in unserm Vaterlande jede ernste Tat der Verbesserung auf nationalem Gebiete unmöglich, und als der Augenblick der Vermählung Isabellas II. gekommen war, entstand zwischen beiden jene bekannte Streitigkeit bezüglich der spanischen Heiratsfrage, zu deren Ende der Vierbund zerspalten blieb. England war schwerbeleidigt, und für immer blieb unsre Königin mit demjenigen ihrer zahlreichen Bewerber

vereint, der unserm Vaterlande am wenigsten Nutzen brachte. — Die Spanier hätten nun von ihrem letzten Bündnis geheilt sein sollen, allein so stark ist die Macht der Realität, daß alsbald die gleichen Ursachen sich wiederholten, welche die gleichen Wirkungen hervorbrachten. Im Jahre 1854 vereinigte die Feindschaft des französischen Kaiserreiches und die gemeinsame Feindschaft gegen Rußland Frankreich und England von neuem, und als die Zufälligkeiten unsrer unglücklichen Innenpolitik uns zwangen, eine bestehende Regierung aufzulösen, nämlich das Kabinett O'Donnell, das fast fünf Jahre bestand (in Spanien eine außergewöhnliche Sache), gingen wir nochmals, wenn auch nicht gerade ein Bündnis, so doch enge Verbindungen mit unsern beiden Nachbarn ein. General O'Donnell, das Haupt einer zahlreichen und wohlgeordneten Partei, die ihm ein langes, parlamentarisches Wirken verhieß, wollte die Gefahren abwenden, die aus der Ueberfülle spanischen Temperaments entstehen konnten, indem er demselben zur Erleichterung das Feld der auswärtigen Abenteuer eröffnete. Unsre Truppen marschierten mit den Franzosen nach Cochinchina, mit ihnen die Gefahren des Kampfes teilend, den Ruhm des Friedensvertrags gänzlich dem französischen Kaiserreich überlassend. Wir gingen zusammen mit den Franzosen und Engländern nach Mexiko, ohne daß es uns gelungen wäre, den tragischen Ausgang dieses unbedachten Unternehmens zu verhindern; und als wir allein einen Einfall in Marokko machten, um empfangene Beleidigungen zu rächen, stießen wir auf die Feindseligkeit Englands, das die Früchte unsrer kostbaren Siege erntete. Hierauf zeigte das spanische Volk wie ehedem durch seine Verachtung, daß es die Tat seiner Führer nicht billigte. Jetzt, wie ehedem, hatte die geheime Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Englands ihr Bündnis hinfällig werden lassen, denn weder in den italienischen noch in den polnischen noch in den dänischen Fragen war jemals völlige Uebereinstimmung unter den Regierungen zu Paris und zu London zustande gekommen und ebenso war es nicht möglich gewesen, daß zwei Nationen mit widersprechenden Interessen, in Aegypten und Marokko wie in Asien und Amerika, zu freundschaftlicher Besprechung zusammengekommen wären. Heute wie ehedem endlich machten sich die Umgestaltungen spanischer Innenpolitik in verderblicher Weise bei unsrer Außenpolitik geltend. Spanien, das die demokratischen Einrichtungen von der parlamentarischen Regierung annahm — um Jahre zu früh, um solche betätigen zu können —, Spanien, das bei seinen Söhnen die gewohnte Höflichkeit unter dem brutalen Druck eines despotischen Herrschers sich abschwächen sah, das endlich den Aderlaß der Bürgerkriege und die Ohnmacht der herrschenden Partei sah, als die Generäle die Kaserne verließen, um in das Parlament zu gehen und durch die Bajonette ihrer Soldaten die Stimmenabgabe des indifferenten und eingeschüchterten Wahlkörpers zu ersetzen; Spanien, das aus den Händen einer unerfahrenen, unbeständigen Königin, die teils das Opfer militärischer Widersetzlichkeit oder das Werkzeug von Hofintrigen war, in die eines improvisierten Königs überging, den in der Folge sogar die verließen, die ihn gewählt hatten, und aus dessen Händen wieder in die einer gleich-

zeitig selbständig auftretenden und gesetzlosen Republik: Spanien konnte nicht protestieren, jedenfalls gelang es ihm nicht, die Achtung von außen zu erlangen, die doch die alleinige feste Grundlage internationaler Freundschaftsbeziehungen und Bündnisse ist.

Sobald wir uns absonderten, erlitten wir die Folgen der Verachtung Europas; sobald wir uns irgendwelcher Großmacht näherten, wurden wir ausgenutzt; deshalb habe ich behauptet, daß wir von Karl IV. an bis auf Alfonso XIII. niemals ein wahres politisches Exterieur hatten.

(Schluß folgt)

Afrika als Kolonialgebiet

Von

Graf Eduard Wickenburg

Die folgende Betrachtung bezweckt nicht, Kritik zu üben, warum die afrikanischen Kolonien den auf sie gesetzten Erwartungen nicht immer entsprechen, sondern stellt den Versuch dar, diese Erscheinungen zu erklären und in kurzen Umrissen die Ursachen zu skizzieren, durch welche die Entwicklung der Kolonien in Afrika im allgemeinen bedingt ist. Daraus ergeben sich dann die Faktoren, die in erster Linie zu berücksichtigen sein werden, um eine gedeihliche Entwicklung dieser Kolonien herbeizuführen.

In manchen Kreisen Deutschlands macht sich jetzt eine gewisse Müdigkeit über die langsame Entwicklung der Kolonien geltend, die sogar in den Vorschlag, diese ganz aufzugeben, ausläuft. Dies beruht wohl auf einer falschen Auffassung der Dinge und auf einer Verkennung ihrer Ursachen.

Zunächst muß in Betracht gezogen werden, ob es sich um Kolonien zum Besiedeln oder um solche zur Exploitierung handelt, ob der Staat von denselben Besitz nahm, nachdem bereits Farmer und Händler dort angesiedelt waren oder ob der Staat die Initiative ergriff und gewisse Landstriche als Kolonien erklärte. Ersteres war bei den großen englischen Kolonien meist der Fall und England hat auch heute noch so viel Raum in seinen Kolonien sowohl für Einwanderung als auch für Kapital, daß es seine Besitzungen im tropischen Afrika verhältnismäßig stiefmütterlich behandeln kann. Frankreich befindet sich in ähnlicher Lage, da es für eine überschüssige Bevölkerung überhaupt keine Kolonien braucht. Anders gestaltet sich die Sache für Deutschland und Italien. Ersteres hatte jahrelang Kolonisten, aber keine Kolonien, und nun hat es Kolonien, aber keine Kolonisten. Die Entwicklung dieser Kolonien fällt daher ausschließlich dem Staate zu. Die Frage der Auswanderung ist in Deutschland heute keine schwerwiegende, solange die Industrie einen Bevölkerungszuwachs von jährlich 800 000 Menschen

aufzunehmen vermag. Selbst im Falle die deutschen Kolonien für die Einwanderung besser geeignet wären, ist es zumindest fraglich, ob dadurch die Auswanderung nach Amerika, die 20000 bis 30000 Köpfe per Jahr beträgt, aufhören würde. Sehr wichtig dagegen ist die Frage der Auswanderung für Italien: von dort wandern alljährlich, wie die Statistik nachweist, 300000 bis 400000 Menschen nach Amerika aus. Die Regierung hat daher die Einwanderung in das Bogohochland (Erithräa), das hierzu sehr geeignet ist, auf jede Weise begünstigt, bisher aber keinen Erfolg aufzuweisen gehabt.

In früheren Zeiten war der Vorwand zur Besitzergreifung von Kolonien der, daß man den Eingeborenen die Segnungen des Christentums und die Früchte der europäischen Kultur bringen wolle. Das Resultat war allerdings meist ein ganz entgegengesetztes. Große Volksstämme wurden bisweilen ausgerottet, wie in Nord- und Südamerika und in Australien. Heute gibt man sich einer realeren Auffassung der Ziele und Zwecke der Kolonisation hin, ja manche betrachten diese mit allzu großer Skepsis. Anton Menger, der große Nationalökonom und Staatsrechtslehrer, sagt zum Beispiel in seiner Schrift „Volkspolitik": „Der Zweck der Kolonisation, zumal wenn das Kolonialvolk auf einer viel tieferen Stufe steht als das Herrenvolk, ist immer seine direkte oder indirekte Ausbeutung." Dieser Auffassung braucht man sich wohl nicht anzuschließen. Die Kolonisation muß im Gegenteil zur Lösung der sozialen Frage beitragen, und auch das Niveau der Eingeborenen soll dadurch gehoben werden.

Hätte Deutschland schon früher Kolonien besessen, so wären ihm die Millionen Deutscher, die nach Amerika auswanderten und in der englischen Bevölkerung aufgingen, erhalten geblieben, und es könnte daher ein viel mächtigerer Konkurrent Englands sein. Dieses hat sich seine Bevölkerung durch die Kolonien erhalten, obwohl die Auswanderung auch heute noch alljährlich bei 400000 Menschen beträgt. Daher stehen auch 125 Millionen Engländer 77 Millionen Deutschen gegenüber.

Heute ist ein Kolonialbesitz für die meisten europäischen Staaten eine Notwendigkeit. Während daher in früheren Zeiten nur die westlichen Mächte, England, Holland, Spanien, Portugal und Frankreich, Kolonien erwarben, so streben in unsrer Zeit fast alle europäischen Staaten nach solchen. Zweck und Ziele der Kolonisation sind in erster Linie Gewinnung von billigen Rohprodukten, Absatzgebiete für die eignen Industrien, Abschub der überflüssigen Bevölkerung, Stützpunkte für den Weltverkehr.

Wir wollen nun in Kürze untersuchen, inwieweit Afrika diesen Anforderungen entspricht und welche Aufgaben die dort Kolonialpolitik treibenden Staaten sich zu stellen haben.

Der ökonomische Wert der afrikanischen Kolonien hängt in erster Linie von der Geographie des Landes ab. Werfen wir einen Blick auf die Karte Afrikas, so bemerken wir, daß der Aequator und die beiden Wendekreise mitten durch den Kontinent gehen. Afrika ist daher eine Tropengegend par excellence. Ferner fällt uns die geringe Küstenentwicklung dieses Kontinents auf: er besitzt nur

eine einzige große Bucht an der Kongomündung. Für den ökonomischen Wert Afrikas ist auch der Mangel an größeren Gebirgsketten sehr bestimmend, da durch diese der Regenfall und die Wasserversorgung beeinflußt wird.

In orographischer Hinsicht haben wir Afrika als ein Plateauland von bedeutenderer Durchschnittshöhe als die andern Kontinente zu betrachten, auf dem einzelne Gebirgszüge aufgesetzt sind. Dieser Charakter hat einen großen Einfluß auf die Temperaturen, die infolge der hohen Lage für die Europäer erträglich werden. Ein Nachteil hingegen ist der enorme Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur; er beträgt zum Beispiel in der Sahara und im Betschuanaland 7 Grad Celsius, in Südwestafrika 15 Grad Celsius, im nördlichen Somaliland sogar 19 Grad Celsius, so daß ich dort am Morgen bei nur 7 Grad Celsius trotz warmer Kleider das Lagerfeuer aufsuchen mußte. Ein weiterer Nachteil des Plateaucharakters ist die Bildung von Kataraкten in den großen Flüssen, die sich durch den raschen Abfall des Landes zum Meere erklärt. Kataraкte finden sich daher in allen größeren Flüssen, im Niger, Nil, Kongo und Sambesi. Sie bilden ein großes Hindernis für die Schiffahrt und sind gewiß eine der Ursachen, warum das Innere von Afrika so lange unbekannt blieb. Die durchschnittliche Regenmenge in Afrika ist eine sehr geringe; am meisten Regen fällt am Niger-Delta und an den Küstenstrichen südlich desselben, da die vom Atlantischen Ozean kommenden Winde viel Feuchtigkeit enthalten, ferner am Kongo und überhaupt in Zentralafrika, wo die Regenmenge bis zu 2000 Millimeter und darüber beträgt. Die über das Mittelmeer und Rote Meer kommenden Winde haben ihre Feuchtigkeit größtenteils bereits abgegeben, bevor sie den afrikanischen Kontinent erreichen, daher das nördliche und östliche Afrika sehr wasserarm ist. Die meisten Seen liegen um die Zone der größten Regen gruppiert, und hier nehmen auch alle größeren Flüsse, mit Ausnahme des Nigers, ihren Ursprung. Diese münden auch alle, mit Ausnahme des Nils, in der Tropenzone.

Vom 10. Parallel nördlicher Breite bis zum 20. Parallel südlicher Breite ist Afrika zum größten Teil mit Tropenwald oder üppiger Vegetation bedeckt, die von niederem wertlosen Buschland und weiten Steppen unterbrochen wird. Der Süden ist durch große Grasflächen charakterisiert, während im Norden die Wüste vorherrscht. Zirka zwei Millionen englische Quadratmeilen entfallen allein auf die Sahara und beiläufig ein ebenso ausgedehnter Raum ist Steppe und Buschland, daher fast ein Drittel des ganzen Kontinents mehr oder weniger Wüstencharakter hat. Doch auch im Süden zwischen Kongo und Oranje sind ausgedehnte Wüsten, ebenso am Osthorn.

Entsprechend der Bodenbedeckung finden wir auch die Tierwelt verteilt. Wo sich Weideland ausdehnt, sind die Pflanzenfresser heimisch, ihnen folgen die Raubtiere. Das für den europäischen Handel wichtigste Tier, der Elefant, ist innerhalb der ganzen Tropenzone heimisch, und dank der nunmehr überall durchgeführten Jagdgesetze ist nicht mehr zu befürchten, daß er der Vernichtung anheimfallen wird.

Von Mineralien findet sich Gold hauptsächlich im Süden in größerer Menge,

doch auch nördlich des Sambesi, ferner an der Goldküste, in Abessinien und in Senegambien. Silber kommt in Algerien, Abessinien und Tunis vor, Kohle im Mashonaland, Natal, Transvaal und am Kap, in minderer Qualität auch in Abessinien. Eisen findet sich an vielen Orten in sehr guter Qualität, ebenso auch Kupfer. Neuerer Zeit wurden hiervon größere Lager in Katanga entdeckt. Auch die Diamanten von Kimberley müssen erwähnt werden. Uebrigens ist Afrika in bezug auf seine Mineralschätze bei weitem noch nicht ganz erforscht.

Eine Hauptschwierigkeit für die wirtschaftliche Erschließung liegt an dem großen Mangel an Kommunikationsmitteln. Wie bereits erwähnt, ist die Küstenentwicklung ungemein arm; Buchten fehlen ganz. Die Schiffahrt auf den Flüssen ist durch Katarakte behindert. Straßen und Eisenbahnen finden sich fast nur im Süden und Norden Afrikas. Im tropischen Afrika führt nur die Ugandabahn in das Innere des Kontinents. Auch der Mangel an geeigneten Transporttieren ist ein großer Nachteil für den Verkehr. Im tropischen Afrika erfolgt fast aller Transport von Lasten noch immer durch Träger. Dieser Transport ist verhältnismäßig teuer, außerdem sehr langsam, so daß der Verkehr der Küsten mit dem Innern des Landes dadurch beschränkt ist. In den Wüstengegenden erfolgt der Transport mittels Kameelen, Maultieren oder Eseln. — Auch dieser ist teuer und langsam.

Einer der wichtigsten Faktoren für die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas ist ohne Zweifel der Eingeborene. Im Norden und Osten des Kontinents herrscht das hamitische Element vor, in der Tropenzone wohnen fast ausschließlich Neger, namentlich ist es die große Bantufamilie, die wir am Aequator und bis an die Südspitze von Afrika antreffen. Es fragt sich nun, ob die Eingeborenen ein Hilfsmittel oder ein Hindernis für die Entwicklung der Kolonien sind. Die eigentlichen Neger und Bantus, größtenteils friedliche und gutmütige, wenn auch nicht gerade arbeitslustige Stämme, sind in erster Linie dazu berufen, den Europäer in seiner kolonialen Arbeit zu unterstützen. Ohne sie ist an eine wirtschaftliche Erschließung Afrikas nicht zu denken. Anders steht es mit der mohammedanischen Bevölkerung. Ein Zusammenwirken mit dieser wird für den Europäer stets schwierig sein. Der wirtschaftliche Aufschwung derselben wird die Gefahr eines Konfliktes mit den Europäern eher vermehren als vermindern, und es wird nur eines kleinen Anstoßes bedürfen, um den lang verhaltenen Groll zum offenen Ausbruche zu bringen.

Als Arbeiter für die Tropenzone kommen in erster Linie Neger und Bantu in Betracht. Es ist zu hoffen, daß diese an Bevölkerungszahl zunehmen werden, da die Haupthindernisse ihrer Zunahme, Sklavenjagden und Kriege, jetzt wegfallen. Nach Ravenstein beträgt die ganze Bevölkerung Afrikas nur 130 Millionen, also zirka zehn Einwohner auf die englische Quadratmeile. In den Gebieten der größten Regenmenge findet sich auch die dichteste Bevölkerung, hauptsächlich am Niger, wo siebzig Köpfe auf die englische Quadratmeile kommen. Aus allen diesen Faktoren können wir uns ein beiläufiges Bild von dem wirtschaftlichen Wert Afrikas machen. Beginnen wir zunächst mit Nordafrika, so sehen wir, daß

dieses nur teilweise für die Kolonisation geeignet ist. Als Kolonisten werden sich vorzugsweise Südfranzosen, Italiener, Griechen u. s. w. eignen. Diese dürften auch fähig sein, in gewissen Gegenden den Boden selbst zu bearbeiten, während dies, wie die Erfahrung gelehrt hat, für den Mittel- und Nordeuropäer nicht angeht, ohne daß seine Gesundheit Schaden leidet. In diesen Gegenden wird daher die wirtschaftliche Entwicklung hauptsächlich durch die dort ansässigen Eingeborenen zu erfolgen haben. Nordafrika ist reich an Eisen, Silber, Wein, Oliven, Tabak, Getreide u. s. w., und es ergibt sich daher dort ein weites Feld für landwirtschaftliche und industrielle Unternehmungen aller Art.

Was das Saharagebiet betrifft, so wird dieses, obwohl sich überall reichlich Grundwasser findet, wohl nach wie vor eine Wüste bleiben. An Stellen, wo Wasser gewonnen wird, gedeihen Hunderttausende von Dattelpalmen. Doch ist die Nachfrage nach Datteln keine genügende, um die Anlage von größeren Kulturen zu rechtfertigen. Immerhin ist anzunehmen, daß mit der Zeit größere Oasen in der Sahara entstehen werden.

Aegypten geht einem enormen Aufschwung entgegen. Für europäische Kolonisten ist dort aber kein Raum, hingegen bietet sich dem europäischen Kapital Gelegenheit zu großen und kleinen Unternehmungen.

In Südafrika ist fast die ganze Landwirtschaft sowie alle industriellen Unternehmungen in den Händen der Europäer. Der Hauptreichtum des Landes besteht in den Goldminen, und erst seit ihrer Ausbeutung hat dieses einen so fabelhaften Aufschwung genommen. Aber auch an Eisen, Kupfer und Kohle ist Südafrika sehr reich. Seine Diamanten sind weltbekannt. Trotz des geringen Regenfalles eignen sich weite Strecken zu Weideland, so daß Rinder- und Schafzucht sehr gut gedeiht. Von Bedeutung sind auch die Straußenfarmen. Das Land ist dazu bestimmt, wenn auch einmal nach Rückgang der Mineninduſtrie eine ruhigere Entwicklung eintreten wird, Hunderttausenden von Europäern als zweite Heimat zu dienen. Der Handel beläuft sich heute schon auf 40 Millionen Pfund Sterling.

Im Norden und Süden von Afrika haben wir es, wie wir sehen, entweder mit alten Kulturstaaten oder mit einer seit über einem Jahrhundert ansässigen weißen Bevölkerung zu tun. Die Tätigkeit des Staates, der dort Kolonien besitzt, hat sich daher nur auf eine entsprechende Administration und auf die Beseitigung von allem dem zu erstrecken, was die wirtschaftliche Entwicklung behindern könnte. Diese vollzieht sich dann von selbst nach denselben Gesetzen wie in den europäischen Staaten. Ganz anders liegen die Dinge hingegen im zentralen Afrika, und hier wird ein direktes Eingreifen absolut notwendig sein. Betrachten wir zunächst die natürlichen Produkte dieser Zone, so können wir schon einen bedeutenden Reichtum konstatieren. Ein großer Teil des Elfenbeins, das auf den Weltmarkt kommt, stammt aus diesen Gegenden, Kautschuk, Kokosnüsse, Oelfrüchte, Faserstoffe werden heute schon in großer Menge exportiert. Weite Strecken sind für den Anbau von Reis, Mais, Tabak, Kaffee, Indigo, Baumwolle u. s. w. geeignet. Die großen Tropenwälder enthalten kostbare Nutzhölzer, und aus-

gedehnte Flächen Weidelands eignen sich vorzüglich für die Viehzucht. Gold, Silber, Kupfer und Eisen wurde bereits an vielen Stellen gefunden. Es könnte schon mit den natürlichen Produkten des tropischen Afrikas allein ein gewinnbringender Handel betrieben werden, doch wird derselbe, solange er sich nur auf diese beschränkt, keinen großen Aufschwung nehmen.

Welche sind also die Bedingungen für einen rascheren Aufschwung in Zentralafrika? Dieses Problem stellt sich speziell für Zentralafrika, da Nord- und Südafrika, wie wir gesehen haben, seine Entwicklung von selbst nimmt. Jedes Land stellt dort ein für sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet dar. In Zentralafrika liegen die Verhältnisse aber ganz anders, und hier müssen die europäischen Staaten kräftig eingreifen, wenn sie ihre Kolonien nutzbringend machen wollen.

Die erste Bedingung einer wirtschaftlichen Entwicklung liegt in der Herstellung von entsprechenden Kommunikationsmitteln. Wie erwähnt, ist Afrika vom Meere aus schwer zugänglich. Es wird daher mehr auf Bahnen angewiesen sein wie irgendein andrer Kontinent. Betrachten wir aber eine Bahnkarte von Afrika, so sehen wir, daß es dort mit Bahnen recht schlecht bestellt ist. Außer im Norden und besonders im Süden schneidet eigentlich nur die Ugandabahn tiefer in das Land ein. Vergleichen wir die Länge des gesamten Bahnnetzes von Afrika mit der andrer Kontinente, so finden wir, daß Afrika nur 26 000 Kilometer Eisenbahnen besitzt, während Europa 305 000, Amerika 451 000, Asien 77 000, Australien 27 000 Kilometer hat. Allerdings hat sich die Länge der Eisenbahnen in Afrika in den letzten fünfzehn Jahren verdreifacht, doch reichen diese noch lange nicht aus, um an eine erfolgreiche Erschließung des Innern zu denken.

Welchen Einfluß gute Kommunikationen auf die Rentabilität des Landes nehmen, sieht man am besten im Kongostaate. Dort ist das Hinterland fast überall durch den Kongo und seine Nebenflüsse zugänglich. Das einzige Hindernis für die Schiffahrt, die Stromschnellen am unteren Kongo, wurden durch den Bau der Eisenbahn von Matadi nach Leopoldville überwunden. Der Handel im Kongostaate hat seitdem einen enormen Aufschwung genommen, wie folgende Ziffern beweisen:

Gesamthandel im Jahre	1896	. . .	31 000 000 Franken
„ „ „	1901	. . .	80 000 000 „
„ „ „	1905	. . .	94 000 000 „

Wenn aber die beiden Linien von Stanleyville nach Mahagi und an den Tanganyikasee ausgebaut werden, so ist zu erwarten, daß der Kongostaat einen noch größeren Aufschwung nehmen wird, da dann ein Teil des Handels der Seengebiete an die Westküste abgeleitet werden wird. Durch den Bau von Bahnen wird auch der Verkehr von Trägerkarawanen endlich einmal eingeschränkt werden, und es würden dadurch Hunderttausende von Arbeitskräften frei, die viel nutzbringender für die Erschließung des Landes verwendet werden könnten. Am meisten rückständig mit Bahnbauten ist Deutschland, daher entfallen auch nur 2235 Kilometer auf dieses, während Frankreich 8067 Kilometer, England

13567 Kilometer besitzt. Hoffentlich wird in Deutsch-Ostafrika nun bald an eine Verbindung der Küste mit den Seen geschritten werden, denn sonst drohen dem Handel in Deutsch-Ostafrika ernste Gefahren. Schon durch den Bau der Ugandabahn hat er merklich gelitten, da zum Beispiel fast alles Elfenbein jetzt nach Mombasa geht. Auch ist ein Rückgang der Gesamtsumme an Ein- und Ausfuhrzöllen eingetreten. Der ostafrikanische Handel Deutschlands wird aber durch das Bahnprojekt der Engländer, eine Linie von der portugiesischen Küste an den Nyassasee zu bauen, sowie durch das belgische Bahnprojekt nach dem Tanganyikasee noch mehr bedroht, und es ist zu befürchten, daß dadurch der Handel der Seengebiete von der deutsch-ostafrikanischen Küste dauernd abgeleitet werden wird.

Deutschland sollte daher nicht länger säumen, die drei großen Seen, die jeder für sich ein Handelszentrum bilden, mit seiner Küste zu verbinden. Die finanzielle Lage der afrikanischen Bahnen ist im allgemeinen keine ungünstige. So erzielt zum Beispiel das Anlagekapital der Ugandabahn, auf deren Rentabilität man keine Hoffnung setzte, bereits eine kleine Verzinsung. Es würde sich vielleicht überhaupt empfehlen, daß der Staat die betreffenden Bahnbauten selbst ausführt. Die Mittel hierzu könnte er sich aus einer kolonialen Anleihe verschaffen, denn im allgemeinen zeigt sich keine Freudigkeit für eine Beteiligung von Privatkapital an solchen Unternehmungen. Auch würde sich der Staat dadurch die Erteilung von großen Land- und Minenkonzessionen sowie von Zinsengarantien, die er Privatgesellschaften erteilen müßte, ersparen.

Es würde natürlich den Rahmen der vorliegenden Betrachtungen weit überschreiten, wollte ich auf eine nähere Besprechung aller Bahnprojekte eingehen und es soll eben nur darauf hingewiesen werden, daß an eine Erschließung Afrikas ohne Bahnen nicht zu denken ist.

Wir kommen nun zu der zweiten Hauptbedingung der wirtschaftlichen Wertsteigerung des tropischen Afrikas, zur Arbeiterfrage. In erster Linie sind die Neger und Bantu dazu bestimmt, als Arbeiter verwendet zu werden. Die Europäer werden kaum je imstande sein, den Boden selbst zu bearbeiten. Nicht bloß die Malaria, sondern allein die intensive Sonnenhitze wird sie stets daran hindern. Der Eingeborene wird aber nicht bloß als Arbeiter auf den Plantagen zu verwenden sein, sondern man wird auch darauf hinzielen müssen, daß die grundbesitzenden Eingeborenen den Boden rationeller bearbeiten. Sie müssen dazu gebracht werden, nicht nur so viel zu produzieren, als sie für sich brauchen, sondern auch für den Export zu produzieren, damit ihre Kaufkraft gehoben wird und dadurch die Kolonien wieder Absatzgebiete für die europäischen Industrien werden. Die große Frage ist nun, ob es jemals gelingen wird, den an und für sich indolenten und absolut bedürfnislosen Neger zur Arbeit zu erziehen. Die Missionen, die sich in erster Linie diese Aufgabe stellen sollten, haben trotz ihrer Bemühungen im allgemeinen nur wenig Erfolg gehabt. In manchen Distrikten lernen die Eingeborenen lesen, schreiben und rechnen, und man erzielt auf diese Weise Schreiber und andre untergeordnete Beamte für den Verwaltungsdienst. Im allgemeinen halte ich aber diese Art von Kulturbestrebungen

für verfrüht, da man damit nur meist halbgebildete Existenzen heranzieht, die von Arbeit nichts mehr wissen wollen und das Proletariat an den Küstenstädten vermehren. Einen gewissen Erfolg könnte man sich von Wanderlehrern versprechen, die im Lande herumzuziehen und die Eingeborenen zu lehren hätten, welche Kulturen und in welchem Umfange diese am vorteilhaftesten zu betreiben sind. Auch die Anlage von Gouvernements-, Musterwirtschaften, nicht bloß an den Küsten, sondern auch im Innern des Landes, wie sie zum Beispiel im belgischen Kongo bestehen, wäre sehr zu empfehlen. Daß die Eingeborenen sich zu einer besseren Bewirtschaftung ihres Besitzes aufraffen können, bewiesen die Niederlassungen am oberen Kongo, wo die Eingeborenen die Bewirtschaftungsmethoden der dort eingewanderten Araber nachgeahmt und selbst ihre früheren sehr primitiven Hütten nach dem Muster der arabischen Wohnstätten gebaut hatten. Auf die Verbesserung der eingeborenen Kulturen ist jedenfalls ein Hauptgewicht zu legen. Ob dies aber ganz ohne Zwangsmaßregeln erreicht werden kann, ist zum mindesten zweifelhaft. Ich sehe darin auch gar keine Verletzung der Menschenrechte, wenn man zum Beispiel die Eingeborenen eines bestimmten Distriktes oder Dorfes dazu anhält, jährlich eine gewisse Menge von exportfähigen Produkten zu produzieren und als Abgabe an die Regierung zu leisten. Eine ähnliche Einführung haben die Belgier am Kongo, wo die Eingeborenen Lieferungen äquivalent einer Arbeit von vierzig Stunden per Monat gegen Entschädigung abzuliefern haben. Auch zum Beispiel in Java mußten die Eingeborenen Kaffee für die Regierung bauen.

Wenn solche Bestimmungen mit Mäßigung durchgeführt würden, so könnten sie den Eingeborenen nur zum Vorteil gereichen, da diese sich aus ihrer Lethargie aufraffen müßten und lernen würden zu arbeiten. Anderseits könnte die Kaufkraft der Kolonien dadurch bedeutend gesteigert werden. Im großen und ganzen dürften die Arbeitsverhältnisse im Westen besser sein als im Osten, da die Bevölkerung dort dichter ist und die eigentlichen Neger willigere Arbeiter sind. Der Handel der Ostküste ist durch Aufhebung der Sklaverei schwer getroffen worden. Früher wurden dort große Karawanen ausgerüstet, die oft jahrelang im Innern des Kontinents Sklaven- und Elfenbeinhandel trieben. Aller Transport in diesen Karawanen wurde durch Sklaven besorgt, besonders um das Elfenbein aus dem Innern des Landes zu bringen. Auch alle Anpflanzungen an der Küste und auf den Inseln Sansibar und Pemba wurden durch Sklavenarbeit betrieben. Mit deren Aufhebung gingen diese Anpflanzungen bald stark zurück, da die nun freien Arbeiter nicht mehr arbeiten wollten. Am meisten wurde Sansibar dadurch betroffen.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern, ob man in Ostafrika fremde Arbeiter einführen soll. England ist in dieser Beziehung am besten daran, da es seine Kolonien mit indischen Arbeitern besiedeln kann. Diese fleißigen und intelligenten Leute würden dort sehr gut fortkommen und auch das Klima trefflich vertragen. Frankreich könnte seine Arbeiter ebenfalls aus seinen asiatischen Kolonien beziehen. Für die deutschen Kolonien ließe sich vielleicht ein Versuch mit chinesischen

Arbeitern machen. Besonders wenn sich einmal die Mineninduſtrie in Deutsch-Oſtafrika entwickeln ſollte, wird man wohl auf dieſe Arbeiter angewieſen ſein. Die Chineſen eignen ſich vorzüglich als Arbeiter in den Tropen. Davon konnte ich mich in den holländiſchen Kolonien am beſten überzeugen, wo ſie als Kulis, Plantagenbeſitzer und Händler auf allen Inſeln ſehr verbreitet ſind. In erſter Linie wird alſo die materielle und wirtſchaftliche Hebung der Eingeborenen anzuſtreben ſein; dann erſt wird es an der Zeit ſein, ihnen auch geiſtige Kultur zuzuführen. Ich halte es für verfehlt, damit zu beginnen, daß man dem Eingeborenen gleich die Bibel in die Hand gibt und ihn lehrt, daß alle Menſchen gleich ſind. Dies veranlaßt ihn meiſt dazu, überhaupt nichts mehr zu arbeiten. Gewiß iſt es eine der vornehmſten Pflichten der Staaten, die Kolonien beſitzen, die geiſtige und materielle Lage der Eingeborenen zu heben und zu verbeſſern.

Von einer intenſiven Bewirtſchaftung durch Europäer wird man ſich im tropiſchen Afrika keinen großen Erfolg verſprechen können. Dem Europäer wird ſtets mehr die Aufgabe zufallen, zu beaufſichtigen als ſelbſt zu arbeiten, da, wie erwähnt, das Klima mit Ausnahme von nur ganz geringen Landſtrichen für europäiſche Arbeiter ungünſtig iſt. Ferner iſt zu berückſichtigen, daß ein kleiner Farmer doch mindeſtens 10000 Mark — eine verhältnismäßig große Summe — benötigt, um ſich anzuſiedeln. Damit bieten ſich ihm aber in Kanada, Argentinien u. ſ. w. beſſere Chancen. Von kleineren Farmern iſt daher nicht viel zu erwarten. Der zentrale Teil Afrikas wird nie eine zweite Heimat für europäiſche Auswanderer ſein. Dieſe rekrutieren ſich zumeiſt aus den mindergebildeten Ständen. Es wird für ſie daher äußerſt ſchwierig ſein, plötzlich in eine neue Welt verſetzt, ſich mit dem Betrieb von ganz neuen, bisher nie geſehenen Kulturen zu befaſſen, und das Riſiko ſteht kaum im Verhältnis zum Gewinn. Wer ſich entſchließt, nach dem tropiſchen Afrika auszuwandern, will dadurch ſeine Lage merklich verbeſſern, nicht bloß weitervegetieren. In hierzu geeigneten Gegenden ließen ſich vielleicht von Staats wegen Plantagen mit europäiſchen Arbeitern errichten. Dieſe könnten nach einer beſtimmten Zeit und nach entſprechender Schulung der Arbeiter parzellenweiſe gegen Entrichtung eines Kaufpreiſes den Arbeitern ganz oder nur teilweiſe als Eigentum überlaſſen werden.

Eine weitere Bedingung für die erfolgreiche Aufſchließung des tropiſchen Afrika wird die Bildung von kapitalkräftigen Plantagengeſellſchaften ſein. Aufgabe der Regierung iſt es, dieſe in ihren Unternehmungen auf jede Weiſe zu unterſtützen und vor allem ihnen den Erwerb von Grund und Boden ſehr zu erleichtern. Es wäre zu empfehlen, daß eine Beteiligung an ſolchen Geſellſchaften auch mit kleineren Anteilen, z. B. von einem Pfund Sterling, wie in England, zugelaſſen werde, da ſonſt der Markt für dieſe zu beſchränkt iſt. Solche Syndikate könnten gewiſſe Rohprodukte en maſſe erzeugen und dadurch den heimiſchen Markt von fremder Einfuhr unabhängig machen. Bei Anlage von Großkulturen wird Boden und Klima, Pflanz- und Kulturmethoden beſonders zu berückſichtigen ſein, um Mißgriffe, wie ſie trotz großer Opfer an Geld und Mühe gemacht wurden, künftig zu vermeiden. Im allgemeinen iſt man auch

heute noch kaum über eine Versuchswirtschaft hinausgekommen, obwohl anerkannt werden muß, daß durch Anlage von Versuchsstationen, wie zum Beispiel in Ostafrika das Biologische landwirtschaftliche Institut, in Amani oder am belgischen Kongo die Jardins d'essai und die Fermes modèles, ein Schritt zur rationelleren Wirtschaft angebahnt worden ist. Manche Flüsse des tropischen Afrika würden sich zur künstlichen Bewässerung eignen, und man könnte auf diese Weise viel fruchtbares Land gewinnen wie in Aegypten oder Indien. Hauptsächlich würde es sich um den Großbetrieb solcher Rohprodukte handeln, durch die der europäische Markt ganz auf den Import aus fremden Ländern, namentlich aus Amerika, angewiesen ist, vor allem von Baumwolle, dann von Kautschuk, Hanf, Oelfrüchte, Zuckerrohr, Kaffee, Kokosnüssen, Getreide u. s. w.

Es würde den Rahmen der vorliegenden Skizze weit überschreiten, wollte man auf diese Frage näher eingehen, ein paar Beispiele mögen genügen.

Gegenwärtig liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika den größten Teil der Weltproduktion an Baumwolle; neben diesen kommen noch Indien, Aegypten und China in Betracht. Man hat berechnet, daß eine Preiserhöhung von 10 Pfennigen pro Pfund über den Durchschnittspreis der Baumwolle für die Textilindustrie der Welt einen Verlust von 800 Millionen Mark bedeutet. Im Jahre 1904 stieg die Preiserhöhung auf 85 Pfennige pro Pfund, 50 Pfennige über dem Preis, den die Baumwolle zu Anfang des Jahres 1905 erreichte.

Deutschland zahlte für die gleiche Einfuhr von Baumwolle im Jahre 1904 470 Millionen Mark und im Jahre 1905 nur 322 Millionen Mark; es zahlte daher im Jahre 1904 eine Besteuerung von 148 Millionen Mark. Deutschland hat in seinen Kolonien gute Böden für den Baumwollbau, besonders in Togo sollen dieselben außerordentlich günstig sein. Es könnte daher seine Industrie wenigstens teilweise mit diesem wichtigen Rohstoffe selbst versorgen.

Die Gewinnung des Kautschuks beruht heutzutage noch größtenteils auf Raubbau. Es liegt daher die Gefahr nahe, daß bei dem sich noch stets steigernden Konsum ein Mangel an Kautschuk eintreten könnte. Durch die Automobilindustrie allein ist der Verbrauch an Kautschuk um 4000 Tonnen gestiegen, und es besteht kein Zweifel, daß der Bedarf an Kautschuk für dieselbe ein noch viel größerer werden wird. Die folgenden Ziffern zeigen die enorme Bedeutung des Kautschukhandels:

England importierte im Jahre 1895 um 75 203 560 Mark, im Jahre 1904 um 153 974 260 Mark; die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1895 um 77 083 108 Mark, im Jahre 1905 um 209 489 137 Mark. Deutschland importierte im Jahre 1895 um 27 300 000 Mark, im Jahre 1905 um 142 294 000 Mark.

Da Klima und Boden in vielen Gegenden des tropischen Afrika für die Kautschukkultur günstig sind, so eröffnen sich derselben sehr gute Aussichten; allerdings könnte sie nur von kapitalkräftigen Gesellschaften unternommen werden, die bis zur Zeit der Ertragsfähigkeit der Kulturen, was sieben bis acht Jahre dauern kann, durch entsprechende Zwischenkulturen ihr Anlagekapital zu verzinsen hätten.

Es wurde schon auf den großen Reichtum von Mineralien im tropischen Afrika hingewiesen und der reichen Kupferfunde in Katanga gedacht. Man hofft dort auch Gold zu gewinnen und erwartet sich, daß das Gebiet zwischen Kongo und Sambesi ein zweiter „Rand" werden wird. Hoffentlich wird dies den Impuls geben, endlich einmal auch an die Erforschung der Mineralien im tropischen Afrika zu gehen.

Aber auch die natürlichen Produkte des Landes müssen mehr ausgenutzt werden. So ist Deutsch-Ostafrika zum Beispiel reich an wertvollen Hölzern, und dennoch muß es seinen Holzvorrat aus Galizien beziehen. Ein Hauptaugenmerk wird endlich darauf zu richten sein, eine möglichst einfache Kolonialverwaltung einzurichten. Man wird sich für eine Militär- oder eine Zivilverwaltung entscheiden müssen. England kann darin noch immer andern Staaten als Muster gelten. Es sendet prinzipiell nur erstklassige Beamte in seine Kolonien, und daher gelingt es auch, daß oft mit verhältnismäßig wenig Leuten Vieles und Ersprießliches geleistet wird. Vor einigen Jahren lernte ich in Berbera an der Somaliküste einen jungen englischen Offizier kennen, der dort ganz allein ein Gebiet zu administrieren hatte, das über 500 Kilometer landeinwärts reichte. Er vereinigte in seiner Person die Funktionen eines Gouverneurs, eines obersten Richters, eines Truppenbefehlshabers u. s. w., während in der benachbarten französischen Kolonie, die sich damals nur über ein paar Küstenpunkte erstreckte, bereits ein Heer von „Fonctionnaires" amtierte.

Aus zwei Tagebüchern des Grafen Ludwig von Bentheim-Steinfurt über seinen Aufenthalt in Paris 1785 und 1803/04

Von

Dr. Ad. Benkert

(Schluß)

Dienstag, 24. April. Gegen 11 Uhr kam Dreyer, er sagte, die hannoverschen Deputierten hätten den Ansprüchen des Grafen durchaus entgegengesetzte Einwendungen vorgebracht. Er habe Talleyrand geraten, morgen beide Parteien einander gegenüberzustellen. Das geschah dann, kurz nach 5 Uhr. Es entspann sich nun mit den drei „Deputierten", die sehr überrascht schienen über das Zusammentreffen, eine recht interessante Unterhaltung — über Literatur: für Pariser Verhältnisse etwas Außerordentliches (extraordinaire pour Paris[1]). Der eine jener Abgeordneten, Herr von Ramdohr, tritt für die eben erschienene Ueber-

[1]) Dieser Zusatz ist bezeichnend für die Hohlheit und Frivolität der damaligen Pariser Gesellschaft.

setzung Vergils von Delille (gest. 1813) lebhaft ein, wenigstens in bezug auf die Schönheit der Verse. Frau Talleyrand weiß dann pikante Einzelheiten aus dem Eheleben des fast erblindeten Dichters vorzubringen: wie seine zartere Hälfte ihn des öfteren mit dem Pantoffel bearbeite, so daß die Spuren davon in seinem Gesichte zutage träten. Der Gute nenne das eine plötzliche Aufwallung seiner Kleinen (des vivacités de la petite). Oft schließe die energische Frau ihn ein, damit er schreibe, ob er wolle oder nicht (qu'il ne peut bouger). Jener Ramdohr kannte Klopstock[1]) — wie man in Paris sagte, „Klobestoque" — sehr gut aus Hamburg. Ein Buch Talleyrands über öffentliche Erziehung kennt der höfliche Hannoveraner natürlich seit langem als chef-d'œuvre.

Betreffs Bentheims läßt Talleyrand ganz allgemein sich dahin aus, wie es Brauch der großen Herren sei, z. B. des Königs von Preußen und Englands, den kleinen bedeutende Summen vorzustrecken, et de garder ensuite les pays. Worauf der Graf erwidert, er habe den Herren hier die Resolution des Königs vorgelegt, der noch im Jahre 1782 seinem Onkel die Zusicherung gegeben, das Land ihm nach Ablösung der Schuld zurückzuerstatten. Die vorgeschlagene Ueberweisung der Angelegenheit an Hannover solle diese Ausführung natürlich hintertreiben. Talleyrand rät nun, um seine Hände in Unschuld zu waschen, in einer Note das Ergebnis dieser Konferenz niederzulegen, die er dem Ersten Konsul überreichen werde. Folgenden Tags bestätigt Dreyer offen den eigentlichen Zweck jener Komödie: der Erste Konsul wolle noch mehr herausschlagen (voulait encore plus d'argent). Er rät, festzubleiben und nicht mehr zu bieten als die 800 000 Livres; man würde doch endlich nachgeben (finirait par céder).

Sonntag, 29. April. A l'audience du Premier Consul. Er kam zu mir und sagte in sehr verbindlichem Tone: „Nun, Graf Bentheim, Ihre Sache steht gut (vos affaires s'arrangent). Die wenigen warmen Dankesworte, gepaart mit dem Ausdruck der Bewunderung[2]) für ihn, schienen auf den Ersten Konsul Eindruck zu machen.

Ein großes Diner bei Talleyrand — sechzig bis siebzig Gedecke — bietet schöne Musik, aber wenig Essen. Hätte T. selbst dem Gaste nicht einiges zugeschickt, er wäre hungrig aufgestanden; zudem war der Madeira assez ordinaire.

Montag, 30. April. Im Théâtre Feydeau kauft alles das Abendblatt: ... Der Erste Konsul — Kaiser, mit der Erblichkeit der Würde in seiner Familie und mit der Machtbefugnis der Verfassungsänderung!

Dreyer zeigte sich am nächsten Tage durch diese Ereignisse keineswegs überrascht. Die Beglückwünschung durch das diplomatische Korps anlangend, so meint der Graf, Luccheſini, der preußische Gesandte, würde es wohl sehr eilig damit haben und nicht wie die übrigen die Instruktionen abwarten. Wegen Rußlands

---

[1]) Er habe sich stets bemüht, den „grand cavalier" zu spielen, was bei seinem Alter und seiner ganzen Erscheinung ihn zur lächerlichen Figur gemacht. „... Er wäre so kleinlich ... nicht der unsterbliche Sänger der Messiade."

[2]) Ma vive et éternelle reconnaissance égaleront mon respect et mon admiration pour vous.

Zustimmung werden Bedenken laut, was wieder für des Grafen Sache verhängnisvoll werden könne. Ueberhaupt befindet er sich in schwieriger Lage, zwischen zwei Klippen, wie er zu Schimmelpenninck äußert. Einmal kann Frankreich mit Bentheim wie mit Hannover machen was es will, und dann ist das Opfer umsonst gebracht[1]) oder durch Truppeneinlagerungen dasselbe völlig aussaugen (à l'extinction). Und doch sei der einzige Ausweg (pour sauver mon pays), meint S., die 800 000 Livres zu zahlen. Er könne noch Gott danken, daß man überhaupt auf Unterhandlungen sich einlasse und ihm nicht einfach die Feder in die Hand zwinge, wie das die Art der Franzosen als der Herren sei. (Dienstag, 8. Mai.[2])

Bei Talleyrand fällt nun am Samstag, 12. Mai, die Entscheidung: Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß er (T.) meinem Anerbieten, innerhalb sechs Wochen 800 000 Livres zahlen zu wollen, um dadurch wieder in den Besitz der Grafschaft Bentheim zu gelangen, seine volle Zustimmung gebe . . ., nahm ich unter des Höchsten Beistand meine Feder aus der Tasche, um die Konvention zu unterzeichnen; er folgte meinem Beispiel und gab mir die Versicherung, daß ich die Unterschrift des Ersten Konsuls schon morgen oder übermorgen haben werde.[3])

Montag, 14. Mai. Es sind schlechte Nachrichten aus Rußland eingetroffen. Talleyrand sei von St. Cloud sehr niedergeschlagen zurückgekehrt, erzählt Dreyer. Der Kaiser soll jede weitere Beziehung zu der französischen Regierung betreffs der deutschen Verhältnisse abgelehnt und über Preußen sich sehr geringschätzig geäußert haben, es als Frankreichs Schleppenträger (rampant sous le gouvernement français) bezeichnend.[4]) — Dreyer, die innere Festigung (consistance) Frankreichs rühmend, das zu einem Riesenreich (colosse) sich auswachse, hält des Grafen Angelegenheit für gesichert; eröffnet ihm dann aber späterhin, wie

---

[1]) Wie begründet diese Befürchtung war, sollte sich nur zu bald zeigen.

[2]) Sein Kapellmeister erzählt bei Tisch, der Erste Konsul solle Cambacérès (Zweitem Konsul) durch Falschspiel große Summen abgewonnen haben, was der Graf als un mensonge infâme bezeichnet.

[3]) Verschiedene Nachträge, die der Graf am folgenden Tage durch Dreyer an Talleyrand gelangen läßt, so u. a. die Bitte um eine Abschrift der dem General der hannoverschen Armee, Dessolles, auszustellenden Vollmacht, die Uebergabe Bentheims betreffend, bleiben unberücksichtigt.

[4]) Auch die Enthüllungen von Talleyrands Sekretär, Mathieu, sind nicht weniger demütigend (Sonntag, 13. Mai): In dem Lunéviller Frieden, in dem Preußen nicht habe genug bekommen können, sei es nur für seine Fürsten eingetreten, während die Grafen leer ausgingen. Die Friedensbevollmächtigten, Cobenzl (österreichischer Staatsmann, gestorben 1810) und Joseph Bonaparte, „. . . gleicht seinem Bruder, ist aber ansehnlicher, gleichfalls geistvoll, liebenswürdig und charaktervoll" (S. Tagebuch, Einleitung) . . . hätten, in völliger Unkenntnis der deutschen Verhältnisse, arge Schnitzer (bévues) gemacht. Lucchesini habe die geistlichen Güter in seinen Staaten vom Ersten Konsul zu erlangen gewußt (par ruse), wohl 4 (?) Millionen im Wert; Metternich seinerseits sei durch Geld (par l'or) und das Ansehen des Kaisers zum Ziele gelangt, so daß die Schadloshaltung die Verluste weit übertraf (à outrance).

Talleyrand ihn hart angelassen (très brusque): ob der Graf Bentheim glaube, daß man seinetwegen die wichtigsten Staatsangelegenheiten hintansetze. Zudem müßten alle Minister erst neue Beglaubigungsschreiben beibringen für den Kaiser der Franzosen, um die begonnenen Verhandlungen weiterführen zu können. (Dienstag, 15. und Samstag, 19. Mai.) — Auf dem Marsfelde findet die Vereidigung[1]) statt, unter starkem Truppenaufgebot. Herrliche Truppen! (. . . C'est un charme de les voir.) Am Ostersonntag (20. Mai) erfolgt dann die Proklamation in den Kirchen. In der lutherischen Kirche — Rue St. Thomas du Louvre — vollzog der Geistliche dieselbe in maßvoller und würdiger Weise (douce et solide): das Volk habe Napoleon zum Kaiser erwählt, um vor Wiederholung der schrecklichen Anschläge gegen den ersten Magistrat der Republik und damit gegen die verderblichste Anarchie gesichert zu sein. Darauf folgte das Gebet, „recht gut, nicht flattiert", wie des Mannes Größe es verdient (comme ses grandes qualités le méritent). — Die Begeisterung ist eine auffallend geringe; keinerlei Vorbereitungen zur Illumination, außer an einigen Regierungsgebäuden und Theatern . . .; „überhaupt alles elend und mager, lieber gar nichts, wäre weit besser gewesen." Denn so machte man sich eine ungünstige (désavantageuse) Vorstellung von der Zuneigung der Pariser zu ihrem Kaiser.

Dienstag, 22. Mai. Talleyrand macht Dreyer die Mitteilung, daß der Kaiser morgen die Konvention über die Grafschaft Bentheim unterschreiben werde . . . Wir haben aber noch kein Siegel, so daß wir dem Schriftstück ein solches nicht beidrucken können (en munir l'acte).

Nunmehr folgt der letzte Akt des Schauspiels, der nicht weniger beschämend für die Beteiligten als die vorhergehenden. Und doch ragt die Person des geraden Deutschen, der unter dem Zwange der Verhältnisse handelte, weit über die schamlosen Erpresser hervor. — In seiner Bewunderung Napoleons aber zeigt er sich als Kind seiner Zeit, die jenem sonst niemand an die Seite zu stellen hatte.

Mittwoch, 23. Mai. Der Graf überreicht Dreyer seine note de distribution (Trinkgelderliste) über 80000 Livres, d. h. 50000 Livres pour la voisine (Madame Talleyrand), 10000 an Gruehm für Mathieu, und 20000 pour mon ami. — Als er (D.) diese Stelle las, fragte er mich, wer mit diesem „Freund" gemeint sei, worauf ich erwiderte, ich müsse mich doch beleidigt fühlen, daß er sich selbst nicht unter dieser Bezeichnung erkenne. — Später, heißt es dann weiter, gab Dreyer mir die Aufstellung zurück mit dem Bemerken, daß leider deren erster Punkt, pour l'épouse du voisin, von 50000 auf 100000 Livres sich erhöht habe; „wobei er selbst gewiß nicht leer ausging" (dont D. doit avoir eu sa quotepart!) Ferner seien die 10000 Livres für Mathieu weggefallen, da der Rheingraf dem Abkommen über die Obergrafschaft Steinfurt nicht beigetreten sei.[2]) — Zwei Tage später erzählt er dann, wie er mit Madame Talleyrand einen bösen

[1]) Der Eid lautete: Je jure obéissance aux Constitutions de l'Empire et fidélité à l'Empereur.

[2]) Es war das einer jener obenerwähnten Nachtragspunkte zu der Konvention über Bentheim; der Graf hatte pour le haut comté de Steinfurt 250000 Livres angeboten.

Auftritt (scène épouvantable) gehabt, die von ihm in den beleidigendsten Ausdrücken die 100000 Livres gefordert, da sie sich mit 50000 Livres nicht begnügen wolle; andernfalls werde aus der ganzen Sache nichts, der Vertrag sei nichtig (on me rendrait ma convention).[1] Ich fragte ihn darauf um seinen Rat, und er antwortete ohne Zögern, wenn ich auf Erledigung der Angelegenheit Wert lege, müsse ich wohl oder übel Madame das Gewünschte zugestehen: eine Antwort, die mir betreffs Dreyers Rechtlichkeit begründetes Mißtrauen einflößte, „gerade als wenn er es mit ihr hielte, wohl gar (mit ihr) teilte". Gott weiß, aber es ist eins gegen zehn zu wetten, daß es sich so verhält, zumal er (Dreyer) im Begriff zu gehen, Wechsel hervorzog, die ich unterschreiben solle; Madame habe sie ihm gegeben. In meiner Lage gab es kein Schwanken mehr, zumal der Minister wegen jener 50000 Livres mir alle möglichen Ungelegenheiten (chicanes) bereiten, ja selbst der Wert der kaiserlichen Unterschrift in Frage gestellt werden konnte. ... Ich ging also zu Talleyrand, und nach dem Diner nahm ich Veranlassung, Madame zu sagen, daß ich von ihrem Gespräch mit Dreyer unterrichtet und bereit sei, die ganze geforderte Summe zu erlegen, um das Wohlwollen (les bonnes grâces) des Ministers zu verdienen ... Sie schien sehr erfreut; ohne viel zu erwidern, erhob sie sich flugs, um lange Zeit mit ihrem Gemahl (avec lui) zu verhandeln. Dann, sobald ich ihn für hinreichend unterrichtet hielt, trat ich in das anstoßende Zimmer. Ich hatte ihn kaum angeredet, als er zu mir sagte, wenn ich mit nach oben komme wolle, werde er mir den durch des Kaisers Unterschrift bestätigten (sanctionnée) Vertrag einhändigen ... Derselbe war unterzeichnet: „St. Cloud, 2 Prairial ... Napoléon;" prächtig eingebunden in blauen Samt mit den Buchstaben P. F. (peuple franç.). Es fehlte ihm das kaiserliche Siegel, da dasselbe noch nicht hergestellt ist.[2]

Der Vorhang fällt. Die Schauspieler treten ab, mit gefüllten Taschen; sie haben ihre Rolle gut durchgeführt, aber unsre Zuneigung vermochten sie nicht sich zu erringen. Der, auf dessen Kosten das Schauspiel in Szene gesetzt worden, beinahe die einzige unsrer Achtung werte Persönlichkeit, tauschte nichts als eine trügerische Hoffnung ein für sein Vertrauen und sein gutes Geld. Die nun folgenden politischen Ereignisse belehrten nur zu bald den Grafen Ludwig über den Wert jener so sauer errungenen Konvention. Hatte der Vertrag zu Schönbrunn (1805) Hannover Preußen zugesichert: im folgenden Jahre ward es England von Napoleon angeboten. In demselben Jahre begab sich der Graf nochmals nach Paris. Der Aufenthalt dauerte elf Jahre; er war, wie unter dem Zwange der völlig veränderten Verhältnisse nicht anders zu erwarten, ergebnislos in bezug auf dessen Besitzansprüche. Graf Ludwig starb bald nach seiner Rückkehr in Steinfurt (1817). In demselben Jahre ward dem Grafengeschlecht, das einst auch im Besitze Tecklenburgs — 1707 von Preußen käuflich erworben —, der Fürstentitel zuerkannt.

Die Tagebuchaufzeichnungen nahen sich dem Abschluß. Der Darsteller, kaum ein

---

[1] Auch ist man sonst bemüht, dem Grafen die Hölle heiß zu machen. Schimmelpenninck spricht von einem gemeinsamen Vorgehen Rußlands und Englands; es würde dann auch natürlich die Grafschaft Bentheim von den Franzosen geräumt werden müssen: „Ein schrecklicher Gedanke, der ... nicht wahrscheinlich ist ..." (Donnerstag, 24. Mai).

[2] Die „Konvention" ist am Schlusse im Wortlaut wiedergegeben.

hartes Wort bisher gegen seine schamlosen Bedränger findend, führt sie in ruhig versöhnendem Tone zu Ende.

Sonntag, 27. Mai. Der Graf hatte dem Gottesdienst beigewohnt und schreibt darüber: Das Gefühl, vielleicht zum letztenmal den würdigen Prediger zu hören, die Vergegenwärtigung meines Erfolges im Vergleich zu der verzweifelten Lage im Jahre 1795, wo alles auf dem Spiele stand (où j'aurais pu tout perdre), der Gedanke endlich an die Zukunft: alles dies trieb mir die Tränen dankbarer Rührung in die Augen.

Am Dienstag, zwei Tage vor der Abreise, zeigte er Dreyer die unterschriebene Konvention. Dieser macht sich lustig über den das N in Napoleons Namen entstellenden Klecks (pâté). Der Kaiser habe zuerst ein B gemacht und dieses dann in N umgeändert.[1])

Donnerstag, 31. Mai. Es ist der Tag der Abreise. Dreyer — der vorsichtige „Freund" — bittet, ihm nichts zu schreiben, was die Regierung betreffe, da alle Briefe geöffnet und jede Chiffreschrift entziffert werde.

Es war fast 11 Uhr, als wir durch das Stadttor fuhren, nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, und ich dankte Gott aus tiefstem Herzen, der göttlichen Vorsehung, die mit so unendlicher Güte mich geleitet, meine Gesundheit mir erhalten und meine Arbeit gesegnet ... Gloria in excelsis Deo!

Louis.

Convention.

Son Excellence Mr. le comte régnant de Bentheim-Steinfurt ayant exposé au gouvernement français: Que le comte de Bentheim avait été engagé au roi d'Angleterre, électeur de Hanovre, par le feu comte de Bentheim pour trente ans; — que cet engagement contracté en 1752 avait dû expirer en 1782; — que cependant depuis cette époque il avait subsisté de fait, mais sans renouvellement formel, sans le consentement de l'héritier féodal, et sans la confirmation impériale. Que par conséquent la mort du dernier comte de Bentheim-Bentheim annulle de droit cet engagement, et que le comte de Bentheim-Steinfurt a titre suffisant pour réclamer la mise en possession dudit Comté, moyennant la restitution des sommes pour lesquelles il fut engagé, sauf la déduction des arrérages et autres sommes dues par le roi d'Angleterre, électeur de Hanovre, au précédent comte de Bentheim-Bentheim. Que de plus c'est au gouvernement français comme possesseur actuel du pays de Hanovre que le comte de Bentheim-Steinfurt doit s'adresser, tant pour liquider l'engagement dudit comté, que pour en être remis en possession. — Toutes choses considérées, le Premier Consul ayant égard, dans cette circonstance, tant aux réclamations du comte de Bentheim-Steinfurt qu'à l'appui qui lui est donné par les cours de Russie et de Danemark, le Ministre des relations extérieures a été formellement autorisé à conclure et signer avec Mr. le comte régnant de Bentheim-Steinfurt une convention spéciale dont suivent les articles:[2]) ... Sa Majesté l'Empereur approuve et ratifie la convention ci-dessus signée à

---

[1]) In der Tat zeigt die erste Hälfte des Namenszuges eine merkliche Unsicherheit; ihr zweiter Teil erinnert schon an die so charakteristischen Schriftzüge, bis auf den ein Schwert darstellenden Schlußschnörkel. Auch der Punkt auf dem e ist auffallend.

[2]) Die zwei Artikel sprechen die Zurückerstattung der Grafschaft aus, wofür der Graf 800 000 Franken sofort zahle dans les caisses du pays de Hanovre, und sichern ihm dessen Besitz zu, quelque soit le sort ultérieur du pays de Hanovre.

Paris, le 22 floréal an 12, par Charles Maurice Talleyrand, notre ministre des relations extérieures autorisé par nous à cet effet, et Mr. Louis, comte régnant de Bentheim.

Donné à St. Cloud le 2 prairial an 12 (22 mai 1804).

Napoléon.

Par l'Empereur
Le Secrétaire d'État
Hugues B. Maret.

Le ministre des relations extérieures
Ch. Maur. Talleyrand.

Der japanische Patriotismus

Von

Archibald R. Colquhoun

Seitdem das japanische Volk durch seine Großtaten ein so bedeutendes Maß von Interesse auf sich gelenkt hat, ist oft die Frage aufgeworfen worden: „Was ist die Religion der Japaner?" Die europäischen Nationen sind sich der wichtigen Rolle, welche in ihrer eignen Entwicklung die religiösen Vorstellungen spielen, vollauf bewußt, und wir suchen natürlicherweise bei den Japanern nach einer ähnlichen Quelle der Begeisterung, da es unverkennbar ist, daß sie eine hohe Stufe nicht nur intellektueller, sondern auch moralischer Entwicklung erreicht haben. In der Regel wird uns jedoch gesagt, daß der Patriotismus — die „Liebe zur Heimat" — die Religion der Japaner ist, und es scheint angenommen zu werden, daß wir bei den Japanern kein Aequivalent für die religiösen Erfahrungen finden, die wir selbst als Nationen oder Individuen gemacht haben. Diese Anschauung gründet sich auf die europäische Auffassung vom Patriotismus, der für unser Empfinden mehr eine bürgerliche als eine religiöse Tugend ist. Wir finden sogar in unsern modernen Demokratien ein Bestreben, den Patriotismus in Verruf zu bringen und den Altruismus über ihn zu stellen. Kurz, der Patriotismus wird, wiewohl er als rühmenswert anerkannt wird, nicht mehr als ein unerläßlicher Charakterzug angesehen. Diese negative Anerkennung der Bedeutung der Anhänglichkeit an das Vaterland ist sehr weit davon entfernt, die Proportionen einer Religion anzunehmen, und wenn uns gesagt wird, daß Japan keine wirkliche Religion, sondern nur den Patriotismus kennt, so sind wir sogleich geneigt, es so hinzustellen, als ob der Japaner nur einen materialistischen Glauben besitze, der sich auf die Verteidigung der irdischen Heimat konzentriere. Es ist der Zweck dieses Artikels, zu zeigen, wie weit diese Vorstellung von der Wahrheit entfernt ist und wieviel die europäischen Nationen von der japanischen Auffassung des Patriotismus lernen könnten.

Alle Völker haben eine rudimentäre Religion gehabt — das Wort im Sinne eines Glaubens an das Unsichtbare genommen. Der Anbetung unbeseelter Gegenstände geht zur Seite oder vorher jener Glaube an die Unsterblichkeit des Ich, der zum Geisterglauben führt. Man stellt sich vor, daß die Geister der

Abgeschiedenen forterisieren und das Leben ihrer Nachkommen beeinflussen, und durch einen natürlichen Uebergang werden sie mit übernatürlichen Kräften ausgestattet und werden Gottheiten. Noch ehe eine wirkliche Mythologie sich entwickelt hat, ist der Ahnenkult eine natürliche Folge von Geisterreligionen, und unzweifelhaft hat jeder Teil des Menschengeschlechts diese Phase durchgemacht. Die monotheistischen Ideen eines späteren Zeitalters haben nicht genügt, diese frühen Glaubensformen ganz zu zerstören, die in der Form zahlreicher abergläubischer Vorstellungen noch fortdauern.

Die Japaner wurden nicht wie andre Teile der Menschheit in der Ausübung dieses primitiven Kults durch das plötzliche Erscheinen einer geoffenbarten Religion gestört, und zu der Zeit, in der ihre eigentliche Geschichte beginnt, hatten sie ihren Ahnenkult in einer logischen und bestimmten Weise entwickelt. Er ruhte auf zwei Grundlagen: erstens auf der Abstammung aller Japaner von den Göttern, und zweitens auf dem inneren Zusammenhang zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Es gab kein Dogma, kein vorgeschriebenes Ritual, keine Hierarchie und keines der äußeren Merkmale einer bestimmten „Religion", sondern sowohl die ethischen wie die weltlichen Gesetze — ungeschriebene Gesetze — hatten ihre Grundlagen in diesen zwei Ideen.

Der Einfluß der chinesischen Philosophie auf die Entwicklung der Japaner war sehr groß. Das Buch der Wandlungen (Jih-King) — das klassische ethische Buch der Chinesen — stammt ungefähr aus dem Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr., aber die darin formulierten Ideen ziehen sich durch die ganze orientalische Philosophie und wirken in den Gedanken der heutigen Chinesen und Japaner nach, besonders indem sie ihnen jenen mystischen Zug verleihen, der für uns so schwer zu verstehen ist. Der Einfluß des Buddhismus, welcher auf dem Wege über China im achten Jahrhundert nach Japan kam, war weit bestimmter. Es war die erste geoffenbarte und organisierte Religion, welche die Japaner kennen gelernt hatten, und sie kam zu ihnen mit allen Anziehungskräften eines sorgfältig ausgearbeiteten Rituals und einer autoritativen Hierarchie. Anfangs dachte man, daß sein politischer Einfluß gefährlich sein könnte, und er wurde daher von den Herrschern Japans verfolgt, aber er wurde gleicherweise von hoch und niedrig leicht angenommen und, da er die Ahnenverehrung nicht abzuschaffen versuchte, schließlich anerkannt. Es muß daran erinnert werden, daß die drei Jahrhunderte, die verflossen waren, seitdem Gautama der indischen Welt seinen Glauben gegeben hatte, viele Veränderungen in demselben herbeigeführt hatten. Auf seinem Wege durch Indien und Zentralasien absorbierte der Buddhismus, der selbst frei von mythologischen Elementen war, die Rassenkulte seiner Proselyten. Die Götter der heidnischen Pantheons wurden die Inkarnationen Buddhas und der Ahnenkult wurde (obwohl der Buddhismus kein Fortleben der Persönlichkeit nach dem Tode anerkannte) gestattet als die dem Karma (Seelenelemente) während der Perioden zwischen seinen Inkarnationen dargebrachte Verehrung. Der synthetische Geist der Orientalen war fähig, widerstreitende Elemente in diesen Glaubenslehren zu versöhnen, doch der prä-

dominierende Faktor bei dem Erfolge, den der Buddhismus in China erzielte, war der Umstand, daß er tatsächlich die Regierung stark machen half. Bis zum heutigen Tage ist der Kaiser von China in dem Grade ebenso als das geistliche wie als das weltliche Oberhaupt seines Volkes anerkannt, daß er tatsächlich auf eine Zeitlang die Reinkarnation der Seelenelemente von verstorbenen Uebeltätern verbieten kann.

Weder in China noch in Japan wirkte somit der Buddhismus störend auf die praktische Identität zwischen Kirche und Staat ein. Er führte lediglich neue religiöse Formen ein und modifizierte den bestehenden Sittenkodex. Die Wirkung des Buddhismus auf den Ahnenkult in Japan war eine Erstarkung der diesem zugrunde liegenden Ideale. Die Gebote der Liebe, der Güte und der Selbstbeherrschung waren genau das, was erforderlich war, um die schwere und lästige Bürde des Familienlebens erträglich zu machen. Ueberdies kam, während der alte Kult sich in aristokratischer Richtung entwickelt hatte, da die Nation in zwei Kasten geteilt wurde, von denen der von den höchsten Göttern abstammende Adel alle — geistlichen wie weltlichen — Privilegien genoß, der Buddhismus mit gleichen Segnungen zu hoch und nieder und gab den Unwissenden den einfachen Sittenkodex, der ihnen fehlte. Die höher Gebildeten und Denkenden waren stark unter den Einfluß der konfuzianischen Philosophie geraten und lassen sich bis zum heutigen Tage von seinen Maximen in bezug auf Weltweisheit und politische Moral leiten, aber die Grundidee des Buddhismus — die von der Würde der Menschheit und der Herrschaft des Menschen — hat sich (durch einen synthetischen Prozeß) den ethischen und politischen Vorstellungen der Japaner aller Klassen angepaßt.

Um den vorausgesetzten entnationalisierenden Tendenzen der indischen Religion entgegenzuwirken, wurde der alte Kult unter dem Namen „Reines Shinto" neu belebt und nahm eine bestimmtere Gestalt an, aber mit dem Anwachsen des Buddhismus wurde er fast völlig absorbiert, und die zwei Formen des Gottesdienstes wurden in einem und demselben Tempel gefunden, und es wird ihnen noch jetzt oft von einer und derselben Person die gleiche Ehrerbietung erwiesen. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert wurde das Shinto als nationalistischer Kult, hauptsächlich aus politischen Motiven, wieder aufgefrischt. Die literarische Erneuerung verdeckte eine Revolution gegen die Usurpation der Macht, die von Rechts wegen dem Mikado gebührte, durch die Kriegerkaste unter den Shoguns. Nach dem Erfolg dieses Bestrebens wurde der Kult alles rein Japanischen mit besonderem Eifer gepflegt und die Shintotempel wurden von indischen Emblemen gesäubert. In neuerer Zeit hat die Regierung alle offizielle Verbindung mit den beiden Religionen abgeschnitten, aber da die Anerkennung der göttlichen Herkunft des Mikado sowohl zu dem politischen wie zu dem religiösen System gehört, so kann diese Scheidung niemals so vollständig sein, wie sie in Westeuropa ist. Ein Wiederaufleben des Buddhismus ist eines der Zeichen der Zeit im fernen Osten, und es muß zum Teil als antichristlich angesehen werden. Der Buddhismus wird hier als die Rassenreligion des Ostens

und als Ansporn zum Rassenpatriotismus in den Vordergrund geschoben, und da sein Zentrum in Japan ist (wo die Grundsätze des Buddhismus so geändert worden sind, daß sie zu dem männlichen und optimistischen Charakter des Volkes passen), so entfaltet er eine weit stärkere propagandistische Kraft, als man annehmen sollte. Heute zieht der Buddhismus die religiöse Inbrunst des Ostens auf sich, jenes Empfinden, das selbst im materiellen Westen stets vorhanden ist und unter den mystischen Orientalen niemals fehlt.

Dieser kurze Ueberblick über die Geschichte der religiösen Anschauungen in Japan wird ihren gegenwärtigen Stand aufklären helfen. Es geht daraus hervor, daß, während Europa den Ahnenkult in einer frühen Periode der Geschichte seiner Völker verlor, er in Japan erhalten geblieben und selbst durch den Umschwung zu modernen Ideen nicht ausgelöscht worden ist. Im russisch-japanischen Kriege erwähnten der Kaiser in seinen Edikten und seine Generale in ihren Depeschen fortwährend den segensreichen Einfluß von Seiner Majestät Ahnen. Um dies zu würdigen, müssen wir uns daran erinnern, daß der Mikado in direkter Linie von einer Dynastie abstammt, deren Anfänge sich in die vorgeschichtlichen Mythen verlieren. Er ist zugleich der Mittelpunkt und der Gipfel des nationalen Lebens. Seine Ahnen repräsentieren in der Anschauung der Japaner den Schöpfer und Gründer ihrer Rasse; der göttliche Schöpfer und der menschliche Vorfahr sind ein und derselbe — was nicht genau die christliche Lehre ist, aber keinen großen Unterschied von ihr bedeutet. Eine derartige mystische Vorstellung liegt dem orientalischen Geist nicht fern. So bilden alle Japaner eine große Familie mit dem Mikado an der Spitze, der als ihr Gründer angesehen wird. Die geringeren Götter in dem Pantheon sind die Ahnen vornehmer Familien. Innerhalb dieses Rassenkults steht der Stammeskult, der kommunale Kreis aller durch gewisse Bande miteinander Verknüpften. Dieser Kult hat seine eignen Gottheiten und seine Heiligtümer, die gewissermaßen den Pfarrkirchen in Europa entsprechen. Innerhalb dieses Kreises wieder steht der Familienkult, das Band der Blutsverwandtschaft, und diese drei Ringe schließen den Japaner von dem Augenblick seiner Geburt an bis zu dem seines Todes ein, formen seinen Charakter und bestimmen seine Handlungen.

Mit solchen Traditionen zu brechen, scheint in der Theorie leicht, aber in der Praxis ist das akkumulierte Gewicht der öffentlichen Meinung zu schwer. Schon in der Kindheit beginnt die Zucht, und es ist eine Anerkennung des mit den Jahren wachsenden Drucks, daß die Japaner ihren Kleinen eine Freiheit gewähren, die uns übermäßig erscheint. Das ist die freieste Zeit des Japaners; sobald das Schulleben begonnen hat, wird der Zwang verschärft, und die Reife und die Ehe bringen dem Japaner die volle Verwirklichung der Sorgen des Familienlebens, der sich aus der Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit ergebenden Verpflichtungen und der Rechte und Pflichten nationalen Bürgertums. Kein Mensch gehört sich selbst, und seine Verpflichtungen beschränken sich nicht auf das, was ihn unmittelbar auf Erden angeht. Vor und hinter ihm, bis zu seinen Vorfahren wie zu seiner Nachkommenschaft dehnt sich die Kette

der Verantwortlichkeit aus. Was die ersteren betrifft, so hat immer die Anschauung geherrscht, daß die Geister der Abgeschiedenen bis zu einem gewissen Grade von den Handlungen der Lebenden abhängen; daher die Ehrerbietungs- und Ergebenheitszeremonien und die (gewöhnlich symbolischen) Totenopfer, die der sichtbare Ausdruck der Ahnenverehrung sind. Diese Zeremonien außer acht lassen heißt das Glück der Toten bedrohen und ist ein von vielen Gesichtspunkten aus beklagenswertes Tun, aber die üblichen Ehrfurchtsbezeigungen haben eine deutliche Tendenz, mehr Gedächtnisfeiern als gottesdienstliche Akte zu sein. Die Inschriftentafeln und Statuen, mit denen man die im letzten Kriege Gefallenen ehrt, haben gewöhnlich den Charakter von Denkmälern. Die Bedeutung dieses Ahnenkults, in Verbindung mit dem patriotischen Gefühl der Japaner, ist die, daß er die Ergebenheit gegen die Dynastie zu einer religiösen Pflicht macht. Die Japaner erkennen diese Tatsache vollständig an, und die einzige kurze Zeremonie, der alle Beamten, welche Religion sie auch haben mögen, beiwohnen müssen, ist die, bei der den Gedächtnistafeln der Ahnen des Kaisers gehuldigt wird. Das ganze soziale System beruht auf diesem Kult der Ahnenverehrung und ist auf den Grundsätzen gegenseitiger Abhängigkeit und Verantwortung aufgebaut, und es bleibt abzuwarten, ob nicht der Stoß einer Zivilisation nach einem völlig andern Muster, die den Wetteifer und den Individualismus begünstigt, dieses alte System bis in seine Grundmauern erschüttern wird. Es ist zum Teil die Unvereinbarkeit des christlichen Glaubens mit der Anerkennung der Familie — nicht des Individuums — als der gesellschaftlichen Einheit, die zur Verfolgung des Christentums im fernen Osten geführt hat.

Der Buddhismus hat seine Rolle bei der Entstehung des japanischen Patriotismus hauptsächlich durch die Hervorhebung des menschlichen Elementes gespielt, die ein so ausgesprochener Zug jenes Glaubens ist. Die Japaner haben immer die Ueberzeugung von ihrer natürlichen Güte festgehalten und haben sich niemals zur Lehre von der Erbsünde bekannt. Ihre alten Schriftsteller erklärten, daß der von Natur tugendhafte Japaner keiner geschriebenen Moralgesetze bedürfe, da jedermann einen natürlichen Mentor in sich selbst trage, dem zu folgen er von Natur geneigt sei. Das Böse und die Sünde sind das Resultat von Abweichungen von „der Lehre“ — jenem mystischen „Tao“, das die am stärksten hervortretende Idee des Morgenlandes ist. Dieses tiefe Gefühl für persönliche Verantwortlichkeit und für die Würde des menschlichen Wesens dient dazu, die Beziehungen zu dem Staat und der Dynastie zu modifizieren und zu bestimmen. An Stelle des blinden Gehorsams gegen die Verbindung von weltlicher und geistlicher Macht, den man erwarten sollte, finden wir, daß jeder Japaner, wie unerschütterlich seine Loyalität, wie niedrig sein Stand auch sein mag, glaubt, daß er ein göttliches Mandat habe, das Unrecht eines Höherstehenden gutzumachen. So tief ist das Gefühl der Verantwortlichkeit, daß er (oder sie, denn Frauen sind nicht ausgenommen) Selbstmord verüben wird als Protest gegen das schlechte Verhalten eines Höhergestellten, wenn kein andrer Weg offen ist. Die Philosophie des Konfuzius hat den Satz aufgestellt, daß das göttliche

Recht des Herrschers nur so lange in Kraft sei, als er zum Wohl des Volkes wirke, und diese Ueberzeugung, die zum großen Teile an den vielen Revolutionen in China schuld ist, erfüllt unbewußt den modernen Japaner. Die Entwicklung des Bushido kann teilweise auf diese Grundidee der moralischen Verantwortlichkeit des Einzelwesens und der Würde des menschlichen Wesens zurückgeführt werden. Für den Japaner ist nicht nur der Tod der Schande (im Sinne des Abendlandes) vorzuziehen, sondern es gilt ihm in gewissen Fällen als moralische Pflicht, zu sterben. Trotz des scheinbaren Fehlens einer bestimmten religiösen Lehre bezüglich des Lebens nach dem Tode und trotzdem der Buddhismus ein bewußtes persönliches Weiterleben leugnet, sind die Japaner von einem starken und unausrottbaren Glauben an ein zukünftiges Leben erfüllt und beweisen dies praktisch durch ihre Bereitwilligkeit, für eine gute Sache, ganz besonders für die Sache ihres Vaterlandes, zu sterben.

Wir finden also, daß der japanische Patriotismus in der Tat eine wirkliche Religion ist, da er die Haupterfordernisse: die Anerkennung unsichtbarer, die menschlichen Angelegenheiten regulierender Mächte, die Anordnung bestimmter Riten und die Beobachtung gewisser ethischer Gesetze, besitzt. Patriotismus heißt soviel wie Loyalität, nicht in irgendeinem beschränkten Sinne, sondern gegen die Familie (die Toten und die Lebenden), gegen den Stamm oder die Gemeinde, gegen den Staat als die größere Familie und gegen den Kaiser als den Nachfolger und Erben der Götter und das Oberhaupt aller. So legt er eine Reihe von Verpflichtungen auf, die nicht weniger bindend sind, weil sie ungeschrieben sind, und verlangt auch Unterwerfung unter das Sittengesetz „der Lehre". Zugleich bringt er ein Gefühl der persönlichen moralischen Verantwortlichkeit mit sich, nicht nur für den Menschen selbst, sondern auch für das Land, dessen integrierender Bestandteil er ist, und dies ist es, was in den Japanern eine so außerordentliche Begeisterung erzeugt und sie dazu führt, ihr Leben ihrem Vaterlande zu weihen, nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch im Schulzimmer, im Amtsbureau und tatsächlich auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens.

Die Echtheit der Begeisterung und der erhabene Charakter des Ideals können nicht geleugnet werden, aber sie sind auf halbmystische Anschauungen und eine soziologische Basis begründet, die dem Anprall einer Berührung mit einer fremden Zivilisation nicht widerstehen können. Die Lehre vom Individualismus, die im Gefolge des industriellen Wettbewerbs sich notwendigerweise einschleichen muß, kann ein auf gegenseitige Abhängigkeit und Verantwortung gegründetes soziales Gebäude über den Haufen werfen. Ob Japans besondere Form eines religiösen Patriotismus ebenfalls verschwinden wird, läßt sich noch nicht sagen; aber man wird aus dieser kurzen Skizze ersehen, wie eng der Bau der Familie und das nationale Leben miteinander verbunden sind und wie schwer es sein wird, das eine zu unterminieren, ohne das andre zu zerstören.

Berichtigung

In dem im Mai-Heft veröffentlichten Artikel „Papst und Jesuiten“ ist, da wegen schwerer Erkrankung des Verfassers dessen Korrektur verspätet eintraf und aus dem gleichen Grunde das Manuskript undeutlich geschrieben war, eine Reihe von Versehen und Druckfehlern stehen geblieben, die wir hiermit berichtigen.

Es soll heißen:

S. 155, Z. 8: Palazzo Borromeo statt Pal. Branco; Z. 10: suburbikarische statt suburbanische; Z. 17: 1850 statt 1859; Z. 24: hat statt haben; Z. 39: ringgeschmückte statt fischerringgeschmückte;

S. 156, Z. 16: eine Folge statt ein Recht; Z. 27: Rampolla del Tindaro statt Tindaro di Rampolla (ebenso weiter unten); Z. 37: die schwarzen Franziskaner statt die Augustiner; Z. 42: antrügen statt antrugen;

S. 157, Z. 3/4: Der weltliche fürstliche Konklavewächter Chigi-Albani bereitete statt die weltl. fürstl. Quästorenwähler bereiteten; Z. 19: Gibbons von Baltimore statt Gibbon von Boston; Z. 29: werde statt wird; Z. 36: schien statt war;

S. 158, Z. 7: hatte statt hatten; Z. 18/19: der Menge als Jesuit statt als Jesuit der Menge; Z. 24: Baltimorer statt Bostoner; Z. 28: Papabili statt Papalitas (ebenso weiter unten);

S. 159, Z. 9: fast fremd statt fremd; Z. 32: einer der eigentlichen statt eigentlicher;

S. 161, Z. 6: Cacciaklub statt Baccioklub; Z. 27: Leo XIII. (Welche u. s. w.;

S. 162, Z. 12: abweichen will, bekämpften sich aufs heftigste. Denn u. s. w.; Z. 34: zwei „geistliche“. Erstens u. s. w.; Z. 36: und nur in der Kirche statt und in der Kirche; Z. 42: hauste statt haust;

S. 163, Z. 20: Savio statt Savi; Z. 25: Nur statt Nun; Z. 28: Rosminianismus statt Rosminismus; Z. 34/35: Und es ist auch nicht so bestellt, daß er etwa meint zu schieben, aber geschoben wird u. s. w.;

S. 164, Z. 3/4: Es war notwendig, und ebenso hat schon Pater Wernz etwas andres mit sicherem Blick erkannt: daß der Zug der Zeit der Nationalitätenpolitik nicht entbehren kann. Auch u. s. w.; Z. 5: er statt es; Z. 22: und statt als; Z. 27/28: Die Franziskaner führen es ... praktisch am besten durch; Z. 32: Auge statt Blick; Z. 34: die Jesuiten statt sie; Z. 40: Acta S. S. statt Acta Societas Jesu; Z. 40/41: die zufriedensten sind.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 10. Band: Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. Gebunden M. 7.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Wer den neuen Correggio-Band, den zehnten der nun schon zu einer stattlichen Reihe gediehenen „Klassiker der Kunst", zur Hand nimmt und betrachtet, dem wird sich vor allem aufs neue der hohe Wert, ja man kann sagen die Unentbehrlichkeit dieser mit Recht vielgerühmten „Gesamtausgaben" aufdrängen. Die Zahl der Werke, die den Meister in Deutschland zu einem der bekanntesten und populärsten seines Landes und seiner Zeit gemacht haben, ist verhältnismäßig klein; man tut dem gebildeten Laienpublikum kaum unrecht, wenn man behauptet, daß ihm ein namhafter Teil gerade derjenigen Schöpfungen, in denen Correggio seine eigentliche, besondere Größe bekundet hat, unbekannt oder fremd geblieben ist. So wird die jetzt vorliegende Gesamtausgabe der Mehrzahl der Laien die Eigenart und Bedeutung des Meisters von Parma erst ganz erschließen, aber auch der Fachmann und der ernst forschende Kunstfreund wird das Werk als eine reiche Quelle kunsthistorischer und ästhetischer Erkenntnis schätzen lernen, denn aus der Vollständigkeit des hier dargebotenen Abbildungsmaterials, das sich nicht auf Gesamtreproduktionen der sämtlichen erhaltenen Werke beschränkt, sondern auch eine große Anzahl von Einzelaufnahmen enthält und einen unvergleichlichen raschen Ueberblick gewährt, ersteht vor uns die künstlerische Persönlichkeit Correggios in wahrhaft überraschender Lebendigkeit und Plastik. Wunderbar anschaulich wird uns, wie in die vier Jahrzehnte seines kurzen Erdenwallens die ganze Entwicklung der italienischen Renaissancemalerei wenigstens andeutungsweise sich zusammendrängt, wie seine Werke alle Probleme, Ausdrucksmöglichkeiten und Erfolge der klassischen Kunst Italiens teils streifen, teils in originaler und vollendeter Weise selbst verkörpern. Seine Madonnen sind zärtlicher, süßer, weltlicher als die Raffaels und wahren doch wie diese eine heimliche religiöse Weihe; in seinen Bildern aus der antiken Mythologie ist er nicht ärmer an unmittelbarer sinnlich schöner Lebensfülle als Tizian und schafft doch ganz andre Schönheitsideale als dieser; die Apostelfiguren seiner Fresken in S. Giovanni erscheinen wie direkte Nachkommen der Propheten und Gottesgestalten Michelangelos, aber bei aller grandiosen Formgebung und allem heroischen Pathos sind sie erdnäher, menschlicher. An der Schönheitsfülle seines Lebenswerkes werden stets auch jene Verehrer Correggios sich erfreuen, die in naivem Genießen das Schaffen des Künstlers als eine Erscheinung für sich, außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs, betrachten. Die unvergleichlich bedeutsame historische Stellung des Künstlers hat der Herausgeber des Bandes, Dr. Georg Gronau, in meisterhafter Weise anschaulich zu machen verstanden in der dem Umfang nach knappen, inhaltlich desto reicheren Einleitung, die dabei den Benutzer des Bandes nicht minder auf die Schönheit und die ästhetische Bedeutung der einzelnen Werke hinleitet und zugleich aus diesen Werken uns den Menschen Correggio, von dessen äußerem Leben wir so wenig wissen, heraufbeschwört. R. D.

Grundriß der Ethik mit Beziehung auf das Leben der Gegenwart. Von W. Rein. 2. Aufl. Osterwieck (Harz) 1906, Verlag von A. W. Zickfeldt.

Der bekannte Verfasser bietet in diesem Buch eine Ethik, in der die Lehre und Darstellung der sittlichen Ideen durch herbartischen Geist beeinflußt ist. Deutlicher aber als bei Herbart tritt die Rücksicht auf das soziale Leben hervor. Nach Rein ist das Zusammenleben mit den Menschen geradezu der Gegenstand der Moral; und die praktische Bedeutung der Ethik soll zum Teil darin zu finden sein, daß sittliche Bildung kein Vorrecht bestimmter Klassen und Stände ist. Deshalb wünscht Rein für die Zukunft des deutschen Volkes die Verbreitung eines „wahrhaft sozialen Geistes, der zugleich ein sittlicher ist". Auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben im gegenwärtigen Deutschland wird ausführlich, oft bis in Einzelheiten eingegangen: gerade diese Partien geben dem Buch seine Besonderheit, wodurch es sich von andern Lehrbüchern der Ethik unterscheidet. Die Darstellung ist klar und von einer einem Grundriß wohl angemessenen Knappheit.

M. D.

Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. Von Dr. M. M. Arnold Schröer. 2 Bändchen.

Slawische Literaturgeschichte. Von Dr. Josef Karásek. 2 Bändchen. Leipzig 1906, G. J. Göschensche Verlagshandlung (Sammlung Göschen).

Neben die in derselben Sammlung erschienene englische Literaturgeschichte von Weiser, die ein kurz zusammenfassendes

Kompendium des ganzen großen Gebietes war, tritt hier ein neues, von andern Gesichtspunkten unternommenes Werk über denselben Gegenstand: es will, von allem Unwesentlichen und Zufälligen absehend, die nationalen Grundzüge und die literarischen Haupttypen der englischen Dichtung ihrem Wesen und Zusammenhange nach untersuchen. Es sucht dem deutschen Leser mit großem Geschick die geistig-sittliche Eigenart des fremden Volkes darzulegen und legt den Nachdruck auf die Erörterung derjenigen Dichter und Dichtungen, die dem Verfasser für diese Eigenart typisch erscheinen. Dabei geht es in der Wertung der einzelnen Autoren nicht ohne stark subjektive Lob- und Tadelsprüche ab, die besonders in Beziehung auf die neuere Literatur manchen Widersprüchen begegnen werden. Jedenfalls würde das verdienstvolle Werk gewonnen haben, wenn seine Sprache weniger superlativisch gehalten wäre. — In ruhigerem Ton unterrichtet Karásek über die Hauptströmungen der slawischen Literaturgeschichte von der ältesten Zeit bis auf unsre Tage. Man wird nicht leicht eine so handliche Darstellung des Schrifttums der Bulgaren, Serben, Kroaten, Böhmen, Polen beisammen finden wie in diesem kurzen und doch inhaltreichen Werk.

Br.

Poètes et Humoristes de l'Allemagne. — La France et les Français Jugés à l'Etranger. Par J. Bourdeau. Paris 1906, Hachette et Cie. 282 S.

Kennerschaft und feines ästhetisches Gefühl spricht aus diesem Buche. Mag der Verfasser von dem alten Abenteurerroman „Simplizissimus" oder von der Lyrik Lenaus, von Scheffels Studentenliedern, von Gustav Freytags „Ahnen" oder den Werken Gottfried Kellers sprechen, überall werden auch deutsche Leser Belehrung und Anregung finden und zugleich einen Meister des Stils bewundern können. Von besonderem Interesse ist der — im zweiten Teil des Titels genannte — letzte Aufsatz, in dem Bourdeau die Urteile geistig hervorragender Ausländer (Karl Hillebrands, Hamertons und Brownells) über Frankreich und die Franzosen eingehend erörtert.

Br.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte, für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Willy Scheel. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. Geb. M. 1.20.

Das prächtige Werkchen ist ein Band der Sammlung „Aus deutscher Wissenschaft und Kunst", deren verdienstlicher Zweck es ist, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lektüre wissenschaftlicher Werke einzuführen. Hier handelte es sich um eine Einführung in die Wissenschaft der neueren deutschen Geschichtsschreibung, um eine Anleitung, historische Werke mit Verständnis zu lesen und zu beurteilen. Daß die Fähigkeit und die Neigung zu solcher Lektüre nicht bloß für die Schule, sondern auch für das gesamte nationale Leben von hoher Bedeutung ist, versteht sich von selbst, und darum verdient der Herausgeber wärmsten Dank für seine mühevolle Arbeit. Denn die Auswahl dieser fünfzehn Proben aus hervorragenden Geschichtswerken (Mommsen, Brunner, Freytag, Giesebrecht, Kugler, Below, Schäfer, Lamprecht, Treitschke, Ranke, Schiller, Droysen, Friederich, Moltke, Merck's) war keine leichte Aufgabe, um so weniger, als die einzelnen Stücke, chronologisch aneinander gereiht, die Hauptstufen der Gesamtentwicklung der deutschen Geschichte vorführen sollten.

Z.

Friedrich Hebbel. Briefe. Bd. V und VI. (Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner.) Berlin 1906, B. Behrs Verlag. 370 und 366 Seiten. Preis je M. 2.50.

Je weiter die Veröffentlichung der Briefe Hebbels fortschreitet, um so größeren Reichtum enthüllt sie. Folgten wir in den ersten Bänden mit Teilnahme und Spannung dem äußeren Schicksal und der inneren Entwicklung des Dichters, so fesselt jetzt vor allem die Fülle von Ausführungen des gereiften Künstlers über sein Schaffen. Er spricht gern und gut darüber, ein Dichter und Denker zugleich, der beste Erklärer seiner eignen Werke. In diesem Charakterzuge, wie in ihrer ganzen Bedeutung ist diese mustergültige Sammlung ein würdiges Seitenstück zu den Schiller-Briefen von Jonas. Das umfangreiche Material, das noch in letzter Zeit erschlossen worden ist, nötigt den Verlag, anstatt der beabsichtigten Anzahl von sieben Briefbänden acht zu veröffentlichen; der letzte soll ein genaues Namen- und Sachregister erhalten, das den kostbaren Schatz erst ganz erschließen wird.

Br.

Weltwesen und Wahrheitwille. Ein Zwiegespräch mit der Welt von Hermann Gottschalk. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Der Wille ist in zwei Formen vorhanden: als das Ding an sich und als die lebendige Spontaneität des Einzelmenschen, demnach sowohl als etwas Allgemeines wie als etwas Besonderes. Zwischen diesen beiden Endpunkten verläuft die Kultur. Unsre Wissenschaft, die metaphysikfrei geworden ist, beschränkt sich auf einzelne und begrenzte Gebilde, sie bedarf daher der Ergänzung durch die reine Kunst, die zum Unbedingten strebt. Unter solchen Voraussetzungen unter-

nimmt es nun Gottschalk, „die Einheit des Menschen mit seinem kosmischen Zweck wiederherzustellen“. Er tut das in einer Weise, die an die Art der romantischen und spekulativen Philosophie erinnert. Dem Inhalte nach aber sind seine Ueberlegungen durchaus eigenwüchsig und beachtenswert, namentlich in dem ideenreichen Abschnitt über Kunst.

M. D.

Die Wunder im Neuen Testament. Von Pfarrer Licentiat Traub. (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, herausgegeben von Lic. theol. Fr. St. Schiele.) Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

Auch diese Erscheinung der mit Recht schon berühmt gewordenen Sammlung darf auf weitgehendes Interesse rechnen. In scharfer Begriffsscheidung und kritisch wissenschaftlicher Auffassung betrachtet der Verfasser die Stellung des Wunders im Neuen Testament, indem er sorgsam die einzelnen Wunderberichte prüft und deutet. Sein Ziel ist: aus der eingebildeten Welt der Mirakel in das wohlorganisierte Reich des wundervollen Schaffens und Wirkens Gottes zu führen.

Br.

Sofiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Von S. Jansen. 2. Aufl. Neudamm, J. Neumanns Verlag.

Wie viele Städter schwärmen für das Landleben, ohne es vielleicht jemals auch nur ein paar Wochen kennen gelernt zu haben! Wieviel verkehrte Ansichten über die förmliche „Sklaverei der armen Landarbeiter“ und das vermeintliche „Schlaraffenleben der Landwirte“ hört und liest man heutzutage von Leuten, die vielleicht nie auf dem Lande gelebt haben! — Nun, solche Anschauungen werden gründlich zuschanden, wenn man die wahrheitsgetreuen Erlebnisse einer sechsjährigen landwirtschaftlichen Tätigkeit, die in „Sofiensruh“ geschildert werden, gelesen hat. Die Verfasserin ist eine hochgebildete, aber auch sehr praktische Frau, die auf ihrem Gute überall zum Rechten sieht und sich auch nicht scheut, selbst tüchtig zuzugreifen, wenn es not tut. Ihr alle Widerwärtigkeiten besiegender Tätigkeitstrieb wird am besten durch den prächtigen Sinnspruch auf ihrem Landhause gekennzeichnet, der lautet:

„Verzagen ist Unkraut; reiß es heraus!
Nur Arbeit, nur Kraft erbauet das Haus.“

Und welche Arbeit, welche Kraftentfaltung schildert uns jede Seite dieses Buches! Aber alle die kleinen und großen Widerwärtigkeiten können den herzerfrischenden Humor, der das ganze Werk durchweht, und ein köstliches Naturgeschenk der Verfasserin zu sein scheint, nicht verderben. Schon der Titel birgt eine feine Ironie; denn er müßte eigentlich „Sofiens Unruh“ heißen. So verfolgt denn auch der Leser mit einer Mischung von Spannung und Heiterkeit die schlicht und anmutig geschilderten Episoden des Landlebens von Seite zu Seite, ohne jemals das Interesse daran zu verlieren. Wer also die Freuden und Leiden des Landlebens in einer prächtigen, wahrheitsgetreuen Schilderung genießen will, dem wird man wohl schwerlich ein lustigeres und anregenderes Buch als „Sofiensruh“ empfehlen können.

Rechtsprechung 1906 zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht (insgesamt zu 84 Gesetzen) nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen unter Mitwirkung von Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel. 7. Jahrgang. Gebunden M. 7.50 (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Von Jahr zu Jahr wächst mit der Kompliziertheit unsers Rechtslebens für den Juristen die Schwierigkeit, sich im Labyrinth der neueren Rechtsprechung zurechtzufinden und jederzeit rasch, wie es die Praxis verlangt, einen zuverlässigen Ueberblick über die für den Einzelfall wichtigen Entscheidungen zu gewinnen; er ist daher mehr als je auf die Hilfe von Kompendien angewiesen, die in möglichst kurzen Zeiträumen das neue Material zusammenfassen und übersichtlich gruppieren. Diesem Zwecke dient in besonders rationeller Weise das Soergelsche Jahrbuch, das schon durch seine sechs ersten Bände sich den Ruf eines überaus wertvollen Hilfsmittels zur Orientierung erworben hat und mit seinem jetzt vorliegenden, in jeder Hinsicht vervollkommneten 7. Jahrgang diesen Ruf noch wesentlich befestigen wird. Vor Werken ähnlicher Art zeichnet es sich anerkanntermaßen durch die ausführliche Wiedergabe der Rechtssätze aus. Ferner sind sämtliche Entscheidungen mit einem den Inhalt des Rechtssatzes sofort kennzeichnenden Schlagwort versehen und fortlaufend numeriert, wodurch einerseits ein rasches Auffinden der gerade notwendigen Entscheidung, anderseits ein bequemes Zitieren in Urteilen, Schriftsätzen und wissenschaftlichen Arbeiten ermöglicht wird. Wie im vergangenen Jahre hat eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Entscheidungen Aufnahme gefunden, darunter gegen 300 sonst nirgends veröffentlichte Reichsgerichtsentscheidungen. Endlich ließ sich durch die Mitarbeit des Oberlandesgerichtsrats Birkenbihl eine ganz erhebliche Erweiterung des Buches ermöglichen, das nunmehr, wie aus dem Titel hervorgeht, die Rechtsprechung zu 84 Gesetzen bringt. Hierdurch hat der Umfang des neuen

Bandes gegen den vorjährigen eine Vermehrung um volle zwölf Bogen erfahren, während der Preis nur wenig erhöht wurde. Diese Erweiterung wird vor allem den Verwaltungsbeamten und den preußischen Juristen willkommen sein. „Soergels Rechtsprechung" darf nun das inhaltreichste und billigste Jahrbuch der oberstrichterlichen Rechtsprechung Deutschlands genannt und als solches allen Interessenten aufs wärmste empfohlen werden. R. D.

Adam Smith. Von Karl Jentsch. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Wer sich für Volkswirtschaft und Politik interessiert — und wer täte das heutzutage nicht? —, der kennt den Namen Adam Smith. Aber meist auch nicht mehr als den Namen. Aus dem vorliegenden Buch kann er sich über Leben und Lehre des wahrhaft bedeutenden Mannes unterrichten. Jentsch stützt sich im biographischen Teil auf die vortreffliche Arbeit von Rae, in den sachlichen Darlegungen auf die eignen Schriften von Smith. Da er gut zu schreiben weiß und sich auf die Kunst versteht, die Theorien in Kürze und Klarheit wiederzugeben, so hat er ein ebenso nützliches wie erfreuliches Buch zustande gebracht. Namentlich danken wir ihm dafür, daß er die weniger beachteten Seiten an Smiths wissenschaftlichen Leistungen ans Licht gezogen und sie mit unsern heutigen Einsichten verglichen hat. So erfahren wir zum Beispiel, wieviel Richtiges Smith von der Entwicklung der Sprache, von der Eigenart der Künste u. dgl. m. aussagt; wir werden diesen selbständigen Denker künftighin wohl noch höher einschätzen müssen, als es bisher üblich war. M. D.

Arthur Chuquet, Un prince jacobin. Charles de Hesse ou le général Marat. Paris, Albert Fontemoing, Editeur. Collection „Minerva".

Der Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Sohn des Landgrafen Konstantin (1752 bis 1821), ist das deutsche Gegenstück zu Philipp Egalité. 1772 trat er in französische Dienste und avancierte rasch, da er sich der besonderen Gunst des Königs zu erfreuen hatte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sich kopfüber in die Revolution zu stürzen und bald einer der enragiertesten Jakobiner zu werden, so daß ihn seine Parteigenossen den General Marat nannten. Einer seiner Aussprüche lautete: „Je dénoncerais Dieu le père, s'il n'était pas Jacobin." Er tritt besonders in den Jahren 1792 und 1793 hervor, denunziert Dietrich, Custine, Luckner und schickt sie zur Guillotine; in Lyon verhaftet er jene unglücklichen Offiziere, die später der Wut des Pöbels zum Opfer fielen; unter dem Direktorium ist er Mitarbeiter mehrerer Zeitungen. — Dies Buch von Chuquet liefert als erste ausführliche Biographie des merkwürdigen Mannes einen wertvollen Beitrag zur Revolutionsgeschichte.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Naturſinn in der deutſchen Dichtung. Von Julie Adam. Wien und Leipzig 1906, Wilhelm Braumüller. 232 S. M. 2.40.

Die Verfasserin hat sich eine reizvolle Aufgabe gestellt. Sie will zeigen, wie sich in fortschreitender Verfeinerung und Veredlung das Naturgefühl in der deutschen Dichtung widerspiegelt. Der vorliegende Teil des Werkes reicht von den ältesten Zeiten bis zu Heine. Das Buch enthält zum größten Teil vollständige Zitate aus Werken der behandelten Dichter und bildet so eine aus bestimmtem Gesichtspunkt angelegte hübsche Anthologie. Die verbindenden Erklärungen gehen selten über altbekannte und elementare Kenntnisse hinaus und wirken zum Teil recht trivial. Br.

Ernſt Moritz Arndt und das kirchlich-religiöſe Leben ſeiner Zeit. Von Dr. phil. Ernst Müsebeck. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine auch für unsre Zeit noch wertvolle Seite im Lebenswerke Arndts, den man fast nur noch als Dichter von Kommersbuchliedern kennt, wird hier dem Leser anschaulich und eindringlich vorgehalten. Der Verfasser hat recht, wenn er meint, daß gerade für die Gegenwart mit ihrem konfessionellen Hader und dem harten Streite theologischer Schulen die Erinnerung an diesen national wie religiös tief empfindenden Mann von Interesse und Nutzen sein könne. Auf sorgsamen Quellenforschungen beruhend, zeichnet das Buch Arndts religiöse Anschauungen in der Entwicklung seines Lebens und im Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit. Mit sachlicher Genauigkeit paart sich persönlich wirkende Anteilnahme und Herzenswärme. Br.

Das Tragiſche als Geſetz des Weltorganismus. Von Ernst August Georgy. Berlin, Verlag von Albert Kohler.

Das Eigentümlichste dieses Buches, das aus kraftvollem Kampf mit den Problemen erwachsen ist, liegt in der Einordnung des Tragischen in den Weltzusammenhang. Wer die Natur frei betrachtet, muß erkennen, daß alles in ihr auf eine Gestalt hindrängt; in diesem Gestaltungsmoment stimmt die Kunst mit der Natur überein, so daß „durch das Kunstwerk der ganze Natur- und Weltbau geahnt wird". Ueberall, wo über die bloß äußere Zweckmäßigkeit hinaus gestaltet wird,

also schon bei der „Schöpfung", regt sich der Geist der Kunst. Bei der üblichen Trennung zwischen Natur und Kunst wird das Psychologische und Technische überschätzt. Indem der Verfasser die Kunst in den Weltorganismus hineinsenkt, entdeckt er das Tragische als Welt- und Lebensgesetz. Seine weiteren Ausführungen, die wohl am stärksten durch Hebbel beeinflußt sind, gehen zu sehr ins Detail, um hier wiedergegeben werden zu können. Der Leser möge selbst von ihnen Kenntnis nehmen: es verlohnt sich. M. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adamkiewicz, Prof. Dr. A., Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall. Naturwissenschaftliche Studie über die Beziehungen der Seele zu den andern Kräften in der Natur. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 1.—.

Adams, Brooks, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalles. Mit einem Essay von Theodor Roosevelt. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

Alpine Gipfelführer. Band XII. Der Grossvenediger. XIII. Sesvenna und Lischanna. XIV. Die Hochwilde. XV. Die Jungfrau. XVI. Der Rosengarten. XVII. Die Marmolata. Mit Karten und Abbildungen nach Naturaufnahmen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden je M. 1.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 129. Bändchen: Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von K. Th. Heigel. — 157. Bändchen: Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling. Zweite und dritte, durchgesehene Auflage. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Leinwand M. 3.—, in Leder M. 3.80.

Bölsche, Wilhelm, Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Volksausgabe. Berlin, Hermann Seemann Nachf. M. 1.—.

Braun, Joseph S. J., Die belgischen Jesuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Gotik und Renaissance. Mit 73 Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—.

Brosswitz, F., Heinrich Laube als Dramatiker. Mit Bildnis des Dichters. Breslau, H. Fleischmann.

Denkschrift an den Reichstag. „Die Eisenbahnen Afrikas, Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika." Ausgearbeitet in der Kolonial-Abteilung. Berlin, Auswärtiges Amt, Kolonial-Abteilung.

Denkschrift betreffend **die Entwickelung des Kiautschou-Gebietes** vom Oktober 1905 bis Oktober 1906. Berlin, Dietrich Reimer. M. 3.—.

Draganof, La Macédoine et les Réformes. Préface de M. Victor Bérard. Carte extraite des Cartes de l'Etat-Major. Paris, Librairie Plon.

Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln. Von R. Parkinson. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Mit vielen Tafeln, Textbildern und Uebersichtskarten. 28 zehntägige Liefg. à 50 Pf. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Dumas, Casimir von, Tropfen im Meere Deutscher Dichtung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

„Eckart". Ein deutsches Literaturblatt. 1. Jahrgang, Heft 8. Erscheint monatlich, Preis vierteljährlich M. 1. Berlin, Zentralverein für Gründung von Volksbibliotheken.

Eggert-Windegg, Walther, Geschichten und Bilder aus Frankreich. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.—.

Flugschriften des Monistenbundes. Erstes Heft: Monismus und Naturgesetz von Ernst Haeckel. Brackwede, Dr. W. Breitenbach. 80 Pf.

Forke, Prof. Dr. Alfred, Die Völker Chinas. Vorträge, gehalten im Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin. Berlin, Karl Curtius. M. 1.50.

Franck-Oberaspach, Dr. Karl, Künstlerschaft und Fabrikantentum im Württembergischen Kunstgewerbeverein. Eine Abwehr. Oberaspach, Post Großaltdorf, im Selbstverlag.

Frühauf, Walter, Praktische Theologie! Kritiken und Anregungen. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Guttreu, Fritz, Geldmenschen. Schattenbilder aus dem Leben. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Halle, Dr. Ernst von, Handelsmarine und Kriegsmarine. Vortrag. Heft 4 u. 5 von „Neue Zeit- und Streitfragen". Dresden, Zahn & Jaensch. M. 1.50.

Harpf, Dr. Adolf, Das Weibwesen. Eine Kulturstudie. Rodaun b. Wien, Verlag der „Ostara". 70 Pf.

Heinemann, Erna, Gedichte. Neurode, Dr. Ed. Rose. Gebunden M. 3.—.

Hild, Otto, Ich suche... Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Ibsen, Henrik, Sämtliche Werke, Volksausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer, Verlag. Gebunden M. 15.—.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1906 bis 1907. Zweiundzwanzigster Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 42 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Leinwand M. 7.—.

Kästner, Dr. O., Sozialpädagogik und Neuidealismus. Leipzig, Roth & Schunke. M. 3.60.

Key, Ellen, Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen. Berlin, S. Fischer, Verlag. M. 4.—.

Knauer, Georg, Aus meiner Welt. Gedichte. Zweite Auflage. Wiesbaden, Emil Behrend. Gebunden M. 1.50.

Kremer, O. K., Neinia. Denkversuche. Wien und Leipzig, Ed. Beyers Buchhandlung.

Krüger, Dr. Gustav, Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. IV. Reihe. 3./4. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.—.

Küster, Dr. Konrad, Gesammelte Schriften. Band 1: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Berlin, J. Harrwitz Nachf. G. m. b. H. M. 1.50.

Leo, Justus, Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen (psychologisch - historische Untersuchung der Quellen). Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 3.60.

Leyden, Johann von, Faust der Politiker. Trauerspiel in vier Akten nebst einem Nachspiel. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 2.—.

Menke-Glückert, E., Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 5.40.

Mensch, Dr. E., Deutsche Geschichte. Volkstümlich dargestellt. Berlin, Franz Wunder. M. 2.—.

Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreform mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller, herausgegeben von Dr. H. Molenaar. Leipzig, Otto Wigand m. b. H. Jahresbetrag M. 6.—. 1. Heft, Einzelpreis M. 1.80.

Meyer, Dr. M. Wilhelm, Aegyptische Finsternis. Meine Reise nach Assuan zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Auflage. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. M. 2.—.

Moltmann, Dr. Johannes, Katholisch — doch nicht welsch! Ein Protest wider die völkerverderbende römische Fremdherrschaft, die unser deutsches Volkstum so schmählich zerreißt. Propagandaschrift wider den römischen Beichtstuhl. Leipzig, O. Wigand.

Oberndorff, Gräfin Many von, Die barmherzige Samaritanerin. — Hanna. Zwei Wiener Geschichten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Pilatus (Dr. Viktor Naumann) „Die katholische Presse", eine kritische Studie. Wiesbaden, Hermann Rauch. 50 Pf.

Prorók, Julian, Ketzereien. Keimzellen einer Philosophie. Dorpat und Leipzig, Fritz Schledt. Gebunden M. 2.—.

Reuß-Hörnes, Jenny von, Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 2.—.

Rignano, Eugenio, Los von der Erbschaft! Deutsch von Otto Südekum. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Roeder, Oswald, Michel-Angelo. Ein Beitrag zu seinem Seelenleben. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Röttger, Dr. med. W., Genussmittel — Genussgifte? Betrachtungen über Kaffee und Thee auf Grund einer Umfrage bei den Aerzten. Berlin, Elwin Staude. M. 1.—.

Samson-Himmelstjerna, H. von, Ueber Geistesfreiheit. Betrachtungen. Dorpat und Leipzig, Fritz Schledt.

Schmidt, Richard, Geduld. Roman. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schüler, Carl, Staatsanwalt Alexander. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, D. Dreyer & Co.

Troeltsch, D. Dr. Ernst, Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.60.

Ullmann, Rega, Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt. Frankfurt a. M., H. Demuth.

Wehberg, Hans, Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Köln, M. DuMont Schauberg.

Werner, Dr. Adolf, Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Zeitgemässe historisch-politische Betrachtung. Berlin, Dr. W. Rothschild. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

B

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064468588

Digitized by Google

Digitized by Google